Der
Bürgerfreund
eine
Wochenschrift
zur
Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.



Nachricht.

Der Bürgerfreund erscheint wöchentlich zweimal, Sonntags und Donnerstags, einen Bogen stark. — Der nächste Jahrgang wird auf besseres Papier (wie dieser Probebogen zeigt) gedruckt und durch gütige Unterstützung mehrerer Mitarbeiter reichhaltigeren Inhalts werden. — Die Hindernisse, welche sich unvermuthet den ferneren Steindruckarbeiten entgegenstellten, sind größtentheils gehoben und wir hoffen bald wieder Beilagen von Zeichnungen, Kupferstichen und musikalischen Compositionen in Steindruck zu liefern. —

Man verbindet sich für diese Wochenschrift nur auf ein viertel Jahr durch Vorausbezahlung von sechs und dreißig Groten Gold. — Der ganze Jahrgang zwei Thaler in Louisd'or zu fünf Thaler.

Auswärtige belieben ihre Bestellungen bei ihren resp. Postämtern oder Buchhandlungen zu machen und Beiträge die sich für dieses Blatt eignen einzusenden an

Bremen, am 31ten December 1818.

die Redaktion des Bürgerfreundes.

Dritter Jahrgang.

Universität Bremen
Bibliothek
Fc 9431-1818

Bremen,
gedruckt und verlegt bei Georg Jönhen.

Inhalt.

Nro. 1. Abschied an das Jahr 1817. — An den Morgenstern des ersten Januars 1818. — Die Belagerung der Festung der Liebe. — Das Glück. — Herbstreise nach Venedig. — Theaterkritik.

Nro. 2. Herbstreise nach Venedig. Inhalt Musik — Probe der satyrischen Laune Dr. Martin Luther's. — Gezwungene Anleihe eigener Art. — Gebet der Bremischen Judenschaft. — Lied vom Glück. von Fr. Rückert.

Nro. 3. Volk und Nation. — Die Manuscripte. Eine Erzählung. — Englands Uebermacht. — Theater und Musik zu Mayland. — Ueber das Theater. von Dr. H.

Nro. 4. Die Manuscripte. Forts. — Theater und Musik zu Mayland. Schluß. — Ueber Wohlgerüche. — Die Herbstreise nach Venedig. — Kindermährchen, von Fr. Rückert. — Ueber das Theater. Schluß. — Charade von vier Sylben.

Nro. 5. Einige Bremische Inschriften. Vom Sen. Dr. Deneken. — Befreiung Bremens. — Die Manuscripte. Forts. — Ueber Wohlgerüche. Schluß. — Seltener Vorfall. — Eingesandte Bemerkung wegen den Bänken auf dem Wall. — Kritik der Theater-Anzeige des Hrn. Ringelhardt. — Anzeige von der Redaktion. — Auflösung der Charade in Nro. 4.

Nro. 6. Die Manuscripte. Forts — Das Calciospiel zu Florenz. — Reisebeschreibung von Grönland. — Kunstansicht. — Anekdote aus dem alten Paris. — Bitte. Schauspiel betreffend.

Nro. 7. Noch einige Beiträge zur Sittengeschichte Bremens im 16. Jahrhundert. Vom S. Dr. Deneken. — Die Manuscripte. Schluß. — Der Diamant. Mährchen, frei nach Voltaire. — Reisebeschreibung von Grönland. Schluß. — Die Templer auf Cypern. — Räthsel.

Nro. 8. Noch einige Beiträge zur Sittengeschichte Bremens im 16. Jahrhundert. Schluß. — Der Diamant. Forts. — Frühlingstage der Kindheit. — Aus der Schweiz. — Weibertreue. — Kritische Bemerkungen über die Kunstansicht in Nro. 6.

Nro. 9. Eine merkwürdige Familiengeschichte aus dem 14. Jahrhundert. Vom Sen. Dr. Deneken. — Der Diamant. Forts — Ueber die Ungewißheit des Todes. — Bruchstücke aus einem Wörterbuche der Liebe. — Theater-Nachrichten. — Auflös. des Räthsels in Nro. 7.

Nro. 10. Der Diamant. Forts. — Frühlingstage der Kindheit. Forts. — Milde und Strenge. — Der Eremit. Ballade. — Theaterkritik. — Kunstansicht.

Nro. 11. Der Diamant. Forts. — Der Allfresser Tarare. — Beitrag zur Naturgeschichte der Spinnen. — Rasche Fortschritte der nordamer. Regierung. — Stille Liebe. Mehr als Roman. — Ein Gaunerstreich. — Kunstansicht. — Die Stinkkatze — Das Urtheil. — Buchstaben-Räthsel.

Nro. 12. Eine Wohlthätigkeitsanstalt in Bremen. — Frühlingstage der Kindheit. Forts. — Das Riesenteleskop. — Der Diamant. Forts. — Blauer Dunst. — Unglaubliche Grabschrift. — Anekdoten. — Anfrage. — Räthsel. — Auflösung des Räthsels in Nro. 11.

Nro. 13. Ein paar Worte über die Königin Christine von Schweden, und ihr Betragen gegen die Stadt Bremen. Vom Sen. Dr. Deneken. — Der Diamant. Forts. — Etwas über die Beerdigung unserer Todten. — Stille Liebe. Forts. — Wohlfeiler Verkauf eines Landguts. — Der Rechenmeister Adam Ries. — Beantwortung der Anfrage in Nro. 12. — Räthsel. — Bitte an die Theater-Direktion. — Auflösung des Räthsels in Nro. 12.

Nro. 14. Der Diamant. Schluß. — Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten. Einleitung. — Hüte von Seeotterhaar. — Bremer Theater. — An meinen alten Hut. — Räthsel. — Auflösung des Räthsels in Nro. 13.

Nro. 15. Weichheit. — Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten. Forts. — Politische Rechenkunst. — Das Schweizermädchen. — Stille Liebe. Forts. — Bremer Theater. — Auflösung des Räthsels in Nro. 14.

Nro. 16. Ueber den Gesang in den Kirchen. Forts. — Stille Liebe. Forts. — Gedanken von Swift. — Kunstansicht. — Vertheidigung von E Clausius. — Sylben-Räthsel.

Nro. 17. Ueber den Gesang in den Kirchen. Forts. — Stille Liebe. Schluß. — Theaterkritik.

Nro. 18. Ueber den Gesang in den Kirchen. Forts. — Der Flibustier. Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. — Mancherlei Verordnungen des löbl. Magistrats zu Krähwinkel. — Neue Entdeckung. — Auf einen Vielesser. — Warnung. — Auflösung des Räthsels in Nro. 16.

Nro. 19. Ueber den Gesang in den Kirchen. Forts. — Ueber Begrüßungen auf öffentlichen Straßen und Spaziergängen. — Mancherlei Verordnungen des Magistrats zu Krähwinkel. Forts. — Der Flibustier. Forts. — Börsenschließen. — Kurze Beleuchtung der in Nro. 17 enthaltenen Theaterkritik. — Ueber die Bülletins des Hrn. von Kotzebue. — Anzeige der Redaktion.

Nro. 20. Ueber den Gesang in den Kirchen. Forts. — Der Flibustier. Forts. — Anzeige für die Freunde der Musik. — Antwort an den Verfasser der kurzen Beleuchtung u. s. w. — Fresko-Anekdote. — Distichon. — Berichtigung zur Warnung. — Anzeige der Redaktion. — Lord Ermuths Thaten. — Anekdote. — Räthsel. — Berichtigung. —

Nro. 21. Ueber die Bedeutung der Worte: Ich will halten Tafel und Buch samt der neuen aufgerichteten Eintracht. Vom Sen. Dr. Deneken. — Ueber den Gesang in den Kirchen. Forts. — Der Flibustier. Forts. — Anzeige. — Auflösung des Räthsels in Nro. 20.

Nro. 22. Ueber den Gesang in den Kirchen. Forts. — Der Flibustier. Forts. — Kann ein Ueberschuß vorhanden seyn, von den Sammlungen für verwundete Krieger? — Mancherlei Verordnungen des Magistrats zu Krähwinkel. Forts. — Räthselkampf.

Nro. 23. Ueber den Gesang in den Kirchen. Forts. — Aloys, Graf v. Reding. — Der Flibustier. Forts. — Sonderbare Benennung. — Mancherlei Verordnungen des Magistrats zu Krähwinkel. Schluß. — Expectoration. — Bitte an edle Menschen-Freunde. — Gedanken von Pope. — Auflösung des Räthselkampfs in Nr. 22 — Weltversöhnung für Charfreitag.

Nro. 24. Am ersten Ostertage. — Ueber den Gesang in den Kirchen. Schluß. — Der Flibustier. Forts. — Erklärung. — Betrachtungen. — Sylben-Räthsel. — An die Laute. — Beilage: ein Musikblatt in Steindruck.

Nro. 25. Verordnungen des löbl. Magistrats zu Krähwinkel. — Der Flibustier. Forts. — Blüthen. — Tröstung über das Wörtlein: Ueberschuß, in Nro. 22. — Veränderter Zustand beider Geschlechter in Frankreich. — Gedanken von Swift. — Die Tanzende. — Dreisylbiges Räthsel. — Auflösung des Räthsels in Nro. 24.

Nro. 26. Der Flibustier. Forts. — Die Zimmer-Flora, oder kunstgemäße Behandlung der Zimmer-Pflanzen. — Anzeige. — Gedanken von Pope. — Nachricht. — Noch ein Wort zur Tröstung in Nro. 25. — An die Theater-Direktion. — Auflös. des Räthsels in N. 25.

Nro. 27. Die Sterne. — Die treue Tochter. — Neue Erfindung Kartoffeln zu einem guten Mehl zu bereiten. — Anfragen. — Der Flibustier. Forts.

Nro. 28. Neue Erfindung Kartoffeln zu einem guten Mehl zu bereiten. Schluß. — Lieblingssprüche und einige Fabeln von Dr. Martin Luther. — Der Flibustier. Forts. — Verordnungen des löbl. Magistrats zu Krähwinkel. — Randglosse. — Fluchen. — Der längste Tag. — An einen Silhouetteur. — Die Worte der Religion. — Charade. — Verbesserungen.

Nro. 29. Beitrag zur Sittengeschichte Bremens im 16. Jahrhundert. Vom Sen. Dr. Deneken. — Der Flibustier. Forts. — Ueber das öffentliche Aussprechen vom Lob und Tadel. — Schattenspiele im strengsten Verstande. — Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 28.

Nro. 30. Beitrag zur Sittengeschichte Bremens im 16. Jahrhundert. Schluß. — Verordnungen des Magistrats zu Krähwinkel. Forts. — Der Flibustier. Forts. — Blüthen. — Graf Moritz von Sachsen und Dem. Laconvreur. — Sätze in Rochevaucauld. Manier. — Die Vorsehung. — Aufl. der Charade in Nro. 29. — Sylben-Räthsel.

Nro. 31. Das Lied vom Sarge. — Der Flibustier. Schluß. — Verordnungen des Magistrats zu Krähwinkel. Schluß. — Schiffbruch der Brick la jeune Sophie im August 1817. — Gespräch eines Landmanns mit einem Juden an der Wirthstafel zu Berlin. — Art und Weise wie in Rußland die Kartoffeln gepflanzet werden. — Wunsch. — Auflösung des Räthsels in Nro. 30.

Nro. 32. Luthers Gebet am Throne des Erlösers. — Ein paar Worte über Handelsgerichte. — An die Hoffnung. — Die tugendhafte Schauspielerin. — Eitelkeit im Tode. — Heilung eines Fieberkranken. — Die Verdeutschungssucht. — Beißende Antwort. — Rose und Eiche. — Miscellen.

Nro. 33. Hochherzige Gesinnung eines Quakers und eines Negers. — Der sonderbare Streit. — Die Quelle der Weisheit. Erzählung von W. Willmar. — Heirathsfeierlichkeit in Egypten. — Empfindsamkeit. — Urtheil eines Berliner Kritikers über Hr. Baders Gastrollen in Berlin.

Nro. 34. Herbsleben's Bewohner, am Abend der Feuersbrunst des 23. März 1818 und Zuruf an die Unglücklichen. — Auszug der eigenhändigen Memoiren der Madame Manson. — Die Quelle der Weisheit. Forts. — An die Hoffnung. ꝛc. ꝛc. — Ueber die Distillation des Meerwassers und dessen Benutzung für den Seefahrenden. — Miscellen. — Am Grabe eines Selbstmörders. — Theaterkritik.

Nro. 35. Maylied. — Auszug der eigenhändigen Memoiren der Madame Manson. Forts. — Kurze und gedrängte Erwiederung des 2. Aufsatzes an die Hoffnung in Nro. 34. — Die Quelle der Weisheit. Forts. — Grausame Bestrafung eines deutschen Soldaten. — Anzeige. — Der Wunderstrom.

Nro. 36. Versuche, welche in Brest, Rochefort und ganz Toulon über die Unschädlichkeit des destillirten Meerwassers, als Getränk und zur Speisebereitung gemacht sind. — Die Quelle der Weisheit. Forts. — Hoffnung. — Das deutsche Schwert. — Kaltblütige Rache. — Die verdiente Strafe. — Miscellen. — Klage und Trost.

Nro. 37. Auszug der eigenhändigen Memoiren der Madame Manson. Forts. — Die Quelle der Weisheit. Forts. — Der amer. Spottvogel. — Berichtigung. — Antwort von S. — Der treue Bediente. — Blüthen. — Wunsch. — Im Salon d'Apollon in Hamburg. — Nachricht. —

Nro. 38. Ueber die verschiedenen Ansichten vom Theater und der theatralischen Kunst. — Die Quelle der Weisheit. Schluß. — Auszug der eigenhändigen Memoiren der Madame Manson Forts. — Antwort von K. — Theaterkritik.

Nro. 39. Auszug der eigenhändigen Memoiren der Madame Manson. Schluß. — Etwas über den Mittelstand. — Ueber die verschiedenen Ansichten vom Theater und der theatralischen Kunst. Forts. — Gleichheit. — Ein Ball, der ein Jahr gedauert. — Miscellen. — Theaterkritik.

Nro. 40. Nachtrag zu Fualdez Prozeß und den Memoiren der Mad. Manson. — Das Romanenlesen, als eine Ursache der weiblichen Ausartung. — Nachrede zu einer alten und Vorrede zu einer neuen Sache. — Erfahrungen. — Einzelne Züge. — Anekdote. — Correspondenz-Nachricht.

Nro. 41. Ueber die verschiedenen Ansichten vom Theater und der theatralischen Kunst. Schluß. — Ueber ein altes die Bremische Geschichte betreffendes Manuscript. Vom Sen. Dr. Deneken. — Nachtrag zu Fualdez Prozeß. — Die Quaterne. — Dankbezeugung.

Nro. 42. Die Quaterne. Schluß. — Einiges über die Bühne in Bezug auf Bremen. — Nachtrag zu Fualdez Prozeß. Forts. — Lebensregel. — An Herrn K. — Bade-Anstalt in Bassum. — Theaterbau. — Correspondenz-Nachrichten. — Berichtigung. — Ton-Räthsel.

Nro. 43. Nachtrag zu Fualdez Prozeß. Schluß. — Die Ahnfrau. Eine Erzählung. — Das Prisma. — Einige Proben dänischer Volkssagen. — Antwort an den sich so nennenden „Verfasser des ersten Aufsatzes an die Hoffnung." — Bonbon. — Agio. — Hungerkur. — Die Zeit. Fragment I und II. — Anagramm. — Auflös. des Ton-Räthsels in N. 42.

Nro. 44. Eine Erzählung aus des Bürgermeistess Daniel von Büren Denkbuche. Vom Sen. Dr. Deneken. — Die Ahnfrau. Forts. — Frage. — Wunsch. — An die Direktion des Schauspiels. — Correspondenz Nachrichten. — Die Zeit. III. — Der Traum. — Auflösung des Anagramms in Nro. 42.

Nro. 45. Die Ahnfrau. Forts. — Schiffbruch der französischen Fregatte Medusa. — Briefe aus Elendsheim. — Der Mißverstand. — Auflösung. — Die Zeit. IV. — Räthsel. — Turandot zu Kalaf.

Nro. 46. Die Ahnfrau. Schluß. — Der Feldmarschall Suwarow. — Schiffbruch der französischen Fregatte Medusa. Forts. — Der Rangstreit unter den Metallen. — Der Kuhbaum und die Pflanzenmilch. — Selbstprüfung. — Die Zeit. V. — Correspondenz-Nachrichten. — Auflösung des Räthsels in Nro. 45.

Nro. 47. Die alte bremische gereimte Chronik von Johann Renner. Erste Lieferung. — Der Schiffbruch der franz. Fregatte Medusa. Schluß. — Die hiesigen Theaterkritiken betreffend. — Verschiedene Sätze. — Wunsch. — Theaterkritik.

Nro. 48. Gunima. Eine Erzählung aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Vom Verfasser des Flibustier. — Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Churhessischen freiwilligen Jägers, im Befreiungskriege des Jahrs 1814. — Deutschlands Hoffnung. — Gegenwart und Zukunft. — Theaterkritik betreffend. — Veränderlichkeit. — Jünglings Phantasie. — Lied auf die Bremer Turner.

Nro. 49. Die Zeit. VI. — Gunima. Forts. — Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Churhessischen freiwilligen Jägers. Forts. — Freiheit. — Wahrheit. — Anekdote. — Wunsch. — Auf der Weser den 15. Mai 1818. — Trügliches Symptom. — Verschiedene Sätze. — Correspondenz-Nachrichten. — Bemerkungen über die Theaterkritik in Nro. 47. die Ahnfrau betreffend. — Vocal-Charade.

Nro. 50. Bremische Geschichte in Versen nach der gereimten Chronik von Johannn Renner. Erste Fortsetzung. — Preise einiger Lebensmittel und anderer Sachen im Anfange des 16. Jahrhunderts. Vom Sen. Dr. Deneken. — Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Churhessischen freiwilligen Jägers. Schluß. — Gunima. Forts. — Verschiedene Sätze. — Charade. — Auflösung der Vocal-Charade in Nro. 49.

Nro. 51. Luther's lebendiges Denkmal. — Gunima. Forts. — Blüthen. — Blind geladen. — Kleinigkeiten. — Küssen und Herzen. — Zweisylbige Charade. — Antwort an die Hrn. Verfasser der Bemerkungen über die Theaterkritik des Trauerspiels „die Ahnfrau." — Auflösung der Charade in Nro. 50.

Nro. 52. Die Genien des Lebens. — Gunima. Forts. — Der Kapellmeister Himmel in der Dorfkirche. — Brief eines neugebackenen adlichen Fräuleins an eine bürgerliche Kunkel. — Folgen einer Neckerei. — Mutterſorge. — Blüthen. — Die Schmeichlerin. — Kein Wunder. — Erklärung. — Entschuldigung. — Palindrom. — Auflösung der Charade in Nro. 51.

Nro. 53. Noch einiges Bemerkenswerthes aus des Bürgermeisters D. von Büren Denkbuche. Vom Sen. Dr. Deneken. — Die große Zukunft. Ein Traum. — Gunima. Forts. — Schlechter Trost. — Anekdote. — Denksprüche aus alten Philosophen verschiedener Völker. — Der Todte an den Lebenden. — Gegenerklärung, als letzte Antwort auf die Erklärung in Nro. 52. — Räthsel und Charaden von Hebel. — Auflösung des Palindroms in Nro. 52.

Nro. 54. Rennersche Reim-Chronik von Bremen. Zweite Forts. — Gunima. Forts. — Ein Beitrag zu der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. Vom Sen. Dr. Deneken. — Die Hellsehende. Eine wahre Erzählung. — Gruß und Gegengruß. — Verschiedene Sätze. — Auflösung des Räthsels in Nro. 53. — Blüthen. — Gefühl eines Deutschen, am Abend vor der Schlacht. — Räthsel und Charaden von Hebel. Forts. — Anzeige den Kalender von 1819 betreffend.

Nro. 55. Gunima. Forts. — Die Hamster. — Töne aus der Vorzeit. — Reise über den Pol. — Das Maximum der Industrie. — An einen viel gereisten Geschäftsmann. — Billet einer Mutter an ihre auswärtige Tochter. — Blüthen. — Auflösung des Räthsels in Nro. 54. — Verschiedene Sätze. — Neue Sprichwörter. — Räthsel und Charaden von Hebel. Forts. — Anzeige. —

Nro. 56. Vom Selbstmorde. — Gunima. Forts. — Der Himmel. — Etwas Weniges über Logik. — Madame Potiphar. — Anklänge. — Blüthe. — Neue Sprichwörter. — Räthsel und Charaden von Hebel. Forts. — Auflösung des Räthsels in Nro. 55.

Nro. 57. Weiblicher Heroismus. — Gunima. Forts. — Trinkerlist. — Aus der Vorzeit. — Der Glückwunsch beim Riesen. — Geiz. — An den Logiker. — Einiges aus Zinkgreſs Deutschen Klugreden. — Bitte um Aufschluß. — Distichon. — Neue Sprichwörter. — Correspondenz-Nachricht. — Räthsel und Charaden von Hebel. Forts. — Auflösung des Räthsels in Nro. 56.

Nro. 58. Aus der Geisterwelt. — Nach dem dritten Gesichte des Hermas. — Gunima. Forts. — Mißheirath. — Andeutung. — Anekdote. — Leseblüthe. — Epigramme von A. Gebauer. — Neue Sprichwörter. — Distichon. — Vermischte Nachrichten. — Auflösung der Räthsel in Nro. 57. — Räthsel und Charaden von Hebel. Forts.

Nro. 59. Ein Wort an Deutschlands aufblühende Jugend. — Gunima. Forts. — Berechnung über den Ab- und Zufluß der Meere. — Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Deutschen von

Bremen nach Süd-Amerika. — Die Biene. — Etwas zu zeitig. — Räthsel und Charaden von Hebel. Forts. — Auflösung derselben in Nro. 58.

Nro. 60. Gunima. Frotf. — Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Deutschen von Bremen nach Süd-amerika. Schluß. — An den ungenannten Einsender des Aufsatzes: An den Logiker. — Fragment aus C. Tempels hinterlassenen Schriften. — Sehnsucht. — Anekdote. — Räthsel und Charaden von Hebel. Forts. — Auflösung derselben in Nro. 59.

Nro. 61 Gunima. Forts. — Einiges aus Mozarts Kinderjahren. — Furchtlosigkeit. — Warum steigt jetzt der Caffee im Preise? — Räthsel und Charaden von Hebel. Forts. — Auflösung derselben in Nro. 60.

Nro. 62. Die wilde Jägerin. — Meine Wünsche. — Gunima. Forts. — Schulden. — Die größte bekannte Masse gediegenen Kupfers. — Von der Abweichung der Magnetnadel. — Aus dem Leben des Erbprinzen von Hessen Homburg. — Lückenbüsser. — Die Flecken der Schönen. — Räthsel und Charaden von Hebel. Forts. — Auflösung derselben in Nro. 61.

Nro. 63. Seelenadel. — Eine abentheuerliche Seereise der Bremer im 11. Jahrhundert. Vom Sen. Dr. Deneken. — Der Staat und die Bühne. — Gunima. Beschl. — Höchst merkwürdige Fabrik in England. — Anfrage und Bitte. — Räthsel und Charaden von Hebel. Forts. — Auflösung derselben in Nro. 62.

Nro. 64. Eine Reise Bremischer Kaufleute nach Liefland im 12. Jahrhundert. Vom Sen. Dr. Deneken. — Das Pistol. Eine wahre Begebenheit. — Die Pflanzung des Oelbaums. — Anekdote. — Correspondenz-Nachrichten. Aachen. — Räthsel und Charaden von Hebel. Schluß. — Auflösung derselben in Nro. 63.

Nro. 65. Die Liebespost. — Das Schlachtschwert. Erzählung. — Der Thé dansant. — Aphorismen. — Einige Gedanken aus Ludov. Vives. — Vortheilhafte Erinnerung. — Beantwortung der Anfrage und Bitte in Nro. 63. — Correspondenz-Nachrichten. Aachen. Beschl. — Charade. — Auflösung des Räthsel und Charaden von Hebel in Nro. 64.

Nro. 66. Nachtgedanken. — Auch an den Kreuzzügen haben die Bremer Theil genommen. Vom Sen. Dr. Deneken. — Mann und Weib. — Das Schlachtschwert. Forts. — Spanische Hofetikette unter Karl II. — Die drei Worte der Neuvermählten. — Correspondenz-Nachrichten. Vom Rhein und Berlin. — Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 65.

Nro. 67. Auch an den Kreuzzügen haben die Bremer Theil genommen. Beschl. — Das Schlachtschwert. Forts. — Anfrage und Bitte die Raute betreffend. — Bitte. — An Bolivar. Ein Akrostich. — Berichtigung. — Auflösung der Charade in Nro. 66.

Nro. 68. Bericht des Schiffers Arend Wenke über seine Gefangenschaft in Tunis. — Das Schlachtschwert. Forts. — Ein Beispiel von Feinheit. — Neues musikalisches Instrument. — In tiefster Ehrfurcht. — Gedanken und Einfälle. — Logogryph. — Verbesserung in Nro. 67.

Nro. 69. Das Schlachtschwert. Forts. — Ausgestorbene Völker. — Bericht des Schiffers A. Wenke über seine Gefangenschaft in Tunis. Beschl. — Die Gerichtsnacht. Ein Traum. — Die Champagnerflasche. — Gedanken. — Der Held. — Neue Sprichwörter. — Charade. — Auflösung des Logogryphs in Nro. 68.

Nro. 70. An G. — Das Schlachtschwert. Forts. — Welche Tänze waren in Deutschland vor 100 Jahren Mode? — Schutzpockenimpfung. — Graf Marchmont. — Lesefrüchte. — Gedanken. — Einige sehr schöne Worte, als Todes-Anzeige bei Sterbefällen zum Abschreiben zu empfehlen. — Feine Artigkeit. — Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 69.

Nro, 71. Die Welt des Gefühls. — Das Schlachtschwert. Forts. — Besorgnisse und wohlgemeinter Rath. — Tauf-Ceremonien der armenischen Christen in Bushire. — Schauderhaftes Geständniß eines Russen. — Merkwürdiger Betrug. — Grausames Verbrechen. — Anekdoten. — Neue Sprichwörter. — Vorschlag. — Bitte an die Theater-Direction. — Anagramm. — Auflösung der Charade in Nro. 70.

Nro. 72. Der Elephant und die Maus. — Das Schlachtschwert. Forts. — Lucian Bonaparte. — Seltene Resignation einer Schauspielerin. — Denkwürdige Reden. — Englische Volkslieder. König Lear. — Palindrom. — Auflösung des Anagramms in Nro. 71.

Nro. 73. Johann Renners Reimchronik von Bremen. 3. Forts. — Das Schlachtschwert. Forts. — Lucian Bonaparte. Forts — Blinden-Anstalt in Sashausen. — Anekdoten. — An die Theater-Direction. — Neubekehrte Christen in Sognio. — Fächersurrogat. — Charade. — Auflösung des Palindroms in Nro. 72.

Nro. 74. Weibliche Ehrliebe und Gerechtigkeit. — Das Schlachtschwert. Forts. — Gottesurtheile in Malabar. — Mittel gegen Verschwörungen. — Polizei Anekdote. — Lebendes Mammuth in New-York. — Blüthen. — Große Antwort eines Königs. — Herzens Uebermaß. — An einen Schauspieler. — Neue Sprichwörter. — Auflösung der Charade in Nro. 73.

Nro. 75. Stoicismus. — Das Schlachtschwert. Forts. — Für Gemälde Liebhaber. — Johanna von Arc oder das Mädchen von Orleans. — Blüthen. — Englische Volkslieder. 2. Robin Adair. — An eine Schauspielerin. — Die neue Glocke und Philax. — Charade.

Nro. 76. Der alten Deutschen Brautkranz. — Das Schlachtschwert. Forts. — Das goldene Zeitalter oder die mageren Pferde. — Etwas über das Spinnen. — Die Erhaltung der Blumen durch warmes Wasser. — Neue Erfindung. — Töne. — Aus Nordamerika. — Ergänzung. — Das Buch der Zukunft. — Charade. — Auflös. der Charade in Nro. 75.

Nro. 77. Frühlings Abend. — Der Mörder Hussey in Greenwich. — Das Schlachtschwert. Forts. — Anekdoten. — Inschrift bei einer Illumination. — Der Freund. — Reinigkeit. — Unnatürlichkeit des Stolzes und Neides. — Logogryph. — Aufl. der Charade in Nro. 76.

Nro. 78. Das Schlachtschwert. Beschl. — Der weißköpfige Adler. — Leichenbegängniß in Ostindien. — Ueber das Verfahren, Fleisch durch Kohlenpulver frisch zu erhalten. — Historische Anekdoten und Karaktere. — Aus der griechischen Anthologie. — Neue Sprichwörter. — Vermischte Nachrichten. — Räthsel.

Nro. 79. Der Mörder Hussey. Forts. — Das Küssen und sein Ursprung. — Heirathsbewerbung an den Ufern des Adour. — Pope's Versuch über den Menschen. — Historische Anekdoten und Karaktere. — Auflösung des Räthsels in Nro. 78. — Tantalus. — Charade. — Auflösung, Antwort und Deutung des Logogriphs oder Frage-Räthsels in Nro. 77.

Nro. 80. Pope's Versuch über den Menschen. Beschl. — Die vier Ulmen. — Die Rache eines Unschuldigen. — Sitten der Japanesen. — Anekdoten. — Vermischte Nachrichten. — Logogryph.

Nro. 81. De Pradt's Blick auf die nächsten 6 Monate der Zukunft von Amerika. — Schlau ersonnene List. — Bevölkerung. — Epigramm eines Ungenannten. — Erzählung von Baraton. — Eva und Cleopatra. — Grabschrift auf einen Disputirgeist. — Vermischte Nachrichten. — Auflösung des Logogryphs in Nro. 80.

Nro. 82. Das Grabmal auf Rügen. — Thaddäus Kosciuszko. — Neue Gedichte. — Ein Einfall. Selbstgefühl. — Grabschrift eines Geizigen. — Singedicht. — Miscellen. — Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 79.

Nro. 83. Der Liebe Zeitrechnung. — Das Grabmal auf Rügen. Forts. — Thaddäus Kosciuszko. Forts. — Selbstverläugnung. — Anekdote. — Tischspruch. — Räthsel. — Auflösung der Charade in Nro. 82.

Nro. 84. Am 18. October. — Der Mörder Hussey. Schluß. — Am 5. Jahrestage des großen Freiheitskampfes. — Harpagons Sehnsucht. — An eine Dichterin. — Dreisylbige Charade. — Auflösung des Räthsels in Nro. 83.

Nro. 85. Das Grabmal auf Rügen. Beschl. — Ueber Brasilien. — Thaddäus Kosciuszko. Forts. Bestimmung. — An eine Dichterin. — An einen egoistischen Epigramisten.

Nro. 86. Thaddäus Kosciuszko. Forts. — für Gemälde Liebhaber. Forts. — Aachen. — Uebertreibungen. — Altes und Neues. — Der Kriegsrath und der Mäkler in Krähwinkel. — Widerspruch und Irrthum. — Auflösung der Charade in Nro. 84.

Nro. 87. Otfried. — Thaddäus Kosciuszko. Forts. — Ein ungewöhnliches Beispiel von Verstellung. — Narcissus. — Räthsel.

Nro. 88. Thaddäus Kosciuszko. Forts. — Otfried. Forts. — Sonst und Jetzt. — Sophisterei der Leidenschaft. — Freske Anekdote. — Gnomen. — Vermischte Nachrichten. — Auflösung des Räthsels in Nro 87.

Nro. 89. An Doctor Hampe's Grabe. — Thaddäus Kosciuszko. Schluß. — Ely Cox in Epsom und Thomas Osborn — Wahre Anekdoten. — Patriotismus. — Otfried. Beschluß.

Nro. 90. Am Grabe des verewigten Hrn. Sen. Johann Vollmers. — Lebensregeln. — Ueber irdische Glückseligkeit. — Fleurette. — Spruchserklärung. — Die Freunde. — Schauspiele in Java. — Historische Anekdote. — Der Jüngling und der Mann. — Charade.

Nro. 91. Londner Sittengemälde. — Fleurette. Beschl. Zigarren in Manilla. — Terpodion. — Adiaphanon. — Neue Brillen. — Liebesbrief eines Sprachmeisters. — Correspondenz-Nachricht. Aus Berl. — Nachruf am Grabe unsers allverehrten Vollmers. — Aufl. der Char. in N 90.

Nro. 92. Ely Cox und Thomas Osborn. Forts. — Für Gemälde-Liebhaber. Ueber Van Dyk's Landleben. — Ueber das neue große Theater in München. — Mannigfaltigkeiten. — Ausgebreitete Correspondenz eines Prahlers. — Der neue Ordensritter. — Charade. — Anzeige.

Nro. 93. Das Vergeltungsrecht. — Ely Cox und Thomas Osborn. Beschl. — Bemerkungen aus Zeitungen. — Aufforderung an Bremens Dichterinnen. — Mannigfaltigkeiten. — Anfrage. — Vorschlag. — Der Rangstreit. — Auflösung der Charade in Nro. 92. — Anzeige.

Nro. 94. Oeffentliche Vergnügungen. — Für Gemälde-Liebhaber. Ueber Van Dyk's Landleben. Forts. Lückenbüsser. — Mannigfaltigkeiten. — Gedanken. — Freeko-Anekdoten. — Apollo bei dem Streit von zwei poetischen Disputanten. — Sylben-Räthsel.

Nro. 95. Englische Volkslieder 3. — Beispiel geheimer französischer Justiz unter der Regierung Ludwigs XV. — Kriegesscene in Rußland. — Skizzen. — Abbee Galiani. — Die Leckermäuler. — Parabel. — Lesefrüchte von .....r. — Charade — Auflösung des Räthsels in Nr. 94.

Nro. 96. Der Rhein. — Ein Beispiel von dem Geschmack der Dichtkunst aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Vom Sen. Dr. Deneken. — Bemerkungen auf einer Reise von Hildesheim nach dem Brocken. 1816. — Die weißen Indianer. — Vorschlag zu einer bessern Gassenreinigung. — Epigramm an —. — Harmonika Concert. — Auflösung der Charade in Nro. 95.

Nro. 97. Ermunterung zur Freude. — Bemerkungen auf einer Reise von Hildesheim nach dem Brocken. Forts. — Wunderdinge. — Reflexionen über einige Zeitungs Artikel. — Bemerkungen über den Vorschlag, die Strassenreinigung zu verbessern. — Buchstäbliche Copia eines Umlaufschreibens. — An das Epigramm. — Charade. — Anzeige. —

Nro. 98. Bemerkungen auf einer Reise von Hildesheim nach dem Brocken. Beschl. — Die Kleinodien. — Henkers-Dienste — Reflexionen über einige Zeitungs-Artikel. — Prosaisches Panzerhemd gegen ein zu erwartendes Epigramm. — Mein Lebens- und Todesspruch. — Mittel gegen die Ansteckung des Typhus. — Das Mädchen an ihre Guitarre. — Auflösung der Charade in Nro. 97.

Nro. 99. Für Gemälde-Liebhaber. Ueber Van Dycks Landleben. Schluß. — Neue Rettungs-Anstalten für Schiffer. — Anzeige. — Reflexionen über einige Zeitungsartikel. — Mannigfaltigkeiten. — Der Vater und die Tochter. — An die Entfernte. — Charade.

Nro. 100. An das Publikum. — Für Gemälde Liebhaber. — Probe der neuesten dramatischen Dichtkunst. — Reflexionen über einige Zeitungs-Artikel. — Mannigfaltigkeiten. — Jugend und Alter. — Merkwürdige Hochzeit. — Gastmal des Geizigen. — Auf dem Brocken. — Auflösung der Charade in Nro. 99.

Nro. 101. Die Milben. — Anekdote. — Die Kolibris. — Der Insurgenten General St. Martin. — Blüthen. — Gedanken und Bemerkungen. — Mannigfaltigkeiten. — Gebet. — Auf dem Nonnenkirchhofe zu Theistungenburg.

Nro. 102. Die Genien des Lebens. — Blick von den Höhen, nach den Tiefen unserer Stadt. — Riekchen. Eine Erzählung. — Türkisches Eigenthums-Recht. — Lakonischer Briefwechsel. — Bemerkungen. — Mannigfaltigkeiten. — Anekdote. — An eine junge Künstlerin. — Charade. — Anzeige.

Nro. 103. Wiegenlied. — Riekchen. Schluß. — Frühe Geistesentwicklung. — Der Matapalobaum. — Die peruanische Chirimoya. — Bemerkungen. — Rüge. — Vermischte Nachrichten. — Der alte Offizier. — Charade — Auflösung der Charade in Nro. 102.

Nro. 104. Mein Kalender. — Der Festabend. — Morgenländisches Kleeblatt. — Sprüche des Morgenlandes. — Zur Beherzigung. — Finsterniß und Licht; Leid und Freude. — Die Holde, die ich meine. — Auflösung der Charade in Nro. 103. — Anzeige.

№ 1.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 1. Januar. 1818.

Abschied an das Jahr 1817.

Zieh hin o Jahr! mit Deinen Freuden alle,
Mit Deinem Kummer, Deinem Herzeleid. —
Ach! seit der ersten Eltern schwereu Falle,
Ist ja des Lebens Wechsel seine Seeligkeit!

Es schwindet alles; denn die Zeit hat Schwingen,
Das Herrlichste im Lethe-Strom versinkt;
Der Beß're wird in dieser Spanne ringen,
Nach einen Himmel der ihm Dauer winkt!

Wird aufwärts streben stets mit reinem Sinne,
Zum Thron des Licht's, zur höchsten Liebe Quell,
Damit er einst das schön're Ziel gewinne,
Das in der Ferne schimmert, hehr und hell. —

Zum Ziel das hier ihn schon im glänzenden Gebilde,
Hoch über Zeit und Raum erhebt;
Ihm leuchtet wenn zum besseren Gefilde,
Sein freier Geist mit kühnem Fittig strebt.

Ja, wandelbar ward nur der Mensch gebohren,
Und wandelbar wie er, ist sein Geschick; —
Drum zieh o Jahr! — Du warst nicht auserkohren,
Zu wenig that'st Du für der Menschheit Glück!

Wohl schmerzlich war's daß jede Hoffnung täuschte,
— Doch birgt die Trennungstunde keinen Groll —
Wann jeder Einzelne für sich Erhörung heischte,
Woher Entscheidung für des Ganzen Wohl?

Zieh hin zum Nichts, aus welchem Du entsprossen,
Zum langen Schlaf in einer düstern Nacht! —
Wohl manche Zähre ward in Dir vergossen,
Wohl manches Opfer in Dir dargebracht! —

Doch vieles sey Dir auch vergessen und vergeben;
Auf unsre heil'ge Jubelfeier nur den Blick!
Ach! solch' ein Fest wie uns Dein kurzes Leben
Geschenkt; — bringt ein Jahrhundert erst zurück.

Ja Jahr des Jammers! — Jahr voll Angst und Grauen,
Dem Christen hast Du Großes doch gethan;
Ihm neu den Weg gezeigt, auf den er mit Vertrauen,
Mit fester Zuversicht kann seinem Gotte nahn.

Drum zieh in Frieden! — diese warme Thräne
Sey noch des Danckes letzter, reinster Zoll! —
Es jauchzen Evens Töchter, Adams Söhne,
Die noch beim Abschied herzlich: „Lebewohl!“

v. e. Br******n.

An den Morgenstern des ersten Januars 1818.

Wie dein Silberstral mir so rein und helle
An des Morgens Thron' aus dem Goldgewölke
Früh erwacht entglimmt durch azurne Felder,
Führer der Horen!

Sey willkomm', Herold des erhabnen Tages,
Der im Glanzgewand mit Triumph dir nachschwebt!
Jetzo, da kein Laut noch verräth mein Frühlied,
Weih' ich Gesang dir!

Wende nicht dein Haupt mit dem Gottesblicke,
Ewiger Jüngling! ab von dem dämmernden Jahr.
Kehrend leucht' uns vor in die sternumblühten
Bahnen des Himmels!

Die Belagerung der Festung der Liebe.

Eine Anekdote aus der Geschichte Venedigs.

Unter der Regierung des venezianischen Herzogs Pietro Zianis (in dem Jahr 1216) ereignete sich folgende Geschichte, welche die Ueppigkeit und den Geschmack, der damals in den reichsten Städten Italiens herrschte, in einem zu lebendigen Bilde darstellt, als daß sie nicht aufbewahrt zu werden verdiente. Eine der blühendsten Städte war damals Treviso. Handel und der lebendige Geist der Industrie hatte die Bewohner dieser Stadt auf eine hohe Stufe des Wohlstandes emporgehoben, aber auch jenen Hang zu sinnlichen Vergnügungen unter ihnen erzeugt, der so gerne im Gefolge des Reichthums zu erscheinen pflegt. Bei jeder Gelegenheit gab man die üppigsten Feste in dieser Stadt, und Alles strömte aus der Umgegend zusammen, um an diesen Freuden Theil zu nehmen. Die Venezianer, Treviso's mächtigste Nachbarn, lebten damals immer in Kriegen. Nun ersann der raffinirte Geist der Bewohner dieser Stadt ein neues reizendes Schauspiel — das Gegenstück zu den tragischen Scenen des blutigen Kriegsgottes. Sie kündigten ein Fest an, bei dem die Belagerung der Festung der Göttin der Liebe vorgestellt werden sollte.

In der Mitte der Stadt ward ein prachtvolles festes Schloß errichtet, an das Reichthum, Kunst und Geschmack allen Zauber verschwendeten. Die edelsten und reizendsten Jungfrauen der Stadt, mit goldenen Kronen statt der Helme, und mit den kostbarsten Geschmeiden statt der Panzer geschmückt, sollten den Zauberpalast vertheidigen, und die vornehmsten und schönsten Jünglinge wurden eingeladen, die Festung zu erstürmen.

An dem festgesetzten Tage erschien von allen umliegenden Städten, besonders von Venedig und Padua, eine zahlreiche Schaar jugendlicher Kämpfer, die an dem Freudenspiele Antheil zu nehmen bereit waren. Die Kämpfer wurden um den Palast her in verschiedene Haufen getheilt.

Da erschienen auf der Zinne der zu erobernden Burg die liebenswürdigen Heldinnen, die durch die Reize ihrer frischen Jugend, ihrer Schönheit und ihres Schmuckes die kampflustigen Jünglinge zur Eroberung begeisterten. Sie hielten leichte aus Blumen und Perlen gewobene Schilde in der Hand; statt der Köcher und Pfeile hatten sie niedliche Körbchen, mit Pomeranzen gefüllt. Rosen, Lilien und alle Arten von Blumen und wohlriechende Essenzen waren die einzigen Waffen, die zum stürmenden Kampfe gestattet wurden. Die Jünglinge waren reich geschmückt, und mit denselben Waffen versehen. Flöten und andere sanftönende Instrumente dienten statt der Trompeten. Nun wird das Zeichen zum Angriffe mit dem Anklange der sanftesten Töne gegeben. Die Schaaren rücken an, ein Meer von Blumen durchfliegt die Lüfte, Flora scheint ihren ganzen Reichthum in reizenden Bögen durch die Lüfte zu schwingen, und von allen Seiten erschallt ein lauter Zuruf der Lust!

Mit begeisterter Freude drangen die Schaaren vorwärts, und vor allen strömte der krieggewohnte Haufen der venezianischen Jünglinge voran, und schon waren sie an der Pforte der Amazonenburg und im Begriffe, dieselbe zu sprengen — da erwachte die alte Eifersucht der Paduaner, die einen unversöhnlichen Groll gegen die Größe der Venezianer im Herzen trugen. Wüthend stürzten sie auf den Anführer der venezianischen Schaar los, der das mit dem Bilde des St. Marcus geschmückte Panier trug,

entrissen es ihm, und traten es schimpflich zu Boden!

Da verwandelt sich die Scene auf Einmal. Die Jünglinge greifen zum Schwert, und nicht ohne Blutvergießen hätte das Schauspiel geendet, wenn nicht die Richter des Kampfes plötzlich das Spiel geschlossen, und beiden Parthien mit Ernste schleunige Abreise geboten hätten.

Mit erzürnten Gemüthern gingen sie nun auseinander. Die Paduaner aber, die die Störer der Freude gewesen waren, suchten nun, um die eigne Schuld zu bergen, das Vergehen auf die Venezianer zu werfen, und wußten das Feuer auch in den Gemüthern der Trevisaner um so leichter zu entzünden, als der Glanz und Ruhm, der damals Venedig umschimmerte, der Gegenstand des allgemeinen Neides war.

Plötzlich fielen sie nun in das venezianische Gebiet ein, plünderten es, und zogen gegen das Castell delle Bebbe los, um es zu nehmen. Aber Marco Cocano, ein tapferer Krieger, der es befehligte, leistete so lange Widerstand, bis die venezianische Macht zum Entsatze anrückte. Sobald diese gelandet war, rückte sie den Paduanern entgegen, und lieferte ihnen eine Schlacht, in der der Sieg die gerechte Sache mit dem schönsten Erfolge krönte. Die Venezianer nahmen ihren Feinden alle Fahnen und 500 Gefangene ab, an denen sich Venedig mit Lust weidete. Auf die Nachricht von dieser Niederlage flohen die Trevisaner eiligst nach Haus, und den Paduanern blieb nichts übrig, als um Frieden zu bitten, den sie auch durch Vermittlung des Patriarchen von Aquileja erhielten.

Doch der Senat verlangte die Auslieferung von 25 der tollen Jünglinge, die der venezianischen Ehre an jenem Freudentage die Unbild angethan hatten. Die Paduaner mussten sich der Demüthigung unterwerfen, und die Jünglinge schicken.

Da ließ sie der Doge in das Gefängniß werfen, — doch nach überstandner Angst entließ er sie wieder nach ihrer Heimath, um den Feinden zu zeigen, daß Venedig zu siegen, aber auch den Sieg mit Mäßigung zu gebrauchen verstehe.

Das Glück.

Es war einmal ein kleiner Junge, der hatte einen Vater und auch eine Mutter. Es war ein Blitzjunge, wie diese meinten. Denn Alles, was ihm vorkam, zog er zu seinem Munde, und wenn er merkte, daß es nicht eßbar war, so aß er's auch nicht. Anfangs glaubte er, die ganze, große Welt drehe sich um seine kleine Person herum, wie ein Königreich um seinen König, und sey seinetwegen da, auch wie das Königreich für den König, und er sey der Mittelpunkt von Allem und die Ursache, warum Alles geschehen müsse, oder nicht. Und da schrie er heftig, wenn einmal die Welt, oder ein Mitglied der Welt anders wollte, als er. Auch schrieb er lange Zeit die Fehler, welche, seines Erachtens, vorkamen, keinesweges seinem Systeme zu, sondern der dummen Welt, daß sie seinem Systeme nicht gehörig nachlebte. Mit Einem Worte, der kleine Blitzjunge gab die schönste Hoffnung, einst ein recht großer Philosoph zu werden. Und ein Engel war er auch an Schönheit, wie die Eltern meinten. Denn er war ziemlich grade gewachsen und schielte auch nicht. Kurz er sah ganz wie die meisten andern Kinder aus. „Ewig Schade," sagte daher der Vater einmal, „daß ein so vollkommener Junge nicht dazu kommen kann, Land und Leute zu regieren. Das würde ein König werden, der sich gewaschen hätte." „Ja wohl," seufzte

die Mutter, „die Krone müßte ihm ganz unvergleichlich stehen!“ —

Weil nun der Kleine von so raren Vollkommenheiten war, so entschlossen sie sich auch, ihn Rarchen zu heißen. —

Aus oberwähntem Systeme wuchs Rarchen bald heraus, und hatte hierin den Vorzug vor manchen Philosophen, welcher das seine wie die Schnecke ihr Haus, und zwar oft lebenslang, mit sich herumträgt.

Als Rarchen schon viertehalb Schuh lang war, so ging er eines Tages an seines Vaters Hand draußen im Walde. Da flog ein Schmetterling vor ihm auf, und risch ließ er des Vaters Hand los und lief dem Schmetterlinge nach. Aber der flog immer schneller und schneller, bis er endlich gar dem Rarchen aus den Augen war. Nun kam Rarchen traurig zurück und sagte: „Vater, warum konnte ich nur den schönen Schmetterling nicht haschen, der doch gewiß meine größte Freude gewesen wäre?“

„Weil,“ antwortete der Vater, „der Schmetterling Flügel hat und Du keine! Es gibt aber ein Sprichwort, mein Sohn, das heißt: Langsam kommt auch nach! Doch will das Ding verstanden seyn, weil sonst übel nur ärger werden könnte. Wärest Du ganz langsam und leise hinter dem Schmetterlinge hergegangen und hättest, wenn er sich auf ein Blümchen gesetzt, Deinen Hut darüber geworfen, vielleicht wäre er Dir dann in die Hände gerathen. Beinahe mit allem Glück in der Welt ist es also. Es erfordert gemeiniglich weniger Hast als Behutsamkeit, um es in seine Gewalt zu bringen.“

„Vater“ — fragte nun der Kleine — „was ist denn eigentlich das Glück?“

„Das Glück, mein Sohn,“ antwortete der Vater und hustete lange, „das Glück ist — eben das Glück.“

„Hm,“ sagte Rarchen befremdet. „Wie sieht es denn aus das Glück?“

„Das kann ich Dir so eigentlich nicht sagen. Es ist aber ein Ding, das einem das Leben angenehm macht. Allem Vermuthen nach, wäre jener Schmetterling für jetzt Dein Glück gewesen.“

Kaum hatte der Vater ausgeredet, so kam auch der schöne Schmetterling zurück. Seiner Worte eingedenk, schlich nun Rarchen leise an ihn hinan, und wie sich das Thierchen eben im Rausche seines Glückes auf einem Blumenkelche wiegte, warf er den Hut über die Blume und sagte dann, als der Schmetterling in seiner Hand zappelte, hocherfreut, zum Vater: „da hab' ich das schöne Thierchen!“ Sein Auge ward trunken in den Farben der glänzenden Flügel. Kaum aber mochte ein Stündchen verflossen seyn, so gefiel ihm der Schmetterling viel weniger als zuvor. Dazu kam, daß der Flügelstaub sich inzwischen merklich abgeflattert hatte.

„Vater,“ sagte daher Rarchen, bei der Rückkehr in's Haus — „der Schmetterling wird immer weniger schön in meiner Hand; ob ich ihn wohl davon fliegen lasse?“

„Ich wenigstens an Deiner Stelle würde es thun!“ sprach der Vater.

Kaum war das Wort aus seinem Munde: so genoß auch der Schmetterling schon die wiedererlangte Freiheit.

„Vater,“ sagte jetzt Rarchen, „das Glück ist ein dummes Ding. Es nutzt sich einem unter den Händen ab, und was hat man nachher davon?“

„Die Erinnerung!“ sagte der Vater, und Rarchen sann darüber nach, bis er entschlief.

Am folgenden Morgen ging Rarchen wieder in den Wald. Es flogen viel Schmetterlin-

ge um den Knaben her. Allein er hatte an dem gestrigen genug und dachte: „Ein Ding, das einem das Leben nicht länger angenehm macht, ist es schwerlich werth, daß ich meinen Hut danach auswerfe. Gleichwohl muß es, dächte ich, dauerhaftere Dinge dieser Art geben. Aber, wo sind die?“

Narchen zerbrach sich eben noch darüber den Kopf, da kam tapp, tapp, ein alter Mann mit schloßweissem Haar und langem Barte daher gehustet, der den Stab in seiner Hand zu Stützung des zusammen gekrümmten Rückens nicht wohl entbehren zu können schien.

Da dachte Narchen: „der Mann ist meiner Treue alt genug, um klug zu seyn, den will ich einmal um das sogenannte Glück fragen, denn was mir mein Vater darüber sagte, hat mich, mit Ruhm zu melden, nicht klüger gemacht.“

Aber obschon Narchen sich dem Greise in den Weg stellte, so achtete der doch nicht darauf, sondern schob den Knaben auf die Seite, und ging ruhig seinen Pfad weiter fort.

„Lieber Greis,“ hiermit fasste ihn daher Narchen beym Aermel, „verzeihe mir, wenn ich Dich in Deinen Betrachtungen störe. Du hast Dir aber gewiß manchen Wind unter die Nase gehen lassen, der mir nützen könnte. Ich möchte nämlich nur von einer gewissen Sache etwas Wind haben. Ich möchte wissen, wo mein Glück aufzufinden wäre?“

Der Greis betrachtete ihn hierauf lange mit großen Augen. „Dein Glück,“ sagte er endlich, „das musst Du selber suchen, lieber Knabe. Solltest Du's noch nie gefunden haben?“

„Kann seyn, daß es geschehen ist, guter Greis. Gestern aber glaubte ich's in der Gestalt eines Schmetterlings zu erwischen. Allein der Schmetterling verlor gar bald alles Ansehen so sehr, daß ich mich seines Besitzes wieder entledigte.“

„Liebes Kind,“ versetzte der Greis, „der Schmetterling ist warlich das beste Bild des Glückes, welches die Menschen gemeiniglich begehren, denn ihr Glück ist flüchtig, wie er. Ausser der Ruhe des Herzens kenne ich nur Ein Glück, welches bleibt. Spät oder früh wird es auch das Deinige werden!“ —

Narchen verlangte natürlich eine nähere Bestimmung dieses Glückes. Allein der Greis war verschwunden, wie, nach kurzem Nachsinnen, sein Auge wieder empor sah.

„Hans Hasenfuß!“ dachte da der Knabe. Wenn du mir nichts weiter sagen konntest, als das, so hättest du dir deinen Bart nicht erst so lang und weiß werden zu lassen gebraucht!“ —

Narchen wuchs über die sogenannten Flegeljahre glücklich hinaus. Wie er nach der Meinung seines Vaters und seiner Mutter ein Wunderkind gewesen war, so war er auch nachher ein Wunder von einem Zierbengel. Dem Glücke war er wieder in allen Verhältnissen nachgegangen. In tausend und mehr Gestalten glaubte er's auch immer vor sich herhüpfen zu sehen. Wenn er's aber in der Hand hatte, siehe da, so war's allemal keine Waare auf die Dauer gemacht, sondern nur leidiger Flitter- und Trödelkram, und platzte entzwei, wie eine Seifenblase.

So war er nun aus einem kleinen Blitzjungen ein erwachsner Mensch geworden. Die alte Krankheit, ein bleibendes Glück zu erangeln, konnte er übrigens noch immer nicht los werden.

Eines Tages ging er in den Wald, wie damals, wo er den ersten Schmetterling erhaschte. Der Vater aber war nicht mit ihm. Die glänzendsten Schmetterlinge flogen um ihn herum. Allein, er dachte ihrer nicht einmal. Da stieß

ihm ein Häuflein Mädchen auf, welche in fröhlichen Spielen sich umhertummelten. Es waren viele, gar viele Mädchen. Er wusste längst, daß seine Mutter vor Zeiten auch ein Mädchen und sein Vater ein junger Mensch gewesen und daß dergleichen Personen sich bisweilen zu heirathen pflegen, und sogleich fiel ihm ein, daß nun für ihn in der ganzen Welt auch kein Heil weiter sey, als das Heirathen, und zwar das Heirathen eines dieser Mädchen, welches Schönchen genannt wurde.

Das endlich, sagte er sich, das ist das einzige, bleibende Glück für mich. Ich müsste ja auf den Kopf gefallen seyn, wenn ich's nicht einsähe und auf der Stelle danach mich umthäte. Das erste war, daß er dem Mädchen Rede angewann. Dabei überzeugte er sich, daß sie nicht nur die einzige Schönheit, sondern auch der einzige Verstand und das einzige Herz in der ganzen weiten Welt sey, und daß alle andere Mädchen nicht werth wären, den Namen Mädchen zu führen, da sie ihn führe. Er sagte ihr das alles, und sie fand auch an ihm, daß er der einzige Mensch unter der Sonne sey, und daß sie, beide vereint, ein seliges Götter- oder wenigstens ein wonniges Erdenleben erwarte. —

Da fanden sich Schwierigkeiten von Seiten der Eltern. Da weinten Rarchen und Schönchen über himmelschreiendes Unrecht Tag und Nacht. Das ging den Eltern zu Herzen und Rarchen und Schönchen wurden ein Paar, ein höchstglückliches Paar. Jeder neue Tag aber schien dem Glücke eine Blüthe abzustreifen. Als im Laufe des neunten Monats die erste Frucht erschien, da ward schon das ganze beiderseitige Glück in diese allein gesetzt.

Rarchen gestand sich auch dießmal, daß gehoffte Glück nicht gefunden zu haben, und daß vielleicht selbst die Frucht seine Wünsche danach nicht völlig erfülle.

Die Bücher der Weisen fielen ihm in's Auge. „O Himmel" sprach er, „daß ich solch ein Thor seyn musste, um im Sichtbaren nach dem zu suchen, was mir Noth thut! Nur dem Unsichtbaren, dem Unvergänglichen kann ein dauerndes Glück entspringen." Und nun warf er sich über die Wissenschaften her.

Allein je tiefer er hinein kam in sie, desto klarer ward ihm auch deren Unergründlichkeit, und er sagte; „Wie viel Zeit habe ich nun dem Genusse des kurzen Lebens geraubt, um mir eine Zuflucht im bodenlosen Meere zu suchen? Meine Gestalt ist darüber verfallen, mein Bart weiß geworden, wie der Bart jenes Greises, der mir ein beständiges Glück weissagte, von dem ich nun ziemlich gewiß bin, daß es nicht zu erlangen steht! Wohlan, so soll wenigstens diese Neige des Lebens genossen werden! Darin vielleicht gerade besteht das bleibende Glück, von dem der Alte dem Knaben sagte, daß er's erreichen würde.

Drauf sammelte der Greis Weib und Kinder und Enkel um sich her, und war erfreut, endlich doch einmal den rechten Weg zum Glücke gefunden zu haben. Die Seinigen erhöhten seine Freude durch ihre Liebeserweisungen, so, daß er zu ihnen sagte:

„In euch fühle ich nun endlich, mein Glück gefunden zu haben, und will bei diesem Gedanken gewiß verharren, so lange die Götter mir das Leben fristen. Ich denke, daß sie mich noch eine Zeitlang damit begnadigen werden!"

Der Greis hatte sich geirrt, aber doch auch das einzige bleibende Glück, welches ihm geweissaget war, gefunden. Denn am folgenden Morgen knieeten die Seinigen weinend um das sanft und für immer Entschlummerten her.

Die Herbstreise nach Venedig

(Auszug des zwölften Briefs vom 5. Sept. 1815 aus Gemünd am Traunsee.)

Bald nahm ein Studium höherer Art unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Mehrere Reisende sprechen von der Schönheit der Linzer Mädchen. Diese große Merk- und Denkwürdigkeit war deßhalb schon in Landeck in die Liste des zu Betrachtenden aufgenommen worden. Ferner zeigte man mir im Prager Schauspiel eine Linzerin mit einem so schönen Madonnengesicht, daß ich geschworen hätte, sie sey eine Heilige, wenn nicht ein Herr, der keineswegs Christ, sondern ein ander Kreuz trug, ihre Heiligkeit auf eine etwas zu weltliche Art in Anspruch genommen hätte. Natürlich aber betrachteten wir jetzt mit erhöhter Kunst- und Wißbegier jedes weibliche Wesen, welches sich in Linz, dieser gepriesenen Stadt, nur blicken ließ! Manche war hübsch, und die großen schwarzen Filzhüte der Bauermädchen, so wie die helmähnlichen goldenen Mützen der Stadtmädchen hatten etwas Eigenthümliches, aber es fanden sich doch auch häßliche Frauenzimmer und viele große Füße. Ich theilte dem Lohnbedienten meine Verwunderung mit, und erhielt die Antwort: die schönen Bürgertöchter gehen nur Sonntags aus, und die sich in der Woche von jedem besehn lassen, das sind Luders. Ich erschrack über diese kühne Redeweise, glaubte indessen vollkommen an die letzte, weniger an die erste Hälfte jener Behauptung, und noch waren wir heute damit beschäftigt, die Reisenden auszuschelten, welche viel Aufhebens um Nichts machen, als ein Landmädchen in ihrem Sonntagsputze vorüber ging, dann eine zweite, eine dritte folgte, bis wir in Lambach nach geschlossenem Gottesdienste eine Versammlung aus der ganzen Gegend erblickten. Jede trug eine kurze schwarze Tuchjacke, — welche Vornehmere einen Spenser zu nennen pflegen — woran sich der Rock aufs zierlichste anschloß; über dem kleinen mit Spitzen besetzten Häubchen war ein großer Filzhut mit niedrigem Kopfe und breitem Rande leicht aufgesetzt, die obere Seite schneeweiß, die untere Seite der Krempe schwarz, und vorn und hinten ein wenig niedergebogen. Aber warum quäle ich mich, dir eine schneidermäßige Beschreibung des Anzugs zurechtzuschneidern, anstatt gerade heraus zu sagen, daß ich in meinem Leben noch niemals von weiblichen Gestalten so zur Bewunderung fortgerissen ward. Und keineswegs zu einer Bewunderung, hinter welcher sich Gemeineres versteckt, sondern zu einer ächten künstlerischen. Von diesen Mädchen sollte der Künstler lernen, wie Caryatiden sich stellen müssen, bei diesen Mädchen sollten unsere Tänzerinnen in die Schule gehen, um erst noch gehen zu lernen, und ohne das schlechte Hexenstück mit der Rose in Aschenbrödel, würden sich diese Mädchen mit königlichem Anstande darstellen.

Auf der Brücke von Lambach trat mir eine Frau entgegen, welche ein wunderschönes Kind auf dem Arme trug, und mich plötzlich an unsere Prinzessin Wilhelm erinnerte, — und doch weißt du, daß ich an diese nur denke, wenn von dem Edelsten und Schönsten die Rede ist. — Ich blieb erstaunt stehen, und sie sagte lächelnd: nicht wahr, das ist ein schönes Kind? Fast schämte ich mich nachher der doch so natürlichen und wahren Antwort: es gleicht der Mutter.

Im lebhaften Gespräch über diese wundervollen Erscheinungen fuhren wir weiter und weiter, und sahen bald rechts bald links am Wege diese Korbträgerinnen würdig und ernst dahinschreiten, bis endlich einer von uns den Postknecht fragte ob wir denn nicht zum Traunfall

kämen, der dicht an der Straße liegen solle? — Nun ja, sagte er, da hinter den Bäumen liegt das Ding, aber was wollen Sie damit die Zeit verderben? Im Posthause ist's abgemalt und wenn wir hier halten, versäumen wir das Mittagsbrod. Ehe er aber seine Rede schloß, waren wir schon im vollen Lauf durch die Bäume hindurch, den Berg hinab, zur ersten Brücke. Diese führt über eine stets offene Schleuse mit schrägem Boden, und ein großes mit Salz beladenes Schiff flog mit unglaublicher Schnelligkeit von dem obern zu dem untern Bette der Traun hinab. Jetzt kamen wir zu dem wilden Fall, und gingen dann auf dem linken Bergufer entlang bis zum Hauptfall. Welche Menge von Oeffnungen der Felsen, durch die das Wasser hinabstürzt, welcher furchtbare Donner und doch welche Lieblichkeit! Von dem allerhellsten bis zum tiefsten Grün färbt sich das Wasser, Millionen Perlen und Smaragden fliegen durch die Lüfte, und Wogen von lebendigen beweglichen Chrysopras wälzen sich zu unsern Füßen dahin.

Endlich mußten wir uns von diesem Anblicke losreißen, aber noch waren die Freuden des Tages nicht, wie wir glaubten, sämtlich genossen, sondern der Reichthum der Gegend schien noch immer zu wachsen. Zur rechten Seite die Traun und jenseit derselben das Ufer hinauf dunkles Tannengebüsch, zur linken reiche Obstgärten und fruchtbare Kleefelder, vor uns in der Ferne hohes, hier abgerundetes, dort gezacktes Gebürg, und Alles in der schönsten mannichfaltigsten Beleuchtung. Was soll der Mensch, rief er aus, mit seinen ärmlichen fünf Sinnen hier anfangen? mit tausend Sinnen könnte er den Reichthum der Schöpfung nicht umfassen!

Theaterkritik.

Die kleine artige Dichtung des Hrn. v. Kotzebue, der Freimaurer, haben wir nun zu wiederholten Malen aufführen gesehen, und wir müssen den sie darstellenden Schauspielern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß die letzte Vorstellung, am vergangenen Sonnabend, manche Unvollkommenheit der frühern sehr vortheilhaft ergänzt habe. Besonders kann dies von dem Spiel des Hrn. Strobe in der Rolle des Barons gelten, welches bei der ersten Aufführung am ungenügendsten ausgefallen war. Hätte Hr. Str. auch dieses Mal noch mehr in den Geist seiner Rolle einzudringen gesucht, hätte er dieselbe mehr studirt als bloß auswendig gelernt, so würde er sie gewiß mehr leicht und zart scherzend vorgetragen haben und aller Anschein eines wirklich etwas schülerhaften Pathos und das bisweilen Ueberladene und Unpassende in der Gesticulation würde gänzlich weggefallen seyn. Sein Spiel würde alsdann überhaupt weit freier und angenehmer sich ausgenommen haben. Da Hr. Str. mit einer sehr guten Theaterfigur genug körperliche Gewandheit verbindet, so steht ihm auch von dieser Seite nichts im Wege, neben einem trefflichen Sänger auch ein recht braver Schauspieler seyn zu können. — Fr. Müller war dieses Mal, in Spiel und Sprache, ihrer Rolle ganz Meisterin. — Hr. Schmidt gab die des preciosen Pinsels, des Grafen Hecht, sehr treffend, ohne sich karikaturmäßige Uebertreibungen zu erlauben, womit ein anderer Schauspieler sie vielleicht auszuschmücken gedacht haben würde.

Die Darstellung des kleinen Kotzebueschen Lustspiels, die Brandschatzung, machte es sehr sichtbar, wie wenig überflüssig es auch selbst noch in unsern Tagen sey, bei den theatralischen Vorstellungen solche Bedingungen festzusetzen, wie in den, vom Hrn. Dr. Deneken im vorigen Blatte des Bürgerfreundes mitgetheilten interessanten Bruchstücken zur Geschichte des Bremischen Theaters angeführt werden; nämlich: keine Obscoena hinein zu meliren, überhaupt nur honette Comödien, in denen kein Scandalum vorkomme und die von allen unerlaubten Scherz und unehrbaren Reden gereinigt seyen, aufzuführen. Welchen vortheilhaften Begriff würde man von dem Geschmack des (den Bürgermeister darstellenden) Schauspielers und von seiner Ehrfurcht vor dem Zartgefühl des andern Geschlechts und überhaupt des bessern Theils des Publikums erhalten haben, wenn er eine gewisse obscöne Anspielung des Dichters unterdrückt hätte, statt durch dieselbe nur die grobsinnlichen Gefühle einer bestimmten Klasse der Zuschauer anzuregen und einen empörenden Beifall erschallen zu machen! Daß die Tendenz, durch dergleichen platte Zweideutigkeiten das Publikum belustigen zu wollen, nur nicht die herrschende werden möge! Es wirken ohnedin schon Mittel genug den Geschmack desselben herab zu ziehen und zu verderben.

Die schöne rührende Scene, wo der Tischlermeister mit dem Major von dem Grabmal der Mutter des letztern spricht, ward nicht in der Perfection gespielt, daß sie das unangenehme Gefühl, welches durch das Anhörenmüssen einer Gemeinheit veranlaßt wurde, ganz hatte verwischen können.

N: 2.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 4. Januar. 1818.

Die Herbstreise nach Venedig

Inhalt: Musik.

Du fragst, ob es hier ganz an musikalischen Uebungen mangele? Keineswegs. In einem Gesellschaftszimmer, — leider im Kleinsten —, steht ein Fortepiano zur allgemeinen Ergötzung und zum allgemeinen Gebrauche. Freilich merkt man ihm diesen Gebrauch an, aber dafür, daß so viele Händchen darauf herumtätscheln, Hände spielen und Fäuste schlagen, hat es sich erstaunlich gut erhalten. In den meisten Stunden des Tages war es besetzt, und kaum konnte ich einen Augenblick finden, um einsam hinter die vielen allerneusten Sachen, Einiges von Händel und Sebastian Bach, so wie ein Glas alten Wein hinter vielem süßen Kuchenwerk herzuschicken. Einzelne weibliche Stimmen klangen sehr lieblich: wenn nur das schöne von der Natur gegebene Pfund nicht so oft in bimmelnde Scheidemünze verprägt und verschnitzelt, sondern zu einer herrlichen, heiligen Glocke verarbeitet würde. Die Nothwendigkeit der doppelten Ausbildung für weltlichen und geistlichen Gesang ist so einleuchtend, daß von dem Mangel an Einsicht gar nicht die Rede seyn kann, sondern nur von dem Mangel gewissenhafter Ausübung des Erkannten. Es lassen sich unmöglich die großen Schlußscenen aus Mozarts Don Juan vortragen, wie sichs gebührt, wenn nicht die vier Stimmen durch Choralgesang rein und fest geworden sind. Der Trost nicht umgeworfen zu haben, erscheint gering, man soll sich lieber nicht einsetzen, wenn diese Gefahr noch vorhanden ist. Es gehört sehr viel dazu, um Choräle so zu singen, daß die vier Stimmen wie ein unzertrennliches gleichartiges Ganze tönen. Nur zu oft klingt eine Stimme zu schwach, die andere zu stark heraus, und trotz der einfachen gleichen Noten entstehe bisweilen ein Schwanken beim Eintritte und Austritte. Wenn dies beim Einfachen geschieht, wie viel schwerer erreicht man beim Zusammengesetzten jene freie sichere Meisterschaft, mit welcher Meisterwerke allein dargestellt werden sollen. Unsere Musiklehrer sind in der Regel die Knechte ihrer Schülerinnen, ohne Plan und Ordnung wird dies und jenes oberflächliche, aller wahren Kunst fremde Zeug vorgenommen, versucht, weg-

gelegt, wieder geholt u. s. w., und wenn kaum musikalische Daunen gewachsen sind, wollen die Meisten schon wie mit Flügelschwungfedern fliegen. Ich habe vor nicht geraumer Zeit eine kleine Krabbe zu einem einfachen Glückschen Liede Rouladen, Coloraturen, Mordenten und Doppelschläge machen hören, die nachher nicht im Stande war, zum Grundton die reine Octave anzuschlagen. Ein andermal singen zwei gerühmte Sängerinnen ohne Begleitung ein Lied in C dur an und hatten beim dritten Verse durch das h hindurch glücklich das b erreicht. Mir schmerzten die Ohren, aber auf meine leise Klage erwiederte zornig ein Enthusiast: ei was! es gilt ganz gleich, ob man aus c oder b singt; erbauen Sie sich dagegen am Ausdruck, wenn Sie können. — Ausdruck! murmelte ich weiter. Was nennt ihr denn Ausdruck? etwa das tiefe Gefühl, welches die meisterhafte vollkommene Darstellung überall unsichtbar durchdringt und jeden Hörer fortreißt, was vom Herzen kommt und zum Herzen geht? Keineswegs! Euer Ausdruck ist das am meisten mechanische Ding von der Welt. Eine Note wird mit der größten Gewalt herausgeschrien, die zweite verschluckt, die dritte durch unreine Nebentöne angeschwellt, und diese Tonkleckserei und Tonschmiererei gilt Manchem für den Triumph der Kunst; während mir allemal ein Knabenspiel einfällt, wo durch größern oder geringern Druck des Schwanzes einer Katze, dies gefühlvolle Thier in eine gleich künstlerische Verzückung gesetzt wird.

Zu jener Singerei hat sich unglücklicherweise ein Instrument als würdiger Verbündeter eingefunden: die Chitarre. In ein Paar Wochen lassen sich die dürftigen Griffe und die Klimperbegleitungen bequem einlernen, und eine Stimme, die bei tüchtiger Begleitung nur wie ein Mäuschen pfeift, schreit neben der Chitarre noch wie Mars und zehntausend. Ferner zieht das leuchtende Band, welches über den Nacken geht, die Augen nach, Arm und Hände präsentiren sich gar vortheilhaft, und die Bewegungen des Kopfs sind unerläßlich. So ist denn dies Saiteninstrument, welches dahin gehört, wo kein anderes bequem hinkommen kann, nämlich auf die Straße, in die Stuben eingezogen, hat seine ursprüngliche Bescheidenheit, welche es liebenswürdig machte, abgelegt, und läßt sich in einer ungemein albernen und langweiligen Anmaßung sogar mit Variationen und Concerten nothzüchtigen. Die tonreichere, vornehmere, begeisterte Harfe hat diesem Allerweltsklimperdinge weichen müssen, denn jene antwortet allein dem Fleiße und dem Geiste, dieses dem oberflächlichsten Anklopfen. Nur ein sehr kleiner Kreis von Liedern erlaubt eine Chitarrenbegleitung, und schon zu dem herrlichen Mahadöh von Zelter war mir, trotz unseres Ehlers meisterhaftem Vortrag, die trokkene, tonlose, schnurrende Chitarre immer höchst zuwider.

Freilich kann und soll nicht jeder Schüler, welcher musiziren, zeichnen oder scandiren lernt, deshalb und dadurch ein Tonkünstler, Maler, oder Dichter werden; aber wenn man auch nur die Einsicht in fremde Meisterwerke dadurch erleichtern will und vom Erzeugen eigener Werke absieht, muß dennoch jeder die Kunst ernst und groß nehmen. Wer das nicht will, lasse sie ungeschoren, nähre sich redlich im Lande, und bilde sich nicht ein, es sey eine Pflicht Talente zu haben, wenn man keine hat. Ueberhaupt wird jetzt in der Erziehung, besonders der Töchter, ein viel zu großes Gewicht auf die leichte Schminke dieser sogenannten Talente gelegt. Sie sollen sticken, tanzen, zeichnen, malen, singen, spielen, deklamiren u. s. w. und werden so oft ohne Lust und ohne Geschick um Dinge willen abgeängstet,

die vom Rechts wegen liegen bleiben, sobald ein ächter Beruf dazwischen tritt. Von den seltenern Fällen, wo Neigung und Anlage ausgezeichnet und freiwillig hervortritt, spreche ich nicht; ja ich zürne den begünstigten Naturen, welche diese Gaben bei der ersten äußeren Veränderung vor' eilig bei Seite schieben. Niemals aber sind diese Talente bei dem weiblichen Geschlecht das erste und wichtigste. Ich erinnere dich an jene Frau, welche jeder von unseren und ihren Bekannten in Hinsicht auf edlen Ernst wie auf heitern Scherz, auf gewandte Darstellung und Weltkenntniß, wie auf innige Freundschaft und Häuslichkeit, ja in Hinsicht aller Eigenschaften des Geistes und des Gemüths verehrt und bewundert; und diese Frau hat kein einziges jener zahlreichen vielgerühmten Talente, auch nur bis zur Mittelmäßigkeit ausbilden wollen oder können.

Die musikalische Scene, welche Hofmann in seinen Phantasiestücken schildert, und welche auch ich bei Geheimeräthen und andern Leuten viele Male erlebte, ward denn auch hier mit großem Geschick wiederholt und nur einmal die ergötzliche Veränderung eingeschoben, daß eine Freundinn des Zögerns der andern müde, ausrief: aber Kind, so singe doch, singe, ich weiß, du kannst es singen, und willst es gern singen. Merkwürdig war unter den Stimmen der ungemein tiefe, an den Tenor streifende Alt einer Frau. Welcher Herr singt jetzt, fragte mich ein außerhalb des Gesangzimmers stehender Mann, und ich antwoetete: es singt eine sehr hübsche zierliche Frau. Meine Frage, fuhr jener fort, ist natürlich und erlaubt, aber was ihre Antwort sagen will, seh' ich nicht ein. So sehen Sie hinein, entgegnete ich ihm Platz machend, und er erstaunte über die ganz einfache Wahrheit meiner scheinbar wunderlichen Rede.

Mir selbst habe ich: kennst ou das Land, von Bethoven, zweimal mit wahrem Gefühl von J. H. vorsingen lassen, noch tönt es mir in die Ohren. Wie, wenn's eine Weissagung auf jenes gelobte Land wäre? Morgen reisen wir weiter.

Probe der satyrischen Laune Dr. Martin Luther's

Eine neue Fabel Aesopi, neulich verdeutsch gefunden, vom Löwen und Esel.*)

Der alte Löwe ward krank, und forderte alle Thiere zu sich, seinen letzten Reichstag zu halten, und seinen Erben, den jungen Löwen, an seine Stat zum Könige zu setzen. Die Thiere kamen gehorsamlich, nahmen des alten Löwen letzten Willen an. Als aber der alte Löwe starb, und herrlich bestätigt ward, wie sich einem Könige gebührt, thäten sich etliche untreue, falsche Räthe des alten Königs hervor, welchen doch der alte König viel Guts gethan, und zu grossen Ehren geholfen hatte, die suchten nu ein freies Leben zu haben, und nach ihrem Gefallen im Reich zu regieren, und wollten keinen Löwen mehr zum Könige haben, und sprachen auch: Nolumus hunc regnare nos; zeigten an, wie ein grausam Regiment die Löwen bisher geführt hätten, wie sie die unschuldigen Thiere zerrissen und fräsen, daß niemand sicher vor ihnen seyn könnte; wie es denn zu geschehen pflegt, daß man alles Guten schweigt, und allein das Aergste redet von den Oberherren.

Es ward aus solcher Rede ein groß Gemurmel unter allen Ständen des Reichs; etliche wollten den jungen Löwen behalten, aber der mehrere Theil wollten einen andern auch versu-

*) M. s. Dr. M. Luthers Schriften ꝛc. herausgegeben v. Lomler.

chen. Zulezt forderte man sie zusammen, daß man nach der meisten Vollwort wählen sollte, und die Sache stillen. Da hatten die falschen, untreuen Räthe den Fuchs zum Redner gemacht, der das Wort thun sollte vor des Reichs-Ständen, und seine Instruction und Unterricht gegeben, wie er sollte den Esel fürschlagen. Es war zum ersten zwar dem Fuchs selbst lächerlich, daß ein Esel sollte König seyn; aber da er hörte ihr Bedenken, wie frei sie könnten unter dem Esel leben, und möchten ihn regieren, wie sie wollten, lies ihm der Schalk solches gefallen, und half treulich dazu, faßte die Sache, wie er sie wollte hübsch vorbringen.

Und trat auf vor des Reichs-Ständen, rüsperte sich, und hies stillschweigen, fing an zu reden von des Reichs Nöth und schweren Sachen, trieb aber die ganze Rede dahin, daß der Könige Schuld gewest wäre, und machte das Löwengeschlecht so zu nicht, daß der Hauf ganz abfiel. Da aber ein großer Zweifel ward, welches Thier zu wählen seyn sollte, hieß er abermal schweigen und hören, und gab des Esels Geschlecht für, und brachte wohl eine Stunde zu über dem Eselloben, wie der Esel nicht stolz noch tyrannisch wäre, thäte viel Arbeit, wäre geduldig und demüthig, lies ein ander Thier auch etwas seyn, und stünde nicht viel zu halten, wäre auch nicht grausam, fräse die Thiere nicht, lies ihm an geringer Ehre und Zinse begnügen. Als nu der Fuchs merkte, das solches den Pöbel kützelte und wohlgefiel, da that er den rechten Zusatz, und sprach: Ueberdas liebe Herren, haben wir zu bedenken, daß er vielleicht auch von Gott dazu verordnet und geschaffen sei, das könnte man wohl daran merken, daß er ein Kreuz ewiglich auf dem Rücken trägt.

Da der Fuchs des Kreuzes gedachte, entsatzten sich davor alle Stände des Reichs, fielen zu mit großem Schall: Nu haben wir den rechten König funden, welcher kann beide weltlich und geistlich Regiment verwesen. Da preis te ein jeglicher etwas am Esel; einer sprach: Er hätte seine lange Ohren, die wären gut zum Beichtehören; der andere sagte; Er hätte auch eine gute Stimme, die wohl taugte in die Kirchen zu predigen und zu singen. Da war nichts am ganzen Esel, daß nicht königlicher und päpstlicher Ehren werth wäre. Aber vor andern Tugenden leuchtete das Kreuz auf dem Rücken. Also ward der Esel zum Könige unter den Thieren erwählt.

Der arme junge Löwe ging elend und betrübt, als ein verstoßener Waise aus seinem erblichen Reich, bis daß sich etliche alte, treue, fromme Räthe (denen solcher Handel leid war) sein erbarmten, und besprachen sich, wie es eine lästerliche Untugend wäre, daß man den jungen König so schändlich sollte lassen verstoßen seyn, sein Vater hätte solches nicht um sie verdient. Es müßte auch nicht gehen im Reich, wie der Fuchs und seine Gesellen wollten, die ihren Muthwillen, und nicht des Reichs Ehre suchten. Sie ermahnten sich, und baten die Reichsstände zusammen, sie hätten etwas nöthiges vorzubringen. Da trat der älteste auf, das war ein alter Hund, ein treuer Rath des alten Löwens, und erzählte mit schöner Rede, wie solche Wahl des Esels wäre zu jäch und übereilt, und dem Löwen großes Unrecht geschehen, es müste nicht alles Gold seyn, was da gleist.

Der Esel ob er schon das Kreuz auf dem Rücken trüge, könte wohl ein Schein, und nichts dahinter seyn, wie alle Welt durchs Gleisen und guten Schein betrogen wird. Der Löwe hätte seiner Tugend viel mit der That bewiesen, der Esel aber hätte keine That niemals gethan, darum sollten sie wohl zusehen, daß sie

nicht einen König erwählten, der nicht mehr denn ein geschnitzt Bild wäre, welches auch wohl ein Kreuz tragen könte. Und wo ein Krieg sich erhübe, wüsten sie nicht, was sie das eitle Kreuz helfen könte, wo nicht mehr dahinter wäre.

Solche ernste, tapfere Rede des Hundes bewegte Er (Herr) Omnes. Dem Fuchs und den untreuen Räthen ward bang, gaben für, was im Reich beschlossen wär, sollte bleiben; aber es bewegte gleichwohl den Haufen, daß der Esel nie nichts mit der That bewiesen hätte, und mochte das Kreuz sie wohl betrogen haben; und konnten doch mit der Wahl nicht zurück. Endlich, da der Hund auf die That und auf den Schein des Kreuzes so hart drang, ward durch seinen Vorschlag bewilligt, daß der Esel sollte mit dem Löwen um das Reich kämpfen, welcher gewönne, der solt König seyn, sie könntens jetzt nicht anders machen, weil die Wahl im Reich geschehen wäre. Da krigte der junge Löwe wieder ein Herz, und alle fromme Unterthanen große Hoffnung. Aber der Fuchs hing den Schwanz mit seinen Gesellen, versahen sich nicht viel ritterliches Kampfes zu ihrem neuen Könige, es wollte denn F — gelten, oder Distelfressens. Der Kampftag ward bestimmt, und kamen alle Thiere auf den Platz: der Fuchs hielt fest bei dem Esel, der Hund bei dem Löwen.

Den Kampf lies der Esel den Löwen wählen. Der Löwe sprach: Wolan, es gilt, wer über diesen Bach springt, daß er keinen Fuß naß macht, der soll gewonnen haben. Es war aber ein groser Bach, Der Löwe holte aus, sprang überhin, wie ein Vogel überhin flöge. Der Esel und Fuchs dachten: Wolan, wir sind zuvor auch nicht Könige gewest, wagen gewinnt, wagen verliert; er mußte springen, und sprang plazsch mitten in den Bach, wie ein Bloch hineinfiel. Da sprang der Löwe herum am Ufer, und sprach: Ich meine ja, der Fuß sey naß. Aber nu sieh doch, was Glück und List vermag. Dem Esel hatte sich ein klein Fischlein im Ohre unter dem Wasser verwirt und verfangen; als nu der Esel aus dem Bach kroch, und die Thiere sich des Sprungs wol zerlacht hatten, sieht der Fuchs, daß der Esel dem Fisch aus dem Ohre schüttelt, und hebt an und spricht: Nu schweigt und hört.

Wo sind sie nu, die das Kreuz verachten, daß es keine That könne beweisen? Mein Herr König Esel spricht: Er hätte auch wohl wollen über den Bach springen, aber das wäre eine schlechte Kunst gewest, seines Kreuzes Tugend zu beweisen, so es der Löwe und andre Thiere wohl ohne Kreuz thun; sondern er sahe im Sprunge ein Fischlein im Bach, da sprvng er nach, und daß seines Kreuzes Wunder desto gröser wäre, wolt ers nicht mit dem Maul oder Pfoten, sondern mit den Ohren fahen: solches laßt den Löwen auch thun, und sey danach König. Aber ich halt, er sollte mit Maul und allen vier Klauen nicht einen Fisch fahen, wenn er gleich danach ginge, schweig denn wenn er sprünge. Der Fuchs macht mit solchem Geschwäz abermal ein Getümmel, und das Kreuz wolte schlecht gewinnen. Den Hund verdroß das Glück übel, aber vielmehr, daß der falsche Fuchs mit seinem Fuchsschwänzen den Haufen so narrte, fing an zu bellen, es wäre schlumps also gerathen, und kein Wunder.

Damit aber nicht ein Aufruhr würde durch das Gebeiße des Fuchses und Hundes, wards für gut angesehen, daß der Löwe und Esel allein an einem Orte gingen, und daselbst kämpften.

Sie zogen hin zu einem Holz, ins Reichs Geleit und Friede. Es gilt, sprach der Löwe welcher das behendeste Thier fäht. Und er lief zum Holz hinein und jagte, bis er einen Hasen fäht. Der faule Esel dachte, es will mich das Reich zuviel Mühe kosten, solte wohl keinen Frieden haben mit der Weise, legt sich auf dem Platz nieder in der Sonnen und lechzet mit der Zungen heraus für großer Hitze; so komt ein Rabe und meint, es sey ein Aas, setzt sich auf seine Lippen und will essen, da schnapt der Esel zu, und fäht den Raben. Da nu der Löwe kommt fröhlich gelaufen mit seinem Hasen, findet er den Raben ins Esels Maul, und erschricket; kurz er war verloren, und beginnt ihm nu selbst zu grauen für dem Kreuz des Esels, doch verließ er das Reich nicht gern, und sprach: Lieber Esel, es gilt noch eins um guter Gesellen willen, aller guten Dinge sollen drei seyn, der Esel thäts wohl die Hälfte aus Furcht, weil er allein mit ihm war, und nahm es an.

Der Löwe sprach: Jenseit dem Berge liegt eine Mühle, wer am ersten dahin kommt soll gewonnen haben; willst du unten hin, oder über den Berg laufen? Der Esel sprach: Lauf du über den Berg. Der Löwe als im letzten Kampf, lief, was er aus Leibeskräften laufen konnte. Der Esel blieb still stehen und dachte: ich werde doch zum Sport, und mache mir nur müde Beine, so ich laufe; so merke ich wohl, der Löwe gönt mir die Ehre nicht, so will ich auch nicht umsonst arbeiten. Als der Löwe über den Berg kommt, so sieht er einen Esel vor der Mühle stehen. Ei, spricht er, hat dich der Teufel bereits hergeführt? Wolan, noch einmal zurück an unsern Ort; da er aber wieder hin über komt, sieht er den Esel aber da stehen, und muste dem Esel gewonnen geben, und bekennen, daß mit dem Kreuz nicht zu scherzen ist. Also blieb der Esel König, und regierte sein Geschlecht bis auf diesen Tag gewaltiglich in der Welt unter den Thieren.

Gezwungene Anleihe eigner Art.

Lord Pelham bewohnte beinahe das ganze Jahr hindurch ein Schloß, das einige Meilen von London am Ufer der Themse lag. Er hatte die Gewohnheit, oft zu Fuß und allein in die Stadt zu gehen. Da er eines Tages auf dem Weg dahin war, sieht er einen schlechtgekleideten Menschen auf sich zukommen, der einen Korb trug. „Mylord," sagte dieser Mann zu ihm, „wollen Sie mir ein kleines weißes Kaninchen abkaufen?" Lord Pelham macht ein verneinendes Zeichen und geht, ohne ein Wort zu sagen, weiter. Der Unbekannte folgt ihm, und sagt in einem besonders nachdrücklichen Ton: „Mylord, Sie werden mir doch nicht abschlagen, mein weißes Kaninchen mir abzukaufen?" — „Was soll ich damit machen?" versetzte der Lord verwundert; „laßt mich gehen, Freund!" — „Ich bin indeß überzeugt, Mylord, daß Sie mir auf der Stelle mein weißes Kaninchen abkaufen werden," und indem er dies sagte, setzte er dem Lord eine Pistole auf die Brust. — „Ja, ja, ich sehe wohl, daß ich es kaufen muß; warum habt ihr euch nicht gleich verständlicher gemacht? Was verlangt Ihr also für Euer Kaninchen?" „Tausend Guineen, Mylord." — „Tausend Guineen ein Kaninchen!" — „Nicht einen Schilling weniger, und nicht wahr, Mylord, Sie geben sie mir?" Die Pistole war geladen, und sein Finger ruhte auf dem Hahn. — „Ohne Zweifel, Ihr sollt tausend Guineen haben, aber ich habe diese Summe nicht bei mir!" — „Ich glaube es wohl, aber Ihre Unterschrift reicht hin, ich kenne ihren Banquier." — „Meine Unterschrift? aber dazu brauchte es

es —" — „Nichts als Papier, eine Feder und Dinte, hier ist, was Sie brauchen, Mylord, ich habe auf alles gedacht!" —

Lord Pelham, der nur zu gut sah, es bleibe kein anderes Mittel übrig, dieses seltsamen Wildprethändlers loszuwerden, stellt über die verlangte Summe einen auf Sicht an den Inhaber zahlbaren Wechsel aus, und will nun seinen Weg fortsetzen. Der Unbekannte eilt ihm aber zuvor, die Pistole immer in der Hand, und ruft: „Wohin, Mylord?" — „Nach London." — „Sie irren sich, Mylord, Sie gehen auf Ihr Schloß zurück; ich will nach London, um die tausend Guineen bei Ihrem Banquier zu erheben, und Sie sehen wohl, daß ich Ihrer zu Endigung dieses Geschäfts nicht bedarf. Leben Sie wohl, dort ist Ihr Weg, uno hier der meinige." — Lord Pelham hielt es nicht für rathsam, diese Unterhaltung fortzusetzen, machte sich traurig mit seinem weißen Kaninchen auf den Weg nach seinem Schlosse, und vertraute niemand, wie viel ihm dies Thier gekostet habe.

Zehn Jahre nach diesem Abentheuer, durchwanderte eines Abends der Lord, seiner Gewohnheit gewäß, die Straßen von London, wo er damals sich aufhielt, und ein prächtig erleuchtetes, reiches Gewölbe eines Juwelierers zieht seine Aufmerksamkeit auf sich. Das Gesicht des Kaufmanns fällt ihm auf, er betrachtet ihn näher, und alsobald erinnert er sich des Mannes mit dem weißen Kaninchen. Er tritt in das Gewölbe und verlangt einige Juwelen zu sehen. Beim ersten Worte des Kaufmanns verschwinden alle Zweifel des Lords, und er erkennt seinen Räuber. Was aber anfangen, wie ihn angeben und anklagen, ohne Zeugen und ohne Beweis? Der Lord geht fort, ohne seinen Argwohn mit einem Worte verrathen zu haben, und sinnt die ganze Nacht auf Mittel, wieder zu seinem Gelde zu kommen.

Am andern Morgen kommt er sehr einfach gekleidet, und ein Körbchen unter dem Arm tragend, ins Gewölbe zu der Stunde, wo es eben geöffnet wird, und verlangt mit dem Kaufmann zu sprechen. Man führt ihn in ein hinteres Zimmer, wo er den Juwelierer findet. „Mein Herr," sagte Lord Pelham, so wie er sich mit ihm allein sah, „haben Sie nicht Lust, ein kleines, weißes Kaninchen zu kaufen?" Der Juwelierer macht große Augen, und sieht ihn starr an. — „Ich bin überzeugt," fuhr der Lord fort, „daß Sie mir auf der Stelle dies Kaninchen abkaufen werden," und hält ihm zu gleicher Zeit eine Pistole vor. „O sehr gern," sagte der Juwelierer ganz erschrocken, „was kostet Ihr Kaninchen?" — „Was es mich kostet, tausend Guineen." — „O das Doppelte und Dreifache, Mylord," rief der Kaufmann indem er ihm zu Füßen fiel, und ihm seine Brieftasche übergab, „aber um des Himmels willen richten Sie mich nicht zu Grunde." Gerührt durch seine Thränen und seine Reue, und noch mehr durch den Anblick einer jungen Frau und zweier Kinder, die er im Gewölbe sah, begnügte sich Lord Pelham, tausend Guineen aus der Brieftasche zu nehmen. „Nehmen Sie mehr," versetzte der Kaufmann, „mit dem Gelde, das ich von Ihnen auf so seltsame Art entlehnte, habe ich einen Handel angefangen, dessen Ertrag alle meine Hoffnungen übertrifft." Der Lord nahm nun aus der Brieftasche noch tausend Guineen, die er ins Findelhaus schickte. Er schwur dem Kaufmann beim Weggehen, dies Abentheuer nie zu entdecken, und hielt Wort, denn erst nach seinem Tode fand man in seinen Papieren Nachricht davon.

Gebet der bremischen Judenschaft.

(Eingesandt.)

Der Erhabene, vor dem alle Völker sich neigen, der den Fürsten den Muth nimmt und schrecklich ist unter den Gewaltigen auf Erden. Er, dessen Gezelt zu Salem ist, der den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennt. Er, der Allbarmherzige, der seines Volkes nimmer vergisset, der es ruhig wohnen lässet, auch fern von dem Lande seiner Heimath, und die Völker segnet, welche den frommen Kindern seines treuen Knechts Abraham wohlthun. Er segne, behüte und beschirme, das flehen wir von ihm, auch die Stadt unter derem Schutze wir an dieser Stätte seinen Namen verehren. — Seine Macht erhalte ihr, was seine Gnade ihr verliehen, sein kräftiger Arm sey ihre unbezwingliche Stärke. Schämen müssen sich und zu Schand werden alle Feinde ihrer Freiheit, und wer auf ihr Unheil hoffet, der müsse verderben. Aber voll seiner Güte, werde die Stadt und das Land, das Adonai zur Freistätte des Friedens sich erkohr, auf alle Einwohner desselben ergieße sich die Fülle seines Segens, der Segen Adonais mache ihre Aecker fruchtbar. Regen und Sonnenschein gebe er ihnen zu seiner Zeit. Der Segen Adonais geleite ihren Handel, und die Inseln des Meeres lasse er ihren Ruhm erzählen. — Ihre Schiffe müssen auf allen Meeren erfunden werden, die Farbe ihrer Wimpel glänzen in Osten und in Westen. — Reichbeladen müssen sie in ihre Häven zurückkehren, wie die Schiffe Salamons die von Ophir kamen, und die Schiffe Hirams, des Königs von Tyrus. All ihr Thun werde durch den Allbarmherzigen gesegnet, er fördere das Werk ihrer Hände, er laße alles wohlgelingen.

Vor allem aber segne und behüte der Allgütige die Väter dieses Landes, Einen Hochedlen Hochweisen Rath der freyen Reichsstadt Bremen. Er lasse sie Israel weiden mit aller Treue, und regiere sie mit allem Fleiß. Er sende Ihnen sein Licht und seine Wahrheit. Daß Güte und Treue einander begegnen, daß Gerechtigkeit und Frieden sich küßen in unserm Lande. Adonai behüte sie wie seinen Augapfel, er sey ihre Sonne und ihr Schild er gebe ihnen Gnade und Ehre und laße es ihnen nicht mangeln an irgend einem Gute. Also sey des Ewigen wohlgefälliger Wille! Amen. So geschehe es. Amen! —

Sieben Lieder von Friedrich Rückert.

III.

Lied vom Glück.

Ich hört' oft genug
Das Glück sey auf Reisen! —
„Da ists ja nicht klug
Sich der Ruh zu befleißen!"

So macht' ich mich auf,
In rüstigem Lauf,
Um draußen auf Wegnen
Dem Glück zu begegnen.

Da sah ich auf Gängen
Viel Volkes sich drängen,
Viel Lärm und viel Plunder,
Das Glück war nicht drunter.

Und wollt' ich wen fragen:
„Wo kann ichs erjagen? —
Merkt Keiner auf mich,
Suchts Jeder für sich.

Ich kam zu 'ner Brücke:
„Verweilt hier das Glücke?" —
„„Es ist hier vor Jahren
Vorüber gefahren;""

Zu 'nem Stadtthor ich trat:
„Ists Glück in der Stadt?"
„„Wir passen hier eben
Ihm Einlaß zu geben.""

Da passt' ich auch lange,
Da kam es doch nicht,
Bis daß ich zum Gange
Mich wieder gericht.

Und als ich auswandern
Zum einen Thor that,
Zog ein in die Stadt
Das Glück just zum andern. —

„Willst länger mit Schnaufen
Dem Narrn nicht nachlaufen;
Wer weiß wenn du's hast,
Obs werth ist der Last." —

Da hab' ich ein Eckchen
Im Wald mir erschaut,
Und mir auf dem Fleckchen
Ein Häusel erbaut.

Ich hab' es erbaut
Mit eigener Haut,
Mit eigener Hand,
Ohn' Glücks Beistand.

Hier, Glück, ist mein Haus,
Mein Bett und mein Schrein;
Willst kommen, kehr ein!
Willst nicht, so bleib aus!

№ 3.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 8. Januar. 1818.

Volk und Nation.

Das Wort Nation ist in den letzten dreissig Jahren auf so manche Weise gebraucht und mißbraucht worden, daß es nicht überflüssig scheint, an seine eigentliche Bedeutung zu erinnern: — wenn anders daran gelegen ist, daß die Menschen die Bande, die sie untereinander verknüpfen, und, indem sie die Gaben, Bestrebungen, Thaten und Werke der Einzelnen Allen gemein machen, zugleich dem Stamme erheben, welchen sie umschlingen, klar erkennen und allezeit in dem Auge behalten, mithin auch bestimmt und richtig aussprechen.

Nach Adelung und in nächster Uebereinstimmung mit dem Wortsinne, ist Nation die Summe der Eingebornen und durch den Gebrauch derselben Sprache verbundenen Bewohner eines Landes. Der Sprachgebrauch hat aber, mit Ausschließung jeder örtlichen Beziehung, nur die Namen und noch mehr Sprachverwandtschaft als wesentliche Bedingungen der Nationalverbindung festgehalten, diese letzte als das Heiligthum, dessen Verlust auch das Leben der erstern nothwendig tilgen und das ehrwürdige Band auflösen muß; so wie auf der andern Seite die Vereinigung ursprünglich verschiedener Geschlechter zu dem Gebrauch derselben Sprache die vorige Scheidung unkenntlich macht und aufhebt.

Der Grieche blieb Grieche, mitten unter Barbaren, in Asien, in Thracien, in Sicilien und Italien, in Gallien und dem lybischen Cirene, so lange er nicht das Eigenthum seiner Sprache verwirkte. Dieselbe Gemeinschaft, durch eine noch höhere versiegelt, läßt die Juden, auch ohne Vaterland, auf der ganzen Oberfläche der Erde zerstreut, noch eine Nation bleiben. Die Namen der alten Völkerschaften, welche die römische Welt in sich vereinigte, verloren sich in dem Römischen, so bald sie sich die römische Sprache angeeignet hatten.

Der Ausdruck Volk schließt dagegen allezeit den Begriff der Gesellschaft in sich, es sey in ihrer Gesammtheit, oder ihren einzelnen, bestimmten oder unbestimmten Theilen und von ihr abgetheilten Verbindungen.

Der Staatsverband macht daher keine Nation, das Nationalband für sich allein kein

Volk. Wo aber beide in einem Kranz verflochten sind, wohnt die Stärke in der Mitte.

So giebt es also auch nur Eine deutsche Nation, welcher die gesammte deutsche Zunge angehört. Es gibt keine österreichische, preußische, bayerische, schweizerische Nation. Wohl mag man von einem nach dem Hauptpanier jedes Staates benannten, österreichischen, preussischen, bayerischen, schweizerischen, kaum noch von einem deutschen Volke reden.

Die Manuscripte.

(Eine Erzählung.)

Ach, mein liebes Kind, die Perücke! sagte die Pastorinn Gutmann zu ihrem Gatten, der so eben bey seiner Morgenpfeife die letzte Tasse Kaffee aufschlürfte.

Ja, bestes Weib, aber meine heiligen Reden sind ja noch nicht zum Drucke fertig.

Fehlt denn noch viel daran? fragte sie bedächtig und lächelnd.

Eine halbe Nutzanwendung!

Nun, die würdest Du ja heute Morgen noch schreiben können, lieber Mann? Ich möchte doch so gern, daß Du zur Kirchenvisitation die Perücke hättest. Du kennst den alten Superintendenten wol; wer kein falsches Haar trägt, ist in seinen Augen ein Ketzer.

O, Mutter, Perücken thun's freilich nicht, aber der Kopf, der unter der Perücke steckt. Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir, es gehört viel zu einer Nutzanwendung.

Lieschen geht die Schuhe schon wieder schief. Es wäre wol nöthig, liebes Männchen, daß Du ihr ein Paar neue kauftest.

Großer Gott! schon wieder schief? sagte Gutmann. Das Leben ist doch ein jämmerlich Ding. Lieschen geht die Schuhe schon wieder schief. Nun hoffentlich werd' ich für meine heiligen Reden gut honorirt werden, und dann, Mütterchen, geben wir den braven Meiers auch hundert Thaler ab. Es sind so gute, redliche Leute. Du weißt, wie innigen Antheil sie an uns nahmen, als unser Röschen krank war. Gott, daß ich ihnen jetzt gleich helfen könnte! Und die armen, abgebrannten Leute in Neuendorf müssen auch hundert Thaler haben. Sie haben ja Alles verloren!

Herzlich gerne, bester Mann! erwiederte die Pastorinn, wenn Du das Geld nur erst hättest. Soll Röschen aber nicht auch mit? Sie wünscht schon lange die Doktorinn Schulze zu sprechen! Und dann gehst Du doch noch heute nach Schönthal, lieber Mann?

Ja, freilich! die halbe Nutzanwendung kann in einer Viertelstunde fertig seyn, und dann müssen wir fort.

Lieschen soll auch mitgehen! rief Lieschen, ein kleines engelschönes Geschöpf von vier Jahren. Nicht wahr, Vater?

Ja, mein Lieschen geht mit! versetzte der Pfarrer. Wir tragen dich abwechselnd, Röschen und ich, wenn Du nicht mehr fort kannst.

Röschen, ein schönes, blühendes siebenzehn-jähriges Mädchen freute sich innig, als auch sie ihren Vater begleiten sollte. Sie dankte mit einer herzlichen Umarmung und einem innigen Kusse ihrer Mutter, weil sie ihr des Vaters Einwilligung dazu verschafft hatte. Der Alte war ein bischen eigen, und das wußte Röschen recht gut. Darum wandte sie sich an ihre Mutter, denn sie wollte so gerne nach Schönthal. Freilich hatte sie keine heilige Reden beim Buchhändler Arend zu verkaufen, aber sie hatte doch sonst etwas, und das quälte sie schon so lange, daß sie es ihrer Mutter nicht

länger verbarg, denn die Mutter war so gut, und liebte sie so herzlich, beinahe so herzlich, wie Röschen ihr Etwas liebte. Das wußte sie auch.

Rosalie war nämlich mehrere Zeit bei ihrer Tante, der Madame Thalheim in F. gewesen. Diese hatte keine Kinder, und um so inniger freute sie sich des vollen, jugendlichen Aufblühens ihres kleinen Lieblings. Jedes Vergnügen ihrer reizenden Nichte war für sie selbst ein Fest, und mit Entzücken sah sie ihre holde Rosalie in den kleinen häuslichen Zirkeln glänzen, in denen ihr selbst so freundliche Stunden verflossen.

Unter den Freundinnen der Tante war auch die Madame Grünau, ein ganz herrliches Weib. Schon lange beweinte sie den Tod ihres Gatten, der sie mit ihrem unerwachsenen Sohne in hülfloser Dürftigkeit ließ. Tief kränkte es das Zartgefühl der fein empfindenden Frau, wenn ein Anderer ihr kummervolles Verhältniß zu ahnen schien. Doch unsere Thalheim konnte es nicht unterlassen, sie oft um die Annahme eines kleinen Geschenkes, als um einen Beweis ihrer Liebe, zu bitten. Diese zarte Schonung auf der einen Seite, und die herzliche Offenheit auf der andern stiftete bald zwischen den beiden Frauen die innigste Freundschaft. Madame Thalheim gab das nöthige Geld her, um den Sohn ihrer geliebten Grünau studieren zu lassen, und der Jüngling kehrte, gerade wie Rosalie bei ihrer Tante war, zurück, reichlich mit Kenntnissen geschmückt, und ohne jene jugendliche Anmaßung, die nicht selten der Deckmantel der Unwissenheit ist. Mit Thränen der aufrichtigsten Rührung dankt' er seiner edlen Wohlthäterinn, die ihn um die Fortdauer seiner Freundschaft bat, welche, wie sie sagte, ihr süßester Lohn seyn würde.

Seit dem Augenblicke, da Wilhelm Grünau Rosalien sahe, war er bezaubert von der Schönheit des holden Geschöpfs, von der Anmuth und Unschuld, die in ihrem ganzen Wesen sich aussprachen. Um so angenehmer war ihm die gütevolle Behandlung seiner Wohlthäterinn. In Rosalien erblickte er zum Erstenmal das liebliche Ideal eines Mädchens, welches schon lange freundlich, wie ein elysischer Traum, seine Phantasie umgaukelte. und gleich einem schützenden Genius über die Tugend des sehnsuchtsvollen Jünglings gewacht hatte.

Wilhelm Grünau bediente sich nun oft der Erlaubniß, die Rosaliens Tante ihm gab, sie fleißig zu besuchen, und dann hing sein Auge wonnetrunken an dem schönen Mädchen, und Rosaliens Auge wandte sich schüchtern, und ihre Wange glühte, wenn ihr Blick dem seinigen begegnete. Unmöglich konnten die Gefühle der beiden Liebenden der Tante lange verborgen bleiben. Es gehörte auch wenig Scharfblick dazu, sie zu bemerken. Wilhelm's und Rosaliens Mienen sprachen, wenn auch ihr Mund schwieg; denn reine, heilige Liebe kennt keine Masken. Mit Wohlgefallen sah die Tante die süße Sehnsucht der beiden Glücklichen, und lächelte oft schalkhaft der ängstlichen Sorge, womit sie die Empfindungen des Herzens zu verstecken suchten. Diese edle Frau durfte von den Verdiensten ihres jungen Freundes eine ehrenvolle bürgerliche Laufbahn hoffen, und dann war er der Gatte, den sie vor allen für ihre Nichte gewählt hätte.

An einem der schönsten Frühlingsabende ruhte die kleine Gesellschaft bei einem einsamen Spaziergange an dem verborgenen, von wilden Rosen umblühten Lieblingsplatze der alten guten Tante in einem Walde. Vor ihnen schimmerte mit seinen rothen Häusern unter grünen dufti-

gen Bäumen das Städtchen, und der stolze Kirchthurm, dessen Dach im Schimmer des Abendroths wie Feuer glänzte, ragte mächtig über seine freundlichen Umgebungen hervor. Golden tanzte vor ihnen ein kleiner Bach von Blume zu Blumen, die Nachtigall sang aus den Blüthenzweigen des Gesträuchs ihre Wonnemelodien, und rief die Bilder seliger Vergangenheit in die Herzen der beiden ältern Freundinnen zurück, während Rosalie und Wilhelm in süßem Anschauen verloren, Alles nicht achtend, sich still anblickend, da saßen. Rosaliens Hand ruhte in Wilhelms Rechte, der sie mit unnennbarem Gefühl von Seligkeit an seine brennenden Lippen, und dann an sein laut klopfendes Herz drückte. Das gewahrte die Tante. Zärtlich winkte sie ihrer Freundinn, und lispelte ihr leise ins Ohr: So glücklich waren wir auch einmal. Wilhelms Mutter drückte der guten Frau herzlich die Hand, und eine helle Thräne schimmerte in ihrem Auge.

Die jungen Leute hatten die halblaute Rede verstanden, und, ihren Sinn als Berechtigung zu ihren Gefühlen betrachtend, wagte der junge Mann im Angesicht der verehrten Frauen die geliebte Hand noch ein Mal zu küssen. Nun konnte Rosalie ihrer Tante das Geheimniß ihrer Liebe nicht länger verhehlen wollen, und Wilhelms Mutter schloß mit Wonnenthränen die holdblühende Tochter an ihren Busen. Es ward verabredet, daß die Tante den Eltern Rosaliens Wilhelms Liebe entdecken, und sie um ihre Einwilligung bitten sollte. Wenn Ihr nur erst Brod hättet, meine Kinderchen, sagte Grünau's Mutter. Gott lebt noch, versetzte die Tante, und ich ebenfalls. Wilhelm hat Talent und zum Erwerben Muth, wie unser Goethe sagt; dann findet sich Alles.

Tief betrübt trennte sich Rosalie von ihrem Wilhelm, seiner Mutter und ihrer Tante, und diese gab ihr einen Brief an die Pastorinn Gutmann mit, worin sie dieser Wilhelms und Rosaliens schönes Verhältniß entdeckte, und ihre schriftliche Bitte mit der mündlichen des holden Mädchens vereinigte.

Wie sollte die gute Mutter nicht gern die Liebe ihrer Tochter segnen, deren Glück ihr einziger Wunsch war? Doch ward es zwischen Röschen und Mütterchen beschlossen, dem Vater noch nichts davon zu sagen. Der alte brave Mann hatte einen Widerwillen gegen alle lange Brautschaften, worin freilich Röschen auch seiner Meinung war; aber er konnte auch nicht recht gut schweigen. Beiläufig gesagt, ist dieser Fehler nicht selten bei heiligen Rednern. Alles will Uebung haben, besonders die Redekunst, und daher ist die Verschwiegenheit bei den Frauen und Mädchen so einheimisch, weil sie, nach der Vorschrift des Apostels, nicht predigen, und keinen Rednerstuhl betreten dürfen.

Grünau wohnte jetzt in Schönthal, eben dem Städtchen, wo Hr. Pastor Gutmann heute von Hrn. Arend, und Röschen von der Liebe ihren Lohn erwarteten. Darum freute sich das Herz des jungen Mädchens, und ihre Seele war fröhlich.

Die Nutzanwendung war fertig, und in vollem Ornate trat unser Gutmann jetzt herein. Nun, seyd Ihr reisefertig, meine Kinderchen? Ja, Väterchen, gleich! erwiederte Rosalie, die, ihm den Rücken zuwendend, ihr Busentuch umschlug.

Die Pastorinn zupfte den saubern, weissen Ringkragen des treuen Gemahls zurechr, und bat schmeichelnd, ihn doch nicht zu beschmutzen. Keine Sorge, liebes Kind, keine Sorge! — Aber willst Du kein Geld mitnehmen, bestes Männchen? — Ich bekomme dort ja mehr vom Buch-

händler, Mütterchen, wie ich gebrauche. — Wenn er Dir nur gleich zahlt? — Du hast Recht, Du hast Recht, liebes Weib, die Menschen sind manchmal ein bischen eigennützig. Er könnte sich meine Noth zu Nutze machen wollen. Ehrsam wandelten nun die Drei, unser Gutmann vorauf, und die schöne Rosalie mit Lieschen an der Hand auf der breiten Straße gen Schönthal. Der ehrliche Pfarrer vertiefte sich bald in Gedanken, und schlug in einer Viertelstunde wol zwanzig Schnippchen, wie weiland sein Amtsbruder, Herr Abraham Adams, und die gute Rosalie selbst konnte sich kaum eines stillen Lächelns erwehren. — Aber, Väterchen, sprach sie, Du läufst ja so stark! Ich und Lieschen können kaum mit fortkommen. — Ach, mein liebes Röschen, ich dachte nicht daran, das Ihr mitgingt! erwiederte der ehrwürdige Pfarrer, und nahm seine Tochter bei der Hand. Sieh mal, bestes Kind, wenn ich auch für den gedruckten Bogen nur drei Friedrichsd'or bekomme. Vierzig Bogen sind es gewiß, die machen netto sechshundert Thal. Davon können wir dem armen Meier die dreihundert Thal. geben, um die er von seinem Verpächter so hart gedrückt wird. Und dreihundert Thal. sollen die armen Leute in Neuendorf haben. Dann bleiben für Dich und Lieschen zur Auskeuer noch — warte einmal, drei und drei ist sechs! Da bleibt nichts für euch übrig, mein Kind! Aber laß das gut seyn! Diese heiligen Reden, die ich bei mir habe, sind über die Episteln! Ich werde noch einen Jahrgang über die Evangelien in Druck geben, und was ich damit verdiene, sollt ihr haben. Ach wie selig werde ich seyn, mein liebstes, bestes Röschen, wenn Meiers kleine Kinder dann froh um ihre Eltern herumhüpfen, und diese, so glücklich durch uns, nicht mehr ihr Leben in Kummer und Sorge verweinen. Wenn nur die erste Noth gekehrt ist, denk' ich, so kömmt wol weiter Rath. Röschen küsste ihrem Vater die Hand, und eine glühende Thräne schlich von der schönen Wange hinab.

Warum weinst Du, mein liebes Kind? fragte der Pastor. — Gott ich wollte nur, daß Dein Wunsch erst erfüllt wäre, Väterchen! Ich würde so glücklich seyn! Ich hab' auch an meine Tante geschrieben, und ihr Meiers Unglück geschildert, so gut ich nur konnte. Sie wird mir gewiß die dreihundert Thaler schicken. Sie ist ja so reich, und sie sagte mir immer, Lieschen und ich wären ihre einzigen Erben. — Herzlich drückte der ehrliche Pfarrer sein gutes Kind an seine Brust, und küsste ihre weisse Stirn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englands Uebermacht.

Die Englische Flagge, welche die Welt durchsiegt und umspannt, ist jetzt die große Universalmacht, welche leider, unzugänglicher als Napoleon's Armee ist. Mit Bewunderung muß man das Netz betrachten, welche sie um die ganze Erdkugel gezogen hat. Die erste Masche derselben ist, wie ein großer Publicist bemerkt, in Helgoland und die zweite in Jersey befestigt; von diesen beiden Puncten aus gebietet England über alle Zugänge von Europa, bewacht den Sund, setzt Schweden und Dänemark in Schrecken und bedroht die Küsten von Holland und Frankreich. Im Centrum dieser Linie erhebt sich die Hauptstadt zwischen dem Süden und dem Norden von Europa, und ihre excentrische Lage macht die Englische Seemacht zum Tyrannen der Europäischen Meere. Napoleons Reich streckte seine Krebs-Scheeren nach Hamburg und Neapel aus; aber England verbreitet seine tausend Polypen-

arme nach allen Theilen der Erde. Gibraltar und Malta sichern ihm den Einlauf und den Mittelpunkt des Mittelmeers, und von den Jonischen Inseln aus gebietet es über Griechenland im Archipelagus und das schwarze Meer; von St. Helena und von Sierra Leone, wie vom Cap der guten Hoffnung aus, beherrscht es die Afrikanische und die Indische Schiffahrt, von Canton aus die Chinesische, von Neuholland aus die Australische und die Südsee. In Trinidad hat es einen Fuß auf dem Spanisch-Amerikanischen Continent, von St. Lucia und Jamaika ausbewacht es Westindien, und der Besitz von Canada, Neu-Schottland und Newfoundland endigt im Nördlichen Amerika die Ringe der ungeheuren Kette, welche es um den Erdball gezogen hat.

Theater und Musik zu Mayland.

(Aus der neuen französischen Reisebeschreibung der Frau von Stendahl.)

In der Oper: la testa di bronzo, welche zu Mayland im letztverflossenen Winter nach italienischer Sitte in einer langen, einzig etwa durch das Uebelbefinden eines Haupt-Akteurs unterbrochenen Reihenfolge von Vorstellungen gegeben wurde, findet sich Alles, was eine glühende, orientalische Phantasie Auffallendes, Sinn und Gemüth Ergreifendes denken und träumen kann, zusammengedrängt. Was zur Architektur gehört, ist im größten, prächtigsten und neuesten Geschmack; Draperie und Kleidung der spielenden Personen, die durch Geberden und Miene ganz dem Lande angehören, in welchem die Handlung vorgeht, überaus glänzend und das Ganze so beschaffen, daß es den Fremdling, der in dieß Theater, welches mit Recht für eines der ersten der Welt gilt, zum Erstenmal eintritt, zur Bewunderung hinreißt.

Das erwähnte Stück, in welchem die Dekoration eilf Male verändert wird, spielt in Ungarn, und schwerlich dürfte jemals ein ungarischer Herzog (einen König läßt die Polizey nicht gerne auf der Bühne paradiren) barscher und stolzer, zugleich aber mit so edler und kriegerischer Haltung einhergetreten seyn, als solcher in der Rolle des Fürsten von dem sehr vorzüglichen Schauspieler Galli geschieht, welcher eine ausgezeichnet schöne Baßstimme besitzt, deren Töne selbst die Korridors des ungeheuren Opernsaales wiederhallen machen. In der Art und Weise, wie die Kleidungen des Akteurs vertheilt und angeordnet sind, ist eine tiefe Kenntniß des Kolorites und seiner Wirkungen merkbar. An der Seite des ungarischen Prinzen, welcher in seinem National-Kostüme und im höchsten Glanze einer weiß und rothen, mit Gold staffirten Husaren-Uniform auf die Bühne tritt, schreitet, in schwarzen Sammet gekleidet und, sein Ordenszeichen ausgenommen, ohne allen Schmuck sein erster Minister daher. Hinwieder paradirt als Pupille des Prinzen, die reizende Fabre, in einem himmelblauen Pelzrocke mit Silber und einem Tschakko mit weissem Federbusche. Ueberhaupt athmet in und auf diesem Theater alles Größe und Reichthum. Gar häufig erscheinen Chöre von hundert und mehr Figuranten oder Sängern, die insgesammt eben so prächtig gekleidet sind, als in Frankreich die Schauspieler vom ersten Range. Für eines der neuesten Ballete allein sind 1085 Kleidungsstücke von Sammet und Atlas verfertigt worden, woraus sich schließen läßt, wie groß der Aufwand im Ganzen seyn müsse.

Das Operntheater della Scala ist dann aber zugleich auch der Assemblée-Saal für die

ganze Stadt und der Mittelpunkt aller gesellschaftlichen Unterhaltung. Nach seinen Sälen bescheidet man sich in den verschiedensten Angelegenheiten des Lebens. Im ganzen Umfange des Saales brennt keine Lampe, sondern die Erleuchtung wird blos vermittelst der Dekorationen bewirkt. Ungeachtet des gänzlichen Mangels an Lichtern erkennt man doch aus den dritten Logen, wo der Fremde vermittelst einer Zechine für den Abend Zutritt erhält, die Leute, welche ins Parterre eintreten, ganz deutlich. Ueber das Theater hinüber sieht man Maylands schöne Welt sich aus einer Loge in die andere begrüßen. Der Fremde kann sich am gleichen Abend in mehrern Logen präsentiren lassen, und findet überall ein sanftes, fröhliches Wesen und ungemein viel Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit in den Manieren.

Die Musik zu dem Ehernen Kopfe ist von Solliva, einem jungen, armselig gestalteten Menschen von 25 Jahren, Zögling des von dem Prinzen Eugen gestifteten Konservatoriums, der, wenn er auch von Bewunderung für Mozart dahin gerissen, etwas von dem Kolorite dieses Meisters sollte angenommen haben, gleichwol eine Komposition voll Feuer, Effekt und dramatischen Lebens geliefert hat. Wer aber dem Stücke sein Glück in Mayland ganz vorzüglich hat machen helfen, ist der schon erwähnte Bassist Galli, ein schön gebildeter Mann von 30 Jahren: auch Remorini, welcher den Minister spielt und den Einige Jenem noch vorziehn, hat eine ungemein geschmeidige und ausgebildete Baßstimme, aber wenig Gefühl. Die zwanzigjährige Französinn Fabre hat ebenfalls eine schöne Stimme und ein in gewissen leidenschaftlichen Stücken hinreißendes Spiel. Einen Theil ihrer Kunst hat sie dem berühmten Castraten Veluti zu verdanken. Doch würde sich ihre Stimme in einem kleinen Saal besser ausnehmen, und wenn sie zerstreut oder ermüdet ist, so kommt sie höchst alltäglich zum Vorscheine, dürfte aber auch dann noch mancher andern seelenlosen Sängerinn, wie z. B. einer Festa u. a. m. weit vorzuziehen seyn. Auch Bassi ist, ohne jedoch viel Stimme zu haben, ein vortrefflicher Bouffon voll Feuer und Energie, der in der Rolle eines memmenhaften aber nichts weniger als gefühllosen Kammerdieners des ungarischen Prinzen ausschließlich für die Bühne lebt, und ja nie einen Blick auf die Zuschauer hinaus thut. Das Orchester unter Rollis Aufführung, den, wie man versichern will, die Polizey hat ersuchen lassen, wegen mehrerer, den Damen dadurch verursachter Ohnmachten, nicht mehr die Bratsche zu spielen, ist in den sanften Partheien bewundernswürdig, ermangelt aber des so geheißenen „brio“ in denjenigen Stücken, welche Kraft und Lebhaftigkeit erfordern, und die sämmtlichen Instrumente machen sich zu furchtsam an die Noten.

In der Oper Helena, von Majer, die im Spätjahre 1816 wegen einer Unpäßlichkeit Galli's neuerdings einige Tage auf die Bühne gebracht wurde, kommt im zweiten Akt ein Sextett vor, das allein dieses übrigens höchst langweilige und gehaltlose Stück auf der Bühne zu erhalten vermocht hat. Die Musik dieses Sextettes, in welcher sich unter andern auch Remorini und die Fabre hören lassen, hat den sanften, herzrührenden und eigentlich melancholischen Charakter einer Notturno. Mancher eilt, um diesen Genuß von etwa sechs Minuten mit zwei Stunden langer Weile zu erkaufen, aus weiter Ferne herbei; und der Mayländer selbst hält eben so geduldig aus, und vertreibt sich die Zeit bis zu dem ersehnten Momente in den 200 kleinen Zimmern, die das Thea-

ter della Scala in sich faßt, mit gesellschaftlicher Unterhaltung, zu welcher die Damen mit Unbefangenheit und, ohne alle Ziererei, durch leichte Scherze, lebhaften Wechsel der Worte und tolles Gelächter in reichem Maße das Ihrige beitragen.

(Der Schluß folgt.)

Ueber das Theater.

So gern die Verfasser der bisherigen Beurtheilungen der Darstellungen auf der hiesigen Bühne dem lebhaft geäußerten Wunsche Genüge leisten möchten, durch öftere Mittheilung solcher Urtheile die Leser des Bürgerfreundes zu unterhalten, so finden sie es doch in mehr als einer Hinsicht nöthig, damit einigen Anstand zu nehmen. Es muß einem jeden einleuchtend seyn, wie höchst unangenehm und langweilig dies Geschäft bei dem jetzigen Zustand unseres Schauspiels seyn müsse, wo der Kunstrichter fast weiter nichts zu thun hat, als tagtäglich dieselben Fehler und Mängel zu rügen, ohne daß irgend eine gegründete Hoffnung sich aufthun sollte, daß dadurch fürs erste etwas Erkleckliches zum Besserwerden beigetragen werden würde. — Die Besserung kann nur hauptsächlich von da ausgehen, wo man bis jetzt nicht den mindesten Trieb und Sinn dafür bemerkt hat, nämlich von der Leitung und Einrichtung des Ganzen. Das Theater besitzt mehrere recht brave und tüchtige Mitglieder. Als solche kann man, ohne andern zu nahe treten zu wollen, die Frauen Zschischka und Müller, und Hrn. Schmidt nennen. Allein es sind nur einzelne noch aus eigener Kraft grünende Zweige eines verdorrenden Stammes. Wenn durch ihre übermäßigen Anstrengungen die Fehler und Mängel des Ganzen ergänzt oder überkleidet werden müssen, so darf es uns gar nicht wundern, wenn zwischendurch auch ihre Leistungen nicht diejenige Vollkommenheit erreichen, die man von denselben zu erwarten sonst gewohnt ist. Dabei ist das Schlimmste, daß durch ein solches Hetzen in den verschiedenartigsten Rollen, endlich der beste Schauspieler für die Kunst verloren gehen muß. — Durch leere Versprechungen so oft getäuscht, kann man, aus Furcht sich selbst lächerlich zu finden, sich kaum entschließen, von neuem schmeichelhaften Hoffnungen des Besserwerdens in der ausübenden dramatischen Kunst Raum zu geben. Dennoch wollen wir den Muth nicht sinken lassen, und wenigstens im Streben zum Guten und Schönen nicht müde werden.

Die Leser können nur dabei gewinnen, wenn wir ihnen heute, statt einer Kritik der statt gehabten Darstellungen, die Ansichten eines der geistreichsten Deutschen über die Wichtigkeit des Theaters mittheilen.

Ob ein dramatisches Werk mit Vortheil auf der Bühne erscheinen könne, darüber pflegt, besonders wenn die Eigenliebe der Schriftsteller und Schauspieler dabei ins Spiel kommt, viel hin und her gestritten zu werden. Jeder schiebt die Schuld des Mißlingens auf den andern, und der, welcher die Sache des Dichters vertritt, beruft sich dann auf eine Vollkommenheit der Darstellung auf der Bühne, die er in Gedanken hat, und wozu die Mittel eben nicht vorhanden sind. Im allgemeinen ist die Entscheidung der Sache so schwer nicht. Die Aufgabe ist, auf die versammelte Menge zu wirken, ihre Aufmerksamkeit zu spannen, ihre Theilnahme zu erregen. Der Dichter hat also einen Theil seines Geschäfts mit dem Volksredner gemein. Beide gelangen durch Klarheit, Raschheit und Nachdruck zu ihrem Zweck. Alles was das gewöhnliche Maas von Geduld und von Fassungskraft übersteigt, muß sorgfältig vermieden werden. Ferner: viele versammelte Menschen sind sich gegenseitig eine Zerstreuung, so lange ihr Ohr und Auge noch nicht auf ein gemeinschaftliches Ziel ausser ihrem Kreise hingelenkt ist. Daher muß der dramatische Dichter sowohl als der Volksredner seine Zuhörer gleich vom Anfange durch starke Eindrücke aus sich heraus versetzen, er muß ihrer Aufmerksamkeit gleichsam körperlich gebieten.

Bei der Wirkung auf eine versammelte Menge verdient noch folgender Umstand erwogen zu werden, um ihre ganze Wichtigkeit einzusehen. Im gewöhnlichen Umgange zeigen die Menschen einander nur ihre Aussenseite. Mistrauen oder Gleichgültigkeit halten sie davon zurück, andere in ihr Inneres schauen zu lassen; und von dem, was unserm Herzen am nächsten liegt, mit einiger Rührung oder Erschütterung zu sprechen, würde dem Ton der feinen Gesellschaft nicht angemessen seyn. Der Volksredner und der dramatische Dichter finden das Mittel, die Schranken conventioneller, durch die Sitte vorgeschriebener Zurückhaltung einzureißen. Indem sie ihre Zuhörer in so lebhafte Gemüthsbewegungen versetzen, nimmt jeder an den Uebrigen die gleiche Rührung wahr, und so werden Menschen, die sich bisher fremd waren, plötzlich auf einen Augenblick zu Vertrauten. Die Thränen, welche der Redner oder Schauspieldichter sie für einen verläumdeten Unschuldigen, für einen in den Tod gehenden Helden zu vergießen nöthigt, befreunden, verbrüdern sie alle. Es ist unglaublich, welche verstärkende Kraft die sichtbare Gemeinschaft Vieler für ein inniges Gefühl hat, das sich sonst gewöhnlich in die Einsamkeit zurückzieht, oder nur in freundschaftlicher Zutraulichkeit offenbart. Der Glaube an dessen Gültigkeit wird durch seine Verbreitung unerschütterlich, wir fühlen uns stark unter so vielen Mitgenossen, und alle Gemüther fließen in einen großen unwiderstehlichen Strom zusammen. Eben deswegen ist aber das Vorrecht, auf die versammelte Menge wirken zu dürfen, einem sehr gefährlichen Misbrauche ausgesetzt. Wie man sie für das Edelste und Beste uneigennützig begeistern kann, so läßt sie sich auf der andern Seite auch in sophistischen Truggeweben verstricken, und von dem Schimmer falscher Seelengröße blenden, deren ehrgeizige Verbrechen als Tugend, ja als Aufopferung geschildert werden. Unter den gefälligen Einkleidungen der Redekunst und Poesie schleicht sich die Verführung unmerklich in die Ohren und Herzen ein. Vor allem hat sich der komische Dichter zu hüten, da er vermöge seiner Aufgabe immer an diese Klippe hinstreift, daß er nicht dem Gemeinen und Niedrigen in der menschlichen Natur Luft mache sich zuversichtlich zu äußern. Ist durch den Anblick der Gemeinschaft auch in solchen unedlen Neigungen die Scham einmal überwunden, welche sie gewöhnlich in die Schranken der Anständigkeit zurückdrängt, so bricht das Wohlgefallen am schlechten bald mit zügelloser Frechheit los. (Der Beschluß folgt.)

N: 4.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 11. Januar. 1818.

Die Manuscripte.

(Eine Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Nicht so galant, Herr Pastor! rief ein vorbeireitender Fremder lächelnd. Herr, es ist meine Tochter, und eines Vaters Kuß bringt des Höchsten Segen, antwortete Gutmann, erröthend, aber fest. Der Fremde merkte beschämt seinen Mißgriff, und ritt langsamer, um wo möglich sein Unrecht wieder gut zu machen. Sie wollen auch wol nach Schönthal? fragte der Reisende. Ja, wir wollten auch noch gerne zu Mittage dahin, antwortete der Pfarrer bescheiden. Aber können Sie einen so weiten Weg zu Fuß machen, liebes Kind? Und Sie, Kleine dort? Vater hat keine Kutsche, antwortete Lieschen, sonst führen wir auch! setzte sie kopfnickend hinzu. Der Fremde erkundigte sich lächelnd nach dem Wohnorte des Pastors, und dieser, der in seinen glücklichen Uebungen nur Theilnahme gewohnt war, schilderte in rührendem Tone das Unglück seiner Pfarrkinder, vor Allem des Pächters Meier, das durch die Härte eines kleinen adlichen Selbstherschers noch vergrößert wurde. Gern möchte ich ihr Schicksal lindern, setzte er hinzu; aber ich bin selbst so arm. Darnach sehnte sich meine Tochter auch, und aus Freude an ihrem uneigennützigen Wohlwollen drückte ich sie an mein Herz, wie Sie so unzeitig uns auslachten.

Nun, lieber Pastor, zürnen Sie nur nicht mehr. Ich fühl' es, daß ich Ihnen wehe that. Es kränkt mich tiefer, wie Sie. Vielleicht kann ich den armen Leuten helfen. Melden Sie Sich heute Nachmittag bei dem Geheimenrath von Wallburg. Wahrscheinlich ist denn schon dafür gesorgt. Hiemit gab er seinem Pferde die Sporen, und eilte, freundlich Lebewohl sagend, davon.

Wer mochte das seyn? fragte der Prediger seine Tochter. — Vielleicht doch nicht der Geheimerath von Wallburg selbst? — Ach, nein! den kenn' ich! der ist schon ein alter Mann. — Wenn es auch der Fürst wäre? der soll noch jung seyn! Gewiß nicht, mein liebes Kind, denn Fürsten reiten nicht leicht ohne Begleitung. Wer weiß, ob es nicht ein junger Spaßvogel ist, der, um seinen Scherz zu treiben, mich zu dem

Geheimenrath schicken will. — O, Väterchen, wer wollte so etwas glauben! Das ist unmöglich! — Mein liebes Kind, das Herz des Menschen ist böse von Jugend auf immerdar. Ich habe dieß in meiner drei und zwanzigsten heiligen Rede sehr gründlich auseinander gesetzt. Der Pastor langte in die Tasche, um sein Manuscript hervorziehen, und der guten Rosalie die Predigt vorzulesen. Aber die heiligen Reden saßen in ihrem Schlupfwinkel so fest, und so warm, daß sie durchaus nicht heraus wollten. Im Grunde konnten sie auch nicht, denn unser Gutmann hatte sie selbst darin fest genähet, um sie gewiß nicht zu verlieren. Röschen that auch gerne Verzicht darauf, und nahm desto williger Lieschen auf den Arm, da die Füße des kleinen Geschöpfs nicht mehr fort wollten.

In tiefen Gedanken ging nun der Pfarrer, sein Pfeifchen rauchend, vor sich hin, und schon war er die zweite Schildwache vorbei, als er plötzlich mit Erstaunen ausrief: Sieh, da sind wir ja schon in Schönthal.

Wo kehren wir ein, liebes Väterchen? fragte Rosalie. Gutmann blickte umher: In den drei Kronen? Das geht nicht! Im schwarzen Bär? Das geht auch nicht! O, laß uns noch ein Bischen weiter gehen! Hier, hier, in den schönen Engel wollen wir einkehren! Hier ist es gewiß gut.

Sie traten in den Speisesaal, wo schon viele schön gekleidete Frauen und Herren versammelt waren. — Gutmann gerieth in peinliche Verlegenheit, und schon begann er sich wegen einer Dreistigkeit zu entschuldigen, als ihn der Kellner fragte: ob er mit seiner Gesellschaft hier speisen würde, und was für Wein er beföhle? Dürft' ich mir eine halbe Flasche Rothwein ausbitten? — Was für Rothwein? — Ja, Rothwein, Rothwein, mein Herr! sagte unser ehrwürdige Pfarrer, und rieb sich die Hände, welche bereits anfingen, ihn zu ärgern, weil er sie nirgends hinzuthun wusste. Die Augen der Frauen und Mädchen waren auf den Prediger, die Augen der Herren auf Rosalien gerichtet, welche sich mit Lieschen ohne weitere Verlegenheit niedergesetzt hatte. Hold erröthend blickte sie zur Seite, als sie die Männer mit einander flüstern, und dann sich wieder angeblickt sahe; freundlich trat sie, endlich des Spiels müde, zu ihrem Vater: könnt' ich nicht, lispelte sie ihm zu, mit Lieschen noch vor Tische zum Schuster gehen? Ja, mein bestes Kind, das magst Du thun. Ich will unterdessen Hrn. Arend besuchen, und mit ihm wegen meiner heiligen Reden einen Kontrakt abschließen, antwortete Ehren-Gutmann, und drückte heimlich seiner holden Tochter zwei Gulden in die Hand.

Wie sie fort waren, konnten die gegenwärtigen Herren nicht begreifen, wie der alte ehrliche Dorflevit zu einer so niedlichen Tochter gekommen sey. Die Frauen wollten glauben machen, daß der Gegenstand keiner Untersuchung werth sey, und gingen mit verächtlichen Blicken ans Fenster, wie sich einige Männer an den Kellner machten, um von ihm zu erhalten, daß er ihre Plätze neben oder gegenüber des schönen Landmädchens belegte.

Unser Pastor hatte, nach vielem Suchen, endlich das Haus des Buchhändlers gefunden. Hr. Arend war so eben in seinem Handlungszimmer, und zählte einem schönen jungen Mann für einen kleinen Roman, der kaum hundert Oktavseiten stark seyn mochte, baare zwanzig Friedrichsd'or auf den Tisch. Ein gutes Omen! dachte Gutmann, wenn ein elender Roman so theuer bezahlt wird, was wird Hr. Arend mir nicht für meine heiligen Reden geben! Mit

innigem Wohlgefallen betrachtete er die schimmernden Goldstücke, die der junge Mann mit einer Verneigung zu sich steckte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theater und Musik zu Mayland.

(Aus der neuen französischen Reisebeschreibung der Frau von Stendahl.)

(Schluß.)

Für die Abonnenten ist das Schauspiel, welches im Winter um halb acht, im Sommer aber um halb neun Uhr seinen Anfang nimmt, sehr wohlfeil, und kostet für den Abend nicht über 36 Centimes. Dafür hat man den ersten Akt der Oper, welcher eine Stunde dauert; alsdann ein großes, ernsthaftes Ballet, das ebenfalls eine Stunde, ferner den zweiten Akt der Oper, der drei Viertelstunden währt, und zum Beschlusse ein kleines komisches Ballet, das der Vorstellung zwischen Mitternacht und ein Uhr ein Ende macht. Die Ballette dieser letztern Gattung erschüttern das Zwerchfell, und gewähren, wie z. B. „der Zögling der Natur," in welchem Stücke nächtlicher Weile auf dem Verdecke eines, über den grenzenlosen Ocean hin, dem heimathlichen Gestade zusegelnden Schiffes nach schottischen Weisen getanzt wird, einen köstlichen Genuß. Für seine 36 Centimes kann man, und wer nicht abonnirt ist, für 40 Sous im Parterre sitzen. Die Zahl der dortigen Plätze beläuft sich auf acht- bis neunhundert. Die Sitze sind bequem, sehr gut ausgestopft, und haben Rücklehnen. Wer eine Loge hat, nimmt in derselben von seinen Freunden Besuche an. Ungefähr um die Mitte des Abends läßt der Cavalier servente seine Dame in der Regel mit Sorbet bedienen. Diese Sorbete sind etwas ausgesucht Leckeres, und können unter den drei Titeln der gelati, crepé und peziduri verlangt werden. Sehr oft gibt es zwischen den Herren und Damen etwas zu wetten, und diese Wetten werden jedesmal in Sorbett bezahlt. Eine Loge alle Scala wird wie ein Haus betrachtet, und gilt 20, bis 26,000 Francs. Die Regierung unterstützt die Theaterunternehmung mit 200,000 Francs. Der Direktion gehören die Logen vom fünften und sechsten Range. Diese mögen ihr etwa 100,000 Francs einbringen. Das übrige wird aus den Einlaßkarten gezogen.

Zum Anfange des Winters traf auch Madame Catalani in Mayland ein, und gab daselbst fünf Konzerte.

Das Billet kostete 10 Francs, worüber das Publikum und selbst Rentiers von ein- bis zweimal hunderttausend Francs einen gewaltigen Lärm erhoben, der hauptsächlich in der sonstigen Wohlfeilheit des Schauspieles gegründet seyn mochte. Erst nachdem Madame Catalani sich schon eine geraume Zeit in Mayland aufgehalten hatte, kam im Saale des Konservatoriums das erste Konzert zu Stande. Der Zuhörer mochten etwa 400 seyn, und der Saal war nicht voll. Ueber die Stimme der Virtuosinn war nur ein Urtheil; sie wurde für die schönste erklärt, die man je gehört hätte, viel schöner als die Stimme der Billington, der Marchesie und der Banti. Selbst in den lebhaftesten Stücken scheint sie, vermöge des Silber-Wiederhalles ihrer Stimme, immer unter einem Felsen zu singen. Würde die Natur sie mit etwas mehr Seele begabt haben, so müßte ihr Gesang eine ungeheure Wirkung thun. In Mayland sang sie alles in der gleichen Manier ab; die rührende Arie: Frenar vorrei le lacrime mit eben dem Aufwande, und eben demselben kleinen, lustigen, und schnell auf einander folgen-

den Verzierungen wie die Variationen über: Nel cuor più non mi sento. Von Seite der Zuhörer flossen inzwischen mancherlei Urtheile, Bemerkungen und Kritiken: Die Catalani, hieß es, singe im Ganzen nicht mehr als ein Dutzend Arien, und mit diesen reise sie in ganz Europa herum: man dürfe sie nur ein einziges Mal hören, um zu bedauern, daß die Natur ihr zu einem so erstaunenswürdigen Organ nicht auch etwas Gefühl verliehen habe: Seit ihrem ersten Aufenthalte in Mayland, wo sie vor achtzehn Jahren die Arie: Ilo perduto il figlio amato gesungen, habe sie keine weitere Fortschritte gemacht: Es liege bei den Arien, welche sie singe, nicht viel daran, wer dieselben komponirt habe; denn sie singe immer das Gleiche, und ihre Arien seyen nichts als Reihenfolgen von Verzierungen und Manieren, zum Theil in schlechtem Geschmacke: ausserhalb Italien habe sie keine andern als schlechte Meister gefunden u. s. w.

Bei allem dem wird man schwerlich je wieder etwas Aehnliches zu hören bekommen. Die Tonleiter singt sie auf- und abwärts durch die halben Töne hindurch besser als Marchesi, der, wenn gleich zum Singen noch eben nicht zu alt, sich gegenwärtig, gleich wie sein Nebenbuhler Pacchiarotti zu Padua, doch nur noch etwa zur Seltenheit vor seinen vertrautesten Freunden hören läßt. Beim Schimmer der Lichter gesehen, ist Madame Catalani noch sehr schön. Der Kontrast ihrer edeln Züge und ihrer herrlichen Stimme mit dem lustigen Charakter der Rollen, in denen sie auftritt, muß in der Opera buffa einen erstaunenswürdigen Effekt hervorbringen; für die ernsthafte Oper hingegen scheint sie ganz und gar nicht geschaffen zu seyn.... *)

*) Nachdem wir Zeit gehabt haben, über Mad. Catalani unpartheiisch zu werden, wird es unsern Lesern nicht mißfallen zu hören, daß die Gemäßigten jenseits der Alpen die Ansicht der Gemäßigten diesseits ziemlich theilten. In dieser Rücksicht ward dieser Artikel, obschon er nichts Neues enthielt, aufgenommen.

Ueber Wohlgerüche.

Die Geschichte der Moden und Gebräuche in der menschlichen Gesellschaft bietet uns den auffallenden Gegensatz dar, daß, während man ehemals Parfümerieen und wohlriechende Essenzen begierig aufsuchte, sie heutzutage auf alle mögliche Weise vermieden werden, und der Geruchsinn, welchen ein Philosoph den Sinn der Einbildungskraft genannt hat, beinahe unthätig bleibt. Wir haben, wie Martorelli sagt, die Nase, diesen edeln Mittelpunkt der menschlichen Phisiognomie, zum Geschäft einer Kundschafterin verdammt, mehr um den schädlichen Gerüchen zu entgehen, als uns der guten zu erfreuen, oder doch zu einem untergeordneten Diener der Ergötzlichkeiten unsers Gaums gemacht. Wir würden noch hinzusetzen, daß die Vorliebe für Wohlgerüche, welche sich bei den orientalischen Völkern von jeher stets in Kraft erhalten hat, den alten Griechen und Römern keineswegs eigenthümlich war; unsere Vorfahren im 16ten und 17ten Jahrhunderte, um nicht weiter zu gehen, suchten sich dasselbe Vergnügen zu verschaffen, und bedienten sich des Pomeranzenblüthwassers, des Ambra, Benzoe, Zibeth, Bisam, wonach noch viele alte Glasschränkchen so stark riechen, daß unsere Weiber dabei die Nase rümpfen, und wovon die Zimmer, Kleider, Handschuhe, Bärte und Haupthaar dufteten; auch weiß man nicht, daß Damen jener Zeit beim Geruch von Jonquillen oder eines Jasminsträuchens in Ohnmacht gefallen wären, und man den Abschied auf der Stelle bekommen hätte, wenn man in ihrer Gegenwart nach Bisam oder Rosen geduftet hätte. In vielen italienischen Städten gibt es noch Straßen, welche von den Parfumeurs ihren Namen erhalten haben, aber dieß ist jetzt nur ein leerer Titel, und in der

Straße in Mailand, bei welcher dieß der Fall ist, findet man nur Buden von Hutmachern, Drechslern und Käsekrämern.

Was die alten Römer anlangt, so gab es bei ihnen keine Gelegenheit zur Freude ohne Blumen und Salben, wie uns Martorelli, den Horaz in der Hand, beweißt. Horaz, der seinem Diener Aufträge zu einem ländlichen Feste gibt, errinnert ihn, zufrieden mit einfacher Myrthe, nach Spätrosen nicht zu suchen. Will er den Lucius Festus zu einem Vergnügen in der reizenden Jahrszeit einladen, so sagt er, jetzt ist's Zeit sich mit grünender Myrthe und Blumen zu kränzen. Ruft er seine Muse an, das Lob eines Freundes fröhlich zu singen, so bittet er sie, ihm einen Blumenkranz zu flechten. Viele andere Stellen seiner Oden und anderer Dichter des unsterblichen Roms beweisen uns, wie Blumen und Wohlgeruch der Hauptbestandtheil jedes ihrer Feste war.

Sehr auffallend muß uns der Gebrauch scheinen, die Gäste bei der Tafel einzuparfumiren, und wir würden nicht sehr geneigt seyn, es als ein Kompliment aufzunehmen, wenn, während wir mit Appetit speisten, ein Diener käme, um unser Haupt mit Salben einzubalsamiren. Noch schlimmer, wenn wir, wie es dem Nero geschah, als er nach Plutarchs Erzählung von Otto zur Tafel geladen war, von allen Seiten des Saales durch kleine Spritzen, von Kopf bis zum Fuße besprengt würden. Und würde es nicht lächerlich seyn, wenn man jetzt eine Einladung zum Mittagsmahl, wie Horaz, einrichten wollte: kommt zu Mittag zu mir, ich habe schöne Rosen und Myrthen, ohne von Speise ein Wort zu sagen?

Es wird sonach Niemanden überraschend vorkommen, daß die Parfumeurs in Rom so gewöhnlich gewesen, daß Horaz, indem er an dem Gelingen seiner Verse zweifelte, sich besorgt erklärt, als möchten sie in den Buden jener Leute ihr Ende nehmen, fast eben so, als wenn wir sagen würden: in den Buden der Käsehändler. Es gab auch wirklich eine Weihrauchstraße in Rom, (vicus thuriarius) wo man alle Arten von Salben verkaufte, und sie befand sich in dem bevölkertsten Theile der Stadt in der Nähe des Forum. Der Name Salbe erweckt bei uns zwar keine angenehme Vorstellung, und versetzt unsere Einbildungskraft in eine Apotheke; aber er bedeutete so viel, als bei uns Pomade. Plinius gibt uns eine lange Liste von Salben, welche theils ehemals beliebt, theils zu seiner Zeit häufig im Gebrauche waren, und ihren Namen von Ländern, Pflanzen oder Säften, woher sie ihren Ursprung nahmen, oder von andern Umständen erhalten hatten. Vor allen merkwürdig war eine Salbe welche die Königssalbe hieß, welche man für die Könige der Parther bereitete, und die aus 27 Stücken Mirabellen, Frauenmünze, Ammonium, Cardamomen, Narden, Storax, Mirrhen ꝛc zusammengesetzt war.

Uebrigens ist der große Gebrauch der wohlriechenden Dinge bei den Alten weniger zu verwundern, als daß sie dieselben mit Wein genossen; bald gab man Myrrhen zum Wein, bald Märzveilchen, und der h. Joh. Chrysostomus, der daheim strenger Kirchenvater war, trank ihn, durch Rosenblätter gegossen.

Die Grundlage aller Salben, wie Martorelli nach Plinius Zeugniß anführt, war Oel und Wein, worin man die wohlriechenden Materien nach Vorschrift kochen ließ, und wenn daher Horaz vom Salben mit Oele spricht, so muß man dieß gewiß von aromatischem Oele verstehen, daher scherzt er auch über den schmutzigen Sfatta, der es aus der Lampe nahm. Die

Alten kannten weder Destillazion noch Brennkolben, und der erste, welcher davon spricht, ist der Perser Geber, der im siebenten oder nach Andern im neunten Jahrhundert gelebt haben soll. Auf alle Fälle war das Verfahren noch sehr unvollkommen, und ward sehr spät durch die Erfindung des eigentlichen Kolben zu einiger Vollkommenheit gebracht.

Aber warum werden in derselben Stadt, wo man ehemals die Parfumerien so liebte, dieselben jetzt so verabscheut und für schädlich gehalten? Martorelli läugnet, daß dieß Folge einer verschiedenen Bestimmung sey, welche durch eine Veränderung des Klimas in den körperlichen Konstitutionen erzeugt worden, und sucht zu beweisen, daß das Vorherrschen der Südwinde, als die vorzüglichste und vielleicht einzige Ursache, des ungesunden Klima's von Rom, vermöge geographischer Nothwendigkeit stets dasselbe bleiben werde, so wie es in den Zeiten der Alten gewesen. Martorelli zeigt wieder aus seinem Horaz, daß die Mittagswinde zur Zeit dieses Dichters, wie in den unsrigen, den Sommer und Herbst ungesund gemacht haben, und daß die häufige Pest, deren Livius gedenkt, nichts anders als jene gewöhnlichen Fieber sind, welche noch heutiges Tages in diesem Lande häufig gespürt werden. Doch geben andere Untersuchungen über die Ungesundheit der Luft von Rom, (z. B. die von de Matthéis) andere Ursachen an.

(Der Schluß folgt.)

Die Herbstreise nach Venedig.

Innspruck d. 11. Sept. 1815.

Die Tüchtigkeit und Eigenthümlichkeit der Männer zeigt sich in Tyrol auf den ersten Blick; weniger gefielen mir die Weiber mit gepolsterten Brustlätzen, unzähligen faltenreichen, durch Wulste über den Hüften festgehaltenen Röcken, und mit ungeheuren schwarzen und weißen baumwollenen Pudelmützen, welche die Gestalt eines geschwollenen Zuckerhuts hatten. Freilich finden sich fast von Dorf zu Dorf Abweichungen in Hinsicht der Trachten; aber Gestalt und Anstand blieb hinter den gepriesenen Oesterreicherinnen zurück, und die Männer traten, wie gesagt, hier so in den Vordergrund, wie dort die Weiber. —

Im Wirthshause zu Wörgl wollte ich schon über die langsame Bedienung schelten, als man mir sagte: das Gesinde sey in der Hauskapelle, um die Abendbetstunde zu halten. Dieß beruhigte mich nicht allein, sondern ich mußte meinen Beifall an den Tag legen. Wie löblich ist es, rief ich aus, die Erhebung des Gemüths zu Gott nicht bloß auf den Sonntag zu ersparen, wo der Gedanke an weltliche Lust und Abwechslung nur zu oft den Ernst stört oder ganz verscheucht, oder die Kirche gar als Mittel betrachtet wird, um den Putz auszuhängen und Liebesgeschichten vorzubereiten. Die Last der Arbeitstage in der Woche treibt öfter das Gefühl unserer Abhängigkeit und Schwäche hervor, und wie wohl thut es dann, am Abend den Blick hinauf zu wenden und sich zu stärken. Auch das gelungenste Tagewerk giebt ja an sich nicht vollen Lohn und genügende Beruhigung; wie unsicher steht vielmehr derjenige, welcher trotzig darauf rechnet, wie einsam und verlassen der, welcher nicht dankbar an Gott denkt, und an den Zusammenhang glaubt, in welchem sein kleines für sich bedeutungsloses Treiben mit dem großen Ganzen steht. Die Kirche ist für die Gemeinde, aber so wie die Gemeinde nicht das Band der Familie aufhebt, sondern voraussetzt, so sollte auch die Hausandacht der Kirchenandacht vorausgehn und mit ihr in steter Wechsel-

wirkung bleiben. Wir verschmähen die Hausgötter der Alten als Hausgötzen; aber waren denn diese Götzendiener nicht besser daran, als Viele in unsern Tagen, welche meinen: der groß gewordene Gott habe in ihren Häusern keinen Platz, und ihnen mangele es an Zeit, ihn ausser dem Hause aufzusuchen. Der Familien-Vater in der Mitte der Seinen ist auch ein Geistlicher, er ist wenigstens der ehrwürdigste Gehülfe des Geistlichen, und kann die Art religiöser Erweckung ganz dem kleinern Kreise anpassen, den er genau kennt; während für die ganze Gemeinde ein Verfahren nothwendig wird, welches Alle anspricht und lebhaft das größere Ganze, die Kirche, fühlen läßt, nicht selten aber zu wenig persönlich anregt und eingreift. — So idealisirte ich mir Mittel und Zweck: daß jedoch dies Ideal hier leider nicht wirklich vorhanden war, zeigte mir ein Blick in die Kapelle: die Mannspersonen reichten sich Schnupftobacksdosen zu, und die Mädchen hielten die Hände vor das Gesicht, um dahinter Gesichter zu schneiden und sich anzulöcken.

Kinder-Mährchen.

Von Rückert.

Vom Büblein, das überall mitgenommen hat seyn wollen.

Denk an! das Büblein ist einmal
Spazieren gangen im Wiesenthal;
Da wurds müd gar sehr,
Und sagt: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!

Da ist das Bächlein geflossen kommen,
Und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Bächlein gesetzt,
Und hat gesagt: So gefällt mirs jetzt.

Aber was meinst du? das Bächlein war kalt,
Das hat das Büblein gespürt gar bald;
Es hats gefroren gar sehr,
Es sagt: ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme,
Und mich mitnähme!

Da ist das Schifflein geschwommen kommen,
Und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Schifflein gesetzt,
Und hat gesagt: da gefällt mirs jetzt.

Aber siehst du? das Schifflein war schmal,
Das Büblein denkt: da fall ich einmal;
Da fürcht es sich gar sehr,
Und sagt: Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme,
Und mich mitnähme.

Da ist die Schnecke gekrochen gekommen,
Und hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich ins Schneckenhäuslein gesetzt,
Und hat gesagt: da gefällt mirs jetzt.

Aber denk! die Schnecke war kein Gaul,
Sie war im Kriechen gar zu faul;
Dem Büblein gings langsam zu sehr;
Es sagt: Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme,
Und mich mitnähme!

Da ist der Reuter geritten gekommen,
Der hats Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich hinten aufs Pferd gesetzt,
Und hat gesagt: So gefällt mirs jetzt.

Aber gib Acht! das ging wie der Wind,
Es ging dem Büblein gar zu geschwind;
Es hopst drauf hin und her,
Und schreit: Ich kann nicht mehr:
Wenn nur was käme,
Und mich mitnähme!

Da ist ein Baum ihm ins Haar gekommen,
Und hat das Büblein mitgenommen;
Er hats gehängt an einen Ast gar hoch,
Dort hängt das Büblein und zappelt noch.

Das Kind fragt:
Ist denn das Büblein gestorben?
Antwort:
Nein! es zappelt ja noch!
Morgen gehn wir' naus und thuns runter.

Ueber das Theater.

(Schluß.)

Diese dogmatische Kraft des Schauspiels im Guten und Bösen hat billig von jeher die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber auf dasselbe gerichtet. Durch

mancherlei Anstalten haben die Staaten gesucht, es nach ihren Zwecken zu lenken, und dem Misbrauche vorzubeugen. Die Aufgabe dabei ist, die zum Gedeihen schöner Kunst nöthige ungezwungene Bewegung mit den Rücksichten zu vereinbaren, welche die jedesmalige Staats- und Sittenverfassung fordern. In Athen blühte das Theater unter dem Schutze des Götterdienstes in fast unbegränzter Freiheit auf, und die öffentliche Sittlichkeit bewahrte es eine Zeitlang vor Ausartung. Die nach unsern Sitten und Ansichten unbegreiflich ungebundenen Comödien des Aristophanes, worin der Staat und das Volk selbst ohne Schonung lächerlich gemacht wurden, waren das Siegel der athenischen Volksfreiheit. Plato hingegen, der in eben diesem Athen lebte, und den Verfall der Kunst schon unter seinen Augen oder voraus sah, wollte die dramatischen Dichter ganz aus seiner idealischen Republick verbannt wissen. Wenige Staaten haben für nöthig erachtet, dies strenge Verdammungs-Urtheil zu unterschreiben; allein wenige haben auch gut gefunden, das Theater ohne alle Aufsicht sich selbst zu überlassen. Wo aber eine vorgängige Aufsicht, nicht blos Verantwortlichkeit des Dichters und Schauspielers hintennach für das auf der Bühne zur Schau gebrachte, nöthig erachtet wird, da ist sie vielleicht da am schwierigsten anzuwenden, wo sie doch am wichtigsten wäre: nämlich auf den Geist und Gesamt-Eindruck eines Stücks. Vermöge der Natur der dramatischen Kunst muß der Dichter seinen Personen manches in den Mund legen, was er keineswegs zu billigen meinet, er begehrt in Ansehung seiner Gesinnungen nach dem Zusammenhange des Ganzen beurtheilt zu werden. Es könnte hingegen auch seyn, daß ein Stück in Absicht auf die einzelnen Reden ganz unanstößig wäre, und jeder bloß hierauf gerichteten Prüfung entginge, während es im Ganzen doch schädliche Wirkungen bezweckte. Wir haben gerade in unsern Zeiten Schauspiele genug erlebt, und sie haben in Europa Glück gemacht, die von Aufwallungen des guten Herzens und Streichen des Edelmuthes überfließen und worin für einen schärferen Blick dennoch die versteckte Absicht des Verfassers unverkennbar ist, die Strenge sittlicher Gesetze, und die Ehrerbietung vor dem, was dem Menschen heilig seyn soll, zu untergraben und dadurch die schlaffe Weichlichkeit seiner Zeitgenossen für sich zu bestechen. Wenn jemand hingegen sich mit der sittlichen Vertheidigung des so übel berüchtigten Aristophanes befassen wollte, dessen Ausgelassenheit im Einzelnen nach unsern Begriffen ganz unzulässig scheint, so würde er auf die Absicht des Ganzen seiner Stücke gehen müssen, worin er sich wenigstens als einen vaterländisch gesinnten Bürger bewährt.

Alles bisher gesagte zweckt darauf ab, die Wichtigkeit des Theaters einleuchtend zu machen. Das Theater, wo der Zauber mehrerer Künste vereinigt wirken kann; wo die erhabenste und tiefsinnigste Poesie zuweilen die gebildeteste Schauspielkunst zur Dollmetscherin hat, die Schauspielkunst, welche Beredsamkeit und bewegliches Gemälde ist; während die Architektur eine glänzende Einfassung und die Malerei ihre perspectivischen Täuschungen herleihet, und auch die Musik zu Hülfe gerufen wird, um die Gemüther zu stimmen, oder die schon ergriffenen durch ihre Anklänge noch mächtiger zu treffen; das Theater endlich, wo die gesammte gesellige und künstlerische Bildung, welche eine Nation besitzt, die Frucht von Jahrhunderte lang fortgesetzten Bestrebungen, in wenigen Stunden zur Erscheinung gebracht werden kann: das Theater, sage ich, hat einen ausserordentlichen Reiz für alle Alter, Geschlechter und Stände, und war immer die Lieblings-Ergötzung geistreicher Völker. Hier sieht der Fürst, der Staatsmann, der Heerführer die großen Weltbegebenheiten der Vorzeit, denen ähnlich, in welchen er selbst mitwirken konnte, nach ihren innern Triebfedern und Beziehungen entfaltet; der Denker findet Anlaß zu den tiefsten Betrachtungen über die Natur und Bestimmung des Menschen; der Künstler folgt mit lauschendem Blick den vorüberfliehenden Gruppen, die er seiner Phantasie als Keime künftiger Gemälde einprägt; die empfängliche Jugend öffnet ihr Herz jedem erhebenden Gefühl; das Alter verjüngt sich durch Erinnerung; die Kindheit selbst sitzt mit ahndungsvoller Erwartung vor dem bunten Vorhange, der rauschend aufrollen soll, um noch unbekannte Wunderdinge zu enthüllen; alle finden Erholung und Aufheiterung, und werden auf eine Zeitlang der Sorgen und des täglichen Drucks ihrer Lebensweise entboben. Da nun aber die dramatische Kunst samt den begleitenden und zu ihrem Dienst verwendeten Künsten durch Vernachlässigung und gegenseitige Herabstimmung der Künstler und des Publikums dergestalt ausarten kann, daß das Theater zur gemeinsten und geistlosesten, ja zu einer wahrhaft verderblichen Zeittödtung herabsinkt, so wird man den Kennern und Freunden desselben den Enthusiasmus nicht verargen, welcher sie antreibt freiwillig und selbst mit Aufopferung, nach Kräften dazu beizutragen, einem solchen Verderben einen Damm entgegen zu setzen oder wenigstens, durch Erregung der Aufmerksamkeit, davor zu warnen.

Charade von vier Sylben.

(Eingesandt.)

Die beiden ersten Sylben von dem Worte
Sind's die uns das Leben oft verkümmern;
Die uns der Freude herrlichste Accorde
Im frohen Herzen, vernichten, zertrümmern.
Flor Cypressen und der Glocken dumpfes Läuten,
Pflegen auf den Sinn derselben hinzudeuten.

Feuerroth sieht man zu königlichen Thronen
Des Wortes letztere Sylben schreiten;
Sie sind's, die Priester, Ritter und Matronen,
Die jeden Stand, die jedes Alter kleiden.
Vor Regen und vor Frost, vor Schnee und Winden
Kann man durch sie kräft'ge Beschützung finden.

Wenn mit Veilchen, Narcissen und mit Rosen,
Auf Florens schön geschmückten Blumen-Au'n,
Gelinde Sommerlüfte schmeichelnd kosen:
Kann man daß flatterhafte Ganze schau'n.
Es ist ein munteres, ein fröhliches Insect,
Das manchen Knaben flatternd zur Verfolgung neckt.

St.

№ 5.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 15. Januar. 1818.

Einige bremische Inschriften.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Der Geist unsrer biederen Vorfahren hat sich auf mannigfache Weise, insbesondere durch einige kräftige, kernhafte und dabei einfache, oft sehr naive Inschriften, die sie mit einem feinen Sinn der Schicklichkeit grade an den Stellen, wofür sie ganz paßten, anzubringen wußten, recht charakteristisch ausgesprochen.

Von dieser Art sind unter mehreren andern folgende, die, wie mich dünkt, wohl verdienten, bekannter zu werden.

Auf Stephani Kirchhofe ist an einem Pfeiler des Thurms, ins Westen, mit Mönchsschrift in Stein gehauen.

Hier schy't ydermann lyk unde recht
Hier licht Here Frowe Maget un Knecht
Gelerde un Kinder liggen ok hier by
Dunket dy dat Underschet der Personen sy
So kom und schowe se alle wol an
Un segge welker is de beste dar van.

1560.

d. h. Hier geschieht einem jeden gleich und recht:
Hier liegen alle, Herr, Frau, Magd und Knecht
Gelehrte und Kinder liegen dabei:
Glaub'st du ein Unterschied der Personen sey,
So komm' und siehe sie alle wohl an,
Und, wer der beste sey, sage mir dann.

Auf dem Rathhause über der Thüre der alten Wittheits-Stube (worin vormals die Rathsversammlungen gehalten wurden) ist die äußere Inschrift:

Ingressu affectus omnes ante ostia linque
Et dic judicü libera vota tui.

d. h. Laß jede Leidenschaft beim Eingang zurück und sage freimüthig deine eigene Meinung.

Die innere Ueberschrift dieser Thüre ist:

Egressu expedias studio commissa fideli
Et quicunque palam sunt nocitura, tace.

d. h. Beim Ausgang vollführe mit treuem Fleiß deine Aufträge und halte geheim, was ohne Schaden nicht kund werden darf.

Ueber dem Eingange einer daneben befindlichen Thüre ist in Mönchsschrift ausgehauen:

Urbis, si fueris rector, duodena notabis
Unum fac populum, communem respice fractum,
Vim des expertis, serventur reditus urbis
Crescat ut in melius, tibi sit vicinus amicus
Aequum porrige jus et sit parvis et egenis
Et statuta bona tene, pravaque repelle
Ae dominum cole, dicta tene sapientum
Urbs quae si caret his raro fulget sine aris,
alteram partem audite.

1491.

d. h. Beim Staats-Regiment merke dir zwölf Regeln:

Erhalte Eintracht unter den Bürgern: Habe das allgemeine Beste vor Augen: Vertraue die Gewalt nur erfahrnen Männern: Sorge für die Einkünfte der Stadt, damit sie desto mehr aufblühe: Halte den Nachbarn zum Freunde: Gieb gleiches Recht, auch den Geringen und Armen: Halte fest auf die Grundgesetze: Weise zurück, was nicht gut ist: Verehre den Herrn: Befolge die Lehren der Weisen. Die Stadt, der es hieran fehlt, hat weder Glück noch Stern.

Höret auch den andern Theil.

1491.

In dem Theile des Stadtweinkellers, welcher die Rose genannt wird und wo die ältesten Weine aufbewahrt werden, ist unter dem Boden das colossale Bild einer Rose mit der Umschrift:

Cur rosa flos Veneris, Bachhi depingitur antro?
Causa, quod absque mero frigeat ipsa Venus,

d. h. Was bezeichnet Cytherens Rose in den Hallen des Weingotts?
Venus selber erstarrt ohne Lyäus Geschenke.
Die Ueberschrift der Thüre ist:

Est rosa flos Veneris, cuius quo facta laterent
Harpocrati haec matris dona dicavit Amor.
Inde rosam Bacchi depictam cernis in antro,
Libera quae sub ea dicta tacenda scias.

d. h. Diese Rose Cytherens, der Liebe Geheimniß zu ehren
Weihte dem Harpocrat Amor der Mutter Geschenk
Drum erblickst du ihr Bild in Libers traulicher Halle
Halte des offnen Freunds traute Gespräche geheim.

Zur rechten Hand neben der Thüre stehen folgende deutsche Verse:

Was Magen, Leib und Herz, Saft, Kraft und Geist kann geben,
Betrübte trösten mag, Halbtodte kann beleben:
Theilt diese Rose mit; Sie hat von hunden Jahren
Den Preis, ein edles Oel mit Sorgfalt zu bewahren.

An der Wand ins Westen steht:

Haec rosa luminibus Veneres, nectarque palato
Objicit exhalans pocula grata cadis.
Vina vetusta tenet, grandaevi munera Bacchi:
Sint procul hinc juvenes; Vos decet iste, Senes!

d. h. Anmuth des Lebens entbeut die Rose und duftenden Nectar
Reicht sie den Becher gefüllt aus dem bezeichneten Faß

Hochbejahrten Weins. Ihn hat, den Greis zu erquicken —
Jünglinge tretet zurück! — Vater Lyäus geschenkt.

Um den Sinn dieser Inschriften richtig zu deuten, bemerke ich:

Die Rose war bei den Alten das Sinnbild der Verschwiegenheit; denn sie war die Blume der Venus und, was in deren Tempel vorging, durfte nicht kund und offenbar werden. Wenn die Alten nun zusammen kamen, pflegte über dem Tisch eine Rose zu hangen, wodurch sie zu verstehen gaben, daß alles, was hier im traulichen Freundschaftskreise, wenn der Wein ihre Zunge gelöset hätte, gesprochen würde, geheim gehalten werden sollte. Daher das Sprichwort: Sub rosa jemandem etwas anvertrauen.

An dem seit dem Jahre 1394 neben der großen Weserbrücke befindlichen Gebäude des Wasserrades, welches durch unterirdische Röhren das Weserwasser in die Häuser der Altstadt leitet, befand sich vormals die Inschrift:

Volve pater civi, tradam tua dona Visurgis.

d. h. Wälze Vater Weser dies Rad
Es bringt dem Bürger die Gabe.

Auch an manchem Privat Gebäude las man sinnvolle und witzige Inschriften: So über der Thüre eines Landguts im Oberneunlande:

Wir haben hier keine bleibende Stäte.

Und am Eingange ins dunkle Gehölz:

Gott sieht alles.

An einem neben der Heerstraße im Teneer erbauten Landhause:

Wer will bauen an den Straßen
Muß die Narren spotten lassen.

Möchten doch mehrere dergleichen Inschriften, als ächte Perlen des Witzes unsrer Vorfahren, ausgeforscht und wie heilige Reliquien aufbewahrt werden!

Befreiung Bremens.

Die Bewohner unserer Stadt, haben sich sämtlich in der Befreiungs-Geschichte sehr ruhmvoll ausgezeichnet und sich den Ruhm der Mitwelt erworben. Damit sie nun auch den Ruhm der Nachwelt erhalten können, war nichts nothwendiger, als daß eine geschickte Feder die Geschichte der Wahrheit gemäß niederschrieb zugleich auch die Namen der Edlen, welche viel, manche alles aufopferten um den Kampf für Freiheit mit zu bestehen, aufzeichnete, und den jetzt lebenden zu einen ehrenden Denkmal, der Nachwelt zur Nacheiferung, drucken ließ. Beides ist geschehen, und in diesen Tagen die Geschichte der freiwilligen Bewaffnung der freien Hansestadt Bremen in den deutschen Freiheitskriege 1813. 14 und 15. und: Authentische Liste sämmtlicher freiwilliger Vaterlands-Vertheidiger der freien Hansestadt Bremen in den heiligen Freiheits-Kampf gegen die Franzosen 1813. 14 und 15. herausgekommen. Die Geschichte ist treu, dabei angenehm erzählt. Manche werden etwas darin finden, was ihnen so genau nicht bekannt war. Dieses ist ein Beweis daß der Herr Verfasser aus den ersten und besten Quellen geschöpft hat. Die Liste, welche die zweckmäßigste Einrichtung hat, wird in den Händen der Kampfgenossen ein ehrenvolles Stammbuch seyn, und ihren Ruhm auf Kindes Kind vererben. Das Kupfer, welches zwei Reiter, zwei Jäger und zwei Infanteristen nach den Leben darstellt ist mit kühner Hand entworfen, mit kecken Pinsel gezeichnet, mit be-

*

sonderer Sorgfalt gestochen und sauber ausgemalt.

Daß Ganze sollte keinem hiesigen Bürger fehlen. Jährlich sollte die Geschichte, wenigstens am 18ten Juni und 18ten October, in allen Häusern vorgelesen werden, damit der bewiesene Patriotismus stets in Andenken bliebe und unseren Kindern zu rühmlicher Nachahmung diente. Der Herr Verfasser hat unser aller Dank verdient; denn durch ihn sind und werden unsere Handlungen der Mit und Nachwelt bekannt; wären keine Geschicht-Schreiber, so würden wir wenig von den Thaten und Handlungen unserer Voreltern wissen, da durch Traditionen (mündliche Erzählungen) die Geschichte gewöhnlich verfälscht und verstümmelt wird. Der Preiß dieser Inhaltsreichen Schrift ist ein Reichsthaler: wahrlich nicht zu viel für Diejenigen welche nicht lediglich Papier zu kaufen beabsichtigen.

Von mehreren Bürgern.

Die Manuscripte.

(Eine Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Was bringen Sie mir denn Gutes, mein lieber Herr Pastor? fragte Hr. Arend in einem schmeichelhaften Tone. So lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen! Wie ist das Befinden zu Hause! So eben ist Karl Villers Darstellung der Reformation Luthers, übersetzt von Cramer und mit Bemerkungen von Henke, herausgekommen.

Villers? Villers? fragte Gutmann.

Ja, Villers! erwiederte der Buchhändler, ein katholischer Franzose hat uns die Vortheile gezeigt, welche die lutherische Reformation für uns und alle Völker gehabt hat.

Wahrlich, ein schönes Zeichen der Zeit! Ein Beweis, daß die Partheien sich nahen. Gott, wie will ich Dir danken, wenn wir Brüder alle wieder mit einander vereint, in Friede und Frohsinn, ohne Verfolgung und Haß, ein Hirt und eine Heerde, den guten Vater anbeten, der uns Alle so lieb hat. Glauben Sie mir sicher, mein bester Hr. Arend, bei Gott gilt kein Ansehen der Person und des Glaubens; wir sind Alle seine lieben Kinder, wenn wir nur gut sind. Und warum sollten wir es nicht seyn? Er hat uns ja Alle so lieb! Ich habe dieß sehr schön in meiner dritten heiligen Rede gezeigt. Ich wollte mir eben die Ehre nehmen, mit Ihnen darüber zu sprechen. Ich habe einige meiner heiligen Reden, fünf und zwanzig an der Zahl, zum Druck bestimmt. (Er zog das Manuscript mit Mühe aus der Tasche hervor.) Was können Sie mir für den gedruckten Bogen wol geben, mein lieber Herr Arend? Ich will Ihnen wenig vorschlagen. Drei Friedrichsd'or denk' ich aber —

Ich kann Ihnen keinen Pfenning dafür geben, Herr Pastor. Sehen Sie, dort liegt eine Menge von Predigten, lauter Ladenhüter. Ich muß schier über den Bettel noch zu Grunde gehen; denn glauben Sie es mir bei Gott, ich bin so reich nicht, wie die Leute mich ausschreien.

Keinen Pfenning? antwortete der Pastor betroffen. Keinen Pfenning? Aber ich sahe doch, daß Sie noch eben dem jungen Mann, der da heraus ging, für einen Roman zwanzig Friedrichsd'or bezahlten?

Ja, mein lieber Herr Pastor, das war auch ein Roman, und kein Sonntagskind, wie man sie alle acht Tage in Tempeln, die mit Händen gemacht sind, hören kann. — Aber glauben Sie doch nicht, mein lieber Herr Arend,

daß meine Predigten ganz schlecht sind. Wenn Sie es erlauben, so will ich Ihnen die dritte heilige Rede zur Probe vorlesen. Sie werden Sich gewiß erbauen. — Bemühen Sie sich nicht, bester Herr Pastor. Von dem Erbauen bin ich gewiß, aber von dem Nicht-Verkaufen auch, wenn ich sie druckte; darum muß ich bitten mich zu verschonen. — Also könnnen Sie den Verlag meiner heiligen Reden gar nicht übernehmen, Herr Arend? — Nicht anders, als Kommissionär, und dann müssen Sie für die Druckerkosten, so wie jeglichen andern Schaden, stehen. — Großer Gott, so wirst Du helfen! seufzte der ehrwürdige Pfarrer, und steckte sein Manuscript betrübt in die Tasche. Aber wollen Sie mir nicht das Buch von Villers abkaufen, bester Herr Pastor? Ich habe jetzt so viel Geld nicht bei mir, Herr Arend, und — Ei nun, das hat ja Zeit. Sie haben schon manches Buch von mir gekauft. Ihnen borge ich gerne. Ist es Ihnen gefällig? — Mit einer tiefen Verbeugung steckte unser Pastor das Büchelchen in seinen Busen, und empfahl sich seinem Herrn Gläubiger bestens.

Unzufrieden kehrte er nun nach dem Wirthshause zurück, und trotz seiner schmerzlichen Fehlschlagung erinnerte ihn sein Magen, daß er heute Morgen bei der halben Nutzanwendung sein ganzes Frühstück vergessen habe.

Rosalie und Lieschen waren indeß in der ganzen Stadt umhergewandert, denn Röschen hoffte immer, ihren Geliebten zu treffen, und ihr Auge sah ihn doch nirgends. Endlich fanden sich die beiden Glücklichen. Ein stiller Blick voll innigster Zärtlichkeit und ein glühender Kuß auf Rosaliens Hand waren der einzige Gruß, den der neidische Wohlstand ihnen erlaubte. Grünau begleitete nun seine Geliebte, und ein süßes Entzücken hob den Busen des blühenden Mädchens, als er ihr sagte, daß sie nun bald ganz die Seinige werden sollte. Ich bin Secretär bei der fürstlichen Kammer geworden, erzählt' er ihr, und nebenher verdien' ich durch Schriftstellerei noch bedeutend. Erst so eben hat mir der Buchhändler Arend für einen kleinen Roman zwanzig Friedrichsd'or bezahlt. Du warst meine Muse, meine Rosa, setzte er hinzu, und Dir ist der Erwerb meiner Arbeit geweiht.

Jetzt wurden von den beiden Liebenden tausend Plane für die heiter lächelnde Zukunft entworfen, und das kleine Lieschen stand sich so gut bei dem Zuckerwerk, welches Grünau ihr gab, daß sie ihren Vater und das Mittagessen gerne vergaß. Wilhelm und Rosalie wandelten selig und froh von einer Straße in die andere, denn Grünau leitete die holde Braut mit Fleiß nur darum so lange umher, um sie desto länger betrachten und in süßem Entzücken mit ihr ungestört plaudern zu können. Endlich erinnerte ihn die Stadtuhr, daß Röschen noch wol nicht gegessen habe. Darum gingen sie auf den schönen Engel zu, der seine Flüglein beide zu ihrem Empfange ihnen entgegen streckte.

Der gute Pfarrer hatte, nach seiner Rückkehr von Arend, ungeduldig auf seine Kinder gewartet, denn ihr Anblick war bei jeder Kümmerniß seine erste Erquickung. Hätte ein theilnehmender Leser ihn dann gesehen, wie sein redliches Gesicht nach und nach von ergebner Wehmuth in freudigen Dank überging, er hätte Schillers herrliche Worte gedacht: er zählt die Häupter seiner Lieben u. s. w. Endlich musste er sich an die Table d'Hote setzen. Die erste Schüssel war abgetragen, gern hätte er seinen Kindern auch einige Bissen gegönnt, denn so etwas pflegte eben nicht auf seine Tafel zu

kommen, und mit Vergnügen hätt' er jetzt sein liebes Weib auch dort gesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Wohlgerüche.

(Beschluß.)

Martorelli hält es übrigens für ausgemacht, daß der Gebrauch wohlriechender Sachen heutiges Tages in Rom nachtheilig ist, und gesteht ein, daß man dieses der durch eine reichlichere, träge Lebensart erhöhten Reizbarkeit des Nervensystems zuschreiben könne; doch glaubt er mit dem Arzt Querci, daß die Ungewohnheit der Wohlgerüche selbst viel beitrage, ihre Anwendung schädlich zu machen. Die Alten mußten nothwendig mit Parfumerien und Salben verschwenderisch umgehen, weil in der Gewohnheit, sich in Wolle zu kleiden, mit Oel zu bestreichen, und durch gymnastische Uebungen den Schweiß gewaltsam zu erregen, eben so viele Veranlassungen zu unangenehmen Gerüchen enthalten waren. Horaz selbst redet an mehr als einem Orte von dem Bocksgeruch mancher Personen, und empfiehlt bei Gastmälern sehr, sich reinlich und nicht zu dicht an einander zu halten, um den Nachbar nicht durch diesen Geruch beschwerlich zu fallen. Wir hingegen haben bei unserer Art uns zu kleiden und bei verschiedner Lebensart Wohlgerüche nicht so nöthig, und sind durch Erziehung daran gewöhnt, sie zu vermeiden. Daher kommt es, daß, wenn man sich nun derselben bedienen will, sie zu außerordentlichen Reizen werden, fast eben so wie ein Glas Wein einen enthaltsamen Menschen trunken machen kann. Daß es nicht Entwöhnung sey, welche starke Gerüche schädlich macht, will ich glauben, fährt Martorelli fort, wenn mir Jemand einen Priester oder eine Dame zeigt, welche beim Weihrauchgeruch in der Kirche in Ohnmacht fällt, oder einen Apotheker, der bei seinem Destillirkolben todt hinfällt.

Die Ursachen, welche zum Abkommen der Parfumerien beigetragen haben, scheint Martorelli nicht genügend angegeben zu haben. Die Alten führten sie ein, um so zu sagen dem Körper üble Gerüche zu benehmen. Aber reichte dazu nicht der allgemeine und gewöhnliche Gebrauch der Bäder hin? Wer verschwendet mehr Parfumerien und wohlriechende Essenzen als die Muhamedaner, und wer reinigt sich mehr, als sie durch Abwaschung? und dieß thun sie nicht einmal, sondern mehrere Male des Tages nach Vorschrift ihrer Religion. Wahrscheinlicher hatte dieser Gebrauch, und hat noch jetzt keinen andern zweck, als die Ergötzung des Geruchssinns und seine Befriedigung. Die Parfumerien kamen außer Gebrauch, sagt man, weil ihr Bedürfniß aufhörte, indem unsere Kleidung weit sauberer ist, und bei uns im Allgemeinen die körperlichen Uebungen mangeln, welche die Transspiration erzeugen. Aber warum waren sie, wie oben angedeutet worden, im 16ten und 17ten Jahrhunderte so in Aufnahme? Die Lebensart war damals doch der heutigen gleich, so auch die Kleidung, wenigstens in Beziehung auf Reinlichkeit. — Die Ursachen jener Entwöhnung scheinen in der That mehr moralisch, als physisch zu seyn. Es ist klar, daß in Zeiten, wo das Sittenverderbniß groß ist, auch die Bosheit um so raffinirter ist, und die Neigung um so größer, jede Erscheinung übel zu deuten. Man muß daher vermuthen, und vermuthet wirklich, daß einer, der sich an den Gebrauch wohlriechender Dinge gewöhnt, dieß nicht zu seinem Vergnügen, sondern um böse Gerüche zu verbergen thut, die er bei sich führt. Eine solche Beschuldigung fing schon zur Zeit des Martial an erblich zu werden, so

daß man von Jemand, der Wohlgeruch ausströmte, sagte: qui bene olet non semper bene olet (wer gut riecht, der riecht nicht immer gut.) Um diesen Verdacht zu entgehen, gab es daher kein anders Mittel als die Geruchsergötzlichkeit dem Vorurtheil zu opfern, und die Parfumerien zu verbannen.

Es scheint unnöthig durch viele Beispiele zu zeigen, wie sehr in verdorbenen Zeitaltern die Neigung, jedes Ding boshaft auszulegen, herrschend ist; je nothwendiger dann die Heucheley ist, desto künstlicher und vorsichtiger sind die Manieren in der Gesellschaft, und gewöhnlich bemerkt man auch, daß die Sprache um so reiner ist, je unreiner die Sitten sind. Es gibt in unsern Zeiten keine so verdorbene Nation, als die französische; und doch gibt es keine Nation, wo man die Worte Decenz und Moralität, die gleichsam zum Lückenbüßer geworden sind, so häufig im Munde führt.

Da man nun den Gebrauch der Wohlgerüche so schlecht auslegte, so mußten wohl die Frauen die ersten seyn, welche denselben ablegten, und es war natürlich, daß die Männer hierin ihrem Beispiel folgten. Sonach würde es jetzt keine reitzende Einladung für eine Schöne seyn, wenn der Liebhaber ihr einen Sitz von Rosen anwiese, und mit flüssigen Essenzen besprengt vor ihr erschiene, wie jener Jüngling vor der Pyrrha nach der Ode des Horaz: quis multa gracilis te puer in rosa etc. macht. (Od. 1, 5.)

Seltener Vorfall.

Zu Lanark in Schottland ist vor einiger Zeit ein Mann, Namens Douglas, mit seiner Frau gestorben. Sie waren beide in ein und eben derselben Stunde geboren, ein und dieselbe Heb-Amme hatte sie in ihrer ersten Kindheit gewartet, sie wurden beide in der nämlichen Kirche getauft und starben beide, 100 Jahre alt an ein und eben demselben Tage und ruhen jetzt in einem Grabe.

Eingesandte Bemerkung.

Um die Bänke auf unsern Wall für Fäulniß und andere Uebel zu bewahren wäre es wohl nöthig und zweckmäßig diese so fort (wie sonst geschehen ist) wegschaffen zu laßen.

Kritik der Theateranzeige des Herrn Ringelhardts,

Directors des hiesigen Stadt (?)-Theaters.

In diesen Blätteru, von der Bühne herunter und vor den Schenktischen öffentlicher Häuser hat man es vernommen, daß Hr. Ringelhardt nur den Zeitpunkt abwarten wolle, wo das Publikum im Stande seyn werde, aus seiner Handelsweise seine Ansichten und Grundsätze über das Theater beurtheilen zu können, um über die hiesige Bühne und den Nutzen und Nachtheil der darüber ergangenen Kritiken im Bürgerfreunde, öffentlich zu reden. Dieser Zeitpunkt muß gekommen seyn, denn Hr. R. spricht in der Theateranzeige vom 8 d. über die Bühne, giebt Nachricht von seinem Thun, redet über die Stellung des Theaters und auch über die dasselbe betreffenden Aufsätze in dieser Zeitschrift. — Wir müssen gestehen, daß wir uns auf eine gründliche Auseinandersetzung des Ganges der practischen Schauspielkunst auf unsrer Bühne gefreut haben. Leider! finden wir hier aber weiter nichts, als was nicht schon längst jedermann bekannt gewesen wäre, und was folglich des Redens eigentlich gar nicht werth ist; nämlich: daß Hr. R. beim Antritt der Direction das Theater in einem unvollkommenen Zustande gefunden habe; daß ihn Hr. Gerber im Stich gelaßen; daß es ihm Mühe gekostet, für das kleine Personale paßliche Stücke zu wählen; daß die Zufriedenheit des Publikums das Ziel des Strebens der Direction seyn müsse; daß Bremen nicht Berlin sey; daß dennoch bei uns ein anständiges Theater bestehen könne; daß endlich seit kurzem so viel für und wider die hiesige Bühne geschrieben sey, daß er nichts mehr hinzu zu fügen brauche, daß es ihn aber freue, daß dieß geschehen sey, denn es liefere ihm den Beweis einer erhöheten Theilnahme am Theater. Auf eine nähere Auseinandersetzung aller der Aufsätze im Bürgerfreunde, lasse er sich übrigens nicht weiter ein. — Die Verfasser der Theaterkritiken danken, ihres Theils, Hrn. R. recht sehr für diese Schonung, und glauben dieß nicht schicklicher ausdrücken zu können, als durch die Ehre, seine Theateranzeige einer Beleuchtung zu würdigen.

Schon vor drei Monaten hat es einer unserer Freunde gerade zu ausgesprochen, daß Hr. R. ein zweiter Prometheus seyn müsse, wenn er unter den obwaltenden Umständen die Alternative zu vermeiden gedächte, daß seine Ankündigungen von werthvollen Vorstellungen nicht als ein lockendes Aushängeschild paradiren, oder in eine Krähwinkelei ausfallen sollten. Die Erfahrung hat uns nunmehr gelehrt, wie richtig jener Ausspruch gewesen ist. Hr. R. hat keine prometeische Macht bewiesen, deshalb hätte es wohl einer kleinen Entschuldigung wegen der eben

bemerklen Alternstive bedurft, wenn ihm anders an dem Credit des einsichtsvollern Publikums gelegen ist. Denn wer selbst eingestehen muß, daß mehrere Rollenfächer nicht besetzt seyen und die Bühne überhaupt in einem unvollkommenen Zustande sich befinde, und dennoch solche Dinge wagt, wie sie unterm 8 October angekündigt wurden, erregt nicht die günstigsten Begriffe von seinem Thun. — Die Schwierigkeit, im Winter keine brauchbare Subjecte für die Bühne gewinnen zu können, ist in sofern keine Entschuldigung, als es nicht glaublich ist, daß ein so langjähriger Schauspieler, wie Hr. R., dieß nicht vorher gewußt haben sollte. Hätte er es wirklich nicht gewußt, so würde ein wesentliches Stück zum Director, Erfahrung in seinem Fache, gefehlet haben, und man hätte es alsdann vielleicht nicht ganz billigen dürfen, daß er sich als solchen producirt habe.

Wir bedauern die Mühe, welche Hr. R. bei der Wahl der Stücke für das kleine Personale gehabt hat, vorzüglich aus dem Grunde, weil diese letztere so oft auf sehr unpassende Werke gefallen ist. Zu diesen können wir alle Theaterstücke von höherm Werth zählen, die Schillerschen, Göthischen, Shakespearischen u. s. w. Zwar ist es uns nicht unbekannt, daß einige solcher Vorstellungen von dem Publikum nicht ohne Beifall aufgenommen worden sind; allein wir wissen auch recht gut von welchem! Leid würde es uns thun, wenn wir fänden, daß man einen solchen Beifall höher schätzte, als er es verdient; denn alsdann könnte man die bekannten Verse:

Der Spruch:
Volks Stimme Gottes Stimm'; uns heißt er:
Klatscht nur die Gallerie, so sind wir Meister;

nicht ganz von sich ablehnen. — So richtig daher die Bemerkung des Hrn. R. seyn mag, daß das Ziel des Strebens der Direction die Befriedigung des Publikums seyn müsse, so ist sie doch in einem Sinne ausgesprochen, der nichts weniger als ächt künstlerisch ist und man kann sich dabei der Erinnerung an die Worte des Dichters!

Ich wünschte sehr der Menge zu behagen,
Besonders weil sie lebt und leben läßt,

nicht erwähren.

Wenn Hr. R. ferner sagt, Bremen könne ein anständiges Theater halten, so wird mit diesem Ausdruck viel zu wenig, auf jeden Fall aber etwas sehr Unbestimmtes angedeutet. Bremen besitzt, nach dem Urtheil der Sachkundigen, hinlängliche Kräfte ein gutes, ja ein treffliches Theater unterhalten zu können, nur kein sehr glänzendes! — Was ist es denn, das die Unterhaltung des Theaters und namentlich des Berlinischen, so kostspielig macht? Doch wohl nicht das Gehalt der Schauspieler? — Das leere Gepränge ist es, der Popanz, welcher die Kunst ersetzen soll, wie der Flitterstaat die Wohlhabenheit, und womit die Schaulust des Publikums erregt und angezogen und so der äussere Sinn verblendet und beschäftigt wird, um die Aufmerksamkeit des innern, der Vernunft, die man nicht befriedigen kann, zu zerstreuen. Schlimm genug, daß durch das Heer schlechter dramatischer Schriftsteller und elender Schauspieler, die nicht im Stande sind dem Publikum etwas Gediegenes darbieten zu können, der Geschmack desselben so sehr herunter gerissen wird, daß es sich nur nach schimmernden Erbärmlichkeiten und theatralisch-musikalischem Unsinn, nach Nerven-Kitzelei, oberflächlicher, schlaffer Rührung u. s. w. sehnt! Wie verdienst könnte sich daher die Direction um die Kunst und das Publikum machen, wenn sie durch Wort und That den Geist der Schauspieler und den Geschmack der Zuschauer allmählig auf die rechte Bahn zu leiten wüßte. Auch der Theater-Commission würde es zur ausgezeichneten Ehre gereichen, wenn sie allen ihren Einfluß anwenden wollte, eine solche Tendenz aufzuregen und zu begünstigen. Der Gegenstand ist wichtig und einer solchen Aufmerksamkeit würdig genug, wie wir in den jüngsten Blättern dieser Wochenschrift gezeigt haben. —

Wenn nun Hr. R. in dem vielen Schreiben über das Theater, eine erhöhete Theilnahme an demselben entdeckt haben will, so mag es damit zwar seine völlige Richtigkeit haben, aber sie ist, wenigstens was uns betrifft, einzig diesen ebengenannten Motiven zuzuschreiben. Wir bedauern recht sehr, daß sie nicht durch die Vortrefflichkeit seiner Vorstellungen erregt worden ist, nnd noch mehr, daß uns seine Handelsweise sehr wenig Hoffnung übrig läßt, auch in der Zukunft eine solche Vorzüglichkeit derselben als den Bewegungsgrund verehren zu können. Denn aus dem bisher Gesagten geht offenbar hervor, daß Hr. R. in seiner Theateranzeige, allerdings gute Erfahrungen verräth, was den Mechanismus des Schauspielwesens betrifft; daß er nicht minder die Masse unsers Publikums, wie auch die Mittel, durch welche auf dieselbe am besten zu wirken ist, sehr genau kennt und daß er endlich viel guten Willen zeigt, dieselben nach Kräften zu benutzen: daß aber in seinem ganzen Aufsatze nicht eine Spur von einer höhern Idee, von einem Geiste zu finden ist, durch welchen allein das Theaterspiel zur Kunst werden, und so seinen eigentlichen Zweck erfüllen kann. Ohne dieses Höhere müssen die Vorstellungen zu einer gewöhnlichen Tagelöhnerarbeit herabsinken, welche nur den gewöhnlichsten Zuschauern Unterhaltung gewähren; sie müssen den poetischen und sittlichen Verfall des Zeitgeschmacks eher befördern als hemmen, und von Gemüths-Erhebung, von Erholung für die Gebildeten und Kenner kann bei ihnen die Rede nicht seyn.

Anzeige.

Folgende, zum Einrücken in diese Wochenschrift eingesandte Aufsätze:

1) Anekdote vom Pastor und Küster.
2) Zwei Bittschriften an den hochweisen Rath.
3) Erklärung der Theilhaber eines Balls.

können nicht aufgenommen werden.

Von eingesandten Lückenbüssern werden nächstens einige aufgenommen werden.

Der Redakteur.

Auflösung der Charade in Nro. 4.

Trauermantel.

N° 6.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 18. Januar. 1818.

Die Manuscripte.

(Eine Erzählung.)

(Fortsetzung.)

Merklich verzog sich aber das Gesicht des guten Alten, als er den jungen Mann, den er auf den ersten Blick für den Romanschreiber erkannte, mit Röschen zugleich hereintreten sahe, und als der Fremde sogar neben ihm, ihn sehr ehrerbietig begrüssend, Platz nahm. Röschen setzte sich unbefangen neben Grünau, und band Lieschen die Serviette um. Ich glaube heute schon das Vergnügen gehabt zu haben, Sie bei dem Buchhändler Arend zu sehen? sagte Grünau zu dem Alten. Ja ich kaufte mir dort ein Buch! war die Antwort, denn seiner heiligen Reden mocht' er gegen den unheiligen Romanzier nicht erwähnen. Bald wurde das Gespräch lebhafter und zutraulicher, als Grünau dem Pastor erzählte, daß er aus F. gebürtig sey, daß er Rosalien dort kennen gelernt habe, und daß er ihrer edlen Tante das ganze Glück seines Lebens verdanke. Nun war es dem alten ehrlichen Mann auch nicht zuwider, daß seine Tochter an dem Arme des jungen Unbekannten herein gekommen war, und innerlich freute er sich, in Grünau einen kenntnißreichen Jüngling zu finden, der sich die Mühe nahm, ihn so gut, wie möglich, zu unterhalten. Bis dahin hatten zwei unbärtige Advokaten ihn mit ihrem Aberwitz, womit sie sich über den geistlichen Stand lustig machten, geängstigt, und die Herren waren so eben in ein wichtiges Gespräch über Tortur und Territion gerathen, als Grünau sich bei unserm Pastor niedersetzte. Bald kamen unsere beiden Schriftsteller, von denen jedoch der eine sein Manuscript hübsch bescheiden wieder in der Tasche fest genähet hatte, auf Poesie zu sprechen. Der Pastor schien mit den Dichtern — unter denen Hagedorn und Gellert die neuesten ihm bekannten waren, — nicht ganz zufrieden zu seyn; wenigstens fand er Manches, was, nach seiner Meinung ganz anders seyn müsste.

Grünau bestritt ihn mit der Bescheidenheit, die seinem Altersverhältniß zukam, und mit der Ueberzeugung eines warmen Gemüths. Nach mancher gewechselten Rede hatte der junge

Mann den Triumph den orthodoxen Frommen fast zu beweisen: daß die keusche Muse, mag sie auf Davids Harfe oder Arions Leier ihr Lied anstimmen, die Felsen tanzen machen, oder von Herrn Arend mit Golde bezahlt werden, immer nur den Zweck hat, den Menschen zum Höhern zu geleiten. Dahingegen erhielt der Pastor von seinem Gegner das freudige Geständniß: dieses Höhere sey nur Gott; wie er in seiner letzten und fünf und zwanzigsten heiligen Rede bewiesen, nach dem Text: alle gute Gaben und alle vollkommnen Gaben kommen von oben herab — welche Anerkennung, unterbrach er sich selbst, indem er über den wohlgedeckten Tisch hinblickte zu seiner aufhorchenden Tochter, welche Anerkennung der Text unsers Lebens seyn sollte, für und für.

Röschen hörte aufmerksam das Gespräch der beiden Männer an, und freute sich innig, daß sie so herzliches Wohlgefallen an einander zu finden schienen. — Grünau's empfindungsvolle Theilnahme an Allem, was Menschenelend und Menschenfreude heißt, und der Wein, den unser Pastor sonst nur in geringem Maße zu kosten pflegte, öffneten des ehrlichen Gutmann's Herz so sehr, daß er dem Sekretär Grünau auch das traurige Geschick seiner armen Pfarrkinder und des Pächters Meier erzählte. Meier war nämlich durch Hagelschlag außer Stand gesetzt, seinem Pachtherrn, dem Despoten von Blumthal, dreihundert Thaler rückständigen Pachtgeldes zu bezahlen. Nun sollt' er seines Pachtrechts und Vermögens beraubt, und mit einer kranken Frau und sieben kleinen Kindern in bitterliche Dürftigkeit gestoßen werden, und das that dem edeln Gutmann so wehe. Treulich berichtete er seinem neuen Bekannten den Vorfall von heute Morgen. Ich glaube, fügt' er hinzu, der junge Herr wollte mich wol ein Bißchen zum Besten haben. Ich sollte nur zum Minister Wallburg gehen, und mich dort auslachen lassen. Aber dazu bin ich viel zu klug. — Um Gotteswillen! Gehen Sie zu ihm! versetzte Grünau mit Ueberzeugung. Gewiß war der Fremde, der Ihnen begegnete, der Fürst selbst, und kein Anderer. Er ist noch jung; daher war es dem guten Landesvater, der noch selbst keine andern Kinder hat, als uns, auch so lustig anzusehen, daß Sie ihr Röschen so zärtlich umarmten. Er hat sich gewiß in Ihre Stelle gewünscht, und wer wollt' es wol nicht, setzte der Liebende, dem der Wein gleichfalls in's Gehirn stieg, hinzu, und drückte heimlich Rosaliens Hand. — So? Also meinen Sie wirklich, daß der Fürst es gewesen sey, Herr Secretär? — Ja wol! Gehen Sie nur zum Geheimenrath! Eilen Sie! Er hat gar zu viel Geschäfte! Sie erhalten später keine Audienz; gehen Sie doch geschwind!

Wer war froher, als der ehrwürdige Pfarrer! Freudig umarmte er bald den Romandichter, bald seine Kinder, und in der Hast konnte er weder Hut noch Stock zusammen finden.

(Der Beschluß folgt.)

Das Calciospiel zu Florenz

In der Epoche des Glanzes Italiens hatten auch die Spiele und Belustigungen des Volkes etwas Edles angenommen. Venedig hatte seine Regaten auf den Kanälen, Padua große Pferderennen auf einem, gleich dem Cirkus der Alten, mit Bildsäulen und Piramiden gezierten Platze; die Stadt Sienna gab Wettkämpfe, und Florenz hatte sein prächtiges Calciospiel.

Alle Nationen Europas kennen die Ballspiele; aber keine hat dieselben zu Nationalspielen gemacht, wie die Florenzer. Es war bei ihnen kein leerer Zeitvertreib, sondern eine An

von Schauspiel und von militärischer Uebung. Die Medicis, die Großherzoge von Toskana, der sämmtliche Adel von Florenz, die Herzoge von Mantua und Urbino hatten es nicht unter ihrer Würde gefunden, an dieser öffentlichen Belustigung mit Theil zu nehmen, und die ersten Schönen des italienischen Athens glänzten unter den Tausenden von Zuschauern. Der große Platz di Santa Croce war dem Calciospiele vorzüglich gewidmet. Hier legte der junge Florenzer Adel seine körperliche Geschicklichkeit, seine Stärke und seine Gewandtheit an den Tag. Leibesgebrechen, unbekannte Geburt, schlechter Ruf waren hinreichend, um Jemand von der Theilnahme am Spiele auszuschließen. Besondere Gesetze bestimmten die Zeit und die Verfahrungsart dieser Nationalbelustigung. Sie hatte nur an gewissen Tagen, vom 6ten Januar bis am Ende des Karnavals, an den Nachmittagen statt, wenn die öffentlichen Geschäfte beendigt waren. An solchen Tagen drängten sich die Florenzer haufenweise zu dem Santa Croce-Platze hin; doch gab es Abende, an welchen das Spiel mit besonderer Feierlichkeit begangen wurde, und daher auch einen größern Zulauf verursachte. Diese hießen Livrey-Abende, weil an denselben die Spieler mit prächtigen Kostumen erschienen, jedwede Parthei in einem besondern, als z. B. weisse und purpurne Seide, Gold- und Silberstoff. An solchen Tagen fanden sich die Spieler in dem verordneten Schmucke bei ihren Anführern ein. Diese wiesen dann jedwedem seine Rolle und seinen Posten an. Zu dieser Austheilung der Verrichtungen gehörten beinahe die Kenntnisse eines Heerführers. Je nachdem nämlich dieser oder jener Spieler sich durch Gewandheit und Schlauheit auszeichnete, musste ihm auch ein seinen Eigenschaften angemessener Posten angewiesen werden. Waren die Spieler, deren wenigstens 54 seyn mussten, nach ihren Fähigkeiten geordnet, so begab sich der ganze Zug zum Kampfplatze. Voran ging das Häuflein der Innanzi, je Zwei und Zwei, Hand in Hand oder an einen seidenen Bande sich zusammen haltend. Diese waren der Vortrab des Heeres; hinter ihnen her wurden die Fahnen unter Trompetenschall und Pauckenschlag getragen. Dann kamen die Sconciatori, gleichsam die Scharfschützen, und darauf die Datori oder der eigentliche Kern des Heeres. Diejenigen Streiter, denen die wichtigsten Posten waren angewiesen worden, gingen hinten und trugen Bälle mit der Farbe ihrer Parthei; eine Ehre, die den geschicktesten Spielern vorbehalten war. Den Zug beschlossen mehrere als Aerzte gekleidete Jünglinge, welche Bleiweiß in silbernen Schalen trugen für die Stöße, die in der Hitze des Streites konnten empfangen werden. So begab sich die Reihe zum Sta. Croce-Platze, wo Fenster, Balcone und Gerüste schon mit Zuschauern angefüllt waren. Sechs aus den ältesten Ballspielern auserlesene Richter nahmen eine eigene Tribune ein, um die zwischen den Spielenden entstehenden Streitigkeiten zu schlichten.

Der Kampfplatz wurde nun von den beiden Partheien zu gleichen Theilen eingenommen. Die 15 beiderseitigen Innanzi standen einander gegenüber, in drei Gruppen, jedwede zu drei Reihen. Nach einem beträchtlichen Zwischenraum standen hinter ihnen vier Datori in einer Reihe, und etwas mehr rückwärts drei andre, die Stärksten der Parthei. Die beiderseitigen Sconciatori standen auf der Grenze der beiden Lagerplätze. Hiezu wurden die lebhaftesten Jünglinge genommen; sie mussten sich unter den feindlichen Haufen mischen, sein Spiel verwirren, um ihn zu verhindern, den Ball fortzuschleudern. Zum Vortrabe wurden die Leichtfüßigsten gebraucht;

sie mussten die Sconciatori unterstützen, sich den Ball von ihnen einhändigen lassen und ihn zum Hintertrabe ihrer eignen Parthei hinüberwerfen. Bei den Datori, welche die Kriegsphalange ausmachten, kam es dagegen nicht auf Gelenkigkeit oder Lebhaftigkeit, sondern auf Stärke und Besonnenheit an. Nur langsam schritten diese voran, wenn nämlich der Vortrab schon auf dem feindlichen Gebiete Fuß gefaßt hatte. Von diesem Kern des Heeres musste Sieg und Niederlage entschieden werden. Der Zweck des gegenseitigen Strebens ging darauf hinaus, den Ball über das entgegengesetzte Lager hinaus zu werfen, und den Feind von diesem entscheidenden Wurfe abzuhalten. Standen die beiden kleinen Heere in Kampf Ordnung, so trat der Pallaio, der als ein neutraler Mann die Farben beider Faktionen trug, zwischen dieselben, und warf den Ball in die Luft, der zum Spiele dienen solte. Alsbald erschollen Trompeten und Pauken. Die Spieler geriethen in Bewegung, um sich des Balles zu bemächtigen, und es währte nicht lange, so bot der Kampfplatz ein lebhaftes Handgemenge dar. Die Vorposten drangen über die Grenzen ins feindliche Gebiet vor, und strebten darnach, die Reihen in Unordnung zu bringen, die Datori abwendig zu machen, und den Ball unter ihre Füße zu bekommen, um ihn von Posten zu Posten in ihr Lager zu schleudern. Unterdessen beobachteten die Datori mit Bedachtsamkeit das Spiel, und harrten auf einen Fehler ihrer Gegner, um denselben zu ihrem Vortheile zu benutzen, und um ihre Vorposten über die zu machenden Bewegungen zu benachrichtigen. Der lebhafte und mit Schlauheit ausgeführte Wettstreit zwischen den Vorposten der beiden Heere, ihr emsiges Streben den Ball von Truppe zu Truppe bis zum Kern ihrer Faktion gelangen zu lassen; die kräftigen Schläge der Datori, die Vorsicht jedweder Partei, um nicht in Unordnung zu gerathen, die Gewandheit und Lebhaftigkeit dieser, die Schlauigkeit jener, kurz das ganze Spiel belustigte und reizte außerordentlich die zahlreichen Zuschauer; Freundschaft, Familienbande und andre Verhältnisse erhöhten noch das Interesse der Anwesenden an dem glücklichen Erfolge der Streitenden, und man erklärte sich, man klaschte Beifall zu Gunsten der grünen oder rothen Parthei, wie im römischen oder im bizantinischen Cirkus. Mutter und Schwester hegten im Stillen Wünsche für den Sieg ihrer Söhne oder Brüder; und sie waren stolz auf den Beifall, den die Menge der Geschicklichkeit derselben gab, und der Flug des Balls vermochte ihr Herz zum Klopfen zu bringen, als ob die ernsthafteste Entscheidung davon abgehangen hätte.

Ein verworrenes Geschrei kündigte die Siege und die Niederlagen an. Kaum war der Ball übers Lager einer Partei hinüber gefallen, so hoben die Sieger ihre Fahne, und nahmen unter klingendem Spiele Besitz von dem Lager der Ueberwundenen, indeß diese sich mit gesenkter Fahne traurig in das leergewordene Lager begaben. Zuweilen entstand aus der Hitze der Kämpfer Zorn und Zank; dann brauchten die Richter ihr Ansehen dazu, die Einigkeit wieder herzustellen; hatten zufällig im Handgemenge einige Stöße einen Kämpfer außer Stand gesetzt, fortzustreiten, so eilten die dienstwilligen Aerzte mit ihrem Bleiweiße herbei und besänftigten den Schmerz.

Bei der Vermählung des Prinzen Ferdinand von Toscana mit Beatrix von Baiern stellte sich der junge Gemahl selbst an die Spitze einer Faktion, und der Prinz Gaston an die Spitze der andern. Das Volk wusste es seinen Beherrschern Dank, daß sie sich

seiner Belustigung beitrugen; mit Vergnügen erinnerte es sich, wie die Päpste Clemens VII., Leo II. und Urban VIII., die Großherzoge Costmus I. und Cosimus II., Vincent, Fürst von Mantua, und Laureus, Herzog von Urbino, in ihrer Jugend am Calciospiel auf öffentlichem Platze Theil genommen hatten. Zwei Jahrhunderte lang ergötzte dieses Spiel die Florentiner. Einmal setzten sie es sogar während der Belagerung der Stadt fort, und liessen die Trompeten von dem Thurme Sta. Croce herabblasen, um den Feinden ihre Unbesorgniß kund zu thun. Mit dem Sinken des Glanzes der Stadt Florenz verschwand auch die Lust zu diesem Spiele, und seit 1739 ist es nicht wieder vorgenommen worden.

Reisebeschreibung von Grönland.

Resultat eines Aufenthalts von 7 Jahren zwischen dem 60 und 77 Grade nördlicher Breite.

Der Verfasser Carl Ludwig Metzler-Gieseke, aus Augsburg gebürtig, nun Professor der Mineralogie zu Dublin, welcher aus eigenem Antriebe, von der königl. dänischen Regierung großmüthig unterstützt, 7 Jahre und 4 Monate an der Küste von Grönland, vom 60 bis zum 77 Grade N. B. zugebracht hat, ist nun im Begriffe seine Reisebeschreibung dem Publikum vorzulegen. Er schlägt den Weg der Subscription ein, um sich, bei einen so kostspieligen Unternehmen, zu decken, und sich gegen die Dieberei der Nachdrucker einigermaßen sicher zu stellen. Der Reisende verließ Kopenhagen im Jahr 1806 den 19. April mit dem Königl. Grönländischen Schiffe, der Frühling, geführt von Kapitain Kettelsen, und langte den 31. Mai bei der Kolonie zu Friederichs-Haab (Friederichs Hoffnung) an. Er bereiste die ganze Küste von Cap Favvel (Lebewohl) bis zum nördlichsten Eisblink (vom 60 — 77 Gr.- Vierwohl: verließ darauf Grönland im Jahre 1813, den 16. August, und kam den 19. September zu Leith in Schottland an. Seine Winter-Aufenthalte in Grönland waren, 3 Winter zu Godthaab (gute Hoffnung) im 65. Grade; 3 Winter zu Godhave (guter Garten!) auf Disko Eiland im 70; und einen Winter zu Omenak im 73 Grade. Das Maximum der Winterkälte war das Gefrieren des Queckfilbers: der Sommerhitze 24 Grad Reaumur. Der ungeheure Gletscher, welcher das Land von Norden nach Süden durchzieht, schneidet dasselbe, so zu sagen, in zwei Hälften, und macht, seiner unbeschreiblichen Risse und Abgründe wegen, jeden Versuch über Land von der Westküste nach der Ostküste zu kommen, unmöglich. Dieser Gletscher hat an vielen Stellen eine Dicke von mehr als 100 Faden, und reicht an verschiedenen Küstenstrecken, allmählich sich verflächend, bis ans Meer hinab; durch ihn bilden sich die Wasserhölen zu Ujarar-soak, Inglorsoit, welche malerische Ansichten darbieten.

Das Land reicht dem Botaniker nur Alpenpflanzen, Moose und Flechten. Kein Baum erhebt sich; die Zwergbirke und die Arktischen Weiden (salix reticulata, myrtinites Sal.) kriechen mühsam Schutz für Wind und Kälte suchend, zwischen zertrümmerten Steinmassen dahin. Nur der Grönländer findet die Blätter und die Wurzel der Rhodiola rosea, die Knoten des Polygonum bi-

viparum, die Blumen und Blätter der Saxifraga oppositifolia essbar. Doch der darbende Europäer genießt mit ihm, die Oxalis, die Angelica, die Cochlearia, die Rauschbeere und die Blaubeere. Die Eingebornen, darnieder gedrückt durch die Härte des Klimas, erreichen kein hohes Alter; 50 Jahre sind für sie eine hohe Lebenszeit. Sie gehören dem mongolischen Stamme an; die Fruchtbarkeit der Weiber kann im Durchschnitte nur zu drei bis vier Kindern angeschlagen werden, doch gebären sie ungewöhnlich leicht. Die Eingebornen sind von einer gelblichten Gesichtsfarbe, haben einen schwarzen dichten steifen Haarwuchs, ihre Lefzen sind dick, die Augen pechschwarz und klein, aber scharfsehend; Hände und Füße sind klein und wohlgebildet. Ihre Statur überschreitet selten 5 Fuß, die Frauen sind unmerklich kleiner, und eben so stark, wie durch Arbeit abgehärtet; da sie die Kähne überziehen, die Häuser bauen, den nähern Küsten-Fischfang mitmachen, und außer dem entferntern, alle Arbeit verrichten. Außer sehr langem Haar (Giesecke sah Frauen die es drei Ellen lang hatten) besitzen sie keine Schönheit — ja nicht einmal Wohlgestalt — und die Jugendfrische verlieren sie im ersten Kindbett,

Sie wohnen immer dem Strande so nahe als möglich, weil die Kälte dort gelinder ist, und wegen des Seehunds-Fanges. Außer den Hunden haben sie kein Vieh: diese Hunde, welche ihre Pferde und Last-Thiere sind, leben vom Fisch-Abfall, den sie am Ufer aufsuchen, oft vom Seetang (Alga Marina.) Sie sind wild und rauh, fallen Fremde an, sind dem Herrn treu, aber städtsch und nie liebkosend. Das Meeresufer ist durchaus felsigt und klippenvoll, keine eigentlichen Wiesen dazwischen; sondern Torfmoor, und was man (besonders am Harz) Bruch nennt, (d. h. weder Wasser noch Land; mit saurem Gras übergrünter Boden, der überall einbricht.) Doch Moos ist genug da, und an den Felsen Lichen in großer Fülle, und mannigfaltiger Farbenpracht, dick, und von üppigem Wuchse; Thymian und Angelika erfüllen allein die einsamen Gefilde mit Wohlgeruch. Die Wasserfälle des großen Gletschers stürzen zwischen den farbenreich bemoosten Felsen, prachtvoll ins Meer.

Die Einwohner bauen ihre Wohnungen fast immer in die Felswinkel, und an die Felsen gelehnt. Der leicht in Tafeln gespaltene Glimmerschiefer bietet ihnen das Material; diesen schichten sie abwechselnd mit Torflagen zu Wänden auf, welche sie von Innen mit Moos ausstopfen; das Dach ist von Strauchgeflecht, (da ihnen das Holz gänzlich mangelt, und die Schiffe nur selten etwas bringen,) welches sie mit Torf flach decken. Nur selten schützt dies erbärmliche Dach, und muß oft erneuert werden. Ein enger viereckter niederer Raum macht den innern Wohnort aus: gewöhnlich 15 Fuß im Viereck, darin wohnen oft 20 Menschen Tag und Nacht! Die Fensteröffnungen sind mit Seehundsdärmen verklebt, ein langer Gang von Stein und Torf gewölbt, so eng und niedrig, daß nur ein Mensch auf ein Mal durchkriechen kann, führt in diese Höhle: davor und daneben ist aller Unrath und Seehunds-Abfall aufgehäuft, um sie wärmer zu halten. Das Lager der Aermchen besteht aus Moos und Seehundsfellen, die Armen liegen auf nackter Erde. Sie machen nie ein Feuer an, weil sie weder Dächer noch Rauchfänge haben, sondern wärmen sich und kochen an und über ihren Thranlampen. Das Seehundsfleisch wird sehr schnell gar in Töpfen, die in Seehundsfellriemen hängen. Ei

ist sehr heiß in diesen Hütten : Höhlen, deren Unreinlichkeit schaudererweckend ist!

Sie sind und leben ohne alle Voraussicht: So vergraben sie z. B. nie den Ueberfluß eines reichen Fisch oder Seehundsfangs in den Schnee, für die Zeit der Noth; daher sie oft in langen Wintern Hunger leiden. Sie haben keinen Scharbock, wiewohl sie die heilsame Cochlearia verschmähen, haben aber selten, und lieben auch nicht, Salz.

Ihre Liebe zu ihren Kindern ist namenlos! Sie strafen solche nicht allein niemals, sondern lassen sich ohne Ausnahme geduldig von ihnen schlagen; diese (und dieß ist wohl der sicherste Beweis eines guten Naturells) werden dennoch, wenn sie erwachsen sind, gehorsame und liebevolle Kinder. Die Männer schlagen nie ihre Frauen, sind nicht eifersüchtig, und haben auch nicht Ursache es zu seyn — außer wenn Europäer landen — deren Gunstbezeugungen gegen ihre unschönen Hälften sie sich zur größten Ehre anrechnen.

Die Grönländer können nicht außer ihrem Vaterlande leben, und sterben vor Sehnsucht nach ihren eisigen Gestaden. Ein Fünftel dieses sparsam längs der weitverbreiteten Küste verstreuten Volkes sind noch Heiden, die sogenannten Christen unter ihnen zeichnen sich weder durch erhöhte Begriffe noch Moralität aus. Die Nichtchristen haben kaum einen Schimmer von übersinnlichen Ideen — sie verehren kein gütig, mächtiges Wesen, wohl aber ein mächtig böses, glauben daher nur an Zauberei und sind folglich äußerst abergläubig. Ihren Todten biegen sie den Kopf auf die Knie, legen sie zwischen gespaltenen Schiefer in eine Art von viereckigem Kasten, und häufen viele Steine darüber, auf daß Hunde und Füchse die Leichname nicht verschlingen. Zuweilen geben sie dem Todten irgend einen, im Leben geliebten Leckerbissen mit in die Gruft; so sah z. B. Gieseke, daß man einen Seehundskopf mit in den Steinkasten legte. Sie kennen noch wenig den Branntwein, lieben ihn aber bis zur Raserei, werden leicht trunken, und schlagen dann Weib und Kinder.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstansicht. *)

(Eingesandt.)

Theater.

Da die Verfasser so mancher kleinen, ihres innern Gehalts nach, unbedeutenden Theaterproducte, solche wohl eben so wenig für ein höher gebildetes Publikum bestimmten, als die Darstellung derselben, besonders im comischen, für genannten Theil der Zuschauer allein sich eineigen lassen, sondern wohl oft etwas grell aufgetragen werden müssen, um auch dergleichen Lückenbüsser, da doch nicht beständig Meisterwerke auf die Bühne gebracht werden können, genießbar zu machen; so möchte man wohl wenn anders nicht durch den zweideutigen Vortrag einer förmlichen Carrikatur unser besseres sittliches Gefühl beleidigt wird, daran keinen Anstoß nehmen — Dann möge sich überhaupt das daran theilnehmende Publikum lieber bei der Rückerinnerung an solche Gegenstände wenden die Herz und Moral ansprachen, und darum des Andenkens werther, einen immer Genußreichen Eindrucke bei uns hervorbringen. Dies ist einzig die Absicht dieser Kunstansicht, und wir wollen dazu heut der zeitherigen Vorstellungen einige, in der Kürze dem Gedächtniß wieder vergegenwärtigen

Wählen wir dazu erstlich: „Rolla's Tod."

Wir sahen hier in dem beliebten immer gerne gesehenen Kotzebueschen Stücke, in der Darstellung der Cora, das treue Bild des rührendsten Streits von Gatten und Mutterliebe, sahn eben so treu und wahr sie in ihrem tiefempfundnen Schmerz über den Verlust Alonzo's, übergehn zu der kränkendsten Undankbarkeit gegen den noch immer liebenden Rolla, sahn eben diesen Rolla meisterhaft selbst in der feinsten Mimick männlich fest die härteste Probe für Cora bestehn, und noch mit seinen Tode den Charackter des Feldherren und Mannes besiegeln, und wir hatten wohl Ursache hier dem Künstler gebührenden Beifall zu zollen. Die jüngst in einem im Bürgerfreund befindlichen Aufsatz unzuwiderlegende ausgesprochne Wahrheit: „daß ohne einen guten Organ

*) Unter obiger Rubrik werden von Zeit zu Zeit kleine Aufsätze vorzüglich über Bremens Theater erscheinen. Das Wort „Ansicht" besagt schon, daß man gemachte Bemerkungen nur mittheilen, den Leser nicht ermüden, sondern mit ihm sich unterhalten will. Gründlichen Widerlegungen, wird man nie eine bloß starrsinnige Meinung entgegensetzen. —

als Haupterforderniß beim Schauspieler, all' sein Bemühen ihm nicht fromme" bestätigte sich auch bei der Elvira. Das Spiel der zeitigen Darstellerinn derselben war durchdacht, so wie dieselbe fast immer den Geist der Rollen aufzufassen scheint, und man daher keinesweges Fleiß und Anstrengung dieser Frau absprechen muß, doch eben jener Fehler ihres Organs, vielleicht auch Mangel an Brustkraft, bringt eine schleppende Monotonie in ihren Vortrag welche ängstlich auf den aufmerksamen Zuhörer wirkt, und ihn duechaus nur gegen sie stimmen kann. Der per Tempo Pizorro schien in dem Charakter seiner Rolle nicht ganz eingedrungen zu seyn, doch gab er sich sichtlich Mühe in seiner Leistung nicht ganz zurückzubleiben. Die andern Rollen mehr oder minder gut besetzt, übergehn wir der Weitläuftigkeit wegen, und wenden uns nun zu Salomo's Urtheil.

Die Pracht dieses Stück's, seine herrlichen Bilder und Gruppirungen, so wie seine unterhaltenden Intermezzo's vergnügen das Auge, wie das Sujet desselben das Herz anspricht. Mit Wohlgefallen mußte unser Blick auf den so ähnlich copirten Salomo-Kopf verweilen, den so ältere und neuere Mahler auf die Leinwand brachten. Spiel und Sprache des Königs glichen erwähnter Copie. Der Stolz Tamirens bedünckte uns nicht edel und fein genug, und insbesondere fehlte sie da wo sie ihr angebliches Recht auf das Kind gegen Sena der wircklichen Mutter, durch ein etwas zu starkes Auftreten gegen dieselbe geltend zu machen sucht. Es konnte daher die Widersetzlichkeit des Oberbefehlshabers der Truppen gegen Tamirens Befehle eben so wenig, als seine ziemlich bestimmt ausgedrückten Worte: „ich zittre nie, am wenigsten vor einen Weibe" jemanden gewagt scheinen. Sena war ganz Natur, und so mußte es ihr hier gelingen. Der Bruder des Königs, war durch sein Organ in dieser Rolle vorzüglich ansprechend, sein übriges Spiel — seine Haltung! — Die Kunstansicht bescheidet sich aller strengen Zurechtweisung; doch macht man diesen jungen Mann, dem bei einer nicht ganz übeln Figur, der wesentliche Vorzug einer sonoren Stimme ward auf die hohe Verpflichtung gegen sich selbst aufmerksam; durch eine unbestochne Beurtheilung seiner selbst, stets an sich zu bessern, und das eckigte zu ebnen, um sich so mehr und mehr einem ruhigern vollendetern Spiel zuzuführen. — Die Tochter Pharaos war, was sie nur scheinen sollte; anspruchlos, und doch im Bewußtseyn ihres Standpunkts! — Von dieser bescheidnen Tochter eines, die feinern Nüancen der Kunst, gewiß kennenden Vaters läßt unter dessen Leitung, sich überhaupt viel für die höhere Kunst erwarten. — Dem Lanzentanz hätte man gerechterweise wohl ein kleines Beifallzeichen angedeihen lassen können, denn wirklich wurde er sehr tacktmäßig durchgeführt, und solche Anstrengungen geizen ja nach den Zoll des Augenblicks.

Nicht leicht mögen an einem theatralischen Himmel ein paar so gleich liebliche Gestirne leuchten; als an dem unsrigen wir zeither uns zu erfreuen haben. So erinnert man sich nie einer solchen passenden Vorstellung der „beiden kleinen Savojarden." — Wie oft wird durch Mangel an ein paar so jungen brauchbaren Subjecten des Dichters Plan vereitelt, wie oft geht die ganze Wirckung verlohren, wenn an ihrer Stelle ganz unpassende Figuren stehn! — In Hinsicht des Gesanges freilich können in solche Rollen ausgeführtere Darstellungen statt finden, aber hier selbige nur die jugendlich freie Haltung das Ganze heben, und das kindlich Unbefangene kann unmöglich von ältern Personen hineingelegt werden. Mögten doch diese aufblühenden Talente unbekannt bleiben mit jenem kleinlichen Neid, der leider beim Theater nur zu oft wie ein Wurm an der sich entwickelnden Knospe nagt, und nur durch einen edlen Wettstreit dem Publikum die Wahl selbst schwer machen welchen von beiden es den Vorzug geben mögte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote aus dem alten Paris.

(Eingesandt.)

Wenn man weiß, wie die Juden vormals in Paris behandelt wurden, so findet man den Enthusiasmus der Juden für Napoleon sehr natürlich. Sie mußten einen gelben Flicken auf den Magen heften, und Philipp der kühne zwang sie sogar ein Horn auf dem Kopfe zu tragen. Ihre Weiber mochten keusch seyn oder nicht. In der Seine durften sie sich nicht baden, und wenn man sie an den Galgen hing, so geschah es zwischen zwei Hunde. Endlich jagte Carl VII., 1394 sie ganz aus dem Reiche.

Bitte.

Nach den neuesten Beobachtungen eines italienischen Astronomen, soll die Sonne gegenwärtig mehr als sonst, schwarze Flecken zeigen; allein ganz schwarz erscheint solche den gewöhnlichen Menschenkindern Gottlob! noch nicht, daher wäre es zu wünschen, und wird darum gebeten daß die schwarzen Sonnen von Papp, welche die Oberpriester bei der letzten Aufführung der Zauberflöte auf der Brust trugen, aufs neue, jedoch nicht im Feuer, vergoldet werden mögten, da mit den Halbdunkel im Schauspielhause dadurch zu Hülfe gekommen und man sich allenfalls durch deren Abglanz, wenn man eine Kneifzange nicht zu nehmen versäumt hat, für gefährliche Verwundungen und Kleiderzerreißen in acht nehmen könne; welches sonst die spitzigen Nagel, welche durch die Rückwände in den Parquetlogen in einiger Zeit, entweder von unvorsichtigen oder muthwilligen Arbeitsleuten häufig durchgeschlagen werden, verursachen.

(Eingesandt.)

Die Direction des hiesigen Theaters wird hiedurch ersucht, das Schauspiel „der Vielwisser" an einem Montage, Donnerstag oder Freitag Abend, gefälligst aufführen zu lassen.

Einige Freunde des Theaters.

(Berichtigung.) S. 40. Sp. 1, Z. 9. der vorigen Nummer, ist keine wegzustreichen.

№ 7.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 22. Januar. 1818.

Noch einige Beiträge zur Sitten-Geschichte Bremens im 16ten Jahrhunderte.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Aus den Annotationen des im 16ten Jahrhunderte lebenden Rathsherrn Salomons, wovon ich verschiedene in dieser Zeitschrift bereits mitgetheilt habe, erfahren wir klärer, als aus irgend einer andere Quelle, wie unsre Vorfahren leibten und lebten, und wie verschieden ihre Denk und Handlungsweise von der unsrigen war. Solche Nachrichten, so kurz und unvollständig sie auch seyn mögen, behalten doch immer einen ganz eigenen Reitz für uns Bremern; ich hoffe daher, es wagen zu dürfen, noch Einiges von dem, was der biedere Rathsherr Salomons einfach und ungekünstelt in seinem Kalen, der aufzeichnete, hier nachzutragen.

So tief wir auch immer von der Stufe einer feineren Bildung, auf welcher unser Zeitalter steht, zu unsern Vorfahren herabblicken können, so verdienen diese doch wegen ihres biederen redlichen Sinn's, ihres schlichten graden gesunden Verstandes, ihrer einfachen vom verfeinerten verderblichen Luxus entfernten, häuslichen Lebensweise, ihres entschlossenen Muthes, ihrer ungeheuchelten Frömmigkeit und so mancher anderer trefflichen Eigenschaften, wodurch sie sich auszeichneten und kräftig wirkten, unsre hohe Achtung, die indessen auch dann wieder sinken muß, wann wir ihre großen Fehler der Rohheit, groben Sinnlichkeit und zügellosen Leidenschaftlichkeit betrachten und in denen diese begleitenden furchtbaren Folgen, einen oft nur gar zu starken Schatten erblicken, der gegen die Lichtseite grell absticht, und die Klagen einigermaassen mässigt, welche oft mit Recht, oft aber auch mit übertriebener Strenge über die Verdorbenheit des gegenwärtigen Zeitalters geführt werden.

1575 im Juni ist Moritz Ranzau zu Lübeck gestorben. Ein gottloser Tyrann: Nach seinem Absterben hat der Satan einen gewaltigen Rumor getrieben, hat den Leichnam mit dem Sarge in die Höhe gehoben und hat ihn dann zur Erde niedergeworfen.

Am 24ten September ist Albert Wittereck aufs Rad gesetzt. Ein Pracher und Bettler und hatte viele Menschen ermordet.

Am 4ten October ward Johann Meier, da er sonst Galgen und Rad verdient hätte, aus Gnaden abgehauen.

Am 27ten October ist Johann Schütte verschrien, der seine eigenen Freunde todtgeschlagen hatte.

Am 21ten November kam Herzog Olef von Holstein zu Bremen. Er saß in einem Kutschwagen.

1576 am 9ten Januar hielten die Aelterleute die Kaufmannskost und ward die ganze Wittheit dazu gebeten. Der Neuankömmlinge waren über 100 Personen. Ludwig Wickebald war Präsident bei dieser Mahlzeit.

Am 29ten Februar ward dem Heinrich Basch der Kopf abgehauen. Auf Fürbitte vieler Leute ward der Kopf bei dem Leichnam gelegt.

Am 28ten Juli zog der Herzog von Sachsen mit 100 Pferden; desgleichen unser Bischof auch mit mehr, als 100 Pferden durch Bremen nach Delmenhorst auf des Grafen Johanns Hochzeit.

Am 9ten September ward Herr Gerd Schnedermann, wie er zur Kirche gehen wollte, auf dem Kirchhofe krank und starb ruchlos hin. Ein feiner alter Mann.

Am 15ten November ging ich nach Lehe, um einen, der wegen angelegten Feuers gefänglich eingezogen war, zu examiniren. Zweimal ward derselbe durch den Scharfrichter verhört (d. h. torquirt.) Er hatte aber einen losen Mund; Jedoch ist die Vermuthung, daß er die That verübt habe, wohl da.

Am 22ten December ist in der Nacht ein ungemeiner Sturmwind mit Donner, Blitz, Hagel und Regen gewesen: Ohne Zweifel [illegible] Zeichen vor dem jüngsten Tage!

1577 am 28sten Jan. ist des Rathmanns Joh. Eschs Frau eingezogen, weil sie sich selbst ohne ihres Mannes Wissen und Willen bestehlen (d. h. das Sammtgut angegriffen) und mit vielen Großen Unzucht getrieben hatte.

Am 10ten Mai stach Bernhard Busch Vikar und Bruder des Abts zu U. L. Frau in Stade, einen Zimmermann todt, und wurde am Mittewochen darauf hingerichtet, unangesehen die Pfaffen brummten.

Am 10ten Juni ward ein Junggesell von 18 Jahren aufgehangen. Er war wohl gekidet und ein Bastard vom Adel. Hatte viel gestohlen.

Am 30sten Oct. ward Hans von Braunschweig abgehauen. Er hatte 13 Stiege Thaler unrecht gefordert und also diebischer Weise behalten, auch viele Hühner in Bremen gestohlen: Er ward begnadigt; sonst hätte er müssen gehangen werden.

Am 3ten Nov. erschien ein Komet mit einer erschrecklichen Ruthe oder Schwanze. Er ging im Süd Osten auf. Er geht noch immer fort mit seinem Schwanze ins Osten. Der allmächtige Gott gebe uns ein bußfertiges Herz, denn der Komet bedeutet nichts gutes. Drei Monate hat er gestanden.

1578 am 3ten März hat ein alter Mann im Hollerlande seinen leiblichen Sohn, der sich ganz muthwillig gegen ihn, seinen Vater, betragen und ihn oftmals geknüppelt und gepeinigt hatte, mit einer Barde todtgehauen. Der Vater ist ganz desperat davon gelauffen. Ein erbärmlicher Fall!

Am 5ten Dec. hat sich ein Zank in der teinischen Schule zwischen dem Rector Molan und dem Dr. Med. Erwiedrius erhoben,

gen des letzteren jüngsten Sohnes, welcher keine Handbatsche d. h. Handschlag hat annehmen und deshalb der Rector ihn mit einem Messer hat erstechen wollen: Worüber Erwiedrius dazu gekommen ist und den Rector für einen Mörder, Tyrannen und Dieb gescholten hat. Dieser Zank ist vom Rathe gestillt und sie sind miteinander versühnt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Manuscripte.

(Eine Erzählung.)

(Beschluß.)

Grünau war nicht ganz uneigennützig, indem er den alten Mann antrieb, die Gelegenheit, für seine armen Clienten zu sorgen, beim Schopf zu ergreifen. Er wünschte sehnlich noch einige Minuten lang seine schöne Freundin zu unterhalten. Rosalie schien hiemit gar nicht unzufrieden, denn schalkhaft blickte sie ihrem Vater nach, der mit zwanzig Schnipschen und zehn Bücklingen zur Thüre hinaus eilte. Grünau forderte für sich und seine Geliebte ein Zimmer, und entzückt schwatzten die beiden Liebenden, während Lieschen neben ihnen mit der Puppe tändelte, welche ihr Grünau gekauft hatte. Wir lassen sie allein, denn Brautleute haben immer etwas Geheimes mit einander zu sprechen, was Jedermann weiß, da es in allen Romanen zu finden ist.

Mit vielen Bücklingen trat Gutmann in das Audienzzimmer des Ministers, aber das schön ausstudierte Kompliment, womit er die Excellenz zu begrüßen dachte, war ihm entwischt. Er konnte kein Wort hervorbringen. Aengstlich, die Hände bald faltend, bald reibend, stand er vor dem Geheimenrath, der ihn freundlich aber umsonst nöthigte, sich zu setzen.

Sie sind wohl der Herr Pastor Gutmann? redete Wallburg ihn endlich an. Seine Durchlaucht haben mir aufgetragen, Ihnen zur Unterstützung des Pächters Meier und Ihrer abgebrannten Eingepfarrten hundert Friedrichsd'or auszuzahlen. — Ach, zu viel, zu viel Gnade! stammelte der verwirrte Pfarrer. Allerunterthänigster — Gott — wie dank' ich Dir! Ew. Excellenz, ich danke unterthänigst. Heiße Thränen strömten von seinen Wangen herab. — Der Geheimerath lächelte. Auch hat der Fürst befohlen, daß Ihnen jährlich eine Zulage von hundert Thalern gegeben werden soll, fuhr er fort. Gott, Gott, rief Gutmann sich selbst vergessend und vor Freude in die Höhe springend, nun will ich auch einmal recht vielen Armen Gutes thun. — Dem biedern Wallburg gab die Freude des ehrlichen Dorfpfarrers einen Augenblick der seligsten Wonne, und nur das Possierliche des Anblicks konnte die Thräne erstikken, die in das Auge des Weltmanns trat. — Mit tausend unterthänigen Danksagungen und eben so viel Reverenzen eilt' er aus dem Saal, und lief vor Entzücken außer sich nach dem Gasthause hin, um auch Röschen nnd Grünau Theil nehmen zu lassen.

Röschen! mein Kind! wir sind Alle glücklich, rief er, die Thür des Zimmers aufreißend, wohin ihn der Kellner, seine Tochter zu finden, gewiesen hatte. Doch das Wort starb auf seinen Lippen, wie er seine Tochter sich Grünaus umschlingenden Armen entziehen sah, der so eben die Erlaubniß von ihr erhalten hatte, noch heute den Segen ihres Vaters zu erbitten. Ein Bild des Entsetzens stand er da, indeß Rosalie ihr hochglühendes Gesicht an Wilhelms Busen verbarg. Doch traulich ergriff der edle Jüngling die Hand des ergrimmten Vaters, und entdeckte ihm offen das schöne Geheimniß,

welches ihn zu dem seligsten Sterblichen machte. Unter seiner Rede zerfloß das Schreckbild, das des redlichen Vaters Augen beleidigt hatte, in seine wirklichen Bestandtheile: Jugend und Liebe, und sein väterliches Herz konnte seiner Rosa Glück seinen Segen nicht versagen. Nach und nach knüpfte er diesen Vorgang an die entzückenden Gedanken, die ihn beim Eintreten beschäftigten, und nun erzählte er seinen Kindern auch sein Glück. Schon wollt' er die hundert Friedrichsd'or den beiden Liebenden und Geliebten vorzählen, aber ach, seine Tasche war leer!

Vor allzu großer Freude war er nämlich von dem Minister, der ihm vergebens nachrief, fortgelaufen, ohne sich weiter um das Geld zu bekümmern. — Grünau, dem dieß der schönste Tag seines Lebens war, musste also zu dem Geheimenrath gehen, der ihm lachend die Summe auszahlte. — Unglücklicher Weise war nun auch noch die Perrücke vergessen. O, die Perrücke bringt unser Grünau mit, wenn Deine Hochzeit ist, mein liebstes, bestes Röschen. Ich gebrauche sie ja nicht eher, als nach drei Wochen, und ich denke, Ihr lasst euch bald miteinander trauen, meine Kinder. Der lange Brautstand taugt nichts. Wilhelm blickte entzückt seine Rosalie an, und diese wandte mit holdem Erröthen ihr Auge auf das hochaufhorchende Lieschen.

Die Hochzeit ward vierzehn Tage nachher gefeiert. Dankbar ward auf die Gesundheit des edlen Fürsten getrunken, und dem schönen Tage folgte eine Ehe voll Freude und Wonne, und lieblicher Kinder.

Der Diamant.

(Mährchen; frei nach Voltaire.)

In der indischen Landschaft Kandahar, die gegenwärtig zu Ost-Persien gehört, lebte vor Zeiten ein Mirzah (oder Freiherr,) der einen einzigen Sohn, Namens Zorad, besaß, den er väterlich liebte. Zorad war bestimmt, ein Fräulein, Amrai, die Tochter eines benachbarten Freiherrn, der mit Zorads Vater in den freundschaftlichsten Verhältnissen lebte, zur Gattin zu nehmen; doch des Jünglings Herz war längst verschenkt. Auf der Messe zu Kabul hatte er Olwai, die reizende Tochter des Nabob von Kaschemir, gesehen, lieben gelernt und ihre Gegenliebe erworben. Er war nämlich in einen Kaufmannsladen getreten, um daselbst einen kostbaren Shawl für seine Schwester zu kaufen. Der Eigenthümer des Ladens kannte ihn und ließ ihn in das Innere der Niederlage treten, damit er frei auswählen könne. Als nun die schöne Olwai in gleicher Absicht in den Laden kam, und den jungen liebenswürdigen Mann im vertrauten Gespräch mit dem Kaufmann fand, hielt sie ihn gleichfalls für einen Handelsmann, und nahm den Schleier von ihrem engelschönen Antlitz. Zorad, der schon von ihren Zedern-Wuchs entzückt worden war, widerstand dem Glanze solcher Schönheit nicht. Und Olwai sah auch ihn nicht unbewegt. Man knüpfte ein Gespräch an, in dessen Laufe die Prinzessinn den Stand Zorads erfuhr, und da dieser nicht viel geringer, als der ihrige, seine Rede eben so gewinnend war, als seine Gestalt, so ward unter beiden ein Liebesbund geschlossen. Wie in Olwais Herz schlich Zorad sich auch in ihre Wohnung. Dort schwur man sich gegenseitig ewige Treue und lebte schöne Stunden. Als darauf der Trennung bitterer Augenblick kam, sprach Olwai zu dem Geliebten: „Holder Jüngling, gieb mir etwas, bei dessen Anblick ich Deiner gedenken möge!“ Flugs zog er einen kleinen, kunstvoll gearbeiteten Pfeil hervor, und sagte: “Nimm, o Blume des Morgenlandes, diesen

Pfeil, der wie der Blick Deines holden Auges, die wunderbare Gewalt hat, bis in das Innerste zu dringen. Ein großer Zauberer schenkte ihn vor Alters meinem Urgroßvater. Er besitzt die Wunderkraft, daß er ohne Zuthun dahin fliegt, wohin sein Eigenthümer ihn wünscht. Er ist unser theuerstes Familien-Kleinod; ich aber gebe ihn Dir zum Zeichen, daß ich Dich über alles liebe!"

Da drückte das Mädchen ihn an ihre hochwallende Brust, und rief: „Wohlan, ich will vergelten!" Und sie zog einen großen Diamant aus ihrem Schmuckkästchen, und reichte ihn dem Jüngling, sprechend: „Dieser Edelstein von unschätzbaren Werthe ist ein Geschenk meines Vaters; ich soll ihn immerdar behalten; doch, er sey Dein, sey Dir ein Pfand meiner Liebe und Treue. Und Niemand, als derjenige, der diesen Stein in meine Hände zurückgiebt, soll mein Herz besitzen und mein Herr und Gemahl seyn. Bewahre ihn daher sorgfältig auf, und schweige, damit mein Vater nichts von unserer geheimen Verbindung erfahre, ehe ich ihn für Dich gewonnen habe. Verbirg den Edelstein so gut Du kannst, und komm in sechs Monaten nach Kaschemir. Daß Du dann meines Vaters Gunst und meine Hand erwirbst, dafür will ich unterdessen handeln und sorgen. Verlaß Dich auf mich; Dir wird bekannt seyn, wie fest und heilig eine Mädchen-Zusage ist!"

O ich vertraue Dir ganz! erwiederte Zorad und verbarg den Stein an seinem Herzen, damit ihn Niemand erblicke.

Darauf schieden sie unter tausend Thränen. Olwai reisete am folgenden Tage mit ihrem Vater nach Kaschemir zurück, und Zorad kehrte mit den Schwur: Olwai oder keine! nach Kandahar heim.

Dort sollte er sich nun mit Amrai vermählen; indessen schwur er einen theuern Eid, daß er nur der liebreizenden Olwai angehören wolle, und als der Vater zürnend in ihn drang, beschloß er, in aller Stille aus der Heimath und nach Kaschemir zu fliehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisebeschreibung von Grönland.

Resultat eines Aufenthalts von 7 Jahren zwischen dem 60 und 77 Grade nördlicher Breite.

(Beschluß.)

Wenn die Sonne ihnen nach langer Nacht wieder erscheint, begrüßen sie solche mit Tänzen und Jubelgeschrei, und nennen diese Tage einzig das Fest. Sie haben keine Art von Tradition, setzen aber in den langen Nächten eine Art von Gespenstergeschichten zusammen, welche immer vergessen, und durch neue ersetzt werden. Sie scheuen und meiden die Stellen, wo Jemand begraben ist. Die immer mehr überhand nehmende Entvölkerung dieser Küsten schreibt sich von der Zeit her, in der die Europäer ihnen die Blattern und die Lustseuche brachten, da alle Hautkrankheiten in diesem Klima todtgefährlich sind. Ihre größten Leckerbissen sind die Eyer der Zug- und Wasservögel, welche aber, da diese während der heißen Monate des Mai, Juni, und Juli erscheinen, nicht aufbewahrt werden können: auch die blaue Muschel, welche das Meer in großer Menge an ihre Ufer wirft, lieben sie sehr. Die lange Nacht vergeht ihnen wie im halbwachen Traume: sie schlafen, wachen, essen, während derselben, ohne Zeitmaß noch Ordnung.

Da der Reisende ein leidenschaftlicher Mineralog und Werners Schüler ist, so hat sich die lesende Welt eine reiche Ausbeute mineralogischer Facta zu versprechen, so wie wohl einiger meteorologischer Erscheinungen, und barometischer Bemerkungen. Mich frappirte besonders zu hören, daß die Uebergänge zu den hier herrschenden Urgebirgsarten Gneiß u. s. w. gänzlich fehlten, so wie, daß der Reisende erst zwischen 70 und 77. Grad Nördl. Breite ungeheure Lager in prismatischen Säulen geschichteter Basalte antraf. Die Kalkformation, welche Versteinerungen enthält, fehlt gänzlich: dagegen erscheint häufig Jura- und Apenninkalk, und die Uebergänge zum carrarischen Marmor finden sich auch. Eine mich äusserst überraschende Erfahrung war es: daß die Nordlichter zwischen dem 60. — 65. Grade häufig sind, allein dann, je höher Gieseke gegen den Nordpol stieg, immer seltener wurden, und endlich ganz verschwanden.

Diese interressante Reise ist es doppelt, durch den Character des Reisenden, welcher, mit allen erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet, solche unternahm, und von der reinsten Wahrheitsliebe beseelt ist. Durch den Seekrieg, und die Belagerung des Oceans, eine so bedeutende Lebenszeit an diese öden Küsten gebannt, ertrug er mit Geduld und Ergebung gewaffnet Alles, und benutzte mit Muth sein Mißgeschick zur Bereicherung der Wissenschaft, und bringt nun dem Publikum das vollgereifte Resultat seiner Leiden und Erfahrungen dar. Das Werk wird in höchstens drei Quartbänden ungefähr 50 Kupfer enthalten. Die, so Geräthschaften, Häuser und Trachten darstellen, werden illuminirt seyn. Der Subscription-Plan wird nächstens von den hiesigen Herrn Buchhändlern mitgetheilt werden.

Die Templer auf Cypern.

Unter obigem Titel hat Herr Doktor und Hofrath D. Schütte ein Schauspiel in vier Akten, nach Werners Gedicht: die Söhne des Thales; für die hiesige Bühne bearbeitet, dessen Manuscript uns zu Händen gekommen ist.

Der Hauptinhalt dieses Schauspiels ist die Aufnahme der letzten Ritter des Templer-Ordens; die Enthüllung der Geheimnisse desselben; es stellt in manchen sehr gelungenen Scenen den Charakter des Großmeisters und anderer Tempel Ritter, und die Abreise derselben nach Frankreich vortrefflich dar.

Die Handlung spielt im Jahre 1306, wo der damalige letzte Großmeister des Templer Ordens, Jacob Bernhard von Molay, vom König Philipp, auf Anstiften des Papstes, unter dem Vorgeben: sich mit einander zu einem neuen Kreuzzüge gegen die Türken berathen zu wollen, nach Frankreich gelockt, und daselbst verbrannt wurde.

Die Sprache ist im Ganzen kraftvoll; der Dialog in einigen Scenen erhaben und begeisternd. Die Handlung hat Reichthum an Mannichfaltigkeit und gespanntem Interesse, und verschiedene Scenen ergreiffen unwillkührlich das Gemüth.

Um unsere Leser von dem Styl dieser Dichtung zu überzeugen, theilen wir einen Theil der Unterredung zwischen Robert d'Heradon, ein Schotte, und Gottfried von Salza, ein Deutscher, beide Tempelritter, in der

1sten Scene des 1sten Akts, mit:

Gottfried. Die Krone Frankreich war seit alten Zeiten
Der Schirmvogt unsers Bund's — man pflegt zu sagen:
Ein aufgereizter Freund gilt sieben Feinde.

Robert. Die alte Zeit ist todt! — so schläft auch Richard,

Der mit uns grollte, längst im kühlen Grabe —
Das Löwenherz schläft nun bei Hasenherzen
Im Schooß des nimmersatten Ungethüms,
Das nur gebiert, um wieder zu verschlingen! —
Was war, das ist nicht mehr — das fromme Häuflein
Von Ebentheurern ist jetzt ein Coloss,
Europens Schooß, der ihn erzeugte, furchtbar.
Ja — er! — der list'ge Alter selber, der
Dreimal bekrönt in ihrem Stiefel hauset,
Mit dessen Riemen er die Welt umzieht,
Wagt's nicht mit uns; sonst hätt' er weislich nicht
Auf ewig uns vom Interdict' befreiet.

Gottfried. Wohl wahr! doch wenn auch er uns zürnte?

Robert. Possen!
Er gab uns selbst die Waffen in die Hand.
Und, was noch fehlt, ersetzt des Goldes Kraft,
Das wir aus dem verlornen Palästina
Gerettet, und durch's Blut so vieler Wackern,
Durch viel verlorne Ehre, theu'r erhandelt.

Gottfried. Des Goldes? — Ach wir brauchen Arme!

Robert. Freilich!
Und kaufen sie in dieser krüppelhaften
Verarmten Zeit, wo alles käuflich ist! —
O, glaubt es mir! — der Fürsten Uebermuth —
Ihn schuf das Gold, und Gold nur kann ihn zügeln.
Mit Gold umspannen sie der Menschen Herzen;
Spinnt stärkre Faden, und ihr reißt sie los.
Metall wird leichtlich durch Metall verdrungen,
Der Geist allein wird nur vom Geist bezwungen.

Ferner aus der 17ten Scene des 2ten Akts.

Großmeister Molay, Robert d'Heradon.

Molay. Morgen reis' ich
Nach Frankreich ab — du bleibst zurück im Kerker.
Was wirst Du thun?

Robert. Gehorchen und entsagen.

Molay. Vielleicht schenkt dir das General-Capitel
Die ew'ge Haft und giebt die Freiheit dir,
Doch wenig wird auch diese dann dir frommen:
Du wirst als ausgestoß'ner Tempelherr,
Ein Spott des hoh'n und niedern Pöbels werden! —
Was wirst Du dann beginnen, armer Robert?

Robert. Auf mein Gewissen stolz, in einer Wüste
Das Urtheil der bethörten Welt verachten.

Molay. Und das soll Alles seyn, was Deine Brüder
Die Menschen, von Dir hoffen können? — Robert
Du wolltest Freude mir bereiten?

Robert. Kann nichts? —

Molay. Ich sag's Dir heute nun zum erstenmal,
Du bist ein Held — Du bist, was zehnmal mehr,
Ein ächter Mensch — denn nur des Schwächlings Sayten
Zerreißt der Eisenfinger des Geschicks:
Der Heldenmüth'ge bietet kühn die Harfe,
Die ihm der Schöpfer in den Busen legte,
Dem Schicksal dar — Mag's in den Sayten wühlen;
Allein den innern herrlichen Accord
Kann's nicht zerstören, und die Dissonanzen
Verschmelzen bald in reine Harmonie,
Weil Gottes Friede durch die Sayten lispelt.
Mein starker Robert! Muß der starke Mensch
Erliegen, oder auferstehn vom Staube?

Robert. Mein Vater!

Molay. Ist der ächte wahre Mensch
Ein Sclave der Umgebung, oder frei?
Reißt er aus allen Stürmen und aus allen Wonnen
Des Lebens nicht sein beß'res Ich? —
Kannst du erliegen, Mensch?

Robert. (schmerzhaft) Doch giebts Momente

Molay. Ja — die giebt es freilich. Doch — Gott sey Dank!
Auch nur Momente — wo der Mensch,
Von mächtiger Natur bezwungen,
Sein höh'res Selbst ein Spiel der Wogen wähnt. —
Auch Du wirst Dich erheben, starker Robert.

Robert. Was kann ich thun?

Molay. Mehr als Dein Schicksal seyn.
Den Hasser lieben, und das hohe Glück
Der Selbstvollendung im Erschaffen suchen. —
Du bist das Ebenbild des Ewigen:
Wenn ihn die Menschen fliehen, lächelt Er,
Und schafft um ihre Hütten Paradiese — — —
Willst Du noch selbstisch in die Wüste ziehn?

Robert? Erröthend beug ich mich vor Deiner Größe.

Molay. Das sollst Du nicht! — Du sollst mich übertreffen,

Der Orden wird Dir, hoff' ich, Freiheit schenken;
Du weißt wie viel sie gilt, und was sie heischt. —
Kehr' in die Welt zurück, — nicht in die große;
In Deine Welt. — Auf Deines Vaters Burgen
Sind tausende von Menschen, Deine Brüder,
Im Joch der schweren Fesseln — löse sie,
Sey Ihnen Vater, und sie werden wahrlich
Nicht wähnen, daß ein warmes Vaterherz
Drum schlechter ist, weil es kein Kreuz bedeckt —
Siehst Du, das alles kannst Du thun. — Mein
Robert.

Robert. Du flößest Oel in meine blut'gen
Wunden.
Doch — hast Du Trost auch für die Höllenmarter
Von Dir zu fliehn! —

Molay. Des Edlen Trost ist Wohlthun.
Ich biet' ihn Dir — ein Armer — den das Schicksal
Zu oft — o Gott! — auch diese Freistadt schloß;
Sie harret Dein — Zeuch hin, Du Glücklicher!

Robert. (vor ihm knieend) Gieb mir den Se-
gen, Märtyrer. —

Molay. Der Herr
Erleuchte Dich mit seiner Wahrheit,
Erhebe Dich durch Hoffnung, Lieb' und Stärke,
Erquicke Dich mit Freud' und Seelenruh! —
Und sammelt er Dich einst zu Deinen Vätern,
So hinterlaß dieß Erbtheil Deinen Söhnen;
Damit, wenn einst — schon kühlt uns dann der
Schlummer —
Aus unserm Tempel der verhalt'ne Blitz
Hervorbricht, und des Volkes Ketten sprengt,
Sie ihre eignen schon zerbrochen haben,
Und wohlgerüstet in dem Kampf besteh'n!

Und aus der 9ten Scene des 3ten Akts.

wo Molay zu den eben in den Templer-Orden aufgenommenen beiden Rittern, Franz von Brienne, und Adalbert von Anjou. (welche sich zu dessen Füßen setzen) sagt:

So setzet Euch, und höret meine Worte;
Und wenn im Innern ihr sie treu bewahret,
So öffnet sich für Euch des Tempels Pforte.
Ihr seyd dem Orden jetzo zugeschaaret,
Der vieles Große schon mit Kraft begonnen,
Und Größeres in seinem Schooß bewahret,
Doch noch ist nicht der Nebel ganz zerronnen;
Das rothe Kreuz durchstrahlt die Mitternacht,
Doch es erbleicht beim vollen Glanz der Sonnen –
Auch was ihr heut vernommen, was mit Macht
Die Seel' Euch faßt, quillt aus dem reinen Quell,
Der Licht und Wärm' in diese Welt gebracht,
Noch wird Euch zwar nicht jedes Dunkel helle;
Allein die Nacht darf langsam nur verschwinden,
Und nur des Blitzes Strahl ist kurz und schnelle,
Drum dürft Ihr auch noch nicht den Grund ergrün-
den
Von Allem, was Ihr staunend heut vernommen.
Im heil'gen Kampfe nimmer zu ermüden,
Das ist der höchste Zweck in unserm Kreise.
Nur ew'ger Krieg gebieret ew'gen Frieden,
Durch's Schwerdt nur wird die Palme abgehau'n;
Nur was Ihr euch erringt, wird Euch beschieden
Der letzte Schwur war Demuth und Vertrau'n;
Denn Euer Auge — trüg es noch so weit
Hier darf es nur, was wir ihm bieten, schau'n
Jetzt stehet auf, geht sinnend heim, und schweiget.

Da überdem die Musik zu den Gesängen, Chören und Märschen von einem beliebten hiesigen Componisten gesetzt ist, so glauben wir unsere Leser auf die nächstens erfolgende Aufführung dieses Schauspiels, im Voraus aufmerksam machen zu dürfen.

d. R.

Durch die Wiederaufführung von Kabale und Liebe, am Sonntage „würde die Theater Direction einen großen Theil der Theater Freunde recht sehr verbinden." — — —

Räthsel.

Sag', die Mühe ist gering,
Leser, sag', was ist das Ding,
Das der Zeichen fasset vier;
Das, sobald Dein Blick d'rauf fällt,
Gleich das g'rade Eine Dir
Zwiefach vor die Augen stellt.
Schmilz zusammen die vier Glieder,
Siehst Du einfach vor Dir steh'n,
Was Du doppelt hast geseh'n.
Nie war's so und kömmt nie wieder
Und was in der Christenwelt
Jetzt sich regt, ist drein gestellt.

№ 8.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 25. Januar. 1818.

Noch einige Beiträge zur Sitten-Geschichte Bremens im 16ten Jahrhunderte.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Beschluß.)

1580 am 3ten Sept. hat sich ein großes Unglück zugetragen; indem Lüder Goßmann seinen leiblichen Bruder Johann todtgeschlagen hat.

Am 11ten Sept. ist, Gott bessre es, noch ein größeres Unglück begangen; denn Joh. Stedemeier, ein feiner vermögender Bürger ist in der Weser bei der Wallerbraake todtgefunden. Man weis nicht, ob dies aus Desperation oder durch einen Mord geschehen ist.

Am 25ten Sept. kam unser gnädiger Landesfürst und Herr (der Erzbischoff) nach Bremen, von 600 Pferden begleitet: Es befanden sich darunter der Graf von der Lippe, ein junger Herr und ein Graf oder Freiherr von Kreken jenseit des Rheins. Am Montag nach geendigter Predigt und Musik schwor er den Herrn des Kapitels und die Mannschaft schwor ihm wieder auf dem Chore vor dem hohen Altar. Hierauf ritt er vom Dohm vor's Rathhaus und die Herrn des Kapitels und die Mannschaft folgten zu Fuße ihm nach. Er ging auf's Rathhaus und ward von der Wittheit (der vollen Rathsversammlung) sammt allen, die gegenwärtig waren, ehrlich (d. h. unter Ehrenbezeugungen) empfangen. Unser Syndicus that das Wort und hieß ihn willkommen, alles Glück anwünschend. Nun setzte er sich unter einen Thron-Himmel von schwarzer Seide und sein Kanzler Gideon that das Wort an einen Ehrbaren Rath: Unser Syndicus und Ich und Diederich von Rheden als Camerarien huldigten unsern gnädigen Fürsten und Herrn im Namen des Raths und der Bürgerschaft, mittelst Aufhaltens unsrer Hände. Wir redeten aber dabei kein Wort; sondern gaben ihm unsre Hände mit Reverenz, wie sich das gebührt. Danach stand er auf und es ward ihm gegeben allerhand Confekt von Zucker, grober Kuß genannt, Datteln und andere Rüstung, sammt lauteren Trank, Malvasier und Clarenet, welches alles gekostet und herumge-

trunken wurde. Hierauf ging er hinunter, setzte sich aufs Pferd und ritt bis an Gerd Breden Stall, dort sah er seinen Oheim, den Grafen Anton von Oldenburg, einen jungen Herrn, — dessen Schwester die Frau von Brokhausen, sammt ihrer jüngsten Schwester Klaren im Fenster liegen. Er sprang von seinem Hengste und nahm sie bei der Hand und führte sie in des Dohmdechanten Otto von Düren Hof, wo er seine Herberge hatte. Ein ehrbarer Rath und die Aelterleute waren bei ihm zu Gaste. Er traktirte uns wohl. Am Dienstage hatte ein Ehrbarer Rath den Bischof, die drei Grafen, die Dohms Kapitelherrn, die Senioren der andern Collegiat Kirchen, sammt der Mannschaft von Aelterleuten auf dem Rathhause zu Gaste und es wurde, Gottlob, wohl traktirt. Desgleichen geschah auch am Mittewochen von den Aelterleuten. Unser gnädiger Fürst nnd Herr schenkte den Fähnleins und ihren Befehlshabern 1 Last doppeltes Bremer Bier. Ein Ehrbarer Rath schenkte unsrem gnädigen Fürst und Herrn einen vergoldeten Becher worin 100 Anglotten waren. Sein Pferd wurde in einen rothen seidenen Schleier verbunden.

Am Mittewochen vor Michaeli ward meine Frau in der feurigen Plage (Pest) todt krank und ich am folgenden Michaelistage. Ich lag acht Tage in großer Ohnmacht und meine Frau liegt noch.

Am nächsten Mittewochen starb an der Seuche Henrich Krupe, ein Mann von 90 Jahren und danach starben andere seine Männer und Matronen bei Hauffen.

Am 10ten Oct. sah ich um 7 Uhr Abends einen neuen hornigten Kometen oder Stern im Süd Osten aufgehen.

Am 12ten Dec. ward einem Diebe der Kopf abgehauen. Er hieß Hans, war von Petershagen und hatte viel gestohlen: Sonst ein feiner rischer Kerl.

Am 19ten Dec. starb Alfke von Bremen eines schleunigen Todes — Er war ein schwerreicher Mann und hatte einen alten Bruder, der mit seinen Kindern ganz arm lebte: diese erbte alles und schlemmte weidlich davon.

Der Diamant.

(Mährchen; frei nach Voltaire.)

(Fortsetzung.)

Zorad besaß zwei Diener, die sein Vater ihm gegeben hatte, und auf deren Treue er bauen zu können glaubte. Oruk hieß der eine, der im Mohrenlande geboren, schwarz, wie Ebenholz und von eben so düsterer Gemüthsart war, wie seines Leibes Farbe. Der zweite, Klodo genannt, war ein Europäer und weiß von Farbe. Zwar hatte man ihn gefangen und als Sklaven verkauft; aber das schien ihn nur wenig zu bekümmern; seine Freiheit war zwar dahin, doch die frohe Laune hatte er behalten. Immer heiter, dienstwillig nnd gewandt, wurde er bald Zorads Liebling; doch war der Jüngling auf dem schwarzen Sklaven nicht gram, denn dessen Ernst und Ruhe war ihm zu Zeiten sehr willkommen und er empfing manchen weisen Rath aus Oruks Munde.

Beiden vertrauete er jetzt seines Herzens liebsten Wunsch an, nahm ihnen einen Eid ab, daß sie von allen schweigen wollten, und frug sie um ihre Meinung, um ihren Rath.

Oruk suchte ihn zu bestärken in seinem Vorsatz. „Zwar ist es Eures Vaters ernster Wille", sagte er, „daß Ihr hier bleiben und Euch mit Amrai vermählen sollt, doch, es gilt das Eid

Eures Lebens, und Eure Bestimmte, die Ihr nicht liebt, ist ein bösartiges Wesen, das als Euer Weib Euch Elend machen wird."

Der gleichen Meinung war Zorad; aber Klodo kopfschüttelte sehr. „Amrai ist ein Engel," betheuerte er, „in deren Armen tausend Freuden Eurer harren. Der Segen Euers Vaters und sein Reichthum wird Euch für Euren Gehorsam; den Flüchtling aber verfolgt der väterliche Fluch. Euer Bewußtsein wird Euch foltern und Euer Glücksstern untergehen, wenn Ihr die Vaterstadt verlaßt. Nie kann Euer Vater Euch das verzeihen."

„Er wird verzeihen, wenn es Euch gelingt, der Eidam eines Nabobs zu werden," sagte Oruk, „wenn Ihr ihm eine gute, schöne, liebende Tochter gebt. Jetzt ist er von Eigensinn befangen; seid Ihr aber glücklich, so spricht sein Vaterherz und seine Weisheit zu ihm, und liebevoll schließt er einst den wiederkehrenden Sohn in seine Arme!"

Gesetzt auch, urtheilte Klodo, der Vater wäre so weichherzig, so seid Ihr doch noch fern vom Gelingen. Die Gefahren der Reise, die Gefahren eines geheimen Liebeshandels mit der einzigen Tochter eines Nabobs: — habt Ihr sie Euch schon gedacht? Werdet Ihr sie überwinden?

„Ihr werdet sie besiegen," versprach Oruk, „denn Ihr seid in der Fülle der Jugend, Gesundheit und Kraft, und tapfer, wie ein junger Löwe. Ihr liebt und werdet geliebt. Thut, was Euch das Herz gebietet. Du aber schweige, Klodo, Du bist von der schlauen Amrai erkauft."

Der Beschuldigte, ohnehin leicht gereizt, fuhr scheltend gegen den Genossen auf; doch Zorad beschwichtigte ihn.

Wohlan, versprach Klodo, ich will schweigen; Ihr wißt, daß ich Euch stets ergeben war, und bin und bleibe. Thut, was Ihr wollt. Gut meine ich es, meinen Rath habt Ihr begehrt, ich gab ihn. Handelt, wie es Euch beliebt! Bleibt Ihr daheim, so freue ich mich; tretet Ihr die Reise an: auch gut. Fröhlich gehorch und folg ich Euch. Abgemacht!

„Daß Ihr beide es treu mit mir meint, glaube ich, Indessen seid Ihr verschiedener Meinung. Das ist mir leid," versicherte Zorad. „Was mich betrift, so gesteh ich, daß Oruks Dafürhalten auch das meinige ist. Indessen will ich noch eine Entscheidung hören und dann erst beschließen. Ich will irgend ein Orakel, deren wir mehrere in der Nähe haben, befragen.

Thut das! sagten Beide.

Und welches soll entscheiden? fragte der Jüngling.

Das Orakel am Wasserfall ist das sicherste! behauptete Klodo.

Jenes im Thale spricht am verständlichsten! versicherte Oruk.

Gut! entschied Zorad. Damit ich keinem weh thue, so will ich sie Beide befragen!

Hiermit schienen die Sklaven beide zufrieden zu seyn.

Von Klodo begleitet, ging der Jüngling hinab zum Wasserfall. Und das befragte Orakel sprach:

„Gehe, mein Sohn, doch ja nicht gen Morgen,
Ungemach findst Du, Gefahren und Sorgen.
Der Ueberwinder wird besieget,
Der Freie dort in Ketten lieget!"

Habt Ihr das vernommen? warnte der Sklave. O geht nicht nach Kaschemir.

Schweigend schüttelte Zorad das Haupt. Der Ausspruch machte ihn unmuthig. Wortlos kehrte er heim, nahm dort Oruk bei der Hand, und ging mit ihm nach dem Thale.

*

„Gehe" — so sprach das Orakel:
„Gehe, lieber Sohn, gen Morgen,
Flieh der Heimath Druck und Sorgen.
Zieh dahin, wo Liebe lacht,
Die Dich glücklich, selig macht!"

Das ist ein herrliches Orakel! jubelte Zorad. Es sprcht sehr verständlich. —

Und zu Eurem Heil! versicherte Oruk.

Die Reise war nun beschlossen.

Wo nehm ich aber Geld her? fragte Zorad die beiden Diener. Klodo versicherte, daß er keines aufzutreiben wisse. Oruk versprach, nachzusinnen, und warnte nebenbei seinen Herrn vor Klodo. Er wird Euer Geheimniß an Amrai verrathen; indeß seid ohne Sorgen; ich beobachte ihn, und das rachsüchtige Mädchen ist eben jetzt abwesend.

Kaum hatte Oruk den jungen Mann verlassen, als Klodo zu diesem kam und ihn warnte. Der schwarze Schurke, flüsterte er, horcht Euch blos aus, um Alles Eurem Vater zu entdecken; doch fürchtet nichts. Euer Vater ist unpäßlich, und ich bewache den Verräther.

Du irrst, entgegnete Zorad; ihr liebt mich Beide, uud keiner von Euch wird mich verrathen. Klodo aber betheuerte, daß dem Schwarzen nicht zu trauen sei, und die ganze Reise, zu der er rathe, gewiß üble Folgen haben werde.

Uebrigens ist nichts leichter, als Euch Geld zu schaffen, sagte er; wenn Ihr die Hälfte Eurer Kameele verkaufen laßt, so ist Euch geholfen.

Verkaufe sie, gebot Zorad; zwar wird der Betrag nicht hinreichen; aber es ist doch ein Anfang. Das Uebrige findet sich.

Am folgenden Tage trat Oruk seinen jungen Herrn an und sprach: „Wenn Ihr mir Euren großen Diamant, den Ihr auf der Brust tragt, auf eine einzige Stunde anvertrauet, so verschaffe ich Euch mehr Reisegeld, nls Ihr nöthig habt. Den Stein erhaltet Ihr unversehrt aus meiner Hand zurück."

Erkläre Dich näher darüber! befahl Zorad.

„Das vermag ich nicht," entgegnete jener, „aber ich bringe Euch morgen viel Geld, wenn Ihr mir heute Euer Kleinod auf eine Stunde überlasset."

Zorad vertraute ihm, gab ihm den Stein, erhielt ihn zur bestimmten Zeit richtig zurück, und nahm am Tage darauf aus Oruks Hand eine große Geldsumme in Empfang, die mehr als hinreichend war, die Reise um die Erde damit zu vollenden; wie aber der Sklave dazu gekommen sei, das entdeckte er keiner Seele.

Die Reise ward nun in aller Eile vorbereitet und angetreten. Sehr leid that es dem guten Sohn, daß er den kranken Vater nicht noch einmal sehen sollte; doch sein Uebel war bedeutend, und der Arzt hatte verordnet, daß Niemand dem Lager des Siechen nahen dürfe.

Noch stellte sich der Abreise manch Hinderniß entgegen. das Klodo dem Oruk zur Last legte, und Oruk dem Klodo; indessen waed endlich auch das letzte durch Zorads Beharrlichkeit überwunden, und der Gebieter zog in einer schönen Sommernacht, begleitet von seinen beiden Vertrauten und mehreren andern Sklaven, in aller Stille aus den Thoren der Hauptstadt.

Als man einige Stunden fürbaß gezogen war, kam ihnen ein Zug von Reisenden entgegen.

Weh uns! rief Oruk halblaut. Das ist Amral, Eure Braut. Gewahrt sie uns, so müssen wir zurück zur Stadt; das Fräulein hat ein zahlreicheres Gefolge; sie wird die Absicht des Bräutigams errathen, wenn sie Euch erkennt, und Euch zur Umkehr nöthigen. Bedeckt Euch

Gesicht, als ob Ihr krank wärt, auf daß Ihr unerkannt an ihr vorbei kommt.

Ein Weib uns zwingen? hohnlächelte Klodo. Das wäre neu. Aber Zorad, der den Grimm der Hoffärtigen kannte, wenn sie gereizt war, hieß den Spötter schweigen, und verhüllte sein Antlitz, wie Oruk gerathen.

Angekommen in Amrais Nähe, wollte der Jüngling rasch an ihr vorübersprengen; da rief Klodo dreimal laut und vernehmlich den Namen Zorad aus; aber kaum hatte er das Zo zum erstenmale gerufen, da sauste ein jäher Windstoß über die Fläche; Amrais Roß bäumte sich, und schlug hintenüber. Eh ihre Sklaven sie aufgehoben und wieder beritten gemacht hatten und eh sie von dem Schreck sich erholte, war Zorad mit seinem Gefolge schon weit entfernt von Amrai, die überhaupt den Ruf Klodos nicht vernommen zu haben schien. Der Gebieter schalt den weisen Sklaven jetzt wegen seines Betragens, das den Stempel willkührlicher Bosheit trug. Oruk aber, der hierüber sehr erzürnt war, that mehr; er schlug in blinder Wuth auf Klodo zu, der sich rüstig und behende wehrte. Zorad wollte Frieden stiften, aber die Kämpfer waren so erbittert, daß sie nicht ablassen wollten von einander, und nicht hörten und nicht sahen, Sie blieben streitend auf ihrer Stelle, als der Zug sich bereits in den Wald verloren hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frühlingstage der Kindheit.

I.

„Mit jedem Sekundenschlag stirbt auf dem Erdball ein Mensch", sagte sehr bewegt der Capitän und drückte schweigend mit seiner Linken dem weinenden Bruder die Hand, denn seine Rechte lag auf Punto de Nago, der Ostspitze von Teneriffa, bei der Kirche des heil. Franziskus begraben.

„Alle Sekunden ein Mensch!" wiederholte langsam der Oberamtmann und dachte der schrecklichen, die ihm vor wenigen Wochen, sein treues Weib in der Blüte ihrer Jahre von der Seite gerissen.

„Auch uns, Bruder Martin," versetzte der Capitän. „wird unsere Sekunde ereilen. Jetzt segeln wir noch vor dem Winde. Darum laß uns einander lieb haben, wie Brüder, denn unsere Mutter trug uns ja unter ihrem Herzen; wir wollen noch enger zusammenhalten, als je. Ist auch das Licht deiner Blüse erloschen; im Osten, Bruder, dämmert unser Morgen! dorthin wollen wir steuern, und es wird licht werden. Unser Kleeblatt ist zerrissen. Dein Hannchen ist in die Tiefe der Erde versenkt. Da, wo sie stand, laß jetzt Deinen Wilhelm stehen. Der Junge ist seiner Mutter Ebenbild; er soll nicht mehr unser Kind, er soll unser Freund seyn. Der Junge ist eilf Jahre alt, ich stehe dir dafür, er wird mit seinem fühlenden Herzen den Platz füllen. Dann ist keine Lücke mehr in unserm kleinen Kreise, und kann unsere Verklärte von dem Pik ihrer Himmelshöhen auf uns Erdenwürmer herabsehen, so wird sie sich freuen, ihren Wilhelm an ihrer Stelle in unsern Armen zu erblicken. Laß den Hofmeister ziehen: der Mensch ist gut, aber er predigt mir zu viel und handelt zu wenig. So ein Mensch kommt mir vor, wie ein Kauffartteifahrer, der sein Connoissement unterzeichnet; er bekennet die ihm anvertraute Waare wohlconditionirt empfangen zu haben, und sie, wenn ihm Gott eine glückliche Fahrt schenkt, richtig und wohlbehalten wieder auszuliefern zu wollen. Das hat er gethan. Was der Junge bei ihm hat lernen können, weiß er. Das Uebrige will ich ihm beibringen. Die Zeit,

die ich mit unserm Hannchen verplauderte, soll nun Deinem Wilhelm gehören. Ich bin nicht stolz darauf, aber ich weiß mehr, als der Hofmeister; der hat nur Bücher gelesen und seinen Professor gehört. Aber meine Bücher waren die fünf Welttheile und der große Ozean war mein Professor. Indessen, Bruder, eine Pension müssen wir dem Menschen geben. Er hat fünf Jahre lang die kleine Fregatte commandirt und seine Schuldigkeit gethan. Großbrittanien bezahlt mir meine verlorne Hand, bezahle Du ihm seine hier verlorne Zeit, denn verloren hat er sie doch; Wilhelm nicht, aber er. Fünf Jahre lang hat sein Lebensschiff hier auf der Rhede gelegen und das muß ihm vergütet werden. Gieb, was du kannst; ich lege auch zu, was ich vermag. Der Junge spricht englisch und französisch und liest den Julius Cäsar. Mein Freund, da hat der Mensch drei Capitale, die ihn zeitlebens ernähren. Er kann Seecapitän, Gesandter oder Schulmeister werden. Die Pension, die wir dem Lehrer reichen, wiegt nimmer die Zinsen des Capitals auf, das er dem Jungen geschenkt hat."

Der Bruder willigte in den Vorschlag und berathete sich mit dem Capitän, was er nun wegen seines Hauswesens machen solle; ohne weibliche Aufsicht könne es nicht bleiben: ihm scheine Tante Wehmeier dazu am passendsten.

„Bruder" hob der Kapitän an, „thue das. Wir auf unsern Schiffen bedurften keines Weibes, denn dahin gehört bloß der Mann. Dort würde das Weib mit seiner natürlichen Zaghaftigkeit mehr verderben, als gut machen; aber auf dem festen Lande gehört in jedes gute Haus eine Frau, sonst steht das Uhrwerk in der Wirthschaft stille. Wir mit unserm strengen Sinn, die wir alles im Großen wollen, und nichts im Kleinen vermögen, wir passen nicht dazu, die weibliche Dienerschaft eines Hauswesens zu regieren. Ein Haus ohne Frau kommt mir vor wie eine Glocke ohne Klöppel, leer und stumm und tod. Wir haben, Bruder, nur zwei edle Metalle in der Welt; das Gold und das Silber. Wir, unter uns, wir Männer sind das Silber, die Weiber das Gold. Die Weiber sind feiner ausgeprägt und lassen sich biegen. Beide, das Gold und das Silber, werden nie ohne Zusatz verarbeitet und darum hat uns Gott ein bischen Kupfer beigemischt. Wir sind alle legirt. Dein Hannchen aber, Bruder, glaube ich, war fein Gold, da war fast kein Körnchen Kupfer darin, darum war sie auch so weich und nicht von der Dauer. Die Tante Wehmeier? — nun sie hat das Passir-Gewicht und die Fagon ist sie wohl immer werth. Ehre genug für sie, daß sie nach dem Ducatenfuß ausgemünzt ist, wo 67 Stück auf die rauhe Mark gehen, aber Dein Hannchen ist sie nicht. Darum laß sie auch nicht über den Wilhelm walten, gieb ihr bloß den Küchenzepter in die Hand. Den Jungen laß mir. Mache die Tante zum Großvezier und mich zum Capudan-Pascha.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz.

Ein geistvoller junger Schulmann in Winterthur, Hr. J. Conrad Troll, hat es übernommen, seinen rechnenden und gewerbsüchtigen Mitbürgern an's Herz zu legen, daß die Bildungs-Anstalten ihrer Kinder neben und über den Rechenstuben ihre Aufmerksamkeit verdienen; daß denselben diese bis dahin nicht, wie sie es verdienten, zu Theil ward, und daß ihre Vernachlässigung dem Gemeinwesen zur Unehre gereicht, dem es an Mitteln und Kraft zum rühmlichen Wetteifer mit den schweizerischen Hauptstädten für Alles, was Kunst und Wis-

senschaft angeht, sogar nicht mangeln würde. Mag man nun immerhin die kleine Schrift „Das Leben und Wirken unsrer Schulen von seiner Licht- und Schatten-Seite betrachtet (Winterthur, 1817. 44 S. 8.)" eine orstio pro domo nennen, in so fern darin beinebens auch über den allzukargen, den Verhältnissen der Zeit nicht mehr angemessnen Lehrergehalt geklagt wird, den man nach zehnjähriger Berathung neuerlich unverändert zu erhalten beschlossen hat. Es kann eine orstio pro domo von sehr gutem Gehalt seyn, und wenn sich's um das Schulhaus und um das handelt, was von diesem ausgehen soll, so gehört wohl dem daran bestellten Lehrer nicht die letzte Stimme. In's Einzelne einzugehen, kann die Bestimmung dieses Blattes nicht erlauben... Aber eine ausgehobene Stelle mag den freyen und kräftigen Geist, der die kleine Schrift eingab, bezeichnen.

Nachdem er Beides, die Wichtigkeit des Lehrstandes und der Schulen, entwickelt, was sie leisten sollten und unter den wirklichen Verhältnissen zu leisten nicht im Stande sind, dargethan, und die kräftigere Theilnahme seiner Mitbürger in Anspruch genommen hat, fährt Hr. Troll also fort: „Daß aber mit jenem wärmern Interesse für unsere Schulen- und Unterrichts-Anstalten der Jugend — auch überhaupt mehr Lust und Eifer für Geistes-Kultur und wissenschaftliche Bildung in unsrer Stadt unsern Bürgern angeregt und zum schönen Ziel eines allgemeinen Strebens gemacht werde — das ist's, was wir erst noch von einer bessern Zukunft erwarten müssen; denn die Gegenwart gewährt uns hierüber keine Befriedigung. Es lebt und wirkt zwar in unserer Stadt auch ein Geist, und setzt die Masse unserer Bürger in äußerst thätige Bewegung; aber es ist nicht jener Geist, der nach dem Schönsten und Edelsten und des Menschen Würdigsten strebt — es ist leider! ein Geist, der die, welche er erfüllt, sammt allen ihren Gedanken, mit schweren Ketten an die Erde fesselt — ein Geist, der nur am Gold- und Silber-Glanze sein Wohlgefallen findet, der Alles nur nach dem Gewinn berechnet, den es abwirft, der nur das rühmt und lobt, was schnell einen Groschen in die Hand führt, der den innern Werth des Menschen und selbst die äußere Ehre, die ihm gebührt, nur nach dem Gehalt seiner Tasche schätzt, der keinen Sinn, kein Bedürfniß, keine Ahnung von etwas Besserm hat, und nicht einmal begreifen kann, wie man nur noch von etwas Anderm reden oder etwas Anderes treiben möge,

O cives, cives quaerenda pecunia primum est,
Virtus post nummos. —

kurz ein Geist, der, wo er vorherrschend ist, jeden Keim des Bessern in der Wurzel ersticken und jeden Aufschwung der Seele lähmen muß. Kaufmannsgeist hieß er in bessern Zeiten; allein in seiner Entartung, der er mit Riesenschritten entgegeneilt, darf man ihn eher Krämergeist nennen." — Nun zeigt der Verfasser, wie die allgemeine Sitte, die Söhne vom vierzehnten Jahr an in die Comptoirs und Laden zu stecken, alle Schulkenntnisse in ihnen verlöschen und alles wissenschaftliche Streben ersticken muß.

Diesem strafenden Gemälde folgen ernste Erinnerungen an die Vorsteher und Väter der Stadt, daß sie eingedenk seyn mögen der ersten und heiligsten ihrer Pflichten, die sie dasjenige befördern heißt was dem sittlichen und geistigen Wohl der Bürger aufhelfen kann, und was sich in den Schulen bei treuen, tüchtigen und mit Freudigkeit arbeitenden Lehrern findet!

Weibertreue (!?)

(Eingesandt.)

In einem Militaire-Hospital verstarb jüngst ein gemeiner Soldat. Seine hinterlassene junge Wittwe heulte jämmmerlich über den Verlust — warf sich mit wüthigen Gebehrden auf den verblichenen Leichnam — und wollte sich da-

von nicht trennen lassen. „Schleppt mich fort in's Grab — ich bleibe bei meinem Einziggeliebten — lasse mich von ihm nicht trennen!“ Diese und dergleichen herzrührende Worte mehr, brachte sie unter anscheinender Verzweifelung vor. Allem trostvollen Zureden, woran es die Anwesenden, und besonders der Geistliche nicht fehlen ließen, gab sie kein Gehör. „Ach nur Tod und Grab will ich — für mich ist auf dieser Welt nichts mehr — ach, mein Mann! mein Mann!“ So wehklagte das treue Weib unaufhörlich — und fürchtete für ihr Leben. Ein solches Beispiel war noch nicht im Hospital gesehen worden. Einem andern Soldaten, der im nehmlichen Zimmer sehr krank darniederlag, ging daher das Klaggeschrei so zu Herzen, daß er sich mit Mühe aufrichtete, und die trostlose Wittwe vor sich kommen ließ. „Liebes Fraule,“ sagte er mitleidsvoll, „sey sie zufrieden, Gott nimmt Gott „giebt aber auch wieder. Sie scheint ein gutes „Gemüth zu haben, — und ich habe leider! „niemand der um mich weint, wenn ich sterbe. — „Könnt ich sie trösten, Fraule, von Herzen gern „wollt ich ewig Soldat bleiben — (die Frau „ward ruhiger, und sah ihn aufmerksam an) „o könnt ich sie trösten! — aber leider bin ich „sehr schwach, und nah' am Grabe.“ — O er kann doch wieder auf kommen, erwiederte die betrübte Wittwe. „Wollte Gott! fuhr der kranke „Tröster fort — ich würde gesund! ich gäbe meine Capitulation*) zurück, und ersetzte ihr „den Verlust.“ — Hiebei gab er ihr seine Capitulation. — Wenn es ihm Ernst ist? — sagte sie, nahm die Capitulation als Unterpfand mit etwas heiterer Miene an, blickte noch ein mal auf den verblichenen Einziggeliebten — und verließ das Zimmer. — Die Wittwe trug nun Sorge für ihren Neuverlobten, der in kurzen wieder hergestellt war, und sein Versprechen erfüllte. — War das schon kein Zug von Weibertreue, so war's doch Trost zu rechter Zeit. —

Kritische Bemerkungen über die Kunstansicht in Nro. 6, des Bürgerfreundes.

So sehr die Erwartung durch die Aufschrift des angeführten Aufsatzes gespannt wird, eben so sehr findet sie sich durch dieselbe in Rücksicht des Inhaltes desselben getäuscht. Der Verfasser heftet sein Auge blos auf die äusserste Umgebung, auf die Schale der Dinge, welche sein Blick noch nicht einmal zu durchdringen vermag, vielweniger das Wesentliche, den Kern derselben zu suchen und zu finden im Stande ist. Bei aller Oberflächlichkeit ist sein Vortrag höchst unbestimmt, unverständlich und unlogisch.

Die Einleitung, welche die Absicht der Kunstansicht ins Licht stellen soll, stellt dieselbe erst recht ins Dunkel; denn sie steht, der darin herrschenden Verwirrung der Begriffe und Sachen nicht einmal gedenken, mit der hier unmittelbar folgenden sogenannten Kunstansicht in gar keiner Berührung noch Verbindung. Ich habe den Darstellungen, deren der Verfasser in derselben erwähnt, nicht beigewohnt und beurtheile daher nur den Theil seiner Ansicht, welchen ich dennoch zu beurtheilen im Stande bin.

Er hält die „jüngst im Bürgerfreunde ausgesprochene Wahrheit: daß ohne ein gutes (wie wie der Verfasser schreibt, einen guten) Organ als Haupterforderniß, dem Schauspieler all' sein Bemühen nicht fromme,“ für unwiderlegbar. Wo hat denn je von einer widerlegbaren Wahrheit gehört? Wer von uns weiß nicht daß der Schauspieler Leo kein gutes Sprachorgan besaß und doch noch mehrentheils mit grossem Effect spielte? Der Gehlhaar nahm in manchen, besonders Conversationsstücken, oft einen, das Ohr in der That ertödtenden, Ton der Stimme an, und befriedigte nicht bestoweniger alle Kenner. Uebrigens weiß jedes Kind, wie nothwendig gute Sprachorgane dem Schauspieler sind.

Das Machwerk: „Salomo's Urtheil“ ist nach dem Ausspruch kritischer Blätter, größtentheils hoher Unsinn, eine französische Gaukelei, welche durch Nervenreiz eine Art von Rührung bei den Zuschauern hervorbringt, indem sie ihr Gefühl betrügt. Der Verfasser der Kunstansicht scheint von dem Hauche Salomonis ganz entzückt zu seyn. Ich bedaure bemerken zu müssen, daß ein solches von einem geschickten Haarkräusler nach irgend einem Bilde, z. B. aus Hübeners bibl. Historien, oder auf einer alten Ofen-Blatte, eben so gut accommodirt werden könne. Man sieht aber, was der Verfasser unter Kunst versteht! „Spiel und Sprache des Kön. glichen der Copie des Salomokopfes,“ sagt der Verfasser sehr ungereimt hinterher. — Tamino schlecht gespielt, und sogar durch zu starkes Auftreten die Widersetzlichkeit des Befehlshabers der Truppen gerechtfertigt haben. Dann hat ja, wie man vermuthen muß, durch ihr Spiel der Dichter nachgeholfen, also vortrefflich gespielt! Der Tochter Pharao's wird dagegen ein sehr hämisches des Compliment gemacht, wenn gesagt wird: „war, was sie nur scheinen sollte.“ Wenn man etwas scheinen soll, so muß man es nicht wirklich seyn, oder man spielt schlecht. — Noch hätte, in der Meinung des Verfassers, dem Lanzentanze Beifall geklatscht werden sollen!! Wahrscheinlich sind die Bemühungen der denselben ausführenden Künstler dankbar anzuerkennen und sie zu neuen Anstrengungen zu ermuntern. Es ist zu erwarten, der Gerechtigkeit gemäß, daß man bei vorkommenden Gelegenheiten für den Jupiter, der den Donner geschickt am Seile lenkt, wie für Jupiter den Harmoniumbläser, und den Jupiter Pluvius mit der Erbsenbüchse, gleichfalls ein kleines Beifallszeichen vom Publikum fordern wird, worauf alsdann auch der Licht und Finsterniß verbreitende Lampenputzer Anspruch machen könnte!

Die beiden lieblichen Gestirne an unserm theatralischen Himmel. — — — Doch genug, und zuviel über eine solche Kunstansicht, die man in der ersten besten Kaffeegesellschaft besser und gründlicher vernehmen kann! — Uebrigens möge der Verfasser derselben bedenken, daß Worte noch keine Gedanken, und zusammengestoppelte Redensarten und Tiraden noch keine Kunstansicht sind. —

*) Dadurch daß er sie zurück giebt, macht er sich auf Lebenslang zu dienen verpflichtig.

N: 9.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 29. Januar. 1818.

Eine merkwürdige Familien-Geschichte aus dem 14ten Jahrhunderte.

Jeder Fremde, der einmal durch Nürnberg gereist ist und die Kirchen und andere allgemein wohlthätige öffentliche Anstalten besehen hat, dem wird gewiß der Name einer sehr wohlthätigen, für Religion und alles allgemein Gute sehr besorgten Familie, der Name der edlen von Tucher wohl bekannt seyn. Betrachtet man die Schulgebäude, Armenhäuser und wohlthätigen Stiftungen, die Gemälde und Altäre der Gotteshäuser, so wird man fast überall den Namen der Tucher oder ihr Wapen unter denen der wohlgesinnten Stifter mit oben an finden. Es konnte deshalb nicht anders seyn, bei dieser edlen Familie war, von den ältesten Zeiten an, ein besonderer Seegen Gottes, aus ihr gingen gar viele große, gute Männer hervor, die bei dem Kaiser und dem deutschen Vaterlande wohl geachtet, ein Segen für Tausende waren, wohlerfahren und vollkommen in allen Künsten des Friedens, wie des Krieges. Vor allem aber war das Haus derer von Tucher von alten Zeiten her reich an guten, biedern Seelen, voll Liebe und Treue gegen Gott und Menschen. Jener gute Geist wohnt bis zu unserer Zeit in der edlen Familie, und läßt es jedem, der das Glück hat, sie kennen zu lernen, innig wohl in ihr werden.

Nun diese edle Familie und aller der viele Seegen, den sie um sich herverbreitet hat, wären, ohne eine seltsame Ehewahl durchs Loos, schon seit Jahrhunderten für daß liebe Vaterland verlohren gewesen.

Stephan von Tucher, der im 14ten Jahrhundert in hohen Ehren und Würden in der zu jener Zeit noch gar ansehnlichen Reichsstadt Nürnberg lebte, war damals noch der einzige dieses Namens. Seine liebe Ehegemalin war, ohne ihm Kinder zu hinterlassen, gestorben, er selber schon gar alt und betagt, da hatte es denn das Ansehn, als würde der gute Stamm derer von Tucher mit ihm erlöschen und das edle Wapen gar bald über dem Grabe des letzten dieses Namens zerbrochen werden.

Viele wichtige Lehen wären nun auch zugleich mit einem ihrer edelsten Geschlechter, für die Stadt verlohren gegangen. Da redeten wohlmeinende, edle Freunde dem alten Ritter zu, er solle sich noch einmal vermählen, vielleicht gäbe Gott seinen Segen, daß der edle Stamm erhalten würde. Der Ritter ist wohl lange ungewiß was er thun soll; denn er hatte seine verstorbene Gemahlin gar lieb gehabt und nicht mehr in den Jahren, wo einem das Heirathen am Herzen liegt. Endlich fromm und bieder, wie er war, will er die Sache der Entscheidung Gottes überlassen.

In seinem Hause, am Milchmarkt gelegen, war eine Hauskapelle, wo der Ritter, nach alter Sitte seiner frommen Vorfahren, jeden Morgen sein Tagewerk mit Gebet begann, jeden Abend mit Gebet endete. Da ging der Alte hin, betete gar andächtig, der liebe Gott wolle doch jetzt entscheiden, ob er sich noch einmal vermählen, oder, was ihm ja eben so lieb war, den geistlichen Stand erwählen und in ein Kloster gehen solle? In der Hand hielt er einen sogenannten Händles Pfenning, auf dessen einer Seite, nach damaliger Art, eine Hand, auf der andren zwei kreuzweis übereinander gelegte Schlüssel ausgeprägt waren. Diesen Pfenning warf er vor dem Altar knieend in die Höhe, mit dem Entschluß, wenn die Seite mit der Hand in die Höhe käme, sich wieder zu vermählen, wenn die Schlüssel, in ein Kloster zu gehen. Und siehe, das Händlein kam oben zu liegen.

Da stund der alte Ritter auf, kleidete sich, seinem Stande und Würden gemäß, an, und ging in Gottes Namen frisch ans Werk. Da gleich dem Hause, wo der Schreiber dieses innen wohnt, schief gegen über, auf dem Egidienplatz, steht noch jetzt ein großes Haus, welches damals von der edlen Familie derer von Pfinzing bewohnt war. In diesem Hause wußte der alte Herr drei Töchter. Da ging er denn hin und setzte sich auf die steinerne Bank vor der Thüre. Der edle Hausbesitzer, des Ritters vieljähriger Freund und Waffenbruder kam herunter und wollte den lieben Gast hinaufführen. Der aber brachte gleich seine Bitte an um eine der drei Töchter des edlen Pfinzing. Das Gesuch wurde bewilligt und durch Handschlag selbst zugesagt. Da gingen die beiden hinauf in den Rittersaal und bei einem freundschaftlichen Becher Weines erzählte der edle Tucher seinem Waffengefährten, wie er zu dem Entschluß gekommen, sich noch einmal zu vermählen.

In jener alten Zeit wurden nun freilich die Töchter nicht erst lange gefragt; ob sie den oder Jenen möchten und ob und wie ihnen der von dem Vater gewählte Bräutigam gefiele? sondern es war noch der alte Kindersinn, voll treuer Ergebung in den Willen Gottes und in den Willen der Aeltern, ziemlich allgemein herrschend, und zudem wurden die Jungfrauen so einsam und eingezogen gehalten, daß sie selten Gelegenheit hatten, viele Männer zur Auswahl kennen zu lernen. Darum ließ auch jetzt der edle Pfinzing die drei Töchter hereinrufen in den Rittersaal, stellte sie vor den alten Freund hin, und bat ihn, sich selber eine auszulesen. Der alte Herr wählte sich die jüngste; die Vermählung wurde gar bald gefeiert und siehe, diese Ehe war so glücklich und gesegnet, daß aus ihr der ganz zahlreiche, noch jetzt frischgrünende Stamm der Tucher, neu und zahlreich hervorging.

Manche dergleichen Geschichten von den Schicksalen, wodurch auf eine merkwürdige Weise eine Familie bald aufgeblühet, bald von der Höhe ihres vormaligen Glanzes herabgesunken ist, liegt auch hier in Bremen in den Familien

worin sie sich ereignete, es sey durch Schrift oder durch mündliche Tradition noch aufbewahrt. Die Mittheilung solcher Geschichten in dieser Zeitschrift würde für uns Bremern gewiß sehr anziehend seyn, da einzelne bürgerliche Familien, nach der besondern Beschaffenheit eines Freistaats, wie der unsrige es ist, von jeher einen entscheidend-wichtigen Einfluß auf den Gang der Schicksale, den Bremen unter der höheren Leitung einer weisen und gütigen Vorsehung genommen hat, gehabt haben und immer haben werden.

Und wie lehrreich und wohlthätig wirken nicht solche Geschichten durch die in ihnen anschaulich uns vor Augen gestellten Beispiele, wenn wir sehen, daß dunkle Geschlechter groß und herrlich geworden und aus ihrer ursprünglichen Armuth reich hervorgegangen sind, durch die Tugend, Thätigkeit, Kraft, Redlichkeit und Häuslichkeit, welche in ihnen herrschten und daß hingegen blühende Familien gesunken und verdorben sind, sobald Ueppigkeit, Ungerechtigkeit, Uebermuth — kurz Lasterhaftigkeit und Irreligiosität in sie einschlichen und zerstörend an der Wurzel nagten, woraus zuvor Saft und Leben für sie hervor gingen! An Belegen für Beides fehlt es in Bremen nicht, und so viele praktische Regeln, wie z. B. die, daß unrecht-erworbenes Gut nie bis auf den dritten Erben komme, werden hier durch manche Erfahrungen bestätigt, sobald man nur darauf achtet und aufmerksam darauf gemacht wird. Vom Bösen abschreckend und zum Guten ermunternd mögen solche Erfahrungen aus dem Innern der Familien, worin sie bisher verborgen lagen, ans Licht hervortreten und den Leser dieser Zeitschrift nicht blos angenehm unterhalten, sondern ihn auch belehren und veredeln!

Senat. Dr. Deneken.

Der Diamant.

(Mährchen; frei nach Voltaire.)

(Fortsetzung.)

Die Sonne stand im Scheitelpunkt. Die Schatten der Palmen winkten zur Ruhe. Zorad befahl, daß man anhalte. Da warf sich alles auf den weichen Rasen unter die Bäume hin; die Rosse und Kameele weideten im hohen Grase und tranken aus dem Bächlein, das klar wie geschmolzenes Silber durch Halme und Wiesenblumen rieselte. Man lud den Speisekorb von dem Elephanten ab und bereitete sich, das Mittagmahl einzunehmen; noch immer blieben Klodo und Oruk aus. Man rief ihre Namen. Keine Antwort. Ein Sklave ward zurück gesandt, sie zu suchen. Er sah und hörte sie nicht; aber er erblickte in der Gegend, wo sie streitend zurückgeblieben waren, einen Adler, der gegen einen Geier kämpfte. Die Federn stoben von den Wüthenden umher. Der Sklave brachte seinem Herrn diese Botschaft. Zorad und jeder seiner Begleiter wurde durch den Bericht um Oruk und Klodo besorgt gemacht. Sobald sie gegessen hatten, machten sie sich auf den Weg, die Vermißten zu suchen. Vergebens. Es war keine Spur von ihnen zu finden. Zorad seufzte, denn die beiden Sklaven waren ihm werth.

Herr, sprach ein bejahrter Sklave jetzt, und zog ihn bei Seite, es macht Deinem Herzen Ehre, daß Du um die Leute trauerst, aber vielleicht ist es gut, daß sie fort sind. Du schaltest heut den Klodo, aber der ist mit seinem lustigen Muthwillen noch tausendmal besser, als der Schleicher Oruk. Er hat Dich von jeher betrogen.

„Verläumder!“ schalt Zorad hochentrüstet.

Urtheile, ob ich ein solcher bin, erwiederte jener, wenn ich Dir ein Geheimniß werde offen-

*

bart haben. Du besaßest einen kostbaren Diamant. Nicht wahr?

„Ich besitze ihn noch!“ sagte dieser.

Glaub es nicht, behauptete jener. Orok hat ihn vor wenigen Tagen in Kandahar an einen Fremden um eine große Geldsumme verhandelt, und Dir einen Glasstein zurückgebracht, den er von einem Künstler schleifen ließ. Erschrocken ging Zorad bei Seite, und beschaute seinen Edelstein, aber der flammte beim Mittagstrahl in tausend Farbensunken. Da ging er beruhigt zurück und sagte kalt zu dem Warner: „Du irrst, doch dank ich Dir für die treue Meinung.“

Aber eine ernstliche Verlegenheit stand dem Reisenden bevor. Als sie wieder zu ihrem Lagerplatze zurück kamen, fanden sie weder ihre Thiere, noch ihr Gepäck. Alles war verschwunden. Bestürzt sahen die Knechte einander an; trauernd stand der Jüngling da.

Noch trennte ihn ein weiter Raum von Kaschemir und der geliebten Olwai, und jetzt fehlten ihm alle Mittel zur Fortsetzung der Reise. Wie konnte er, der an Bequemlichkeit gewöhnt war, den weiten Weg als Fußgänger zurücklegen? Woher sollte er für sich und sein Gefolge die Nahrungsmittel nehmen? — „O Klodo,“ rief er, „Du hattest Recht, Du und Dein Orakel. Du warst mein guter Geist. Warum befolgte ich Deinen Rath nicht!“

Eben stieß er diesen reuigen Stoßseufzer aus, als ein Landmann einen schönen bunten Esel daher trieb, der mit Lebensmitteln schwer beladen war. Der Treiber schlug unbarmherzig auf das keuchende Thier los, und das arme Vieh erwiederte jeden Schlag mit einem lauten Blöken.

„He da, guter Freund,“ sprach Zorad, „Du bist unzufrieden mit dem Thiere; überlaß es mir, samt der Last, ich will Dir alles reichlich bezahlen.“

Meinethalben! brummte der Eseltreiber. Das faule Vieh ist ohnehin für mich nicht zu gebrauchen. Nimm es hin, wie es da ist.

Zorad zahlte freigebig. Der Landmann schied zufrieden und verließ ihn dankend. Hocherfreut, daß er wieder beritten sey, bestieg der Jüngling das Thier, dem man seine andere Last abgenommen und sie unter die Sklaven vertheilt hatte. „Du hattest Unrecht, Klodo,“ flüsterte er jetzt, „meine Reise ist ja doch glücklich!“

Aber, o weh, ein unvermuthetes Ueb drohte. Kaum saß Zorad auf dem Lastthier, als es sich plötzlich umdrehte, und im raschen Gallop mit dem Reiter den Rückweg nach Kandahar nahm.

Da half kein Ziehen und Reißen mit den Zügel, kein Stoßen und Spornen, kein Schmeicheln, kein Peitschen; Grauchen rannte wie besessen mit dem fluchenden Freiherrn dahin, woher er so eben gekommen war. „Ach, Orok,“ seufzte er. „Ist dieses das Heil, das Du mir weissagtest? O, hätt ich doch auf den guten Klodo gehört!“

Schon weit entfernt von dem Gefolge, schweißbedeckt, ohne Kraft und Athem, voll Gram und Furcht, langte er auf einem freien Platze im Walde an. Da zog ein Kameeltreiber daher; „dieser Mann wird mir vielleicht helfen!“ dachte Zorad, faßte sich ein Herz und sprang, hülferufend, herab von dem galloppirenden Esel; und als er ohne Schaden am Boden lag, stand der Graue vor ihm still, wie festgebannt.

Ihr habt da ein unbändiges Thier, sagte der Kameeltreiber, der ihm unterdessen ganz nahe gekommen war; ich aber könnt' es besser brauchen, als Ihr. So Ihr mir den Grauen überlassen wollt, geb ich Euch vier Kameele da-

für, denn solch einen bunten Esel hätt' ich längst gern gehabt!

Nehmt ihn hin, sprach erfreut Zorad, und noch ein Geschenk dazu!

Das war der Treiber sehr zufrieden. Und der Freiherr bestieg ein Kameel, und zog mit dem Treiber fürbaß. „Klodo war ein Thor, daß er mir Unheil verkündigte, Oruk wußte es besser," dachte er; „kleine Unfälle ausgenommen, geht meine Reise ja ganz gut von statten."

Bald traf er sein Gefolge, das ihn suchte, und frohen Muthes setzte man die Reise fort.

Noch war man nicht tausend Schritte über die Stelle hinaus, wo der Reisende den Esel erhandelt hatte, als ein breiter, tiefer und ungestüm brausender Waldbach die Reisenden aufhielt. Hu, wie der weiße Schaum an den steilen Felsufern hinunter glitt! Und wie die Wogen wirbelten und spritzten! Wie zwischen den Schaum-Massen das Wasser so grün spielte, als sey da gar kein Boden vorhanden! Zitternd sah man hinab in das wirre Gebraus; schaudernd fand Jeder, daß man durch diese wilde Wogen nicht kommen, auch den Bach durchaus nicht umgehen könne. Auch dem Kühnsten entsank der Muth. Zorad stand erstarrt vor Schreck am Ufer; vor ihm gewisser Tod, hinter ihm schimpfliche Rückkehr, überall Trennung von der lieblichen 'Olwai.

„O heuchelnder Oruk!" rief er. „Warum bestärktest Du mich in meinem tollen Vorsatz! Wo ist nun das Gelingen, das Du mir wahrsagtest? Wo ist Hülfe? Weiser Klodo Du sprachest goldene Worte, warst mein Schutzgeist. Warum mußte ich Dich verlieren!"

Das Uebel noch zu mehren, brach jetzt die Nacht mit einer tiefen Finsterniß herein. Im nächtlichen Gewölk rollte furchtbar der Donner, feurige Blitze zuckten durch das gräßliche Dunkel, der Sturm brauste mit Allgewalt, ein Platzregen stürzte herab, und stärker sauseten die Wirbel des Waldbaches. Unter gerechten Klagen durchwachte man die Nacht. Erst gegen die Morgendämmerung sank der Jüngling in einen erquickenden Schlummer. Als er erwachte, ging die Sonne auf. Er schauete vor sich hin auf den Fluß und schreckte freudig auf, glaubte zu träumen und rieb betroffen die Augen; aber nein, der wunderschöne Anblick blieb. Eine Marmorbrücke von blendender Weiße wölbte sich mit edelgeformten Bogen über den Fluß von einem Ufer zum andern. Jubelnd weckte er seine Knechte, und als sie die Wunderbrücke anschaueten, erhob sich ein tosendes Jauchzen, ein lautes allstimmiges Freudengeschrei.

Der Zug ging über die Brücke. Alles athmete Dank gegen den schützenden Himmel, und Zorad schwamm in Entzücken. Er schmähte den Unglückspropheten Klodo und erhob den Oruk und dessen Orakel bis an die Wolken.

Eben hatte der Sklave, welcher den Zug schloß, den Fuß von der Brücke gezogen und auf den Boden gesetzt, und noch hallte der Jubel der Reisenden, als hinter ihnen die schöne Brücke mit entsetzlichem Krachen zusammenstürzte und verschwand. Der Boden ward wie von einem Erdbeben erschüttert. Alle starrten zurück auf die Stätte der verschwundenen Herrlichkeit, und schauderten, ergriffen von dem Gedanken, daß die herrliche Brücke das Werk der Zaubermacht war.

Zorad sammelte sich zuerst und sprach seinen Begleitern Muth ein: „Es war ein Zauberwerk," sagte er: „doch desto besser; wir kamen unversehrt herüber. Das wir nicht zurück können, halte ich für kein Unglück. Daheim war ich ein schlichter Freiherr; jetzt muß ich Nabob

von Kaschemir werden: und Ihr, meine Getreuen, sollt es nie bereuen, mit mir gezogen zu seyn. — Warum ist Oruk nicht mehr bei mir? Daß er meine Wonne theilen und meinen Dank, seinen Lohn, dahin nehmen könnte!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Ungewißheit des Todes.

(Eingesandt.)

Herr B.. der in seiner Jugend die Arzeneigelahrtheit studirte, wurde plötzlich krank, und seine Krankheit nahm mit jeder Stunde dergestalt zu, daß er nach Verfließung von 48 Stunden starb. Seine Universitätsfreunde wollten den Verstorbenen durch ein feierliches ehrenvolles Begräbniß ehren. Man stellte ihn in einem prächtigen Paradesarge zur Schau, und ließ ihn fleißig mit Weihwasser besprengen. Auch hatte man beschlossen ihn des Abends mit Fakkeln zu seiner Ruhestätte zu begleiten.

Einige Stunden vor der Beerdigung ließen die Leichenweiber wegen einiger Geschäfte den Todten im Sarge allein. Plötzlich hörten sie ein Poltern. Da sie gewiß wußten daß kein Mensch bei der Leiche sey, so erschracken sie heftig. Die eine von Ihnen die sehr abergläubig war, sagte daß dieß nicht mit rechten Dingen zu gehe, sondern eine spuckende Aeusserung sey, die ihr in ihrer vieljährigen Erfahrung als Leichenfrau schon öfter vorgekommen wären. Kaum war man in das Leichenzimmer zurück gekehrt, so bemerkte man, daß der eine Leuchter, der vorher dicht neben der Leiche stand, an der Erde lag. Aber, was noch weit schrecklicher war — die Weiber glaubten auch wahrzunehmen daß sich die rechte Hand der Leiche in welcher man mit Wachs einen Rosenkranz befestigt hatte, ein wenig bewege. Sie flohen heulend und schreiend zu den übrigen Hausgenossen zurück. Di[e] wollten sich mit eigenen Augen überzeugen, [ob] gingen in das Zimmer. Zu ihren Erstaun[en] bemerkten sie nicht nur die nämliche Bewegu[ng] mit der Hand, sondern auch sogar ein unv[er]ständliches Lallen der Leiche. Niemand wagte[] anfangs sich dem wunderbaren Todten zu n[ä]hern. Man stand zitternd von ferne, kreuzig[te] und segnete sich. Einige flohen. Alle schrien: [d]er Todte spuckt! daß ist ein offenbares Werk [des] Teufels! Endlich glaubte man unter den abgebrochenen Worten des vermeinten Gestorbe[nen] die Versicherung zu hören, daß er nicht spuk[e] und ein flehendes Bitten ihn unter die Lebend[en] wieder aufzunehmen. Man wuste nicht ob m[an] seinen Augen und Ohren trauen sollte. Indessen faßten die Beherzten doch endlich den Entschluß die redende Leiche für das zu halten, [was] sie war — für einen wiedererwachenden Sch[ein]todten, dem man eiligst zu Hülfe kommen [müsse] — der höchst ermattete Kranke erholte [sich] nach und nach von dem dreitägigen Todtenschlafe, erlangte zuletzt seine vollkommene Gesundheit wieder und erreichte noch ein hohes Alt[er].

Herr B.. befand sich, wie er nachher erzählte, während seines Scheintodes in ei[nem] unaussprechlich quaalvollen Zustande, weil er in demselben alles dessen bewußt blieb, was [man] mit ihm als eine Leiche vornahm. Er hörte [und] fühlte; aber es war ihm unmöglich, auch die geringste Bewegung hervorzubringen. Sein Körper war starr, und einer Leiche ähnlich; aber sein Geist lebte. Er hörte die Klagen und Schmerzäusserungen seiner Freunde. Er fühlte daß man ihn wie eine wirkliche Leiche behandelte, ihn entkleidete, wusch und in ein Sterbekleid hüllete, ihm die Augen und den durch die gelähmte Herabhangen des untern Kinnbackes aufstehenden Mund gewaltsam zudrückte.

dachte sich seinen hülflosen Zustand, und bemerkte nicht nur, wie der Tischler das Maaß zum Sarge an ihm nahm; sondern auch alle folgende Anstalten zu seiner Beerdigung. Eine schreckliche Lage!

Kurz vor der wirklichen Vollziehung seines Begräbnisses heftete er, einsam im Sarge liegend, sein Bewußtsein mit der äussersten Anstrengung auf seinen Zustand. Indem seine Seele so mit ganzer Anstrengung gleichsam auf jeden Punkt der Maschiene hinwirkte, kam ihm die Bewegungskraft wieder. Aber seine Hände waren mit Wachs und einem Rosenkranze so fest zusammengebunden, daß er sie nicht gebrauchen konnte. Er sträubte sich so viel es seine geringen wiederkehrenden Kräfte zuließen. Durch diese Bewegung warf er mittelst des über ihm gedeckten Tuchs, den neben ihm stehenden Leuchter um. Das dadurch bewirkte Poltern war die erste Veranlassung zu seiner Rettung. —

C. H. S . . . .

Bruchstücke aus einem Wörterbuche der Liebe.

Alt werden. Man sagt, das Herz würde nie alt. Desto schlimmer! Es ist das Beste, was es thun kann, wenn alles Uebrige nicht mehr jung ist.

Eifersucht. Rührt sie von allzugroßer Bescheidenheit her, so schmeichelt, wird sie von Sanftmuth begleitet, so rührt sie. Entspringt sie aber aus Mistrauen und Egoismus, so bringt sie zur Verzweiflung und erniedrigt zugleich.

Fragen. Es giebt einige, die man sich, wenn man einander liebt, nicht erlauben darf.

Geheimniß. Vertraut das eure getrost zwei Liebenden; sie werden es bald vergessen um nur an das ihre zu denken.

Genuß. Wenn man sich Alles versagt, so stirbt man aus Mangel an Nahrung und an Entkräftung und erlaubt man sich zu viel, so entsteht Ueberdruß.

Glut. Schüchternheit sagt weniger aber beweis't mehr.

Kuß. Ihn bekommen ist etwas, ihn nehmen mehr, ihn von der Liebe erlangen eines der schönsten Geschenke.

Laune. Das Kind des Eigensinns. Beide sind bei Männern unerträglich und bei Weibern unerläßlich, um ihre Eroberungen fest zu halten.

Neuigkeiten. Fragt niemals Liebende danach; sie wissen nichts als was sie betrifft.

Stürme. Es ist unmöglich, sie zu vermeiden, aber die Sonne muß nachher scheinen.

Thränen. Gefährlich bei einigen Männern, und gewöhnlich bei den Weibern. Sie verschönern nur die Wangen und beweisen wenig.

Treue. Die Weiber sind in der Regel treuer, die Männer beständiger, weil erstere mehr Herrinnen ihrer Sinne, letztere mehr Herren ihres Herzens sind.

Unglücklich. O die glückliche Zeit, rufte einst eine Frau aus, als ich noch unglücklich war!

Verbindung. Um glücklich zu seyn, muß sie die Liebe nur anzeigen, Achtung sie bestimmen und Gefälligkeit sie erhalten.

Verstand. Mit der Liebe, wie man sagt, unvereinbar; aber wenn er den Gegenstand derselben nicht billigt, wird die Beständigkeit unmöglich.

Wunden. Hüte Dich, dem Herzen, das Dich liebt, welche zu schlagen. Sie schließen sich wohl wieder, aber es bleibt eine Narbe und zu oft aufgebrochen bildet sich eine Schwiele, welche die Stelle unempfindlich macht.

Zeit. Sie lößt die Liebe, doch von Gewohnheit unterstützt, befestigt sie dieselbe.

Zephyre. Sie dienen Liebenden und Dichtern und machen die erstern oft eifersüchtig und die letztern langweilig.

Theater-Nachrichten.

Während das Londoner Publikum im Anfange dieses Monats jeglichen Abend sich in Drury Lane an einem Theaterstück „Lilliput" genannt ergötzte, bewunderte das Pariser eine wegen ihrer Figur den Namen Babet die Liliputanerin führende Actrice. Sie soll jetzt eine, wie man sagt, ihrer Taille angemessene, Rolle einstudiren.

(Times u. Journal de Paris.)

Das Morgenblatt berichtet aus dem hintersten Winkel der preussischen Monarchie, daß in Tilsit (einem Ort von 8 — 9000 Einwohnern) und sogar in Gumbinnen (von kaum 5000 Einwohnern) stehende Theater errichtet sind. An beiden Orten haben sich zugleich Kunstrichter gefunden, welche ihr Amt so strenge verwalten, daß am letztern einige leidliche (!!) Schauspieler die Bühne verlassen haben sollen, um sich der Geissel der Kritik zu entziehen. (Bravo! durch Winkel Logen, Winkel-Clubs, Winkel Theater kurz, alle Winkelei kann das Gute und Schöne nur entehrt, entwürdigt werden!)

In Paris hat das Anwerben von Beifallklatschern, unter welchen man selbst Mitglieder der nobelsten Klasse der Gassenjugend bemerkt haben will, folgende Expectoration veranlaßt: „Vormals war das Parterre, dem Jupiter gleich, der Alleingebieter: ein finsterer Zug seiner Augenbraunen machte Himmel und Hölle zittern. Es war der Sitz der eigentlichen, wahren Kenner. Hier wurde das Schicksal der dramatischen Werke entschieden. Schriftsteller und Schauspieler buhlten um seine Gunst. Sein Urtheil, ohne weitere Appellation, war gerecht, weil es durch bezahlende Zuschauer ausgesprochen wurde. Wer sollte nicht von dem ehemaligen Parterre der comédie française gehört haben! Es war der Sammelplatz der unterrichtetesten Männer und der wißbegierigsten Jugend. Heut zu Tage verhält sich das ganz anders. Dieser Ort, vordem von der auserwähltesten Gesellschaft besetzt, wird jetzt von einem gedungenen und bezahlten Haufen überschwemmt. Was ist die Folge dieser Neuerung? Das Parterre hat seine Würde verloren; seine Urtheile sind nicht mehr ohne Appellation; die Zuschauer in den Logen finden Vergnügen daran seine Endurtheile für Null und nichtig zu erklären. Dieser Unordnung abzuhelfen, schlägt man vor, künftig niemand den Einlaß ins Parterre zu gestatten, als solchen Richtern, welche wenigstens das sechszehnte Jahr erreicht haben und im Stande sind den Comödien Zettel, ohne erst zu buchstabiren, sonder Anstoß zu lesen. Das Mittel sich von diesen Herren zu unterscheiden ist ganz einfach: man braucht nur das an der Kasse eingewechselte Billet zu behalten und es nöthigenfalls an einem in die Augen fallenden Ort sich anheften. Auf diese Art würde man bald gewahr werden, ob die Richter das Recht ihre Meinung äussern zu dürfen am Eingange auch wirklich erstanden haben. (Die Ausführung dieses Vorschlages würde bei uns schon deswegen viele Schwierigkeiten finden, weil, in Sachen der Kunst, die Galerie, für welche keine Billets ausgegeben werden, ein sehr vernehmliches Wort mitspricht. Deswegen scheint der große Haufen der Schriftsteller und Schauspieler nur ihr zu huldigen.)

Journal de Paris. 1818 Nro. 5.

In Wien wird „Abraham" mit fortdauerndem Beifalle gegeben. Jedermann will die schönen Decorationen und Maschinen sehen; insbesondere gefallen den Gallerien, die Sandwolken, die sehr künstlich gemacht, aber nicht ganz gut bemalt sind. Zwölf nach einander gegebene Vorstellungen, haben nach Abzug der Kosten einen Gewinn von 30 000 Gulden baar eingebracht. (Man kommt zu schauen, man will am liebsten sehn!)

(Morgenblatt. 1818. Nro. 3.)

Die Administration der Akademie der Musik zu Paris, hat die Cavallerie Evolutionen in der Oper „Ferdinand Cortez" abgestellt, weil weder die Dichtung noch die Musik dieses Kunstwerks ihrer bedürfen um sich die Huldigungen der wahren Kenner zu verschaffen.

(Journal de Paris)

(Zum Bessern soll der Frank' ein Führer werden
Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.)

In Frankfurt finden nur die wenigsten Gebildeten in dem Besuch der Bühne Genuß und Erholung, denn diese steht jetzt auf einen Punkte der Mittelmässigkeit, auf welchem man sie noch vor nie erblickte. Seit der Tragiker Eßlair und der Sänger Wild keine Gastrollen mehr geben, ist man auch in Hinsicht der Stücke wieder die Misere der „Kommerzienräthe, Fähnriche, Secretairs u. s. w., welche silberne Löffel einstecken" ꝛc. herabgestoßen.

Morgenblatt 1818. Nro. 1.

Auflösung des Räthsels in Nro. 7.

Die Jahrzahl der christlichen Zeit. 1818.

(Die Ziffersumme giebt ebenfalls 18.)

№ 10.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 1. Februar. 1818.

Der Diamant.

(Mährchen; frei nach Voltaire.)

(Fortsetzung.)

Als der Zug den Wald verließ, sahen die Reisenden in weiter Ferne ein himmelhohes Gebirge in der Morgengegend, das in falbblauem Dufte schwamm. Ein Landmann, der am Wege das Feld bearbeitete, sagte ihnen auf Befragen, daß jene Berge die Grenze von Kaschemir seien. Und Jedermann freute sich, daß er dem Ziele immer näher komme; aber als sie nun gegen Abend am Fuße des Gebirges angelangt waren, da wandelte die Freude sich in Kummer, die Hoffnung in Zagen; denn eben dies Gebirge, steil, wie die Wand der Spitzsäule, und höher, wie die höchsten, wolkenbekränzten Alpen, sperrte ihnen den Weg; kein Fußpfad war ersichtlich, und keine Schlucht, in welcher man zum Gipfel hinaufsteigen konnte. Todesschreck ergriff die Knechte, stummer Gram ihren Gebieter. Er fluchte dem Oruk, und bedauerte von Neuem, daß er Klodos Ausspruch unbeachtet gelassen hatte.

Hier also sollen wir jämmerlich enden? schrieen die Sklaven; die Zauberbrücke ist hinter uns abgebrochen und vor uns ein unersteigliches Gebirge. Wir werden Kaschemir nicht erreichen und Kandahar nie wieder sehen! So folgte der Anspannung die Ausspannung, der höchsten Freude der tiefste Schmerz, der Zuversicht die Muthlosigkeit. Ach Oruk, Oruk! heulten sie. Ist das Deine Glücks-Weissagung? Guter Klodo. Deine Furcht war gerecht!

Noch hallten die letzten Worte dieser schneidenden Klage, als sich ein neues Wunder dem Auge der Staunenden zeigte. Der Berg vor ihnen that sich auf. Die Felsmassen wichen auf beiden Seiten hin, wie die Gewässer des rothen Meeres vor Moses Stabe, und ein breiter gewölbter Gang, von tausend und aber tausend flimmernden Lampen erhellt und beleuchtet, zog sich durch das Herz des Gebirges. Eine zauberhafte, wunderbar schöne Kunststraße!

Wie jubelten die entzückten Pilger! Wie belobte Zorad mit allen seinen Knechten Oruks Weisheit! Flugs trat man die Weiterreise an, und alles schrie: Heil, Heil Dir, Zorad, Du

bist der Liebling Vischnus, des Auserwählten des Brama!

Als sie die Berghalle unter lautem Jauchzen durchzogen hatten, war es Nacht, und sie lagerten sich auf dem blumigten Rasen und genossen der Ruhe, bis es tagte.

Und als sie am Morgen um sich her schauten, befanden sie sich in einem paradiesischen Thale, das mit allen Reizen der herrlichsten Natur geschmückt war. In üppiger Fülle prangten blumenreiche Wiesen, ährenwogende Felder und malerische Wälder, und fernher glänzten im Morgenduft die schönen Berggruppen wie Feenschlösser.

Man brach wohlgemuth auf, und als sie einige Parasangen gereiset waren, fragten sie einen Wanderer, der ihnen begegnete, wo sie sich befänden. Ihr seid in dem Lande Kaschemir! berichtete dieser. Das seht ihr ja wohl an der Schönheit der ganzen Gegend! Diese Antwort steigerte die Freude noch; man war ja dem Orte der Bestimmung schon nah. Zorad schauete jetzt ein wenig stolz drein, denn er sah sich schon im Geiste als Fürst und Beherrscher der allerliebsten Landschaft, die ihn rings anlachte.

Der Zug näherte sich einem Dorfe, dessen Hütten, von heiterm Grün umkränzt, ihnen entgegen schimmerten. Freudige Klänge tönten von dort her. Die Dörfler sangen muntere Lieder, und die Tonwerkzeuge erklangen lieblich. Die Leute, welche sie im Eingange erblickten, waren festlich gekleidet, und jauchzten und tanzten.

„Was giebt es bei Euch, daß Ihr so fröhlich seid?“ fragte Zorad einen Landmann, der dem Zuge vorüber hüpfte.

Wir feiern ein schönes Fest, war die Antwort, heut ist die Verlobung unserer Prinzessinn Olwai mit dem glücklichen Kikelo.

Der Jüngling erstarrte vor Schreck. Die Knechten erbangte, denn Zorad war bleich geworden und sein Auge hing thränenschwer am Boden. Und sie fragten einen andern Landmann. Der gab denselben Bescheid. Jetzt war es aus mit aller Freude. Zorad war außer sich vor Gram. Er schwankte auf seinem Kameel und schien in sich selbst zusammengesunken, wie ein kraftloser Greis. Unter allen Unfällen, Beschwerden und Gefahren der Reise war sein Muth nie erschüttert, nicht vernichtet worden, aber jetzt hatte die Verzweiflung ihn ergriffen, solche Nachricht ihn entnervt. Wortlos starrte er vor sich hin, auch die Knechte waren tief betrübt und wagten nicht, ihn zu trösten, was sollten sie ihm auch sagen? So wallte der Zug im dumpfen Schweigen, als trüg' er eine Leiche mit sich, langsam auf der Straße fort.

Erst gegen Abend fand der Aermste die Sprache wieder. Er seufzte tief, und klagte dann: „Soll ich fürder ziehn? soll ich umkehren? Ach Oruk, wozu hast Du mir gerathen! Wohlan!“ rief er später, „ich bin auf dem Wege, ich will nicht heimkehren, sondern vorwärts schreiten. Du sollst mich sterben sehen, wortlose Verrätherinn. Kann ich mein Lebensglück in Kaschemir nicht finden, so will ich dort den Tod suchen!“

Mit diesem Entschluße trieb er die Sklaven zur Eil an, und der Zug ging rasch vorwärts über die Berge hin, auf deren Gipfel sie sich befanden, als sie die Hauptstadt Kaschemir, das Ziel der Reise, erblickten.

Die eingebrochene Nacht gebot Einhalt und Rast. Ach, Ruhe fand der arme Zorad nicht. Statt des Schlummers beschlich ihn nur der Gram und die Pein, und mit bethräntem Auge wie er gekommen, verließ er die Lagerstätte wieder.

Immer näher kam man der Hauptstadt. Jetzt zog dem Reisenden eine große Anzahl Krieger zu Roß entgegen.

Fort, aus dem Wege! schrieen jene dem Fremden zu. Platz gemacht vor der Leibwacht des Nabob von Kaschemir. Zorad mit seinen Begleitern vermochte aber nicht aus dem Wege zu weichen, denn die ganze Straße war von Kriegern erfüllt und auf beiden Seiten befand sich Wasser.

Seid so gut, ihr Herren, sagte Zorad, und macht uns etwas Platz, ihr seht, daß wir nicht ausweichen können.

Wie? rief der Anführer. Du widersetzest Dich? Du trotzest uns, den Kriegern, den Lieblingen des Nabob? Du, der in keinem Heere dient? Armseliger, der Du so zu sagen gar nicht lebst, da Du keinen Wappenrock trägst, und nur ein erbärmlicher Wicht aus dem Nährstande bist. Wohlauf, ihr wackern Gefährten, rief er jetzt seinen Untergebenen zu. Werft das unkriegerische Pack aus dem Wege und ins Wasser: Es lebe die Leibwacht des Nabob von Kaschemir!

Mit lautem Gebrüll und gezückten Säbeln stürmten die Helden der Leibwacht auf die wehrlosen Fremdlinge ein, von denen nur Zorad einzig eine Waffe trug. Dieser zog den Säbel, sich gegen den Uebermuth zu vertheidigen, und hieb den auf ihn eindringenden Anführer tüchtig in den Arm, doch in demselben Augenblick empfing er mehrere Säbelhiebe über das Haupt; die Masse drückte ihn zur Seite, er fühlte sich und sein Kameel stürzen, und hörte das Wasser rauschen, das ihn aufnahm, als ihn sein Bewußtsein verließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frühlingstage der Kindheit.

(Fortsetzung.)

II.

Der Oberamtmann that, wie ihm gerathen. Dem Hauslehrer verschaffte er eine andere Stelle, und beide Brüder bestimmten ihm lebenslänglich eine kleine Pension und Tante Wehmeier ward aus der Stadt geholt, um die Zügel des Hausregiments zu übernehmen.

Der Kapitän — er war in frühester Jugend zur See gegangen, hatte dreißig Jahre lang alle Meere der Welt im Dienste der ostindischen Kompagnie befahren, war in keinem Winkel der Erde, in keinem Fache des menschlichen Wissens fremd, hatte sich bis zum Seekapitän herauf gedient und durch Sparsamkeit ein mäßiges Vermögen erworben, und erhielt, seit er in einem Seegefecht vor Punto de Nago seine rechte Hand verloren hatte, von London aus eine nicht unansehnliche Pension regelmäßig jährlich ausgezahlt — der Kapitän machte sich nun seinen eigenen Erziehungsplan für Wilhelm; der Vater ließ ihm gewähren, weil er in seines Bruders Weltklugheit ein unbedingtes Vertrauen setzte, und weil er bald absah, daß Wilhelm in allen Fächern der Wissenschaften Riesenschritte machte. Nur mit der Tante lag der Kapitän im ewigen Kriege, denn ihre pädagogischen Ansichten paßten nie zu den seinigen.

Die Tante hatte mit den ersten Häusern der Stadt verkehrt; sie hatte dort die jungen Leute beiderlei Geschlechts heranwachsen gesehen, und war, ohne selbst zu wissen, wie, an die Erziehungsmethode der neuern Zeit gewöhnt worden; die jungen Leute sprachen über alles mit Bestimmtheit und Auswahl, sie beobachteten alles ruhig und kalt, und handelten nach berech-

neten Grundsätzen. So, meinte sie, sollte Wilhelm auch gebildet werden; aber sie fand es anders. Der Seekapitän hatte, nach ihrer Ansicht, eine Weise, die den Kleinen durchaus verderben mußte. Aber sie trat mit ihren Aeußerungen nur nach und nach hervor, denn der Kapitän galt bei dem Oberamtmann alles, Wilhelm hing wie eine Klette an ihm, und der Kapitän selbst hatte eine Art zu disputiren, daß es ihr immer an Worten fehlte, ihn zu widerlegen.

So hatte sie z. B. lange schon ihren stillen Aerger, daß Wilhelm so wenig lerne. „Andere Kinder seines Alters in der Stadt," sagte sie einst bei Tische, schreiben im Französischen und Englischen den elegantesten Brief, spielen ihre Doppelsonate vom Blatte, und sprechen über Politik, wie ein Geheimer Staatsrath. Wilhelm lernt viel zu langsam und weiß fast gar nichts."

Wilhelm schlug die Augen nieder und erröthete.

„Du bist mit Deiner Ausarbeitung noch nicht fertig, mein lieber, guter Junge," sagte der Kapitän ruhig, „geh' und mache Dich daran, heute Abend will ich sie durchsehen. — Doch, ehe Du gehst, sag mir einmal, — ich schlug heute nach, ich konnte es aber in meinem Buche nicht finden — was ist denn eine Parallaxe?"

Der kleine Junge sann ein Weilchen, dann sagte er lächelnd: „I, Onkel, das ist nicht schwer; eine Parallaxe ist der Winkel, den die beiden Linien machen, die eine, vom Mittelpunkt der Erde, und die andere von einem Punkt der Erdoberfläche an einen Weltkörper gezogen. Nicht wahr, lieber Onkel?"

„Ganz richtig, mein alter Junge," antwortete der Onkel, und warf einen Triumphseitenblick auf die Tante, in deren Gesichte man las, daß sie noch kein Wort von der Parallaxe gehört hatte; „aber" fuhr er fort, „mein Junge, Du siehst alle Abend den Mond und die Sterne, und Du behauptest, Du wüßtest nicht, weit sie von uns entfernt wären. Du hast geschwatzen, denn es mißt Dir keiner mit der Elle da oben hinauf nach. Wie misseest Du denn die Entfernung der Planeten z. B., und wie weißest Du, daß Du richtig gemessen?"

„Nun, Onkelchen, das läßt sich machen, da muß man nur ein bischen den Kopf zusammen nehmen. Warte nur einen Augenblick; ich weiß es wohl, aber ich kann Dir es nur nicht sogleich recht deutlich machen. In der Geometrie messe ich doch auch die Entfernung von Gegenständen, zu denen ich nicht kommen kann, nicht wahr?

„Ja, nun?"

„Nun, und eben so messe ich die Entfernung der Planeten nach denselben Regeln, durch die Parallaxe; denn durch die parallaktischen Winkel kennt man ja in einem Dreieck, dessen eine Seite die Entfernung des Himmelskörpers ist, drei Stücke, aus diesen kann man nun die übrigen drei, und folglich auch diese Entfernung berechnen."

„Bravo; aber noch eins. Was ist die Ekliptik?"

„O! das weiß ich; das die große Axe der Ellipse, in der die Planeten laufen; und die Knotenlinie, ist die Linie zwischen den beiden Punkten, in welchen die Bahn eines Planeten die Ekliptik durchschneidet."

„Bravo; nun geh! doch erst springe noch wenig herum, daß Du nach dem Essen nicht gleich sitzest. Besuch deine Tauben und

Grasmückennester; da Junge, trinke ein Glas Portwein."

(Die Fortsetzung folgt.)

Milde und Strenge.

Anekdote aus Peters des Großen Leben.

Der russische Kaiser, Peter der Große, hatte in Moskwa von einem Advokaten gehört, daß derselbe alle Gesetze, Herkommen u. dgl. auf's Genaueste kenne, öfters in den Gerichtsstuben die Richter zurechtweise, selbst zu seinem oder seiner Klienten Nachtheil.

Ein solcher Mann entsprach ganz den Gesinnungen des Kaisers. Da er indeß dem blossen Gerüchte nicht unbedingt Glauben beimaß, sondern den Mann selbst kennen lernen wollte, so ließ er ihn mehrmals zu sich rufen, sprach mit ihm über mehrere verwickelte Rechtshändel, und glaubte in dem Advokaten einen Mann von gründlicher Kenntniß, großem Scharfsinn und unerschütterlicher Rechtschaffenheit gefunden zu haben.

Er ernannte ihn daher zum Oberrichter oder Gouverneur des Nowgorodschen Gouvernements, mit dem Zusatze: er hoffe, daß er seine Kenntnisse und seine Rechtschaffenheit zur Abkürzung der Processe und Chikanen anwenden und sich nicht durch Bestechungen von dem rechten Wege ableiten lassen werde.

Der Oberrichter versprach diesem in ihn gesetzten ehrenvollen Vertrauen gemäß, sein Amt treu und gewissenhaft zu verwalten.

Er hielt auch eine Zeitlang Wort; aber nach einigen Jahren verbreitete sich das Gerücht, daß er den ihm dargebotenen Geschenken nicht immer widerstehe und sich manche Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lasse.

Peter hielt anfänglich diese Gerüchte für Verläumdungen: da er sie aber so oft und von so verschiedenen Seiten erfuhr, beschloß er, darüber eine nähere Untersuchung anzuordnen, und bei solcher ergab es sich, daß der Oberrichter das Recht mehr, als einmal, gegen ansehnliche Bestechungen, gebeugt und verletzt habe.

Er ließ den Oberrichter nach Moskwa kommen, legte ihm die Beweise seiner Pflichtwidrigkeit vor, und sagte dann zu ihm:

„Daß hätte ich Dir nie zugetraut! — Was hat Dich denn dazu bewogen?"

Nichts anders, versetzte der Ueberwiesene, als mein kärgliches Auskommen. Ich konnte dabei, wie vormals, nicht das Geringste für Frau und Kinder zurücklegen, und für alle meine Mühe und Arbeit lebte ich in beständigen Nahrungssorgen; denn wenn ich meinem Stande gemäß leben will, muß ich mich in Schulden stürzen.

„Wie viel brauchst Du denn," fragte Peter: „um nicht nöthig zu haben, Dich bestechen zu lassen?"

Wenigstens noch einmal so viel, als ich jetzt habe, versetzte der Oberrichter.

„Und dann willst Du Dich damit begnügen, und dein Amt treu verwalten, auch nie Geschenke nehmen, noch aus einem andern Grunde vorsetzlich ein ungerechtes Urtheil fällen?"

Dann werde ich vollkommen genug haben, sagte der Oberrichter, und ich unterwerfe mich der allerhärtesten Strafe, wenn man mich je wieder eines ungerechten Urtheils, wegen einer Bestechung, überführen, oder darthun kann, daß ich ein Geschenk genommen oder mich sonst gegen Ew. Majestät einer Untreue schuldig gemacht habe.

„Du sollst nicht nur Dein ehemaliges Gehalt doppelt haben," rief Peter aus: sondern

ich vermehre es auch noch um die Hälfte. Aber nun halte auch Wort, was Du mir jetzt versprochen hast; denn ich versichere Dir, ich werde von jetzt an ein wachsames Auge auf Dich haben, und lässest Du Dich wieder bestechen, so lasse ich dich unfehlbar aufhängen."

Der Oberrichter, höchst erfreut über diese unerwartete Wendung seines Schicksals, dankte dem Kaiser fußfällig, und hütete sich einige Jahre lang, irgend einen Anlaß auch nur zu einem Verdacht in seine Rechtlichkeit zu geben.

Endlich aber glaubte er, der Kaiser habe des Vorfalls mit ihm und auch seiner gänzlich vergessen, und trug kein Bedenken, sich wieder, bei Rechtsentscheidungen, beschenken zu lassen, und diese Gaben hatten dann einen wesentlichen Einfluß auf seine richterlichen Aussprüche.

Der Kaiser erfuhr dies und ließ den Oberrichter sogleich verhaften. Die wider ihn eingebrachten Denunciationen wurden genau untersucht und er aufs Neue der Bestechungen überführt.

Nun befahl Peter, den Verbrecher aufzuhängen, mit den Worten:

„Da er sein Wort nicht gehalten hat, so will ich wenigstens das meinige halten."

In diesem Falle findet das Sprichwort: fiat justitia et pereat mundus, offenbar keine Anwendung; vielmehr würde sich die Welt, d. h. die Mehrzahl der Unterthanen in einem Staate, sehr wohl dabei befinden, wenn bei allen ähnlichen Fällen eben so verfahren würde, und man könnte dann das Sprichwort aber so ändern: fiat justitia et pereat judex!

Der Eremit.

Ballade, nach dem englischen 'Turn gentle hermit etc. frey bearbeitet.

„Dort wo der Schein das Thal verhüll't,
„Führ' Klausner mich hinab;
„Wo nie der Thau auf Blumen fällt:
„Ins düstre Felsengrab.

„Wohl sucht' ich nah', wohl sucht ich fern;
„War oft des Wahnes Spiel,
„Erloschen ist der letzte Stern:
„Ich bin nicht fern vom Ziel!

„Verderbend lockt dich jener Schein;
Hub sanft der Klausner an,
„Kehr Jüngling, kehre bei mir ein,
„Nimm was ich geben kann:

„Dem Laster ist die Nacht vertrau't,
„Der Bergeist hauset hier;
„Im Forste wird's von Rüden laut;
„Komm, Pilgrim, folge mir.

„Die Morgenröthe ist noch fern;
„Die Nacht so trüb' und kühl
„Komm! was ich gebe, geb' ich gern,
„Sey's wenig, — sey es viel.

„Mein Gärtchen ist an Früchten reich,
„Gereift im Sonnenschein;
„Ein Binsenlager frisch und weich,
„Harr't — lieber Jüngling — Dein.

Wie sich der Mond durch Blätter zeigt,
Mild — blickt der Pilgrim auf,
Ergreift des Klausners Hand, und steigt
Den Felsenpfad hinauf.

An düstrer Steine schroffe Wand,
Leh'nt sich der Klause Dach,
Hoch über'n grausen Felsenrand,
Stürzt sich der Silberbach.

Das Heimchen zirpt, — der Sturmwind braust,
Die Flamme lodert licht;
Doch wie der Sturm im Walde saußt;
Der Pilgrim hört es nicht.

Wie Thau auf Gräber niedersinkt,
Beginnt der Thränen Lauf;
Ein dumpfer, banger Seufzer dringt,
Schwer aus der Brust herauf.

Der Klausner schaut des Jünglings Schmerz,
— Vergißt, das eigne Leid,

Ruft: " Fremdling öffne mir dein Herz,
„Mein Trost steht dir bereit.

— „Sah'st Du des Glückes Stern verglüh'n,
„Der täuschend Dich entzückt?
„Sahst Du die Freundschaft treulos flieh'n,
„Der Liebe Kelch zerknickt?

— „Des Glückes leichter Sand verrinnt,
„Wenn sich ein Sturmwind näh'rt;
„Und wer nach eitlen Schätzen minnt,
„Ist keiner Thräne werth.

„Der Freundschaft schöne Rosen glüh'n,
„Nur wenn das Glück uns lacht,
„Treulos siehst Du sie schnell verblühn,
„Und steh'st in öder Nacht!

„Der Kranz, den Dir die Liebe flicht,
„Welkt, leider! nur zu bald,
„Der Schwur, den sie betheuernd spricht,
„Ist mit der Zeit verhallt!

„Das Land wo dauernd Rosen blüh'n,
„Wo Tugend erst erkannt —
„Wo stets der Hoffnung Sterne glüh'n:
„Grenzt an des Grabes Rand.

„D'rum trauter Jüngling weine nicht,
„Siehst Träume du zerstört,
„Wer nur aus Leichtsinn Herzen bricht,
„Ist keiner Thräne werth.

Da bebt der Fremdling auf, und hält,
Gefaßt des Klausners Hand,
Und seidner Locke Ringel fällt,
Aufs härene Gewand!

Die Wange glüht, der Busen fliegt,
Der Blick irr't wild umher,
Und zu des Siedlers Füßen liegt:
Ein Mädchen, lieb und hehr.

„Vergieb, o Vater! zürne nicht,
„Daß dich mein Kleid betrog,
„Erloschen ist des Lebens Licht,
„Und auch die Hoffnung log.

„Ich suchte nah, ich suchte fern,
„Fand das gesuchte nicht,

„Ich lasse diese Welt so gern:
„Nur Klausner zürne nicht!

„Der Rhein netzt meines Vaters Schloß:
„Ich bin sein einz'ges Kind.
„Groß war der fremden Ritter Troß,
Der Angelina minn't.

„Ein Jüngling nur, zwar reich an Muth,
„In Lieb' und Leid bewährt;
„Doch arm an Ländern, arm an Gut,
„War meinem Herzen werth;

„Ach Edwin war so treu, so gut:
„Der Vater wieß ihn ab.
„Da blich des Auges Flammengluth,
„Er ging: — und sank ins Grab!

„Wenn nun mein letzter Tag erscheint:
„Es wird mein erster seyn,
„Wenn dieses Auge nicht mehr weint,
Ist Edwin ewig mein!

Und sieh! des Klausners Herz erbebt,
Er hebt den holden Gast.
„Ja Angelina, Edwin lebt',
„Er hält dich jetzt umfaßt.

„Und nun auf ewig, ewig mein,
„Trenn't uns das Schicksal nicht.
„Der Tag wird auch mein letzter seyn,
Der dir das Auge bricht!

D . . v . s.

Theaterkritik.

Von allen dramatischen Werken Schillers, bedarf vielleicht keines der Vortrefflichkeit des Spieles der Hauptpersonen so sehr, als das am vorigen Sonntage bei uns aufgeführte Trauerspiel „Fiesko," wenn es mit Erfolg gegeben werden soll. Es ist nicht die Vorzüglichkeit des Stücks, nicht die Schwierigkeit der Darstellung der vorgezeichneten Charactere u. s. w., wodurch diese Forderung veranlaßt wird, sondern die Mängel und Fehler sind es, welche der Künstler durch sein Spiel zu ergänzen und auszugleichen hat. Wir wissen zwar, daß man der Verschwörung von Genua die Ehre erzeigt hat, sie über die beiden frühern Werke des Dichters, die Räuber und Kabale und Liebe, zu erheben; allein gewiß ganz unverdienter Weise. Eine lange Erfahrung bestätigt unsre Meinung. Nie hat Fiesko, weder bei Kennern noch bei Laien, den Eindruck, die Wirkung hervorgebracht und den Grad der Befriedi-

gung gewährt, deren sich die ebengenannten Werke zu rühmen haben. In allen dreien ist jedoch das Gigantische und Monströse jugendlicher Ideen und Phantasien, nebst Mangel an Kenntniß der Welt und der Menschen (welche dargestellt werden sollen,) ziemlich gleich hervorstechend. Der Genius des Dichters scheint diese Gebrechen selbst geahnet zu haben, und, bei aller Eigenthümlichkeit, großen Vorbildern, als leitenden Sternen, unwillkührlich gefolgt zu seyn. Als solche kann man den gewaltigen Shakespeare, den erleuchtenden Lessing und den klassischen Göthe ansehen.

Wenn wir die Darstellung der anfangs genannten Tragödie auf der hiesigen Bühne einer fragmentarischen Beurtheilung unterwerfen und dabei die Ordnung beobachten wollen, welche durch die Vorzüglichkeit der Ausführung der einzelnen Rollen bestimmt wird, so befinden wir uns in dem seltenen Falle, von einer Rolle zuerst sprechen zu müssen, welche nichts weniger als eine Hauptsächliche ist, und die gewiß keiner der, bei der Vorstellung nicht gegenwärtig gewesenen, Leser so leicht wird errathen können: nämlich von der des Hassan. Wahrlich, hätte der größere Theil der Mitglieder in den übrigen bedeutenden Rollen ein so durchdachtes Spiel geliefert, als Herr Schmidt in dieser: die Vorstellung hätte den besten auf den ersten Theatern an die Seite gesetzt werden können! Wir wissen in der Darstellung des Hassan nichts vorzugsweise hervorzuheben, sie war wie aus einem Guß, durchaus gediegen vom Anfang bis zu Ende. Nächst dieser, fiel wohl die Darstellung der Rolle der Leonore, durch Frau Müller, am verdienstlichsten aus. — Der des Verrina können wir nur in sofern lobend erwähnen, als der sie gebende Schauspieler den Geist derselben richtig gefaßt hatte, wie man aus der Accentuation der Rede abnehmen konnte. Sonst scheint die Individualität des Herrn Hanff dieser Rolle (kühner, starrer Republikanismus, schwer, ernst und düster) gänzlich zu widerstreben. — Die Darstellung des Dogen, durch Herrn Zschischka fiel ehrwürdig genug aus. — Der Graf Lavagna sprach nicht sehr an. Wir glauben, weil der ihn darstellende Schauspieler alles aus einem ihm eigenthümlichen Tone spielt. Herr Ringelhardt hat dieses mit vielen, und unter andern auch mit einem übrigens achtungswerthen Mitgliede des Drury-Lane Theaters Stanley, gemein, von welchem wir in einer der letzten Nummern der Times (vom 19. Januar) lesen, daß er in drei sehr verschiedenartigen Rollen, die er an einem Abende gab, seine eigene Persönlichkeit nicht zu verläugnen vermochte. It is, sagt der englische Kunstrichter, Stanley here, Stanley there and Stanley every where. Man braucht nur den Namen zu ändern! — Die Imperiali, nach des Dichters Andeutung eine Dame von 25 Jahren, groß und voll, stolze Coquette, Schönheit verderben durch Bizarrerie, blendend und nicht gefallend u. s. w. wurde durch Frau Runge vorgestellt!

Kunstansicht. *)

(Fortsetzung über Bremens Theater.)

„Die Stricknadeln" unsre gefeierte Künstlerin im Fach der Mütter gewährte uns nach einer Unpäßlichkeit von ohngefähr 3 Wochen, einen hohen Genuß durch die wahrhaft gelungene Darstellung der Landrätin in Durlach. Hat der Dichter diesen Charakter durch seine Mischung von Stolz und Herzensgüte, Liebe zum Sohn und seinen Tadel für weibliche Ehre so interessant geschildert, so wurde solches durch die Künstlerin auch treu und interessant hervorgehoben. Ueberhaupt waren alle Charakter dieses Stücks in guten Händen und das Publikum hatte gewiß einen eben so genußreichen Abend, wie vor kurzem in der vollendeten Ausführung der herrlichen Iffländischen Dichtung: Dienstpflicht. Ob aber ein solcher Glaube wie der Baron gegen seine, doch wirklich eben nicht felsenfest scheinende Frau, zeigt, wohl noch jetzt in der Mannerwelt statt finden mag? — Denn Einsender dieses will bedünken, als ob in Hinsicht solcher Cultur und Toleranz, doch wohl schon ein großer Schritt wieder rückwärts geschehn seyn dürfte; und das von Rechtswegen! Ob eine Frau die mit solchem unbegrenzten Vertrauen von ihrem Mann behandelt nach allem was mit ihr in Beziehung auf das Schmuckkästchen, auf die von der Mutter arrangirte Scheidung u. s. w. mit ihr vorgefallen war, und dennoch mit dem Wüstling Eslingen, — der ihr doch auch schon als solcher bekannt war — auf den Maskenball gehn konnte, nicht gimpflich ausgelegt, neben dem hervorstechenden Leichtsinn, auch noch der schändesten Undankbarkeit zu bezüchtigen ist! — wir lassen dieß weiter unerörtert; Hat ja doch mit der Nutzanwendung der Hr. v. Kotzebue gewiß sehr gut gemeint.

Außer dem Vergnügen, welches das musikalische Meisterwerk „Belmonte und Constanze" den Zuhörern immer gewähren muß, erfreute diesmal noch besonders in derselben die neue Erscheinung einer trefflichen Sängerinn in der Rolle der Constanze. Mit einer solchen reinen Bruststimme, verbunden mit künstlichem Vortrag, konnte sie die äusserst angenehme Wirkung auf die Versammlung durchaus nicht verfehlen.

Daß sich bei der Bestürmung von Smolensk so wenig Augenzeugen befanden, welche sich doch sonst bei theatralischen Bombardements, noch wohl einzufinden pflegen, hatte einen wirklich nachtheiligen Einfluß auf die Schauspieler; durch die Leere des Hauses mußte sich wohl eine gewisse Kälte über das Theater verbreiten, denn selbst denen darstellenden Personen, die sich nach lange am eignen Feuer erwärmten, schien doch auch zuletzt ihre Zunge den Dienst zu versagen. — Muß doch jede Flamme erlöschen, wenn sie keine Nahrung findet!

---

*) Da die „Kunstansicht" keinen neuen Stoff zu entwürdigenden Zänkereien darbieten soll, so kann Einsender derselben nur den, nach anderen „kritischen Blättern" kritisirenden Kritiker bloß bemitleiden, daß er nur ein Mittel für niedrige Zwecke darin suchte. Grobheiten sind noch keine Wahrheiten, es mögen dieselben in Kaffeevisiten (als welche der H. Verfasser sich Attention genommen zu haben scheint) oder bei der Weinbouteille zusammen geschmiert seyn. — Daß davon künftig keine Notiz genommen werden wird, dient hier ein für allemal als bestimmte Erklärung.

N° 11.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 5. Februar. 1818.

Der Diamant.

(Mährchen; frei nach Voltaire.)

(Fortsetzung.)

Erwachend von der Betäubung, fand er sich mit verbundenem, schmerzenden Kopfe und in nassen Gewändern auf einem ärmlichen Lager in einer Hütte liegend. An dem nahen Tische saßen zwei Männer geringen Standes, wie es schien, die ihm den Rücken zugewendet hatten und mit einander redeten.

Wie ich Dir sage, versicherte der Eine, Prinzessinn Olwai hat sich gestern nicht mit dem Prinzen Kikelo verlobt, sondern ihn ausgeschlagen; ich habe es eben in der Stadt vernommen. Sie will den Kikelo durchaus nicht nehmen; sie soll, unter uns, einen andern Schatz haben. Darum hat der Nabob, ihr Vater, sie gestern in ihr Gemach sperren lassen, aus dem sie nicht eher heraus soll, bis sie den Prinzen Kikelo zum Gemahl annimmt.

Aber, sprach der Andere, wie muß das alles zugehen?

Ei, entgegnete der Erste, das Gerücht sagt davon wunderliche Dinge. Der Nabob hat vor Jahren seiner Tochter einen Edelstein von unschätzbarem Werthe geschenkt; diesen hat sie angeblich bei Gelegenheit der letzten Messe zu Kabul verloren. Sie sagt zu dem scheltenden Vater, er sei ihr entwendet worden; Andere meinen, sie habe ihn in Kabul sammt dem Herzen an einen fremden Jüngling verschenkt. Darauf verkündigte der Nabob, man sagt auf Olwais Antrag, öffentlich, derjenige, welcher den verlornen Edelstein zurück liefere, solle die Hand seiner Tochter erhalten und einst sein Erbe seyn. Bald darauf kömmt der Prinz Kikelo und bringt den Stein, den er auf seiner Reise nach Kandahar gekauft haben will, und fordert die bestimmte Belohnung; doch Prinzessinn Olwai mag ihn nicht, vermuthlich weil sie hoffte, der schöne Fremde könne nur das Kleinod zurück bringen. Wer weiß, was nun daraus werden mag!

Mit freudigem Staunen vernahm der Jüngling den Bericht, und fühlte in diesem Augenblick den Schmerz seiner Kopfwunde ganz und gar nicht. Er empfand mit frohem Beben, daß noch Alles zu hoffen sey. Freilich hörte er auch, daß

der boshafte Oruk ihm den lieben Edelstein geraubt hatte, wie er früher schon gehört; aber, wenn Olwai standhaft blieb, so schadete der Verlust ihm nicht. Und zudem besaß er ja auch einen Stein, den sicher niemand von dem ächten unterscheiden mogte. So war er seelenfroh, und beschloß nun, den Ausgang ruhig zu erharren.

Das Gespräch am Tische wurde jetzt durch das Eintreten zweier Männer unterbrochen, die das Ansehen von Aerzten hatten, wie sie im Morgenlande erscheinen. Dafür nahm sie Zorad, und als solche kündigten sie sich ihm auch an, indem sie ihn mit Forscherblicken betrachteten, die Schläge seines Pulses und seines Herzens zählten und seine Wunde untersuchten.

Wie ist Euer Befinden? fragte der Eine den Kranken.

Mir ist wohl, sehr wohl! erwiederte Zorad, den der Männer Gespräch von Olwais Handlungen hocherfreut, neubelebt und gekräftigt hatte.

So? sagte der Arzt und sah den Genossen bedenklich an. Er hat im Wasser gelegen, einen Hieb in den Hirnschädel bekommen, und ihm ist sehr wohl. Ei, ei.

Man hat freilich Fälle, versicherte der Zweite, daß ein Mensch ohne besondern Nachtheil gewaltige Püffe aushalten kann.

Aber das kalte Bad, die Hirnwunde, urtheilte jener, das alles sind schwächende Einwirkungen, und er sagt, ihm sey wohl. Es ist so, wie ich dachte.

Nicht doch, mein Bruder, erwiederte dieser. Kalte Böder stärken, und die Erfahrung lehrt, daß Säbelhiebe, zu rechter Zeit angewendet, den einzelnen Menschen, so wie ein ganzes Volk, erst recht rüstig und aufgeweckt machen; ich behaupte, daß dieser Fremdling wirklich ganz wohl und gesund sey.

Und ich bin überzeugt, daß er toll gewor
ist! schrie der Andere. Nach seiner Mundart
er aus Kandahar. So wird es am Zweckmäß
sten seyn, daß wir ihn in eine Narrenanstalt
nes Vaterlandes senden.

Er ist gesund, wie ein Fisch! versicherte die
Wir lassen ihn seines Weges nach unserer Ha
stadt ziehen.

„So wollen wir es machen!“ sprach Zo
Ich versichere, daß ich nie vernünftiger war,
in diesem Augenblick, und daß jener Herr,
mich für toll erklärt, verrückter ist, als ich.“

Hier richtete er sich empor; der Bede
hielt dies für einen Ausbruch wahnsinniger W
und entfloh. Zorad aber dankte dem an
Arzte, und beurlaubte sich von ihm, um mit
nen Knechten, die sich gerettet und bei ihm
gefunden hatten, den nur noch kurzen Weg
der Hauptstadt zurückzulegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Allfresser Tarare.

— In dem zu Paris erscheinenden D
tionaire de sciences medicales kommt
merkwürdige Geschichte des berüchtigten
oder eigentlich Allfressers Tarare vor, wel
vor 18 oder 19 Jahren im Hospitale zu
fallles gestorben ist. Dieser Mensch, dessen
gen von Jugend auf einer grossen Ausdeh
fähig war, hatte denselben nach und n
durch das Verschlingen von allerhand verd
chen und unverdaulichen Sachen, dergestalt
weitert, daß dieser Magen in der Folge
angefüllt seyn mußte, um nicht wie ein l
Sack zusammen zu fallen. Daher fühlte
unglückliche Tarare täglich das Bedürfniß,
les, was sich zur Speise eignen konnte, L
diges und Todtes, gierig zu verschlingen, s
er zuletzt ein wahres Ungeheuer war, wel

man nicht ohne Eckel betrachten konnte. Ein Wundarzt machte den sonderbaren Versuch an ihm, daß er ihm ein Lanzetten-Etui, worein er ein Blatt weißes Papier gesteckt hatte, verschlingen ließ! am folgenden Tage brachte Tarare es ihm wieder, und als der Wundarzt es wieder geöffnet hatte, fand sich das Papier noch in eben dem Zustande, wie am vorigen Tage. Diese sonderbare Thatsache wurde dem damaligen General von Beauharnais gemeldet, welcher den Generalstab des Heeres befehligte. Auch dieser wollte einen Versuch mit dem gefräßigen Tarare anstellen, und fragte ihn, ob er wohl eine geheime Korrespondenz in seinem Magen einem französischen Obersten überbringen wollte, welcher bei Landau von den Preußen gefangen genommen worden war, und sich, wie man vermuthete, noch zu Neustadt aufhielt, wo das preußische Hauptquartier lag. Man that, als ob diese Korrespondenz sehr wichtig wäre, obschon es weiter nichts war, als ein Zettel, worauf man sich nach des Obersten Wohlbefinden erkundigte, und ihn bat, auf eben demselben Wege, als er den Zettel erhalten hatte, die Antwort dem französischen Generalstabe zukommen zu lassen. Tarare bezeigte sich bereitwillig, und nachdem er, in Gegenwart der Staabsoffiziere, 30 Pfund Leber und Lunge verzehrt hatte, verschlang er obendrein das vorige Etui mit dem Zettel, und begab sich auf den Weg. Zum Unglück stieß er ein Paar Meilen von Landau auf preußische Vorposten, ward von denselben genau durchsucht, und da man seine Korespondenz nicht finden konnte, bekam er Stockprügel und ward dann zum preußischen General geführt, der ihn abermals durchsuchen und abprügeln ließ. Darauf ward er genau bewacht, und da man keinen Beweis fand, daß er ein Spion sey, so ward er, nach abermaligen Prügeln, wieder weggewiesen, und kam zum französischen Generalstabe zurück, hatte aber von nun an keine Lust mehr, als geheimer Briefträger zu dienen. Sein Geschichtschreiber meinte, daß der berüchtigte Jacques de Falaise, welcher sich im vorigen Winter auf einer Marktschreierbühne zu Paris sehen ließ, und Frösche, Mäuse und Aale verschlang, eben ein solcher Vielfresser werden könne, als jener fürchterliche Tarare, und wahrscheinlich nicht bis zu einem Alter von 50 Jahren würde gelangt seyn, wenn er die Vielfresserei stets in einem so hohen Maaße getrieben hätte, als er es leider jetzt thut, um Geld zu verdienen. Es steht zu befürchten, daß die Geldbegierde und die Sucht, für einen außerordentlichen Menschen zu gelten, auch aus dem Jacques de Falaise ein Ungeheuer machen werde, wie Tarare war, vor welchem sogar Katzen und Hunde flohen.

Beitrag zur Naturgeschichte der Spinnen.

Die interessante Bemerkung über die Spinnen, welche wir im Bürgerfreund vor einiger Zeit zu lesen das Vergnügen hatten, waren mir um so willkommner, da ich schon früher über diese kunstreichen Geschöpfe ähnliche Versuche, wie die mitgetheilten, angestellt hatte, und noch fortsetze. Ich habe Alles, was der Mittheiler sagt, abermals bestätiget gefunden. Merkwürdig ist auch, daß Spinnen, wenn sie, in einer gewissen Entfernung, von einer bestimmten Höhe heruntergeworfen werden, z. B. aus einem Fenster, den Faden, den sie schnell erzeugen, gegen die Wand blasen, und sich auf diese Art an die Wand hängen, daher auch, bei völliger Windstille, die zum Fenster hinausgeworfene oder fallen gelassene Spinne nie oder nur selten auf den Boden, oder auf die Erde kommt und fällt,

der boshafte Oruk ihm den lieben Edelstein geraubt hatte, wie er früher schon gehört; aber, wenn Olwai standhaft blieb, so schadete der Verlust ihm nicht. Und zudem besaß er ja auch einen Stein, den sicher niemand von dem ächten unterscheiden mogte. So war er seelenfroh, und beschloß nun, den Ausgang ruhig zu erharren.

Das Gespräch am Tische wurde jetzt durch das Eintreten zweier Männer unterbrochen, die das Ansehen von Aerzten hatten, wie sie im Morgenlande erscheinen. Dafür nahm sie Zorad, und als solche kündigten sie sich ihm auch an, indem sie ihn mit Forscherblicken betrachteten, die Schläge seines Pulses und seines Herzens zählten und seine Wunde untersuchten.

Wie ist Euer Befinden? fragte der Eine den Kranken.

Mir ist wohl, sehr wohl! erwiederte Zorad, den der Männer Gespräch von Olwais Handlungen hocherfreut, neubelebt und gekräftigt hatte.

So? sagte der Arzt und sah den Genossen bedenklich an. Er hat im Wasser gelegen, einen Hieb in den Hirnschädel bekommen, und ihm ist sehr wohl. Ei, ei.

Man hat freilich Fälle, versicherte der Zweite, daß ein Mensch ohne besondern Nachtheil gewaltige Püffe aushalten kann.

Aber das kalte Bad, die Hirnwunde, urtheilte jener, das alles sind schwächende Einwirkungen, und er sagt, ihm sey wohl. Es ist so, wie ich dachte.

Nicht doch, mein Bruder, erwiederte dieser. Kalte Bäder stärken, und die Erfahrung lehrt, daß Säbelhiebe, zu rechter Zeit angewendet, den einzelnen Menschen, so wie ein ganzes Volk, erst recht rüstig und aufgeweckt machen; ich behaupte, daß dieser Fremdling wirklich ganz wohl und gesund sey.

Und ich bin überzeugt, daß er toll geworden ist! schrie der Andere. Nach seiner Mundart ist er aus Kandahar. So wird es am Zweckmäßigsten seyn, daß wir ihn in eine Narrenanstalt seines Vaterlandes senden.

Er ist gesund, wie ein Fisch! versicherte dieser. Wir lassen ihn seines Weges nach unserer Hauptstadt ziehen.

„So wollen wir es machen!“ sprach Zorad. Ich versichere, daß ich nie vernünftiger war, als in diesem Augenblick, und daß jener Herr, der mich für toll erklärt, verrückter ist, als ich.“

Hier richtete er sich empor; der Bedeutete hielt dies für einen Ausbruch wahnsinniger Wuth und entfloh. Zorad aber dankte dem andern Arzte, und beurlaubte sich von ihm, um mit seinen Knechten, die sich gerettet und bei ihm eingefunden hatten, den nur noch kurzen Weg nach der Hauptstadt zurückzulegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Allfresser Tarare.

— In dem zu Paris erscheinenden Dictionaire de sciences medicales kommt die merkwürdige Geschichte des berüchtigten Viel- oder eigentlich Allfressers Tarare vor, welcher vor 18 oder 19 Jahren im Hospitale zu Versailles gestorben ist. Dieser Mensch, dessen Magen von Jugend auf einer großen Ausdehnung fähig war, hatte denselben nach und nach, durch das Verschlingen von allerhand verdaulichen und unverdaulichen Sachen, dergestalt erweitert, daß dieser Magen in der Folge stets angefüllt seyn mußte, um nicht wie ein leerer Sack zusammen zu fallen. Daher fühlte der unglückliche Tarare täglich das Bedürfniß, Alles, was sich zur Speise eignen konnte, Lebendiges und Todtes, gierig zu verschlingen, so daß er zuletzt ein wahres Ungeheuer war, welches

sondern sich schon früher wieder an dem Hause befindet, an welchem man sie herunter geworfen hat.

Das Gefühl der Spinnen, besonders ihre Empfindlichkeit gegen den Wärmestoff, und dessen schnelle Abänderung, muß ungemein groß seyn. Wenn man im Herbst an einem Zaune vorbeigeht, so bemerkt man eine Art kleiner langfüßiger Spinnen oft in großer Menge, besonders auf dem Hahnenhödchen Strauche (Evonimus europaeus. L.) Sobald man die Hand über einen solchen Busch hält, so sieht man eine große Menge derselben herunterfallen, um sich zu schützen. Ueberhaupt ist zu glauben, daß die Insekten, die sich aus andern Körpern entwickelnde Wärme, wenn sie auch noch so unbedeutend für unser Gefühl ist, kräftig empfinden, und daß ihre Gegenwart sie auffordert, sich zu schützen; man bemerkt dieses auch an der gemeinen Stubenfliege, der man eine breite kalte Messerklinge leicht nähern kann, da sie hingegen vor dem warmen Finger, so auch wenn die Klinge unbedeutend wärmer als die Atmosphäre ist, entflieht.

Dr. S.

Rasche Fortschritte der nordamerikanischen Regierung

Den neuesten amerikanischen Blättern zufolge strömten die Kongreßmitglieder aus allen Gegenden nach Washington, und man kann wohl voraus sagen, daß diese Sitzung in vieler Hinsicht sehr wichtig und entscheidend seyn wird, vorzüglich in Betreff der südamerikanischen Insurgenten und der Gebietserweiterung durch die Floridas. Das Letztere namentlich erregt die Aufmerksamkeit in hohem Grade. Florida, das blühende Land, gehört zu den fruchtbarsten Ländern der Erde, wo der Weinstock wie das Getreide, der Orangenbaum wie die Eiche, die Baumwolle wie der Oelbaum gedeiht, eine meist gesunde und reine Luft weht; es liegt vortrefflich zum Handel, und wird sich, unter guten Gesetzen, bald einer reichen Bevölkerung erfreuen. Auch zeigt der Eifer, womit sich die Vereinigten Staaten in neuerer Zeit um den Besitz dieses in jeder Hinsicht so wohlgelegenen Landes beworben haben, daß sie den Werth desselben zu schätzen wissen. Wie es heißt, ist der spanische Gesandte wirklich ermächtigt, dasselbe den Ver. St. zum Kauf anzubieten. — Es scheint ziemlich gewiß, daß die Insel Amelia, die weniger an und für sich, als durch ihre Lage, von Werth ist, vorläufig, um dem anarchischen Zustande daselbst ein Ende zu machen, von amerikanischen Truppen besetzt werden wird. — Eben so gewiß scheint es, daß der Kongreß die Regierungen von Venezuela und Buenos Ayres anerkennen wird, da der National Intelligencer sich bereits so bestimmt darüber ausgesprochen hat, daß von Seiten der Regierung, wenn ihr der Antrag zukommt, kein Widerstand zu erwarten ist. — Ein wichtiges Ereigniß für die Ver. Staaten ist der am 29. Oktober 1817 am Eriesee zwischen den amerikanischen Kommissarien, Gouverneurs Coß und Gen. M'Arthur und den Stammhäuptern von Waindor, Delaware, Shawanos, Senaca, Ottoway, Chippawa und Potowanos abgeschlossene Vertrag, wodurch diese den V. St. alle Landstriche, welche sie im Ohiostaate in Anspruch nahmen, abgetreten haben. Die Indier werden, wie man versichert, auf dem abgetretnen Gebiet wohnen bleiben und daher den Gesetzen des Ohiostaates unterworfen seyn. Sie haben sich nämlich einzeln liegende Reiche, im Ganzen etwa 300,000 Morgen, vorbehalten, die sie vom Präsidenten als steuerfreies Lehn erhalten, und nur mit seiner Genehmigung veräußern dürfen. — Das Land, welches die V. St. durch diesen Vertrag erworben haben, beträgt

zwischen sieben bis acht Millionen Morgen, ist fruchtbar, und in Hinsicht auf den Verkehr, durch die Schiffahrt auf den Seen ausgezeichnet begünstigt. Außerdem bringt diese Erwerbung den Vortheil, daß die weißen und farbigen Menschen mehr verschmolzen und die Letztern für die Civilisation empfänglicher werden, während zugleich die nordwestliche Grenze der Staaten militärisch abgerundet wird. — Ein ähnlicher Vertrag ward früher mit dem Stamme der Cherokees abgeschlossen; Jefferson hat zu diesem System den Grund gelegt.

Stille Liebe.

Mehr wie Roman.

Ein junger Geschäftsmann in dem an Manufakturen und Fabriken so reichen Bergischen etablirte sich in einer Grenzstadt als Kaufmann, und war so glücklich, durch seinen Fleiß, seinen richtigen Spekulationsgeist, und seine Ordnungsliebe nach und nach ein ansehnliches Vermögen zu erwerben. Jetzt, wo er sich in der Lage sah, ein braves Weib ohne Sorgen ernähren zu können, dachte er darauf, unter den Töchtern der Stadt sich eine Gefährtin des Lebens auszusuchen, die, mit ihm vereinigt, dereinst Freuden und Leiden liebevoll theilen würde. Da er bei seiner glücklichen äußern Lage nicht nothwendig hatte, auf Reichthum zu sehen, so konnte unser junge Kaufmann um so mehr der Wahl seines Herzens folgen. Er beschloß auch, sich durch keine schimmernden Vorzüge blenden zu lassen, sondern nur ein solches Weib zu seiner Lebensgefährtinn zu wählen, wie er nach einer genauen Prüfung überzeugt wäre, daß sie für ihn, seinen Charakter und seine Verhältnisse geeignet sey.

Indem er nun manchmal in einsamen Stunden die Töchter der Stadt die Musterung passiren ließ, verweilte seine Aufmerksamkeit immer am längsten und am liebsten bei der Familie eines würdigen bergischen Justizbeamten Namens Birzek, die in der nämlichen Stadt wohnte. Die Familie bestand außer Vater und Mutter aus einem Sohne Leopold, der als Rittmeister in preußischen Kriegsdiensten stand, und zwei Töchtern von siebenzehn und neunzehn Jahren, wovon die älteste Therese, die jüngste aber Luise hieß. Unser Kaufmann, den wir Hrn. Bernfeld nennen wollen, hatte mehrmalen mit dem Justizbeamten kleine Geschäfte wegen gerichtlich einzutreibender Forderungen abgemacht, und war dadurch der Familie nach und nach bekannt geworden.

Bei solchen Gelegenheiten hatte er mit vielem Wohlgefallen wahrgenommen, welch ein schöner Geist der Ordnung, der Sparsamkeit, der Sittlichkeit und der Bildung in der Familie herrsche. Die Mutter, eine höchst achtungswerthe Frau, leitete die häuslichen Angelegenheiten mit einer Sachkenntniß, Erfahrung, und einer selbst von den Dienstboten erworbenen Liebe, daß der, den Tag über durch seine weitläuftigen Geschäfte abgehaltene Vater sie keinen bessern und sorgsamern Händen hätte anvertrauen können. Die beiden, mit vielen geistigen und körperlichen Vorzügen begabten Töchter, jede das Ebenbild der Mutter, wurden von ihr nicht minder zur Führung einer häuslichen Wirthschaft angeleitet, und in allen unterrichtet, was sie dereinst zu guten braven Gattinnen und Hausmüttern machen könnte.

Daß er aus dieser, ihm so werthen Familie die dereinstige Gefährtin seines Lebens auswählen wolle, darüber war Bernfeld längst mit sich einig; aber welcher der beiden Töchter sollte er den Vorzug geben? — jede zog ihn

innig an, jede hatte Vorzüge, die er seiner künftigen Gattinn wünschte.

Hierüber noch unentschlüssig, nahm er sich vor, durch einen nähern Umgang die Eigenschaften und Gesinnungen der beiden Töchter mehr zu prüfen. Ein Beispiel in seiner eigenen Familie hatte ihn belehrt: wie vorsichtig man bei der Wahl einer Gattinn zu Werke gehen müsse. Ein Onkel von Bernfeld hatte ein dem äußern Anscheine nach höchst liebenswürdiges Mädchen geheirathet, die nachher in eine wahre Furie ausartete, seine Ruhe untergrub, und ihn, der leidenschaftlich an seiner Gattin hing, sehr früh ins Grab stürzte.

Bernfeld fing jetzt an, auch wenn er keine Geschäfte bei Hrn. Birzek abzumachen hatte, das Haus des Justizbeamten zu besuchen. Als ein Mann von angenehmen Aeußern, von Bildung, Sittlichkeit und Vermögen war er der Familie in zu vielen Beziehungen werth geworden, als daß man ihn nicht jedesmal mit Vergnügen gesehn hätte. Die Mutter, wie ohnehin Weiber in gewissen Dingen schärfer sehen, als Männer, hatte bald abgemerkt, daß die Besuche des Hrn. Bernfelds auf eine gewisse Absicht hindeuteten, welche ihr bei seiner vortheilhaften Lage nicht anders als höchst willkommen seyn konnte. Indessen, so sehr sie eine eheliche Verbindung einer ihrer Töchter mit Herrn Bernfeld wünschte, so war sie doch besorgte Mutter genug, um einzusehen, daß hier, wo es das Glück eines ihrer Kinder gelte, nichts zu übereilen sey, und sie daher vor der Hand weder des einen, noch des andern Neigung werkthätig begünstigen wolle.

Herr Bernfeld besuchte von nun an regelmäßig, besonders in den Abendstunden, das Birzekische Haus, war dort öfters zu Gaste, und wurde dadurch in der Familie immer einheimischer. Da er sich im Gespräch und in dem Umgange vorzüglich an Therese und an Luise hielt, so schien den guten Mädchen eine Ahnung vorzuschweben, daß eine oder die andere von ihnen wohl der Gegenstand der häufigen Besuche des Herrn Bernfeld seyn könnte. Indessen so leicht eine solche Wahrnehmung bei dem weiblichen Geschlechte Neckereien, Eifersucht und Zwistigkeiten herbei führt, so liebten sich doch beide Schwestern zu sehr, als daß nicht jede der andern das Glück gegönnt hätte, an der Hand eines so braven Mannes durch das Leben zu gehen.

Mit jedem neuen Besuche entdeckte Hr. Bernfeld an den beiden Mädchen neue liebenswürdige Eigenschaften, und wurde daher auch mit jedem neuen Tage unentschlossener, welche er vorziehen solle. Bald zog ihn die muntere Therese, bald die sanfte stille Luise mehr an; um aber doch einen entscheidenden Schritt zu thun, wollte er sich um Therese bewerben, da diese bei ihrem reifern Alter, und bei ihrem heitern Temperamente ihm vorzüglich geeignet schien, seine Lebensgefährtinn zu werden.

Aber auch Bernfeld hatte auf die beide Mädchen einen tiefen Eindruck gemacht, und oft, wenn beide allein waren, konnten sie stundenlang sich über ihn und seine edeln Eigenschaften unterhalten. Ich bin nur begierig zu sehen, wo das hinaus will, sagte einst Luise scherzend zu Theresen; am Ende wird gewiß noch eine Heirath daraus, und eine von uns beiden seine Frau. Wie glücklich würde ich mich schätzen, liebe Schwester! wenn er dich wählte.

Therese erwiederte dieses schwesterliche Wohlwollen mit einem Kusse, und mit der Versicherung: daß es ihr nicht minder erfreulich seyn würde, wenn Hr. Bernfeld sich für Luise

erkläre. Ich ziehe dann zu dir, Schwester! war ihre Antwort, wenn einst Gott unsere alten braven Eltern zu sich nehmen sollte, und du und Hr. Bernfeld werdet mir ja wohl in eurem Hause, als der besten Freundinn, ein Plätzchen vergönnen! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Gaunerstreich.

— Ein Gauner kam in einen Gasthof nach H***, und bat den Wirth, einige Scheffel Haser in den Hof zu schütten, weil ein Paar Hundert Schweine unter Wegs wären, die er hier abfüttern und dann weiter bringen müßte. Er hatte eine tüchtige Geldbörse um den Leib geschnallt, und der Wirth, der sie bald bemerkte, freute sich schon auf die große Zeche, die er würde machen können. Nach einiger Zeit schien der Fremde, der indeß einen Krug Bier getrunken hatte, unruhig zu werden, daß seine Schweine noch nicht nachkämen. Er beklagte sich ein Paar Mal über ihr langes Ausbleiben, und hiecauf bat er den Wirth, ihm ein Pferd zu leihen, damit er den Treibern entgegen reiten und sie zurecht weisen könne, weil sie wahrscheinlich den Weg verfehlt haben müßten. Der Wirth gab ihm mit Vergnügen sein Pferd, in der Hoffnung eines reichlichen Profits, und unser Fremder ritt einige Meilen weit von H*** in einen andern Gasthof. Hier fand er einen Juden, der mit ihm zu handeln verlangte. Er verkaufte ihm das Pferd, und weil der Jude damit nach H*** wollte, so bat er ihn, doch in den Gasthof abzusteigen, und dem Wirthe seinen Gruß zu melden. Der Jude kehrte ohne Bedenken in den bezeichneten Gasthof zu H*** ein, legte den Gruß ab, und verlangte, daß man, während er etwas tränke, das Pferd füttere: doch wie erstaunte er, als er sein Pferd wieder besteigen wollte, der Wirth aber sich als Eigenthümer desselben angab, und er doppelten Betrug merkte.

Kunstansicht.

(Fortsetzung über Bremens Theater.)

Daß sich mit der Ankündigung der „Schachmaschine" zugleich die Annonce vom ersten Debüt eines neuen Mitgliedes (wahrscheinlich auch Ergänzungsgliedes der Lücke, welche durch den Verlust eines würdigen Subjectes in die Personenkette unsrer Bühne gerissen wurde) in der Rolle des „jungen Ruf" verband, spannte die Neugierde Aller. Carl Ruf erschien; und man nahm ihn wohl auf. Man erkennt bald in ihn den Mann, welcher mit dem Boden, auf welchem er steht, vertraut ist, doch ist, meiner Meinung nach, kein entscheidendes Urtheil über seine Kunstleistungen auszusprechen. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir hier die Bemerkung: daß man bei den 3 ersten Rollen eines Neuangetretnen, überhaupt vorsichtig im Applaudissement wie auch im Absprechen über seine Fähigkeiten seyn möge; selten kann man nach diesen gewählten Rollen ihn beurtheilen, und über seinen wirklichen Beruf zur Kunst Resultate schließen. Bremens wohlwollende Publikum hat durch ein oft zu genügsames Wesen, seinen eignen Genüssen geschadet durch zu raschen Beifall; den Musenjünger der sein eignes Fundament nicht kannte, im Wahn von schon erlangter Vollkommenheit bestärkt, und so die Bahn ihm verschlossen auf welcher der wahren Kunst allein nur nachgestrebt werden muß; dem sey nicht mehr also! Doch möge eben so wenig ein stets feindliches Benehmen gegen ihn störend auf sein Bemühen wirken; manches Schöne und Herrliche kann dadurch im Keime zerdrückt werden, das durch Toleranz (welche doch überall der plastischen wie der momentanen Kunst erst nachhelfen muß) auch wir unter unsern Augen können werden, reifen, und blühen sehen! — Man verzeihe mir diese Episode, und wende sich mit mir zum Amerikaner.„ — Er war ein sehr angenehmer Gast, wenn gleich nicht im Herbschen Hause, doch gewiß bei dem ganzen Publikum. Wohl thut es solche Charaktern so durchführen zu sehn. Und dieser Kaufmann! Dieser geldgierige Eisklumpen, der dann nur aufthaut wenn von fünfzig- oder hunderttausend Thälerchen die Rede ist! — wie wurde er so lebhaft und wahr uns vorgeführt! — die liebende, das wahre Glück ihrer Tochter nur beachtende Mutter — wie fein ihr Spiel bis zur letzten Entwicklung! — (beiläufig gesagt: ei that Verfasser dieses weh, die herzensgute Frau beständig in der Mantelverhüllung zu sehen, weil solche Verwahrung im Hause ihm Kränklichkeit ihrerseits fürchten ließ.) Die muntere fast verschmitzte Sophie — wie natürlich sie die beiden Liebenden aus mancher Verlegenheit riß! — kurz alle miteinander wetteiferten: den heitern Zweck dieses Stückes zu erfüllen, die angenehmste Unterhaltung dadurch zu gewähren.

„Der 24ste Febr." Schwer zu fassen bleibt es immer wie ein theologischer Redner dieses Erzeugniß einer fieberkranken Phantasie „(und ist der Stoff dazu auch ein Geschichtlicher) für die Oeffent-

lichkeit bestimmen mochte! — Wie grausend ergreift beinahe jedes Wort! Wie Eulen, und Uhu und Rabengekrächz durchschauert der Gesang Trudens! Wie erschütternd, die Haare auf dem Haupte emporsträubend sind Kunz Kuruths Wiederholungen des Vaterfluchs! — wie Angsterfüllend ist das Erscheinen des unglücklichen Sohnes unter seinen beiden von Gott und Menschen verlaßnen Eltern! wie grausam und entsetzlich der Sohnesmord! und die Anwendung des Gebets des Herrn unter solchen Umständen! bei solchen Zweifeln an göttliche Liebe und Vergebung! — und wie heißt denn endlich die Tendenz all' dieser vorgeführten Scenen voll Graus und Mord? Das Theater soll für uns nach beendigtem Tagsgeschäfte ein Erholungsort werden, soll uns angenehm unterhalten: in seiner höhern Würdigung aber, soll es eine Schule der Bildung und Moral für uns seyn. In diesem Falle weihen wir denen uns gleichsam bildlich wie in einem Spiegel gezeigten widrigen Schicksalen verkannter unschuldig leidenden eine Thräne, im erstern freuen wir uns einer wohlthätigen Erschütterung unsers Zwergfells, und wandeln vergnügt zu Hause; Aber starr und kalt wird das Blut in unsern Adern beim Anschaun solches Schauergemähldes voll unnatürlicher den Menschen entweihenden Scenen, und wäre es mit keckem Pinsel gleich meisterhaft entworfen. — Zu bemitleiden ist dann nur der darstellende Schauspieler der bis zur Erschöpfung sich noch anstrengen muß die Worte des Entsetzens über seine Lippen zu bringen.

„Kabale und Liebe." Der unsterbliche Geist des hochverdienten Dichters zürnt gewiß nicht ob der Rüge, welcher dieses sein Geisteswerk bei der jedesmaligen Aufführung desselben, nicht entgehen kann. Würde auch jede einzelne Rolle auf das Treffendste und Trefflichste anschaulich gemacht, immer mangelhaft muß das Ensemble bleiben, durch so manche damit verflochtne und doch Naturwidrige Scene. In Hinsicht der diesmaligen Darstellung dieses Stücks, verdient die Ausführung der Rolle des Secretair Wurm gewiß der rühmlichsten Erwähnung. Die „Kunstansicht" kein Vorurtheil beachtend, keinen fremden Zungen nachlallend, giebt dem Darsteller derselben das aufrichtigste Zeugniß, daß sie phisiologische Kenntniß, und zwar für das schwerste Fach, bei ihm fand, und daß der Beifall, welcher ihm erst am Ende des Trauerspiels, wo er sein Sprachorgan in laute Thätigkeit setzte, zu Theil wurde weit eher schon in der Scene des Briefdiktirens, mit Recht, seiner trefflichen Mimik wegen, ihm gebührt hätte. Im Stadtmusikus Miller zeigte sich uns der bekümmerte nichts ahnende Vater, durchdacht, wahr, und kräftig. Lady Milford giebt uns über ihre Darstellerin dieselbe Ansicht, die schon früher als Elvira, und Tamira ausgesprochen wurde; Louisens tragische Declamation war fehlerlos. Wie sehr wird diese junge Schauspielerin gewinnen, wenn sie mehr und mehr von dem zu pathetischen, welches für jede Rolle nicht paßt, sich entwöhnt; da es noch überdieß so leicht irrigerweise für Affectation genommen werden kann. Ferdinand konnte dem Verfasser dieses, im Vergleich mit früher gesehenen Darstellungen, des liebenden Schwärmers dießmal nicht genügen; auch vermißte man jene sanfte Modulation der Stimme, in den ersten Unterhaltungen mit seinem Mädchen, die in manchen Momenten auf diese wie auf das Publikum wirken muß. Das Spiel der andern Personen — welche auch durchaus keine Nebenfiguren sind — stützte das Ganze; nur paßte sich so wenig, das nie zu verläugnende ehrliche Aeussere des zeitigen Präsidenten, noch seine treuherzige Sprache zu seiner, übrigens richtig genommenen Rolle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Stinkratze.

— Man schreibt aus dem Marnedepartement, daß in dem Dorfe Laisy sich eine Stinkratze, eine Art Marder oder Wiesel, in ein Haus eingeschlichen hatte, wo man zwei Kinder, eins von 6 Wochen, das andere von 8 Monaten, in einer Wiege allein zurückgelassen hatte. Das Thier sog ihnen das Blut aus, so daß das jüngste Kind auf der Stelle starb, und das andere wenig Hoffnung gab, gerettet werden zu können. Es scheint, letzteres habe sich vertheidigt, indem seine Hände verwundet waren. Als die Mutter nach Hause zurück kam, fand sie das Thier auf der Wiege eingeschlafen, und schlug es todt.

Das Urtheil.

Jürgen.

Weißt Du es schon, daß Claus ist condemnirt,
Weil er des Desertirens überführt;
Daß Claus, sag' ich, der arme Tropf!
Soll haben eine Kugel vor den Kopf?

Casper.

Dies Urtheil ist gelind, und Claus
Sieht ganz gewiß dazu nicht sauer aus:
Denn, kriegt er nur die Kugel vor den Kopf,
und nicht hinein;
Kann er dabei ganz ruhig seyn.

Buchstaben-Räthsel.

Mit a drückt's,
Mit i berückt's,
Mit u erquickt's.
Wer's Erste nie gefühlt,
Das Zweite nie gespielt,
Das Dritte nie erzielt,
Der müßte wohl, mit Ja und Nein,
Ein Hans Puff oder Langohr seyn.

Verbesserungen in Nro. 10.

S. 80. Sp. 2. Z. 5. Anstatt: seinen Tadel, — seinen Takt. weibliche Ehen. — weibliche Ehre.

№ 12.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 8. Februar. 1818.

Eine Wohlthätigkeitsanstalt in Bremen.

(Aus dem Lüneburger Wochen- und Intelligenzblatt.)

In Bremen, wo so manches Gute gedeiht, besteht bereits seit 13 Jahren eine Anstalt, die man selten, ja einzig in ihrer Art nennen kann, ob es gleich leicht zu bewirken und sehr zu wünschen wäre, daß sie in andern bedeutenden Städten Nachahmung fände. Nur diese Hoffnung leitet dem, der dieses schreibt, und, in weiter Ferne von Bremen wohnhaft, nur zufällig jene Anstalt kennen lernte, die Feder, um, bei der bescheidenen Verborgenheit, worin die Anstalt sich bisher zu erhalten wußte, dabei von dem Grundsatze ausgehend, daß es in gewissen Fällen Pflicht ist, „das Licht nicht unter den Scheffel zu verbergen, sondern solches leuchten zu lassen vor den Leuten“ die Aufmerksamkeit derer auf dieselbe zu lenken, in deren Gewalt es steht, etwas Aehnliches zu Stande bringen.

Drei junge Handlungsgehülfen, gewöhnlich Contoiristen genannt, vereinigten sich nämlich im März 1804 zu dem schönen Zwecke einer kleinen Wohlthätigkeitsanstalt, zur regelmäßigen Geldunterstützung für alte, kranke Nothleidende; die hauptsächlich nur aus Contoiristen bestehen sollte. Auf die Einladung bei ihren Bekannten wuchs die Gesellschaft schnell zu der Zahl von 70 Mitgliedern an, und es wurden wöchentlich fast 5 Rthlr. eingenommen und zweckmäßig vertheilt. Wie es aber zu gehen pflegt: manche dieser jungen Leute veränderten ihren Wohnort; andere, für welche nur das Neue der Sache Reiz zu haben schien, verließen die Gesellschaft; selbst zwei der Stifter waren genöthigt, ihrem Berufe ausserhalb Bremen zu folgen. Die Gesellschaft entstand, blühte, welkte und schien dem Absterben nahe: besonders drohte ihr die Gefahr des gänzlichen Unterganges unter der drückenden Franzosenherrschaft. Gleichwohl erhielt sie sich; und das fremde Joch war nicht sobald abgeschüttelt, als sie sich vollends ermannte, merklich wuchs und dem ursprünglichen Ideale der braven Stifter, sämtliche Contoiristen in Bremen zu ihren Mitgliedern zu zählen, durch den unverdrossenen Eifer der damals an ihrer Spitze stehenden Mitglieder möglichst nahe kam.

Einen besondern Namen hatte die Gesellschaft in den ersten Jahren ihrer Bildung nicht; erst später nannte sie sich den Verein zum Wohlthun. Auch bestimmte Gesetze gingen ihr anfänglich ab, und nur nach mehrjähriger Erfahrung wurden einige Verhaltungsregeln entworfen, die bald diese, bald jene, durch Zeiten und Umstände gebotene, Abänderungen erhielten. Das Eigenthümliche aber, wodurch dieser Verein sich auszeichnet, ist etwa folgendes: die Vorsteher, deren Zahl sich nach der jedesmaligen Größe der Gesellschaft und der Menge der Geschäfte richtet, suchen die Armuth selbst auf, erkundigen sich, ohne die Absicht sogleich merken zu lassen, persönlich nach allen Umständen, theilen die monatlichen Beiträge selbst aus, ohne sich genau an Tage oder Stunden zu binden, um auf diese Art überraschen und Menschen und Umstände desto richtiger beurtheilen zu können. Die Größe der Beiträge sind dem Gutfinden eines jeden Mitgliedes überlassen und dürfen nicht drückend oder beschwerlich fallen. Halbjährig werden sie von den Vorstehern eingehohlt. Die Gesellschaft wirkt nur im Stillen, meidet alles Aufsehen, und hat keine andere Absicht, als anspruchlos Gutes zu thun und zu erquicken. Durch die von Zeit zu Zeit an die neu angekommenen Contoiristen ergangene Einladungen ist die Zahl der Mitglieder bis auf 275 gewachsen. Einige derselben leiten das Ganze. Diese wählen ihre Mitarbeiter selbst und ihre gemeinschaftlichen Beschlüsse haben Gesetzes Kraft. Die Stadt ist in 5 Bezirke eingetheilt, deren jeder seinen Vorsteher hat. Dieser besorgt alles, was in seinem Bezirke nöthig thut, untersucht die zur Unterstützung empfohlnen, berichtet darüber, vertheilt die monatlichen Gaben u. s. w. Monatlich kommen alle Vorsteher einmal zusammen und berathschlagen sich über das Beste der Anstalt. Halbjährlich ist eine besondere Zusammenkunft zur Rechnungsablegung und Vertheilung der Einkassirung der Beiträge, von welchen jeder Vorsteher einen Theil übernimmt. Bei Einforderung der Beiträge wird berichtet über die Resultate des Rechnungsabschlusses u. s. w. Zwei Glieder des Vereins, die nicht Vorsteher sind, sehen die Rechnungen nach und bescheinigen ihren Zustand.

Im December des vorigen Jahres betrugen die regelmäßigen Unterstützungen des letzten Halbjahres von 1817 die Summe von Rthlr. 331 36 Grote, die außerordentlichen Rthlr. 33 54 Grote. Es wurden davon 113 Familien, theils regelmäßig des Monats mit $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Rthlr., theils den Umständen nach außerordentlich unterstützt. Eingenommen wurden von 234 Mitgliedern Rthlr. 462 4 Grote in regelmäßigen Beyträgen von 1 bis $2\frac{1}{2}$ Rthlr. halbjährig nebst Rthlr. 16 18 Grote in außerordentlichen Geschenken. Mit dieser Summe werden die Bedürfnisse vom Januar bis Juni 1818 bestritten, indem immer beim Anfange eines neuen halben Jahres die in ihm zu verwendende ganze Summe bereits einkassirt seyn muß. Durch einen aus früheren Jahren herrührenden Ueberschuß wurde diese das Ganze sehr erleichternde Einrichtung möglich, indem vorhin die jedesmaligen Einnahmen sogleich auch vertheilt wurden. Noch besitzt die Gesellschaft für Nothfälle einen Sparpfennig von Rthlr. 450 1 Groten. Seit Entstehung des Vereins 1804 bis Ende Dec. 1817 sind durch denselben Rthlr. 4892 65 Grote zu wohlthätiger Absicht verwendet.

Man erlaubt sich die Frage: wo besteht ein ähnlicher Verein junger, nicht eingebürgerter, großentheils ausländischer Handlungsgehülfen zum Trost und zur Hülfe für abgelebte, kranke Nothleidende? Macht eine solche Anstalt nicht dem

Kopf und Herzen dessen oder derer, welche die erste Idee dazu hatten, große Ehre? Wirft sie nicht ein schönes Licht auf alle, die deren Glieder sind? Ist es zu viel, wenn man sie zu den guten Zeichen der Zeit, und zu den Beweisen zählt, daß heutiges Tages auch junge Leute nicht ganz, nicht allenthalben von dem Leichtsinne und der Vergessenheit der Alten beherrscht werden, deren man sie so gern beschuldigt? — Mögen sich auch außerhalb Bremen in andern großen Handelsstädten recht viele ähnliche Vereine bilden! — —

Frühlingstage der Kindheit.

(Fortsetzung.)

III.

Wilhelm trank nie ohne Toast. So hatte es ihn der Kapitän gelehrt.

„Wie kann Wasser solche große Dinge thun" sagte der Kapitän oft, wenn vom Weintrinken gesprochen wurde. „Das Wasser thut es freilich nicht, sondern das Wort der Weihe, so über das Wasser gesprochen wird; und so ist es auch mit dem Weine; den wärmt auch die Weihe des Wortes und des Gesanges; und muß ich ganz allein trinken, so gehört wenigstens jedes Glas einem großen oder einem guten Menschen. — Na Wilhelm, wer soll heute leben.?" —

Der kleine Blondkopf hob das Glas und rief:

„Dädalus, Archimedes und die Tante!"

Er trank im Enthusiasmus das Glas in einem Zuge aus, stauchte es kräftig auf den Tisch und wollte nun zu seinen Tauben. Alle drei mußten laut lachen: der Oberamtmann fragte:

„Wie kommt die Tante mit Dädalus und Archimedes zusammen?"

„Dädalus der Athener," antwortete der freundliche Kleine mit funkelndem Auge, „erfand Anno 1260 vor Christo, das Winkelmaaß, die Bleischnur und den Mastbaum; das ist der Schutzpatron des Onkels. — Archimedes von Syrakus, ein tausend Jahr später, den Lehrsatz vom Verhältniß des Cylinders zur Kugel: das ist mein Schutzheiliger, der lehret die Tante, daß die Stadtkinder bloße Cylinder sind."

„Und du" rief der Onkel von höchster Freude entzückt, dem Knaben nach, der schon zum Zimmer hinaus war und zu seinen Nestern hüpfte, „und du die Kugel, die sich immer fort drehen wird, durch unendliche Räume, um das Licht der ewigen Klarheit und Wahrheit!"

„Amen!" fiel die Tante etwas ärgerlich ein, die für ihren ungerechten Tadel, mit dem sie gegen Wilhelms Wissen zu Felde gezogen war, sich empfindlich bestraft fühlte.

„Der Junge ist hinaus, Tante, jetzt lassen Sie mich über ihn sprechen. Tante, Sie haben die Kur verloren. Vergleichen Sie mir ihn nicht in seiner Gegenwart mit andern Kindern. Fällt ihr Vergleich zu seinem Vortheil aus, so wird er übermüthig; im Gegentheil verliert er das Zutrauen zu sich selbst. Beides ist gleich schädlich; und im ersteren Falle verderben Sie ihn sogar für seine künftige Welt. Hörten Sie, wie er auf die Stadtkinder loszog? — daran war niemand Schuld, als Sie. Warum thaten Sie ihm Unrecht? warum hoben Sie die Kinder der Stadt auf Kosten seiner Ehre über ihn hoch, gewiß zu hoch empor? Ich habe nun Monate lang zu thun, um das Vorurtheil gegen die Stadtkinder ihm aus den Sinn wieder zu bringen. Die verteufelte Idee des Cylinders wurzelt nun bei ihm fest; ich muß selbst lachen über den Einfall. Die Standgefäß-

se bei den Apothekern sind auch Cylinder, und so kommen mir auch die Stadtkinder vor. Alle blank und schön von außen und bis an den Rand voll. Aber Gott verdamme mich, mein Crystallkrug voll Porterbier ist mir denn doch lieber, als alle die Cylinderbüchsen. Durch den kann ich doch durch und durch sehen; dort nicht."

„Aber das werden sie mir doch zugeben," entgegnete die Tante, „daß man in der großen Stadt tausendmal mehr Gelegenheit hat, die Talente eines Kindes zu entwickeln, als auf dem Lande?"

„In der großen Stadt? Was nennen Sie denn eine große Stadt?"

„I nun, unsere Residenz ist doch kein Nest?"

„Ein Dorf, ein bloßes Dorf ist sie. Kömmt es Ihnen durchaus auf die Größe an; so müssen sie den Jungen nach Miacao, oder nach Nanking, am besten aber nach Pecking senden. Miacao und Nanking zählen jedes eine Million Einwohner. Pecking aber zwei Millionen. Sehen Sie, das ist ein Städtchen! Da sollten Sie das Treiben und Leben und Weben sehen, das Wickeln und Bewickeln und Umwickeln und Hinein- und Herauswickeln und Verwickeln und Entwickeln. Nein, Tantchen, lassen Sie den Jungen auf dem Lande. Er soll in die Stadt. O ja. Er soll tausend und aber tausend Städte sehen. Er muß in Hindostan so gut zu Hause seyn, wie in der Wüste Biledulgerid; in Esequebo, wie auf der Insel Owaihi und auf dem Descabessado in Chili, wie auf seinem Taubenboden auf unserm Hofe. Glauben Sie nur, Tantchen, in zehn Jahren läßt sich das bischen Erdball dreimal umreisen und eher sollte sich kein Mensch, wenigstens kein Junge auf seine Hufe setzen, denn der Mensch muß sich umsehen in der Welt; Gott schuf sie ja; er schuf sie nur für ihn, die schöne, große, weite Welt. Also verlassen sie sich darauf, Tante; Wilhelm soll alle große Städte sehen, und in jeder soll er etwas lernen, aber ich begleite ihn. Da will ich ihm den Fleck zeigen, wo ich in Westindien im Gesicht der karaibischen Inseln, die Flintenkugel in die linke Achsel bekam; und auf Teneriffa, will ich die Kirche des heiligen Franziskus mit ihm besuchen; dort liegt dicht an der Mauer bei der kleinen Thüre, hier meine liebe rechte Hand begraben."

Er sah mit stiller Wehmuth auf seinen Stummel herab, der in einer breiten schwarzen Binde hing. An Sonn- und Festtagen war diese Binde von Sammet; unten in der Breite, in welcher der Arm ruhte, war ein Eichenkranz in Gold gestickt, mit dem bekannten englischen Wappenmotto;

„Honny soit, qui mal y pense!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Rieſenteleskop.

Oeffentliche Blätter haben uns vor Kurzem gemeldet, daß Lucian Bonaparte, ein trefflicher Mäcen und reicher Besitzer großer Kunstwerke, unter andern jetzt auch das große Herschelsche Rieſenteleskop an sich gekauft habe. Es wird nicht uninteressant seyn, wenn wir uns bei dieser Gelegenheit in's Gedächtniß zurück rufen, was es mit diesem kostbaren und in seiner Art einzigen Instrumente für eine Bewandniß habe, und wie es mit Recht verdient, der Rieſe aller Teleskope in der Welt genannt zu werden.

Teleskope unterscheiden sich dadurch von Perspektiven oder Sehröhren, daß sie metallene concav geschliffene Spiegel haben, welche die sich darin abbildenden Gegenstände, gleich jedem andern Spiegel, jedoch ungeheuer vergrößert zurück

geben. Weil aber der Spiegel unten im Grunde des Rohres liegt, und der Beobachter, wenn er oben hinein sieht, sich die Bilder der Gegenstände selbst verdunkelt oder ganz wegnimmt, so hat man diesem Hinderniß auf mancherlei Art abzuhelfen gesucht. — Dieses ist nun aber dem berühmten William Herschel in England am besten gelungen. Er gab nämlich dem Spiegel in der Röhre eine solche Stellung, daß der Brennpunkt desselben nicht nach der Are oder Mitte der Röhre, sondern nach dem untern Rande der obern Oeffnung fällt. Dorthin stellt also nun der Beobachter sein Ocularglas und beobachtet bei vollem Lichte die im Spiegel abgebildeten Gegenstände, indem ihr Bild mit seinen Lichtstrahlen ungehindert über seinen Kopf hinweg in die Röhre hineinfällt. Die Größe und Beschaffenheit des Herschelschen Teleskops ist nun folgende:

Die Röhre ist 39 Fuß 4 Zoll (also fast 20 Ellen) lang und 4 Fuß 10 Zoll weit. Sie ist von geschmiedetem Eisenblech und wiegt über 4000 Pfd. Der unten im Grunde liegende Brennspiegel hat 49½ Zoll im Durchmesser, ist 3½ Zoll überall gleich dick, wiegt 2118 Pfund und wird bei jeder Beobachtung frisch geputzt hineingesetzt. Er besteht aus einer Zusammenschmelzung von Kupfer, Zink, Spiegelglas und Arsenik. Weil nun aber ein so ungeheures Instrument eine weitläuftige Maschienerie erfordert, mithin in einem Gebäude unmöglich aufgestellt werden konnte, so ließ Herschel unter freiem Himmel ein eignes Gerüste dazu verfertigen. Die Höhe dieses Gerüstes war 25 Ellen. Das Ganze, das aus Säulen, Leitern, Stangen und Ketten bestand, bildete eine Art Pyramide. Sein Fußgestell ruhte auf 20 beweglichen Rollen, die sich um einen starken Bolzen drehten. Denn es ist Erforderniß, daß sich ein solcher Körper mit Leichtigkeit und Sicherheit hin- und herrichten lasse. Der Fußboden war von Backsteinen mit höchster Genauigkeit wagerecht ausgemauert. Beide einander gegenüberstehende Seiten des Gerüstes wurden durch zwei Leitern gebildet. Das Ganze, ob es gleich aus so vielen Theilen zusammengesetzt war, hatte dennoch eine Festigkeit, daß es durch keinen Stoß eine merkbare Erschütterung erleiden konnte. Die Röhre selbst hing in der Mitte des Gerüstes an Ketten und Seilen, die insgesammt in Globen liefen. Durch sie konnte die Röhre sehr bequem nach allen Richtungen, sowohl auf- als ab-, als auch vermittelst der Fußrollen seitwärts bewegt werden, und zwar wurde dazu so wenig Kraft erfordert, daß ein einziger Frauenarm hinreichte. An der obern Mündung des Teleskops befand sich ein hölzerner Gitterkorb, in dem der Astronom saß. Unten auf dem Grundgestell waren zwei Behältnisse oder Häuschen befindlich, die zum Aufenthalt der beiden Gehülfen des Astronomen dienten. In dem einen saß der, welcher die Beobachtungen mit der, nach sehr genauen astronomischen Pendel-Uhren bemerkten Zeit niederschrieb, in dem andern der, welcher das ganze Werk, nach dem Verlangen des Astronomen, hin- und herrichtete.

Der Kostenaufwand bei diesem großen optischen Werkzeuge, welches zu Slough, 20 englische Meilen von London, aufgestellt war, betrug 12000 Thaler, die der König hergab. Die Wirkungen desselben sind erstaunlich. Es vergrößert die Fixsterne dreitausendmal. Herschel entdeckte dadurch nicht nur viele vorher noch unbekannte Fixsterne und sah oft innerhalb einer Stunde mehr als 50,000 Sterne durch sein Gesichtsfeld laufen, sondern er that auch dar,

das die sogenannten Nebelflecke aus lauter Sternen bestehn oder Sternhaufen sind, mithin aller Wahrscheinlichkeit nach für eigne Milchstraßen-Systeme gehalten werden können. Als Gehülfe diente ihm vorzüglich seine Schwester, die sich, gleich ihm, ganz der Astronomie weihte.

Um solche Summe Lucian dieses herrliche Instrument an sich gebracht haben mag, ist nicht bekannt worden; allein es läßt sich denken, daß er es den reichen Engländern, die solche Kunstwerke gut zu schätzen wissen, nur um eine bedeutende Summe werde haben entreißen können, obgleich in der Folge mehrere Exemplare davon in England und wahrscheinlich noch vervollkommnet, gefertigt worden sind.

Der Diamant.

(Mährchen; frei nach Voltaire.)

(Fortsetzung.)

Angekommen im Sitz des Nabobs, erfuhr er, daß dieser beschlossen habe, seine Tochter, auch gegen ihren Willen, in wenigen Tagen mit Kikelo zu vermählen, weil er den Stein geschafft und er demselben sein fürstliches Wort gegeben habe.

„Das dulde ich nicht!“ schrie er. „Olwai muß die Meinige werden. Kikelo hat mir zwar den ächten Edelstein stehlen lassen; aber da man meinen falschen nicht von seinem ächten unterscheiden kann, so will ich als sein Mitbewerber um die Prinzessinn auftreten, und ich werde den Preis davon tragen; die Liebe wird mich stärken und leiten!“

Mit diesem Entschluß eilt er in den Pallast des Nabobs, wirft sich vor diesem zur Erde, und ruft: „Mächtigster Herr! Der Himmel bedeckt Eure Tage mit Ruhm und Glanz, aber Prinz Kikelo ist ein Schurke! Hier ist der Diamant Eurer holden Prinzessinn Tochter, den ich Euch wieder bringe. Nehmt ihn zurück und gebt mir dafür die Hand der angebeteten Olwai.

Der Nabob, der ohnehin nicht schwer am Verstande geladen hatte, wie das auch dem besten Menschen geschehen kann, befand sich in der lebhaftesten Verwirrung. Dieser Vorfall hatte ihn so verblüfft, daß er kein Wort zu sagen, keinen Gedanken fest zu halten vermochte. Er lächelte ungewiß, und beschloß erst, als sein erster Minister ihm etwas ins Ohr geraunt hatte, den Prinzen Kikelo rufen und sich noch einmal dessen Edelstein zeigen zu lassen, den der Prinz erst am Vermählungstage einliefern sollte. Er wollte beide Steine vergleichen.

Kikelo übergab ihm den Diamant. Er betrachtete diesen und Zorads Stein lange, hielt sie neben einander, und schüttelte gnädiglächelnd das Haupt. Hierauf gingen die Steine von Hand zu Hand im Kreise der Staatsbeamten und Höflinge herum, und jeder kopfschüttelte und lächelte wie der Nabob, bis dieser die beiden Kleinodien wieder in der Hand hatte.

Das ist ein heillos verwickelter Handel! sprach jetzt Nabob Bibeah. Ich habe nur eine Tochter, hier sind aber zwei Diamanten und da stehen zwei Freier. Einer der Steine ist unächt, und einer der Freier ist ein Schelm. Saget mir, Prinz Kikelo, seyd Ihr ein Schelm oder der Andere da?

Beide versicherten, daß sie ehrliche Leute wären, und jeder behauptete, sein Stein sey allein der ächte. Bibeah befand sich in großer Verlegenheit. Noch eins, sagte er, nachdem er mit dem Minister gesprochen hatte, wer es mir jetzt freiwillig gesteht, daß er mich hat betrügen

wollen, den will ich begnadigen und bloß über die Grenze bringen lassen. Kömmt es aber heraus nach heraus, so muß der Betrüger unter Martern sterben. Nicht wahr, Morad? Und Minister Morad nickte und sprach: Ja, er muß sterben!

Beide schwiegen, und der Nabob ward vor Verlegenheit ganz zornig. Da trat Zorad vor, und sprach nach einer Verbeugung! „Erlaubt mir, mächtigster Herr, daß ich ein Mittel vorschlage.“ Bibeah nickte freundlich. Zorad fuhr fort: „Gestattet, daß der Handel nach der Sitte der Europäer entschieden werde. Laßt uns um die Prinzessinn öffentlich kämpfen. Der Gerechte hat Muth und Kraft; wer seinen Gegner erschlägt, ist im Besitz des Rechts! Der Tapferkeit gebührt das Glück.“

„Ja, das ist vortrefflich,“ sagte der Nabob, nachdem Morad ihm beifällig gewinkt hatte. „Wer den andern umbringt, der hat ganz natürlich Recht. Er soll von dem Besiegten den Diamant und dessen Waffen, wie es bei uns Sitte ist, erben, und mein Eidam seyn. So ist's gut. Nicht wahr, Morad?“

So ist es allerdings gut! entschied der Minister.

Bibeah war sehr neugierig auf das Schauspiel eines solchen Zweikampfes, und konnte kaum den Anfang desselben erwarten. Er befahl, daß der Waffenstreit auf einem freien Platz am Schlosse sogleich gehalten werden solle, damit er von seinem Fenster Zuschauer der Balgerei sein könne. Auch ließ er, auf Morads Rath, die Hauptstädter durch Trompetenschall zu dem Turnspiel einladen. „Wenn man dem Volke je und je etwas zu schauen giebt,“ flüsterte der Minister dem Fürsten zu, „so vergißt es eine Zeitlang daß es wenig oder nichts zu kauen hat!“ welche naturhistorische Bemerkung der Nabob eben so richtig fand, wie alles, was Morad sagte.

Die Nebenbuhler gingen nun hinab nach dem bestimmten Kampfplatze. Auf dem Geländer der Treppe, die sie hinunter stiegen, saß ein Rabe und eine Elster. Und der Rabe krächzte ihnen zu: „So recht, schlagt Euch, schlagt Euch!“ Die Elster aber schrie: „Schlagt Euch nicht, schlagt Euch nicht!“

Zorad lächelte, Bibeah lachte laut über den Spaß, Kikelo aber zitterte bei dem letzten Rufe, denn er achtete sehr auf solche Dinge, und hielt die Elster für eine Wahrsagerinn.

Die Leibwacht schloß einen Kreis, und an denselben drängte sich eine große Volksmenge. Als der schöne Jüngling Zorad in den Kreis trat, rief alle Welt: „Ei, welch ein liebenswürdiger junger Mensch! Ach, wenn der doch siegte!“ — Als aber der Prinz Kikelo, mit seinem kleinen Ueberfluß an der linken Schulter, ihm folgte, sagten alle Leute: „Der da? Den steckt der Jüngling in die Tasche!“ und hohnlachten so laut, daß der Prinz es hörte und sich ein braunes Gesicht ärgerte.

Der Kampf begann, Zorad versetzte dem Kikelo einen kräftigen Hieb, und der Getroffene knickte ein wenig ein; als aber jener zurück trat, um einen neuen Streich vorzubereiten, kam ihm etwas zwischen die Füße; er stolperte und fiel. Die Menge schrie laut auf: „O weh!“ Doch der Stürzende raffte sich schnell wieder auf, und gab dem Kleinen, der ihm eben eins versetzen wollte, eine so gewaltige Kopfnuß mit seinem Säbel, daß Kikelo, wie vom Blitz getroffen, zu Boden stürzte, alle Viere von sich streckte und, in seinem Blute sich wälzend, verschied. Da erhob sich ein ungeheures Freudengeschrei im Volke. Hier rief man eine Art von Vivat,

dort eine Art von Hurrah, daß man es weit und breit hörte.

Der Nabob lachte sehr gnädig, als Kikelo am Boden herum kugelte. „Das ist ein Mordmensch!“ geruhte er zu urtheilen, „er soll mein Kind haben und Oberfeldherr seyn, weil er das Schlagen so trefflich versteht. Nicht wahr, Morad?“

Morad bewilligte das und sprach: Ein Mann, der das Schlagen so versteht, ist auch ein guter Fürst. Gewiß besitzt er den ächten Diamant.

„Sicher!“ betheuerte Bibeah. „Er hat es bewiesen, denn er hat den Prinzen ja mausetodt geschlagen! Nicht wahr, Morad?“ Der Minister nickte, und alle Höflinge riefen: Heil dem Besitzer des Edelsteins, dem Sieger, dem Bräutigam unserer schönen Prinzessinn Olwall.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blauer Dunst.

Es sagt mit wenig Worten viel
Der kluge Mann und trifft sein Ziel.
Mit vielen Worten nichts zu sagen,
Gesellschaftston macht's oft zur Kunst,
Und, mag's dem Stutzer auch behagen,
Es ist der wahre blaue Dunst.

Unglaubliche Grabschrift.

Hier liegt ein Wunder der Natur
Der Frauen schönste, der von allen
Gehuldigt ward, sie aber wollte nur
Dem Ehemann gefallen.

Anekdoten.

Nach dem Leben.

Ein Landmann fragte neulich in einem Buchladen nach einer Reformationsgeschichte. Aber welche? es giebt deren sehr viele, war die Antwort. Und der Landmann, mit der Hand das Quartformat bezeichnend, sprach: Eine viereckige.

Der verstorbene Herzog von Buckingham klagte einem reichen Geizhals die mißliche Lage seiner Vermögensumstände, und fragte ihn, wie er sich vom Verderben retten könne. Leben Sie wie ich, sprach jener. O, antwortete der Herzog, das kann ich, wenn ich zu Grunde gerichtet bin.

Das kleine Lottchen ward von der Mama, in Staats-Angelegenheiten, zu der Putzmacherinn geschickt, die ihren Tagedieb von Mann, durch Fleiß und Anstrengung ernährte. Das Kind trat ein, fand eben nur diesen zu Hause und fragte schüchtern „ob hier der Herr Putzmacher wohne?“

Im Schlafe gestört, fuhr er aus dem Lehnstuhl auf und rief geärgert — „Herr Putzmacher? dummes Zeug!“

Lottchen erschrack; sie fragte in der Angst — „Was macht er denn?“

Anfrage.

(Eingesandt.)

Im Bürger-Eid beschwört man hier die Tafel und die Eintracht, beide in alt Plattdeutschem geschrieben, das den Meisten durchaus unverständlich ist. Hat man diese nicht in hochdeutscher Sprache und wo ist selbige zu bekommen?

Räthsel.

Wer war sonst Knecht beim Hohen Priester,
Und lebt jetzt als Finanzminister?

Auflösung des Räthsels in Nro. 11.

Last — List — Lust.

N: 13.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 12. Februar. 1818.

Ein Paar Worte über die Königin Christine von Schweden, und über ihr Betragen gegen die Stadt Bremen.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Die Königin Christine von Schweden war ein geistvolles und gelehrtes Weib; sie freute sich des Umgangs gelehrter Männer und des Ruhms, eine freigebige Beschützerin der Wissenschaften zu heissen. Wenn er ihr doch immer genügt hätte! War es Langeweile auf dem Throne eines Volkes, das zu glänzenden und feinen Festen wenig geschickt war, oder Begierde bei der Mit- und Nachwelt durch Verachtung der Herrschaft unsterblichen Ruhm zu erwerben, sie legte die Krone nieder, und ward katholisch, um in Rom zu leben. Allein weder die Kunstschätze dieser berühmten Stadt, noch der Glanz des französischen Hofes unter Ludwig XIV, noch die Ehrenbezeugungen der bewundernden Welt, weder die geschäftlose Freiheit des Privatstandes, eben so wenig, als die großen Pflichten eines Thrones, füllten ihre unruhige Seele aus: weil sie sich nicht zu mässigen und ihren Geist auf einen löblichen Zweck zu richten wußte, starb sie, sich und andern zur Last, bei ihrem Leben schon von der Welt vergessen; obgleich in einem hohen Alter, doch ohne eine Spur ihres Daseyns zurückzulassen.

Gegen die Stadt Bremen benahm diese Königin sich mit einer großen Feinheit: Ich will hievon nur einige Züge erzählen:

Wie gleich nach dem Westphälischen Frieden, wodurch die Erzstifter Bremen und Verden an die Krone Schweden gefallen waren, vorzüglich durch einige bedenkliche Aeusserungen des Kanzlers Oxenstierna die alten Ansprüche der ehemaligen Erzbischöfe an die Stadt Bremen begannen erneuert zu werden und hieraus sich der Keim zu den in der Folge so weit geführten Streitigkeiten über Bremens Freiheit entwickelte, so hielt die hierüber besorgte Stadt es für gerathen, eine Gesandschaft an die Königin Christine zu senden.

Die Senatoren und Doctoren Jacob Hüneken und Conrad Schnelle wurden am 2ten

Juni 1649 mit dem Auftrage nach Stockholm gesandt, der Königin wegen des geschlossenen Friedens und der dadurch erworbenen deutschen Provinzen Glück zu wünschen, ihr das Interesse der Stadt Bremen zu empfehlen und sie zu ersuchen, dieselbe im ungestörten Besitze ihrer Freiheit und Gerechtigkeiten zu lassen, die Bremischen Bürger nicht mit Anlegung neuer Zölle und Auflagen zu beschweren, vielmehr die unter dem König Gustav Adolph eingeführten Zölle wiedereinzuziehen.

Diese Gesandten kamen am 6ten Juli zu Stockholm an; Am 10ten d. n. M. wurden sie zu einer persönlichen Audienz bei der Königin, in deren mit 6 Pferden bespannten Kutsche durch den Ceremonien-Meister Erich von der Linden nebst 4 Hofbedienten und vielen Läufern abgeholet. In Gegenwart mehrerer fremder Gesandten und Hofdamen trugen sie das, was ihnen aufgetragen war, der Königin vor, die mit der größten Huld und Gnade sie anhörte und sie dann mit dem nämlichen Ceremoniel wiederheimführen ließ. Am 14ten Aug. wurden sie durch einen Herrn vom Adel nebst 9 Hofbedienten in einer mit 6 Pferden bespannten Kutsche zu einer neuen Conferenz nach dem Schlosse abgeholet — an der Treppe von dem Königl. Secretär Guldenklauen und Schwalk empfangen und in die Königl. Rathsstube geführt, wo sie den Reichs-Kanzler Axel von Oxenstierna und Gustav Horn fanden, welche nebst dem gedachten Secretär von der Königin beauftragt waren, mit ihnen über das, was sie mündlich vorgetragen hatten, näher zu conferiren. Nach einer 4 stündigen Conferenz, worin die Königl. Commissarien alles anhörten; jedoch unter dem Vorwand einer ihnen mangelnden Instruction über nichts sich erklärten, wurden die Bremischen Gesandten unter dem vorigen Ceremoniel wieder entlassen. Erst am 18ten Sept. erhielten sie durch den Secretär Guldenklauen nebst 3 anderen Commissarien die Erklärung der Königin, daß von der Regierung zu Stade nichts widriges gegen die Stadt Bremen vorgenommen werden solle; wobei ein jeder der beiden Gesandten mit dem an einer goldenen Kette hangenden Brustbilde der Königin beschenkt wurde. Am 24sten Sept. erhielten sie bei der Königin eine öffentliche Abschieds Audienz und am 24sten Oct. kamen sie, durch leeres Hofgepränge — durch süße nichts sagende allgemeine Versprechungen und durch glänzende Geschenke geschmeichelt zurück, ohne daß der Erfolg den schönen Hoffnungen entsprach, welche das Huldvolle Betragen der Königin gegen sie, geweckt hatte; denn es ist wie die Geschichte der folgenden Zeit lehrt, für Bremen eine unendliche Reihe schwerer Leiden und Bedrückungen aus dem Verhältnisse hervorgegangen, worin es durch den Westphälischen Frieden mit der Krone Schweden gebracht wurde. Inzwischen entwickelte dieß traurige Schicksal für Bremen sich erst unter Karl dem 10ten dem Nachfolger Christinens. Sie selbst bahnte in den wenigen Jahren, worin sie während dieser Epoche noch regierte, mit der feinsten weiblichen Klugheit nur erst den Weg dahin, und versteckte ihre geheimen Absichten unter der Larve der Freundlichkeit, womit sie den Bremern dasjenige abzulocken suchte, was sie durch Gewalt und Machtgebothe von ihnen zu fordern, sich noch nicht getraute. Ein Beispiel hievon ist folgendes:

Wie sie durch ihren geheimen Rath, den berühmten Gelehrten Isaacus Vossius, welcher einige Zeit in Bremen verweilte, benachrichtigt wurde, daß die hiesige öffentliche Bibliothek einen kostbaren Schatz der seltensten Manuscripte, vorzüglich aus der kürzlich erst angekauften sehr reichen Büchersammlung des großen Staatsmanns

Melchior Goldast von Haimlsfeld besitze, so ward in ihr, da sie nach nichts mehr, als nach dem Ruhm einer Beförderin der Wissenschaften strebte, der Wunsch nach dem Besitze eines solchen Schatzes rege. Sie erließ daher am 18ten May 1650 ein äusserst gnädiges Schreiben an den Senat, worin sie in den freundlichsten Ausdrücken darauf antrug, daß derselbe ihr zur Gefälligkeit die von ihr bezeichneten Manuscripte, oder auch nur deren Abschriften überlassen möchte. Der Senat erklärte in einem Antwort-Schreiben unterm 6ten Juny d. n. J., daß diese Manuscripte zwar einen hohen Werth für ihn hätten, daß er aber demohngeachtet nicht ermangeln würde, ihr die gewünschten Manuscripte zu überlassen, sobald davon nur die Abschriften für die hiesige Bibliothek verfertigt seyn würden. Und am 3ten July d. n. J. meldete der Senat der Königin, die Abschriften seyen vollendet und er sey bereit, ihr die Manuscripte im Original zu überliefern. — Es wurden hierauf 28 höchst seltene Manuscripte an den von der Königin zu deren Empfangnahme beauftragten Kammer und Kanzeley Rath Niklas von Höpken abgeliefert und in einem Schreiben vom 7ten Sept. 1650 dankte die Königin dem Senat für diese ihr bewiesene Gefälligkeit in den gnädigsten Ausdrükken und versicherte demselben, ihm bei jeder vorkommenden Gelegenheit ihre Zufriedenheit darüber zu erkennen zu geben.

Der Diamant.

(Mährchen; frei nach Voltaire.)

(Fortsetzung.)

Der Gefeierte zog nun, wie es die Sitte gebot, den Wappenrock des Besiegten an, gürtete dessen Leibbinde um sich, setzte dessen Helm-Turban auf und nahm seinen Edelstein in Empfang. So als Sieger gerüstet, zog er, begleitet von einer großen Menge und unter Trompeten- und Paukenschall, nach dem Theile des Schlosses, den die geliebte Olwai bewohnte, um sich der Braut zu zeigen, und sie, wenn auch nur aus der Ferne, wieder zu sehen. Als man unter den Fenstern der holden Fürstentochter angelangt war, blieb man stehen, und die Menge rief: „Kommt, schöne Prinzessinn, und seht Euren künftigen Gemahl, der seinen Nebenbuhler besiegt hat!“

Olwai, die sich auf Befehl ihres Vaters in ihrem Gemache als Gefangene befand, fragte ihre Zofe: was das Geschrei sagen wolle? Diese wiederholte ihr den Ruf buchstäblich. Die Prinzessinn, ohnehin in der trübsten Stimmung, ward durch den Sinn dieser Worte noch mehr gereitzt. Sie ahnte die Anwesenheit des geliebten Zorad in Kaschemir nicht, und glaubte, es sey von Kikelo die Rede, von dem zudringlichen Krüppel, der ihr in den Tod zuwider war.

Ja, rief sie im bittersten Unmuth, ich werde ihn beschauen, um ihn noch stärker verabscheuen zu lernen! und trat an's Fenster. Zorad, in Kikelos Kleidern, stand dort unten: dieses Aeußere mußte sie täuschen; sie wähnte, den verhaßten Prinzen zu sehen. Der Anblick versetzte sie in eine verzweiflungsvolle Wuth.

Heil, Heil der schönen Prinzessinn und ihrem künftigen Gemahl! schrie das Volk.

„Warte, Du Abscheulicher„ rief sie, vom Zorn geblendet, „ich will Dich vermählen!“ Rasch zog sie den Pfeil hervor, den Zorad ihr in Kabul zum Geschenk gemacht hatte, schwang die Hand, und sprach: „Fahre, du guter Pfeil, in sein Herz, befreie mich von diesem Elenden!“ Und als sie diese Worte gesprochen, fuhr der Pfeil urplötzlich aus ihrer Hand, durchschnitt pfeifend die Luft und drang in Zorads Brust.

*

Mit einem Schrei stürzte der Jüngling zur Erde und regte sich nicht.

Das Schreckensgeheul des Volks schlug an das Ohr der Prinzessinn. Die übereilte That hatte ihren Grimm gemindert. Als das Volk wehklagte, ward sie aufmerksam; sie wußte, daß Niemand um Kikelos Fall trauern könne. Darum schauete sie jetzt verwundert hinab auf die Gestalt am Boden. Der Liegende schien ihr von längerem Wuchse, als der verhaßte Prinz; und als ihr Blick auf das bleiche Antlitz traf, da erkannte sie unter Schauern in ihm die Züge des geliebten Jünglings aus Kandahar. Wer malt ihr Entsetzen! Sie selbst hatte so grausam den Heißgeliebten getödtet, mit seinem eigenen Pfeile ihn ermordet. Geisterbleich und bewußtlos sank sie der Zofe in die Arme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Beerdigung unserer Todten.

(Eingesandt.)

Es ist schon so manches Gute über die zweckmäßigere Bestattung unserer Todten gesagt worden und vieles davon ohne Erfolg verhallt; allein der Gegenstand ist wichtig genug, um ihn immer wieder zur Sprache zu bringen. Es läßt sich freilich nicht in Abrede stellen, daß in den jüngsten Zeiten auch manche löbliche Verbesserung dabei eingeführt ist: dahin gehören hauptsächlich, an manchen Orten, die Verbote wegen zu früher Beerdigung, die Besichtigungen durch den Physikus, die Einführung der Leichenwagen, die Verlegung der Begräbnißplätze nach außen, das Aufhören der Beisetzung der Todten aus den privilegirten Klassen in den Kirchen, die Aufsicht auf die Grabmale, zur Verhütung falscher und geschmackloser Gedanken und Inschriften ꝛc.

Allein manche dieser Anstalten sind doch noch sehr unvollkommen, welches z. B. die Grabschriften eines ebenfalls unter solcher Aufsicht stehen sollenden Kirchhofs beweisen und man muß erstaunen dabei die Jahrszahlen 1815., 1816. zu lesen. Ich ehre jedoch die Erinnerung der Nachgebliebenen zu sehr, als daß ich hier einige davon anführen sollte; aber man überzeuge sich selbst und sehe, daß fast auf allen Denksteinen die gröbsten orthographischen und sinnentstellendsten Fehler anzutreffen sind; der Geschmacklosigkeit und des Unsinns mancher nicht zu gedenken. Dahin rechne ich auch das „Herr" womit man hie und da die Todten noch beehrt. Im Grabe hört denn doch wohl alle Herrschaft einmal auf, der Tod macht uns ja alle wieder gleich und man kann da füglich jene Formel der Anmaßung entbehren; da wir oft im Leben nichts weiter sind, als die Knechte unserer Leidenschaften; und der Mensch gegen den Menschen ist frei, er erkennt keinen Herrn über sich, als den ewigen Gott!

Uebrigens bin ich weit entfernt, es überhaupt tadeln zu wollen, daß man das Andenken der Entschlafenen ehrt; denn der Mensch ist ein Wesen, das Würde hat und die Neigung dazu liegt im Gemüth desselben; man trifft sie selbst bei den rohsten Völkern, oft sogar in einem erhöhten Grade an; man sollte es jedoch auf die möglichst angemessene und gesunde Art zu ehren suchen! Ich freue mich daher immer inniglich, wenn ich unsern schönen, neuen Todtenacker besuche, dem man eine so heitere Gestalt gab, daß der Genius des Todes uns freundlich zuzuwinken scheint. Aber was wird die Nachwelt von unserm Geschmack, von unsern Kenntnissen urtheilen, wenn sie jene Inschriften liest, wenn sie liest, daß dieselben unter der Aufsicht einer kunstverständigen Commission eingehauen wurden, und wie unangenehm wird man dadurch in seinen Betrachtungen gestöhrt, wenn man die Gräber

umwandelt und hier vom Erhabenen zum Lächerlichen nur einen Schritt findet. Und sind diese steinernen Bücher nicht unsere besten Dolmetscher bei den folgenden Generationen, überleben sie nicht oft diejenigen, so die Motten fressen; verdienen sie also nicht die größte Aufmerksamkeit, und würde diese nicht durch den Dank der Nachwelt belohnt werden? Wer steht dafür, daß, wie alles, auch die Cultur und mit ihr die Bücher nicht einmal wieder zu Grabe wandern; während ein versunkener Stein noch nach Jahrtausenden etwas Gutes von uns auf unsere Urenkel bringen kann!

Ich will es jetzt versuchen, einige Verbesserungen beim Begraben unserer Todten anzudeuten und da meine ich denn zuvor nichts Geringeres als — man möchte dieselben nicht mehr in Särgen und oft so kostbaren Särgen hinabsenken; sondern man sollte blos mehrere geschmackvolle Särge bereit halten, deren Boden sich herausschieben ließe, in diese die Verstorbenen, wie in alten Zeiten, umwickelt mit grober schwarzer Leinewand oder auch in Binsen-Geflechten, leichten Körben von Reisig u. dgl. legen, den Sarg hinabsenken, den Boden desselben zurückziehen, den Sarg hinwegnehmen und die Leichen dann unmittelbar mit Erde bedecken.

Diese Art zu begraben hat außerordentlich viel für sich. Zuerst denke man nur an die ungeheure Verschwendung des schönsten Nutzholzes, in Zeiten, wo unsere Wälder immer lichter werden und die Holzpreise beständig steigen und wo unsere Armen in harten Wintern Noth und Kälte leiden; während wir in Deutschland jährlich fast eine Million Särge von Holz der Verwesung übergeben; wonach nur jeder selbst berechnen mag, welch ein Capital für die Lebendigen damit verloren geht — und welch ein unersetzliches!

Womit werden sich unsere armen Nachkommen erwärmen, wenn man nicht jede Holzersparung befördert und zugleich für Anpflanzungen eifriger besorgt ist, da unsere öden Haiden noch so manchen Baum tragen können! In dieser Hinsicht haben sich auch gewiß einige neuere weise und ächt vaterländische Verordnungen den Beifall und Dank jedes Vernünftigen erworben.

Zweitens erwäge man nur, wie sehr diese Särge die Kosten eines Begräbnisses vermehren und wie drückend eine Ausgabe von oft 200 Rthlr. und mehr für manche Familie ist, die doch nun einmal, wie man sagt, ihre Todten standesmäßig begraben zu müssen glaubt und so auf doppelte Weise einen Verlust leidet. Warum machen wir uns den Tod so kostbar; ehrt man damit das Andenken der Seinigen, die oft keine andere Sorge kannten, als unser Wohlseyn, unser Auskommen nach ihrem Hinscheiden in eine bessere Welt, wenn man ihnen einen beträchtlichen Theil ihrer Ersparungen, für uns, nachwirft?

Bei diesen Betrachtungen fällt auch das Unpassende der Leichenschmausereien, die auch, von einer andern Seite beleuchtet, so etwas Widriges für die Verwandten der Verstorbenen haben müssen, in die Augen; und das Uebelste bei dergleichen Gewohnheiten ist, daß die Unvermögendern nicht darin zurückstehen zu dürfen glauben.

Drittens wird der schreckliche Gedanke lebendig begraben zu werden, der schrecklicher wie der Tod selbst ist, gänzlich durch jene Begräbnißweise, wo die große Masse von Erde unmittelbar auf dem Körper liegt — gehoben; denn obwohl bei unsern Vorsichtsmaaßregeln dergleichen Fälle hoffentlich nicht mehr vorkommen, so läßt sich doch die Möglichkeit nicht ganz ableugnen; da es leider zu bekannt ist, daß man in der

That frühere Beispiele davon hat und deshalb immer nicht ohne Schaudern an die Möglichkeit denkt.

Aber wer will der Erste seyn, der solche Neuerungen befolgt, wer wird sich über die Meinung der Menge zuerst hinweg setzen wollen; oder soll der Staat ein Gesetz darin machen? Das Letztere keineswegs, es würde hier ganz am unrechten Orte seyn, und nur die bessere Ueberzeugung kann eine Aenderung darin bewirken: also die Vereinigung mehrerer vernünftiger Familienväter.

Immerhin möchte auch der Verfasser der Erste seyn, den man so dem Schooße der Mutter Erde übergäbe, wenn sein Stündlein geschlagen hätte; wozu indessen, beiläufig gesagt, vor der Hand eben keine Aussicht ist. Aber ist uns denn ein Herzog von Land und Leuten, in der neusten Zeit, nicht mit diesem rühmlichen Beispiel voran gegangen? Er wurde, nach seiner Vorschrift, ohne Sarg in das mit Blumen und Blättern bestreute Grab gelegt.

Wir gehen jetzt zu den weiteren Verbesserungen über und erwägen wie lästig und oft nachtheilig für die Gesundheit es manchen eingeschränkten Familien ist, den Todten mehrere Tage im Hause behalten zu müssen, wozu es ihnen nicht selten an Gelaß gebricht; ohne zu gedenken, daß die Nähe solcher Todten immer mit unangenehmen Gefühlen verknüpft ist und bei schwachen Menschen sogar Furcht und Grausen erregt. Jene gemeinschaftlichen, immer bereit stehenden Särge würden dem allen zuvorkommen, man könnte die Todten bald nach ihrem Hinscheiden hineinlegen und solche in einem auf dem Kirchhofe befindlichen, in mehrere Zellen abgetheilten Gebäude, nach Willkühr, unter Aufsicht der Freunde oder angestellter Männer und Frauen, aufbewahren. —

Man prüfe diese wenigstens wohlgemeinte Vorschläge und die weitern zweckmäßigen Einrichtungen werden sich dann schon von selbst ergeben.

Die Gewohnheit der Alten, ihre Todten zu verbrennen, war auch in manchem Betracht eine sehr gute Einrichtung und ich würde sie hauptsächlich in der Hinsicht vorziehen, daß der Mensch so sehr am Körperlichen klebt und sich deshalb nicht leicht von dem Gedanken loßreißen kann, die ihm abgestorbenen Lieben in der Erde, im finstern Grabe liegend zu denken; und so oft man sich derselben erinnert versetzt uns die Phantasie nicht sowohl an einen Ort der Seligen, sondern wir stehen damit am Grabe und starren hinab in den Schooß der Erde, die unsere Theuren uns zu bergen scheint: und wer mag es leugnen, daß dieser Gedanke nicht etwas Melancholisches habe? Beim Verbrennen der Todten fällt dieses hinweg, die Gestalt ist zerstöhrt, die unsere Phantasie sucht und so schwingt sie sich leichter und froher hinauf, zu jenen lichten Höhen, welche Vernunft und Glaube uns in der Ferne zeigen. Für unsere Zeitverhältnisse paßt indessen jenes Verfahren aus manchen andern Rücksichten gar nicht mehr.

P.

Stille Liebe.

Mehr wie Roman.

(Fortsetzung.)

So verflossen den guten Menschen nach und nach anderthalb Jahre, und Herr Bernfeld bewarb sich jetzt ausschließlich um die älteste Tochter. Da er oft die Absicht einer künftigen ehelichen Verbindung leise und zart gegen Ihe, rese geäußert hatte, und das liebende Mädchen, wenn die Eltern einstimmten, sich längst für ihn erklärt hatte, so wartete Herr Bernfeld nur auf die günstige Gelegenheit, den entscheidenden

Schritt der Bewerbung bei den Eltern zu thun. Luise, sobald sie den Vorzug wahrnahm, den Bernfeld ihrer Schwester gab, zog sich von ihm nach und nach bescheiden zurück, um seinen Absichten nicht hinderlich zu seyn, aber mit dieser Zurückgezogenheit wurde sie auch stiller und verschlossener als vorher.

Der Schwester Therese und den Eltern selbst mußte dieses endlich auffallen. Was fehlt dir, liebe Luise! fragte eines Morgens die gute Mutter, als die Tochter zu ihr ins Zimmer trat, um einen für den Vater eingelaufenen Brief zu übergeben. Du bist seit einiger Zeit so still, nimmst an Allem so wenigen Antheil; selbst deine blühende Gesichtsfarbe fängt an, zu verbleichen. Bist du etwa krank? — —

Nein, gute Herzensmutter! ich bin nicht krank; mir fehlt auch gar nichts, aber ich muß Ihnen frei gestehen, daß ich nicht mehr so heiter in meinem Gemüthe bin, wie sonst, ohne die Ursache angeben zu können. Da Sie selbst schon bei einer andern Gelegenheit sagten: daß der Mensch zuweilen Augenblicke habe, wo ihn ein unnennbares Mißbehagen, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Alles ganz umstimme, so glaube ich, daß ein solcher unglücklicher Augenblick jetzt auch für mich eingetreten ist. Indessen seyn Sie ruhig; Ihre Liebe, und die Liebe meines guten Vaters und meiner Schwester werden diese trüben Wolken schon verscheuchen; ich werde gewiß wieder heiter und munter werden; verlassen Sie sich darauf.

Doch diese Heiterkeit kehrte nicht so leicht zurück, als die gute Luise es glaubte. Nur, wenn sie bei Theresen war, wenn dort von seiner Bewerbung um die Schwester, von den Träumen des künftigen ehelichen Glückes die Rede war, da erkannte man Luise nicht mehr. Mit inniger Freude nahm sie an solchen Gesprächen Antheil, lobte und erhob den guten Bernfeld, wie sie nur immer konnte, und mahlte der Schwester Therese den künftigen Ehestand mit so reizenden entzückenden Farben, und mit einer Lebendigkeit des Gefühls, daß diese oft innig gerührt ihr um den Hals fiel, und ausrief: warum, gute Luise! kann ich dieses Glück nicht einst mit dir theilen! —

Auch Bernfeld hatte diesen Wechsel in dem Benehmen Luisens selbst längst wahrgenommen. Oft fragte er daher Theresen besorgt: was fehlt deiner Schwester? — warum ist sie so verändert? — Laß mich ihren Kummer wissen, und mir soll dann kein Opfer zu schwer, kein Verlangen zu groß seyn, um nicht ihre Wünsche zu erfüllen. Sieh', liebe Therese! ich hänge an Luise nicht minder warm, wie an dir, und möchte sie so gern dereinst in den Armen eines braven Mannes glücklich sehen.

Therese wußte hierauf nichts zu erwiedern, als daß sie schon oft mit Luisen hierüber gesprochen, aber stets zur Antwort erhalten habe: sie wisse selbst nicht, woher ihre Schwermuth komme. Da nun auf keine Weise ein näherer Aufschluß über die leidenvolle Gemüthsstimmung des guten Mädchens zu erwarten stand, so glaubte man den Grund hievon in einer körperlichen Unbehaglichkeit suchen zu müssen, und consultirte den Hausarzt, welcher durch die sitzende Lebensart, die Luise führte, den Grund dieser Erscheinung leicht zu enträthseln glaubte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wohlfeiler Verkauf eines Landguts.

Ein Engländer, der ein Landgut besitzt, welches jährlich 5000 Pfund Sterling (ohngefähr 30,000 Thaler) abwirft, hat es Einem

seiner Freunde und dessen Erben, aber erst nach 360 Jahren, für 5 Pfund verkauft. — —

Der Rechenmeister Adam Rieß.

Zu Adam Rieß, dem Rechenmeister, kam einst ein Schäfer und sagte: Ich habe jährlich 40 Thaler Bestallung, davon halte ich zwei Pferde, einen Diener und einen Jungen; Lieber, macht mir die Rechnung, wie ich damit am besten auskommen möchte!

Rieß antwortete ihm kurz: Wenn Ihr es multiplicirt mit dem Stallknecht, und dividirt mit dem Henker, so kömmt nur Facit am Galgen.

Beantwortung der Anfrage in Nro. 12 des Bürgerfreundes.

Jeder angehende Bürger beschwört im Bürgereide, daß er will halten Tafel und Buch sammt der neuen aufgerichteten Eintracht, so wie selbige der Rath und die ganze Gemeinheit beschworen haben. Jene erstere ist bekanntlich der am 9ten April 1433 errichtete Vertrag zwischen dem Rath und der Bürgerschaft, das andere das Statutenbuch, oder die Sammlung unsrer alten Stadtgesetze, und die neue Eintracht der am 5ten September 1532 errichtete und am 31ten Dec. 1534 solemnisirte Vertrag zwischen dem Rath und der Bürgerschaft. — Alles dieses findet sich in der vollständigen Sammlung alter und neuer Gesetzbücher der freien Stadt Bremen; herausgegeben von Gerhard Oelrichs. Bremen bei J. H. Cramer 1771.

Sie sind zwar sämmtlich im Plattdeutschen verfaßt; schwerlich läßt sich indeß behaupten, daß dieses den Meisten durchaus unverständlich sey. Bei den Bremern wenigstens und den übrigen Norddeutschen ist dies gewiß nicht der Fall. Und wenn etwa jemand bei einem einzelnen Ausdrucke, einer Redensart oder Wortfügung, die gegenwärtig nicht mehr im Gebrauch sind, Aushülfe bedarf, so findet er diese im Bremisch-Niedersächsischen Wörterbuche, herausgegeben von der Bremischen Deutschen Gesellschaft, Bremen 1767 — 1771 in 5 Bänden.

Uebrigens hat auch bekanntlich der Herr Professor Christian Nicolaus Roller für die, welche dessen bedürfen, im Jahr 1798 eine hochdeutsche Uebersetzung unsrer Grundgesetze, enthaltend die Tafel und die neuesten Statuten, die neue Eintracht, die kundige Rolle und verschiedene Eidesformeln herausgegeben, welche, wie man nicht zweifelt, noch jetzt bei ihm zu haben ist. An diese wird also der Einsender der Anfrage sich zu halten haben.

Die Direktion der hiesigen Bühne würde mehrere Theaterfreunde durch Aufführung des Lustspiels: Künstlers Erdenwallen, von Julius von Voß, und der Lazarilla, oder die Inquisition in Spanien recht sehr verpflichten.

Räthsel.

Was ist es, das der Reiche
Stets hat, oft nicht besitzt?
Was ist es, das der Arme
Nie hat, doch oft besitzt?
Oft ist es selbst sein eigner Knecht;
Nur durch sich selbst nützt man es recht.

Auflösung des Räthsels in Nro. 12.

Malchus.

№ 14.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 15. Februar. 1818.

Der Diamant.

(Mährchen; frei nach Voltaire.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Prinzessinn erwachte aus der Ohnmacht; ihr erster Blick traf auf den Herzgeliebten, der sich über sie beugte und seinen Mund auf ihre Hand preßte. Ihr lächelndes Auge begegnete den seinigen.

Zorad war also nicht todt? Keinesweges. Der Zauberpfeil, der sein Herz durchbohren sollte, hatte ihn nicht getödtet? O nein! Er war wunderbar erhalten worden.

Der Jüngling trug, wie wir früher schon erzählt, den Diamant, den Olwai ihm zu Kabul schenkte, auf der Brust. Als er dem Nabob diesen Stein zur Beschauung vorgezeigt hatte, verbarg er das Kleinod wieder unter dem Kleide, nah am Herzen. Als nun der Pfeil mit furchtbarer Gewalt wider seine Brust fuhr, traf er auf den Stein, den zu durchdringen er nicht stark genug war. Der Pfeil zerbrach. Aber Zorad fühlte, als er getroffen ward, eine betäubende Erschütterung und einen stechenden Schmerz in der Brust. Der Stein preßte sein Herz plötzlich zusammen; der Stoß nahm ihm das Bewußtseyn. Ohnmächtig sank er zu Boden, doch sein Leben war nicht entflohen.

Freudigstaunend sah Olwai bei ihrem Erwachen das Wunder seiner Erhaltung, und bald lösete auch der Rest des Zweifels sich in zärtliche Wonne auf. Zorad sah der Wiederbelebten in das leuchtende Auge; da war es ihm, als sähe er des Himmels Glanz und Herrlichkeit. Alles vergessend, schlug er seinen Arm um den Schwanenhals der lieblichen Braut, und sie, die auch keinen andern Gedanken denken konnte, als den, bei dem Theuern zu seyn, den sie unter Schauern auf ewig verloren geglaubt, legte, die Umfangung entgegnend, zwanglos ihren Arm um Zorads Nacken.

Nabob Bibeah schmunzelte bei dem Anblick, und sagte zu seinem Nachbar: Schau, schau, Minister, den hat sie lieber, als den buckligten Prinzen. Nun, sie mögen sich haben. Nicht wahr, Morad? Der nickte bejahend.

Das Pärchen schwamm in Liebe und Lust;

bald krönte ein frohes, glänzendes Vermählungsfest all ihre Wünsche.

„Brama, wie selig bin ich! Nimm meinen Dank!“ rief der Neuvermählte, als er am Morgen nach diesem Feste in den Armen seiner reizenden Gattinn, die noch süß schlummerte, vom Schlafe erwachte. „Lügenhafter Klodo,“ setzte er hinzu, „Du wolltest mich betrügen um meinen Himmel! O bleib mir ewig fern! — Aber Du, mein guter Oruk! Warum bist Du doch nicht ein froher Zeuge meines Glückes!“

Ich bin es! sprach eine bekannte Stimme. Befremdet schauete Zorad umher. Sieh, da stand, wie vom Winde herbei geweht, zu des Bettes Häupten Oruk, wie er leibte und lebte.

Welch ein Wunder! sprach der Ueberraschte. Du hier? Du wieder bei mir?

„Immer war ich bei Dir,“ erwiederte der Schwarze,“ ich habe Dich stets umschwebt, unsichtbar oder in verwandelter Gestalt; ich durfte Dich nicht verlassen, denn — wisse es — ich bin Dein Schutzgeist!“

Du? rief jener höchlich verwundert. Ein Schwarzer? Und warum in der nächtlichen Farbe?

„Daß Ihr Sterblichen doch immer an Form und Farbe, an der Schaale, hängt!“ lächelte dieser.

Ja, es ist wahr, ich habe Dir viel zu danken! sagte jener; aber, gehörte es auch zu Deinem Amte als Schutzgeist, daß Du mir ein theures Kleinod stahlst?

„Das that ich nicht!“ entgegnete dieser.

Oder austauschtest? fiel Zorad ein, welches gleichviel gilt. „Du bist im Irrthum; immer hast Du den ächten Edelstein behalten,“ versicherte Oruk und erzählte: „Als Prinz Kikelo, der es erlauscht hatte, daß Olwai Dir das Kleinod verehrte, nach Kandahar kam, Dir den kostbaren Stein zu rauben und mich durch eine große Geldsumme zu seinem Werkzeuge erkaufen wollte, täuschte ich den Betrüger, indem ich einen Glasstein nach der Form Deines Diamanten künstlich schleifen ließ, ihm das Glas und Dir die Summe zum Reisegelde gab. Du erhieltst von mir den ächten Stein zurück. Daß Du noch lebst, ist der Beweiß; nur der wirkliche Diamant konnte den Zauberpfeil von Deinem Herzen abwehren; das Glas wäre augenblicklich zerschellt und Du getödtet worden.“

Das schien dem Hörer einleuchtend. Sein Zweifel zerrann in Aeusserungen der Erkenntlichkeit.

„Ich also war Dein guter Engel,“ fuhr Oruk fort,“ wie Klodo Dein böser. Er strebte, Dich mit der bösartigen Amrai zu vermählen, die sich jetzt, nachdem sie Deine Flucht erfahren, in wüthender Verzweiflung frevelhaft selbstmordete. Klodo wollte das Geheimniß der Reise Deinem Vater verrathen, um Dich von Deinem Glück zurück zu halten; ich vereitelte sein Bestreben, indem ich Deinen Vater erkranken ließ, so daß er unzugänglich war; ich veranlaßte Amrais Entfernung aus Kandahar. Klodo rief sie wieder herbei; er schrie, als sie uns auf dem Wege begegnete, Deinen Namen laut aus, das Weib zu belehren; ich aber erregte den heulenden Windstoß, damit sie den Ruf nicht höre, und erschreckte ihr Roß, auf daß sie nur an sich selber denken möge. Als Du darauf den Klodo schaltest, war er Kraft höherer Gesetze genöthigt, die Menschengestalt aufzugeben. Er ward zu einem Geier. Da verwandelte ich mich in einen Adler und bekämpfte ihn. Er sprengte nun als Tiger Deine Lastthiere in wilde Flucht, dich aufzuhalten; ich brachte als Landmann Dir den Esel; doch Klodo fuhr in dieses Thier, das mit dir zur Heimath zurück eilte; ich hingegen erschien Dir als Ka-

meeltreiber, Dir fortzuhelfen. Klodo schuf den reißenden Waldbach, ich baute die Brücke; er thürmte Gebirge auf, ich bahnte Dir einen Weg durch das Herz des Berges. Nun verwandelte er sich in den übermüthigen Anführer der sonst zahmen Leibwacht, und verwundete Dich, warf Dich ins Wasser; ich zog Dich hervor. Er wollte als Arzt Dich nach Kandahar zurück senden; ich bestimmte Dich, nach Kaschemir zu gehn. Er war die Elster, die Dich muthlos zu machen, ich der Rabe, der Dich zu kräftigen suchte. Er ließ bei dem Zweikampf Dich stolpern und fallen, ich riß Dich schnell wieder empor. Er war es endlich, der das Auge der Prinzessin verblendete und durch wirre Bilder das sonst sanfte weibliche Wesen zu Wuth und Mord entflammte; ich aber rückte den Edelstein gerade auf die Stelle, wo Dein Herz schlägt."

Jetzt waren dem lauschenden Zorad die erlebten Wunder und Abentheuer enthüllt, und klar sah er Ziel und That der Schirm- Engel und Plage- Geister vor Augen, über deren Dasein, Zweck und Wesen er oft vergebens gegrübelt hatte:

„Dein Lauf ist vollbracht," sagte Oruck. „Du bist am glänzenden Ziele, und so scheide ich von Dir. Dein Vater ist versöhnt und billigt Deine Wahl, Dein Thun. Bedarfst Du meiner hinfort, so rufe meinen Namen, und hülfreich will ich Dir erscheinen. Von Klodo fürchte nichts, er darf Dir förder nicht mehr nahen, so lang Du edel handelst und zufrieden bist. Leb glücklich!"

Sprachs und zerfloß in Luft. Da war Zorads ganzes Wesen Verehrung und Dankbarkeit.

Olwai erwachte jetzt und sah mit Augen, die schöner erglänzten, als der ächte Edelstein, mit Augen voll Liebe nach dem Gatten, der in der Wonne erfüllter Wünsche und seliger Erinnerungen schwelgte.

Nach wenig Monden starb Bibeah, und Zorad herrschte nun als Nabob über Kaschemir, wie in dem Herzen seiner holden Gattin. Seine Unterthanen liebten ihn bald so wahr und innig, daß es ihnen Ernst war, wann sie ihm ein Lebehoch und Lebelange! zujauchzeten.

Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten.

Durch Musik, sagt einer der geistreichsten unter den deutschen Gelehrten, ist unser Geschlecht humanisirt worden, durch Musik wird es noch humanisirt. Was dem Unmuthigen, dem Lichtlosverstockten die Rede nicht sagen darf, sagen ihm vielleicht Worte auf Schwingen lieblicher Töne. a)

Was hier von der Musik überhaupt gerühmt wird, kann von der religiösen Musik vorzugsweise und in einem höhern Grade gesagt werden.

Lauigkeit gegen Kirchenmusik und Lauigkeit gegen öffentliche Religionsübungen, sagt ein großer deutscher Tonkünstler, gehen in gleichen Schritten fort. Diejenigen Geistlichen, welche immer bange sind, daß die christlichen Gemeinden mehr Wohlgefallen an einer erbaulichen Musik, als an ihren Predigten finden, die deswegen aus den Kirchen blos Schulen machen, wo nur gelehrt und gepredigt werden soll, könnten schon jetzt bemerken, wie sehr sie gegen die menschliche Natur anstreben, und werden es in der Folge noch mehr bemerken b) und Luther sagt in dieser Hinsicht: „Wie geht es doch zu,

---

a) S: Herder in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität. Sammlung III. Seite 106. —

b) S. J. N. Forkel in seiner allgemeinen Geschichte der Musik. Band II. —

„daß wir in carnalibus so viele feine schöne „Sachen, in spiritualibus aber so kalt und faul „Ding haben?" —

Diese Aussprüche bestimmen mich über obigen Gegenstand zu reden, und für heute wegen der Wichtigkeit desselben, als

Einleitung:

Die frühere Geschichte des Kirchengesanges.

mitzutheilen; in den folgenden Blättern dieser Wochenschrift aber dieses Thema nach einem kürzlich darüber erschienenen Buche weiter aus einanderzusetzen.

Das Christenthum gieng aus dem Judenthum hervor. Wie sehr in diesem die Tempelmusik geehrt und mit welchem Eifer und Kostenaufwande sie angeordnet wurde, ist bekannt. Bei den Therapeuten und Essäern, in deren gottesdienstlichen Uebungen sich sehr Vieles findet, was mit den Einrichtungen in der ersten christlichen Kirche übereinstimmt, war die religiöse Musik ein Haupttheil ihrer Andachten. — Christus selbst setzte Lobgesänge aus den Psalmen (Ps. CXIII — CXVIII) mit seinen Jüngern singend, das heilige Abendmahl ein. a) Seine Jünger ermunterten die Christen zum Gesange. b) Der Gesang machte auch schon bei den ersten Christengemeinden einen Haupttheil ihrer Andachtsübungen aus. — Die ersten Lieder in der christlichen Kirche scheinen Psalme und den Psalmen nachgebildete Gesänge gewesen zu seyn, und diese eben so musikalischen als poetischen Gesänge, wie auch die Art und Weise der Absingung derselben, scheinen für den ganzen spätern Kirchengesang zuerst den Ton angegeben zu haben. Als demnächst der Lobgesang der Maria (Luc. I. 46. ꝛc. ꝛc. das sogenannte Magnificat,) der Lobgesang des Zacharias (Luc. I. 68. ꝛc. ꝛc.) der Gruß des Engels. (Luc. I. 28. ꝛc. ꝛc.) der Abschied des Simeon. Luc. II. 29. ꝛc. ꝛc.) der Lobgesang der himmlischen Heerschaaren (Luc. II. 14. das sogenannte Gloria), und mehrere Gesänge und Sprüche aus der Offenbarung Johannis unter die heiligen Lieder aufgenommen wurden, bekam der Gesang einen neuen eigenthümlichen Charakter. Der Druck der Zeiten, die Erinnerung an die Schicksale des Stifters des Christenthums und die hohen Erwartungen einer herannahenden bessern Zeit mußten ihm einen eigenen Schwung, ein eignes Gepräge von Würde, Feierlichkeit und Wehmuth geben. Was die Kirchenschriftsteller der ersten Jahrhunderte hierüber sagen, zeugt nicht allein von der innern Kraft, mit welcher dieser Gemüther ergriffen haben muß, sondern auch von der Begeisterung und dem heiligen Eifer, womit die christlichen Gemeinden und ihre Vorsteher den Gesang bei ihren religiösen Uebungen angewendet haben. Schon in den ersten Jahrhunderten hatte man angefangen, in den Kirchengesang mehr Abwechselung und Leben zu bringen. Wenn ein Abschnitt aus den heiligen Büchern war gelesen worden, stimmte Einer ein Psalm an und in die letzten Verse stimmte die ganze Gemeinde mit ein. Auch schloß die ganze Gemeinde mit einem Amen oder mit einem Kyrie eleison. Zu einer höhern Würde erhob sich aber die Kirchenmusik erst seit der Zeit, da die christliche Religion die öffentliche und herschende Religion geworden war. In dem Grade, wie der Gottesdienst und die Tempel an Pracht und Feierlichkeit zunahmen, stieg auch sie, und das Bedürfniß des Tempels führte zum tiefern Studium und zur kunstvollern

---

a) Matth. XXVI, 30.

b) Jacobi, V, 13. 1 Cor. XIV, 15. Ephes. V, 19. Colos. III, 16. Offenb. Joh. XIV, 2.

Anwendung der Musik und des Gesanges. Es wurden besondre Vorsänger oder Cantoren angestellt. Man ordnete Lehrmeister an, um theils die Gemeinden und ihre Jugend im Gesange zu unterrichten, theils Vorsänger für den Kirchendienst zu bilden. Schon auf der Synode zu Laodicea wurden über das Vorsingen besondre Vorschriften gegeben. Nicetius, Erzbischof zu Trier, welcher nach einigen Schriftstellern der Verfasser des gewöhnlich dem Ambrosius zugeschriebenen Hymnus Te Deum laudamus seyn soll, ließ diejenigen, welche sich dem Cantoramte widmen sollten, schon von den ersten Jahren ihrer Kindheit an im Gesange unterrichten.

Der Papst Sylvester errichtete zu Rom eine eigene Gesangschule zur Bildung eines christlichen Sängerchors. Dieser gehörte allen Kirchen der Stadt gemeinschaftlich an, wurde auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten und mußte an Festtagen, bei Prozessionen und andern Feierlichkeiten die musikalischen Aufführungen besorgen. Er hatte einen Vorgesetzten mit dem Titel eines Primicerius an der Spitze. Diese Anstalt gerieth zwar wieder in Verfall, aber der Papst Hilarius stellte sie wieder her. Der Papst Gregorius I stiftete späterhin eine neue und größere Anstalt dieser Art und versah sie mit Wohnungen und reichlichen Einkünften. Diejenigen Knaben, welche im Singen gute Fortschritte machten, wurden aus den Einkünften der Schulen unterhalten und nachher zu päpstlichen Aemtern befördert. Diejenigen, welche von adelicher Abkunft waren, erhielten ihre Wohnung und Beköstigung in der päpstlichen Kammer. Die mehrsten Zöglinge dieser Gesangschule wurden aus den römischen Waisenhäusern genommen. Die ganze Anstalt wurde selbst eine Art von Waisenhaus und die jetzigen musikalischen Conservatorien in Italien sind eine Nachbildung desselben. Die Schule war nach den musikalischen Kenntnissen der Schüler und nach den verschiedenen Stufen des Unterrichts in mehrere Chöre abgetheilt. Sie hatte einen Primicerius zum Vorsteher und diesem waren noch vier Lehrmeister welche primus, secundus, tertius und quartus scholae hießen, beigeordnet. Gregorius brachte diese Anstalt, in welcher er sogar selbst mit unterrichtete, zu einem so hohen Ansehen und erwarb sich um die Veredlung des Gesangs und der Kirchenmusik so große Verdienste, daß er in spätern Zeiten als Schutzpatron der Schulen verehrt und ihm zu Ehren das bekannte Gregoriusfest eingeführt wurde. Sein Andenken lebt noch jetzt in den Gesängen sowohl der protestantischen als der catholischen Kirche fort; denn der nach seinen Namen genannte Gregorianische Gesang ist unser Choral und die, von dem aus Trier gebürtigen Mailändischen Bischof Ambrosius eingeführten, Antiphonien oder Wechselgesänge und die von demselben erfundenen unter dem Namen des „Ambrosianischen Gesangs" bekannten, recitativartigen Collecten nahm er unter die Bestandtheile der Kirchenmusik auf. Aus dieser Gregorianischen Schule und aus der Einrichtung, welche Gregorius dem Kirchengesang gab, ist dem Wesentlichen nach die spätere Anordnung des musikalischen Theils der Liturgie hervorgegangen. Wir finden in seiner Kirchenmusik den Choral, die Antiphonien und die Collecten. Die Gesänge, welche er einführte, bezogen sich auf die einzelnen Theile der Liturgie. Er hatte ein Graduale, welches von dem Sängerchor an einem, auf der untersten Stufe des Chors stehenden, Pult, nach Vorlesung der Epistel gesungen wurde; Responsoria, mit welchem der Chor auf den Gesang des Liturgen antwortete; Psalmen Davids und gereimte Hymnen, welche die Gemeinde sang; Offertoria, dem Altare, welche während der Dar-

bringung der Opfer gesungen wurden; Introitus, mit welchem man den Gottesdienst oder einzelne gottesdienstliche Handlungen eröffnete; ein Kyrie eleison; ein Gloria in excelsis; das Credo; das Sanctus; das Páter noster; das Pax domini; das Agnus dei; die Communio, welches der 33ste Psalm ist und während der Communion gesungen wurde; die Postcommunio oder das Ite, missa est; die Präfatio oder die Einleitung zur Feier der Messe; Laudes oder das Hallelujah, welches nach der Vorlesung der biblischen Stellen gesungen wurde. — Die Gregorianische Schule wurde und blieb eine lange Zeit hindurch die Mutter und Pflegerin vieler ähnlichen Anstalten und ihr Gesang das Muster, nach welchem allmählig in den bedeutendsten europäischen Ländern der Kirchengesang gebildet wurde. Sie nahm Zöglinge und Lehrer aus nahen und fernen Gegenden auf; sie sandte Musiker aus, um ihren Gesang und die Kenntniß ihrer Kunst zu verbreiten; sie lieferte Kirchenlieder und die Musik dazu; sie ermunterte durch ihr Vorbild alle Geistlichen, sich der Musik, besonders des Kirchengesangs, zu befleißigen und davon zur Verherrlichung des Gottesdienstes Gebrauch zu machen. Nach England und Deutschland kam die Kenntniß des neuen Gesangs schon zu der Zeit, da Gregorius noch lebte. Nach England durch einen römischen Mönch, Namens Augustinus, welcher im Jahre 596 als Apostel des Christenthums dahin abgieng. Nach Deutschland zuerst durch deutsche Geistliche, welche nach Rom gereiset waren, um den römischen Gesang zu erlernen, und als es mit diesem nicht recht gehen wollte, durch zwei Zöglinge der römischen Schule, welche Gregorius selbst sandte, um bessern Unterricht zu ertheilen. Der Bischof von York, Benedictus, errichtete im Jahre 678 eine musikalische Anstalt im Kloster Weremouth, welche bald die Gesangschule für das ganze nördliche England wurde. Die Liebe zur Musik wurde hier allmählig so allgemein, daß ein Jeder, welcher auf Bildung Anspruch machen wollte, wenigstens die Harfe mußte spielen lernen, daß es bei den Wallisern verboten wurde, einem Schuldner seine Harfe zu nehmen und daß König Alfred sich veranlaßt fand, eine eigene Professur für die Musik zu errichten. Nach Gallien kam der neue Gesang durch Carl den Großen. Dieser schickte zweimal Geistliche nach Rom, um daselbst den Gesang in der Gregorianischen Schule zu erlernen, und erhielt durch diese auch mehrere Antiphonarien (Sammlungen von Antiphonieen) welche Gregorius selbst geschrieben hatte. Er errichtete zuerst in Metz eine Singschule, deren Gesang nachher als der beste und musterhafteste im Lande berühmt wurde. (Metisca.) Er befahl allen Bischöfen und Aebten zu verschiedenen Malen, ähnliche Singschulen in ihren Sprengeln anzulegen. Er sandte Commissarien aus, welche alle Kirchen und Klöster bereinen und besonders die im Gesang gemachten Fortschritte untersuchen mußten. Auf seinen Reisen ging er auch überall in die Kirchen und sang selbst mit. Es durfte ihm kein Geistlicher vor Augen kommen, der sich nicht auf den Gesang verstand. In seiner Hofkapelle ordnete er die ganze musikalische Parthie des Gottesdienstes selbst an. Seine Söhne und die Fürsten, welche in seinem Gefolge waren, lies er bisweilen mitsingen. Seine Töchter ließ er täglich drei Stunden in der Musik unterrichten. In seiner Hofsingschule half er oft selbst mit unterrichten. Der Kirchengesang wurde im Lande so wichtig und geachtet, daß Sänger, welche falsche Gesänge in Frankreich verbreitet hatten, dafür vom Papst Leo mit Gefängniß und Landesverweisung bestraft wurden und daß König

Robert auf einer Reise durch Italien, auf welcher ihn blos musikalische Männer begleiteten, zu Rom in der Peterskirche ein von ihm selbst componirtes Responsorium auf den Altar legte. In Deutschland beförderte Carl der Große den Gesang nicht minder. Zuerst that er dies in der von Bonifacius im Jahr 744 gestifteten Abtei Fulda und demnächst in mehreren andern Bisthümern und Schulen, welche er stiftete. In der Abtei Fulda, welche nachher eine für Deutschland sehr wichtige Gesangschule geworden ist, wurde Rabanus Maurus aus Mainz zum Vorsteher ernannt. Dieser war ein so eifriger Beförderer der Musik, daß er bei Besetzung der Lehrerstellen an seiner hohen Schule immer den in der Musik bewanderten den Vorzug gab. Er meinte, die Musik sey eine so edle Wissenschaft, daß man ohne sie nicht im Stande sey, weder ein Lehrer- noch ein Priesteramt zu verwalten. Ein Mönch zu Fulda, Johannes, ein Schüler des Rabanus, war unter den Deutschen der Erste, welcher Kirchengesänge componirte. Es wurde allgemeine Sitte, daß nicht allein in allen Klöstern, sondern auch in allen Schulen, die Musik und der Gesang geübt wurden. In den Schulen gehörte die Musik zu den Hauptgegenständen des Unterrichts. Die ausgezeichnetesten Gelehrten hielten es nicht unter ihrer Würde, über den musikalischen Unterricht zu schreiben. In den Hauptschulbüchern früherer und späterer Zeiten hatte die Gesanglehre ihre eigenen ausführlichen Capitel. Die Geistlichen, welche den Gesang gründlicher erlernen wollten, scheuten die Mühe nicht, ganze zehn Jahre auf die Erlernung desselben zu verwenden, wenn sie es gleich in dieser Zeit kaum so weit bringen konnten, als heut zu Tage ein Knabe in einem einzigen Jahre. Dem musikalischen Unterrichte mußte in den Schulen, wenn er guten Erfolg haben sollte, sehr viel Zeit und Fleiß gewidmet werden, weil er äusserst schwierig war; bis zu Anfange des 11ten Jahrhunderts Guido aus Arezzo in Toskana, ein Benedictinermönch im Kloster Pomposa, eine bessere Lehrmethode und die Bezeichnung der Töne durch Noten erfand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hüte von Seeotterhaar.

Aus der Fabrik des Herrn Gruchardière in Paris.

Bekanntlich wurden bisher die guten Filzhüte aus einem Gemisch von Bieber-, Hasen- und Kaninchen-Haar gemacht, und ihre Güte, wie ihr Werth, beruhte auf dem Verhältniß dieses Gemisches, in welchem das Bieberhaar das Kostbarste, so wie das Dauerhafteste, ist. Die Seekriege haben die Zufuhr dieses nützlichen Materials erschwert, Unwissenheit und Habsucht der amerikanischen Jäger haben das Biebergeschlecht selbst vermindert, dessen allmähliges Zurückziehen von den Menschenwohnungen überall wo diese zunehmen, ihre Jagd ohnehin erschwert und deren Ertrag verringert, machen diesen Handelsartikel immer seltner; es ist demnach eine sehr nützliche Entdeckung, einen Ersatz oder eine Aushülfe dafür gefunden zu haben. Herr Gutchardière, weit entfernt von dem Eigensinn, mit welchem seine mehrsten Mitbrüder an alten Gebräuchen hängen, hat nach mehrern Versuchen auch die Art der Walke verbessert, indem er dem bisher üblichen Bade von Weinhefe und Wasser, einen starken Absud von Eichenrinde zusetzt, welcher außerdem, daß er das Filzen sehr befördert, die Masse auch sehr zur Annahme der schwarzen Farbe vorbereitet; dieser Zusatz hat auch noch den Vortheil, dieses Bad mehrere Wochen vor der Fäulniß zu bewahren. Hr. G. lernte die Seeotterfelle, welche man in Paris zu Mützenbrämen benutzt, in dem Zustande kennen, wie sie uns die Engländer verkaufen: weiß

gegerbt. Das Haar schien ihm zu seinem Behufe dienlich, und nach einigen Versuchen gelang es ihm, dasselbe sehr vortheilhaft anzuwenden. Seinem Verfahren gemäß macht er den Grund von Hasen- oder Kaninchen-, und nur den Ueberzug von Seeotter-Haar. Dasselbe Verfahren findet auch bei den Bieberhüten statt, die selten aus reinem Bieberhaar bestehen, wobei aber dieser Ueberzug dem Filz so fest anhängt, daß selbst die schärfste Bürste ihn nicht herunter reiben kann. Die Akademie hat die Seeotterhüte dieser Fabrik mit ihrem vollkommenen Beifall beehrt, sowol wegen ihrer Leichtigkeit, als wegen ihrer Dauer, und der Preis derselben würde den der Bieberhüte nicht übersteigen.

Bremer Theater. —

Azur, König von Ormus. —

Montag den 9. Februar.

Die meistentheils wenig gefällige Musik dieser Oper, kann nur dann dem allgemeinen Publikum einen unterhaltenden Abend gewähren, wenn das Ganze einklingend und gelungen dargestellt wird, worüber bei der heutigen Vorstellung aber nicht zu rühmen war. —

Herr Golmick, früheres Mitglied unserer Bühne trat im dritten Debüt als Azur auf. Sein Gesang und Spiel ist mit dem unseres Herrn Zschischka nicht zu vergleichen, doch hat er das Fach des abgegangenen Herrn Bettweiß als zweiter Bassist völlig ersetzt. —

Astasia wurde von Madame Ringelhardt gegeben. Unsere Theater-Direction vertröstet das Publikum fortwährend mit der Herbeischaffung neuer Subjecte, wenn selbe aber angelangt sind und ihre Debüte gegeben haben; so werden dennoch die Rollen von unserm alten Personale wieder besetzt. Madame Ringelhardt gleicht in den Stücken den früheren Director Gerber, daß sie eine Ehre darin sucht, in jedem Fache aufzutreten. So sahen wir sie z. B. in einem Zeitraume von acht Tagen als Aschenbrödel, Caesario, Astasia und Pagen in Kotzebues Pagenstreichen. Die Männerrollen gelingen ihr am Besten, doch als erste Sängerinn möge Madame Ringelhardt lieber nicht mehr auftreten, da ihre Stimme sich nicht verbessert. Auch ist es dem Auge empfindlich Madame R. stets auf der Bühne so auffallend merklich nach ihrem Prunk-Anzuge schauen zu sehen. —

Herr Strobe ließ als Tarar wenig zu wünschen übrig. Er verbindet mit einer wohlklingenden Stimme ein angenehmes gefälliges Spiel und das Publikum kann sich zu diesem Tenoristen Glück wünschen. Dürften wir uns eine Bemerkung erlauben, so besteht dieselbe darin, daß es dem Ohre beleidigend ist im Gesange die deutschen Worte anders wie in Prosa-Reden aussprechen zu hören, wenn auch selbst durch diese falsche Aussprache der Gesang etwas erleichtert werden sollte.

Herr Göcke (Biseroma) hat eine nicht unangenehme Stimme doch im Gesang und Spiel ein Anfänger, wird er sich Mühe geben, beides zu vervollkommenen. Her Zschischka sang seine kleine Parthie als Oberpriester ungemein gut, doch Herr Diestel (Altamor) scheint eine Mundklemme zu haben, denn so viele Mühe wir uns auch gaben von seinem Gesange etwas zu hören, hat es uns dennoch nicht gelingen wollen. Die Chöre hätten besser durchgeführt werden können. —

An meinen alten Hut.

Treu hast Du mir gedient, und Dich so abgenutzet,
Nun wirst Du abgelegt, mein Hut! —
Wie schön warst Du, da ich Dich kaufte zugestutzet;
Wie schmücktest Du mein Haupt so gut?

So geht's in dieser Welt, wo nichts als Undank wohnet;
Auch Du, mein Hut, wirst dies gewahr;
Wie's allem Alten geht, wirst Du auch nicht verschonet;
Obgleich Du dientest manches Jahr.

Zu jeder Zeit warst Du mein treuester Begleiter,
Wir beide harmonirten gut.
Vor Sonnenstralen schütztest Du mein Haupt, wenn heiter
Das Wetter war, ehrlicher Hut:

Und wenn es regnete, konnt' ich dir fest vertrauen;
Du wehrtest ab die nasse Flut.
Hatt' ich ein Räuschchen, nun, da konnte man dich schauen
Auf einem Ohr, fideler Hut!

Wenn schönen Mädchen uns der Weg entgegenführte,
Warst Du in deinem Element;
Du wußtest, welcher Zoll der Schönheit stets gebührte,
Und machtest flugs ein Compliment.

Oft drückt' ich Abends, wenn ich es vermeiden wollte,
Daß man bei der Laternen Licht,
Mit der Geliebten wandelnd, mich erkennen sollte,
Dich alten Hut, tief in's Gesicht.

Schwer fällt das Scheiden jetzt; ich muß es frei gestehen!
Du dauerst mich; ich bin Dir gut!
Werd' ich im Felde Dich? — am Kirschbaum weidersehen?
— Vielleicht einmal; — Du alter Hut!

Räthsel.

Links nennet man noch jetzt mich einen kleinen Held,
Rechts war ich einst die Königin der Welt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 13.

Talente.
in der Bedeutung: Geld und Verstand.

№ 15.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 19. Februar. 1818.

Weichheit.

Es ist nicht leicht
In Frieden hinzuleben.
So viel man weicht,
Man stößt doch täglich an.
Ward dir das Herz
Zu mild' und weich gegeben,
Wer zählt den Schmerz,
Der Dich verletzen kann?
O trüg' ich nur, wie manche mir bewußt,
Auch einen Kiesel in der linken Brust!

Ich sag es mir,
Wenn meine Wunden bluten:
Du drückst sie dir
Zu tief die Stacheln ein.
Es regt der Wind
Des Lebens krause Fluthen;
Du bist ein Kind,
Und mengst die Thräne drein.
Sey nicht so weich, daß nicht die harte Welt
Mit ihrem Thun dir allzu schmerzlich fällt!

Verlorner Rath!
Mir bleibt nicht mehr zu wählen,
Mein Bildner hat
Den Stoff für mich ersehn.
Nun lern' ich nie
Mein Innres auszustählen.
Die Kunst, o die,
Ich soll sie nicht verstehn.
Mir bleibt nur eins, mit gläubigem Vertraun
In eine Friedenswelt emporzuschaun.

Die Sonne wallt,
Mit ihr entfliehn die Tage;
Unendlich bald
Zergeht des Lebens Tag.
So sey denn still,
Und schäme dich der Klage.
Sey was da will,
Und komme was da mag!
Denn süß bewegt und himmlisch warm und reich
Ist doch allein ein Busen mild' und weich.

Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten.

(Fortsetzung der früheren Geschichte des Kirchengesanges und der Kirchenmusik.)

Seit dieser Zeit aber machte die Kirchenmusik besonders in Italien, Deutschland, Frankreich und England solche Fortschritte, daß die musikalischen Aufführungen in den Kirchen, wie

wunderbare Erscheinungen aus einer höhern Welt, die Gemüther gewaltig ergriffen und mit Bewunderung und Erstaunen erfüllten. Die Musiker wetteiferten in der Vollkommnung der bisher noch sehr unvollkommen gebliebenen Kunst. Franko aus Köln brach die Bahn. Ihm folgte eine lange Reihe von großen Künstlern, unter welchen der Italiäner Franchinus Gasor, der Niederländer Hobrecht, a) und Josquimus b) und der Friese Rudolph Agricola allgemeiner bekannt sind. Die Musik bekam ein bestimmteres Metrum, und, was unter allen das Wichtigste war, der Melodie wurden begleitende Stimmen gegeben, welche harmonirende Accorde bildeten. Mit den Künstlern vereinigten sich Mechaniker und erfanden neue musikalische Instrumente. Die schon im achten Jahrhundert aus dem Orient als ein noch sehr unvollkommenes Instrument gekommene Orgel wurde immer mehr, besonders von den Deutschen c) vervollkommnet, bis sie die Königin aller Instrumente wurde, die durch die Gewalt, Mannichfaltigkeit und Schönheit ihrer Stimmen über die Gemüther herrscht. Fürsten, Geistliche, Schullehrer, Magistráte, Künstler und Gelehrte beeiferten sich, der immer schöner aufblühenden Musik in den Kirchen und Schulen Eingang zu verschaffen. Papst Johannes XIX empfing aus Guido's Händen ein neues Antiphonarium und verbreitete dasselbe, als ein großes für die Kirchenmusik eine neue Bahn eröffnendes Meisterwerk, mit Freude und Eifer in den Kirchen in und ausser Italien. Guido's neues System wurde überall mit Entzücken aufgenommen. In den größten Städten wurden von den Magistráten der Singschulen immer mehrere angelegt. An hohen Festtagen verschrieb man für die musikalischen Aufführungen in den Kirchen fremde Sänger aus der Nähe und Ferne. In den kleinern und minder bemittelten Städten bildete man Sängerchöre aus armen Knaben, welche von der Wohlthätigkeit der Bürger lebten und freien Schulunterricht erhielten. Um die Gemeinden mit den Choralgesängen bekannt zu machen, wurden die Currenden eingeführt, welche singend über die Straßen zogen und auf Verlangen auch vor einigen Häusern sangen. Vor allen anderen Deutschen Ländern zeichnete sich Sachsen durch seine Bemühungen um die Beförderung des Gesangs aus. Schon gegen das Ende des eilften Jahrhunderts richtete zu Meißen der Bischof Benno einen vollkommenen Kirchengesang ein und zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts legte der Markgraf Dietrich zu Meißen im Kloster St Afra eine Schule an, in welcher junge Leute zu geistlichen Aemtern erzogen und während der Zeit ihrer Bildung vorzüglich auch in der Musik unterrichtet und als Chorschüler zur Besorgung des Kirchengesanges gebraucht wurden. So wie aus den Singschulen der musikalisch gebildeten Schüler immer mehrere hervorkamen, wurde auch die Errichtung der kirchlichen Sän-

---

a) Er war der Lehrer des Erasmus, welcher von ihm sagt: er sey in seiner Kunst nulli secundus gewesen.

b) Er wurde zuerst päpstlicher Sänger in Rom und darauf Kapellmeister bei dem König von Frankreich Ludwig XII. Luther sagte von ihm: „Josquin ist der Notenmeister, die haben's müssen machen, wie er wollte, die andern Singmeister müssen es machen, wie es die Noten haben wollen."

c) Ein Deutscher, Namens Bernhard, erfand zu Venedig im Jahre 1480 das Pedal zur Orgel. Das Pedalclavier wurde von demselben im Jahre 1470 erfunden; Christian Forner aus Werten an der Saale erfand zur Verbesserung der Blasbälge die Windwage.

gerchöre immer allgemeiner. Man brachte es bald dahin, daß auch in den Dörfern die Kirchen ohne bedeutenden Kostenaufwand ihre bestimmten Sängerchöre erhielten. Große Organisten wurden in hohen Ehren gehalten; man reisete zu ihnen hin, um ihr hohes kunstreiches Spiel zu hören, und Magistrate, welche das Glück hatten, solche Künstler in ihrer Stadt zu besitzen, verewigten ihr Andenken durch Bildsäulen von Marmor.

Die Reformation eröffnete für die Kirchenmusik in Deutschland eine neue Periode. Durch die Richtung, welche sie dem religiösen Geiste gab, entfernte sie nicht allein manches Unwürdige und viele Spielereien, welche sich allmählig, besonders von Frankreich und Italien aus, eingeschlichen hatten, aus der Kirchenmusik; sondern sie brachte auch in dieselbe und besonders in den Kirchengesang, einen höhern Grad von edler Einfalt und bedeutsamer Feierlichkeit. Der Choralgesang wurde veredelt. Die besten Chorale aus dem Mittelalter wurden in den protestantischen Kirchen beibehalten und von Luther und ähnlichen Männern, in welchen sich musikalisches und poetisches Talent mit religiöser Begeisterung vereinigte, nach und nach mit mehreren neuen vermehrt. Von den Collecten, Antiphonieen und Responsorien wurden diejenigen, welche sich durch ihren musikalischen Werth vor andern auszeichneten, ebenfalls beibehalten und mit den neuen Liturgien auf eine angemessene Weise in Verbindung gebracht. Der Gemeindegesang, welcher in den letzteren Zeiten vor der Reformation über den Bemühungen für die Bildung der Sängerchöre sehr vernachlässigt worden und in manchen Kirchen fast gänzlich verstummt war, wurde in den protestantischen Kirchen wieder hergestellt. Das Volk und seine Jugend wurde wieder fleißig im Singen unterrichtet und mit dem großen Reichthum seiner Chorale bekannt gemacht. Die Sängerchöre wurden dabei keineswegs vernachlässigt, vielmehr sind die mehrsten derselben erst nach der Zeit der Reformation aufgekommen.

Ein neuer lebendiger Geist erwachte in dem Kirchengesange vornehmlich dadurch, daß durch die Reformation anfänglich neben dem lateinischen Gesange und nachher mit Ausschliessung desselben der deutsche Gesang eingeführt wurde. In den ganzen Kirchengesang, und wo die Kirchenmusik nicht unter dem Druck der Umstände verstummen mußte, auch in diese kam der erhabene Ernst, welcher der Würde der Kirche und der nationalen Eigenthümlichkeit unsers Volks gleich angemessen ist.

Welch eine große Anzahl von Componisten für die Kirchenmusik und den Kirchengesang seitdem aus der protestantischen Kirche hervorgegangen ist; welche Meisterwerke in jeder Gattung der religiösen Musik wir erhalten haben und bis zu welch einem hohen Grade der Vollendung die musikalischen Aufführungen derselben gebracht worden, dies ist zwar nicht nach Gebühr, aber doch so weit bekannt genug, um zu wissen, daß wir in unsrer Kirche einen ausserordentlich reichen Schatz von religiöser Musik besitzen. — Aber noch bekannter und unläugbar ist es, daß wir leider an der Quelle sitzen und dursten. Wenige Länder (z. B. die sächsischen) und einzelne Kirchen in den größten Städten andrer Länder ausgenommen, liegen in unsern Kirchen die heilige Musik, die Sängerchöre und der Gemeindegesang in tiefem Verfall. So wie die Musik überhaupt aus den Volksschulen und aus dem Volksleben beinahe gänzlich verschwunden und blos ein Eigenthum der vornehmern Welt geworden ist, so hat sich auch die höhere religiöse Musik aus unsern Kirchen in die Concert-

zimmer, in die Schule der musikalischen Academieen und Conservatorien, in die Uebungsstuben der Tonkünstler und in die Zimmer der vornehmeren Stände geflüchtet. Das Edlere und Höhere ist aus den Kirchen entwichen, das Gemeine und Niedere nur ist darin geblieben. Und da in der uns gegenüber stehenden catholischen Kirche die heilige Musik und der Chorgesang an den mehrsten Orten in einem nicht viel geringern, ja der Gesang der Gemeinden in einem fast noch tiefern Verfall sich befindet, so können beide Kirchen nur in eine und eben dieselbe Klage einstimmen, und keine von beiden ist so glücklich, in der andern einen Reiz zum Streben nach dem Bessern zu finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Politische Rechenkunst.

Ziemlich spät hat man den Anfang gemacht, auf die unterschiedenen Verhältnisse in der Zahl der Einwohner eines Landes nach ihrem Alter, Geschlecht, Verbindung untereinander, der Geburten der Leichen u. dgl. zu achten; obgleich diese Untersuchungen, auf mancherlei Weise, einen großen Einfluß in das Wohl des Staats haben. Folgendes ist das Merkwürdigste von dem, was man bisher ausfindig gemacht hat.

In Deutschland wenigstens kann man gemeiniglich rechnen, daß von allen Einwohnern eines Landes ein Viertheil in Städten und drei Viertheile auf Dörfern wohnen.

Etwas mehr als die Hälfte der Einwohner ist unter 27 Jahr. Ein Viertheil der Einwohner ist unter 13 Jahr, drei Viertheile sind darüber. —

Unter 1000 Einwohnern sind ohngefähr 175 Ehen und in wohlbevölkerten Ländern kann man rechnen, daß sich von 50 bis 54 Personen jährlich nur eine verheirathet.

Die Zahl der erwachsenen Mannspersonen verhält sich zur Zahl der verheiratheten Männer wie 5 zu 3; und die Zahl der erwachsenen Frauenspersonen zur Zahl der verheiratheten Frauenspersonen wie 3 zu 1.

Unter 51 Einwohnern findet sich ein Witwer; aber unter eben der Zahl sind mehr als 3 Witwen. Dagegen pflegen auch gegen vier Witwen, die sich wieder verheirathen, fünf Witwer zu seyn, die zur zweiten Ehe schreiten.

Gegen 14 Personen, die in der Ehe leben, finden sich drei verwittwete Männer oder Frauen.

Der vierte Theil der Einwohner eines Landes, ist im Stande, die Waffen zu tragen.

Von 100 Personen, die in großen Städten leben, sind in Zeit von einem Jahre niemals mehr als 20 einen Monat, oder 24 vierzehn Tage lang krank.

Gegen 26, 27 bis 28 Menschen, die überhaupt in einem Lande leben, wird jährlich ein Kind geboren. Auf 66 Familien kann man jährlich nur 10 Kinder rechnen, und von den verheiratheten Frauenspersonen gebiert jährlich nur ein Sechstheil; von allen die über 13 Jahr alt sind ein Zwölftheil und vom ganzen weiblichen Geschlechte nur der achtzehnte Theil.

Ueberhaupt darf man nur 4 Kinder auf jede Ehe im ganzen Lande rechnen, aber in Städten noch weniger, denn hier geben 10 Ehen überhaupt nur 35 Kinder.

Im Februar und März werden die mehrsten Kinder geboren; und es sind auch die in den drei ersten Monaten des Jahrs gebornen Kinder die gesundesten.

Gegen 100 Mädchen werden in einem Lande 104 Knaben geboren; aber in der Kindheit sterben auch dagegen wieder so viel Knaben mehr, daß gegen die Zeit der Mannbarkeit beide

Geschlechter in der Zahl wieder einander gleich sind.

Unter 65 bis 70 Kindern, die geboren werden, ist gemeiniglich nur ein Paar Zwillinge.

Auf Dörfern stirbt jährlich von 40 bis 42 Einwohnern einer, in kleinen Städten von 28 bis 30 einer und in großen Städten von 24 bis 28 einer. Für ein ganzes Land muß man rechnen, daß ohngefähr von 32, 34 bis 36 Einwohnern jährlich einer stirbt. Aber von den armen Sclaven, die man nach Amerika schleppt! stirbt wenigstens jährlich von fünfen einer!

Gegen 27 Mannspersonen sterben gemeiniglich 25 Frauenspersonen in einem Lande. Ueberhaupt hat man angemerkt, daß die Frauenspersonen, wenn sie eine gewisse Zeit überlebt haben, meistens ein höheres Alter erreichen, als die Mannspersonen.

Unter 115 Todten findet sich nur eine Frau, die im Wochenbett stirbt und unter 400 nur eine, die während der Geburt stirbt.

Der März, August und September raffen die mehrsten Menschen bei uns weg; hingegen sterben im November, December und Februar die wenigsten.

Unter 100 Kindern, die in einem Jahre sterben, muß man ohngefähr drei todtgeborne rechnen. Aber es findet sich doch hierbei ein großer Unterschied unter den Ländern; in Dresden ist unter sechzehn ein todtgebornes Kind, in Schweden nur unter funfzigen.

Unter 200 Kindern, die geboren werden, stirbt noch nicht eins in der Geburt und noch nicht zwei während des Wochenbetts der Mutter.

Von den Kindern, welche durch Ammen gestillt werden, stirbt die Hälfte, wenn von denen, die die Mütter selbst säugen noch lange nicht ein Drittheil stirbt!

Von 100 Kindern, die die natürlichen Blattern bekommen, pflegen 8 auch wohl an 25 zu sterben; aber von 300, denen man die Blattern inoculirt hat, stirbt kaum eins. Auch hat man angemerkt, daß an den natürlichen Blattern mehr Mädchen als Knaben sterben.

Von 1000 Kindern, die zugleich geboren werden, sind noch übrig:

nach	1	Jahre	740
—	2	—	660
—	3	—	620
—	4	—	596
—	5	—	584
—	6	—	574
—	7	—	564
—	8	—	554
—	9	—	546
—	10	—	540
—	15	—	518
—	20	—	496
—	25	—	471
—	30	—	446
—	35	—	420
—	40	—	385
—	45	—	350
—	50	—	313
—	55	—	271
—	60	—	226
—	65	—	180
—	70	—	130
—	75	—	85
—	80	—	49
—	85	—	24
—	90	—	11
—	95	—	3
—	97	—	1

Da die Hälfte derer, die geboren werden, noch vor dem siebenzehnten Jahre schon verstirbt, so genießt ein jeder, der über 17 Jahre alt

wird, einen Vorzug, dessen die Hälfte des ganzen menschlichen Geschlechts nicht theilhaftig wird.

Man hat eine Tafel berechnet, welche zu erkennen giebt, wie lange man in jedem Alter, nach Wahrscheinlichkeit, noch hoffen darf zu leben. Sie ist folgende.

Ein neugebornes Kind hat noch Hoffnung zu leben.

34 Jahr 6 Monat.

Ein Kind von	1	Jahr	41	—	9	—
— — —	3	—	45	—	7	—
— — —	6	—	46	—	4	—
— — —	10	—	44	—	9	—
Eine Pers. von	15	—	41	—	6	—
— — —	20	—	38	—	3	—
— — —	25	—	35	—	3	—
— — —	30	—	32	—	3	—
— — —	35	—	29	—	8	—
— — —	40	—	26	—	6	—
— — —	45	—	23	—	-	—
— — —	50	—	20	—	11	—
— — —	55	—	17	—	-	—
— — —	60	—	14	—	2	—
— — —	65	—	11	—	5	—
— — —	70	—	8	—	11	—
— — —	75	—	6	—	8	—
— — —	80	—	4	—	10	—
— — —	85	—	3	—	3	—
— — —	90	—	2	—	-	—

In einem Alter von 7 Jahren hat man noch die größte Anzahl von Jahren zu durchleben Hoffnung.

Wenn man 12 bis 13 Jahre alt ist, so hat man den vierten Theil seines Lebens zurückgelegt, in einem Alter von 28 bis 29 Jahren die Hälfte und wenn man 50 Jahre alt ist dreiviertel Theile. — Traurig genug für den, der in einem Alter von 28 Jahren fühlt, wie wenig Gutes er in der ersten Hälfte seines Lebens gestiftet hat; doch mag ihn der Trost aufrichten, daß er seinen Mitbrüdern in der zweiten Hälfte, die ihm bevorsteht, unendlich mehr nützlich werden kann, als in der verflossenen ersten.

Unter einer Million Menschen erreichen nur

70	ein	Alter	von	100	Jahren.	
50	—	—	—	101	—	
50	—	—	—	102	—	
40	—	—	—	103	—	
40	—	—	—	104	—	
30	—	—	—	105	—	
20	—	—	—	106	—	
10	—	—	—	107	—	
7	—	—	—	108	—	
4	—	—	—	109	—	
3	—	—	—	110	—	
3	—	—	—	111	—	
3	—	—	—	112	—	
3	—	—	—	116	—	
2	—	—	—	118	—	

Man hat Beispiele von Personen in unsern Zeiten, welche ein Alter von 152, 155, 164, 169, 172 und selbst 185 Jahren erreicht haben. Ueberhaupt aber werden die Leute in bergichten Ländern älter als in tiefliegenden.

Gegen 10 Menschen, die jährlich in einem Lande sterben, pflegen 12 bis 13 geboren zu werden.

Wenn man 33 Jahre auf eine Generation rechnet und das ganze menschliche Geschlecht über dem Erdboden auf 1000 Million anschlägt, so sterben davon:

alle Jahre	30 Millionen.
alle Tage	82000
in jeder Stunde . .	3400
in jeder Minute . .	60
in jeder Secunde .	1.

Das Schweizermädchen.

Als Kaiser Maximilian, die Schweizer bekriegend, im Jahre 1499, vor Kostnitz lag, sandten die Feinde eine friedliche Botschaft, welche ein junges Mädchen überbrachte, da man in jenem Kriege gewöhnlich von beiden Seiten zu solchen Sendungen alte Weiber oder nicht mannbare Jungfrauen brauchte. Das Schweizermädchen stand im Vorhofe der kaiserlichen Wohnung, und erwartete die Antwort auf den überbrachten Sendbrief. Da fragten Einige von des Kaisers Leibwache, was die Schweizer in ihrem Feldlager machten. Seht ihr denn nicht vor Augen, sprach das Mädchen, daß sie euern Angriff erwarten? Und jene fragten weiter, wie viele ihrer wären. Es sind ihrer genug, eure Angriffe abzuschlagen, antwortete die Schweizerin. Dringender aber fragten die Krieger nach der Zahl der Feinde. Ich dächte, sprach das muthige Mädchen, ihr hättet sie neulich, als vor den Thoren dieser Stadt gefochten wurde, wohl zählen können, wenn anders nicht die Angst der Flucht eure Augen verblendet hat. Haben sie denn etwas zu essen? fuhren die Krieger fort. Und wie könnten sie leben, wenn sie nichts zu essen und zu trinken hätten! erwiederte sie. Die Umstehenden konnten dieses Gespräch nicht ohne Lachen anhören, da drohte einer der Krieger, um das Mädchen zu schrecken, er wolle ihr den Kopf spalten, und legte die Hand an sein Schwert. Unerschrocken aber sprach das Mädchen zu ihm: Ei ihr müßt wohl ein gewaltiger Held seyn, da ihr einem zarten Mädchen den Tod drohet. Aber wenn ihr so große Lust zum Kampfe habt, warum brecht ihr nicht ins feindliche Lager? Da werdet ihr wahrlich euren Mann finden, der es mit eurer Wildheit aufnehmen wird. Wohl ist es leichter, ein wehrloses, unschuldiges Mädchen anzufallen, als einem bewaffneten Feinde entgegen zu treten, der nicht mit Worten, aber mit Thaten zu streiten weiß.

Stille Liebe.

Mehr wie Roman.

(Fortsetzung.)

Nachdem nun mehrere Arzneien verordnet waren, die Luise bereitwillig gebrauchte, und nachdem das Uebel noch immer nicht weichen wollte, bestand der Arzt darauf: daß man das leidende Mädchen bei der jetzt eingetretenen schönen Jahrszeit nach Pyrmont bringen solle, um durch die Kräfte des dasigen mineralischen Wassers, und noch mehr durch Erheiterung und Zerstreuung eine Heilung zu versuchen. Auch hiezu verstand sich Luise ohne Widerrede, und freute sich schon zum Voraus auf die Ergötzlichkeiten des dasigen Aufenthalts. Gewiß, erwiederte sie den besorgten Eltern, werde ich von Pyrmont frisch und gesund zurück kehren, und jede Schwermuth wird schwinden. Das Einzige, um welches sie bat, war, daß die Mutter sie begleiten solle, und nicht Therese, wie man Anfangs die Absicht hatte. Bernfeld würde ja seine seitherige Gesellschafterin und Freundin nicht gern so lange entbehren, bemerkte sie scherzhaft.

So kamen nun Mutter und Tochter zu Pyrmont an, und die ersten Tage des Aufenthalts schienen allerdings das Urtheil des Arztes zu rechtfertigen. Luise, die nie weiter, als einige Stunden in dem Umkreise ihrer Vaterstadt, und nur einmal als Kind nach Hannover gekommen war, gefiel sich in Pyrmont ungemein, und dankbar gestand sie der Mutter: sie fühle sich hier wirklich besser und heiterer, als zu Hause.

Und doch betrog sich das gute Mädchen; denn schon nach acht Tagen, als die Gegenstände um sie den Reiz der Neuheit verloren hatten, kehrte auch die vorige Schwermuth wieder, so sehr die Mutter sorgte, durch pünktlichen Gebrauch der vorgeschriebenen Heilmittel und durch tägliche Zerstreuung das Gemüth des holden leidenden Geschöpfes aufzuheitern. Mit Schrecken nahm sie wahr, daß, je länger sie zu Pyrmont blieb, die Traurigkeit des Mädchens täglich mehr zunahm. Da nun alle Heilmittel und Zerstreuungen nichts Wohlthätiges zu bewirken vermochten, so entschloß sie sich mit der Tochter nach Hause zurück zu kehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bremer Theater. —

Am Donnerstag den 12ten Februar erschien die Ahnfrau von Grillparzer zum Erstenmale auf unserer Bühne.

Der dichterische Werth dieses Trauerspiels ist hinreichend genug anerkannt, als daß man die wenigen Mängel darin, nicht gerne übersehen sollte. Zu den letzteren gehört namentlich, die Unwahrscheinlichkeit, daß der Graf ohne Jaromir zu kennen ihm seine Tochter zusagt, da er doch von dieser unterrichtet ward, daß schon ein Verständniß zwischen beiden obwalte und Jaromir schon länger in der Gegend der einsamen Burg sich aufgehalten habe, die von Räubern umringt ist. Berthas Liebe läßt keinen Argwohn Raum, doch dem Vater mußte der längere Aufenthalt Jaromirs in der Gegend der Burg auffallen, was durch einen erdichteten Grund, der die Ursache von Jaromirs Anwesenheit rechtfertigte, leicht hätte beseitigt werden können.

Frau Müller, die wir jetzt noch die Unsere nennen können, bewährte sich als Bertha neuerdings als eine denkende tieffühlende Künstlerin. Ihr Spiel war durchaus wahr und gelungen zu nennen, doch unverzeihlich ist es, daß sie bei der so erschütternden Scene am Ende des 4ten Acts von Statisten unterbrochen wurde. Was soll man von einer Direction erwarten, die sich nicht bemüht, dergleichen Fehler, die so oft vorfallen, zu unterdrücken! Wie wir hören, wird Frau Müller bald von uns scheiden — ein unersetzbarer Verlust, welcher der Direction, nicht wird zum Vortheile gereichen. —

Graf Borotin wurde von Herr Hanf mit aller Anstrengung gegeben und viele Scenen meisterhaft von ihm dargestellt, leider vermißten wir indessen oft das Feuer eines sich noch starkfühlenden Greises, was hauptsächlich im ersten Acte, beim Erscheinen der Ahnfrau bemerkbar war. Auch hätten die Worte nach Verschwinden der Ahnfrau: „Was war das?" u. s. w. mit steigerendem Tone und kräftiger ausgesprochen eine größere Wirkung hervor gebracht: so wie der Ruf: „Heda, Bertha, Bertha!" lauter hätte vorgetragen werden müssen.

Herr Clausius, der jetzt bei uns für das Fach der ersten Liebhaber engagirt ist, gab den Jaromir, doch unsere Erwartungen hat er darin nicht entsprochen. Die zwei ersten Acte berechtigten zu der Hoffnung, daß das Ganze gut durchgeführt werden würde, doch von der Scene im 3ten Acte an, wo er unachtsam auf seine Rolle, die er ohnehin nur sehr mittelmäßig memorirt hatte, Frau Müller eine lange Weile auf sich warten ließ, verschlimmerte sich sein Spiel von Wort zu Wort und die kalten abgemessenen Stellungen und Gebehrden, die wir im Anfange nicht bemerkten nahmen wieder zusehends Oberhand. Die letzte leidenschaftliche Scene im Grabgewölbe mißlang gänzlich. Möge Herr Clausius doch sorgsamer auf sich achten und sich nicht, durch den Beifall des Publikums verblendet, welches heute Abend in dem Jaromir nur sichtbar den Dichter beklaschte — als vollendeten Künstler ansehen, so geben seine Anlagen zu guten Erwartungen, die gerechteste Hoffnung. Für unbedeutend scheinende Angewohnheiten nehme Herr Clausius sich doch ja in Acht In der heutigen Vorstellung fiel hauptsächlich die öftere Wiederholung des Ausrufs: „He!" und eine Bewegung der Hand nach den Haaren, auf, so wie mitunter auch eine in Tragödien der Art durchaus nicht passende überschnelle Bewegung der Hände. —

Die Rolle des Kastellans Günther wurde von Herr Zschischka mehr abgesungen wie gesprochen, auch hatte er sie nicht einstudiert, was am meisten im Anfange des 4ten Aufzugs als er am Fenster getreten, bemerkbar war, weil dadurch Berthas Gebet nicht mit dem steigenden Tone vorgetragen werden konnte, wie die Künstlerin es wünschte.

Der Hauptmann wurde von Herr Müller ohne Fehler gegeben, seine Declamation war richtig, sein Ton und seine Manieren ganz der Rolle angemessen. Herr Schmidt spielte den Räuber Boreslav gut, doch Herr Struve als Soldat Walter hatte keine Gesticulation.

Für die Täuschung im ersten Acte beim Erscheinen der Ahnfrau müssen wir der thätigen Bemühung der Frau Müller den gebührenden Dank zollen, doch wäre es unserer Meinung nach angewandter gewesen wenn im letzten Aufzuge die Rolle der Ahnfrau einer anderen Schauspielerin übertragen gewesen wäre, die nur eintönig, ohne fernere als nur durchaus erforderlicher Gestikulation und Bewegung die wenigen Worte vorgetragen hätte. —

Unserer Direction hat es übrigens gefallen, das ächt tragische Ende dieses Stücks zu dem eines Feenmärchens umzuschaffen; möge sie es gegen den Dichter verantworten.

Auflösung des Räthsels in Nro. 14.

A m o r. — R o m a.

N: 16.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 22. Februar. 1818.

Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten.

Nach der in unsern beiden vorigen Blättern unter obiger Rubrik gemachten Einleitung, und da in unsrer Stadt im Allgemeinen eine Verbesserung des Kirchengesanges nöthig und zu wünschen ist, theilen wir unsern Lesern zur Prüfung Beherzigung und Beurtheilung jetzt auszugsweise dasjenige mit, was der Herr Ober-Consistorialrath Natorp zu Münster in seinem über diesen Gegenstand geschriebenen, der zu Hagen versammelten Provinzial-Synode der protestantischen Geistlichkeit gewidmeten Buche sagt.

d. Red.

Und fahren jetzt mit dessen eignen Worten fort.

Mit Recht sind Kirchengesang und Kirchenmusik ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Abgesehen davon, daß sie an und für sich einen hohen innern Werth haben, sind sie vornehmlich auch wegen ihres Zusammenhangs mit der Liturgie von großer Bedeutung. Wo sie fehlen oder nicht rechter Art sind, da fehlt es auch der ganzen Liturgie, wenn nicht an ihrem wahren Fundamente, doch an einem wesentlichen Hauptbestandtheile; und ohne sie möchte man schwerlich im Stande seyn, ihr diejenige Würde, Schönheit und Geistigkeit zu geben, von welcher allein ihr wirksamer Einfluß abhängt.

Schon von den frühesten Zeiten des Christenthums her bis über die Zeit der Reformation hinaus wurde die Bedeutung und Wichtigkeit derselben lebendig erkannt und man hielt sie in hohen Ehren. Man kann den Eifer und den Aufwand von Zeit, Mühe und Kosten, womit man die musikalischen Angelegenheiten der Kirche besorgte, nicht kennen lernen, ohne gegen die Geistlichkeit, die Kirchenvorsteher, die Obrigkeiten und die Fürsten jener Zeiten eine hohe Achtung zu fühlen und ohne sich der Winzigkeit zu schämen, zu welcher man späterhin und bis auf unsre Zeiten herab den Gesang und die Musik der Kirche hat versinken lassen.

Zu dem jetzt obwaltenden Verfall legte man schon bald nach der Reformation den ersten Grund, ohne durch den Geist und Zweck derse-

ben im geringsten dazu veranlaßt zu seyn. Man ließ sich theils durch falsche Ansichten und mißverstandene Ideen, theils und vornehmlich durch die fortdauernden Streitigkeiten über die Festsetzung des Lehrbegriffs zur Vernachläßigung der ganzen ästhetischen Seite des Cultus verleiten. Eine lange Zeit hindurch wurde dieser Verfall kaum bemerkt und erkannt, weil die Aufmerksamkeit der neuen Kirchengemeinden und ihrer Geistlichkeit mit Gegenständen andrer Art völlig beschäftigt war und weil der Geist und die Ereignisse der Zeit den Gemüthern eine solche Richtung gaben, durch welche sie von der Sorge für Kirchenangelegenheiten dieser Art abgelenkt werden mußten. Bemerkt und erkannt wurde der Verfall zuerst von den Musikern, welche es mit innigem Schmerz sahen und betrauerten, daß die heilige Kunst theils ausartete, a) theils aus den Tempeln und Bethäusern immer mehr verschwand oder wohl gar verbannt wurde. Sie klagten, warnten und ermahnten laut, aber ihre Stimme wurde von denen, welche sie hätten hören sollen, entweder gar nicht vernommen, oder nicht beachtet. Als endlich der Verfall allgemeiner, auch von der Geistlichkeit und den Gemeinden, erkannt wurde, war er schon so tief, daß man an den mehresten Orten in den jenigen Mitteln, welche früherhin mit dem glücklichsten Erfolge wären angewendet worden, keine Hülfe und keine Rettung mehr zu finden wußte. Und so liegt die Sache noch jetzt.

Was ist in den mehresten Gegenden aus unserm Kirchengesange geworden! — Wo sind die Gemeinden, welche den großen Reichthum an herrlichen Choralmelodien, den unsre Kirche besitzt, unter sich bewahret haben! — Wo die Gemeinden, welche sie zu singen verstehn! — Wo kennt man, ich will blos sagen, den bedeutenden Theil derselben auch nur den Namen nach! — Wo findet man noch Cantoren, welche den Gemeindegesang gehörig zu leiten, und Organisten, welche ihn durch eine gute Musik zu begleiten und zu heben im Stande sind! — Wo sind die Anstalten, in welche für die Kirche tüchtige Cantoren und Organisten gebildet werden! — Wo sind die Liturgen, welche den Kirchengesang ihrer Aufmerksamkeit und ihres Studiums würdigen! — Wo sind die Sängerchöre der Vorzeit geblieben, wo unsre Collecten und Responsorien, wo unsere Litaneyen, wo unsre Requiems, wo unsre Oratorien, wo unser Te Deum, unser Credo, unser Agnus Dei, unser Sanctus, unser Halleluja, wo unsre Festmusiken! — Wo sind die Pfarrschulen, in welchen der Gesang der Kirche richtig und ordentlich gelehrt wird! — Wo sind die Geistlichen, welche sich die Bildung des Gemeindegesangs angelegen seyn lassen! — Wo die Seminarien, in welchen die künftigen Pfarrer mit ihren liturgischen Obliegenheiten und mit den Angelegenheiten des Kirchengesangs bekannt gemacht werden! — Wo die Städte und Obrigkeiten, welche kirchliche Sängerchöre errichten, Chorschulen stiften, Kirchenmusiker bei denselben anstellen! — Wo die Fürsten, welche auf ihren Akademien, in ihren Gymnasien und in den Hauptstädten ihrer Provinzen für die Erhaltung oder Wiederherstellung

---

a) Forkel sagte, in Beziehung auf die protestantischen Kirchen: „Aus dem Gesang ist ein Vokalgeblöcke, aus dem Vorspiel und dem Accompagnement auf der Orgel ein Dudeln, aus der Instrumentalbegleitung ein Kratzen und Fideln, aus dem Blasen der Trompeten ein Lärm, womit man noch einmal die Mauern von Jericho umstürzen könnte, aus dem Paucken ein Prügeln und aus dem Ganzen der Kirchenmusik etwas geworden, dem man kaum einen Namen geben kann."

und Veredlung der Kirchenmusik die erforderlichen Anstalten anlegen! — — Eine Frage dieser Art nach der andern kann man aufwerfen, auf welche die Kirche fast durchgängig nur mit einem traurigen Stillschweigen antworten kann. Blos nach musikalischen Compositionen und nach Componisten für die Kirche fragt man nicht vergebens. Beide waren und sind da, classische Werke und classische Männer. Aber jenen wie diesen hat man die Kirchen verschlossen; sie sind in die Concertsäle und ans Theater gewiesen. Die Kirche aber muß hierüber trauern. Sie wartet sehnlichst auf kräftige Hülfe. Wenn in unsern Tagen auf der einen Seite der traurige Verfall des Kirchengesangs viele ernstliche Bemühungen für die Verbesserung des musikalischen Unterrichts in den Schulen herbeigeführt hat, und auf der andern Seite wieder diejenigen, welche für die Verbesserung des Kirchenwesens arbeiten, durch das, was in den Schulen geschieht, sich aufgefordert fühlen, auch auf den Kirchengesang mehr Aufmerksamkeit zu verwenden: so sind dies bemerkenswerthe Zeichen der Zeit, welche die ersehnte Hülfe zu verheissen scheinen. Aber auch für dieses Bedürfniß, wie für die liturgischen Bedürfnisse überhaupt, ist diese Hülfe nicht eher zu erwarten, bis alle edleren Geistlichen und Kirchenvorsteher das, was Noth thut, anschaulich und lebhaft erkannt und sich über die Erfordernisse gehörig miteinander verständigt haben.

Und nun macht derselbe auf folgende fünf Punkte aufmerksam, welche bei einer Verbesserung des Kirchengesanges der Protestanten hauptsächlich in Betracht kommen.

1) Die Lieder, welche gesungen werden.

2) Die Kirchenmelodieen, nach welchen man sie singt.

3) Das Singen selbst.

4) Die Leitung und Begleitung des Gesangs, durch Vorsänger und Organisten. und

5) Der kirchliche Sängerchor und die Kirchen-Instrumentalmusik.

und erläutert diese Punkte wie folgt:

Erstens. Bei den Liedern, welche in den Kirchen gesungen werden, sind viele ohne Rücksicht auf ihre Melodieen gedichtet, und häufig dazu nicht die rechten Melodieen gewählt. Man hat den Geist der Melodieen nicht richtig aufgefaßt, oder stellenweise aus dem Sinne verloren, auch die musikalische Interpunktion nicht gehörig beobachtet und den musikalischen Versbau und Wohllaut nicht berücksichtigt. — Auch fehlt es für manche in der Kirche vorhandene Melodieen an Liedern; sowohl für die Choralmelodie, als auch für andere musikalische Gesangformen, und man hat beim Dichten und Sammeln der Lieder mit übertriebener Aengstlichkeit neue Metra vermieden. — Für andere Melodieen giebt es hingegen der Lieder zu viele. Bald hat man einer zu großen Anzahl von Liedern Eine und ebendieselbe Melodie gegeben; bald hat man verschiedene Melodieen von gleichem Vers- und Sylbenmaaße unter einander verwechselt. — Ferner sind die Festtagslieder häufig vor den übrigen Liedern, weder in Hinsicht der dafür gewählten Melodieen, noch ihres musikalischen Schwunges, nicht genug hervorgehoben worden, — und endlich stehen verschiedenartige Poesien, sowohl singbare als unsingbare, und unter den singbaren wieder Kirchengesänge und Privat-Erbauungsgesänge unter und durch einander gemischt; daher das eigentliche Kirchengesangbuch, da es kein Lehrbuch, sondern ein Gesangbuch für die Kirche ist, nur lauter singbare und zwar in der Kirche beim

öffentlichen Gottesdienste singbare Lieder enthalten sollte. —

Zweitens. Die Eindringlichkeit der Lieder, welche wir in unsern Gesangbüchern haben und in unsern Kirchen singen, hängt nicht einzig und allein von ihrem Inhalte, von dem poetischen Ausdrucke desselben und von der Form, in welcher sie gedichtet sind, sondern auch, ja vornehmlich von der Musik ab, durch welche sie dem Ohre dargestellt und ins Gemüth gebracht werden. — Wir hören manches geistvolle, inhaltsreiche und vortrefflich gedichtete Lied singen, ohne daß es einen bedeutenden Einfluß auf uns machte; ja nicht selten bleibt unser Gemüth dabei ganz unbewegt. Dahingegen werden wir nicht selten durch das Singen andrer Lieder, denen es an Gedankenfülle und an allem poetischen Werthe mangelt, oder die wohl gar ganz geistlos und fade sind, tief gerührt. Was die Erfahrung in unsern Kirchen hierüber sagt, kann keinem von uns entgangen seyn. Unsere Gemeinden singen diejenigen Lieder, deren Musik ihnen wohlgefällig und geläufig ist, mit mehr Bewegung. Die Musik ist es, welche unsern Kirchenliedern Schwung und Leben giebt. Der Gesang soll ein ambrosisches Opfer der Natur werden, unsterblich und wiederkehrend, wie diese. — Daß aber die aufmerksame Fürsorge für den Gesang nachgelassen hat, liegt am Tage. In den Gesangbüchern sind die Melodieen immer weniger in Betracht gekommen. Aus den Schulen ist die Unterweisung in Kirchenmelodieen immer mehr verschwunden. In den Kirchen sind diese Melodieen immer nachläßiger behandelt. Prediger, Cantoren und Organisten verloren sie immer mehr aus den Augen und aus dem Sinne. Jetzt ist die höchste Zeit geworden dieser Angelegenheit unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Folgende Punkte müssen dabei ins Auge gefaßt werden. Leicht ist wahrzunehmen: daß die Kirchengesänge häufig mit mancherlei Abweichungen von der ächten gesungen werden; dies ist vorzüglich dann der Fall, wenn Christen aus verschiedenen Gemeinden in einer Kirche zusammen kommen, dann wird nämlich der Gesang dadurch, daß der eine die Melodie nach dieser, der andre nach jener Lesart singt, nicht selten auf eine höchst widerliche Art verzerrt. Ein jeder singt die Melodie so, wie er sie in der Schule seiner Gemeinde gelernt hat und in der Kirche seiner Gemeinde zu singen gewohnt ist; Nach dem Vorsänger oder nach der Orgel sich zu richten, fällt den Mehresten nicht ein: sie singen nach eigener Kenntniß, und bieten wohl gar der Orgel und dem Vorsänger durch die Gewalt ihrer Stimme Trotz. Kommen bei dem Singen einer Melodie Varianten vor, so gehen die Stimmen auseinander und der Gesang verliert seine Einheit. Sind die Varianten bedeutend und wesentlich, so hört man Mißlaute, welche die Harmonie aufheben und den Gesang in ein ungeregeltes Getön verwandeln. Fast in jeder nur etwas großen Gemeinde, wenn sie nicht ausser aller Verbindung mit Gliedern anderer Gemeinden lebt, kann man solche Verzerrung des Gesangs sonntäglich hören. Nichts ist in dieser Hinsicht, wenn man einen guten Gesang in der Kirche haben will, nöthiger, als daß man für die Uebereinstimmung im Singen der Melodieen sorge. Alle protestantischen Kirchen sollten Ein und ebendasselbe Choralbuch haben. Nach diesem sollten die Vorsänger singen, die Organisten spielen, und die Schullehrer die Jugend unterweisen. Das Choralbuch selbst aber müßte die Melodieen in ihrer ächten unverfälschten Gestalt aufstellen und durchaus keine Varianten mit aufnehmen, und diese müßten, so wie sie einmal aufgestellt

worden, unverändert beibehalten und durchaus nicht, auch nicht einmal in einem einzigen Tone, abgeändert werden.

Es ist aber nicht genug, daß man beim Singen die Melodie richtig halte. Es kömmt auch die Tonleiter in Betracht, aus welcher die Melodie gesungen wird. Und auch diese wird nicht selten unrichtig genommen. Denn bald sind die Melodien im Choralbuche aus dem unrechten Tone gesetzt; bald werden sie vom Organisten und Vorsänger willkührlich transponirt. Ja es finden sich sogar Moll-ton Melodien in Dur-ton Melodieen verwandelt. Gemeiniglich werden aber die alten Kirchentonarten nicht richtig genommen. — Bei manchen Gesängen wird die Form der Melodie wesentlich verändert, denn aus Wechsel Gesängen hat man fortgehende gewöhnliche Chorale gemacht, und in andern Gesängen wird der Rhytmus und das Metrum entweder gar nicht beachtet, oder unrichtig genommen. — Häufig finden wir auch die Melodien weder in den Gesangbüchern, noch in den Choralbüchern richtig angegeben. Dann hat man auch die Festtagsmelodieen nicht gehörig von den übrigen Melodieen gesondert, und überhaupt der Melodieen zu wenig eingeführt. Viele gute Choralmelodien und viele sonst üblich gewesene Gesangformen sind in Vergessenheit gerathen. Auch fehlen uns neben den Chorälen solche Melodieen, welche ins Arioso übergehen. — Eben so wenig hat man genug dafür gesorgt, daß auch die Gemeinden beim Singen eine anschauliche Verzeichnung der Melodieen vor Augen haben. Sie müssen gewohnt werden, eben so genau nach derselben zu singen, als der Organist darnach spielt, damit die Töne der Melodie, so wie sie dieselben hervorbringen, und die Töne der Orgel durchaus mit einander übereinstimmen und immer gleichen Schrittes sich fortbewegen. Diese Melodieen Verzeichnungen sollten gerade so, wie sie im Choralbuche stehen, den Liedern im Gesangbuche beigefügt und der Schuljugend in den Gesangsstunden vorgezeichnet und eingeübt werden.

Nur auf diese Weise wäre es zu bewirken, daß die Gemeinden allmählig einen richtigen Kirchengesang und eine feste Norm der Melodieen erlangen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Stille Liebe.

Mehr wie Roman.

(Fortsetzung.)

Nur höchst ungern ergab sich Luise in den Willen der Mutter, gleichsam als schien es ihr vorzuschweben, daß gerade die Heimat am wenigsten der Ort wäre, wo sie Linderung von ihren stillen Leiden zu erwarten hätte. Nach einer Abwesenheit von sechs Wochen kam man zu Hause an.

Vater, Schwester und Hr. Bernfeld sahen nun zu ihrem großen Kummer, daß Luise kränker und schwächer zurückkehre, als sie abgereiset war. Man hielt es jetzt für Gewissenssache, Alles aufzubieten, um die Ursache der Schwermuth des Mädchens zu errathen, und sie zu retten. In kindlicher Unbefangenheit erwiederte sie immer auf alle Fragen: sie sey zufrieden, und glücklich, wenn sie nur andere glücklich sehe; das Uebel würde sich von selbst geben.

Schon war die Schwester Therese beinahe auf der Spur, daß vielleicht eine geheime Liebe Luisens zu Bernfeld die Quelle dieser Schwermuth seyn könnte; allein die Ruhe und eine gewisse Kälte, die sich in Luisens Umgang mit Bernfeld einmischten, betrogen sie, denn

unmöglich konnte ein Mädchen, welches einem Manne mit inniger Liebe zugethan ist, seine Gesellschaft eher vermeiden, als suchen, und dagegen seine Bewerbungen um ein anderes Mädchen so kräftig, so werkthätig unterstützen. — Auch wurde der ganze Kreis der Bekannten des Birzekischen Hauses geprüft, ob nicht vielleicht unter diesen einer sey, gegen welchen sich Luise vielleicht zutraulicher erwiesen habe, als gegen die übrigen, und dem es vielleicht gelungen sey, einen Eindruck auf sie zu machen; aber alle noch so fein angelegten Nachforschungen waren vergebens. Man mußte also von der wohlthätigen Hand der Zeit abwarten, wie sich dieses Räthsel endlich lösen würde.

Unvermuthet traf der Bruder Leopold, der bei seinem Regimente in Schlesien stand, bei den Eltern ein, und brachte durch seine Gegenwart eine gewisse Munterkeit in die Familie, die seither durch die Leiden Luisens so sehr gebeugt war. Leopold war ein herrlicher junger Mann, der ungeachtet des Soldatenstandes, der so leicht die Gemüther hart macht und verwildert, ein warmes fühlendes Herz, eine innige Anhänglichkeit an die Seinigen, und einen höchst edeln Charakter besaß. Auch er wurde sehr überrascht und erschüttert, als er seine Schwester so verändert fand, und beeiferte sich täglich, sie aufzuheitern, und ihre stille Schwermuth zu verscheuchen. Es wurden jetzt häufig Spaziergänge und kleine Landparthien gemacht, denen Luise immer beiwohnte, und sich alle Mühe gab, munter zu seyn, und dadurch die besorgte Familie zu beruhigen.

Die Zurückkunft des Bruders veranlaßte ein kleines Familienfest, und bei dieser Gelegenheit beschloß Bernfeld, bei den Eltern um die Hand der Tochter Therese anzuhalten. Vater und Mutter, die längst das genaue Einverständniß Theresens mit Bernfeld abgemerkt hatten, willigten ein, und nun wurde festgesetzt, daß die Hochzeit noch vor der Abreise des Bruders, binnen sechs Wochen gefeiert werden solle.

Niemand empfieng die Nachricht von der Verlobung der Schwester mit größerer innigerer Freude, als Luise; entzückt warf sie sich Theresen in die Arme, weinte süße Thränen, und beeiferte sich mit einer Wärme, einer Anstrengung, die nöthigen Vorbereitungen zum künftigen Hochzeitsfeste zu treffen, daß, wenn Therese je Verdacht wegen einer stillen Liebe Luisens gegen Bernfeld hätte haben können, dieser nun gänzlich hätte schwinden müssen. So konnte kein Mädchen handeln, das im Begriffe stand, das höchste Gut, was sie auf der Welt zu besitzen hofft, hinzugeben.

Die Zeit der Vermäh'ung der Schwester rückte immer näher, und mit ihr schien ein neues Leben in Luisen zurück zu kehren; nur einige Tage vor der Trauung stellte sich die vorige Schwermuth ein, die mit öfterer Abwesenheit des Geistes, und mit einer auffallenden ängstlichen Unruhe verbunden war. Sie wurde dadurch so sehr entkräftet, daß sie sich zu Bette begeben mußte. Indessen schien sie sich auch hier wieder zu erholen, verließ am Hochzeittage das Bette, half die Schwester ankleiden und schmücken, und wollte selbst der Trauung in der Kirche beiwohnen, welches ihr aber auf den Rath des Arztes von den besorgten Eltern theilnehmend verweigert werden mußte.

Als sich endlich nach und nach die geladenen Zeugen und Gäste versammelten, und das feierliche Geläut der Glocken Braut und Bräutigam zur Kirche riefen, um ihren heiligen Bund nach katholischem Cultus einsegnen und befestigen zu lassen, da war Luise ihrer nicht mehr mäch-

tig. Erschüttert warf sie sich an den Hals der Schwester, küßte und umarmte sie in der heftigsten Gemüthsbewegung, und ergriff krampfhaft die Hand Bernfelds, mit den Worten: machen Sie Therese glücklich! —

Jetzt brach die Versammlung in die Kirche auf. Luise, nachdem sie dem Zuge lang mit ihren Augen gefolgt war, ging in ihr Zimmer, und schloß es ab. Ein Dienstmädchen des Hauses, das Luisen sehr ergeben war, bemerkte es, und schlich aus Theilnahme derselben nach, um ihr vielleicht irgend einen Beistand anbieten zu können. Sie bemerkte durch das Schlüsselloch, daß Luise vor einem Stuhle nieder kniete, lange Zeit stille Thränen vergoß, dann ein Marienbild, das über ihrem Bette hing, ergriff, es innig an ihr Herz drückte, und nur einmal in die lauten Worte ausbrach: o Mutter der Unglücklichen, stehe mir bei, damit ich nicht unterliege! — —

Nach Verlauf einer Viertelstunde kehrte sie aus ihrem Zimmer zurück, und schien gefaßter zu seyn, als vorher. Mit einer peinigenden Unruhe lief sie jedoch jeden Augenblick ans Fenster, um zu sehen, ob die Neuvermählten noch nicht aus der Kirche zurück kehrten. Als sich endlich die Straße mit Menschen erfüllte, und das neue Ehepaar um die Ecke zog, da war es ihr unmöglich, im Zimmer zu bleiben. Sie eilte schnell vor die Thüre, um ja die erste zu seyn, welche den jungen Eheleuten die Glückwünsche darbrächte. Therese und Bernfeld wurden an ihrer Hand in die Wohnzimmer eingeführt, und mußten sofort einige kleine Geschenke zur Erinnerung an ihre heutige Verbindung in Empfang nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Gedanken von Swift.

Man sieht darum so wenig glückliche Ehen, weil die Mädchen ihre meiste Zeit damit verlieren, Netze zu stricken, und nicht daran denken, Käfige zu machen.

Ein verständiger Mensch benutzt den letzten Theil seines Lebens, sich von den Vorurtheilen, Schwachheiten und falschen Meinungen zu heilen, die er im ersten angenommen hat.

Die Alten sehen auf eine gewisse Entfernung mit den geistigen Augen besser, als mit den leiblichen.

Kunstansicht.

(Fortsetzung über Bremens Theater.)

„Die Ahnfrau" Schauerlich und unwahrscheinlich können wir dieses Trauerspiel nennen; das vorhergehende Heulen des Windes beim ersten Erscheinen der Unglücksverkünderin, wie die unselige Tod bringende Verwicklung derselben, in das Stück selbst, unnatürlich, gegen den guten Glauben streitend finden; mag der Be uch der Manen unsrer Vorfahren uns doch niemals natürlich bedünken! — Das Ganze ist das Erzeugniß einer blühenden, bilderreichen Phantasie, welche, da der Verfasser ein ganz junger Mann, für die dramatische Litteratur zu großen Erwartungen berechtigt. Wohl sind manche seiner Theatercoups (woran das Stück sehr reich ist) ergreifend, und man hätte sie sich vielleicht anders gewünscht und gedacht, doch sind sie nicht graß und zurückstoßend, und der reine Geist und religiöse Sinn welcher überall im Vers waltet, mildert die scharfen und schroffen Stellen auf welche unser Auge ungern weilt. Der kalte prosaische Recensent darf die Wahl des Süjets tadeln; doch der Dichter schafft sich seine eigne Welt, und bildet aus dieser sein Ideal. Je nachdem seine Einbildungskraft glühend oder bedächtlich sich ausspricht, wird er nie, und besonders bei der Tragödie zu berücksichtigen vergessen, daß Reinheit des Styls und des Sinnes unerläßliche Forderungen am Dichter sind, so werden die Schöpfungen des Feuergeistes stets ein höheres Interesse erwecken, als die trocknen Sentenzen, welchen die Bühne kein lebendiges Leben einhauchen kann. Wird der junge Verfasser dieses Geistesprodukts, auf dem guten Wege fortfahren, sich einen edlen Stoff für seine Arbeiten suchen, sich alsdann zu großer Ueberladungen enthalten, wie auch für die zu öftern Wiederholungen einzelner Wörter und Sylben, welches keine angenehme Empfindung hervorbringt, sich hüten, so dürften wir ihn noch in der Folge als beliebten Theaterdichter erblicken.

Hat die dermalige Darstellerin der Bertha, früher in manchen Rollen Beifall sich erworben, so übertraf diesmal ihr Spiel sowohl wie ihre richtige

Declamation und Accentution jede ihrer früher gegebnen Rollen. Statuenmäßig schön stand sie, als sie dem Vater im Traum als Ahnfrau erschien; kein Haschen aus der Souffleurgrube beengte ihre freie Haltung, störte den Vortrag des Verses. Besonders rührend und ansprechend war ihre Stimme und Ausdruck beim Anblick der „so mühvoll gestickten und zerrißnen — wie ihr Herz zerrißnen Schärpe" Glück kann jeder Dichter sich wünschen, dessen Schöpfungen bei erster öffentlicher Darstellung in solche Hände gerathen. Der alte Graf Boratin gab den würdigen Vater und namenlos Leidenden im Leben und im Tode eben so schön im Spiel, wie er seine gut memorirte Rolle richtig sprach. Jaromir verdiente den ihm zu Theil gewordnen Beifall; nur strengte er sich oft zu sehr an, daher er auch gegen Beendigung des Stücks, mit seiner Brustkraft nicht auskam, und er sich das Uebel woran er längst krankte, leicht dadurch hätte zurück führen können. Der Hauptmann zeigte ein gutes ruhiges Spiel. Boleslav und der Soldat Walther befriedigten nicht, den Begriff von der Aussprache gereimter Verse schienen sie nicht ganz inne zu haben. Dem aufmerksamen Hörer wird es nie entgehn, wenn der Reim zu sehr vernachlässigt wird, weil dadurch der Sinn und die Wirkung der Sache oft verlohren geht, doch sehr unangenehm ist es, wenn er im Schülerhaften Hersagungstone behandelt wird. Die Kunstansicht kann nur die Beherzigung des Gesagten aufrichtig wünschen, und hält sich überzeugt daß der darstellende Künstler diesen Namen mit Recht zu tragen, freundlichen Zurechtweisungen sich nicht entziehen werde. — Noch füge ich hier bei der am 15ten dieses wiederholten Aufführung von „Kabale und Liebe" die Erklärung gern hinzu: daß dießmal der Ferdinand ganz genügte; daß seine Kraftsprache deutlicher und reiner, sein Uebergang zur Mäßigung angenehmer und modulirter war. Zur Verschönerung seines Aeussern (welches ja der Schauspieler gezwungen ist zu beachten) trug die geschmackvoller gewählte Uniform das ihrige treulich bei. Auch die Lady Milford zeigte sich wieder ganz als denkende Schauspielerin, und selbst die wenigen, aber so bedeutungsvollen Worte vom Dichter dem alten Diener in den Mund gelegt, wurden gewiß nach dem Sinn des erstern, von diesem ausgesprochen. a)

(Die Fortsetzung folgt.)

Vertheidigung. b)

Audiatur et altera pars!

Das hiesige geehrte Publikum war durch die Anschlagezettel vom 5. und 10. Feb. a. c. benachrichtiget, daß ich krank sey, und am Spielen verhindert werde.

Nachdem ich beinahe drey Wochen an einer bedeutenden Halsentzündung gelitten, erfuhr ich, daß man allgemein wünsche die Ahnfrau dargestellt zu sehen, und um den Wünschen des geehrten Publikums so viel als immer möglich Genüge zu leisten, wagte mich früher heraus als mein körperlicher Zustand es mir erlaubte, und betrat, noch sehr schwach, am 12. Feb. als Jaromir zum erstenmale wieder die Bühne.

Was diese Rolle bey völliger Körperkraft erfordert, erfuhr ich schon bey ihren wiederholten Darstellungen vor ein und einem halben Jahre, und wie sie mich jetzt noch krank angreifen mußte, hat ein gütiges und nachsichtsvolles Publikum wohl bemerkt. —

Um so mehr muß es für mich sehr auffallend und kränkend seyn, mich am 19. Feb. a. c. im Bürgerfreunde auf eine Art rezensirt zu sehen, die mindestens, sehr unfreundlich genannt zu werden verdient. —

Den Vorwurf den mir der Herr Rezensent macht, daß ich Actus 3, Scene 5. die Bühne zu spät betreten habe, möge er damit gütigst entschuldigen, daß ich in jenen Augenblicken, von körperlichen Schmerzen überwältigt, in der Garderobe medizinirte, und nur mit eigner Aufopferung die letzten Akte endete. Möge der Herr Rezensent es mir daher nicht verargen, daß es mir mehr als auffallend sein muß, da wo ich Nachsicht und auch wohl Dank verdient zu haben glaube, mich durch beissende Anmerkungen und hingeworfene Repliken, kritisirt zu sehen.

Bremen, den 20. Febr. 1818.

Eduard Clausius.

Sylben-Räthsel.

Bei Frau'n und Jungfrau'n nach dem Ersten fragen,
Heißt in der Regel: sie in Harnisch jagen —
Ein feiner Mann wird das auch nimmer wagen;
Denn solche Neugier Damen nie vertragen.

Bei Frau'n und Jungfraun nach dem Zweiten fragen,
Daß hieße vollends, sie in Harnisch jagen —
Sie sind's — was brauchen sie es erst zu sagen —
Nur Tölpel können d'ran zu zweifeln wagen.

Das Ganz' ist's Erste nie — das Zweite gelten —
Und will doch immer für das Zweite gelten —
Im Leben oft es groß und breit sich macht —
Der Weise tritt ihm aus dem Weg' und — lacht.
Erscheint es mir im heil'gen Frau'nverein,
Fällt mir die Frage nach der Ersten ein —
Erscheint mir's aber in der Männerwelt,
Stracks mir auf's Herz die ernste Frage fällt:
Ob mit den Gänsen man im Streit noch liege?
Wie viel man geistig und moralisch wiege —?

---

a) Dieser Aufsatz ist etwas später wie die in der vorigen Nummer dieser Wochenschrift mitgetheilte Beurtheilung eines andern Kunstfreundes eingesandt; ich theile ihn jedoch mit, damit die geehrten Leser durch die Vergleichung, ein richtiges Urtheil über die Darstellung der Ahnfrau fällen mögen.

Der Red.

b) Auf besonderes Verlangen des Herrn Clausius wird diese Rechtfertigung eingerückt; obgleich wir in der erwähnten Recension des Spiels dieses Herrn, keine beissende Anmerkungen auffinden können.

d. Red.

№ 17.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 26. Februar. 1818.

Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten.

(Fortsetzung.)

Drittens. Was helfen uns indessen die geistreichsten Gesänge und die besten Melodieen in der Kirche, wenn unsre Gemeinden sich nicht auf's Singen verstehen? Beide, die Gesänge und die Melodieen, erhalten, wie man leicht wahrnehmen kann, ihre Eindringlichkeit vornemlich durch die Art und Weise, wie sie gesungen werden. So ausgemacht dieses ist, so wenig hat man es bei den neueren Bemühungen für die Verbesserung des Kirchengesanges bedacht. Die Mängel und Gebrechen desselben suchte man fast überall in der wirklichen oder vermeintlichen schlechten Beschaffenheit der Lieder. Man sorgte für die Bearbeitung und Einführung besserer Gesangbücher. Die Gemeinden erhielten sie und angen nun vernünftigere und besser gedichtete Lieder; aber der Gesang blieb, wie er war, und machte nicht viel mehr Eindruck, als zuvor. An die Verbesserung dessen, was hauptsächlich Noth that, nemlich des Singens selbst, dachte man wenig oder gar nicht. Dieses ist seit der Einführung der neuen Gesangbücher fast nirgends besser, an den mehresten Orten vielmehr, weil man es gänzlich vernachlässigt hat, schlechter geworden. In den musikalischen Akademieen, ja auch im gemeinen Leben wurde die Singekunst zu einem überaus hohen Grade von Vollkommenheit ausgebildet; nur in den Kirchen ist sie etwas sehr jämmerliches. Das Singen, wie man es gemeiniglich in unsern mehrsten Kirchen hört, ist kaum ein Singen zu nennen; es ist beinahe keine Spur der schönen Kunst darin zu finden. Am schlechtesten wird in der Regel da gesungen, wo man in der Kirche eine Orgel hat. Man verläßt sich auf ihr starkes Vor- und Durchtönen und giebt sich darum keine Mühe, den Gesang selbst mit der Stimme rein und gut hervorzubringen. Der einzelne Mitsänger hört nicht viel von den Tönen, welche er selbst singt. Und die Gemeinde verliert sich mit ihrem Gesange unter den starken Tönen und den vollen Harmonieen, womit die gewaltige Orgel die Kirche erfüllt. Ließe man die Orgel schweigen, so würde manche Gemeinde vor Er-

staunen über ihr eigenes schlechtes Singen verstummen und sich schämen, in der Kirche Gesänge so elend aufzuführen, wie man es im gemeinen Leben nirgends ertragen würde. Nöthig ist es daher, daß man sich die Mängel und Gebrechen in dem Singen unsrer Gemeinden einzeln vergegenwärtige, um denselben desto bestimmter entgegenwirken zu können. Die Erheblichsten derselben will ich hier bemerklich machen.

Daß von manchen Gemeinden viele Melodieen gar nicht mehr gesungen werden können, weil sie ganz unbekannt geworden sind, ist schon früher gesagt. Viele andere Melodieen sind ihnen zwar bekannt und im Gebrauche geblieben; aber man singt sie nicht mit der gehörigen Geläufigkeit. Man hat sie mehrmals in der Kirche singen hören, man hat sie, so gut es gehen wollte, mitgesungen, man hat sie vielleicht auch in den Schuljahren einigemale eingeübt; aber man hat sie nicht im Gedächtniß und, wenn sie gesungen werden, ist man nicht ganz sicher, sie bestimmt zu treffen. Hieraus entsteht dann natürlicher Weise ein unsicheres Tappen nach der Melodie. Man will beim Gesang der Gemeinde nicht gern stumm sitzen, man will mitsingen und man singt mit, ohne der Melodie recht kundig zu seyn. Ist man sich seiner Unkunde nicht deutlich bewußt und nicht bescheiden genug, so singt man dreist in den Tag hinein; man mag die Töne der Melodie treffen oder nicht. Fühlt man seine Schwäche, so singt man schüchtern; man trägt Bedenken, die Töne zuerst anzugeben, und wartet, bis Andere sie angegeben haben; diesen singt man denn einen Ton nach dem andern langsamer Weise nach. In dem einen wie in dem andern Falle verdirbt man das Singen. Bald hört man Mißtöne, welche in die Melodie hinein oder neben der Melodie her erschallen, und diese heben nicht allein die Harmonie der begleitenden Orgelstimmen auf, sondern zerstören auch die Melodie selbst, besonders wenn es rohe Schreier sind, welche ihre Stimme wollen geltend machen. Bald hört man einen Ton, welcher aus dem Munde aller Sänger nur als ein einziger Ton hervorkommen sollte, darum, weil einer dem andern nachsingt, mehrmals erschallen, und dadurch wird der ganze Gesang schleppend und holpericht. Man kann diese Fehler sogar unter dem sie verdeckenden Orgelspiel wahrnehmen, wenn man schweigend zuhört, und gewiß würde sie jedes nicht ganz stumpfe Ohr und Gemüth unausstehlich finden, wenn sie nicht gerade durch das Orgelspiel minder bemerklich gemacht würden. Je schwerer die Melodieen sind oder je seltener sie gesungen werden, desto häufiger und auffallender werden auch die angegebenen Fehler beim Singen derselben begangen. Durch manchen Gesang quält sich eine Gemeinde von einem Ton zum andern durch, und man kann aus ihrem Singen den Gang und Geist der Melodie kaum errathen. Für jeden nicht gefühllosen Prediger und für alle Gebildeteren in der Gemeinde ist es eine wahre Marter, ein solches Singen anzuhören. Denn das ist doch beim Singen das erste Erforderniß, daß man die Töne der Melodie richtig treffe, und geläufig angebe; und das ist doch das erste Gebrechen, wenn man singt, ohne die Melodie zu halten.

In früheren Zeiten war es in diesem Punkte besser. Der Kirchengesang war mehr an der Tagesordnung. Er war im Leben der Gemeinden die Hauptmusik. Man hörte ihn nicht blos in der Kirche, sondern auch in den Familien bei der Morgen- und Abendandacht, in der Werkstätte, bei der Feldarbeit, in den Ruhestunden, in den geselligen Kreisen. Er wurde

täglich in den Schulen geübt und wöchentlich von den Currenden a) auf den Strassen gesungen. Die Schullehrer mußten die Kirchenmelodieen kennen und ein Schullehrer, der sie nicht kannte und die Jugend nicht gehörig darin unterwies, wurde nicht für voll angesehen. Die Jugend erlernte, während ihrer Schuljahre, eine Reihe von Melodieen bis zur größten Geläufigkeit. In jeder Woche wurde eine neue Melodie vorgenommen und täglich durchgesungen. Auch wurden die Gesänge, welche am Sonntage in der Kirche gesungen werden sollten, in der Woche vorher gehörig eingeübt. In der Kirche hatte der Schullehrer die Jugend um sich versammelt und leitete mit ihr kräftig den Gesang der Gemeinde. Beim öffentlichen Gottesdienste wurde mehr gesungen, der Gemeinde war der Gesang ein wichtiger Theil ihrer Andachtsübung und man nahm an dem Gesange mehr herzlichen Antheil.

Jetzt ist dies alles in sehr vielen Gemeinden erschlafft und verschwunden. Man macht sich weniger aus dem Kirchengesange; er wird weniger erlernt, unlustiger geübt und seltener angewendet; diejenigen, welche ihn verstehen und lehren sollten, sind darin zu unerfahren; er hat zum Theil vor der weltlichen Musik weichen müssen und zum Theil ist er wohl gar unter der Frivolität und Herzlosigkeit mancher Gemeindeglieder fast gänzlich verstummt. Daß es so gekommen ist, wie wir es jetzt haben, kann Niemanden befremden, der den Gang der religiösen Bildung der Gemeinden und der Erziehung der Jugend in den Schulen beobachtet hat.

Ein anderer Fehler, den wir im Singen unsrer Gemeinden wahrnehmen, besteht darin: daß man die Melodieen, auch diejenigen, welche man übrigens noch mit Geläufigkeit singen kann, sehr häufig verzerrt, indem man nicht bestimmt in der Stimme der Melodie bleibt und die Töne verschnörkelt. Ferner vernachläßigt man beim Singen die musikalische Interpunktion und das Metrum, weil man zu wenig Unterschied zwischen langen und kurzen Sylben, so wie zwischen größern und kleinern Absätzen, macht, und auf dem letzten Tone am Ende der Zeilen ungebührlich lange aushält, ja einige Sänger denselben wohl gar mit einem besondern Ansatze der Stimme wiederholentlich angeben. Sehr häufig wird aber auch das rechte Maaß in den einzelnen Stimmen der Sänger vermißt, indem Einige ihre Stimmen zu heftig, Andere zu wenig anstrengen. Insbesondere läßt sich dieses die vornehmere Welt und der weibliche Theil der Gemeinde zu Schulden kommen. Manche vornehme oder sich vornehm dünkende Leute scheinen es für unvornehm zu halten, in den Gesang der Gemeinde mit einzustimmen; sie wollen nicht thun, was Andere thun. Zum Theil mögen sie auch wohl, bei der einseitigen und kleinlichen Erziehung, welche sie genossen, nicht einmal Gelegenheit gehabt haben, den allgemeinen Kirchengesang zu erlernen und deshalb zum Mitsingen zu unkundig seyn. Auch fehlt es wohl nicht an solchen, welche durch ihr tändelndes Spiel mit dem Leben die höheren Gefühle des Herzens

*

a) Diese Schülerchöre waren grade dazu errichtet, daß sie die Gemeinden mit den Kirchenmelodieen bekannt machen sollten. Sie zogen über die Straßen und sangen sie vor. Wo man es besonders verlangte, blieben sie vor den Häusern stehen und sangen da mehrere Strophen des Gesangs: Daß man zu Currendanern gemeiniglich nur arme Schüler wählte, geschah darum, weil man, diese Singaufzüge zugleich dazu benutzen wollte, den Schulcassen einige Mittel zur Unterstützung armer Schulkinder zu verschaffen.

verloren haben und nicht mehr Kraft genug besitzen sich in einem religiösen Gesange zum Himmel zu erheben. Von der vornehmern Welt sollte man mit Recht erwarten dürfen, daß grade sie, wegen ihrer sonstigen feinern Bildung, besser singe, als der übrige Theil der Gemeinde, und durch ihren bessern Ausdruck den Kirchengesang veredlen helfe. — Der weibliche Theil der Gemeinde stimmt zwar in der Regel auch mit ein; aber man hat die Erfahrung gemacht, daß er schon häufig, durch falsche Begriffe von Verfeinerung der Sitten verleitet, anfängt, zu unvernehmlich mitzusingen. Manche Frauenzimmer scheinen es unzierlich zu finden, wenn man den vollen Klang der Stimme hören läßt; sie lassen daher den Ton nicht recht aus und singen nur mit halber Stimme. Dieses ist für die Schönheit und Eindringlichkeit des Kirchengesangs äusserst nachtheilig. Denn grade die weiblichen Stimmen müssen dem Gesange seinen rechten Glanz geben. Ohne ihren höhern Klang fehlt es dem Hymnus an dem rechten Jubel, dem Bittgesange an der wahren Innigkeit, dem wehmüthigen Gesange an der rechten Zartheit. — Um diesen Gebrechen zu begegnen, sollte man schon in den Schulen sorgfältig darauf achten, ob auch alle Kinder ohne Ausnahme bei den Gesangübungen mit einstimmen; man sollte es nicht gestatten, daß irgend eins dabei stumm bliebe; man sollte alle Schüler anhalten, daß sie mit gehöriger Anstrengung ihrer Singorgane weder zu stark noch zu leise singen; und insbesondere sollte man vornehmlich darauf bedacht seyn, die Stimmen der weiblichen Jugend zu bilden, um vermittelst dieser in der Kirche vorzüglich auch den Gang der Melodieen sicher stellen zu können. In der Kirche selbst sollte man, um die weiblichen Stimmen wieder mehr hervorzuheben, von Zeit zu Zeit das weibliche und das männliche Chor im Singen mit einander wechseln lassen und den Gesang des weiblichen Chors mit schwächern aber doch hellen Registern der Orgel begleiten; man sollte diejenigen Sängerinnen in der Gemeinde, welche zu leise einstimmen, ermuntern, ihre Stimme höher zu erheben; man sollte es ihnen bemerklich machen, wie sehr der Gesang leide, wenn sie ihre Stimme zu sehr verhalten; und den bessern Sängerinnen sollte man zusetzen, daß sie mit ihrem Beispiele vorgehen und die übrigen mit sich fortziehen. Geschieht dieses nicht, so wird der Kirchengesang immer stummer, finstrer, klangloser und unfeierlicher werden. — Aber es hat auch auf das Singen selbst Einfluß, wenn man nicht die rechte Tonhöhe nimmt, welcher Fehler in unsern Kirchen nicht selten begangen wird. In den Kirchen, wo eine Orgel ist, kömmt es nur darauf an, daß die Melodie in dem Choralbuche aus dem rechten Tone gesetzt steht, daß der Organist sie aus diesem Tone spielt und daß er sich nur dann ein Transponiren in einen andern Ton erlaubt, wenn eine Melodie in zu hohe Töne hinaufgeht und die Orgel nicht im Kammertone sondern in dem höhern Chortone gestimmt ist. Der Fehler, welcher in diesem Stücke begangen wird, ist von doppelter Art. Man stimmt die Melodie entweder zu hoch, oder zu tief an. Am häufigsten ist ersteres der Fall. Nimmt man den Ton zu hoch, so muthet man den Stimmen zu viel zu. Die Sänger können die höhern Töne der Melodie nicht bequem genug erreichen. Sie werden genöthigt, ihre Stimme übermäßig anzustrengen, und dadurch artet der Gesang in ein grelles Schreien aus. Ueber diese Anstrengung ermüden sie, und darum singen sie dann entweder gar nicht weiter mit, oder sie sinken in Mittelstimmen herab. Besonders widerfährt dieses sehr

leicht den Männerstimmen, welche bei hochgehenden Melodien den weiblichen Stimmen nicht folgen können. Man nehme nur z. B. eine Melodie, wie „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ oder „Wie schön leucht't uns der Morgenstern.“ Singt man erstere aus D oder letztere aus F, so kann, wenn die Orgel im Chortone steht, die Gemeinde in jener das hohe Fis und in dieser das hohe F nicht ohne zu starke Anstrengung erreichen und sie muß diese Töne mit Gewalt herausschreien. Können Melodien wie diese in einer so hohen Tonleiter von einer Gemeinde herausgebracht werden, so gewinnt freilich der Gesang an Glanz und majestätischer Feierlichkeit; aber man wird wenige Gemeinden finden, die dazu im Stande und in welchen die Stimmen bis zu einem solchen Umfange ausgebildet sind. Besser ist's solche Melodien um einen oder anderthalb Töne tiefer anzustimmen damit allem Schreien vorgebeugt werde! Stimmt man aber eine Melodie zu tief an, so entsteht der entgegengesetzte Fehler. Die Stimmen können sich nicht genug erheben, man kann den Ton nicht kräftig und voll genug hervorbringen, der Gesang kann nicht helle genug tönen, und wird matt. Man nehme z. B. eine Melodie wie „Nun ruhen alle Wälder.“ Singt man sie aus Es, statt aus G, so können die Stimmen nicht mit gehöriger Klarheit bis zum untern B herunterkommen; sie holen den Ton aus der Tiefe hervor, aber sie können ihm nicht seine rechte Fülle und Lieblichkeit geben; und der ganze Gesang verliert durch sein Schweben in der Tiefe seine erhebende Kraft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stille Liebe.

Mehr wie Roman.

(Schluß.)

Der Hochzeittag verfloß unter mehrern häuslichen Freuden, die aber durch den Gedanken sehr getrübt wurden, daß nun bald zwei der theuersten Familienglieder aus dem väterlichen Hause zu scheiden im Begriffe standen. Der Urlaub des Bruders war verflossen; er mußte in seine Garnison zurück kehren. Die Schwester Therese ging ohnehin an der Hand ihres Gatten in ein neues Leben. Eine ungewöhnliche Ruhe und Stille mußte in einer Familie eintreten, die sonst, so lang noch beide Schwestern mit einander vereint waren, so oft der Sitz des Frohsinns und der Heiterkeit gewesen war.

Doch auch diese bittern Stunden der Trennung flossen nach und nach wohlthätig dahin. Leopold ging bald nach der Hochzeit Theresens zu seinem Regimente ab, und Bernfeld führte sein junges Weib in seine Wohnung. Jetzt, da die Familie kleiner geworden war, und Theresens Beihülfe entbehrte, schien Luise Alles aufzubieten, um den Eltern die so theuern entrissenen Lieblinge zu ersetzen. Sie gab sich, so weit ihre körperliche Schwäche es erlaubte, sehr viel mit der Führung des Hauswesens ab, um die Last der guten Mutter zu erleichtern, besuchte recht oft die Schwester, die auch nicht verfehlte, mit ihrem Manne wöchentlich mehrmalen die Abendstunden bei den Eltern zuzubringen.

Die Wahrnehmung des süßen ehelichen Glückes, das Therese genoß, schien wie ein Balsam lindernd auf Luise zu wirken, und beinahe jedesmal, wenn sich die beiden Schwestern sahen, war es Luisens erste Frage: Bist du mit deinem Manne glücklich, beste Therese! —? — Liebt er dich noch so warm,

wie er dich früher geliebt hat? — Ist er noch so gut, so edel, wie vorher? — Die Bejahung dieser Fragen konnte Luisen für den ganzen Tag aufheitern. Indessen so sehr sie sich Mühe gab, munter zu seyn, so sah doch die Familie mit Schrecken, daß ihre Kräfte sichtbar schwanden, und da alle Bemühungen des Arztes, diese schöne Pflanze vor dem Verwelken zu retten, fruchtlos blieben, so erklärte er endlich den Eltern aufrichtig, daß eine langsame Abzehrung an dem Leben der Tochter nage, gegen die jedes Heilmittel seiner Kunst vergeblich sey.

Therese ward schwanger; Luise vernahm mit Entzücken, daß sie bald Tante werden sollte, plauderte unaufhörlich von der Art und Weise, wie das zu erwartende holde Kind erzogen werden müsse, damit es Vater und Mutter ähnlich werde, und fing mit emsiger Geschäftigkeit an, nach und nach verschiedene Kleidungsstücke für das Kind zu besorgen, um die geliebte Schwester und Hrn. Bernfeld künftig damit zu überraschen.

Doch, noch ehe Therese entbunden wurde, war Luise so schwach und kraftlos geworden, daß sie die größte Zeit des Tages im Bette zubringen mußte. Als endlich die Entbindung heran nahte, bedauerte sie mit schmerzlichem Gefühle, daß sie wegen ihrer Krankheit jetzt nicht im Stande sey, der guten Schwester Hülfe zu leisten, und inzwischen Hrn. Bernfelds Haushaltung zu führen.

Therese kam mit einem schönen Knaben nieder; kaum war dieser in die Welt eingetreten, als Luise mit Bitten nicht nachließ, ihr das Kind zu bringen, das sie mit inniger Freude an ihr Herz schloß. Auf ihr Verlangen mußte der Knabe bei der Taufe den Namen Ludwig erhalten, damit sie doch auch einen Antheil an ihm habe, und von jetzt an konnte kein Tag verfließen, an welchem sie nicht das Kind gesehen hätte.

Aber von Tag zu Tag schwanden die Kräfte des guten Mädchens mehr, und es war voraus zu sehen, daß sie bald und unbemerkt wie ein Lämpchen erlöschen würde. Auch war der schon lang befürchtete Moment nicht fern, wo diese Blume verwelken sollte. Sie befand sich am Abende eines, wie sie glaubte, ziemlich gut durchlebten Tages plötzlich so schwach, daß man den Arzt herbei rufen mußte. Dieser zeigte den Eltern die Gefahr, in welcher das Leben der geliebten Tochter schwebe. Luise, ahnend ihre Erlösung, verlangte einen Geistlichen, mit welchem sie sich als eine gute Christinn auf den Schritt in die Ewigkeit vorbereitete. Doch, auf einmal raffte sie sich im Bette auf, und rief den Eltern zu: ich bitte Sie um alles, bringen Sie mir den kleinen Ludwig!

Kaum war das Kind bei der Schwester Therese abgeholt, als Luise es mit sichtbarer Beruhigung und Freude in ihre Arme nahm, an die Brust drückte, und in leise unverständliche Worte ausbrach. Das Kind, gleichsam im Gefühle, durch seine Gegenwart die letzten Augenblicke einer Sterbenden zu erleichtern und zu versüßen, blieb ganz ruhig, und schlief ein. Aber auch Luise wollte jetzt schlafen gehen, um einst glücklicher zu erwachen. Krampfhaft schloß sie ihre Arme um das Kind, zitterte einigemal an ihrem ganzen Körper, und ihr Geist schwand dahin, wo ihm ewige Ruhe winkt. Erschüttert und betäubt standen die Eltern an dem Bette der geliebten Tochter.

Als man ihr schönes Leben erloschen fand, wollte man das schlafende Kind von der Leiche hinweg nehmen; aber Luise hatte dasselbe mit ihren Händen so fest an sich angeschmiegt, daß man es nur mit Mühe thun konnte, und das Kind hierüber unter Weinen erwachte. In den Gesichtszügen der Verewigten zeigte sich noch ein heiteres Lächeln; gewiß war sie mit frohem Herzen entschlafen.

Bald nach ihrem Verscheiden, als die trostlose Mutter sich in Thränen über die Leiche warf, bemerkte sie eine seidene Binde, die Luise um den Leib trug. Bei Ablösung derselben fand man ein Papier folgenden Inhalts:

Liebe gute Eltern!

„Ich fühle, daß ich bald von Ihnen scheiden muß, und das thut meinem Herzen weh. „Um aber in Ihren Augen bei meinem Uebergang „in die Ewigkeit gerechtfertigt zu erscheinen, will „ich Ihnen die Quelle meiner jahrelangen Leiden

„entdecken, die sonst, wenn Sie minder gut „gegen mich gewesen wären, mit mir würde zu „Grabe gegangen seyn. Ich liebte Hrn. Bern„feld unaussprechlich, ohne es gegen ihn zu „äußern; sobald ich aber sah, daß er Therese „vorzog, und auch sie ihn innig liebe, so beschloß „ich, der geliebten Schwester das Opfer zu „bringen, und meine Leidenschaft zu bekämpfen, „wenn es auch mein Leben kosten sollte. Ich „fühle mich jetzt hochbeglückt, da ich beide glück„lich weiß. Der Kampf zwischen Liebe und „Pflicht macht mich zwar früh verwelken; ich „lebe aber in meiner Schwester fort, und werde „Sie Alle einst froh wiedersehen. Schenken „Sie der geliebten Tochter eine Thräne des „Mitleids; im Himmel werde ich für Ihr „Glück beten. Luise."

Jetzt war das schreckliche Räthsel gelöst. — Ich schweige von den Empfindungen, welche die Eltern, Therese und Hrn. Bernfeld ergriffen, als sie auf einmal diese Entdeckung machten, welche seither manchen häuslichen Kummer verursacht hatte, und doch sehr nahe lag.

So verblühte ein gutes Mädchen in ihren schönsten Jahren im stillen Kampfe mit sich selbst, und in dem Bewußtseyn, gern das Opfer ihres eigenen Glückes zu bringen, um das Glück einer geliebten Schwester zu gründen und zu sichern.

Theaterkritik.

Der deutsche Mann und die vornehmen Leute. Sittengemälde von A. v. Kotzebue.

Wer nicht an Deutschheit glaubt, geh' ins Theater
Und hör' der Bühne Vater und Berather!

Eines der vorzüglichsten Verdienste, welche den Hrn. v. Kotzebue als Theaterdichter zieren, ist sein Bestreben Vorurtheile, Mißbräuche und Modeansichten mit der Geissel der Satyre zu bekämpfen und sie auf der Bühne dem Spott der Menge preis zu geben. Jedoch geschieht dieß nicht immer mit gleichem Glücke, denn oft hält er etwas für Vorurtheil, Mißbrauch und Modeansicht, was ihm neu dünkt, oder mit seiner Ansicht nicht übereinstimmt. Ausserdem bedient er sich nicht selten solcher Mittel zu seinem Zweck, welche selbst die nachsichtvollste Kritik nicht billigen kann, und setzt Etwas an die Stelle der auszurottenden Vorurtheile, was noch weit schlimmer als diese selbst ist.

Mit der Auferstehung Deutschlands ist, leider, auch der alte deutsche Bocksbeutel wieder erstanden, und Hr. v. K. verdient unsern aufrichtigen Dank, daß er einen Theil der Thorheiten und Anmaßungen desselben von neuem an den Pranger stellt, nur wäre zu wünschen gewesen, daß dies auf eine geistreichere und würdigere Weise geschehen seyn möchte; denn der deutsche Mann, welcher hier am Freytage über die Bühne ging und im Gegensatz mit den vornehmen Leuten, als Repräsentanten der Undeutschheit, aufgestellt war, verlor bei der Vergleichung gerade eben so viel wie diese: nämlich, beide Partheien fielen ins Lächerliche. Im Grunde konnte man hierauf wohl gefaßt seyn, denn es war nicht zu erwarten, daß Hr. v. K., der auf den Titel eines Schmalzgesellen sich selbst einige Ansprüche zuerkennt (Literar. Wochenblatt Nro. 21. S. 166), die Deutschheit sonderlich erheben würde.

Wir beurtheilen das in Rede stehende Stück nach der Vorstellung auf der hiesigen Bühne, wo Herr Ringelhardt die Hauptperson, den deutschen Mann, gab. Dichter und Schauspieler mögen sich daher in Lob und Tadel theilen. — Wir haben bisher geglaubt der Character des Deutschen bestehe ohngefähr in Güte, Großmuth, Ernst und Geradheit, sein Scherz sey treffend und derb aber nicht grob. Dem muß nicht also seyn, denn Hr. v. K. zeigt uns als Ideal eines ächten Deutschen einen wunderlichen alten Polterer, welcher, sich seines pecuniären Werthes bewußt, die auf seine Beerbung lauernden aberwitzigen Verwandten despotisirt; statt Geradheit Grobheit zeigt; statt Güte und Großmuth eine thörigte Verschenkung seiner Glücksgüter affectirt, und sich gelegentlich einen Rausch trinkt. Hr. Ringelhardt stellte denselben im Ton der Stimme und in Gebehrden so dar, daß man ihn weit eher für einen Emporkömmling aus dem Stalle, als für einen deutschen Landrath halten mußte. Zu läugnen ist indessen nicht, daß die Rolle einer bessern, nicht so plumpen Behandlung fähig sey. — Wie der Herr, so der Knecht; Peter, der Reitknecht des Landraths, ist von dem Dichter nicht so wohl zu einem deutschen Bedienten, als zu einem deutschen Tölpel gestempelt worden. Dem ihn darstellenden Schauspieler (Hrn. Struve) gereicht es zum Lobe, denselben ohne Uebertreibung, und dennoch mit komischer Wirkung gegeben zu haben. Hr. Zischischka zeigte in der Darstellung des ächt deutschen Verwalters zugleich den ächt deutschen Schauspieler, indem er schlecht memorirt hatte. — Genügend wurden die weiblichen Rollen ausgeführt. So ehrwürdig indessen hier die Tochter des Barons als deutsche junge Frau uns erschienen seyn würde, so störend war ihre Erscheinung als deutsche Jungfrau. Die Direction wird sich deshalb mit dem Mangel an passenden Mitgliedern entschuldigen — und dennoch die brauchbarsten abreisen lassen — Doch wir wollen, statt solcher Betrachtungen, unsern Lesern das Histörchen vom deutschen Manne und den vornehmen Leuten mit wenigen Worten erzählen. Eine adliche Familie, wovon hier Mann, Frau, Sohn, Tochter, Secretair, Kammerdiener und Bediente sichtbar werden, macht ein glänzendes Haus in der Hauptstadt und hat dadurch ihr Vermögen ruinirt. Sohn und Tochter sind verliebt: diese in den Secretair, vermeintlich bürgerlicher Abkunft, jener in die Tochter eines nichtadlichen Justizraths. Die Eltern (Baron und Baronin Hanno) wollen ihre Einwilligung zu solchen Mißheirathen nicht geben, und haben für beide anderweitig gewählt, namentlich für die Tochter den Baron Schreckhorn, einen Zierbengel (Incroyable) und abgeschmackten Großprahler erster Größe, auch zeitigen Anbeter der Mutter. In dieser Noth erscheint ein reicher Oheim, Landrath Borax (der deutsche Mann), schimpft und

zankt mit jedem der ihm in den Wurf kömmt, ist seit zehn Jahren nicht in der Residenz gewesen und stellt sich so verwundert, als ob sich in dieser Zeit die Lebensweise der eleganten Welt völlig umgekehrt habe. Es fällt ihm auf, daß man so lange schläft; erst um vier Uhr zu Mittag speist; bei Tische in einer Stunde zwanzig Gerichte präsentirt, so daß man zu jedem nur drei Minuten Zeit habe (nach seinen Grundsätzen wird ein ächter Deutscher wahrscheinlich von jedem Gerichte reichlich genießen müssen); er tobt darüber, daß die Damen, um Aufsehen zu erregen, mit so großem Geräusch in die Logen des Schauspielhauses sich einführen, wenn das Stück schon längst angefangen, und sich alsdann noch unterstehen wollen in ihren Theegesellschaften über das Schauspiel und dessen Darstellung abzusprechen: solches Gesindel verdiene durch die Polizey kur Raison gebracht zu werden*) u. s. w. Der Alte ist aber eigentlich in die Stadt gekommen, um sein Testament zu machen. Hierzu bedarf er eines Rechtsgelehrten und wählt den Justizrath Koppe (von Hrn Hanff recht brav gegeben,) weil dieser wegen einer Schrift über den Code Napoleons mit Gefängniß-Strafe belegt gewesen. Er wird alsdann von dem Sohne seines Neffen, des Barons, der auf seinen Antrieb den Feldzug hat mitmachen müssen, zum Liebesvertrauten gemacht. Der alte Herr prüft den Gegenstand, und billigt die Wahl, weil der Vater wegen seiner Freimüthigkeit im Gefängniß gesessen und die Mutter über der Pflege kranker Krieger am Lazarethfieber gestorben ist. — Auch die Tochter des Barons klagt ihm ihre Liebespein. An dem Secretär findet er zwar auszusetzen, daß er der feindlichen Sache gedient; indessen es ist nicht alles schlecht, was mit dem Strome hat schwimmen müssen, er erkennt in ihm den rechtlichsten Mann, und billigt gleichfalls die Wahl der Tochter. — Darauf erscheint einer seiner Verwalter und berichtet, nachdem der Gesundheitszustand des lieben Viehes abgehandelt worden ist, daß die Plünderung seiner Güter in Sachsen, nur durch einen Obersten habe abgewandt werden können. — Mittlerweile hat der Sohn seines Neffen von dem Secretair erfahren, daß seine Geliebte einen Ring von ihm, dem Secretair, am Finger trage. Ueber dieses Verhältniß kömmt es nicht zur Erklärung und der Geliebte verfällt in die heftigste Eifersucht. Er theilt die Nachricht seiner Schwester mit, welche darob gleichfalls von dieser Leidenschaft ergriffen wird. Daraus entsteht die größte Verwirrung, denn das was kurz vorher beider einziger Wunsch war, verabscheuen sie jetzt, und der Oheim ist im Begriff die Schwierigkeiten der Eltern durch das Ansehn seines Geldbeutels zu heben. Alles ist in der gespanntesten Erwartung. Da erkennt der Verwalter in dem Secretair den rettenden Obersten, welcher nicht weniger als ein Graf ist; dieser erklärt, daß ihn des Justizraths Tochter, welche als freiwilliger Jäger den Feldzug mitgemacht, auf dem Schlachtfelde von Lützen, wo er schwer verwundet gelegen, gepflegt und er ihr zum Andenken einen Ring verehrt habe, woran er sie heute wieder erkannt. Jubel über Jubel! Der Baron und seine Frau fallen aus den Wolken, in dem Secretair einen Grafen und ihren künftigen Eidam zu erblicken, welcher noch obendrein einen Augenblick vorher die Nachricht von seiner glänzenden Anstellung bei Hofe erhalten hat. Für den alten Oheim gibt es kein würdigeres weibliches Wesen auf dem ganzen Erdenrunde, als ein solches, welches einmal losgeschossen hat. Die Liebenden fühlen Reue, söhnen sich aus und sind glücklich. Der Baron Schreckhorn wird entlarvt; es ist ein verkappter Jude, der bei Davoust als Spion gedient.

Hieraus werden unsre Leser ohngefähr abnehmen können, daß dieses Stück, wenn der Zuschauer seine gesunde Vernunft zu Hause läßt, und die Mängel der Dichtung und Darstellung mit dem Mantel der Liebe bedeckt (beides ist dem Kunstrichter nicht erlaubt!) allerdings eine ganz angenehme Unterhaltung gewähren könne, so daß wohl nicht zu zweifeln ist, es werde vielleicht für einige Zeit dem großen Publikum ein Lieblingsstück bleiben. Hauptsächlich ist es jedoch wohl der der Deutschheit zugedachte Triumph, welcher es so sehr empfiehlt, und welcher es allenfalls für einen Augenblick vergessen machen kann, daß sie selbst so täppisch und John-Bull-mäßig dargestellt worden ist.

Herr Ringelhardt ist am Ende der Vorstellung hervorgerufen und hat in zierlichen Worten ausgedrückt, wie sehr es ihm schmeichele, wenn man gefunden, daß er diesen ächt deutschen Charakter mit Treue dargestellt habe!

*) Es geht das Gerücht als habe Hr. R. diese ausgezeichnete Stelle eingelegt, (in diesem Fall hätten seine Freunde allerdings um so mehr Ursache über die Feinheit seines Geschmacks sich zu freuen). Sie wurde heftig beklatscht, und einige Stimmen (wahrscheinlich deutscher Männer, im Sinn des gegenwärtigen) schenkten ihr ein Bravo!

Laß den Witzling sie besticheln!
Glücklich wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde, Vetter Micheln,
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend!
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man gestern Abend
War doch Vetter Michel da.

Zum Einrücken eingesandt.

Das im hiesigen Stadt-Theater am Freitag den 20 Februar zum Erstenmal gegebene Stück. Der deutsche Mann und die vornehmen Leute, wurde nicht allein mit Beifall aufgeführt; sondern man zollte den würdigen Herrn Verfasser ein dankbares Anerkennen seiner Verdienste, welche er durch die trefflichen Gedanken und biederen Sinn, des deutschen Mannes, am Tag legt. Zu wünschen wäre, daß: jeder brave Deutsche, das Gute dieses Stücks beherzige und den albern Tand fremder Nationen auf ewig verbannen möge. Gerne hätte man gesehen, daß die an selbigen Tage ausgegebene Bremer Zeitung, mit auf die Bühne gebracht sey, es würde sodann daraus, mit dem Stück selbst manniges im Einklang zu stellen seyn: so wie man ein großes Verlangen hegt dasselbe ohne Abänderung bald wieder aufgeführt zu sehen.

Von einigen deutschen Freunden.

№ 18.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 1. März 1818.

Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten.

(Fortsetzung.)

Man darf auch die fast allgemeine Vernachläßigung des Ausdrucks beim Singen nicht unbemerkt lassen.

Eine Gemeinde singe die Melodie, mit der größten Geläufigkeit, sie bleibe bestimmt in dem Gange derselben, sie beachte das Metrum, sie halte das rechte Maaß bei der Anstrengung der Stimme, sie nehme die rechte Tonhöhe; alles dieses reicht noch nicht hin, um einen guten Gesang hervorzubringen. Wenn nicht der rechte Ausdruck hinzukömmt, so fehlt ihm das Wichtigste. Hiezu gehört aber sehr viel, es erfordert viel Vorbereitung und Uebung, und was dafür gemeiniglich geschieht, ist sehr unbedeutend. Das erste und geringste, was man in dieser Hinsicht verlangen muß, ist, daß jeder Sänger die Worte, welche er singt, richtig ausspreche, so, daß man jeden Laut rein und deutlich vernehme, und das, was gesungen wird, verstehen könne. Es gehört wenig Aufmerksamkeit dazu, um es wahrzunehmen, daß unsre Gemeinden dieses nicht thun. Da man in den Schulen zu wenig auf gutes Lesen und auf reine Aussprache der einzelnen Laute hält, so geht die unreine Aussprache vom Lesen auf das Singen über. Die Grundlaute (die Vokale und die Diphtongen) sind die Hauptbestandtheile des Gesanges, indem die Töne immer vermittelst dieser angegeben und festgehalten werden. Diese Grundlaute muß daher auch jeder Sänger mit der größten Klarheit ausdrücken, so, daß man sie bei jedem Tone deutlich vernimmt. Die Mitlaute muß man beim Singen nur leicht berühren und sanft durchgehen lassen, aber sie müssen demohngeachtet deutlich vernommen werden können. Ist man im Gebrauch der Sprech- und Singorgane träge, giebt man sich bei dem Aussprechen der Laute keine Mühe, so wird der Gesang undeutlich. Und so ist unser Kirchengesang in der Regel. Man kann ihn nicht allein nicht gehörig verstehen, sondern man kann sogar oft nicht einmal bestimmt erk...n, mit welchem Laute ein Ton angegeben wird. — Das zweite Erforderniß des guten Ausdrucks ist die Hervorbringung eines

an und für sich guten Tons; denn es ist nicht genug damit, daß man den Laut tönen läßt, er muß auch gut tönen, er muß einen guten, dem Ohr wohlgefälligen Klang haben. Der Ton muß rein seyn, so daß man an demselben nur Ton und keinen ungehörigen und fremdartigen Nebenlaut wahrnimmt. Er muß mit gehöriger Anwendung der Tonwerkzeuge gesungen werden, er muß voll seyn, und zwischen einem zu breiten und einem zu dünnen Ton die Mitte halten. Er muß gleichmäßig seyn, so daß man beim Forttönen desselben keine Absätze in ihm verspürt. Er muß fest seyn, und deshalb nicht allein bestimmt anheben, sondern auch beim Forttönen sich nicht verändern. Diese Erfordernisse vermissen wir in unsern Kirchen fast durchgängig. Man hört in den Tönen, welche die Gemeinden singen, viel Fremdartiges, Schneidendes, Hartes, Mattes, Ungleiches und Schwankendes. Die einzelnen Sänger geben sich zu wenig Mühe, überall nur gute, schöne Töne mit ihrer Stimme hervorzubringen, und in den Schulen wird zu wenig auf die Bildung der Stimmen gesehen. — Das dritte Erforderniß des guten Ausdrucks besteht darin, daß das Singen mit dem Inhalte und Geiste des Liedes und mit dem Charakter der Melodie übereinstimme. Man muß es an dem Singen hören können, welche Empfindungen ausgedrückt werden sollen. Etwas Erfreuliches muß anders gesungen werden, als etwas Trauriges, ein Lob- und Danklied anders, als ein Bußlied, ein froher Festgesang anders, als ein Leichengesang. In unsern Kirchen bemerkt man, wo nicht der Gang der Melodie auf eine sehr sprechende Weise die Empfindung ausdrückt, diese Unterschiede im Vortrage fast gar nicht. Die Gemeinden singen den einen Gesang wie den andern, und alle Gesänge in der Regel gleich schleppend, kalt, und geistlos und ohne Ausdruck. Im gemeinen Leben würde man es abgeschmackt und widerlich finden, wenn fröhliche und wehmüthige, feierliche und sanfte, erhabene und leichte Lieder auf gleiche Weise gesungen würden. In unsern Kirchen verläugnet man aber den guten Geschmack dergestalt, daß man dergleichen Verkehrtheiten begeht, ohne sie zu bemerken. Dessen, was zur Bildung des Geschmacks im Vortrage des Kirchengesangs geschieht; ist aber auch so wenig, daß man etwas Besseres nicht erwarten kann. Wenn man die Brüdergemeinden ausnimmt, in welchen zur Uebung im Kirchengesange besondere Singübungen angestellt werden, so finden sich in unsern Gemeinden fast gar keine Veranstaltungen zur gehörigen Unterweisung und Uebung im Singen. Man beschränkt sich fast überall darauf, die Schuljugend blos zum Halten der Melodieen mechanisch abzurichten, und glaubt genug bewirkt zu haben, wenn sie mit einer gewissen Fertigkeit die Melodie, gleichviel in welchen Ausdruck und in welcher Beschaffenheit des Tons, von sich geben kann.

In diesen Bemerkungen über die Fehler, welche man in unsern Kirchen beim Singen zu begehen pflegt, liegt schon die Andeutung der Mittel, welche angewendet werden müssen, um ein besseres Singen einzuführen.

Zunächst müssen wir hier die Gemeindeschulen in Anspruch nehmen. Diese sind mehrentheils aus dem Bedürfniß des Kirchenwesens hervorgegangen und durch die Bemühungen und Fürsorge der Kirchenvorsteher zu Stande gebracht worden. Ihre ursprüngliche Bestimmung war, die Jugend vornehmlich auf das kirchliche Leben vorzubereiten, und darum stand alles, was in ihnen getrieben wurde, in Beziehung auf die Kirche. Neben der Lesekunst wurde vorzüglich die Singekunst gelehrt und geübt. Der musika-

lische Unterricht muß ein Hauptbestandtheil des Unterrichts bleiben. Man muß sich nicht länger darauf beschränken, in den Volksschulen mit mechanischer Absingung einer Gesangstrophe blos das Signal zum Beginnen oder Beendigen der Lectionen geben zu lassen, sondern die förmliche Unterweisung im Singen muß in allen Volksschulen wieder hergestellt werden. Diese Unterweisung muß streng methodisch seyn, man muß ihr die erforderliche Zeit widmen und man muß sie mit allem Ernste betreiben. — Eingedenk des bekannten Worts unsers großen Reformators Luther. „Einen Schulmeister, der nicht singen kann, sehe ich nicht an," muß man von jedem Schulamtsbewerber verlangen, daß er des Gesangs und der musikalischen Unterweisung kundig sey. Jedem wirklichen Schullehrer, der dies nicht ist, muß man zumuthen, daß er sich noch darauf übe. Allen Schulaufsehern muß man es zur Pflicht machen, diesen vernachläßigten wichtigen Theil des Unterrichts und der religiösen Bildung gebührlich wieder hervorzuheben. Und allen Gemeinden muß die Unterweisung ihrer aufwachsenden Jugend im Singen in dieser Hinsicht als eine Hauptangelegenheit der Kirche wichtig gemacht werden. a) Die Sache wird keine unüberwindliche Schwierigkeiten haben. Es fehlt uns nicht an Schullehrern, welche musikalisch sind, und die für die Unterweisung der Jugend im Singen erforderliche Geschicklichkeit besitzen. Wenn diese nur mit gutem Beispiel vorgehen und von den didaktischen Hülfsmitteln, welche in großer Anzahl erschienen sind, zweckmäßig Gebrauch machen, so werden ihnen Andre bald von selbst nachfolgen und in wenigen Jahren wird dieser Unterrichtsgegenstand in allen unsern Schulen wieder eingeführt seyn. Wo er eingeführt wird, da muß man aber auch darauf achten, daß die Lehrmeister sich nicht damit begnügen, die Jugend blos auf Schul- und Volksgesänge einzuüben, sondern die Unterweisung vornehmlich auf die Veredlung des Kirchengesangs beziehen. Grade der Choral-Gesang muß der Hauptgegenstand der Unterweisung seyn. Diesen müssen die Lehrmeister selbst sich genau bekannt und geläufig machen. Und der Jugend muß entweder ein mit Melodieen versehenes Gesangbuch oder eine besondre Sammlung der besten Choralmelodieen in die Hände gegeben werden, um daraus nach einer bestimmten Vorschrift den Kirchengesang singen zu lernen. Es ist aber nicht genug damit, einen solchen musikalischen Unterricht in die Volksschulen einzuführen und denselben auf den Choral anzuwenden. Dieser Unterricht kann immer nur Elementarunterricht bleiben, weil die Volksschule über diesen nicht hinausgehen kann und darf.

Soll etwas Bedeutenderes für den Kirchengesang geschehen, so müssen für jede Kirche auch noch, so wie es vormals allgemein üblicher war, und so wie es in den Brüdergemeinden und in einigen catholischen Kirchen noch jetzt üblich ist, besondere Singstunden gehalten werden. In diesen muß man die der Schule entwachsenen Jünglinge und Jungfrauen und alle Gesanglustige Mitglieder der Gemeinde zusammenbringen, um sich in dem Kirchengesange weiter zu üben. Ins-

*

a) Mit großem Vergnügen haben wir aus der kürzlich gedruckt erschienenen „Einladung an die Kirchspiels-Mitglieder der St. Ansgari Gemeinde zu einem (jetzt Statt gehabten) Kirchen-Convente" ersehen, daß dieser Punkt des Unterrichts in der neu organisirten Kirchspiel-Schule dieser Gemeinde, vorzüglich mit in's Auge gefaßt und berücksichtigt ist, und wünschen von Herzen, daß auch die anderen Kirchspielschulen unsrer Vaterstadt denselben nicht unbeachtet lassen mögen.

die Redaktion.

besondre muß man es hier darauf anlegen, theils die vergessenen Choralmelodieen wieder in die Kirche zurückzuführen, theils einen edleren Vortrag des Gesangs hervorzubringen. Dieses muß das Geschäft der Cantoren und Organisten oder der Schullehrer seyn, welche ihre Stelle vertreten. Diejenigen, welche an ihren Singstunden theilnehmen, müssen angewiesen und ermuntert werden, beim Gottesdienste in der Kirche ihre Stimme geltend zu machen und den Gesang der Gemeinde zu regieren. Und um der übrigen Gemeinde einen bessern Gesang zu veranschaulichen, muß man sie bisweilen die eine und andre Strophe allein singen lassen und die Gemeinde anleiten, auf ihr Vorsingen sorgfältig zu achten.

Werden Bemühungen dieser Art nur ein Menschenalter hindurch fortgesetzt, so wird ohne allen Zweifel der Kirchengesang in dieser Zeit von Grund aus die erwünschte Verbesserung erfahren, und wir werden in Hinsicht desselben unsern Nachkommen nicht so viele Mängel und Gebrechen hinterlassen, als wir von unsern Vorfahren erhalten haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Flibustier.

Eine Erzählung aus dem letzten Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts.

Die Sonne sank in den unermeßlichen Ocean, und ihr letzter Flammenkuß brannte in Gold- und Purpurfunken auf den grünen Wellenschaumgipfeln und auf Hispaniolas dunkelm Zedernkranze, als der junge Montbars auf dem kleinen Eilande Bayaha in tiefen ernsten Gedanken dem Boote nachstarrte, das ihn hergetragen, und nun den Heimweg suchte. Als es in dem rothen Feuermeer seinen geblendeten Blicken entschwand, schrack er zusammen, ermannte sich dann, und suchte mit ruhiger Fassung den bezeichneten Weg. Eine Stunde war er rüstig fortgeschritten, da erblickte er am Fuße eines Felsen auf Moos gelagert, einen alten Jäger von wunderbar widrigem Anblick. Ein breiter, runder Hut deckte das graue Haar, das in wilder Unordnung um das tiefgefurchte, dunkle Antlitz wehte. Ein leinenes Hemd und Unterkleid, vom Blute der erlegten Thiere braunroth starrend und Schuhe von roher Schweinshaut, schmückten ihn nicht sonderlich. Am ledernen Gürtel hingen einige Messer und ein kurzer Säbel, neben ihm lag die kolossale Kugelbüchse, und im Kreise um ihn hatten sich eine Menge gräulicher Bullenbeißer gelagert, die bei der Annäherung des Fremdlings furchtbar heulend aufsprangen, und mit aufgerissenem Rachen auf ihn losrannten. Ruft Eure Bestien zurück, sonst steche ich sie nieder, rief dieser, den Degen ziehend. — Der Alte pfiff, und wedelnd sprangen die Malossen zu ihm zurück. — Berichtet mich, Freund, fragte jetzt Montbars, wo find' ich den Bukanier Montauban? — Der Name liegt im Meeresgrunde, brummte der Alte. Mit meinem Taufschein pfroffi' ich meinen Schuß auf den ersten Stier. Jetzt heiße ich Taureau. — Wie? Ihr wäret es selbst? rief Montbars mit einem Erstaunen, das keinesweges zu den freudigen gehörte. — Wenn ihr nämlich nichts dagegen habt, junger Mensch, spöttelte der Alte, ihn vom Kopf bis zu den Füßen musternd. — So grüß' Euch Gott, Herr Ohm, sprach der gefaßt. Ich bin Eurer Schwester Sohn, Montbars. — So? Ey? sprach der Greis, eine plötzliche Rührung verbergend, und wie ein einzelner Sonnenstrahl durch eine dunkle Wetterwolke, zuckte ein Freudenlächeln durch die finstern Züge. Nun sey willkommen Junge, setz' Dich zu mir, plauderte er gutmüthig weiter. Du gefällst mir

nicht übel. Des Vaters Kraft und der Mutter Liebreiz fließen in einen Brennpunkt auf Deiner Gestalt zusammen, aber steht's auch im Kopf und Herzen gehörig aus? Ein schöner Taugenichts ist ein Zebra, wo in dem Pantherfell ein Esel steckt. — Ich sollte nicht meinen, daß ich Euch je Schande gemacht, rief der Jüngling aufspringend, und der Purpur des Zornes und der Scham flammte über das schöne Gesicht. — Grade wie sein Vater, sprach Taureau, das wollte ich nur sehn. Das freut mich. Nun setze Dich wieder nieder, und sey nicht böse. Vom alten Ohm mag Deine Ehre wohl ein hartes Wort vertragen. Jetzt laß uns ein vertraulich Wörtlein kosen. Was willst Du hier auf den Antillen, Franz? — In des Vaters Fußtapfen tretend, seinen Tod rächen, schrie Montbars mit wilder Begeisterung, mit Spanierblut die Thräne abwaschen, die der Mutter Gramtod meinem Auge entpreßte, rächen die Millionen der unglücklichen Indier, die Gold und Blutdurst und höllischer Fanatismus schlachtete, gräßlich rächen an ihren stolzen Henkern! — Das alte Lied, ich hört' es oft schon singen, sprach Taureau bedächtig, aber je länger ich es höre, je widriger klingt mir die wilde Weise. Dein Vater sang es auch mit starker Stimme, daß in dem Königsschlosse zu Madrid die Fenster bebten, allein es war ein wüstes Zauberlied, das ihm den Frieden aus der Seele zog. Das was Dich auf die Antillen treibt, trieb auch ihn her. Zum Rache-Engel der Spanier glaubte er sich berufen und wahrlich, er ist es geworden! Sein Name ist berühmt auf diesen Meeren, und den Vertilger nennt ihn Spanien. Doch nimmer war er heiter und seinen Schlaf umschwirrten böse Träume. Der Mensch, der gleich der Pest oder dem Erdbeben die Geißel Gottes werden will, muß auf irgend eine Art zu Grunde gehen, und wäre sein Herz also in Höllenglut gehärtet, daß er bei allem ruhig bleiben kann, was er treibt, so gehört er schon der finstern Tiefe zu. Du willst also wirklich Flibustier werden, Franz? — Deshalb verließ ich mein Vaterland, sprach Montbars fest, und nicht von Euch hätte ich diese Abmahnung erwartet. Seyd ihr Bukanier nicht auch die Feinde der Spanier, nicht eng verbündet mit den Küstenbrüdern? — Wir sind es, ja, erwiederte der Greis. Doch haben wir die Hände uns rein erhalten. Genug davon, die Sonne liegt schon im Meere, laß uns den Heimweg suchen. Und er erhob sich, und mit schweigendem Ernst führte er den Neffen in des Waldes Dickigt.

Nach langem Wandern kamen sie an einen ausgehauenen Platz, über dem der Vollmond hing. Mit freudigem Heulen sprang ihnen eine Unzahl Bullenbeißer entgegen, und Montbars Auge, das überall eine Wohnung suchte, konnte nichts als einige Baraken gewahren, die, nur von oben gegen den Regen gedeckt, rings an den Seiten dem Winde offen, ein unfreundliches, stürmisches Nachtlager verhießen. Bringt uns das Nachtmahl, herrschte Taureau einigen Knechten zu, die sich mit dem Ausspannen der Stierhäute, und dem Einsalzen des Fleisches beschäftigten. Da wurde ein geräuchertes Stiervierte auf den Sturz einer gefällten Zeder gesetzt, deren daneben liegender Stamm als Sitzbank diente. Montbars nahm Platz, empfieng zum Zerlegen des Fleisches ein Messer aus des Oheims Gürtelbesteck, und sah sich bedächtig um, als ob ihm noch etwas fehle. — Begehrst Du etwas, Franz? fragte Taureau lächelnd. Ach ich errathe. Mein Nachtmahl kommt Dir nicht allzuzierlich vor. Ja guter Freund, von Creme und Confituren, von Bourgogner und Champagner wird hier

nichts gereicht, und Wein ist auch auf diesen Küsten nicht gebräuchlich. — Ich habe entbehren gelernt, Herr Ohm, und Wasser löscht auch den Durst, sprach Montbars empfindlich. Doch ein Stück Brod äß ich wohl gern zum Fleische. — Es thut mir herzlich leid. Auch damit kann ich vor der Hand nicht dienen, sprach lachend der Ohm. Brod gehört auch zu den entbehrlichen Artikeln, die in unserm Verzeichniß gestrichen sind. Gedulde Dich bis Morgen. In Tortuga kannst Du alles haben, wonach Dein Herz gelüstet. Jetzt komm zur Ruhe, damit du morgen zur Jagd rüstig bist. Und er führte ihn in eine der Baraken, wo ein Lager, von den Fellen wilder Schweine bereitet, gastlich ihrer harrte. Kopfschüttelnd warf sich Montbars darauf, und war unter dem Schnarchen der ringsumlagernden Meute, und dem fernen Gekreisch der Eulen, und ihres Nachtgefährten des Diablotins bald entschlummert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei Verordnungen des löblichen und wohllöblichen Magistrats zu Krähwinkel.

1.

Wann wir, Bürgermeister und Rath der ehrbaren Stadt Krähwinkel, in Erfahrung gebracht, daß manche Bürger und Einwohner ihre Uhren ins wilde Hundert hineinlaufen lassen, woher es denn kommt, beiläufig sey es gesagt, — daß solche Vorwitzige früher aufstehen, als wir übrigen, früher an ihre Geschäfte gehen, früher zu Mittag und zu Abend essen, und früher wieder zur Ruhe sich legen, woraus denn klär; und offenbarlich nichts als Unordnung, Mißverstand, allerlei Zwiespalt, Rotten, Haß und wohl gar Mord entsteht, wie wir an dem Johann Huß, Hieronymus von Prag, auch selbst an unserm ehrwürdigen Doktor Luther u. a. gesehen haben: als befiehlt hiedurch Magistratus, obwohl jene oft vorwitzige und Unruhe anregende Köpfe versichern: ihre Uhr nach dem Laufe der Sonne richtig gestellet zu haben: daß kein einziger Bürger und Einwohner unserer Stadt Krähwinkel sich künftighin unterstehen soll, bei einer unerläßlichen Pön von 5 Rthlr., seine Uhr nach dem Laufe der Sonne weiter zu stellen, sondern allein nach der großen Uhr im Rathsthurm.

Denn nicht nur behaupten die vornehmsten Astronomi, daß die Sonne einen durchaus unrichtigen und unregelmäßigen Lauf habe, sondern wir vermerken eben dieses auch an ihrem bald zu frühen, bald zu späten Aufstehen, so wie an dem Schaltjahr, das ja weiter nichts, als ein unaufhörliches Flickwerk an unserer bürgerlichen Zeit ist.

Auch ist es ferner unziemblich und unleidlich, wenn der Eine dem Andern nicht nur mit seinen Füßen, sondern auch mit seinen Gedanken so weit zuvoreilt, welches nicht sein soll, bei 5 Rthlr. unabbittlicher Strafe. Jeder soll vielmehr verpflichtet seyn, wie schon oben gesagt, seine Uhr nach der großen Uhr im Rathsthurm zu stellen, da wir dann nicht unterlassen werden, dem, diese große Uhr unter seiner Aufsicht habenden Uhrmacher, ernstlichst zu befehlen, bei nachdrücklicher Ahndung, in unserer Stadt Krähwinkel die Sonne, im Winter sowohl, wie im Sommer, um 6 Uhr Morgens und Abends, auf- und untergehen zu lassen, damit das ewige und ärgerliche Hin- und Herrücken des auf- und untergehenden Tages seine Endschaft erreiche. Denn wenn auch die ganze Welt nicht auf Ordnung hält, und selbst die Sonne oft nicht zu wissen scheint, was sie thut, so will der löbliche

und ehrbare Rath von Krähwinkel von solchen Zeitabweichungen und von solchem unziemblichen Auf- und Untergehen der Sonne durchaus nichts wissen, und solches nicht gestatten bei 5 Rthlr. Strafe.

Wenn es uns zwar nicht unbekannt geblieben, wie jetzunder schon in den großen Städten Paris, London u. s. w. die Menschen erst um acht Uhr Abends zu Mittage, um zwei Uhr Morgens zu Abend speisen und des Morgens um fünf oder sechs Uhr, wie die Eulen- und Fledermäuse, zur Ruhe erst sich legen, so daß man unmöglich es ausmachen kann, ob solche Leute rückwärts oder vorwärts dahin gekommen sind: so will Magistratus derlei unordentliches Wesen durchaus nicht gestatten in Krähwinkel, noch zugeben, daß die Bürger und Einwohner so wenig vorwärts durch den Nachmittag und Abend, noch rückwärts durch den Morgen und die Nacht dahin gelangen. Wahn ist es indessen, sie mögen rückwärts oder vorwärts in Paris und London essen; wenn sie nun so fortfahren, kommen sie zuletzt doch wieder auch dahin, wo wir, nicht verkehrt Speisende, uns befinden, und solche Leute haben alsdann, wie jene Weltumsegler, welche der Sonne entgegen segeln, einen Tag verloren.

Da unterdessen bei Gastereien, wie wir neulich, als der dicke Bäcker Bastian seinen Zwillingskindtaufsschmaus gab, ungnädig vermerkten, daß man auch bei uns anfähet, nach Londner Weise, also rückwärts zu speisen, denn es war die Uhr schon zwei Nachmittags, als wir uns an die gesegnete Tafel setzten: so befehlen Wir andurch Jedermänniglichem, so ernstlichst als gnädig, daß die Suppe, so wie die Uhr zwölf im Rathsthurm schlägt, nun und allzeitlich aufgetragen werden soll, und gestatten wir nur in Ehrenfällen, nichtwa bei Kindtaufs- und Hochzeitsschmäusen, daß eine halbe, höchstens dreiviertel Stunde später gespeiset werden dürfe, mit der ausdrücklichen Voraussetzung, daß zu jedem solchen Schmause, wo ein Braten passirt, Magistratus ehrerbietigst eingeladen werde. Wornach sich männiglich zu richten, bei einer Pön von 5 Rthlr. Krähwinkel, den 2. Januar 1817.

B. u. R.

2.

Da Wir, leider, so oft es bemerkt haben, daß der Schnee nicht immer regelmäßig und zur gesetzten Zeit sich einstellt, daher denn Mancher nicht weiß: ob er seine Schlitten in Bereitschaft halten soll oder nicht, der eine um Michaelis, der andere um Martini, der dritte zu Neujahr erst daran denkt: so setzen Wir hiermit fest, da Wir uns um die in der Natur herrschende Unordnung nicht bekümmern wollen, auch es nicht gestatten können, daß fernerweitig Unsere Bürger und Einwohner hierunter leiden: daß mit dem ersten Dezember Jeder, es mag Schnee gefallen sein oder nicht, seine Schlitten in Bereitschaft halte und die Wägen auf die Seite schaffe, und durchaus, von diesem Tage an, keine Wagen bis zum ersten April weiter gebraucht werden sollen, sondern nur Schlitten, bei 5 Rthlr. Strafe.

3.

Um den Diebereien und Betrügen mancherlei Art klüglichst vorzubeugen, befiehlt Magistratus andurch, daß ein Jeder, bei 5 Rthlr. unausbleiblicher Strafe, es sofort anzuzeigen habe, wenn er sich nichtwa eines Diebstahls oder Betruges sollte zu Schulden kommen lassen wollen, damit Wir zur Abwendung solcher Unthat die erforderlichen Vorkehrungen treffen können.

(Der Schluß folgt.)

Neue Entdeckung.

In dem Europäischen Aufseher, 58 Stück, 1817, lieset man S. 460: „Das deutsche Volk lebt von der Hoffnung.“ —

Bei dem vielfach eingetretenen Getreidemangel scheint dies ein Surrogat desselben zu seyn, und es frägt sich nur, wie solches zu Brod zu verbacken ist? —

Auf einen Vielesser.

Herr Mundlieb gleicht der Sonnenuhr,
Sein Magen zeigt nach Mittag nur.
Mag auch der Schatten weiter gehn,
Das Korpus bleibt auf Mittag stehn.

Warnung.

(Gegenstück zu Schillers: „Würde der Frauen.“)

Fliehet die Weiber! sie reihen und flechten,
Nur den Dornenkranz ihren Knechten,
Sich nur ergötzend am männlichen Schmerz.
Unter dem dünn gewobenen Schleyer,
Brennt verzehrender nur das Feuer,
Aus ihren Augen in Euer Herz!

Rastlos in des Lebens Kreisen,
Schafft und sinnt der gute Mann,
Wie er seines Weibes Weisen,
Rathen nur, und singen kann.
Jedem ihrer Wünsch' und Triebe,
Mag er sich zum Opfer weihn,
Ach! ein ganzes Herz voll Liebe,
Tauscht er oft um Heuchelschein. —

Mit verführerisch schmeichelndem Tone
Zeigt die Syrene dem Erdensohne,
Lebensgenuß auf schlüpfriger Bahn;
Führt ihn hinauf auf des Berges Zinne,
Deutend von dort den Lohn der Minne,
Fest ihn umstrickend mit des Irrthums Wahn.

Thätig strebt zum bessern Ziele
Hin, der Mann mit eigner Kraft;
Darin nur zeigt sich sein Wille,
Daß er ernstlich Großes schafft!
Doch, wie muß er oft auch üben
Heil'ge Langmuth und Geduld! —
Er versteht ja nur zu lieben,
Ist denn Lieben, eine Schuld?

Aber der nimmersatten Hyäne,
„Weiberherrschsucht“ dient selbst die Thräne;
Die im Gefühl der Ohnmacht sie weint.
Geht doch ihr Trachten, Haschen und Sinnen,
Dahin nur, stets den Preis zu gewinnen,
Der alles mit ihrem Wollen vereint.

Wie sein Herz im eignen Busen,
Glaubt der Mann das Weib gesinnt.
Ist sie Lieblingin der Musen,
Wähnt er sie schon Götterkind.
Fest im Leben und im Tode
Hält er an der Treue Schwur,
Ihre Göttin ist die Mode,
Und die kennt ja Wechsel nur.

Sucht wie Ihr wollt in uralter Mythe,
Sucht in neuer Gelehrten Gebiete,
Allen ist nur dasselbe bekannt. —
Wie Eva war, sind die Töchter geblieben,
Neunzig und neun, sind böse beschrieben,
Und die Hundertste ihnen verwandt. —

Ach! des Jünglings heitre Jugend,
Hängt am Seifenblasen Spiel!
Falsches Irrlicht scheint ihm Tugend,
Ist doch Liebe nur sein Ziel! —
Und vergehn die bunten Farben,
Sinkt vom Auge ihm der Flor;
Ewig bleiben ihm die Narben,
Unersetzt, was er verlohr. —

Doch wozu der Jammer? die Klagen?
Wer gewinnen will, der muß wagen,
Männer! stets gebet den Weibern nur nach!
Einst im Lande, ohne Täuschung und Mängel,
Umarmt Ihr sie alle als reine Engel,
Habt doch Geduld, bis zum jüngsten Tag! —

v. e. Br******n.

Auflösung des Räthsels in Nro. 16.

Altklug.

№ 19.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 5. März 1818.

Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten.

(Fortsetzung.)

Viertens Ein Hauptpunkt, welcher beim Kirchengesange in Betracht kommt, ist auch die Leitung und Begleitung desselben durch Vorsänger und Organisten. Diese sind die Anführer der Gemeinden beim Singen. Sie sollen nicht allein den Ton angeben, sondern sie sollen auch in dem Gange der Melodie die Gemeinde leiten und dem Gesange die rechte Haltung geben. Wie viel von ihrer Kenntniß und Geschicklichkeit abhange, leuchtet von selbst ein, und man kann es in einer Kirche bald wahrnehmen, ob kundige oder unkundige, geschickte oder ungeschickte Männer den Gesang regieren.

Von dem **Vorsänger** oder Cantor muß man vor allem andern zunächst verlangen, daß er die Kirchenmelodieen gehörig inne habe. Er muß sie besser kennen, als die Gemeinde. Er muß sie richtig aufgefaßt haben, damit er im Stande sey, nicht allein die Jugend zum richtigen Singen der Melodieen anzuführen, sondern auch die Töne der Melodie, welche die Gemeinde singen soll, richtig vorzusingen. Sie müssen ihm geläufig seyn, so daß er nicht aus der Melodie herausgebracht werden kann und es versteht, die Gemeinde, wenn sie in die Irre gerathen ist, wieder zurechte zu führen. Er muß alle gebräuchlichen Melodieen kennen und auf keinen Fall, wenn eine Melodie gesungen werden soll, in Verlegenheit gerathen. Auch diejenigen, welche die Gemeinde nicht kennt, muß er singen können, damit er, wenn sie eingeführt werden sollen, im Stande sey, sie der Gemeinde vorzusingen und mit der Schuljugend einzuüben. Um nie in Gefahr zu kommen, beim Gesange umzuwerfen, muß er Musikkenntniß genug besitzen, um die Melodieen nach der Vorschrift des Choralbuchs bestimmt und richtig anzugeben. Von diesen Forderungen darf man keine einzige erlassen denn sie umfassen nur das Nothdürftige. Mit Recht fordert man aber noch ein Mehreres. Der Vorsänger muß die Melodieen auch mit einem guten Tone der Stimme vortragen können. Rohe und ungebildete Gemeinden rühmen ihren Cantor, wenn er nur eine starke, ihren Gesang beherrschende Stimme

hat. Und allerdings ist Stärke der Stimme für ihn etwas sehr Wünschenswerthes. Aber mit der Stärke allein ist es nicht genug; wenn es eine rohe Stärke ist, so wird sie dem Gesange eher nachtheilig, als vortheilhaft. Sie gewährt erst dann einen Vorzug, wenn sie mit der Bildung der Stimme gepaart ist. Im Ganzen ist aber die minder starke Stimme, wenn sie die sonst nöthigen Eigenschaften und der Vorsänger die erforderliche Geschicklichkeit besitzt, für die Leitung des Gesanges besser, als die starke, wenn sie roh geblieben ist. Es kommt hauptsächlich darauf an, daß der Vorsänger eine vernehmliche Stimme habe, und mit derselben gut umzugehen wisse. Er muß den Ton, so schwach oder stark er seyn möge, leicht, bestimmt, rein, klar und dem Ohr wohlgefällig angeben. Der Ton darf nicht so schwach gesungen werden, daß die Gemeinde ihn nicht deutlich vernehmen kann, weil sonst das Vorsingen unwirksam bleibt. Er darf aber auch nicht so stark erschallen, daß die Gemeinde dadurch verführt werden könnte, auch selbst ihre Stimmen übermäßig anzustrengen, weil sonst der Gesang leicht in ein pöbelhaftes Geschrei ausartet. Das Singen des Vorsängers muß so beschaffen seyn, daß der Gemeindegesang, wenn ein Jeder seine Töne, so wie er sie singt, ein deutlicher und dem Ohr wohlthuender Gesang wird. So hören wir es aber in unsern Kirchen nicht. — Der Vorsänger muß die Melodie auch stets in der rechten Tonhöhe anstimmen und die Gemeinde in derselben erhalten; er muß die Melodie einfach und ohne alle Verzerrung singen, denn die Kirchenmelodieen müssen durchaus bestimmt und rein mit edler Einfalt gesungen werden, wenn der Gesang seine Würde haben soll. Auch müssen sie die rechte Bewegung des Gesanges angeben, — welches selten geschieht. Einen gewöhnlichen Fehler begehen unsre Vorsänger auch beim Bilden der Fermaten am Schlusse der Zeile. Sie sollten den Schlußton nicht ungebührlich lange anhalten, und den nächstfolgenden Ton nicht vor dem Einfallen der Gemeinde, sondern zu gleicher Zeit mit ihr anstimmen. Von diesem thun sie gemeiniglich das Gegentheil. Sie ziehen den Schlußton ungebührlich lang, lassen wohl gar vorher die Gemeinde und einzelne Mitsänger den Ton ungebührlich lange aushalten, ehe sie ihren eigenen langen Ton anzustimmen anfangen, und wiederholen dabei obendrein noch zwei oder drei schon ausgesungene Sylben, gleich als wenn sie mit der Gemeinde sich in einen Wettstreit einlassen wollten, wer den längsten Othem habe. Beim Uebergehen von dem Schlußtone in den nächstfolgenden Anfangston begnügen sie sich nicht mit dem Angeben eines hinleitenden Tons noch viel weniger lassen sie es blos bei den Tönen der Melodie bewenden; sondern sie erlauben sich, eine kürzere oder längere Tirade und diese wohl gar mit untermischten Mordenten, Doppelschlägen oder andern unpassenden Verzierungen dazwischen anzubringen. Weit entfernt, durch ihr Vorsingen die Gemeinde im richtigen und angenehmen Vortrage zu bilden, begehen sie vielmehr deren schon oben gerügte Abgeschmacktheit im Singen, von der sie dieselbe entwöhnen sollten, selbst; ja sie führen sie dazu ganz methodisch an und bringen am Ende einer jeden Zeile eine Dudelei hervor, die bei einem Gesange ausser der Kirche auch der Ungebildete possierlich finden würde. — Der von unsern Cantoren am häufigsten begangene Fehler betrifft aber die Aussprache, und was darüber früher in der Beurtheilung des Gemeindegesangs gesagt worden, gilt auch von ihrem Vorsingen. — Alles bisher Gesagte betrifft blos solche Fehler, welche unsre Cantoren gegen die gewöhnlichsten und nothwendigsten Erfordernisse häufig zu begehen pflegen. Es ist

aber immer nur erst sehr wenig, wenn der Vorsänger die Kirchenmelodieen inne hat, wenn er sie mit einem ordentlichen Ton der Stimme vorträgt, wenn er sie in der rechten Tonhöhe anstimmt, wenn er sie unverzerrt läßt, wenn er das rechte Maaß der Bewegung angiebt, wenn er die Fermaten nicht verhudelt und wenn er den Text des Liedes richtig ausspricht. Hiedurch wird der Gesang blos vor den gemeinsten Fehlern verwahrt. Soll etwas Rechtes für die Veredlung desselben geschehen, so müssen wir höhere Forderungen an die Cantoren machen. Der Cantor soll nemlich nicht blos den Choralgesang der Gemeinde durch sein Vorsingen leiten, sondern er hat auch die Obliegenheit, die ganze musikalische Parthie des Gottesdienstes zu besorgen. Der Choralgesang ist nur ein Theil hievon. Wo die Liturgie auf die bloße Zusammenstellung und Aneinanderreihung des Gebets, des Gemeindegesangs, der Predigt und der Formularreden für Taufe und Abendmahl zusammengeschrumpft ist, da giebt es freilich in der Kirche nichts weiter für ihn zu thun, als die Melodien des Choralgesangs vorzusingen. Wo man aber eine edlere und lebendigere Liturgie in der Kirche hat, bei welcher die einzelnen Theile der Gemeinde unter einander in Wechselwirkung stehen und in schönen Formen ihre gottesdienstlichen Handlungen ausüben, da hat auch der Cantor etwas Höheres zu thun. Alles, was bei den liturgischen Anordnungen musikalisch ist, ist ihm zur Ausführung anvertraut. Und grade das Musikalische in denselben ist dabei das Hauptstück. Hiezu gehören die Aufführungen des christlichen Sängerchors und das dem Sängerchor und dem Gemeindegesang zur Begleitung dienende Orgelspiel. Ohne diese beiden Stücke fehlt es dem Cultus fast ganz an ästhetischem Interesse und der Liturgie selbst an dem poetischen Leben, ja an ihren wahrem Fundamente. Die Anordnung der gottesdienstlichen Handlungen hat der Prediger als Liturg zu treffen; bei der Ausführung derselben, ist aber der Cantor die Hauptperson. Er muß mit dem Sängerchore der Kirche den Chorgesang aufführen; er muß den Wechselgesang zwischen Chor, Gemeinde und Liturg regieren; er muß das Orgelspiel damit in die rechte Verbindung setzen; er muß die musikalische Parthie zu einem ästhetischen Ganzen ordnen und dasselbe in das rechte Verhältniß zu den übrigen Theilen des Cultus bringen. In dieser Hinsicht muß man von ihm verlangen, daß er ein gebildeter Musiker sey, welcher die Theorie der Musik studirt hat, den Kirchenstyl kennt, die Composition beurtheilen kann, eine gute Auswahl der Musik zu treffen weiß und es versteht, ein Sängerchor zu bilden und dasselbe bei musikalischen Aufführungen zu dirigiren. Unsre gewöhnlichen Cantoren leisten dies nicht. — Die Mängel und Gebrechen haben ihren Grund in den Mißgriffen, welche man bei der Wahl und Anstellung der Cantoren thut. Man hat den Gesang einmal in tiefen Verfall gerathen lassen, man hält ihn nicht mehr in Ehren; man achtet kaum darauf; und darum giebt man sich bei Besetzung der Cantorate keine Mühe, tüchtige Musiker aufzufinden. Man nimmt den ersten besten, der ein Paar Choralmelodieen, ohne darin stecken zu bleiben, mit lauter Stimme absingen kann und traut es ihm zu, daß er dem Amte vorzustehen im Stande sey. — Diese Mißgriffe aber würden nicht Statt finden können, wenn für die Bildung der Cantoren gehörig gesorgt wäre. Dieses ist nicht der Fall, und es kann nur durch Errichtung von Seminarien der Fall werden, wo die angehenden Cantoren hauptsächlich in der Musik gründlichen Unterricht erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*

Ueber Begrüßungen auf öffentlichen Straßen und Spaziergängen.

(Eingesandt.)

In einer Gesellschaft hiesiger Bürger, die ihres Standes wegen zu denen gehören, denen ein großer Theil ihrer Mitbürger unverweigerlich die äußere Ehrerbietung der Haupt-Entblößung beweißt, wenn sie ihnen auf den Straßen oder Spaziergängen begegnen, gerieth man gestern über diesen Gegenstand in ein Gespräch, welches mit jedem Augenblicke einen ernstern Charakter annahm und endlich dahin führte, die Meinung des Publikums darüber zu vernehmen, ob man nicht jene nur in einem Theile der Welt conventionelle Weise zu begrüßen, in unserm freibürgerlichen Staate mit einer einfachern, und unsere Verhältnissen zu ein ander gemäßeren, und überhaupt würdigere Art der Begrüßung vertauschen wolle? Warum sollte, meinte man, nicht ein, mit einer anständigen Verbeugung begleiteter Gruß und Bezeichnung der Tageszeit, oder wenn man ein Uebriges thun wollte, ein Hinführen der Hand zum Hute, oder eine sogenannte militärische Begrüßung hinreichen dem uns Begegnenden von höhern oder uns gleichen Stande ein Zeichen unserer achtungsvollen Aufmerksamkeit zu geben. — Aber wozu vollends den Hut abziehen vor Personen, die man weder nach ihrem wahren oder bewilligten Werthe kennt. Wie consequent sind in diesem Stücke nicht die Engländer, die vor keinem Federhute, geflickten oder besetzten Rocke, Uniform oder Amtskleidung ihr Haupt entblößen, wenn ihnen der Mann unter demselben nicht bekannt ist, aus wahrer Achtung für sich selbst, und aus Furcht als Bettler oder Clienten des Unbekannten zu erscheinen. — — Wenn also nur unsere Hohen Obern und die edlen Frauen und Jungfrauen, denen wir bisher durch Hut-Abnehmen, auch ohne das Glück einer gegenseitigen Bekanntschaft, unsre Achtung beweisen, sich künftig damit begnügen wollten, daß wir unsere Hand zum Hute führen, und, wie der ganze Orient zu thun pflegt, das Haupt aus Achtung bedeckt zu lassen, und darin keine auch die entfernteste Andeutung von geringerer Achtung und Versagung der ihnen gebührenden und willig gezollten Verehrung ahnden wollten, so würden wir mit den übrigen uns gleichen Staats Bürgern wohl fertig werden und ihnen das bekannte:

Hanc veniam damus petimusque vicissim

vorhalten, übrigens es jedem, der es gerne oder auch nur aus Gewohnheit thut, überlassen, ob er davon Gebrauch machen wolle oder nicht wenn er es uns nur nicht verübeln oder verargen will, daß wir uns jene Freiheit gegen ihn bedienen. Lieb sollte es uns seyn, wenn mit dem nächsten Sonntage Judica, wird seyn den 8ten März, ein vorläufiger Versuch mit dieser, auch Gesundheits-Bequemlichkeits- und Sparsamkeits halber vorgeschlagenen würdigern Begrüßung gemacht würde.

* * *.

Mancherlei Verordnungen des löblichen und wohllöblichen Magistrats zu Krähwinkel.

(Fortsetzung.)

4.

Da in einem jeden wohlgeordneten Staate den Bettlern muß gesteuert werden, als befiehlt Magistratus hierdurch, allem losen Gesindel und einheimischen Armen, bei einer unerläßlichen Pön von 10 Rthlrn., sich nicht zu unterstehen, irgend Jemanden um eine milde Gabe anzusprechen. Denn wir durchaus nicht gemeinet sind,

durch körperliche Strafe, z. B. Peitschenhiebe, Amprangerstehen u. s. w., das so schon schwache Ehrgefühl des losen und festen Gesindels noch mehr zu unterdrücken, und haben Wir diese Strafgelder, da unter so bewandten Umständen jedem Bettler unsere Thore aufstehen, zur Gehaltsvermehrung des ehrbaren und löblichen Magistrats bestimmt. Da indessen der Fall eintreten dürfte, daß mancher Bettler eine solche Strafe nicht erlegen könnte, so soll er förderfamst und balde in den Hungerthurm eingesperrt und ihm in zehn Tagen keine Speise noch Trank gereicht werden, wo er dann verhoffentlich nie wieder in die Versuchung gerathen wird, zu betteln. Den 2. Dez. 1817.

B. u. R.

6.

Das Armenwesen hiesiger Stadt hat insbesondere unsern Blick auf sich gezogen, und um einmal Ordnung in dieses unordentliche Wesen zu bringen, dekretiren Wir und haben dekretirt wie folget;

Daß jeder ehrbare Bürger unserer Stadt an die Stadtarmenkasse allmonatlich 4 fl. abzureichen habe, durch welches zusammengebrachte Geld ein Wittwengehalt für des sel. Bürgermeisters Brausewind hinterlassene Wittib, etwa von jährlich 50 Rthlr., ausgemittelt, der Rest von 150 Rthlr. aber zu den Berechnungskosten verwandt werden solle.

Rücksichtlich des losen Gesindels aber verweisen wir auf unsere Verordnung vom 2. Dez. v. J.

6.

Nachdem wir die traurige Erfahrung in diesem gegenwärtigen Winter zu dreien Mahlen gemacht, daß hiesige Bürger und Einwohner nicht nur, sondern auch ein Mitglied unsers löblichen Raths, beim Gehen auf den eisglatten Gassen, Beine und Arme zerbrochen, und, wie von einem sehr verständigen und weisen Mann gesagt und behauptet werden will, ähnlichen sich zutragenden Unglücksfällen für die Zukunft nur dadurch solle vorgebeugt werden können, daß man fleißig sich übe, auf glattem Eise zu gehen, zu gleiten und zu glitschen: als haben wir nicht umhin können, nach unserer stadtväterlichen Pflicht, allen Einwohnern der Stadt andurch bekannt zu machen, daß wir von nun an zweimal wöchentlich auf der Kunkelwiese öffentliche Gleit- oder Glitschübungen anstellen, und daß zu diesem Zweck Magistratus an der nächsten Mittewoche, Nachmittags zwei Uhr, in Pleno sich nach besagter Wiese hinverfügen werde, um nicht allein mit Weisheit alles Behörige zu leiten, sondern auch ehrbar und anständlichst, — zuerst der Herr Bürgermeister, sodann die Herren Rathsmänner — wie unsere Rangordnung vom 5. Mai d. J. es besagt, der ehrliebenden Bürgerschaft voranzugleiten oder voranzuglitschen.

B. u. R.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Flibustier.

(Fortsetzung.)

Der Morgen graute, aber Nacht war es noch im Bukan, das gigantische Zedern umthürmten. Doch fing sich schon Alles munter darin zu regen an. Die Knechte beschickten das Jagdgeräth, die Doggen sprangen auf und dehnten die starken Glieder, und schüttelten sich, und an Montbars Lager trat weckend der Oheim. Durch den kurzen Schlummer gestärkt, sprang der Jüngling auf und ergriff den Mousqueton, den ihm ein Knecht mit Kraut und Loth reichte. Die Hörner gellten, das Halloh erscholl, die Doggenschaar heulte ein gräßliches Chor und der Jagdzug brach auf. Lange zogen sie durch das Schweigen der Waldnacht, nur durch das Sä-

gen des Elephanten-Käfers und das Gehämmer des Grobschmidts im Holz zuweilen unterbrochen; da schmückte das Morgenroth die leichten Wölkchen, die um die Gipfel der ungeheuern Zedern flatterten, mit einem lieblichen Rosensaum, und das Geplauder des Makar erwachte in der Ferne, und melodisch und mannichfaltig, gleich der menschlichen Stimme, tönte das Flöten des Bergpfeifers zu den Wanderern herüber. Jetzt gebot Taureau dem Zuge zu halten, vertheilte die Schützen und Hunde, behielt den Neffen bei sich auf dem Anstande, und die Jagd begann. Bald prasselte es in den untern Aesten der Zedern, ein dumpfes Brüllen wurde hörbar, und aufgescheucht von den spürenden Doggen, brach ein wilder Stier mit furchtbarer Gewalt aus dem Dickigt, und mit den Füßen scharrend, mit dem Horn im Boden wühlend, näherte er sich dem alten Taureau, der mit ruhiger Kälte den Mousqueton anlegend, ihm die zweilöthige Kugel in die Brust jagte. Das wilde Gejauchze der Knechte begleitete den Fall des gewaltigen Thieres, von dem die Erde bebte, und gierig fielen sie über den Leichnam her, ihn zu zerstücken. Jetzt ist das Frühmahl verdient, sprach der Oheim und winkte den Knechten, die nach kurzer Arbeit die Markröhren des Stiers dem Gebieter brachten. Willst Du mein Gast seyn, fragte er den Neffen lächelnd, indem er mit Wohlbehagen das frische warme Mark aus der blutigen Röhre sog. Ablehnend winkte dieser, als ein wildes Rufen durch den Wald erscholl, und, aus frischen Wunden blutend, drei Bukanier herbeistürzten. Aus ist die Stierjagd für heute, schrie der erste wüthend. Ich lade Euch zur Jagd auf Menschenthiere. Die Spanier haben fünf von uns gefangen, und schleppen sie schon nach dem Ufer zu. Dein Matelot ist auch darunter, Taureau. Mein Henri, rief der Greis, der nun ganz Bukanier war, und seine Augen blitzten furchtbar, während er die Kugelbüchse von neuem lud. Auf seinen Wink wurden die Doggen gekoppelt, und die Bukanier führten den Zug bis zum Meer-Ufer, an dem ein spanisches Boot vor Anker lag. Von ihm unbemerkt, vertheilte sich die kleine Schaar hinter Klippen, und harrte, bis ein starker Haufen bewaffneter Spanier aus dem Walde heraus kam, die gebundenen Bukanier in der Mitte, und einem jungen, edelgebauten Don mit wehendem Federbusch, an der Spitze. Wohl fünf mal waren die Spanier dem Haufen Taureaus überlegen, doch dieser gab rasch das Signal zum Feuern, kein Schuß fehlte, und auf die Ueberraschten wurden jetzt die Doggen losgelassen, während die Bukanier mit blanker Klinge auf sie einstürmten. Kurz währte das Mordgefecht, dann waren die Gefangenen befreit, und die Spanier bedeckten theils als Leichen das Ufer, theils retteten sie sich in das Boot, das mit möglichster Schnelle die hohe See zu gewinnen suchte. Nur ihr Anführer, zu stolz zu entfliehn, war zurück geblieben, und mit dem Rücken an einen Kokosbaum gelehnt, den blutenden linken Arm in den Mantel gehüllt, vertheidigte er sich mit unerschütterlichem Muthe gegen die wüthenden Bukanier, und sein langer Stoßdegen flirrte in schnellen, feurigen Kreisen um ihn herum. Da riß einem der Gegner die Geduld. Er sprang zurück, lud die Büchse frisch und schlug auf den Spanier an. Noch zu rechter Zeit erblickte Montbars des tapfern Feindes Gefahr, der alte ritterliche Sinn erwachte, er sprang vor den Jüngling, und die blutige Klinge dem Schützen entgegenstreckend, donnerte er ihm ein kräftiges Halt! zu. Doch dieser bog aus, dem verhaßten Feinde dennoch die Kugel zuzusenden. Ich haue Dich nieder, wenn Du schießest, rief, auf ihn zu rennend, Montbars. Da riß sich Taureau aus seines befreiten Henri Armen, stürzte herbei, wehrte dem blutgierigen Gefährten, und gebot dem Spanier, den Degen zu strecken. Nimmermehr, rief dieser mit der letzten Kraft, und sank in demselben Augenblick vom Blutverlust ermattet, am Fuß des Baumes zu Boden. Neben ihn kniete Montbars, und versuchte, ihm die tiefe Armwunde zu verbinden. Wohlgefällig schaute Taureau ihm zu. Jetzt schlug der Spanier die dunkeln Augen auf, und ihr erster Blick fiel dankend auf seinen Retter. Wer Ihr auch seyd, bringt mich nach Hispaniola, sprach er leise, bei meinen Ritterwort, ich zahl' Euch dort ein fürstlich Lösegeld. Wir haben nicht um Gold gefochten, sondern um die Freiheit unserer

Brüder, fuhr Taureau ihn an. Ich will ihn auf den Schultern bis in unsern Bukan tragen, rief Montbars mit jugendlicher Freudigkeit. Nein, lieber Junge, sprach Taureau mit traurigem Ernst. Dort wäre sein Tod gewiß. Hier schlafen zwei Bukanier den Todesschlaf. Du kennst die Gesetze unserer Blutrache nicht. Nur auf Hispaniola ist er des kaum geschenkten Lebens sicher. Jetzt schaukelten die Wogen einen Kahn mit harmlosen Fischern an's Ufer. Taureau rief sie an. Dem Wort eines der schrecklichen Inselgebieters gehorchend, waren sie zur Ueberfahrt des Spaniers bereit. Montbars trug den Verwundeten in den Kahn, und sprang, um seinen Dank nicht zu hören, rasch an's Ufer. Ab stieß der Kahn, und ruderte auf Hispaniola zu. Treuherzig schüttelte der Ohm dem Neffen die Hand und sprach freundlich: Du magst getrost unter die Flibustier gehn, Franz, denn ich bin gewiß, daß Du auch unter ihnen ein Mensch bleiben wirst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Börsenschließen.

(Eingesandt.)

Möchte die fürs zu späte Kommen bestimmte Buße, etwa so abgeändert werden.

Für 5 Minuten nach 1 Uhr 12 Grote.
- 10 — - 1 — 24 -
- 15 — - 1 — 36 -

Denn manchmal kann nothwendige Abhaltung Statt finden; die keine 36 Grote abwirft. Auch fällt jedem Fremden, besonders aus fürstlichen Staaten der Militair Posten vor der Börse auf. Möchte man denselben wenigstens einen bürgerlichen Rock anziehen. S.

Kurze Beleuchtung der in Nr. 17 unsers Bürgerfreundes, befindlichen Erzählung (unrichtig Theaterkritik genannt) betreffend das Kotzebuesche Manuscript: „Der deutsche Mann und die vornehmen Leute."

Wenn ich genannte, feynsollende Kritik, eine Erzählung nenne, so wird das im Stück selbst gegenwärtig gewesene Publikum nur mit mir noch hinzufügen können: „wie Figura zeigt" — und „wozu das? — wir waren ja zugegen und haben selbst ein Gedächtniß." über diesen Mißgriff also weiter nichts, als daß jene breite, grollende Auseinandersetzung der Dichtung selbst, hier ganz unnöthig und zu dem eigentlichen Zweck einer Beurtheilung ganz unpassend erscheinen mußte.

Herr v. Kotzebue hat in früheren Zeiten — nicht in letztern, in welchen schon jeder frei sprechen konnte ohne etwas zu riskieren — so viele Beweise seiner Deutschheit, in manchen seiner Schriften uns gegeben, daß wir besser thun, in der Bekrittlung und Beschneidung seines bewährten Ruhms nicht mit einzustimmen. Daß der Theaterdichter stärker aufträgt, als die würkliche Welt es uns darbietet, ist bekannt; und darauf mag es auch zu rechnen seyn, wenn der gerade deutsche Charakter sich hier härter aussprach, als wir ihn gern ausgesprochen wissen wollen, wenn wir auch wirklich oft an zu großer Derbheit leiden. — Mögen wir nach unsrer eignen Idee manches uns also verbessern, der deutsche Mann, wie er uns hier erschien, und wie er für die ganze Lebensordnung sich zeigte, verdient für uns ein nachahmungswürdiges Beispiel zu bleiben. —

Was die Darstellung der weiblichen Rollen, die den Verfassern genannter Erzählung genügt haben, anbetrifft, so geb' ich der Wahrheit nur die Ehre, wenn ich in Hinsicht der Frau Müller, das Gegentheil versichere. Sie zeigte sich diesmal nicht als Künstlerin. Man sah ihr eine gewisse Nachlässigkeit im Spiel an, die vielleicht aus Untheilnahme für die deutsche Jungfrau entstand. — In dieser Beziehung muß sich überhaupt, diese sonst mit Recht beliebte Schauspielerin, die Frau Zschischka noch zum Muster nehmen, bei welcher man stets die Bemühung jede Rolle zu heben wahrnimmt, wenn ihr selbst auch die Darstellung kein Vergnügen gewähren kann. Eine und einige — vielleicht Lieblingsrollen — mit dem bestmöglichsten Kraftaufwand durchzuführen, ist noch nicht genug für das Verlangen der wahren Kunst. — Die andern Charaktere sind in der Erzählung übergangen, ich, der ich weiter keine Kritiken schreibe, übergehe sie also auch. Die Hauptzielscheibe ist der deutsche Mann: Laßt sehn ob man ihn nicht verfehlte. —

Ist es wahr wie mehr erwähnte Erzählung selbst besagt; daß der Hr. v. Kotzebue den Charakter schon vergriff, daß er statt eines großmüthigen, geraden Deutschen, einen wunderlichen polternden, groben Alten uns schilderte, so muß man gewiß dem Herrn Ringelhardt die völlige Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er diesmal den Dichter verbesserte. Deutlich zeigte er uns den Anstreich von Besonnenheit und Gutmüthigkeit, welcher zum Poltern und Grobseyn ihm niemals kommen ließ. Mit einem „Emporkömmling aus dem Stalle' hatte er nicht die entfernteste Aehnlichkeit, wohl aber mit einem deutschen redlichen Mann, alter Qualität, der sich weiter auf seinen Reichthum nichts zu Gute thut, und diesen zufälligen pecuniären Werth gern mit verdienstvollen Menschen theilt. — Wohl übrigens dem Hrn. Ringelhardt, daß seine Freunde so lebhaften Beifall ihm zollten, es war ein gleichgestimmtes Publikum; — seiner Feinde müssen blutwenig seyn — und deren hat ja jeder Sterbliche! gewiß waren es deutsche Männer, im reinen Sinn dieses Worts, welche ein Bravo ihm schenkten, denn eine Haupttugend des Deutschen, ist ja die warme ungeheuchelte Anerkennung des Guten wo er es findet.

Dunkel und schwer zu deuten ist die Bemerkung: Bei der künftigen Darstellung dieses Stücks, den gesunden Menschenverstand zu Hause zu lassen: Wehe dem bei welchen man ihn vermißt! — wehe dem, welcher ihn gar verläugnet! — wie manchen überbildeten und verbildeten Kopf, mag diese Verläugnung schon gedohren haben! — doch lassen

wir den mystischen Schleier in Ruhe; zumal wenn es niemanden frommen kann ihn weiter zu lüften!

Will man Kunstrichterlich die Geissel schwingen,
Sey sicher man, für allen Dingen;
Daß man der Geissel mächtig sey. —
Nicht daß dem Guten man zu schaden wage,
Daß man für's Recht, die Wahrheit offen sage,
Dafür nur ist die Presse frei!

Mag Theorie auch manchen ärmlich leiten,
Steht ihm nicht Praxis auch zur Seiten,
Ist doch sein Urtheil blauer Dunst.
Die Theorie allein, muß darben,
Und wie der Blinde von den Farben,
Urtheilt der Laye, von der Kunst! —

Verfasser v. „Frage u. Wunsch" ꝛc.

Ueber die Bülletins des Herrn von Kotzebue.

(Der Freimüthige Nro. 39 vom 23. Febr. d. J. enthält folgendes Schreiben aus Weimar vom 24 Febr.)

Ueber Herrn von Kotzebue, seinen hiesigen Aufenthalt, die Zwecke desselben u. s. f. ist mündlich und schriftlich so viel gefabelt und gefaselt worden, daß es den Besonnenern Ihrer Leser ohne Zweifel angenehm seyn wird, einige Auskunft über den eigentlichen Zweck seiner Anwesenheit in Weimar zu erhalten. Der Kaiser Alexander, einer der wärmsten Freunde der Künste und Wissenschaften, liebt ganz vorzüglich die deutsche Literatur*); eine Uebersicht ihrer Fortschritte zu erhalten — dies ist der Auftrag, den H. v. Kotzebue von dem erhabenen Fürsten erhalten hat. Und ein solcher Auftrag ist fähig, die deutschen Journalisten zu allarmiren! Um recht hinter die Schliche des Herrn von Kotzebue zu kommen, stehlen sie ihm sogar seine Bülletin's!! Dieser Diebstahl ist so merkwürdig in seiner Erscheinung, als er es in seinen Folgen gewesen ist. Herr von Kotzebue wird, nach Beendigung des Kriminalprozesses, der gegenwärtig über dieser Sache schwebt, das ganze Faktum ausführlich dem Publikum mittheilen; einstweilen genüge Ihnen Folgendes: Mit Erlaubniß unsers Großherzogs übergab Herr von Kotzebue seine literärischen Bülletins dem hiesigen Kanzelisten Koch zum Abschreiben. Dieser Koch versteht kein Französisch, konnte in dem zweiten Bülletin ein Wort nicht lesen, und fragte einen gewissen Lindner, einen der Redaktoren des Oppositionsblattes, mit dem er in einem Hause wohnte, um Rath. Dieser Lindner kann das räthselhafte Wort auch nicht auf der Stelle heraus bringen, muß erst das ganze Bülletin im Zusammenhange lesen und bittet es sich deshalb auf eine Stunde aus. Diese Zeit benutzt nun dieser Lindner, der das Wort nun endlich lesen kann, um eine Abschrift von diesem Bülletin zu nehmen und an Herrn Professor Luden nach Jena zu senden, der — gelind genug gesagt — so unedel ist, das geraubte Gut seiner Rachegöttinn, die jetzt auch über ihn die Geissel schwingt, zur weiteren Verbreitung zu übergeben. Mit den Noten, welche er zu dem Bülletin machte, sandte er dasselbe an seinen Verleger Herren Bertuch, der sich über das Präsent wie ein Kind über den heiligen Christ freute. Herrn von Kotzebue ward das Ganze verrathen; er versuchte anfänglich in Güte, die Publikation des Aufsatzes zu hintertreiben; aber Herr Bertuch wollte nichts davon hören. Der gute alte Mann! Er hatte sich ja so innig über das Lindner-Ludensche Präsent gefreut! Jetzt erst schritt Herr von Kotzebue, dem nun nichts anders übrig blieb, zur Denunciation dieses Schriften-Diebstahls, und die Groß herzogl. Regierung verfügte eine Kriminal-Untersuchung gegen alle Theilnehmer, ließ auch die Aushängebogen der Nemesis mit Arrest belegen, konnte aber doch nicht verhindern, daß der Dr. Wieland sich einen Druckbogen zu verschaffen wußte, den er in seinen Volksfreund einrücken ließ. Lindner und Wieland haben die Kriminaluntersuchungen nicht abgewartet, sondern sich auf flüchtigen Fuß begeben. Ersterer, ein geborner Kurländer, gerieth 1813 wegen Korrespondenz mit den Franzosen in allerlei Verlegenheiten und so nach Weimar; nachdem er diesen Depeschen-Diebstahl verübt, hat er sich, allen Nachrichten zufolge, wieder in die Arme seiner transrhenanischen Freunde geworfen, und wird wahrscheinlich mit seinen lieben Franzosen an einer deutschen Verfassung arbeiten. *) Wie beschämt die Herren Luden und Bertuch dastehen, ist leicht zu denken. Die Leser des Oppositionsblattes kennen übrigens nun die Leute, von denen sie sich haben — an der Nase herumführen lassen. X.

Dem anonymen Herrn Einsender des Aufsatzes „Ueber Theater" dient zur Nachricht, daß solcher wegen darin vorkommenden Schmähungen nicht aufgenommen werden kann.

d. Redaktion.

*) Wem ist der edle Zug entgangen, daß dieser wahrhaft große Monarch der Familie des verstorbenen Ober-Hof-Gerichtsraths Erhard in Leipzig für seinen Entwurf eines peinlichen Gesetzbuchs 5000 Rubel zum Geschenk gemacht hat?

*) Er hat den Weg nach Straßburg eingeschlagen.

N: 20.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 8. März 1818.

Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten.

(Fortsetzung.)

Nicht viel besser, als mit den Cantoren, verhält es sich auch mit den Organisten. Das Orgelspiel hat einen hohen und edlen Zweck. Es soll die in der Kirche versammelte Gemeinde anlocken und in die zur Feier des Gottesdienstes erforderliche Gemüthsstimmung versetzen; es soll ihr Singen erleichtern und regieren; es soll ihren Gesang durch angenehme Modulationen verschönern und demselben durch harmonische Begleitung eine höhere Würde geben; es soll die einzelnen Theile der gottesdienstlichen Feier bemerklich machen und die zwischen demselben sonst statt findenden Lücken ausfüllen; es soll den Gesang heben und den ganzen Gottesdienst verherrlichen. Die Orgel soll das leisten, was man vor ihrer Erfindung und Einführung durch die Musik mehrerer andern in Verbindung gebrachten Instrumente zu bewirken suchen mußte. Sie, die Königin unter allen musikalischen Instrumenten vermag dies auch, ja zum Theil noch mehr als dieses: denn es ist in ihr eine große Mannichfaltigkeit von verschiedenen Stimmen vereinigt; diese ertönen aus ihr nach ihren verschiedenen Abstuffungen der Stärke und Schwäche und nach den verschiedensten Arten des Tons, von der zartesten Flöte an bis zur schmetternden Trompete, bis zur erschütternden Posaune; und überdies besitzt sie nicht allein in der Verbindung ihrer Stimmen, sondern auch in den einzelnen Tönen derselben eine Kraft, durch welche sie auch die stärkste Musik vieler andern Instrumente überwältigt. Man darf nur einmal einen Meister auf der Orgel gehört haben, um die unbeschreibliche Macht zu kennen, welche sie über das Gemüth des sinnigen und gefühlvollen Menschen behauptet. Unter den Händen eines geschickten und begeisterten Künstlers bringt sie in dem andächtigen Hörer jede Art der Empfindung und Gemüthsstimmung hervor. Aber unter unsern Organisten, nicht allein auf dem Lande, sondern auch in den Städten, findet man nur Wenige, welche die Würde des Orgelspiels kennen und die in dem Instrumente liegende Gewalt zur Bewegung der Gemüther gehörig anzuwenden

wissen. Die guten Organisten sind überall seltener geworden, und in unsern Gegenden sind sie von jeher nur seltene Ausnahmen von der Regel gewesen. a) Die musikalische Geschicklichkeit, die Kenntniß der Musik, das Spielen auf verschiedenen Instrumenten hat sich zwar in unsern Zeiten allgemeiner verbreitet und an vielen Orten hat man es sehr weit darin gebracht; aber unter allen Instrumenten hat man keines so sehr vernachläßigt, als das vollkommenste: die vielstimmige Orgel. Auf allen Instrumenten hört man Virtuosen, selten einen Künstler, der auf dieser etwas Ausgezeichnetes leistete. Alle Arten des musikalischen Styls hat man vervollkommnet, manche sogar bis zur höchsten Höhe, und man hört in unsern Concerten auf allen Instrumenten nicht selten die üppigste Uebertreibung der Kunst; nur in der Kirche ist man zurückgeblieben, grade der erhabenste Styl, der Styl der Kirche, ist den mehresten Organisten durchaus fremd. Das Musiciren wird wie ein Luxusartikel behandelt und unter dem luxuriösen musikalischen Getreibe hat die „Musik im höhern Chor" beinahe verstummen müssen. In den mehrsten Kirchen ist sogar von der hohen Kunst des Orgelspiels kaum eine Spur zu finden, statt ihrer vernimmt man nur eine elende Dudelei; um dieses wahrzunehmen, brauchen wir uns nur zu vergegenwärtigen, was wir in unsern Kirchen gemeiniglich von unsern Organisten zu hören bekommen.

Wir wollen unsre Forderungen nicht hoch spannen.

Das Geringste, was man von unsern Organisten verlangen muß, ist, daß sie den Choral geläufig, richtig und einfach spielen. Hiezu gehört eben nicht viel. Die dazu erforderliche Fertigkeit im Spielen ist nur sehr gering. Der Choral bewegt sich in langsam auf einander folgenden Tönen. Schwierige Verwickelungen, künstliche Modulationen und Verzierungen kommen darin gar nicht vor. So leicht, als er sich lesen läßt, eben so leicht läßt er sich spielen. Es bedarf keiner großen Beweglichkeit und Schnelligkeit der Hand und der Finger. Die mechanische Behandlung des Instruments erfordert beim Choralspielen wenig Kunstgeschicklichkeit; der Ton braucht nicht einmal durch die Art und Weise des Anschlags gebildet zu werden, weil er nach der Natur der Orgel, gleich bei der ersten Berührung der Taste von selbst in seiner möglichen Vollendung erscheint. Die Beobachtung des Tacts ist bei keiner Gattung von Musikstücken so leicht, als beim Choral, weil die rhytmischen Verhältnisse in demselben höchst einfach sind. Die harmonische Begleitung ist, weil sie ebenfalls möglichst einfach seyn muß, nicht schwierig und erfordert nicht viel Kunstgeschicklichkeit. Ist der Organist auch des Generalbasses nicht kundig, so braucht er den Choral nur mechanisch nach seinem Choralbuche zu spielen, in welchem ihm die begleitenden Stimmen in Noten vorgezeichnet stehen. Thut er auch nur dieses und nichts weiter, so ertönt doch die volle und richtige Harmonie. Bei einem sehr geringen Grade von Fertigkeit im Spielen und von Kenntniß des Tacts ist er im Stande, den Choral geläufig und richtig vorzutragen. Und demungeachtet wird in den mehrsten Kirchen auch nicht einmal dieses wenige von unsern Organisten geleistet. Sie geben die Melodie nicht gehörig an, indem sie die Töne weder vorschriftsmäßig halten, noch in gebührlicher Verbindung auf einander folgen lassen. Sie lassen wohl gar die

a) Wir können von Glück sagen, in unsrer Stadt einige seltne Ausnahmen von der Regel zu besitzen.

d. Red.

Melodie fahren und verlieren sich in Modulationen, Vorsetztönen Nachschlägen, Manieren und Schnörkeleien, durch welche sie sich vor dem Ohr der Zuhörer gänzlich verlieren muß. Sie brechen die Accorde und berauben dadurch den Gesang seiner festen Haltung. Sie lassen bald die eine bald die andre Mittelstimme aus, und lassen es dadurch dem Gesange an seiner harmonischen Fülle fehlen. Oder sie setzen auch mit voller Hand, ohne die Mehrstimmigkeit gehörig durchführen zu können, noch mehrere Töne hinzu und zerstören dadurch das Ebenmaaß der Harmonie. Ohne die Gesetze der Harmonie zu beachten, verdoppeln sie Intervalle und bringen dadurch Härten und Uebellaute hervor. Sie erlauben sich, ohne die Grammatik der Musik zu verstehen, von der Vorzeichnung der Harmonie im Choralbuche abzuweichen und greifen die Accorde, so wie sie ihnen grade in die Finger fallen, nach Belieben. Die mehresten haben nicht einmal ein gutes Choralbuch und begehen darum in ihrer Unkunde die gröbsten Schnitzer gegen die Vorschriften des Generalbasses, indem sie bald durch ungehörige Töne in den Accorden die Harmonie verletzen, bald Dissonanzen ertönen lassen, die entweder an und für sich dem Charakter des Gesanges nicht angemessen sind oder nicht gehörig vorbereitet und aufgelöset werden. Auf diese Weise wird von ihnen der ganze Choral verzerrt und verhunzt, so daß schon um ihres Orgelspielswillen der Gemeindegesang nicht anders, als schlecht, gerathen kann. —

Eine eben so geringe, aber unerläßliche Forderung, die man an die Organisten machen muß, ist die, daß sie den Choralgesang durch ihre Zwischenspiele (Interludien) wenigstens nicht verderben. Die Zwischenspiele sollen blos dazu dienen, die einzelnen Glieder des Gesangs unter einander zu verbinden, die Lücke, welche zwischen Beendigung der einen und dem Beginnen der folgenden Zeile des Gesangs statt findet, auszufüllen und die singende Gemeinde in den rechten Ton, womit die folgende Zeile anfängt, hinüberzuleiten. Wie sie beschaffen seyn müsse, geht aus dieser ihrer Bestimmung von selbst hervor. Und wie unpassend und schlecht sie sehr häufig ausfallen, das weiß ein Jeder, der sie nur einigermaßen beachtet hat. Es ist schon sehr fehlerhaft, wenn unsre Organisten sie ungebührlich lang ausdehnen. Dieses geschieht fast durchgängig. Man hört sogar nicht selten Zwischenspiele, welche eben so lang sind, als ein ganzer Satz in der Melodie. Der Gesang bekömmt dadurch etwas Schleppendes, Gedehntes und Langweiliges. Die Gemeinde wird dadurch im Singen aufgehalten und an einen phlegmatischen Vortrag gewöhnt. Sie muß zu lange pausiren, sie muß während des Pausirens lauschen, wann es dem Organisten beliebt, sie weiter singen zu lassen; indem sie so lange lauscht und wartet, wird ihre Aufmerksamkeit abgespannt; und darum verfehlt sie denn den rechten Augenblick, da sie einfallen sollte, und der eine stimmt später an, als der andre. Noch ärger ist es, wenn die Zwischenspiele dem Charakter der Kirchenmusik und dem Geiste des Liedes und seiner Melodie nicht angemessen sind. Die Kirche erfordert einen ernsten, einfachen, würdevollen und feierlichen Styl, alles Ueppige, Muthwillige und Tändelnde verschmäht sie. In den Zwischenspielen unsrer Organisten hören wir aber sehr häufig üppige Passagen, muthwillige Läufer, tändelnde Triolen und Gänge, welche den Concerten und der Theatermusik abgeborgt sind. Diese bringen einen Zwiespalt der Empfindungen hervor, sie versetzen den Sänger und Zuhörer in die Erlustigungen der Welt, während die feierliche Würde der Melodie sie der Welt entrücke

und zum Himmel erhebt. Jedes Lied mit seiner Melodie erfordert nach seinem Inhalte und Geiste auch seinen eignen Ausdruck und dieser muß auch in den Zwischenspielen herrschen. Unsre gewöhnlichen Organisten achten hierauf gar nicht, sie lesen nicht einmal das Lied mit, welches die Gemeinde singt. Man kann es ihrem Spielen anhören, daß sie dieses unterlassen und daß ihr Herz von den Gefühlen, die sie ausdrücken sollen, nichts weiß. Sie leiern ihre Zwischenspiele ab, man könnte froh seyn, wenn diese ganz unbedeutsam und geisteslos wären, aber nicht selten fallen sie so sprechend aus, daß sie dem Gesange gradezu widerstreben. Man hört sie in einem Bußliede jauchzen und in einem Hallelujah klagen. Die vortrefflichsten Lieder und Melodieen machen oft blos darum nicht den rechten Eindruck, weil der Organist sie durch seine unpassenden und störenden Zwischenspiele um ihren Charakter bringt. Ein Organist, der ein guter Tonkünstler ist, kann durch seine Zwischenspiele zur Hebung des Ausdrucks im Gesange ungemein viel beitragen. Aber von einem Organisten, der wenig musikalische Bildung hat, muß man doch zum wenigsten verlangen, daß er sich bei den Zwischenspielen mit kurzen Uebergängen begnüge und sich aller längern und bedeutsamern Gänge durchaus enthalte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Flibustier.

(Fortsetzung.)

Der rohen, zügellosen Freude Jauchzen tobte auf der Insel Tortuga, als Taureaus Boot, mit Montbars und einer Ladung Stierhäute befrachtet, dort an's Ufer stieß. Der berüchtigte Seeräuber van Horn hatte eben eine spanische Silbergallione aufgebracht, und seine tollen Flibustier thaten ihr Möglichstes, die Piaster und Goldbarren so geschwind los zu werden, als sie selbige erbeutet. Montbars ward von einem unwilligen Erstaunen ergriffen, als er, an's Ufer steigend, in das Treiben des wüsten Räuberhaufens schaute. Hier lagerte ein Trupp vor einem ansehnlichen Weinfasse, dessen Zapfen weggeworfen wurde. Unaufhörlich strömte die goldne Quelle in die untergehaltenen Becher, die eben so schnell geleert werden mußten, als sie sich füllten, und wem es an Geschirr fehlte, der hielt den Mund unter, bis er genug hatte, und, der Besinnung quitt, sich im Ufersand bettete. Dort erklangen die Würfel im ungeheuersten Wagespiel, das im Nu den kaum gebornen Crösus zum Irus umschuf. Hier drehten sich die Küstenbrüder mit gutwilligen Dirnen aller Farben im wilden Tanze. Dort begannen zwei, durch Wollust und Rausch entzündet, unter eines Führers Aufsicht, den gesetzlichen Zweikampf auf Tod und Leben, und ein Haufen zog mit entblößtem Haupt und Füßen, einen Bußpsalm singend, nach der Stadt, um eine kostbare Monstranz, auf der geraubten Gallione erbeutet, im Namen der Flotte auf dem Altar dortiger Kapelle zu opfern. Sprachlos starrte Montbars das bunte Gräuelgemälde an, während Taureau ihn verließ, um einen Käufer für seine Felle zu suchen. Plötzlich stürzte, von der Todesangst Flügeln getragen, ein schwarzes Mädchen herbei, und kniete auf einer Uferklippe nieder, die schroff in's Meer hinab hing. Heilige Jungfrau, bitte für mich um Verzeihung, flehte sie mit gerungenen Händen, daß ich zum Vater gehe, ehe er mich ruft, daß ich ohne Beichte, unversöhnt durch das heilige Oel der letzten Weihe, um irdischer Schmach zu entfliehen, mit meinen Sünden in die Fluthen stürze!

Und entschlossen erhob sich das Mädchen zum Todessprunge. Da hatte Montbars sie

noch glücklich erreicht, und schloß sie kräftig in seine Arme. Unglückliche, was wolltest Du thun? fragte er mit sanftem Vorwurf und ihre schwarz glühenden Augen hoben sich vertrauend zu ihm empor. — Ja, das ist eines Menschen Stimme und seines Menschen Antlitz! rief das schöne Geschöpf. Du hast mich nicht vom Selbstmord gerettet, um Deiner Brüder roher Gier mich zu opfern. — Bei meiner Ehre, nein, sprach Montbars, und sah sich kühn nach den Feinden um, gegen die der Kampf gelten könne. — Wehe mir, da kommen sie schon, schrie das Mädchen. Jetzt halte Wort, edler Mann, oder stoße mich selbst in das Meer, daß Du die Sünde mir sparst, und ich von ehrlichen Händen sterbe. Den Degen riß nun der Jüngling heraus, und weinglühend rannten drei Flibustier herbei. — Da ist die schwarze Donna, schrie der Eine. — Herunter von der kalten Klippe an meine warme Brust, der Andre, während der Dritte Montbars zuherrschte: Die Dirne gehört uns allen dreien. Macht Euch keine Ungelegenheit, junges Herrchen! — Das Mädchen hat sich unter meinen Schutz begeben, sprach dieser kalt und fest, und wer sie haben will, der fordere sie mir mit der Klinge ab. — Nun damit kann Euch auch gedient werden, brüllte der Räuber, und drei Säbel stürmten Montbars entgegen, der sich wüthend vertheidigte. Schon blutete er aus einer Stirnwunde, da rief es plötzlich hinter ihnen: Zurück, und mit bloßem Schwerdte sprang ein hoher Mann zwischen die Fechtenden. Weiße Straußfedern, aus einer Diamanten-Agraffe emporsteigend, wogten über dem Sammthute. Ueber dem Wamms von Goldstoff hing eine Schnur von großen orientalischen Perlen, und an den Fingern blitzten Rubine und Smaragden von unschätzbarem Werthe. — Der Admiral! flüsterten bestürzt die Flibustier zurückweichend, und senkten die Waffen. — Drei über einen! rief zornig van Horn, und ihr wagt es Euch Flibustier zu nennen? — Auf unserer Seite ist das himmelschreiende Recht, sprach der Räuber, der sich zuerst ermannte. Wir hatten die Dirne auf der eroberten Galeone erbeutet. Kopf oder Wappen soll' entscheiden, wem sie zuerst gehöre. Wir warfen den Piaster auf, doch während dem entsprang sie uns, und dieser Milchbart, der nicht einmal ein Küstenbruder ist, will sie uns streitig machen. Da hat denn der gerechte Zorn uns übermannt. — Das Mädchen wollte sich ins Meer stürzen, um den Klauen dieser Ungeheuer zu entgehn, sprach Montbars mit edler Wallung. Ich habe sie davon zurückgehalten. Mein Leben setze ich an ihre Ehre, drum richtet mild, Herr Admiral. Von dem Manne, der so gut weiß, was Rittersitte heischt, erwarte ich, daß er auch des Ritters Pflicht gegen Weiber kennt. — Mit Wohlgefallen sah van Horn den Redner an. Zu keck vielleicht, sprach er lächelnd. Doch besser zu viel als zu wenig. Wer seyd Ihr, junger Mann? Der Jüngling nannte seinen Namen. Wie? des Vertilgers Sohn? fragte van Horn freudig. — Das ist er, Admiral, und mein Neffe, antwortete für ihn Taureau, der eben mit gezücktem Säbel zu Montbars Hülfe herbei geeilt war. — Nun, Ihr macht dem Vater und dem Ohm Ehre, fuhr van Horn fort, reichte ihm freundlich die Hand, und wandte sich dann mit furchtbarem Ernst zu dem Kleeblatt der Räuber. Nach unserm Schiffsvertrag gehören die Gefangenen zur allgemeinen Beute, und mir, dem Admiral, gebührt die Wahl dreier Köpfe. Ich wähle diese Dirne und schenke sie dem jungen Manne. Ihr habt geschaltet über etwas, das Euer Eigenthum nicht war, und gegen

meine Ordre gleich feigen Räubern mit Uebermacht den Einzelnen angegriffen. Drum gebt die Säbel ab, und geht als Gefangene auf die Schiffe. Da sprühte höllisches Feuer aus den Augen der Unholde, sie sahen sich wie Tiger an, die vereint auf ihren Raub losspringen wollen, krampfhaft faßten ihre Fäuste die Säbel fester und sie standen wie eingewurzelt. Gehorcht Ihr? fragte van Horn, und trat mit Majestät auf sie zu. Jetzt erblaßten zwei und gingen, doch der dritte, den Wuth und Rausch übermeisterten, brannte tückisch sein Faustrohr auf das Mädchen ab, die ohnmächtig in Montbars Armen lag. Die Kugel pfiff bei ihrem Kopfe vorbei und mit einem einzigen Faustschlage stürzte van Horn den Schützen zu Boden. Jetzt geht Ihr nicht auf die Schiffe, donnerte er den andern zu. Du schleppst den Schurken nach dem Wäldchen dort, und bürgst mit Deinem Kopf für ihn, und Du rufst dorthin den Flottenrichter und die Geschwornen zum Gericht. Dann kommst Du selbst, dem Richter Dich zu stellen. Stumm gehorchten, die höhere Kraft anerkennend, die Räuber, von denen nun plötzlich der Weinmuth gewichen war, und mit dankbarem Entzücken flog Montbars an des Admirals Herz. Schon gut, mein junger Freund, sprach dieser lachend. Ihr thut mir zu viel Ehre an, wenn Ihr das alles, was der Ordnung wegen geschehen mußte, für Euch in Rechnung stellt. Die Equipage ist gewaltig verwildert, weil ich schon lange keinen erschießen ließ. Der Vorfall war mir willkommen, weil er mir Gelegenheit giebt, das alte Blutrecht wieder zu üben. Wenn das Gesindel sich zu fürchten verlernt hat, so braucht es einen Teufel zum Hauptmann. Ein Mensch, wär' er auch noch so gediegen, reicht da nicht aus. Was indeß durch die Geschichte Euch zu Nutz und Frommen geworden, setzte er mit einem Faunenblick auf die schöne Schwarze hinzu, das laßt Euch wohl bekommen. In einer Stunde findet Euch bei dem Gericht ein, das ich hegen lasse. Ich werde dort dem Gesetz und Euch Genugthuung verschaffen. Er ging. — Wo nun mit dem armen Geschöpf hin, fragte Montbars wehmüthig den Oheim. — Warum hast Du Dich mit solcher unnützen lästigen Waare befaßt, murrte dieser. Kaum den Fuß ans Land gesetzt, und schon hat er sich einer Dirne angehangen. Du wärst zum Bukanier verdorben. — Scheltet Oheim, aber helft, bat der Jüngling. — So führe sie mit mir bis zu jenem Zelt, sprach Taureau. Dort haust mein alter Freund, der Hauptmann Brodely, vormals ein wackrer Stierjäger und durch sieben Jahre mein Matelot. Dann lockte ihn der Satan unter die Flibustier, und zuletzt wurde er ein Narr und heirathete. So eben hat er mir seine Frau vorgestellt, die mir für ein Weib vernünftig genug vorkommt. Der wollen wir die Dirne übergeben. — Bist Du's zufrieden? fragte Montbars das Mädchen. — Was hat die Beschützte zu wählen, wenn ihr Retter und Schützer gebietet, rief sie mit der Verklärung der Dankbarkeit auf dem dunkeln Gesicht, und drückte des Jünglings Hand an die brennenden Lippen und an den wogenden Busen. Mit einem wunderlichen Gemisch von mancherlei Empfindungen machte er sich von ihr los, und leitete dann das seltsame Geschöpf nach Brodelys Zelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anzeige für die Freunde der Musik.

Die ausgezeichneten und berühmten Virtuosen Fürstenau Vater und Sohn, sind hier in diesen Tagen von Hamburg angekommen, und wir werden am Mittwoch die Freude haben dieses seltene Künstlerpaar auf ihrer Kunstreise über Amsterdam nach London, in einem Concerte zu hören, um deren, seit ihrem letzten Hierseyn nach allen Berichten zu höherer Vollkommenheit gebrachtes Flötenspiel bewundern zu können.

In Hamburg hat der Vortrag dieser beiden Künstler in den daselbst gegebenen Concerten die lebhafteste Bewunderung aller Musikfreunde erregt, und mit Sehnsucht sieht man ihrer Rückkehr daselbst entgegen.

Die Hamburger Originalien enthalten folgende

Huldigung an Fürstenau Vater und Sohn.

Wenn des Lenzes heitre Stimmen rufen,
Die Natur im Brautgewand erwacht,
Sich des jungen Rasens weiche Stufen
Herrlich schmücken in der Blumenpracht,
Milde Lüfte, die dies Eden schufen,
Uns umschmeicheln nach des Winters Nacht; —
Dann erglänzen froh dem Herrn der Welten
Dankestränen, die für Worte gelten. —

Lauter wird das innere Entzücken,
Freier rauschet das Gefühl der Brust,
Wo uns Brüder dieses Leben schmücken,
Hohen Künstlerwerthes sich bewußt.
Nicht, verstummend, läßt sich unterdrücken,
Was den Busen schwellt in hoher Lust,
Edler Stolz bricht des Gefühles Schweigen,
Wo sich Menschen uns als Götter zeigen!

Beides wirken Eure Zaubertöne:
Heil'ges Schweigen! und beredten Dank!
Gierig trinkt das Ohr das himmlisch Schöne,
Lauschend Eures Wunderrohres Klang. —
Dann, — daß würdig Eu'r Bemühn sich kröne —
Löset sich der lang' gehemmte Drang,
Lauter Jubel reicht zum schönen Lohne
Euch des Beifalls wohlverdiente Krone.

Neben diesem Jubelschall der Menge
Nehmt die wen'gen Blüthen freundlich hin,
Die ein Schüler in dem Reich der Klänge
Schüchtern weiht der Meister hohem Sinn.
Singend trägt Euch aus des Lebens Enge
Eure Kunst zu himmlischen Gewinn!
O daß lange noch ihr Zauber walte,
Und durch Euch sich herrlich uns entfalte.

Aehnliche Blüthen werden gewiß auch hier aus manchem Herzen sprießen, wenn unserm Ohr der seltene Genuß zu Theil wird, dieser Meister Zaubertöne zu vernehmen. d. R.

Eingesandte Antwort an den Verfasser der kurzen Beleuchtung ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Unterricht in der deutschen Sprache ertheilt unter andern Herr L. Hünerkoch, in der Molkenstraße Nro. 2.

Fresko-Anekdote.

(durchaus wahr)

aus dem Leben gegriffen von J. F. Castelli.

Ein sehr dicker Mann fragte einen Fiacker, wie viel er dafür begehre, wenn er ihn in die Vorstadt Josephstadt führe. Zwei Gulden, sagte der Fiacker. — Ich gebe dir einen Gulden, versetzte der dicke Herr. —

Nun ja, so fahr ich Sie auch auf zweimal hinaus, Sie sind mir ohnedies auf einmal zu schwer.

Distichon.

Glaube.

Nimm mir alles dahin, und laß mir das Kleinod des Glaubens,
Bild ich im innern Gemüth selbst mir die schönere Welt.

Berichtigung zur „Warnung."

(dem Gegenstück zu „Würde der Frauen")

Was hör ich Schwestern! zürnen wollt'
Ihr meiner Wahrheitsliebe?
Und darum ist's daß Ihr mir grollt,
Weil ich sie offen übe?

Wo ist das Unrecht? — zeigt es mir,
Damit auch ich es finde;
Könnt' Ihr dies nicht — dann selber Ihr
Entbindet mich der Sünde.

Der große Dichter wand allein
Uns Frauen einen Kranz; —
Wir wollten egoistisch seyn,
Und eignen uns ihn ganz?

War's Schillern einst so wohl erlaubt,
Das hoch er uns erhob;
Wer ist's der mir die Freude raubt,
Zu singen Männer Lob!

Ich schrieb was in der Regel, gilt;
Ihr Guten! ist's nicht recht?
Ich, selbst ein Weib, schuf ich solch' Bild,
Vom gänzlichen Geschlecht!

O zürnt mir theure Schwestern nicht,
Ob meinen losen Spiel;
Das Recht zu sprechen, ist mir Pflicht,
Und dies allein mein Ziel.

Wer Wahrheit ehret unbedingt,
Kennt kein „Warum" und „Wie"?
Und wer nur ihr sein Opfer bringt,
Spart die Apologie!

Du, meiner „Warnung" Leserin!
Wirst freundlich mir verzeihn.
Sich selbst genug ist heil'ger Sinn;
Dem Reinen, alles rein!

v. e. Br******n.

Anzeige.

Aufsätze über Theater, Kritiken, Gesellschaften, Spaziergänger, Frauen, Mädchen und verschiedene andere Gegenstände sind uns kürzlich so häufig anonym zugesandt worden; daß wir genöthigt sind, hiemit einem Jeden, der für unsre Zeitschrift Aufsätze zum Einrücken sendet, zu erklären: das solche nur aufgenommen werden, wenn solche mit Namens Unterschrift und Bemerkung der Wohnung versehen sind. —

Verschwiegenheit verspricht dagegen:

die Redaktion des Bürgerfreundes.

Lord Exmouths Thaten.

(Eingesandt.)

Der Menschheit Sache zu verfechten,
Zog Exmouth gegen Algier hin,
Und jedes Volk, mit gleichen Rechten,
Hofft' auf des ernsten Kampfs Gewinn;
Doch plötzlich wird das Ziel verwechselt,
Beim Klange großer Siegsmusik:
Ein kleiner Friede wird gedrechselt
Für Englands Handelspolitik.

Anekdote.

In einer Versteigerung entstand Zänkerei; sie endete damit, daß Einer Maulschellen bekam. „Nun, Gott's Wunder! — rief ein Jude — der bekommt zugeschlagen, eh' er geboten hat!"

Räthsel.

Kennst Du das Feenschloß, von Windeswogen
Gewiegt, auf den Smaragdgewinden droben?
Ein süß Geheimniß, aus Rubin gewoben,
Von Liebesdüften wonnevoll durchflogen.

Es stellt seinen Goldpfeil der safirne Bogen:
Flugs sind die zarten Riegel abgeschoben,
Und Säle prunken, Purpur unten, oben;
Und rings ist starr ein Lanzenwald gezogen.

Dem Mädchen gleicht's, das lang' die Gluth verschließet;
Doch naht ihm Gluth: wie bebt, wie wogt das Mieder!
Sein Herz erschließt's, erröthend, dem Bezwinger.

Dies Schlößlein hat die Liebes-Fee erkieset;
Senkt in die Erde tief den Grund hernieder;
Zertrümmern können's nur — lieblose Finger.

Berichtigung.

In Nro. 19 bittet man auf Seite 152 1. Sp. 4. Zeile von oben:

anstatt für — vor zu lesen.

Der Verfasser jenes Aufsatzes.

N: 21.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 12. März 1818.

Was bedeuten die in dem Bremischen Bürger-Eide enthaltenen Worte: Ich will halten Tafel und Buch sammt der neuen aufgerichteten Eintracht, die der Rath und die ganze Gemeinheit beschworen haben?

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Die Grundgesetze des Bremischen Staats, welche bei Leistung des Bürger-Eides von einem jeden angehenden Bürger beschworen werden, sind:

1) Der Vertrag vom Jahre 1433, welcher die Tafel genannt wurde, weil er auf einer Tafel zu einer öffentlichen Bekanntmachung aufgeschrieben und an den Pfeilern des Rathhauses aufgehangen war.

Die Veranlassung zu dieser Tafel gab eine vorhergegangene innere Unruhe. Einige, welche von den Aufrührern unterstützt wurden, drangen sich in den Rath, wider dessen Willen, ein, rissen alle Gewalt an sich, entzogen dem alten Rath sein Ansehn und regierten nach Willkühr. Verschiedene Mitglieder des alten Raths begaben sich aus der Stadt und suchten und fanden bei den Nachbarn Schutz. Daher entstanden die Benennungen des alten und neuen Raths. Wegen dieses Aufruhrs wurde die Stadt aus der Hanse geworfen und kam in die Kayserliche und Reichs-Acht. Endlich legten sich der Graf von der Hoya, das Bremische Capitel und verschiedene Städte ins Mittel und brachten im Jahre 1433 den Vertrag, die Tafel genannt, zu Stande. Diese Tafel ist als das 1ste Statut in dem jetzt noch geltenden Codice Statutorum vom Jahr 1433 aufbewahrt.

Ebenso entstand: 2) Die sogenannte Neue Eintracht aus einem vorhergegangenen, wegen der Bürger-Viehweide erregten Aufruhr im Jahre 1534. Die aufrührerischen 104 Männer drangen dem Rathe die Genehmigung einer von ihnen entworfenen Regierungsform ab und entrissen dem Rathe seine wohlhergebrachten Rechte. Endlich wurde der Aufruhr durch den Vertrag, die neue Eintracht genannt, gestillt, die Formula novi Regiminis cassirt, die innere

Ruhe wieder hergestellt und der Rath in seinen Rechten bestätigt.

3) Unter dem Worte: Buch wird das Stadt-Buch, wie die Sammlung der bremischen Statutarischen Gesetze genannt wurde, verstanden.

Wahrscheinlich hat die Stadt Bremen, so wie andre Städte in Nieder-Sachsen, gleich nach der Verfertigung des Sachsenspiegels, ihre Rechte, besonders diejenigen, die von dem Sachsenspiegel abwichen, oder darin nicht befaßt waren, schriftlich zu verfassen, sich angelegen seyn lassen: Diese Gesetze waren aber in keiner Sammlung geordnet. — Zuerst im Jahr 1303 ward vom Rath und der Bürgerschaft beschlossen, dat se wollen ere rechte beschriven als ed eweliken scolde bliven, welches nichts anders heißt, als, daß sie die schon vorhandenen Gesetze von neuem übersehen und mit Beifügung der noch nicht schriftlich abgefaßten, in ein besondres Buch zusammen schreiben und dadurch das, was künftig Rechtens seyn sollte, bestimmen wollten. 16 Männer wurden vom Rath und der Bürgerschaft erwählt, um mit dem Rath ein solches Gesetzbuch zu verfertigen, welches wahrscheinlich in den Jahren 1304 und 1305 zu Stande gebracht wurde. Wenigstens muß es im Jahre 1308 schon fertig gewesen seyn. Die in den folgenden Zeiten nach und nach publicirten Gesetze sind dem eigentlichen Gesetzbuche nachgetragen; wovon die erste Handschrift höchst wahrscheinlich diejenige ist, welche in der öffentlichen Bibliothek aufbewahrt wird, und aus 108 Blättern von Pergament besteht, welche erst nach dem Jahre 1363, da Ordalia (Ordeele) von diesem Jahre darin noch vorkommen, in einem zierlichen schweinsledernen mit Messing beschlagenen Bande eingebunden sind. Ausser diesem Codex ist noch ein andrer, der alle Kennzeichen eines hohen Alters hat, auf dem Archive vorhanden; allein aus mehreren Gründen muß man annehmen, daß dieser eine zwischen den Jahren 1330 und 1349 von jenem ersteren Codice genommene Abschrift sey.

Ein Abdruck von dieser ersten Sammlung der bremischen Gesetze findet sich in G. Oelrichs Sammlung alter und neuer Gesetzbücher der Stadt Bremen.

Bremen 1771.

Eine 2te Sammlung der Statutarischen Gesetze, welche in einer sehr schönen Handschrift auf dem Archive aufbewahrt wird, ist aller Vermuthung nach, im Jahre 1428 von der tumultuirenden Bürgerschaft verfertigt und mit Hülfe der im Tumult erwählten neuen Rathsherrn, dem alten Rathe aufgedrungen.

Auch ein Abdruck von diesem alten Gesetzbuche findet sich in der Oelrichschen Sammlung der Stadt-Gesetze.

Die 3te allein geltende Sammlung der bremischen Stadtgesetze ist nach glücklich wiederhergestellter Ruhe und Einigkeit im Jahre 1433 verfertigt. Sie besteht größtentheils aus den bereits in der ältesten Sammlung vom Jahr 1303 vorhandenen Gesetzen; jedoch enthält sie ausser der bereits erwähnten Tafel im 1sten Statute, eine Geschichte dieses neuen Gesetzbuches und der neuen Einrichtung des Raths und einige wenige Statuten und Ordalia (Ordeele), welche in jenem Codice nicht anzutreffen sind.

Der Codex membranaceus Statutorum Bremensium anni 1433, auf welchem die Rathmänner den Rathmanns-Eid leisten und auf welchem sie zur Verwaltung der Justiz nach den Stadtgesetzen verpflichtet werden, wird als der Original Codex geehrt; obgleich G. Oelrichs

in dem Vorberichte seiner Sammlung der Gesetzbücher S. 30 und 31 denselben zu einer Copie einer andern auf dem Archive befindlichen Handschrift herabwürdigen will und zwar blos aus dem nichts beweisenden Grunde, weil solches auf einem Stück vor diesem letzteren Codice geklebten Papier sey bemerkt worden.

Von diesem Codice Statutorum sind hauptsächlich zwei Abdrücke vorhanden. Der eine in Fr. E. Pufendorfii Obs: iuris univ: T. II. daselbst in appendice varior: Statut: et iurium p. 27 u. f. der andre in G. Oelrichs vollständigen Sammlung alter und neuer Gesetzbücher der Kayf. Reichsstadt Bremen S. 439 u. f.

Obgleich der Oelrichsche Abdruck vor dem des Pufendorf sowohl in Ansehung der Glaubwürdigkeit, als auch der Brauchbarkeit große Vorzüge hat, so ist er dennoch, so, wie dieser ein bloßes Privat-Unternehmen, dem keine öffentliche Auctorität beigelegt werden kann. Der ehemalige Bürgermeister Henrich Kreffting hat diesen Codicem Statutorum von 1433 in eine neue Ordnung gebracht und ihn durch Glossen erläutert, denen hernach der Rathsherr Johann Almers und der Syndicus Johann Wachmann der ältere ihre Erklärungen beigefügt haben. Hieraus ist der sogenannte Codex glossatus entstanden, der, ob er gleich kein Ansehn bei den Gerichten erlangt hat, doch häufig gebraucht wird. Von diesem sind verschiedene schätzbare Exemplare, jedoch nur im Manuscripte vorhanden.

Ausser diesen dreien Sammlungen der bremischen Gesetze ist noch eine 4te unter dem Namen: Statuta Reformata bekannt, welche im Jahr 1606 vom Rathe verfertigt — aber von der Bürgerschaft nicht angenommen und nie zur Anwendung gebracht ist.

Endlich verdient noch die sogenannte Kundige Rolle einer Erwähnung. Allen Vermuthungen nach ist diese das älteste Gesetz unsres Staats. Es wurde ehedem am Sonntage Lätare aus den Fenstern der Gulden-Kammer auf dem Rathhause von dem ältesten Secretär in Gegenwart des Raths den auf dem Markte versammelten Bürgern nach der Morgen-Predigt vorgelesen: Im Jahre 1756 ward aber diese öffentliche Vorlesung abgeschaft und wurden die jetzt noch im Gebrauche gebliebenen Artikel derselben abgedruckt, weil die angesehenen Bürger nicht mehr auf dem Markt erschienen, sondern diese Solemnität nur von dem gemeinen Volke gesehen und gehört wurde.

Es ist dies: Kundige Rolle eine Sammlung von Gesetzen, welche mehrentheils zur Polizey und zur innern Verfassung des Staats gehören.

Man glaubte ehedem, daß dieselbe zuerst im Jahre 1489 publicirt sey. Es wurde aber ein älteres Exemplar vom J. 1450 aufgefunden und es ist dieselbe, allen Vermuthungen nach, das erste Gesetz unsres Staats. Vielleicht können noch weit ältere Exemplare aufgefunden werden und diese Vermuthung noch mehr begründen. Wahrscheinlich ist der Ursprung von dieser in mehreren Sächsischen und andern Städten Deutschlands ehedem, oder auch noch gebräuchlichen jährlichen Abkündigung der Gesetze, in den älteren Zeiten zu suchen, wie die Sachsen noch nicht den christlichen Glauben angenommen hatten und Abgeordnete nach Marslo sandten, welche dort über die Gesetze, wonach in dem Jahre die Sachsen zu leben haben sollten, sich berathschlagten und nach ihrer Zurückkunft, da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden und keine oder sehr wenige Laien des

Schreibens erfahren waren, mündlich an einem öffentlichen Orte publicirten.

Diese sind die Grund-Gesetze Bremens, zu deren Befolgung die angehenden Bürger eidlich sich verflichten müssen.

In den ältesten Zeiten ward von denen, welche sich als Bürger in Bremen niederlassen wollten, die Abstattung eines Eides nicht gefordert. Wir finden davon wenigstens keine Spur in dem im Jahre 1289 angefangenen noch aufbewahrten Bürgerbuche. Der Bürger-Eid ward zuerst im Jahre 1365 eingeführt und dessen Formel blieb wärend 70 Jahren unverändert, bis nach Beendigung der inneren Unruhen im Jahre 1433 der Vertrag — die Tafel errichtet wurde — Von der Zeit an wurden die Worte: Ik wil holden Tafel und Book in die Eides-Formel eingerückt und, wie nachher im Jahre 1534 die neue Eintracht errichtet ward, so wurde noch der Zusatz: mit der nyen upgerichteten Eendracht, alse de de Rad und ganze Menheit beschwaren hebben — hinzugefügt. Die in plattdeutscher oder niedersächsischer Sprache abgefaßte Eidesformel ist im Jahre 1806 ins Hochdeutsche übersetzt und die Verpflichtung zur Beobachtung dessen, was Rath und Bürgerschaft wegen fremder Titel, Aemter und Würden am 29sten August 1806 beliebet haben — mit in die Formel aufgenommen, nach welcher gegenwärtigd er Bürger-Eid geleistet wird.

Sehr naiv deutete einst ein angehender Bürger, welcher die Absicht hatte, ein Krämer zu werden, die in dem Bürger Eide enthaltenen Worte: Ich will halten Tafel und Buch dahin aus, daß er verpflichtet seyn solle, eine Rechnungstafel und ein Rechnungsbuch zu halten, um seine täglichen Ausgaben und Einnahmen zuerst auf der Tafel zu bemerken und sie dann ins Buch einzutragen.

Immerhin mag man diese Auslegung belächeln und bespötteln; nur muß man den Sinn achten, woraus sie hervorgeht. Es ist der Sinn der pünktlichsten Ordnung auch in Kleinigkeiten und eines redlichen emsigen unermüdeten Erwerbfleisses, welcher so manche unsrer biederen Vorfahren auf dem sicheren und einfachen Wege glücklich fortleitete, auf dem sie für sich und ihre Familien einen rechtlich erworbenen und deswegen auch dauernden Wohlstand begründeten. Tafel und Buch sind oft das Fundament von den Reichthümern gewesen, welche verschwanden, sobald der übermüthige Enkel mit stolzer Verachtung auf die Tafel und auf das Buch herabblickte, welche der kluge Grosvater mit sorgsamen Fleiße gehalten hatte.

Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten.

(Fortsetzung.)

Das von dem Zwischenspiele Gesagte gilt auch von den Vor- und Nachspielen (Präludien und Postludien). Die Vorspiele sollen dazu dienen, um der Gemeinde in diejenige Stimmung zu setzen, in welcher das zu singende Lied gesungen, der Vortrag des Predigers angehört und der jedesmalige Gottesdienst gefeiert seyn will. Die Nachspiele sollen die Stimmung, in welche die Gemeinde versetzt worden, beleben und befestigen. Wie viel gute Organisten in dieser Hinsicht zu leisten vermögen ist bekannt. Sie beherrschen das Gemüth durch die Gewalt der Töne und die kunstvolle Verbindung derselben. Sie entrücken es dem Kreise alltäglicher Gedanken und Empfindungen, sie erheben es zum höhern geistigen Leben, sie erfüllen es

mit Andacht und himmlischer Begeisterung, sie stimmen es zum frohen Jubel und zum ehrfurchtsvollen Preise Gottes, wie zu den sanften Gefühlen der Liebe und Wehmuth; sie regen den Schmerz der Reue, wie das Frohgefühl des Danks und des Vertrauens in ihm an. Diese Gabe ist aber nur Wenigen verliehen, und Heil der Kirche, die sich eines solchen begeisterten und begeisternden Künstlers erfreut. Indeß es ist nichts Unbilliges, ja es ist etwas ganz Unerläßliches, wenn man von jedem Organisten verlangt, daß er durch seine Vor- und Nachspiele nichts Unschickliches begehe. Unsre gewöhnlichen Organisten lassen sich hiebei die gröbsten Verstöße und Abgeschmacktheiten zu Schulden kommen. Sie ergreifen zu ihren Vor- und Nachspielen das erste beste kurze Musikstück, welches ihnen in die Hände fällt, wenn es nur mit dem zu spielenden Choral aus demselben Tone geht. Oder sie spielen nach eigener Erfindung einige bedeutungslose Accorde und leiern einige Modulationen ab, denen es oft an allem innern Gehalt und Zusammenhange fehlt. Ja, man bekommt nicht selten, besonders zum Schlusse des Gottesdienstes, Melodieen von Volksliedern, Menuetten, Walzer, Polonaisen, Sonatinen, Rondo's, Märsche, Stücken aus Operetten u. dgl. m. in der Kirche zu hören, welche die schreiendsten Contraste hervorbringen, das Gemüth empören und die Andacht vernichten. — Endlich muß man auch von einem Organisten verlangen, daß er nicht die unrechten Register in der Orgel ziehe. Denn jedes hat seinen eigenthümlichen Charakter. Das eine hat eine stärkere, das andere eine schwächere Stimme, das eine hat einen schneidenden, das andre einen milden Ton, das eine ist mehr zu einem feierlichen oder erschütternden, das andre mehr zu einem sanften oder wehmüthigen Ausdruck geeignet. Je nachdem die verschiedenartigen Stimmen und Töne mit einander verbunden und unter einander gemischt werden, erhält die Musik der Orgel einen verschiedenen Klang. Ein Organist, welcher sich auf sein Instrument und auf den Ausdruck der Empfindungen versteht, kann schon durch die Wahl der Register eine überaus große Mannichfaltigkeit hervorbringen, und sein Spielen läßt den gefühlvollen Zuhörer durchaus nicht in einer schwankenden oder zweideutigen Stimmung. Er registrirt die Stimmen, wie es der Geist des Liedes und seiner Melodie, der Inhalt und Ausdruck der Predigt, der Charakter der jedesmaligen Liturgie und die Bedeutung des Tages jedesmal erfordern. — Unsre gewöhnlichen Organisten haben von der Vielstimmigkeit ihres Instruments kaum einen Begriff und achten gar nicht einmal auf die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, welcher in der Wahl der Register liegt. Sie spielen in der Regel entweder stark oder schwach und wählen zum starken Spiel das volle Werk und zum schwachen einige wenige Züge. Jedes Register nach seinen eigenthümlichen Charakter zu behandeln, die Flöte als eine Flöte, den Bordun als einen Bordun, die Posaune als eine Posaune, die Viola di Gamba als eine Viola di Gamba, das Cornet als ein Cornet ꝛc. zu spielen fällt ihn nicht ein. Die Aehnlichkeit zwischen dem Ton der einzelnen Register und dem Ausdruck der verschiedenen Empfindungen suchen sie nicht auf. Viele kennen nicht einmal die Register in ihrer Orgel. Daher kömmt es denn, daß sie sehr oft unserm Ohre Töne zu hören geben, welche mit den Empfindungen unsers Gemüths in einem wunderlichen Widerspruche stehen. Sie greifen uns durch erschütternde Töne an, wenn wir ein wehmüthiges Lied anstimmen wollen; sie lassen matte Töne erschallen, wenn ein feierlicher Hym-

nus gesungen werden soll; sie zerstören den Geist, welcher in dem Inhalte des Gesanges liegt; weit entfernt mit ihrem Spiel in dem Geiste, in welchem die Predigt endigt, fortzufahren, heben sie vielmehr die Gedanken auf und brechen die Empfindungen ab, welche durch den Vortrag des Predigers hervorgebracht worden, und machen aus der gottesdienstlichen Feier, welche ein in sich zusammenhängendes Ganze seyn sollte, ein buntes Allerlei, dem es an Einheit und bestimmten Charakter fehlt.

Das hier Gesagte betrifft blos die gemeinsten und geringsten Forderungen, welche man an jeden Organisten machen muß, und von welchen man gar nichts erlassen darf. Wer sie erfüllet, leistet nur erst sehr wenig, weil er durch sein Spielen blos den Gesang und die Liturgie nicht verdirbt.

Bei dem tiefen Verfalle, in welchem sich das Orgelspielen bei uns und in vielen andern Gegenden befindet, und bei dem großen Mangel an Anstalten zur Bildung tüchtiger Organisten, welcher bei uns obwaltet, wage ich es kaum, die höheren Forderungen aufzustellen, daß der Organist sich auf den reinen Satz und auf die Aesthetik der Kirchenmusik in ihrem ganzen Umfange verstehen, und daß er der ganzen mechanischen Behandlung seines Instruments und der einzelnen Stimmen mächtig seyn müsse. a) Diese höheren Forderungen will ich daher hier nur eben angedeutet haben und dabei bemerken, daß wir die hochgepriesenen Wirkungen der heiligen Tonkunst erst dann in unsern Kirchen werden verspüren können, wenn unsre Organisten in die Geheimnisse der heiligen Siona werden eingeweiht seyn. Was uns obliege, um endlich einmal zu einer bessern Orgelmusik in unsern Kirchen zu gelangen, erhellt von selbst. Für diejenigen Kirchen, welche sich mit einer gewöhnlichen Geschicklichkeit eines Organisten zu begnügen nothgedrungen sind und diesen blos in der Person ihres Schullehrers haben, müßen unsre

a) „Der Orgelspieler muß den Satz aus dem Grunde verstehen, muß die harmonischen Verhältnisse so ganz als möglich, das Systole und Diastole, das Zurückstoßen und Anziehen der Töne, jene so geheimnißvolle, harmonische Ebbe und Flut, die Bindungen, die Umkehrungen, das Tasto-Solo, diese kurstvolle Erschöpfung des Hypate-Hypaton oder tiefsten Grundtons, das augenblickliche Uebersetzen und Untersetzen des Generalbasses oder Kirchengesangs völlig im Kopfe und in der Faust haben; er muß ein gegebenes Fugen-Thema, mit Satz und Gegensatz, mit scharfer Beobachtung des Rispostz, Einstreuung melodischer Nebengedanken, durch die weise Benutzung des Dux und Comes, ohne pedantischen Frost, auf der Stelle durchführen können; muß das Pedal nicht kümmerlich mit der linken Hand gleich spielen, sondern durch die Hülfe dieses mächtigen Piedestals sein Spiel so vielstimmig als möglich machen. Seine Phantasieen müssen groß, neu, zweckmäßig seyn, nicht bei Festgesängen klagen und beim Requiem jubeln. Durch die Gaben der unstudierten Phantasie muß sich der Orgelspieler über alle andern Tonkünstler erheben. Seine Vorspiele, Nachspiele und Zwischenspiele müssen dem Geiste der Orgel immer angemessen sehn, müssen im Hörer fromme Empfindungen wecken, erhalten, befestigen. Er muß daher alles von seinem Spiel absondern, was ganz in's Gebiet des Clavichords, bekielten Flügels, Fortepiano's, Pantalons, der Melodika und Hormonika gehört, und nur dasjenige diesen Instrumenten entwenden, was sich mit der höhern Natur der Orgel verträgt. Welche Gelegenheit hat der Orgelspieler unter der heiligen Communion, bei Bußtagen und andern festlichen Anlässen in's Herz zu spielen, wenn er aus dem Herzen zu spielen vermag! Und welchen Stoff, die erhabensten und religiösesten Empfindungen zu dollmetschen,

Schullehrerseminarien sorgen. Und diese können es auch. Diejenigen Gemeinden aber, welche so glücklich sind, eine besondre Organistenstelle an ihrer Kirche zu haben und höhere Forderungen zu machen berechtigt sind, besonders die Gemeinden in den größern Städten, müssen sich auf eine andre Weise zu helfen suchen. Ihnen bleibt, da bei uns die Organisten, mit einigen wenigen Ausnahmen, keine Meister in ihrer Kunst sind und die mehresten nur eine höchst nothdürftige Geschicklichkeit besitzen, nichts andres übrig, als daß sie zur Besetzung ihrer erledigten Stellen entweder Organisten aus andern musikalischen Gegenden und Musikschulen berufen, oder talentvollen Jünglingen Gelegenheit verschaffen, sich unter der Anleitung großer Meister für die Orgel auszubilden. Von ersterem haben wir schon in einigen Städten a) vortreffliche Beispiele vor Augen; die so berufenen Männer gehören zu den wenigen Tonkünstlern in hiesigen Gegenden, welche die Orgel im hohen Styl der Kirche zu spielen wissen. Möchte doch auch das andre bald geschehen! — Seitdem in einigen Städten der Sinn für die Musik und die Geschicklichkeit im Spielen mehrerer Instrumente sich allgemeiner verbreitet hat, fehlt es nicht mehr an jungen Männern, deren Talent und Neigung zu guten Erwartungen auch für den musikalischen Kirchendienst berechtigt. Diesen biete man die Gelegenheit und die Mittel zu ihrer höhern Ausbildung dar. Findet sich die Gelegenheit nicht in der Heimath, so sende man sie in solche Gegenden und Oerter, wo sie bei großen Lehrmeistern Unterricht erhalten und große musikalische Aufführungen hören können. Die dazu erforderlichen Mittel werden leicht anzuschaffen seyn, wenn man nur recht ernstlich das Bessere will. Die Presbyterien werden recht gerne aus den Ueberschüssen ihrer Kirchencassen, und die Magistrate aus den Ueberschüssen ihrer Kammercassen dazu etwas hergeben. Freunde der Kirchenmusik werden gern zusammentreten, um dazu einen Beitrag zu liefern. —

(Die Fortsetzung folgt.)

bietet ihm nicht der Choral dar! Vom Hirtenlied an der Krippe Jesu bis zur Jammerklage am Schädelberge, von da bis zum Triumphtone der Auferstehung und Himmelfahrt, und von da bis zum Donnerhall der Weltgerichtsposaune! Jede sanfte, fromme, in Liebe oder Schmerz zerfließende, himmelanerhebende Empfindung liegt in Deinem Gebiete, du Herrscher der hohen Orgel, du Pilot, der das harmonische Schiff im Sturme des Gesanges lenkt! Hast du Herrschergeist, so nimm den goldnen Scepter und gebiete! Siehe, meine Seele beugt sich vor dir und küßt voll Ehrfurcht deines Herscherstabes Spitze." — So schreibt C. F. L. Schubart in einen Briefe an den Abt Vogler über Orgelspiel und Orgelspieler. S. dessen vermischte Schriften. Zürich 1812.

a) Auch hier in Bremen.

d. Red.

Der Flibustier.

(Fortsetzung.)

Dumpf wirbelte die Trommel, die zum Gericht der Küstenbrüder rief, die Equipage von allen Schiffen van Horns sammelte sich im Walde, in dem die drei Räuber zähnklappernd ihr Schicksal erwarteten. Der Richter der Flotte, ein alter, graubärtiger Räuber, bestieg den Stuhl, um ihn stellten sich die Geschwornen; doch das letzte Seegefecht hatte vieren das Leben gekostet. Die Mannschaft ergänzte die Lücken durch Wahl aus ihrer Mitte, und zum Erstaunen Montbars, der mit van Horn unter dem gaffenden Haufen stand, wurden die neuen Candidaten von dem Räuber-Richter mit gros-

sem Ernst und religiöser Feierlichkeit eingeschworen. Auf die Bibel legten die Protestanten, auf das Krucifix die Katholiken die Mörderfäuste. Dann eröffnete ein kurzes Gebet, vom Richter mit Würde und Anstand gesprochen, das Gericht, und mit entblößtem Haupt murmelte die wilde Menge ihr Amen dazu. Es gab mancherlei kleine und große Ungebühr zu ahnden. Trunkenheit und Insubordination, Karten- und Würfelspiel um Geld, und Schlägerei am Bord, schlechte Verfassung der Mordgewehre, alles fand seine Strafe, bis zuletzt das unglückliche Kleeblatt in die Schranken gerufen wurde. Das Verhör war von fürchterlicher Gedrängtheit. Der Punkt, um den sich alles drehte, ward gegen die Beklagten entschieden. Die Negresse ward als Theil der allgemeinen Beute dem wählenden Admiral zugesprochen, und es dünkte dem Richter unbedenklich, daß alle als Diebe des Gemeinguts, der Schütze aber als Rebell, der sich mit bewaffneter Faust dem Admiral im Dienst widersetzt, zu strafen wären. Leise besprachen sich die Geschwornen, und dann ertönte im grausen gemeinschaftlichen Chor ihr Schuldig! und das Kleeblatt sank mit kreideweißem Gesicht und blauen Lippen in die zitternden Kniee. Uebt Gnade, van Horn, beschwor der mitleidige Montbars den Admiral, der mit ruhiger Unbefangenheit in den Kreis trat. Kind, das versteht Ihr nicht, sprach dieser ihn abwehrend, und winkte drei Schiffs-Offizieren. Ehrerbietig traten diese heran, empfingen geheime Befehle, und jeder bemächtigte sich eines der Verurtheilten. Die zwei minder Schuldigen wurden mit einer Flinte, einer Kalabasse mit Wasser, mit Pulver und Blei begabt und nach dem Ufer geführt, wo bald ein Boot mit ihnen abruderte. Der dritte aber wankte, von einem Commando Mousquetonträger begleitet, erbaut durch den Zuspruch eines Raubkameraden, der mit dem Krucifix neben ihm herschritt, in das tiefere Dunkel des Waldes. Um Gottes Willen, Admiral! rief Montbars. Was laßt Ihr mit dem Unglücklichen thun? Die beiden Ersten werden maronirt, sprach kalt van Horn. Das heißt? fragte der Jüngling gespannt. Das heißt, man setzt sie, mit Pulver, Blei und Wasser versehen, an einer unbewohnten Insel aus, und überläßt sie ihrem Schicksal dort. — Und wenn sie dort verhungern? schrie Montbars entsetzt. — Das ist dann ihre Sache, mein junger Freund, and nicht die unsrige. Aber der Dritte? fragte Montbars weiter, und in dem Munde erstarb die Rede, als in des Waldes Tiefe mehrere Schüsse zugleich knallten. Der ist eben erschossen worden, sprach van Horn mit unerschütterlichem Gleichmuth, und gebot der Equipage, für die arme Seele zu beten. Schweigend gehorchten die Räuber. Das Gericht ist aus! rief jetzt der Admiral ihnen zu. Geht und thut Euch gütlich, doch hütet Euch vor Uebermaaß, daß nicht die tolle Freude dem kalten Tod Euch in die Arme führe. Ihr hörte eben erst die eherne Wage der Gerechtigkeit klingen. Merkt's Euch, van Horn läßt nimmer mit sich scherzen. Da zerstreute sich die Menge schüchtern und leise, und freundlich lud der Admiral den Jüngling an den Bord seines Schiffes zum Mahle. Mit geheimen Schauer vor dem fürchterlichen Manne, sagte dieser zu, und flog nun, gespornt von Neugier und Sinnenlust, vielleicht schon von einer bessern Regung, mit seiner schönen schwarzen Beute das erste trauliche Wort unter vier Augen zu sprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das kunstliebende Publikum wird hierdurch benachrichtigt, daß der seit einigen Jahren in halb Europa reisende, als Bauchredner berühmte Alexander von Paris hier ist. Fast in allen bedeutenden Städten Deutschlands, bei den meisten ausgezeichneten Fürsten und Gelehrten, deren Empfehlungen er besitzt, hat er seine seltsame Kunst der Doppel- und Fernsprache zum allgemeinen Ergötzen der Zuhörer gezeigt. Unterschriebener bezeugt auch nach einigen kleinen Proben, daß ihm diese lustige Täuschung der sogenannten Bauchrede noch nie vorgekommen ist, und kann allen, die den Künstler sehen und hören werden, vollkommne Befriedigung ihrer Wißbegierde versichern. Tag und Ort seiner Darstellungen, welche er aber der Zeitumstände wegen nur einmal geben kann, wird durch öffentliche Anschlagzettel bekannt gemacht werden.

Doktor Müller.

Auflösung des Räthsels in Nro. 20.

Rose.

N: 22.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 15. März 1818.

Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten.

(Fortsetzung.)

Ich gehe nun zu dem letzten Punkte über, welcher bei der Beleuchtung unsers Kirchengesangs in Betracht gezogen werden muß, nämlich

Fünftens. Der kirchliche Sängerchor und die Kirchen-Instrumentalmusik.

Bei der Beleuchtung der bisher erwähnten Punkte brauchten nur die obwaltenden Mängel und Gebrechen angemerkt und die Mittel zur Verbesserung derselben angedeutet zu werden. Bei diesem letzten Punkte finden wir aber die Sache ganz anders liegen. In unsern Gegenden sind nur wenige Städte so glücklich gewesen, Sängerchöre und Instrumentalmusik in ihren Kirchen zu haben. Und die wenigen, welche sie hatten, haben sie im Verlaufe der Zeit fast durchgängig verloren. Nur hie und da ist noch ein kleines dürftiges Ueberbleibsel davon zu finden. Diese Erscheinung ist freilich aus der Geschichte der Entstehung und Bildung unsers Kirchenwesens leicht zu erklären. Sie ist aber keinesweges erfreulich. So wie von jeher die Musik, und insbesondere der Gesang, unter allen Völkern mit den größten Lobsprüchen gepriesen worden, so hat man Musik und musikalische Aufführungen kirchlicher Sängerchöre vornehmlich auch als einen Hauptbestandtheil der Liturgie angesehen und als ein Hauptmittel angewendet, um die Feierlichkeit des Gottesdienstes zu erhöhen, über dieselbe gleichsam einen Lichtglanz aus der Höhe zu verbreiten, die in der Kirche versammelte Gemeinde zur Andacht zu stimmen und der Religion den Weg zum Herzen zu öffnen. Der Zweck dieser Abhandlung macht es nicht nöthig, hierüber Zeugnisse aus der Geschichte vieler Völker und Zeiten beizubringen. a) Ich darf mich hier nur darauf beschränken, einige bemerkenswerthe und zu wenig beachtete Andeutungen anzuführen, in welchen die heilige Schrift mit großem Lobe der Musik und der

a) Wer solche Zeugnisse sucht, kann sie in Forkels Geschichte der Musik finden.

Anwendung derselben beim Gottesdienste im Tempel Erwähnung thut. Sie führt von den Propheten schulen an, daß die Musik in ihren Versammlungen ein wesentlicher Gegenstand der Uebung gewesen sey, und rühmt den begeisternden Einfluß derselben. Sie nennt David den anmuthigen Sänger „lieblich mit Psalmen Israels." Sie erzählt von ihm „für ein jegliches Werk dankte er dem Heiligen, dem Höchsten, mit einem schönen Liede. Er sang von ganzem Herzen, und liebte den, der ihn gemacht hatte. Er stiftete Sänger bei dem Altare und ließ sie seine süßen Lieder singen. Und ordnete die Feiertage herrlich zu halten, und daß man die Jahresfeste durchs ganze Jahr schön begehen sollte mit Loben den Namen des Herrn und mit Singen des Morgens im Heiligthume. „Sie giebt ausführliche Nachricht über die Größe dieser Veranstaltungen Davids, sie beschreibt den großen Umfang der Tempelkapelle und findet es der Mühe werth die Meister namentlich aufzuführen. Diesen Nachrichten zufolge bestimmte David 4000 Leviten zu Sängern und Musikern. Unter diesen waren 3 Kapellmeister nämlich: Assaph, Heman und Jedithun, 24 Unterkapellmeister, 288 andre Meister in 24 Classen und 3709 Choristen. Zwölf Meister wechselten Woche um Woche im musikalischen Kirchendienste mit einander ab. An jedem Wochentage wurde ein besonderer Psalm musikalisch aufgeführt, am Sabbathtage Psalm 92. am Sonntage Ps. 24, am Montage Ps. 48, am Dienstage Ps. 82, am Mittwoch Ps. 94, am Donnerstage Ps. 81 und am Freitage Ps. 93, bei den symbolischen Handlungen z. E. bei Darbringung des Trankopfers, musicirte man mit Psaltern, Harfen, Cymbeln, Pfeifen und Posaunen. In dem Augenblick, da der Liturg den Wein ausgoß, gab Einer von den Dienern ein Zeichen und auf einmal fiel das ganze Chor der Sänger, Sängerinnen und Musiker mit voller gewaltiger Musik ein. Bei der Beschreibung der Einweihung des salomonischen Tempels erwähnt die heilige Schrift abermals dieser Kapelle und der musikalischen Aufführung, welche bei dieser Gelegenheit Statt gefunden. „Und die Leviten, heißt es da, mit Allen, die unter Assaph, Heman, Jedithun und ihren Kindern und Brüdern waren, angezogen mit Leinwand, sangen mit Cymbeln, Psaltern und Harfen, und standen gegen Morgen des Altars, und bei ihnen 120 Priester, die mit Trompeten bliesen; und es war, als wäre es Einer, der trompetete und sänge, als hörete man Eine Stimme (unisono) zu loben und zu danken dem Herrn. u. m. a. — Wie nach der Stiftung des Christenthums die ersten Christen bemüht gewesen, ihre stillen Andachten, so weit es sich unter den damals obwaltenden Umständen thun ließ, durch Gesang zu beleben, und wie man späterhin allmählig die Kirchenmusik bis zu einer hohen Würde und Feierlichkeit erhob, ist ebenfalls bemerkenswerth. a) — Auch unser großer Reformator Luther beförderte die Kirchenmusik und verbesserte den kirchlichen Sängerchor und die Instrumentalmusik durch mehrere zweckmäßige Einrichtungen sehr. Den kirchlichen Sängerchor betrachtete er, wie man ihn auch betrachten muß, als eine bei der Feier des Gottesdienstes mitwirkende Hauptperson; es sollte derselbe mit seinen edlen, von der Instrumentalmusik begleiteten harmonischen Gesange bald als Re-

a) Da wir dieses unsern Lesern schon ausführlich in der früheren Geschichte des Kirchengesanges Nro. 14 und 15 dieses Blatts mitgetheilt haben, so übergehen wir hier die Bemerkungen des Hrn. Verfassers.

d. Red.

präsentant der Gemeinde, bald als Sprecher der Religion auftreten und als solcher die Wechselwirkung zwischen dem Liturgen und der Gemeinde beleben. Solche Sängerchöre theils zu verbessern, theils neu zu errichten, blieb ihm beständig eine wichtige Angelegenheit. Er ermahnte alle Schulen, die musikalische Unterweisung ernstlich zu betreiben. Er forderte die Obrigkeit und die Fürsten auf, die Kirchenmusik auf alle Weise zu befördern. Er bewarb sich um die Freundschaft der größten Kirchenmusiker seiner Zeit, mit deren Hülfe er sich um die Verbesserung der Kirchenmusik bemühte. Er lieferte bald selbst, bald durch andre Dichter, den Componisten bessere Texte und versorgte die Sängerchöre mit bessern Compositionen. Den Sangmeistern und Schullehrern empfahl er die Uebung und Bildung der Sängerchöre aufs dringendste. Die Tonkünstler ermunterte er zur fleißigen Betreibung der Musik, so wie er auch selbst mehrere Instrumente, z. B. die Flöte und Laute, spielte, die Theorie der Musik studierte und sehr häufig in seinem Hause Sängerchöre religiöse Musiken aufführen ließ. Von allen diesen finden wir in seinen größeren und kleineren Aufsätzen, in seinen Briefen und Tischreden, welche Matthesius über seine Lebensgeschichte aufgestellt hat, die sprechendsten Beweise. — Aber er sah auch das, was hiebei zu thun war, als sehr schwierig an. An den kurfürstl. Hofprediger Spalatinus schrieb er: „Ich habe nicht die Gabe, daß ich es so machen könnte, wie ich gern wollte. Darum will ich versuchen, ob ihr etwa ein Heman, Assaph oder Jedithun seyd.“ Diesen seinen Aeusserungen und thätigen Bemühungen hat man es zu verdanken, daß bald nach der Zeit der Reformation in sehr vielen protestantischen Gemeinden Anstalten getroffen wurden, zur Verherrlichung des öffentlichen Gottesdienstes kirchliche Sängerchöre zu errichten und eine feierliche Kirchenmusik einzuführen. Wie aber nach dem Vorgange eines solchen Mannes, dessen sonstige Aeußerungen und Anordnungen doch in so hohen Ehren gehalten worden, gerade diejenige Angelegenheit, für welche er mit einer besondern Vorliebe und mit einem begeistrungsvollem Eifer wirkte, so sehr hat vernachläßigt werden können, dies ist in der That sehr auffallend. Denn, nur wenige deutsche Länder ausgenommen, hat man die Musik und die Sängerchöre in unsern Kirchen je mehr und mehr ausarten, oder im gänzlichen Verfall gerathen lassen. Das Verlangen nach der Wiedereinführung einer edlen Kirchenmusik spricht sich aber auch unter uns immer lauter und allgemeiner aus. — Es fragt sich, was hiebei zu thun sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Flibustier.

(Fortsetzung.)

In des Zeltes Eingang empfieng ihn die Gattin Brodelys, eine hohe Frau, in deren scharfen Zügen eine verhängnißreiche Vergangenheit sich spiegelte. Ihr wollt zu Eurer Gerettten, Herr Montbars? fragte sie mit freundlichem Ernst. Sie hat mich flehentlich um Einsamkeit gebeten, indeß, Ihr scheint mir so ehrsam und wacker, daß ich keinen Anstand nehme, Euch zu ihr zu weisen. Ihr werdet die Schönheit, die Unschuld und das Unglück ehren. So viel kann ich Euch nach kurzer Beobachtung vertrauen, daß das Mädchen keine gemeine Bildung verräth. Auch mag der Himmel wissen, wie diese regelrechten Züge zu der häßlichen Negerfarbe gekommen sind. Während dem hatte die Dame ihn bis an die Zeltwand geführt, die ihn von dem Mädchen schied. Still! sie betet,

*

lispelte Montbars und stieß mit seinem Dolch ein Loch in die Leinwand, um sie ungesehn beobachten zu können. Auf ihren Knieen lag die Mohrin vor einem Christusbilde, den Rosenkranz an den Wunderbusen gepreßt, und edle Diamanten aus den finstern Sonnenaugen fließend, verklärten das häßlich schwarze Gesicht, auf dem Montbars bei der schärfsten Beschauung kein Kennzeichen der Race finden konnte. Unter der edelgeformten Stirn thronte die sanft gebogne Nase über dem kleingeöffneten Munde, dessen feine Rosenlippen mit den gewöhnlichen Blutwülsten der Negressen nichts gemein hatten. Nicht krause Wolle, sondern schöngeworfne Rabenlocken wallten vom Scheitel herab, schlank und majestätisch war der Wuchs, und nur seine üppige Fülle und der Zähne Perlenglanz schien der Tochter der afrikanischen Sonne anzugehören. Lange stand Montbars, die schöne Betende betrachtend. Immer fiebrischer klopften seine Pulse, immer brennender und begehrender hefteten sich seine Blicke auf das liebliche Geschöpf. Endlich vermochte er nicht länger seiner Sehnsucht zu gebieten, und stürmisch trat er in das Gemach. Mein Retter! jauchzte aufspringend das dankbare Mädchen, wollte zu seinen Füßen stürzen, und sank, von seinen Armen aufgefangen, an seine hochschlagende Brust. Ein Blick von ihr sagte ihm, daß das Gefühl des Dankes sich schon in einem andern wärmern verloren, und die Begierde rief ihm zu, daß es nur von ihm abhänge, die holde Blüthe selbst zu pflücken, die er erst vor dem rohen Hagelschauer geschützt. Doch das Vertrauen, mit dem das Mädchen, ganz Liebe und Hingebung, in seinen Armen hing, entwaffnete die niedere Sinnenlust. Er drückte sie sanft von sich, und sprach mit einem Ton, der erst nach und nach an Festigkeit gewann: Ihr seyd gerettet, Donna, und vor der Hand in Sicherheit. Doch, da ich Euch einmal ehrlich erfochten, so will ich auch Eure Zukunft bergen. Gebietet selbst über Euch, von Eurem Willen soll es abhängen, wem ich Euch überliefere. O, daß es von meiner Willkühr abhinge, rief das Mädchen mit liebefunkelnden Augen. Entschieden wäre mein Wohl für meine ganze Zukunft. Aber des Kindes Pflicht, des edeln Stammes Ehre gebeut; so will ich denn des Lebens bestem Glück entsagen, um es zu verdienen. Ich bin nicht, was ich scheine. Die Farbe, die ich trage, ist eine List, von meiner Angst ersonnen, als van Horns Raubschiffe uns verfolgten. Ich bitte Euch, nach San Domingo mich zu führen. Dort wird der Gouverneur Euch das mit verschwenderischer Großmuth danken, was ich so gern selbst Euch hätte danken wollen. Wer fragt nach dem Spanier und seinem blutigen Golde? rief mit fürchterlichem Ausbruch des angebornen Hasses der Sohn des Vertilgers. Um Deinetwillen habe ich Dich gerettet, holdes Geschöpf, setzte er, in süßere Gefühle zerschmelzend, hinzu. Du mußt mir danken, Du allein mit einem Kusse, den Du aus freier Gunst auf meinen Mund drückst. Trennt dann das Schicksal uns auch auf ewig, so hat mein Herz doch eine Erinnerung, an der es zehren und schwelgen mag, bis es still steht. Da flog das Mädchen an seinen Hals und eine Flamme brannte lange auf seinen lechzenden Lippen; dann riß sie sich los, und, das Gesicht verhüllend, winkte sie ihm, fort zu gehen. Gott schütze Dich, süßes Mädchen, stammelte entweichend der Jüngling. Ich halte Dir Wort, doch, damit ich es kann, sehen wir nimmer uns wieder!

Erst in einem Weinzelt daneben, in dem Taureau und Brodely traulich becherten, fand Montbars sich wieder, und schnell war sein

Entschluß gefaßt, bei dem Mädchen sein Wort zu lösen. Er bat den alten Brodely um ein bemanntes Boot, welches die Schwarze nach San Domingo führen solle. Der Weiberfeind, Taureau, fand die Bitte sehr vernünftig, welche Brodely dem Neffen seines altes Freundes mit Freuden gewährte. Montbars sah noch das Boot zur Abfahrt rüsten, band die Dirne dem Steuermann auf die Seele, und als dieser nach Brodelys Zelt ging, die schöne Fracht zu holen, wanderte der Jüngling seufzend nach dem Hafen des Eilands, in dem van Horns Raubflotte vor Anker lag. Dort ging es gerade hoch zu. Alle Schiffe flaggten, die Equipage in ihren Gallawämsern prunkend, leerte jubelnd beim Klange der Trompeten und Pauken auf den Decken die Pokale, und dazwischen verkündeten Salven des groben Geschützes die Toaste, die auf dem Admiral-Schiffe ausgebracht wurden. Was gilt es hier? fragte Montbars einen Flibustier, der am Ufer bei der ausgeladenen Gallionen-Beute schilderte. Und das wißt Ihr nicht? fragte dagegen der Räuber. Der große Morgan ist gekommen, und auf unserm Admiral-Schiff zum Besuch. Wer ist der große Morgan? fragte Montbars weiter, durch die Antwort wenig befriedigt. Herr Gott! was fragt Ihr albern, rief die Schildwache. Kennt Ihr den großen Morgan nicht, den nie bezwungenen Britten-Helden, den man mit Recht den Seeräuber-König nennen mag, den Puerto el Principe, und Portobello, und Marakaibo und Gibraltar unsterblich gemacht haben. Ich freue mich, ihn zu begrüßen, unterbrach Montbars den beginnenden Paan, sprang in einen Kahn, der am Ufer hing, und ruderte sich zu dem Admiral-Schiff hinüber. Er fand in der Kajüte van Horns diesen im tiefen ernstlichen Gespräch mit einem hochgestalteten Manne, dessen Anblick ihn in gleichem Maaße anzog und zurückstieß. Majestät und Eisenkälte thronte auf der Stirn, Muth und List blitzten aus den großen funkelnden Augen, während ein freundliches Lächeln um den feingeformten Mund spielte, das aber, bei genauerer Beobachtung, etwas Tückisches hatte. Jetzt wurde van Horn den Jüngling gewahr, der mit verschränkten Armen den seltsamen Mann unverwandt anschaute, und stellte ihn dem großen Morgan als den tapfern Sohn des Vertilgers vor. Mit prüfenden Blikken maß ihn der Großräuber, und sprach dann mit freundlicher Würde, die in der That etwas Fürstliches hatte. Es freut mich, daß meines Königs Gnade mich in den Stand gesetzt, die Verdienste eines Heldenvaters, die ich im Heldensohne wiederfinde, öffentlich anzuerkennen. Ich ernenne Euch zum Schiffs-Capitän in meiner Flotte, und denke, es wird Euch lieb seyn, wenn ich Euch in dem Geschwader weißer Flagge einstelle, das unser Freund van Horn führen wird. Mein Geheimschreiber wird Euch das Patent behändigen. Montbars, der diese officiellstolze Sprache doch mit Morgans Handwerk nicht zu reimen wußte, stand befremdet da, und blieb die Danksagung schuldig. Da sprach, seine Zweifel wahrnehmend, van Horn: Ihr wißt es wahrscheinlich noch nicht, daß dieser Held von Seiner Großbrittannischen Majestät zum Ober-Admiral einer großen Kaperflotte gegen Spanien ernannt ist, mit voller Macht, alle seine Officiere selbst zu wählen. Jetzt begriff erst Montbars, daß hier von einer legalen Räuberei die Rede seyn solle, fand Worte, die Güte des Ober Admirals geziemend anzuerkennen, und hell klangen dann die Becher auf das Glück des neuen Capitäns und der Expedition auf Panama, während des Jünglings Gedanken, auf der Liebe Taubenflügeln, über das Meer hinüber nach Hispaniola flatterten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kann ein Ueberschuß vorhanden seyn, von den Sammlungen für verwundete vaterländischer Krieger?

(Eingesandt.)

Ueber die beste Anwendung des, von den hier gesammelten Beiträgen für verwundete vaterländische Krieger vom Jahr 1815 noch vorhandenen sogenannten Ueberschusses sind in gesellschaftlichen Vereinigungen mehrere von einander sehr abweichende Vorschläge zur Sprache gekommen. — Da der Gegenstand mit Recht Theilnahme erregt, so wird auch hier die Prüfung einiger Fragen frei stehn.

Soll man den Ueberschuß nicht durch zeitliche Beilegung vermehren, und etwa bis zu einem künftigen Kriege aufheben?

Nicht zur Verwendung für mögliche künftige Kriege war dieses Geld gegeben und angenommen, — sondern allein für den beendigten, der Deutschland's Ruhe und Glück von Neuem gesichert hat. — Wohl mag es in künftigen Kriegen nützlich seyn, einen Fond für Verwundete schon bereit zu haben; aber kann der Zweck die Mittel heiligen? Dürfen wir sparen und anhäufen, wenn die Zeitgenossen darunter leiden? Wird denn in künftigen Kriegen kein neuer Gemeinsinn erwachen? — Nur schwach würde er wiederkehren, wenn die Geber, durch das jetzige Beispiel gewarnt, dann denken müßten: „Wer weiß, was abermals wieder für „künftige Fälle davon aufgespart werden soll!“ — Gar Viele möchten sich bedenken, öffentlichen Zusicherungen wieder zu trauen.

Könnte man den Ueberschuß nicht zu einer Pensionsanstalt für hanseatische Offiziere und Soldaten, die zum Dienst unfähig worden, und für deren verarmte Familien anwenden?

Wohl verdienen alle diese eine theilnehmende Berücksichtigung, nur nicht auf Kosten derer, welche in dem Befreiungskriege für Deutschland, und also auch für Bremen, geblutet haben. — Was diesen allein gewidmet war muß ihnen allein auch gelassen werden.

Wäre es nicht hinlänglich, wenn nur die Zinsen des Capitals, und nur für verwundete Krieger aus Bremen verwandt würden?

Versprochen wurde aber, die Beiträge selbst zu verwenden, und nicht bloß die Zinsen. — Die Pflicht nimmt aber keinen Vergleich an, und läßt sich nichts abdingen. Sie mahnt um das Ganze.

Aus Bremen ist, dem Himmel sey Dank, nur Ein Verwundeter vom letzten Kriege vorhanden, der aber nach dem ärztlichen Zeugnisse und nach seiner eignen Versicherung der vom Vereine bis zur Herstellung übernommenen Verpflegung und besorgten freien Kur seine gänzliche Heilung schon verdankt, und auch noch vor Kurzem eine reichliche Unterstützung erhalten haben soll.

Sind auch die meisten der hier eingegangenen Beiträge von Bremern gegeben, so haben diese es doch nicht vorzugsweise für Bremer, sondern, wie die Liebe zu dem großen, gemeinsamen Vaterlande sich laut und würdig aussprach, für verwundete Deutsche bestimmt. — Es ist kein Grund, zu glauben, daß die größtentheils unbekannten Geber diese Bestimmung jetzt ändern wollten, — und dürften sie es nur wollen? — und darf man noch darnach fragen und bei Wem? —

Werden die größern Staaten nicht selbst für ihre Invaliden sorgen, auch ohne die Bremischen Beiträge?

In größern Staaten giebt es auch größere Bedürfnisse, und wo es viele verwundete

Krieger giebt, wird man dankbar die Beiträge aus den Oertern annehmen, wo keine vorhanden sind, wenn sie aus gutem Herzen angeboten werden. Hätten an den Entscheidungstagen aus jenen Deutschen Staaten nicht große Schaaren zu Tod und Wunden sich hingestellt, und die eherne Mauer gebildet, was wäre jetzt Deutschland, und wären wir? — Jene Beiträge, sind sie nur des Namens werth gegen Menschenopfer? — oder möchten wir unsern guten Willen jetzt noch zweifelhaft machen? —

Manche Irrthümer scheinen durch das Wort Ueberschuß veranlaßt. — So lange es noch verwundete Krieger vom Jahre 1815 giebt, deren sieches Leben erleichtert und erquickt werden kann, so lange giebt es auch keinen Ueberschuß an den, für sie gesammelten Geldern. — Was am Ende des Jahres 1817 etwa noch vorhanden war, ist also nicht Ueberschuß, sondern nur zum zweckgemäßen Verwenden noch übrig.

Was ist denn also damit zu thun?

Antwort: Nur Wort zu halten, und zwar vollständig.

Denn freier Bürger Wort soll man nicht drehn noch deuteln.

Mancherlei Verordnungen des löblichen und wohllöblichen Magistrats zu Krähwinkel.

(Fortsetzung.)

7.

Mit großem Mißfallen haben Wir erfahren, daß in unserer Mitte ein verschmitzter Satyricus aufgestanden, der sich nicht entblödet von Rindern, Affen, Wölfen, Krähen, Eulen und Schafen so manches drucken zu lassen, welches ein ehrbarer und löblicher Magistrat fast gezwungen, auf sich zu beziehen hat, wie es scheint. Wir sehen uns daher genöthiget, sothanem Erz-Satyrico, Herrn Doktor Schneidewindo, andurch anzudeuten, wie daß solcher, unter keinem Behelf, in Zukunft sich Sothanes weiter zu Schulden kommen lasse, widrigenfalls wir ihn für jede obengedachte ärgerliche Vergleichung in eine Pön von 5 Rthlr. hierdurch verurtheilt haben wollen. Uebrigens steht es ihm frei, in seinen künftig zu edirenden Werken den wohlweisen Herrn Bürgermeister, Gestrenge, mit einem ädlen Rosse, Löwen, Adler und andern majestätischen Thieren zu vergleichen, und haben Wir beschlossen, dem Herrn Doktor Schneidewindo, für eine jegliche ehrenvolle Vergleichung solcher Art, welche er als gedruckt nachweisen kann, eine Gratifikation von 2 Mk. Lübisch zufließen zu lassen.

Schließlich führen wir hier noch an, daß, da alle Preßfreiheit unsers Ortes gänzlich aufgehoben ist, von nun an nichts weiter wider die Preßfreiheit gedruckt werden dürfe.

8.

Wir haben, zu Unserm größten Leidwesen, zum öftern den Fall erlebt, daß der Wohlstand solcher Familien, die in Glanz und Freude lebten, plötzlich, wie ein Licht, ausging, so daß sie, leider, genöthiget waren, Konkurs zu machen, und viele Einwohner der Stadt um ihr wohlerworbenes Eigenthum zu bringen. Denn da sie sich beim Stadtgerichte für insolvent erklärten, und, nach Eröffnung des Konkurses, durch einen Eid erhärteten, daß ihr ausgebrochener Fall nicht absichtlich von ihnen eingeleitet geworden sey: so waren sie weiter nicht gehalten, ihre Gläubiger zu befriedigen. Um nun für die Zukunft solcherlei Unziemlichkeiten klüglichst vorzubeugen, wodurch die ehrlichsten Leute um das Ihrige nur gebracht werden, als verordnen wir, wie folget:

Den unter uns hausenden Juden soll es erlaubt seyn, bei eintretendem Konkurse, aus gelegentlich von uns näher zu entwickelnden Gründen, nach alter Art und Weise sich zu verhalten, d. h. ihren Insolvantzustand den Tag vor dem Ausbruch ihres Konkurses erst dem Richter anzuzeigen; allein jeder christliche Bewohner unserer Stadt, der es Willens ist, einen Konkurs zu machen, soll solches ein halbes Jahr vor dem Ausbruche seines Konkurses bei dem löblichen Magistrate anzeigen, damit zu gehöriger Zeit, wann noch nichts auf die Seite gebracht geworden ist, die gerichtliche Versiegelung verhängt und verfügt werden möge, und also dem betrügerischen Konkursmacher nicht die Zeit übrig bleibe, Sachen und Gelder auf die Seite zu schaffen. Denn offenbarlich, wenn kurz vor dem Ausbruche des Konkurses erst die Versiegelung verfügt werden kann: so ist wohl zum voraus zu ersehen, daß nicht nur dem Gerichte, sondern auch allen Gläubigern eine gewaltige Nase angedrehet werden könne, welches nicht geschehen soll, bei 12 Rthlr. unabbittlicher Strafe. (Der Schluß folgt.)

Räthselkampf.

Einer.

Du Andrer, nimm auf den Handschuh, den ich
Zur Räthselfehde Dir hingeschmissen!

Andrer.

Fall' aus! ich fürchte nicht Hieb, nicht Stich,
Und werde den Nachstoß zu bringen wissen.

Einer.

Kennst Du den Greis, eisschwere Locken rasseln
Ihm um das Haupt; Janhagelstürme prasseln
Aus seiner Faust. Eisblank ist seine Rüstung;
Sein Werk Verwüstung.
Er kömmt, der Liebe Schöpfung kalt zu morden,
Der Wasser freies Reich gar zu vermauern.
Nicht Blatt noch Blüthe kann ihn überdauern.
Des Waldes buntgeschmückter Sängerorden
Verstummt vor seinem dumpfen Sang aus Norden.
Himmel und Erde schauern
Und wollen, ganz versenkt in tiefes Trauern
Sanft aufgelöst in Thränen, sich vereinen;
Doch ach, selbst dieses Weinen
Muß durch des Wüthrichs finst're Kraft versteinen.
Doch plötzlich, sagt, wo ist Es hingekommen,
Was eben erst als Greis wir wahrgenommen?
Ein Wunderlicht, aus starrer Nacht entglommen,
Als Götter-Jüngling will's zur Erde kommen!
Mit Vogelsang in linden Windeswogen,
Mit Lenzesflügeln kömmt er angeflogen,
Und alles schwimmt im Lustmeer süß betrogen;
Seltsam fühlt sich der Geist emporgezogen!
Goldblümlein fächelt
Der West; es lächelt
Die Erd' hinan zum heitern Himmelsbogen. —
Freude jauchzt in Lüften, Landen,
Freude! denn aus Grabesbanden
Ist die Liebe nun erstanden,
Trauer selbst will Freuderosen pflücken,
Da sich Erd' und Himmel bräutlich schmücken,
Um in glühendem Entzücken,
Holder Jüngling! Dich an's Herz zu drücken! —
Doch, nun nimm Dich in Acht! das waren nur Finten;
Den Kernstoß behielt ich noch dahinten.
Nun soll, was wie Westwind dich lind sollte necken,
Haarsträubend, betäubend als Nordsturm Dich schrecken.
Kennst Du die stahlhellen Ritter, die Schläger,
Die allerwüsteste Reiterei?
Sausend und brausend, hoch und frei,
Verlassend ihre finstern Schlösser und Läger,
Kömmt sie wild, wie der wilde Jäger,
Auf unermüdlich-, unbändigen Rossen.
Mit Nacht-Rabenfittichen daher geschossen.
Und als rückten Vesuv und Hekla zum Kampf
Gegen einander in Feuerdampf:
So die finsteren Könige. Gräßlich entlodert
Muth an Muth sich reibend, Gluth an Gluth:
Ja, als hätte die letzte Posaun' alle Wuth,
Alle Schrecknisse herauf gefodert:
Herab so rasseln Schlag auf Schlag
Ihre Flammberge. Tag wird Nacht, Nacht, Tag.
Mit der Wuth scheint stets sich die Kraft zu erhöh'n;
Von Wipfel zu Wipfel,
Von Gipfel zu Gipfel
Brüllt, weiterrollend, das Schlachtgedröhn.
Daß die Länder zittern,
Eichen, Felsen splittern;
Das Weltmeer stürmend
Fluthberge thürmend
Aus finst'rer Brust tiefstöhnend, scheint zu bangen.
Und emporgeschwungen,
Verzweifelnd die langen
Wogenarme gen Himmel gerungen:
Schlingt Es die gräulichen Feuerdrachen
In den scheuseligen Höllenrachen! —

Andrer.

Ha, nun merk ich erst recht Deine Blöse;
Denn solche Stöße sind grobe Verstöße!
Mein Nach- und Kernstoß hat getroffen;
Denn daß Dir's vergeht auf Vortheil zu hoffen,
Will ich Beschrieb'nes nur weiter beschreiben;
Klüger freilich wär's, ich ließ es bleiben.
Denn, es ist der Urquell fader Gespräche;
Der Zierbengel, der nichts mehr weiß zu stammeln,
Kann aus Ihm stets neue Redesätze sammeln;
Gleich fließt's ihm dann vom Mund, wie Zuckerbäche. —
Kein ehrlicher Jud' ist so stark im Betrügen;
Nur den Frosch und den Bruch kann Es nimmer belügen.
Der Hauptmann schreit es oft in grimmigem Hadern,
Wann ihn vor Dienstwuth schwellen die Adern,
Wilddonnernd zu, Fußknechten und Geschwadern—
Nun willst Du's gar in Räthseln vorsalbadern.

№ 23.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 19. März 1818.

Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten.

(Fortsetzung.)

Was die Kirchen-Instrumentalmusik betrifft, so könnte es scheinen, als bedürfe man jetzt nur der Orgel allein. Und allerdings hat diese Königin aller musikalischen Instrumente eine unbeschreibliche Gewalt, vor welche alle andre Instrumente weichen müssen. Aber unsre Kirchen werden an musikalischem Reichthum und Leben gewinnen, wenn wir neben dem Orgelspiel auch die Musik anderer Instrumente zur Verherrlichung des Gottesdienstes anzuwenden im Stande sind. Besonders sind die Blasinstrumente den Saiteninstrumenten dabei vorzuziehen. Wer je eine gute Kirchen-Instrumentalmusik gehört hat, wird dies wahr finden. Sie einzuführen ist auch bei uns möglich, wie sie in Sachsen und Thüringen schon lange eingeführt ist. Die musikalische Anlage findet sich überall. Es kömmt nur darauf an, daß zur Ausbildung derselben Gelegenheit und Ermunterung gegeben werde. —

Man sorge nur dafür, daß unsre Kirchen tüchtige Cantoren und Organisten erhalten, welche zugleich für ihr Amt begeistert sind und Lust haben für die musikalischen Angelegenheiten der Kirche etwas Rechts zu leisten. Diese ermuntre man, sich der musikalischen Bildung fähiger junger Leute aus der Gemeinde anzunehmen. Die Kirchenvorsteher und Prediger der Gemeinde nehmen sich der Sache ernstlich an, und lassen es nicht an Bemühungen fehlen, die musikalische Geschicklichkeit zum Besten der Kirche in Werth zu bringen. Einzelne gute Beispiele werden für Andre ein Sporn und eine Anreizung zur Nachahmung werden. Wo Stadtmusikanten angestellt werden, sey man sorgfältig in ihrer Wahl. Wo neue Cantoren oder Organisten berufen werden, verpflichte man sie zur Errichtung einer musikalischen Anstalt für die Kirche. Wo es in einer Gemeinde Musiker und Musikliebhaber giebt, suche man sie zur Errichtung eines Vereins für die Kirche bereitwillig zu machen, und durch ein freiwilliges Zusammentreten Andern ein ermunterndes Beispiel zu geben. Und wenn einmal ein glücklicher Anfang

gemacht ist, so werde man nicht müde, die Sache weiter zu verfolgen, sondern setze die Bemühungen fort, bis die Liebe für die Kirchenmusik und die musikalische Geschicklichkeit einheimisch geworden. Auf diese Weise wird man allmählig aus der Mitte der Gemeinde selbst einen musikalischen Verein hervorwachsen sehen, den man sonst aus Mangel an Mitteln, hervorzubringen an den mehrsten Orten nicht im Stande seyn würde.

Mit der Errichtung kirchlicher Sängerchöre kann man auf eine ähnliche Weise verfahren, und der Erfolg wird um so glücklicher seyn, da man hiebei geringere Schwierigkeiten zu überwinden hat. Bei diesen hat man es nur mit einem einzigen Instrumente zu thun, mit der Menschenstimme. Die Lust zum Gesange kömmt den Lehrmeister fast überall entgegen. Kann er nur selbst singen, so ist er auch im Stande, die Jugend zum Singen anzuleiten. Die Methode der Unterweisung und Uebung liegt ihm in vielen methodologischen Schriften bearbeitet und anschaulich dargestellt vor Augen, er braucht sie nur anzuwenden. Und daß es möglich sey, überall in wenigen Jahren aus den Schulen ein Sängerchor für die Kirche hervorzubilden, darüber ist nach den Erfahrungen die man in vielen Gemeinden und Gegenden gemacht hat, gar kein Zweifel mehr. Die Sängerchöre sind unläugbar eine hohe Zierde der Kirche und des Gottesdienstes. Dafür haben sie von jeher gegolten. Ja sie sind überall, wo man dem Gottesdienste eine höhere Würde geben und denselben durch eine geistreichere ästhetische Liturgie verherrlichen will, durchaus unentbehrliche Anstalten. Stehen sie in Verbindung mit einer Kirchen-Instrumentalmusik, so ist ihre Gewalt über die Gemüther und ihr Einfluß auf die Belebung des Gefühls desto stärker. Aber auch ohne diese können sie bestehen und entweder ganz für sich allein, oder begleitet von der Musik der Orgel den Chorgesang aufführen. Die Unterhaltung und Veredlung derselben, und wo keine sind, die Errichtung derselben ist unter den liturgischen Angelegenheiten der Kirche eine der wichtigsten. Und man sollte nirgends an die Bearbeitung besserer Liturgieen eher die Hand legen, bis man zur Errichtung der Sängerchöre die vorbereitenden Maasregeln getroffen hat. Wo sie fehlen, da fehlt es an einem wesentlichen, ja dem Hauptmittel, den übrigen Bestandtheilen der Liturgie Zusammenhang, Würde und Kraft zu geben. In den ältern Zeiten wurden in der Kirche die Chorgesänge von den Schulkindern aufgeführt. Diese wurden alle ohne Ausnahme im Gesange unterwiesen und auf den Kirchendienst eingeübt. Auch bei den einzelnen kirchlichen Feierlichkeiten, bei der Feier des heiligen Abendmahls, bei Beerdigungen, Trauungen u. mußten sie mit ihrem Lehrmeister den musikalischen Theil der Liturgie besorgen. Dies gehörte zur Kirchenordnung und es fiel Niemanden ein, seine Kinder diesem Kirchendienste zu entziehen, so wie ihn auch weder Kinder noch Aeltern anstößig fanden. Späterhin als mit der zunehmenden Bildung des Geschmacks auch die Forderungen an die musikalischen Aufführungen höher stiegen, fieng man an, für das Chor nur solche Schüler auszuwählen, welche sich durch musikalische Fähigkeit und Geschicklichkeit vor Andern auszeichneten. Der Chorgesang gewann hiedurch an Feinheit, verlor aber an imponirender Größe und Kraft. Bald kamen nun auch falsche Ansichten und ein falscher Ehrgeiz in's Spiel. Die vornehmere Welt hielt es gegen den feinen Anstand, ihre Kinder nach dem hergebrachten alten Gebrauche, der Kirche dienen zu lassen, und nahm wohl gar Anstoß daran, daß ihre Kinder

in der Schaar anderer, aus der sie sich im bürgerlichen Leben schon absonderten, mitsingen sollten. So wie sie allmählig ihre Kinder zurückzog, verloren die Chöre von den wenigern Stimmen, die sie nur noch hatten, die gebildetern. Den Cantoren und den Kirchenvorstehern wurde es immer schwerer, die erforderliche Anzahl von Sängern zusammen zu bringen und zusammen zu erhalten. Es fehlte an Schülern, welche sich auf den Gesang verstanden, weil man den musikalischen Unterricht aus dem Kreise der allgemeinen Lehrgegenstände entfernt und aus der öffentlichen Gemeindeschule in eine musikalische Separatschule verlegt hatte. Die Schüler verloren die Lust, außer den gewöhnlichen Schulstunden auch noch die besondern musikalischen Lectionen zu besuchen. Sie sahen diese für eine lästige Sache an, und was sonst als eine allgemeine kirchliche Sitte ohne Abneigung und mit Liebe war befolgt worden, erschien jetzt als ein unangenehmer Frohndienst! Weil Zwangsmaaßregeln nicht anwendbar waren, so mußte man sich Mühe geben, die Schüler zur Theilnahme zu bereden. Und als das Bereden nicht genug mehr helfen wollte, nahm man seine Zuflucht zu einem gemeinen Anlockungsmittel. Man schenkte nämlich denjenigen Schülern, welche sich bereitwillig finden liessen, Geld und sonstige Gaben. Und diese unglückliche Maaßregel wurde natürlicher Weise eine Hauptursache des schlimmern Verfalls. Die wohlhabendern und gebildetern Gemeindeglieder fingen an, das Sängerchor als eine Unterstützungsanstalt für dürftige Schüler anzusehen und hielten ihre Kinder, die sie nicht als Arme behandelt und mit Geld beschenkt wissen wollten, gänzlich zurück. Wirklich währte es auch nicht lange, so bestanden die Sängerchöre blos aus armen Kindern, welche blos um der Unterstützung willen, die sie darin fanden, eingetreten waren. Nun that man einen Mißgriff nach dem andern und vernichtete die ganze Würde der Chöre. Man begnügte sich nicht damit, die Choristen durch Geldgeschenke und unentgeldlichen Schulunterricht zu unterstützen, ihnen Freitische zu besorgen, Stipendien zu verleihen, Lebensmittel unter sie zu vertheilen; sondern man gieng so weit, die Chöre vierteljährlich und wöchentlich singend über die Strassen ziehen und vor den Häusern zur Unterhaltung der Chorcasse milde Gaben zusammen betteln zu lassen. Ja, man mißbrauchte sie sogar dazu, auch für die Kirchen- und Schulcassen Gelder zusammenzubetteln, um schlecht besoldeten Kirchen- und Schulbeamten eine Gehaltszulage zu verschaffen. Was war natürlicher, als daß nun die Chöre immer mehr ausarteten und verfielen? Die Unterweisung und Erziehung der Chorschüler wurde vernachläßigt, weil sie dem Schulunterricht zu häufig entzogen wurden; des bildenden Umgangs mit besser erzogenen Kindern wurden sie beraubt; das Bettelsingen machte sie immer gemeiner und pöbelhafter; Zucht und Schaam hörten immer mehr bei ihnen auf; sie wurden wegen ihrer gemeinen Aufführung übel berüchtigt, und von ihrer ursprünglichen Bestimmung blieb nur eine geringe Spur übrig. — Vergebens traten Freunde des Schul- und Kirchenwesens auf, welche dem Verfall entgegen zu wirken und die Chöre zu ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zurück zu führen und zu heben suchten. Sie fanden Gegner, denen es an Gemüthlichkeit, an Sinn für die Schönheit der kirchlichen Liturgie und an Gefühl für Musik und Gesang fehlte und die demungeachtet in einem Zeitalter der kirchlichen Dürre ihre Meinung über den Unwerth und die Unwirksamkeit solcher Chöre geltend zu machen wußten. — Jetzt endlich fängt man, bei dem neuerwachten

Gefühl des Bedürfnisses eines regern kirchlichen Lebens, Gottlob wieder an, zu einer würdigern Ansicht derselben zurück zu kehren. Von der Aufhebung der Chöre ist nicht mehr die Rede. Die Stimme der Gegner hat gänzlich verstummen müssen. Vielmehr fängt man an vielen Orten und in vielen Gegenden an, die verfallenen Chöre wieder emporzubringen und zu veredeln, und da, wo bisher keine gewesen, welche zu errichten. Hoffentlich werden unsere Schullehrer, welche mehr oder weniger musikalische Kenntnisse besitzen, sich emsig bemühen, ihre Schuljugend in der Musik zu unterweisen, und für den musikalischen Kirchendienst vorzubereiten, und es wird nicht an Predigern fehlen, welche für die Veredlung der Liturgie Sinn haben und als Liturgen die Errichtung kirchlicher Sängerchöre zu befördern und zu unterstützen geneigt und geschickt sind. Das Bedürfniß unsrer Gemeinden und die künftigen Erwartungen der Nachwelt nehmen unsre Thätigkeit dringend in Anspruch. Man muß nur bei dem, was hiebei gethan werden muß, keine verkehrte Wege einschlagen.

(Der Schluß folgt.)

Aloys, Graf von Reding,

Landammann von Schwyz.

Dieser würdige Zeitgenosse ist seiner Krankheit unterlegen und am 6. Februar bereits beerdigt worden. Er war die Zierde und der Stolz seines Vaterlandes. Nicht blos Tapferkeit, sondern auch Rechtschaffenheit und wahrer republikanischer Sinn zeichneten den Verewigten aus. Jedem Schweizer wird er ewig denkwürdig seyn als Anführer der Eidgenossen in den ersten Tagen des Mai's 1798 gegen die Franzosen, die, ungeachtet sie nicht, wie die Oestreicher bei Morgarten 1315, die schwere Kavallerie, sondern leichte Infanterie und schnellfüßige Voltigeurs voran sandten, dennoch geschlagen wurden, und sich gefallen lassen mußten, mit einem Häufchen von ihnen verachteter Landleute zu unterhandeln. Wer erinnert sich nicht mit wehmüthigem Gefühle, aber hoher Bewunderung des Verewigten, jener Tage, wo Reding, an der Spitze von weniger als 4000 Mann, gegen die von allen Seiten daher rauschenden Franken, einem zweiten Leonidas gleich, an der Schindellegi und in den stillen Fluren des denkwürdigen Morgartens den ungleichen Kampf bestand, seine Zeitgenossen, welche die Hoffnung zur Rettung des Vaterlandes zu verlieren schienen, also ermuntert: „Liebe Landsleute und Kameraden! Bald sind wir am Ziel. Von Feinden überall umschlossen, von Freunden verlassen, ists nur noch die Frage: ob wir zusammen halten wollen standhaft, bieder, in der Gefahr jetzt, wie unsere Väter am Morgarten? Unser Loos ist der Tod! Bangt's einem noch von uns, der gehe zurück; kein Vorwurf von uns wird ihm folgen. Wir wenigstens wollen in dieser Stunde einander nicht betrügen. Lieber ist's mir, hundert Mann zu haben, auf die ich mit Zuversicht zählen kann, als fünfhundert, die beim Gefecht davon laufen, Verwirrung anrichten, und durch ihre Flucht die rechtschaffenen Leute zum unnützen Opfer machen. Ich aber gelobe euch, in keiner Gefahr und im Tode nicht von euch zu scheiden. Wir fliehen nicht; wir sterben. Gefällt euch dieser Vorschlag, so laßt zwei Männer aus der Schaar treten, und mir in eurem Namen das Gleiche geloben."

Der Flibustier.

(Fortsetzung.)

Der Morgen brach an. Morgan war schon in der Nacht nach Jamaika abgesegelt, wo der englischen Flibustier Raubflotte seiner harrte. Van Horn stellte den neuen Hauptmann

seiner Equipage vor, die den Sohn des berühmten Montbars mit jauchzendem Hurrah begrüßte. Euer Schiff ist klein, sprach der Admiral, auf ein großes offenes Boot zeigend, das auf den Schiffnamen ein sehr schlechtes Anrecht hatte. Eure Sache ist es, sobald als möglich einen Spanier zu nehmen, um Euch bequem einzurichten. Er ging, und Montbars eilte, dem alten Oheim ein Lebewohl zu sagen, zu Brodelys Zelte, das eben abgebrochen wurde. Er fand dort einen starken Haufen Bukanier, die alle einförmig in die Blutfarbe ihres Gewerbes gekleidet, mit den Mousquetons beim Fuß, in zwei langen Reihen zur Musterung aufgestellt waren. Taureau, der vor ihrer Fronte stand, rief freudig dem Neffen zu: Du kommst, um Abschied von mir zu nehmen, Capitän? das ist nicht nöthig, denn ich ziehe mit Euch gen Panama. Mit fragenden Blicken sah Montbars den Greis an, und dieser fuhr vergnügt fort: Die Sache scheint Dir nicht recht einzuleuchten. Mir ist sie klar. Der Himmel zeuge mir, daß ich in meinem Bayaha ruhig sitzen wollte, bis an mein Ende, aber die Spanier wollen das nicht. Weil sie uns nicht bezwingen können, so vertilgen sie die armen Stiere, deren Jagd allein uns nährt. Die braven Leute, die Du hier siehst, sind fast alle aus Hispaniola, wo seit der letzten großen Treibjagd kein Waldstier mehr brüllt. Nichts blieb ihnen übrig, als zu verhungern, oder zu entweichen. Und da Spanien sie nun einmal auf der Erde nicht dulden mag, so wollen sie es mit dem guten Lande zu Wasser versuchen, und haben mich gewählt zum Hauptmann. Wir werden also mit einander in Gesellschaft fechten, lieber Neffe, was mich gar herzlich freut. Traulich schüttelten sie sich die Hände. Da donnerte der erste Signalschuß vom Admiral-Schiff, und Montbars eilte zum Ufer, wo Brodelys Steuermann, von Hispaniola zurückkehrend, eben mit dem Boote landete. Er übergab dem Jüngling einen offenen Zettel, und mit großen Augen las dieser:

Don Alonzo Joseph Jago Benalkazar, Seiner katholischen Majestät des Königs von Spanien, unsers Herrn, Gouverneur von Hispaniola und den umliegenden Inseln, Grand von Spanien und Ritter des Fließes, dem Seeräuber Montbars. Des Spaniers angestammte Großmuth ehrt die Großmuth überall, wo er sie findet, träfe er sie selbst bei dem Fürsten der abgefallenen Engel. Du hast auf Bayaha und Tortuga meine Kinder von Tod und Schande gerettet, und jeden Lohn verschmäht. Doch will es sich nicht geziemen, daß ein spanischer Edelmann einem Deines Gleichen etwas schuldig bleibe, drum send' ich Dir in dieser Schrift mein Ritterwort, für die Erfüllung von zwei freien Bitten, sofern solche nicht wider Gott und den König unsern Herrn gehn. Ich bitte San Jago, daß er Dir zur Vergeltung dessen, was Du für mein Haus gethan, das Heil widerfahren lasse, durch einen schnellen blutigen Tod Deine Verbrechen abzukürzen und zu büßen, damit Du nach strenger Reinigung, vielleicht doch noch dereinst eingehen mögest in das Reich des Lichtes. Amen.

Noch wußte Montbars nicht, ob er über das wunderliche Danksagungsschreiben zürnen oder sich freuen solle. Da fiel sein Blick auf den Rand des Blattes, wo kaum sichtbar von zierlicher Frauenhand geschrieben, die Worte standen:

Hier und dort betet für Dich die dankbare Maria.

Ungestüm preßte er das Papier an seine Lippen, und jetzt krachte der zweite Signalschuß,

der ihn zu seinem Schiffe rief. Die Flotte van Horns lichtete die Seegel, und mit dem Verderben Tausender schwanger, rauschte sie schnell durch die schäumenden Fluthen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonderbare Benennung.

(Eingesandt.)

Einen Juden M.... in V.... traf das Loos in dem Befreiungskrieg zu ziehn, nach geendigtem Feldzuge kam derselbe wohlbehalten bei den Seinigen an, und erhielt das Ehrenzeichen des eisernen Kreuzes. Obschon er sich damit sehr brüstete, hütete er sich doch, auf jede Frage: „was trägst du da" die Benennung des Kreuzes auszusprechen, erwiederte nur, ich trage die Medaille. Einige Zeit darauf litt seine Schwester sehr an Schmerzen im Rücken, was man gewöhnlich ins Kreuz zu benennen pflegt. Besorgt für ihr, schrieb derselbe an einen Arzt eines nahgelegenen Städchens „Herr Doctor, komme er doch bald herüber, sobald als möglich, meine Schwester hat's in die Medaille gekrigt."

Mancherlei Verordnungen des löblichen und wohllöblichen Magistrats zu Krähwinkel.

(Schluß.)

9.

Da bekanntlich ein Dieb kein ehrlicher Maan, sondern eine Art von Spitzbube ist, Wir aber, als Väter der Stadt, solches Gesindel unter uns nicht hegen und dulden können und wollen: als wird hiedurch allen Dieben ernstlich es zur Pflicht gemacht, daß sie binnen Monatsfrist unsere Stadt verlassen und sich nicht weiter allhier, bei zehn Rthlr. Strafe, sehen lassen. Jedoch wollen wir die hier hausenden Juden, weil solche jährlich für ihren ehrlichen Betrieb ein Schutzgeld von 5 Rthlr. an den löblichen Magistrat erlegen, hierunter nicht verstanden wissen; denn da, wie ihr Talmud es klärlich saget, es ihnen von ihren Sittenlehrern frei gegeben geworden ist, die Christen durch falsche Maße, Waare und Gewicht übers Ohr zu hauen: so ist ein solches, in Absicht ihrer, keine Sünde, und also geschiehet dadurch keinem ein Unrecht.

B. d. R.

10.

Der ehrbare Rathsbuchdrucker soll hierdurch von einem ehrbaren Rathe angewiesen seyn, daß er bei künftiger Anfertigung der Kalender das Jahr in fünf Quartale zu theilen habe. Wir haben uns hierzu um so ehender und leichter entschlossen, um auf eine gesetzliche Art alljährlich aus unserer Stadtkasse einen fünften Quartalgehalt beziehen zu können, auch die ehrliebende Bürgerschaft um so leichter dahin zu bringen, fünf Quartalthaler künftighin an die Stadtkasse zu entrichten.

11.

Weil der Preis des Korns so ungebührlich steiget: so sind Wir des Entschlusses geworden, zum Vortheil der Einwohner und Bürger unserer Stadt, für die Zukunft den größern Berliner Scheffel bei uns einzuführen, wo dann ein jeder beim Einkauf des benöthigten Korns, auf fünf Scheffel zwei gewinnt. Auch soll bei dem Steigen des Holzpreises fernerhin kein dreifüßiges, sondern nur vierfüßiges Holz ins Thor gelassen werden, damit die Bürger unserer Stadt, in alle Wege, einen Fuß unten und oben und auf allen Seiten gewinnen.

12.

Wer das neue Gesangbuch sich nicht anschafft, soll wenigstens gehalten seyn, sein altes Gesangbuch neu einbinden zu lassen, und da man schon von einer neuen Bibel spricht: so behält Magistratus es sich vor, wenn diese erschienen ist, das Weitere alsdann zu verfügen. Auch soll alsdann, wie an andern löblichen Orten, eine Gesellschaft von Bibeln (Bibelverein) und eine Vereinigung der Religion (Religionsverein), unter unserer Direktion, bei uns veranstaltet werden.

Expectoration. *)

Ich habe am Sonnabend den Bauchredner gehört. Ja, leider! habe ich mich durch die anlockenden Ankündigungen im Bürgerfreunde und in der Zeitung bethören lassen, und drei Stunden im unausstehlichen Gedränge ausgehalten! Apollo und die neun Musen mögen es den H. H. ******* und ****** verzeihen, daß sie so freigebig mit der Benennung: Künstler und Kunstgenuß, gewesen sind. — Ich kann es nur dann, wenn die Herren die Zulässigkeit eines Bauchredners zu den pythischen Spielen mir beweisen. — Ach, und die versammelte — Yoriks Epitheton mag ich nicht gebrauchen — Menge! Einem Französischen Bauchredner widerfährt, an demselben Orte, dieselbe Ehre, womit ein ächt Deutscher Schauspieler für die ächt Deutsche Darstellung eines ächt Deutschen Mannes ausgezeichnet wird!!! —

„Der Menge Beifall tönt mir stets
wie Hohn!“ Freund.

*) Diese Herzens-Ergießung ist auch die unsrige.

d. Red.

Bitte an edle Menschen-Freunde.

Die Braut des Soldat Ellinghausen vom hiesigen Feld-Battallion, welcher beide Feldzüge mitmachte und stets als ein sehr rechtlicher Mann diente, ist in der Nacht vom 14. auf den 15. d. M. von drei gesunden starken Kindern, zwei Knaben und einer Tochter entbunden und befindet sich in der hülfsbedürftigsten Lage. Edle Menschenfreunde, die Sie so gerne zur Linderung der menschlichen Noth beitragen, wollen Sie dieser armen Familie in ihrer jetzigen Lage nicht einige Unterstützung reichen? Verehrungswürdige Damen! dürfte ich Sie nicht um etwas Kinderzeug für diese hülflose Geschöpfe bitten? Daß diese beiden Menschen nicht durch das Band der Kirche vereiniget sind, ist nicht ihre Schuld, indem sie schon seit anderthalb Jahren um die Einwilligung hiezu nachgesucht haben welche ihnen aber nach der hiesigen Militair-Verfassung nicht ertheilt werden konnte. Mit dem größten Dank werde ich jede Gabe für diese Familie in Empfang nehmen, und demnächst über deren Verwendung öffentlich Rechnung ablegen.

Wermuth,
Hauptmann im hiesigen Feldbattallion.

Gedanken von Pope.

Warum erröthen wir über das Geständniß, daß wir uns geirrt haben? Wir sagen ja damit, daß wir heute klüger sind, als gestern.

Wenn wir jung sind, arbeiten wir als Sklaven, um uns dasjenige zu verschaffen, wovon wir im Alter angenehm leben können; und wenn wir alt sind, merken wir, daß es zu spät ist, so zu leben, als wir es uns vorgenommen hatten.

Auflösung des Räthsels in Nro. 22.
Wetter.

Welt-Versöhnung.

(Für den Charfreitag.)

Sie naht, sie naht die große Stunde,
Die einst entschied der Menschheit Loos!
Als sühnend aus der Todeswunde
Gottmensch! Dein Blut in Strömen floß.
Als auf des Oelbergs grausen Höhen,
Du allen Sündern Heil erwarbst;
Als unter bangem Gnade-flehen,
Du zwischen Sünder, für uns starbst. —

Sie naht! — und mit ihr sanfte Trauer,
Für jeden Christen der da lebt;
Den heute der Erinn'rung Schauer,
An Deinen Creutzes Tod durchbebt.
Der Deiner Tugend, Duldung und Entsagen,
Wünscht sich auf ewig ganz zu weihn,
Der Dir in Güte, Liebe und Ertragen
Wünscht ähnlich schon auf dieser Welt zu seyn.

Ja daß er's sey; ja daß er's werde,
Dafür Erlöser! strittest Du!
Darum tratst Du, ein Mensch auf diese Erde,
Für seiner Seele Heil und Ruh.
Ja so in seinem Wandel muß er Dich bekennen,
Und dankbar bis in seine Todesnacht,
Sich „Christ" nach Dir Du Gottversöhner! nennen
Der seinen Frieden ihm einst dargebracht.

„Mein Gott! mein Gott! wie hast Du mich verlassen!"
So rief des Weltenvaters einzig Kind!
Wer könnte Dulder! ganz Dein Schicksal fassen?
Ach! nur der höchsten Wehmuth bange Zähre rinnt
Von unsrer Wange, am Gedächtnißtage,
Den neu Dein Jammerbild uns vorgeführt;
Ja fließe Thränen! schalle bange Klage,
Wer wäre der, den nicht solch' Leiden rührt!

„Vergieb, o Ewiger! den Sündern allen,
„Für die mein Mund um Gnade fleht;
„Sie wissen nicht, wie tief sie sind gefallen,
„Erhöre gnädig Deines Sohns Gebet! —"
So denkt er mitten unter Angst und Schmerzen,
Der Folgen nur, solch' unerhörter That;
Er wendet gläubig sich zum Vaterherzen,
Als er im Tode noch für seine Mörder bat.

„Mit mir — so wendet er sich nun zum Schächer —
„Mit mir, wirst Du im Paradiese seyn!
„Mit mir ihn leeren jenen Freudenbecher,
„Des jeder sich mag nach der Prüfung freun."
Wohl dem! der sich in seiner Scheidestunde,
Des bessern Theiles dort! — bewußt;
Er fühlt nicht mehr die brennend heisse Wunde,
Er trennt vom Leben sich mit froher Lust.

„Mich dürstet!" — O Du reine Himmelsquelle,
Ein irdisch Zeichen nur gabst Du! —
Dort sprudelte Dein Nectar klar und helle,
Ein Engel reicht' ihn Dir aus Eden zu.
Hier glichst Du ganz den andern Erdensöhnen,
Verklärter strahlte nur Dein Angesicht,
Dort sollte Deines Gottes Hand Dich krönen,
Hier war ja Deines Bleibens nicht.

„Es ist vollbracht! — es naht mein Ende!
„Jetzt Vater! weiche nicht von mir!
„Nimm meinen Geist in Deine Hände,
„Denn seine Heimath ist bei Dir! —"
Sein Auge brach; die morsche Hülle
Zerfiel, die Seele schwebt' empor;
Erfüllt war nun des Vaters Wille,
Ein, ging der Sohn, zum Sternenthor!

Der Vorhang riß; — in Nacht und Grausen,
Verhüllt der ganze Erdball sich.
Und bei des wilden Sturmes Brausen,
Der Sonne goldner Glanz verblich.
Schaut jetzt hin auf die Schädel-Stätte,
Wo er der Hölle Macht gedämpft,
Verehrt den Heiligen, im heiligen Gebete,
Daß solchen Sieg er Euch erkämpft. —

Schau dorthin Jüngling! wenn die heit're Freude,
Dir Deine Jugendflirn umflicht! —
Schau dorthin Mann! wenn Dir im Leide,
Es endlich doch an Muth gebricht!
Dorthin schaut Alle — wollt Ihr wanken,
Zu ihm der Gottheit ew'gen Sohn;
Und über Zeit, und Raum, und Schranken,
Hebt Euch ein Seraph zu der Liebe Thron!

Schaut hin! — auf jenen Felsen könnt Ihr bauen,
Der dort prangt in der Herrlichkeit;
Der Hoffnung, Glauben, Muth, Vertrauen,
Auf rauhem Pfade euch verleiht.
Wollt unter Eurem Kreuz Ihr sinken;
Hinauf den Blick auf Golgatha!
Von dort wird Euch die Palme winken,
Der hohe Streiter ist Euch nah! —

v. e. Br*****n

№ 24.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 22. März 1818.

Am 1sten Ostertage.

Seele! Dein Heiland ist frei von den Banden,
Glorreich und herrlich von Todten erstanden,
Freue Dich, Seele! die Hölle erbebt,
Jesus, Dein Heiland, ist Sieger und lebt.

Freue Dich, Seele! der Hölle Macht lieget,
Sünden und Satan und Tod sind besieget.
Der im Triumpfe vom Grabe sich hebt,
Jesus, Dein Heiland, ist Sieger und lebt.

Fasse Dich, Seele! sey tapfer im Streite!
Jesus ist mit Dir und kämpft Dir zur Seite.
Zage nicht, wenn auch der Tod Dich umschwebt!
Jesus, Dein Heiland, ist Sieger und lebt.

Hast Du dann standhaft mit Jesu gestritten,
Hast Du den Tod, wie Dein Heiland, gelitten,
Glaube, daß Jesus vom Grabe Dich hebt!
Jesus, Dein Heiland, ist Sieger und lebt.

Laß Dich, o Seele, vom Tode nicht schrecken!
Jesus wird, wie er sich weckte, Dich wecken,
Glaube, daß Jesus vom Grabe Dich hebt!!!
Jesus, Dein Heiland, ist Sieger und lebt.

F—r.

Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten.

(Schluß.)

Es ist ein neues Werk, welches wir beginnen, es sind ganz neue Anstalten, welche wir anzulegen haben. — Zunächst müssen wir die Bestimmuug der Sängerchöre für den Kirchendienst fest im Auge behalten und deshalb alles entfernen, was in ihrer Anordnung gemein und anstößig erscheinen kann. Wir müssen ihnen eine solche Verfassung und Stellung geben, daß sie als ein würdiger Bestandtheil der liturgischen Anstalten da stehen. Man muß ihnen nicht vorwerfen können, daß ihre Mitglieder einen Haufen roher und ungezogener Knaben bilden, welche blos aus Armuth und um des Gewinnstes willen eingetreten sind. Es darf bei der Aufnahme derselben überhaupt gar nicht von Unterstützung und Belohnung die Rede seyn. Dürftigkeit darf eben so wenig als ein Grund gelten, junge Leute in das Chor aufzunehmen, als milde Gaben und wohlthätige Unterstützungen ein Anlockungsmittel seyn dürfen, um Christen

anzuwerben. Umhersingen auf den Straßen darf gar nicht statt finden. Zum Almosenbetteln darf ein Chor weder für die Chorkasse, noch für die Schul- und Kirchenkasse gemißbraucht werden. Als kirchlicher Sängerchor darf er nur der Kirche dienen, nie der öffentlichen Belustigung und dem Privatvergnügen der Familien an festlichen Tagen. Das Personale muß in die Verfassung und in die Anstalten der Kirche so eingefügt werden, daß man es eben so für einen Bestandtheil derselben erkennen muß, wie die Gemeinde, den Prediger, den Liturgen, den Vorsänger und den Organisten. In demselben der Kirche zu dienen, muß als eine Ehre gelten. Ein Jeder, sey er reich oder arm, vornehm oder unvornehm, muß es für eine eben so große Ehrenbezeugung ansehen, wenn seine Kinder in's Chor aufgenommen werden, als wenn die Gemeinde ihn zum Mitgliede des Kirchenvorstandes erwählt.

Wer sich etwas Unwürdiges zu Schulden kommen läßt, muß nicht Mitglied des Chors bleiben dürfen. Das Chor muß eine Auswahl der edelsten jungen Leute aus der Gemeinde enthalten und es muß herrschender Geist in demselben seyn, alles Gemeine und Ungeziemende aus sich entfernt zu halten, dergestalt, daß der Verein selbst als eine der kirchlichen Disciplinaranstalten für die Bildung des in der Gemeinde aufwachsenden jungen Stamms der Kirche gelten kann. Nur ein Chor dieser Art kann das leisten, was der Kirche Bedürfniß ist. Und nur solche Chöre zu errichten, dürfen wir unternehmen.

In größern Städten ist die Errichtung derselben in so fern, als da der Hülfsmittel mehrere vorhanden sind, mit geringern Schwierigkeiten verbunden. Man findet da überall eher einen geschickten Organisten oder Cantor, welcher die Direction des Chors übernehmen kann; mehrere Musiker und Musikliebhaber, welche dem Chore beitreten können; mehrere Mittel zur Bestreitung der etwa zur Anschaffung der Musikalien und sonstiger kleiner Bedürfnisse erforderlichen Kosten; und eine größere Anzahl von jungen Leuten, auf welche man rechnen kann und welche zum Theil schon darum gern beitreten werden, weil sie als Mitglieder des Chors Gelegenheit erhalten, sich in der Musik und in der Singekunst weiter auszubilden. — Auf der andern Seite zeigen sich aber in den größeren Städten auch wieder größere Schwierigkeiten, als in den kleinen, und auf den Dörfern. Nicht allein sind da die Anforderungen, die man an musikalische Aufführungen macht, größer, weil die Bildung des Geschmacks höher gestiegen, so daß es schwerer hält, denselben ein Genüge zu leisten; sondern es finden sich da auch der Personen mehrere, welche bei den zu treffenden Anordnungen und Einrichtungen mitzutheilen, mitbeschließen und mitregieren wollen, so daß es schwerer hält, sich mit einander in Einem Sinne und in Einem Willen zu vereinigen. Diese Schwierigkeiten lassen sich aber überall überwinden, wo nur der Mann, der die Leitung des Chors übernimmt, wegen seiner musikalischen Geschicklichkeit eine vollgültige Stimme hat und der Prediger mit den Kirchenvorstehern die Sache ernstlich betreibt. — Ueberhaupt kann man zuversichtlich darauf rechnen, daß unsre Bemühungen den glücklichsten Erfolg haben werden, wenn man nur planmäßig mit Fleiß und mit Eifer für die gute Sache dabei zu Werke geht. Dafür bürgen die erfreulichen Erfahrungen, welche man seit einigen Jahren in vielen Schulen und Kirchen auf dem Lande, wie in den Städten bereits gemacht hat.

Man ertheile nur zunächst der Musik wie,

der ihre Rechte und weise ihr in dem Kreise der Unterrichtsgegenstände für die Volksschulen die ihr gebührende Stelle wieder an. Man führe in allen Schulen den in pädagogischer und in kirchlicher Hinsicht gleich wichtigen Gesangunterricht wieder ein. Dieser bestehe aber nur nicht in einem bloßen mechanischen Vorsingen- und Nachsingenlassen, sondern er sey ächt methodisch. Man widme diesen Uebungen die gehörige Zeit und verkürze sie nicht zu sehr durch ein buntes Allerlei von Unterricht, den man in den Volksschulen zu ertheilen heut zu Tage so geneigt geworden ist. Die ersten Uebungen in der Schule können nur musikalische Studien oder Bruchstücke seyn, an denen die Jugend im Treffen der Töne, in der Beobachtung des Rhythmus und in dem guten Ausdruck geübt wird. Sind diese Uebungen vollendet, so singe man mit den Schülern vornehmlich solche Gesänge, die ihnen eine Norm und einen Vorgeschmack geben können von solchen Gesängen, wie die, welche späterhin in der Kirche beim Gottesdienste aufgeführt werden sollen, als Choräle, Intonationen mit Responsorien, Chorgesänge, Wechselgesänge u. dgl. m. Hiemit darf man sich indeß nicht begnügen, wenn es nicht Kinderwerk bleiben soll. Sondern diejenigen unter den der Schule entwachsenen Jünglingen und Jungfrauen, welche sich durch musikalische Geschicklichkeit und Liebe zum Gesange am meisten auszeichnen, vereinige man demnächst wieder in einer besondern Chorschule zur Fortsetzung der in der allgemeinen Gemeindeschule angefangenen Uebungen. Eine solche Chorschule, in welche man auch sonstige im Singen geübte Mitglieder der Gemeinde aufzunehmen wohl thut, ist ein wesentliches Bedürfniß einer jeden Kirche, in welcher man einen guten Gesang hervorbringen und unterhalten will. In ihr muß die musikalische Anlage und erworbene Geschicklichkeit weiter ausgebildet werden. In ihr muß man zum vollkommnern Singen des Chorals, so wie ihn die Gemeinde vortragen soll, Anleitung geben. In ihr muß man die Chorgesänge, welche in der Kirche aufgeführt werden sollen, bis zur höchsten Geläufigkeit und bis zum möglichbesten Ausdruck einüben. Und aus ihr müssen diejenigen genommen werden, welche den Sänger, chor der Kirche bilden sollen. Ausser den Chorälen, welche eine lange Zeit hindurch die Hauptübungsstücke bleiben müssen, um Stimme, Ton und Ausdruck daran gehörig zu bilden, muß man zu den Uebungen lauter solche Gesänge wählen, welche nicht allein durch ihre Composition dem Grade der Kunstgeschicklichkeit des Sängerchors, sondern auch durch ihren einfachen und großen Styl der Würde der Kirche entsprechen. Die Gesänge müssen so beschaffen seyn, daß man bei der Aufführung den Effekt mehr von der Kraft und von der großen Anzahl der Stimmen, als von dem feinen Ausdruck und der Kunstgeschicklichkeit der einzelnen Sänger erwarten muß. Fehlt es an solchen, so muß man große Kirchenmusiker veranlassen, solche Werke für unsre Kirchenchöre zu componiren. — Zur wirklichen Aufführung in der Kirche darf man aber nicht eher übergehen, bis man des guten Eindrucks, den sie machen soll, ganz gewiß ist. Stümperei, Disharmonie der Stimmen und Mißlingen des Gesangs würde nur eine unangenehme Stimmung in der Gemeinde hervorbringen und der guten Sache selbst schaden. Der Chor darf nicht eher in der Kirche auftreten, bis er zu der für die Größe der Kirche erforderlichen Anzahl von Sängern und Sängerinnen herangewachsen ist, den aufzuführenden Gesang völlig inne und die nöthigen Proben gehalten hat. Mit diesen Proben muß man es nicht zu leicht nehmen; vielmehr muß

man ihrer, besonders im Anfange, viele anstellen und dabei mit strengem Ernste verfahren. Die letzten Proben halte man in der Kirche selbst, um den Chor an seine Stellung, an seine Umgebungen und an den Umfang der Kirche zu gewöhnen. Die Stärke des Chors bestimme man nach der Größe der Kirche und der darin sich versammelnden Gemeinde. Nicht leicht wird man so viele Chorsänger in der Chorschule haben, daß der Gesang zu stark für die Kirche werden könnte. Wohl aber hat man zu befürchten, daß der Chor mit seinen größtentheils jugendlichen Stimmen und bei seinem, besonders im Anfange, vielleicht schüchternen Vortrage zu schwach seyn und die musikalische Aufführung gegen den Gemeindegesang und in einer weiten Kirche zu winzig ausfallen möchte. Nur dann kann sein Gesang die rechten Dienste thun, wenn er durch eine große Vielheit der Stimmen imponirt und die Kirche gehörig füllt. — Vor allen Dingen aber sorge man dafür, daß jeder Mitsänger im Chore seine Stimme gut singe, daß alle Stimmen sich recht harmonisch mit einander verbinden und daß das Ganze der Aufführung auf eine dem Ohre und dem Gemüthe wohlthuende Weise zum Vorschein komme. Um dieses desto sichrer zu erreichen, suche man für jede der vier Hauptstimmen einen oder einige vorzüglich geschickte und zuverläßige Sänger heranzuziehen, und diesen gebe man eine solche Stellung in dem Chore, daß sie den übrigen zu Führern dienen und sie durch ihren Gesang regieren und leiten können. Die so aus der Schule hervorgebildeten und in der Chorschule zu Uebungen und Proben vereinigten Chorsänger verbinde man demnächst zu einem bestimmten Vereine mit einer feststehenden Verfassung, damit der Sängerchor mit dem Kirchenwesen zu einem Ganzen sich bilde. Man gebe ihm förmliche Statuten, welche einen Theil der Kirchenordnung des Landes oder der Stadt ausmachen müssen, und lasse diese von jedem eintretenden Mitgliede unterzeichnen, damit der Chor zu einer in sich festen und bleibenden Anstalt der Kirche werde. — Für sein Bestehenbleiben bedarf es nur geringer Mittel. Es erfordert keine andre Ausgaben, als die für die Anschaffung der Musikalien, für die Besorgung der Abschriften, für die an einigen Tagen hie und da vielleicht nöthige Erleuchtung des Schulzimmers und für den Ankauf eines Klaviers oder Positivs. Wo letzteres Schwierigkeiten hat, kann man sich der Kirchen-Orgel bedienen. Die geringen übrigen Kosten lassen sich leicht durch freiwillige Beiträge aus der Gemeinde und aus den Kirchencassen aufbringen, und die mehrsten lassen sich sogar ersparen, wenn ein Sängerchor dem andern seine Musikalien mittheilt und Mitglieder des Chors angeleitet und geübt werden, selbst Musikalien abzuschreiben. In einigen Jahren werden amtseifrige Cantoren den Vorrath guter Musikalien in der Kirchenregistratur so zu vermehren wissen, daß er auf längere Zeit hinreicht und man nur nöthig hat, jährlich ein Geringes zur Anschaffung neuer Compositionen aufzuwenden. —

Ich glaube nicht nöthig zu haben, hier noch etwas weiter hinzuzusetzen, um die Art und Weise anzudeuten, wie man verfahren könne, um unsern Kirchen zu Sängerchören und zu einem edlern mehrstimmigen Gesange zu verhelfen. Man denke sich nur einen in der bezeichneten Art eingerichteten Chor, man stelle sich den hohen, einfachen und edeln harmonischen Gesang vor, durch welchen er die heiligen gottesdienstlichen Handlungen verherrlicht, die Gemüther der versammelten Christen erhebt, die Andacht erhöht und die Gefühle belebt; und urtheile

dann, ob nicht ein Chor eine für die Kirche sehr wichtige Anstalt, [die Errichtung solcher Anstalten sehr wünschenswerth und jede Bemühung, sie in unsern [Kirchen einzuführen, mit Dank und Achtung anzuerkennen sey.

Ich kann nicht anders, als die Errichtung und Bildung guter Sängerchöre für eine der wichtigsten und dringendsten Vorarbeiten erklären, welche allen Bemühungen für die Veredlung der gottesdienstlichen Gebräuche, wenn nicht vorher, doch wenigstens zur Seite gehen müssen.

Der Flibustier.

(Fortsetzung.)

Auf der Höhe von Jamaika stießen die französischen und englischen Raubschiffe zusammen. Die ganze Armada, die größte, die je ein Flibustier in den westindischen Meeren beseligt, zählte sieben und dreißig mit Geschütz versehene Schiffe. Zweitausend Bewaffnete, die Matrosen und Schiffsjungen ungerechnet, bemannten sie. Auf dem Schiffe des Ober-Admirals, auf dem Brittaniens Flagge wehte, ward großer Kriegsrath gehalten und der Schiffsvertrag unterzeichnet. Mit unruhigem, klopfenden Herzen schwor auch Montbars dem Brittenkönig Treue, und Gehorsam dem stolzen Morgan. Noch vier Küstenbrüder erhielten durch dessen wohlfeile Freigebigkeit Admirals-Rang, unter ihnen befand sich auch Brodely, unter dem Taureau kämpfen wollte. Auch Montbars Schiff wurde diesem Geschwader zugetheilt, und er hatte also wirklich die Freude, seinen ersten Feldzug unter des tapfern Oheims Augen zu beginnen. Brodely erhielt den Auftrag, die ganze Flotte zu verproviantiren, und er spannte die Seegel und steuerte auf die Terra firma zu, um dort, wo der Ja Hacha in's Meer strömt, eine Landung zu versuchen. Eben verglomm das letzte Abendroth am westlichen Himmel, als ein weißes Seegel am Horizonte emportauchte. Da rief das Admiral-Schiff Montbars Boot an seine Seite, und Brodely schrie mit gewohnter kurzer Derbheit zu ihm hinüber: Dort fährt eine spanische Fregatte, nehmt sie, Capitän, denn in Euerm Troge könnt Ihr nicht länger mit Ehren schwimmen. Wohl, mein Admiral! rief freudigen Muthes Montbars zur Antwort, ließ die Equipage sich auf dem Verdeck versammeln und sprach: Wenn der Spanier dort nach Verhältniß seiner Größe bemannt ist, so kann er 200 Leute haben, und unsrer sind 28. Aber wir brauchen ein Schiff, drum schwört in meine Hand, es zu nehmen oder zu sterben. Mit wildem Gejauchz schworen die Räuber. Der Wind war günstig, und als die volle Finsterniß der Nacht sich über das Meer senkte, legten sie an der spanischen Fregatte an. Die Strickleitern wurden eingehackt, und nun ließ, dem Schwur getreu, Montbars Löcher in sein Fahrzeug bohren, so daß es mit allem Geräth in's Meer sank, fast unter den Füßen der Stürmenden, die, blos mit Schwertern und Pistolen bewaffnet, empor klimmten. Ehe die träge spanische Schildwache sich zum Wer da! ermuntern konnte, lag sie im Meer, und nun begann ein fürchterliches Gefecht, in dem bald die Todesverachtung über die Menge siegte. Was sich von den Spaniern widersetzte, ward niedergehauen, und während dem trat Montbars in des Hauptmanns Kajüte, der eben im süßesten Frieden mit seinen Offizieren Karten spielte. Ihr habt das Spiel verloren, redete ihn Montbars in muthwilliger Laune an, Ihr müßt es zahlen, und Euern Degen erbitt' ich mir zum Pfande. Was will der verrückte Mensch? schrie aufspringend der Capitän, der mit den Offizie-

ren blank zog. Euren Degen! rief jetzt Montbars drohend, und sprang mit geschwungener Klinge auf sie los. Aber er glitt und fiel rückwärts, und auf ihn stürzte der nächste Lieutenant, zum Todeshiebe ausholend. Aber am Boden liegend griff Montbars zu ihm hinauf, riß ihn gewaltig zu sich herunter, und mit Löwenstärke brach er ihm mit der Faust den bewaffneten Arm über dem Ellenbogen entzwei. Heulend vor Schmerz stürzte der Verwundete zurück und schrie: Das ist ein Teufel und kein Mensch! Nein, es sind keine Menschen! rief sich bekreuzend, ein spanischer Unteroffizier, der mit blutigem Kopfe in die Kajüte trat. Es sind Teufel aus der Luft in unser Schiff gefallen, denn kein Fahrzeug auf dem sie herangeschwommen, ist rings zu erblicken. Darum haben wir auch schon die Waffen gestreckt, und rathen Euch, Dons, dasselbe zu thun. Erschüttert von dem, was sie gesehn und gehört, ergaben sich nun die Offiziere dem kühnen Montbars, der ihnen freundlich anständige Haft verhieß, und dann nach dem Namen des Schiffs fragte, das sein Wagestück erobert. Maria, Sennor, antwortete der Capitän, ihm mit ritterlicher Höflichkeit den Degen überreichend. Gleich diesem Degen ward sie noch nie genommen, und Ihr mögt Euch daher Glück wünschen, eine edle spanische Jungfrau erobert zu haben. Maria! seufzte Montbars, und süße Rückerinnerungen entblühten in seinem Busen. Maria, edle spanische Jungfrau, möchte doch dieser Sieg das Symbol einer seligen Zukunft seyn! — Durch diesen Schlag war die Mündung des La Hacha frei und die Räuber konnten ungestört landen. Während Taureau mit seinen Bukaniern die Küstenwälder von Santa Martha von ihren Thieren entvölkerte, stürmten die Flibustier die feste Stadt La Rancherie. Bald flatterte, trotz dem tapfern Widerstande der Besatzung und der Einwohner, von Montbars Hand gepflanzt, auf ihren Mauern der Küstenbrüder blutiges Panier. Doch als die Plünderung der Stadt begann, als jede Furie des Krieges gegen die unglücklichen Spanier losgelassen wurde, da fühlte der junge Held den ersten Skorpionstich der Reue im Herzen. Ueberall, wohin sein Arm reichte, warf er sich zwischen die Henker und Opfer, und benutzte endlich den Einfluß, den er sich über den alten eisernen Brodely erfochten, dazu, den völligen Ruin von der armen Stadt abzuwenden, mit dem der Flibustier Feuerbrände sie bedrohten. Was noch von den zitternden Bürgern übrig war, mußte sich, und die ausgeraubten Häuser, mit einer ungeheuern Ladung Mais ranzioniren, und das Freudenjauchzen der Armada empfing die Flotille Brodelys, als sie von der glücklichen Expedition nach Jamaika zurückkehrte. Auf dem Deck des Admiral-Schiffs, im Angesicht der Flotte, umarmte Morgan Brodely, Montbars und Taureau, denen er die ganze blutige Beute zusprach, und nur die Lebensmittel an alle vertheilte. Aber traurig saß Montbars am Steuerruder, als die reichen Kisten auf die Maria gebracht wurden. Seine Seele sah das Blut und die Thränen, die daran hingen, das feuchte Auge suchte auf der ungeheuern Wasserfläche den Punkt, in dessen Richtung Hispaniola lag, und schmerzlich klagte er: Nein, ich bin des Engels nicht werth!

Auf brach jetzt die Armada. Ihr erstes Ziel war die Insel Santa Catharina, der Verbannungsort der spanischen Missethäter, aus denen sich Morgan die Führer über die gefährliche Erdenge Darien auswählen wollte. Mit tausend Bewaffneten landete er, und schickte Brodely, den spanischen Gouverneur zur Capi-

culation aufzufordern. In der Nacht kehrte dieser zurück, von einem Vermummten begleitet. Es war der Gouverneur selbst. Der Ehrenmann, durch den Schrecken, der vor den Küstenbrüdern herging, und durch Brodelys Drohung, daß, bei der geringsten Verzögerung der Uebergabe, alles über die Klinge springen solle, auf das Aeußerste gebracht, war zu allem bereit. Doch ward zur Ehrenrettung der Garnisen ein Spiegelgefecht verabredet. Von den Kastellen und Raubschiffen spielte furchtbar das grobe Geschütz, aber ohne Kugeln. Der Gouverneur ließ sich, laut Abrede, gefangen nehmen, da er sich aus dem Fort des heiligen Hieronymus in ein anderes begeben wollte. Hieraus entstand eine scheinbare Verwirrung, und so ward das Possenspiel unter beständigem Schießen mit vieler Bedachtsamkeit von beiden Seiten fortgesetzt, und die zehn Kastelle der Insel nach und nach mit Sturm genommen, ohne daß dabei ein Mann getödtet oder auch nur verwundet worden wäre.

Der Sieg war gewonnen, der Einwohner bebende Schaar in dem Fort der heiligen Therese eingesperrt, die Flotte mit Proviant und allen Kriegsbedürfnissen reich versehen, drei Führer waren aus den spanischen Verbrechern gewählt, denen nach der Rückkehr die Freiheit und ein Antheil an der reichen Beute verheißen wurde, und nun erhielt Brodely den halsbrechenden Auftrag, mit seinem Geschwader voran zu segeln, und das Kastell Sanct Lorenz, am Flusse Chager, zu nehmen. Er gehorchte. Auf einem hohen Berge, an der Mündung des Flußes, drohte die Feste trotzig, die an den meisten Stellen völlig unzugänglich war. Doch mit der alten Unerschrockenheit setzte Brodely seine Leute an das Land. Unter ihm befehligte Taureau die Bukanier, Montbars die Flibustier, und der Sturm begann. Gräßlich wütheten die Kanonen und Mousquetenkugeln, und die Giftpfeile der im Fort liegenden Indianer unter den anrückenden Räubern, die zum erstenmal zu weichen begannen. Ein Zwölfpfünder riß Brodelys Füße mit sich fort, doch in seinem Blute auf der Erde liegend, fuhr er mit unerschütterlichem Muthe fort zu kommandiren, und Taureau, wüthend über des Freundes Unfall, gebot seinen Bukaniern, ihre Ladestöcke mit Baumwolle umwickelt, auf die Gebäude des Forts abzuschießen. Mit furchtbarer Schnelle äußerte sich die grausame Wirkung. Die Häuser, größtentheils von Holz, mit Palmenblättern bedeckt, geriethen in Brand. Ein Pulverkasten flog auf. Die Nacht brach ein, die Spanier waren mit Löschen beschäftigt, und nun führte Montbars den Haufen zum erneueten Sturme. Die Pallisaden wurden angezündet, die unbefestigte Erde stürzte zusammen und füllte den Graben. Noch vertheidigten sich die Spanier tapfer, ihren Commandanten an der Spitze, der mit ächtem Römermuthe focht. Vergebens bot ihm Montbars Pardon. Er antwortete mit neuen Streichen, bis des Jünglings Schwert ihn niederstreckte. Jetzt legte der kleine Rest der Besatzung die Waffen nieder, und triumphirend wurde auf den Schultern der Cameraden der verstümmelte Brodely durch die Bresche in das theuer erkaufte Kastell getragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

In Nro. 22. des Bürgerfreundes steht ein Aufsatz — kann ein Ueberschuß vorhanden seyn, von den Sammlungen für verwundete vaterländische Krieger? in welchem sich die Stelle befindet: „aus Bremen ist dem Himmel sey Dank, „nur ein Verwundeter vom letzten Kriege, vorhanden, der aber nach dem ärztlichen Zeugnisse „und nach seiner eigenen Versicherung der vom „Vereine bis zur Herstellung übernommenen „Verpflegung und besorgten freien Kur seine „gänzliche Heilung schon verdankt und auch noch „vor kurzem eine reichliche Unterstützung erhalten „haben soll."

Diese Stelle kann sich auf Niemand anders als auf mich beziehen, und daselbst der Einsender durch sein soll anzeigt, daß er nicht ganz gewiß von dem war, was er schrieb, wird es nöthig seyn, diesen Punkt bestimmter anzugeben.

Er stellt mich als einen ganz völlig Geheilten dar, der folglich als ein solcher keiner Unterstützung mehr bedürfe; dieses ist irrig und

könnte mir in der Zukunft schaden. Durch die Kur, welche seit dem 24 März durch die Fürsorge des Frauenvereins mir zu Theil worden ist, hat mein verwundeter Arm zwar so viel Kraft wieder erhalten, daß ich ihn besser als vorher brauchen kann, es ist mir aber unmöglich schwere Arbeit oder auch nur anhaltendes Schreiben damit zu verrichten. Ich kann also mein Brod weder durch Handarbeit noch durch Copieren und durch fernere Kriegsdienste verdienen; folglich muß ich, da ich im Hanseatisch Bremischen und nachher im Verdener Bataillion bei Waterloo gedient und gefochten habe, immer noch als ein Invalide angesehn werden. Als solcher glaube ich gerechte Ansprüche auf eine Versorgung in meiner Vaterstadt machen zu können, die ich nicht erwarten dürfte, wenn ich so hergestellt wäre, wie im Bürgerfreund gesagt wird. Daß ich vom Frauenverein ein Geschenk erhalten habe ist wahr. Mir sind 100 Rthlr. vor einigen Wochen gegeben worden; weil aber der Frauenverein nur bis zum Januar dieses Jahres das Kostgeld bezahlen wollte und ich nicht gleich wieder durch die Bemühungen anderer Gönner wohlfeiler untergebracht werden konnte, mußte ich von diesen 100 Rthlrn, 10 Rthlr. 48 Gr. für einen Monat und 2 Tage bezahlen, es bleiben mir also 89 Rthlr. 24 Gr., für welche ich zwar höchst dankbar bin, nur kann dieses Geschenk als keine dauernde Versorgung angesehen werden, denn im künftigen Jahr bin ich, wenn das Kostgeld davon bezahlt ist, wieder Hülflos, und dann sind die 12 Rthlr. die ich als Hannöverischer Invalide bekomme, das Einzige warauf ich mit Gewißheit rechnen kann. Ich muß also, da ich mir nicht so helfen kann, wie im Bürgerfreunde steht, hoffen, die Stadt wird mich dieser Angabe wegen nicht verlassen, sondern bei Erledigung eines Dienstes eine meinen Kräften angemessene Bedienung oder eine andere Versorgung geben.

Christoph Hölty.

Betrachtungen.

Kunst! Du o Göttliche! wie wird entweiht
Dein herrliches Wirken!
Wie standst Du ehrwürdig und heilig in jenen
Zeiten der Einfachheit und Wahrheit! —
Zwar uncultivirter als jetzt, war die Vorwelt,
Doch ward Dein Name
Wie der Name der Tugend, nie entwürdigt!
O aufgeklärtes Jahrhundert!
Jahrhundert der Erleuchtung und der Tadelsucht!
Werden in Dir
Noch Huldigungen einem Afterkünstler? —
Könnet Ihr,
Ihr meine deutschen Mitbürger alle, noch fröhnen
Fremder Ruhmredigkeit?
Könnt' Wohlgefallen Ihr finden an einem Kinde,
Das nur ein Bastard der Kunst? —
Nein! so wie mein Bremen es zeigte daß nicht
Equivoquen ihm gestelen,
So mögen wohl manche Städte, zwar auch
In Neugier
Gleichen meiner geliebten Mutterstadt,
Doch auch ähnlich ihr seyn
In Bewahrung heiliger Sittenreinheit! —
Wohl unvergeßlich
Im Herzen jedes Vaterlandsfreundes; ewiger
Feier werth, bleibt das Fest
„Alexanders des Großen!" — des Mitbefreiers
Von knechtischen Fesseln!
Aber ein Fest, „Alexanders des Bauchredners*)" —
Ferne davon sey
Die Theilnahme jedes wahrhaft gebildeten Deutschen.

Sylben-Räthsel.

Der ersten Sylbe, sinnvolle Bedeutung
Welch' hohe Freude giebt sie dem Pflegmaticus
Wenn auf die runde, schöngewölbte Breitung,
Er mit Bewund'rung schaut, und Hochgenuß!
Wenn zweit' und dritte, sich im Bund vereinen,
Man einen großen Mann erkennt,
Wie sie an heil'gen Orten oft erscheinen,
Auf den Tribünen und in Englands Parlament. —
Beim Ganzen gaben Bremens Bürger ein Exempel,
Daß stets sie wahrten ihren reinen Sinn,
Als jüngst ein solcher in Thaliens Tempel
Uns fremden Tand verkauft' für klingenden Gewinn!

v. e. B.....n.

An die Laute.

Holde Laute, einzig mir Vertraute!
Deine Saiten tönen wieder
Was mein treues Herz erfüllt,
Süße Wehmuth senkt sich nieder
Und die Brust wird froh gestillt. :|:

Holde Laute, meines Grams Vertraute!
Theure Bilder ferner Zeiten,
Längst entflohn dem trüben Blick,
Leben auf in Deinen Saiten,
Kehren tröstend mir zurück. :|:

Holde Laute, meiner Lust Vertraute!
Schwelgend in den Melodieen,
Schmilzt der heißen Sehnsucht Drang!
Sterbend mögt ich mir entfliehen —
Freudig sterben im Gesang. :|:

Holde Laute, einzig mir Vertraute!
Niemand will mein Herz verstehn,
Du nur fassest meine Brust,
Und aus Deinen Tiefen wehen,
Träume nie geahnter Lust. :|:

Schreiber.

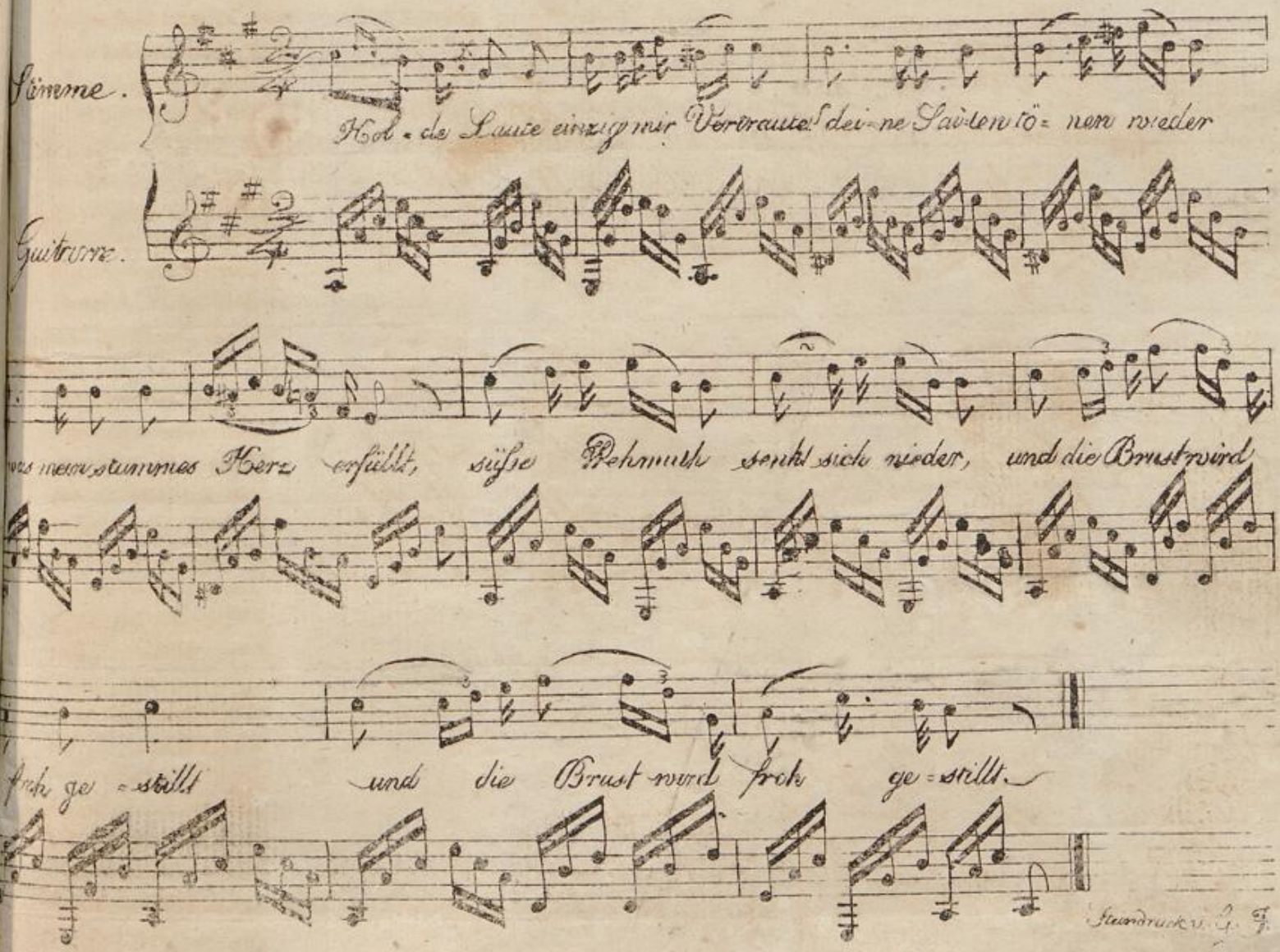
*) In Beziehung auf ein in Nro. 77 unserer Bremer Zeitung enthaltenes Schreiben aus „Minden vom 15. März."

(Hiebei ein Musikblatt in Steindruck.)

Componirt von C. FÜRSTENAU.

An die Laute.

Langsame und sanft.



Steindruck v. G. F.

könnte mir in der Z
Kur, welche seit dem
ge des Frauenvereins
hat mein verwundete
wieder erhalten, daß
brauchen kann, es ist
Arbeit oder auch nu
mit zu verrichten.
weder durch Handarb
durch fernere Krieg
muß ich, da ich im
nachher im Verdener
gedient und gefochte
Invalide angesehn
ich gerechte Ansprüc
meiner Vaterstadt n
nicht erwarten dürf
wäre, wie im Bürg
ich vom Frauenverei
be ist wahr. Mir
gen Wochen gegebe
Frauenverein nur bi
res das Kostgeld bez
gleich wieder durch
Gönner wohlfeiler u
mußte ich von dies
48 Gr. für einen M
es bleiben mir also
che ich zwar höchst
ses Geschenk als kein
gesehen werden, de
ich, wenn das Kost
der Hülflos, und
ich als Hannöverisch
Einzige warauf ich
Ich muß also, da ic
wie im Bürgerfreun
wird mich dieser An
sondern bei Erledigu
nen Kräften angem
andere Versorgung g

Betra

Kunst! Du o Göttliche
Dein herrli
Wie standst Du ehrwü
Zeiten der
Zwar uncultivirter al
Doch ward
Wie der Name der T
O aufgekl
Jahrhundert der Erle
Werden in
Noch Huldigungen ein
Könnet Ih

№ 25.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 26. März 1818.

Verordnungen des löblichen und wohlweisen Raths von Krähwinkel.*)

1.

Die Nachtwächter haben hinführo nicht des Nachts, wo jeder Bürger und Einwohner der Stadt schläft und also keine Geschäfte verrichtet, sondern nur am Tage es auszurufen: wie hoch es an der Zeit ist, weil so mancher es dann vergißt, was er zu thun hat.

2.

Wenn keine Feuersbrunst zu besorgen steht, soll der Sprützenmeister die Sprützen auseinander schrauben, sie gehörig einpacken und zum Gebrauch auf die Seite legen. Aber einige Tage vor der Feuersbrunst hat er solche, bei harter Strafe vollständig wieder zusammenzufügen, alles Schraubenwerk und alle Gewinde, mögen sie von Messing, Kupfer oder Eisen seyn, mit Oel wacker zu versorgen, die Schläuche aber mit Thran einzureiben, damit, wenn wir ihrer Hülfe bedürftig sind, alles in gehöriger Bereitschaft sey. Auch kann er zuvor mit hinlänglichem Wasser sie versehen, und diejenige Seite des Sprützenhauses bei guter Zeit öffnen, welche nach der Gegend hin belegen, wo das Feuer ausbricht, weil nachher es oft zu spät ist, und nicht ohne merkliche Unordnung solches und derlei zum Löschen Nothwendige zuzugehen pflegt. Auch soll er seine Gedanken vorher zusammenfassen, damit er, wenn das Feuer da ist, nicht ohne Kopf handelt, bei 5 Rthlr. Strafe.

3.

Da das Kennzeichen eines toll gewordenen Hundes, nach der Bemerkung unsers Stadtphysikus, des Herrn Dr. Rülps, in einem niederhängenden Schwanze bestehen soll: so hat eine ehrliebende Bürgerschaft und alle Einwohner unserer Stadt, wenn sie solches bemerken an einem

*) Fortsetzung der in Nro. 23. des Bürgerfreundes scheinbar abgebrochenen Verordnungen von Krähwinkel. Nur scheinbar waren sie abgebrochen — denn sie können nie abgebrochen werden, so lange Krähwinkel nicht durch ein Erdbeben untergeht.

d. Red.

Hunde, sofort, bei einer unabbittlichen Strafe von 5 Rthlrn., davon Anzeige bei einem ehrsamen Rathe zu machen, damit allem, aus dem Niederhängen eines solchen Schwanzes entstehenden Unglücke bei Zeiten vorgebeugt werden möge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Flibustier.

(Fortsetzung.)

Der neue Morgen beleuchtete die Raubarmada, die in die Mündung des Chagers einlief. Entzückt, daß hier der Sieg so schnell entschieden worden, eilte Morgan in das Kastell, und nachdem er an Brodelys Schmerzenlager gebührend gelobt und bedauert, winkte er Montbars in ein einsames Gemach und begann mit gewinnender Verbindlichkeit: Ihr seyd sehr stolz, junger Mann, daß Ihr, auf des Vaters Ruhm verzichtend, ihn durch eigne Thaten überstrahlen wollt. Des Heerführers Pflicht ist es, das dankbar anzuerkennen, was für des Ganzen Heil ihr gethan, und noch thun sollt. Ich ernenne Euch zu Brodelys Nachfolger, und da der neue Admiral jetzt, wo der Landzug beginnt, wenig zu gebieten haben würde, so habe ich Euch zu einem andern großen Unternehmen ausersehn, das weniger des Kriegers Muth als seine kluge Besonnenheit in Anspruch nimmt. Zu Panama hat man bereits unsers Zuges grossen Zweck erkundet, und eine starke Macht versammelt der Oberstatthalter gegen uns. Nun liegt mir alles daran, genau die Stimmung der Einwohner und die Vertheidigungsanstalten zu erfahren, die gegen uns getroffen werden, dazu brauche ich einen Mann, der so klug und treu als muthig ist, und Euch hab' ich erlesen. Mich? stotterte Montbars, dem das angetragne Spionamt in der tiefsten Brust zuwider war. Ihr vergeßt, mein Feldherr, daß dazu, außer den angerühmten Eigenschaften auch noch die Erfahrung gehört, die mir in diesem Handwerk gänzlich mangelt. Ihr habt etwas, das sie reich ersetzt, unterbrach ihn Morgan. Ihr seyd, so viel ich wahrgenommen dem Eigennutz ganz unzugänglich, und meine besten Leute sind doch im Grunde feile Seelen; freilich nur feil um hohen Preis, aber wenn sie einmal zu der Ueberzeugung gelangen, daß bei den Spaniern mehr zu verdienen ist, als bei mir, so sind sie im Stande mich sammt der Armada an das Messer zu liefern. — Wenn es so mit Euch steht, so bedaur' ich Euch herzlich, sprach Montbars, dem es nun erst mit Schauer ganz klar wurde, in wessen Bündniß er getreten war. — Die wenigen aber, fuhr Morgan mit kalter Berechnung fort, für die ich allenfalls bürgen wollte, tragen auf ihrem Gesicht den Stempel des langgeübten Handwerks, der kein großes Zutrauen einflößt. Euer Antlitz ist noch rein. Höchstens spricht die wilde Kampflust aus ihm, die nichts verdirbt; doch der andern bösen Geister Krallen haben noch keine Furchen hineingezogen, drum seyd Ihr allein dazu tauglich. — Wie? brach Montbars, sich vergessend, los. Mit den Zügen, die Gott auf mein Gesicht geprägt, und die selbst unter Euch mein besseres Ich rein zu erhalten gewußt, soll ich andere betrügen und verderben? Nein, Morgan, und sind es auch Spanier, das thue ich nicht. — Ihr werdet mir es schon zu Gefallen thun, Herr Admiral, sprach Morgan mit ironischer Höflichkeit, ich bin es gewohnt, daß man mir gehorcht, und weiß auch im Nothfall den Gehorsam zu erzwingen, den ihr mir zugeschworen. — Als ehrlicher Soldat, doch nicht als Spürhund, habe ich Euch geschworen, brauste Montbars auf. Ein für allemal, ich thue es

nicht. Da verzogen sich Morgans Lippen zu einem scheußlichen sardonischen Lächeln, und ein Mörderblick aus seinen Augen fiel so stechend auf Montbars, daß diesem das Blut in den Adern verrann. Laßt uns leise reden, flüsterte er ihm grimmig zu, damit nicht meine Flibustier draußen den Ehrengecken hören und auslachen. Habt Ihr vergessen, welcher Zunft Ihr angehört, und wer der Morgan ist? Kennt Ihr den nicht? Wollt Ihr ihn kennen lernen, Kind, das widerrath' ich doch. Wir sind allein und wollen keine lange galante Conversation mit einander führen. Daß ich Euch von Dienstes wegen nicht zwingen kann, Eure Haut nach Panama feilzutragen, weiß ich recht gut, aber zwingen kann ich Euch dennoch. Entweder Ihr sagt Ja und empfangt hier die nöthige Instruktion und die Papiere die Euch dort legitimiren, und reiset noch in dieser Stunde ab; oder Ihr sagt nein, und in Eurem und Eures Oheims Gepäcke lasse ich durch meine Leute Kostbarkeiten finden, die Ihr von des Kastelles Beute gestohlen haben müßt. Ich stelle Euch vor Gericht; daß sich darob der alte wilde Taureau gegen mich vergessen wird, kann Euer Scharfsinn leicht ermessen. Ihn lasse ich dann erschießen, und Euch als Dieb des Gemeingutes maroniren. Jetzt wählt. Eine Sekunde stand Montbars erstarrt über den vollendeten Teufel, dann riß er in rascher Wallung den Dolch von der Hüfte, und führte damit einen kräftigen Stoß auf Morgans Brust. Doch der Stahl zersprang, und lächelnd sprach Morgan: Ihr wußtet nicht, daß ich unter dem Kleide einen Panzer trage. Ich will Euch auch dies Attentat verzeihn, weil ich Euch brauche, doch jetzt gehorcht, und vergeßt nicht, daß Eures Oheims Leben für Eure Treue bürgt. Von der Beschämung über die begangene Unritterlichkeit, und Morgans Großmuth durchbebt, in seines Herzens tiefsten Tiefen zerstört, und mit sich selbst zerfallen, empfing Montbars jetzt die Papiere aus des Feldherrn Händen, und betäubt stürzte er fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blüthen.

Künste und Wissenschaften kommen und schwinden, wie das Licht des Tages! Auch sie erreichen ihre Mittagshöhe, und so wie sie im Purpurschimmer, den Morgen verkündigend, über die Berge daherglänzten: so schwinden sie auch wieder im leuchtenden Abendroth dahin! Vom Morgen her zum Abend hin eilet der goldene Strahl der Sonne! Es wandeln Künste und Wissenschaften mit ihm, in einem ewigen Kreise, um die Erde, alle Völker erwärmend und erquickend. In Asien blühete auf dieses strahlende Licht, so viel unsere Geschichte weiß, und zog langsam und feierlich, wie ein allbewundertes Gestirn, in Pracht und Herrlichkeit, in Griechenlands blumengeschmückte Thore ein. Nun empfieng diesen heilige Lichtglanz die alte stolze Roma. Drauf breitetete er sich aus über Gallien, Hispanien und Brittanien, und dann erst über Deutschlands dunkle Gefilde. Ueber das öde Meer hin wandelnd, erreichte es endlich Columbia's ferne weitgedehnte Gestade. Jetzt schlummert alles in Asien; aber für Amerika bricht der Morgen an! Bei uns ist die Zeit des Mittags. Einst wird dieses herrliche Licht, der Sonne folgend, über den weiten, stillen Ozean hinschreitend, Asiens Gestaden sich wiederum nahen und wecken dort die Tiefschlummernden.

Schon einen Tag hat Amerika erlebt, wie es scheint, — und es ist nicht unmöglich, daß von dort der Strahl des Lichts hinüberschimmerte nach Asien in der grauesten Vorzeit. Wir

finden die Ueberreste dieser schönen verschwundenen Zeit in unvergänglichen Spuren dort ein, gegraben, wo des Chimborasso's stolzes Haupt über die Erde hinragt! Es blüheten einst bessere Zeiten dort und edlere Völker! Wohin solche geschwunden, ob sie unter dem wüthigen Schwerdte Tartarischer Horden dahin sanken? Ob die brausenden Wogen eines erzürnten Meeres sie verschlangen? — Wer ist im Stande, das zu sagen! Aber wenn einst das Licht der Künste und der Wissenschaften scheidend Europa verläßt, wenn einst rohe Barbaren unsere Gegenden überschwemmen: so wird finstere Nacht sich ausbreiten über unsere leuchtenden Gefilde, und nur vom Morgen her wird der nach Abend hin geschwundene Strahl vielleicht erst nach Jahrtausenden, wiederkehren!

Auf Adlersschwingen scheint die Zeit oft dahin zu eilen, wie ein Sturmwind und die Wasserwogen, die von den Bergen herab sich ergießen! Oft wieder träge und langsam, wünschen wir Flügel ihr, daß sie dahin eile wie ein Vogel in den Lüften und wie das jugendliche Wild auf der Haide! Nicht an der Zeit, an uns liegt es, wenn wir in ihrem Laufe einen Unterschied bemerken. Denn eben die Nacht, die dem Leidenden auf seinem einsamen Lager so unendlich lang zu seyn scheint, sie verschwindet in einem Nu dem Fröhlichen beim Becherklang! Geht es uns wohl, so eilet auch im muntern Fluge die Zeit dahin! Gedanken reihen sich an Gedanken, das Angenehme vermählt sich mit dem Unangenehmen, und so segeln wir, gleichsam mit günstigem Winde, aus einem Ozean der Zeit in den andern, ohne es einmal zu ahnen!

Geht es uns nicht nach Wunsch, so schleicht träge die Zeit dahin. Der Wind ist uns entgegen; ein klippenvolles Meer, Furcht und Besorgniß uns einflößend, umgiebt unser wankendes Schifflein! Wir segeln und kommen nicht von der Stelle.

Wenn ein Wanderer auf unbekannten Wegen sich befindet: so steht er still zuweilen, schauet zurück auf den Weg, welchen er zurücklegte, und richtet seinen forschenden Blick in die vor ihm sich ausbreitende Ferne. „Wie weit hast Du noch bis zu Deinem Ziele? Hast Du auch den rechten Weg verfehlt?"

Einmal nur machen wir den Weg durch's Leben! Unbekannt ist uns die Zukunft! In ungewisser Ferne liegt das Ziel, was wir erreichen sollen! Aber wer wir auch sind, und wo wir auch sind — wir finden gewiß einst den grünen Hügel, worunter unsere Gebeine ruhen sollen; dann erhebt sich, wie ein schimmernder Strahl, das Licht eines neuen Lebens, höhern und edlern Welten entgegen eilend!

Nenne das Grab also nicht einen Triumphbogen des Todes! Das zwar schwindende, aber dennoch siegende Leben führet dieses Denkmal auf, indem es verläßt diese Welt!

Nichts — auch nicht die himmelgebohrne Tugend — erreicht hier in dieser kalten, starren Sinnenwelt der Vollkommenheit höchsten Gipfel. Umstrahlt von dem Lichte der Sonne, wirft selbst die heilige Opferflamme einen Schatten. So ist auch die vollkommenste Erdentugend nur ein unvollkommener Nachdruck jener reinen und unsterblichen Zeilen, den die Hand des größten Meisters in das Buch unsers Herzens schrieb.

Es schlägt unser Gefühl zu sehr darnieder, es demüthigt schmerzlich unser stolzes Herz, wenn wir das, was wir Tugend an uns nennen, mit

scharfem Blicke prüfen. Schlacken finden sich auch in dem reinsten Golde. Der Eigennutz, im engsten Sinne dieses Worts genommen, um Menschen zu gefallen, um den Namen eines tugendhaften Menschenfreundes uns zu erwerben — dies alles treibet aus dem Gewächse unsers Herzens Sprößlein, eigentlich Wildlinge, hervor, die aber, außer der grünen Farbe, nichts mit den ächten Ranken gemein haben. Und auch diese Scheintugend würde sich nicht einmal finden auf Erden, wenn nicht die wahre Tugend, hinter Gewölken wohnend in unserm Innersten, dennoch, trotz allen Verdunkelungen, eine überwiegende Gewalt hier auf Erden ausübte.

Wird nicht manche Tugend gleichsam — wenn ich mich so ausdrücken darf — uns angeboren? Es giebt eine gewisse, angeborne Gutmüthigkeit, eine feine, zartfühlende Menschennatur, die jede Härte an sich und Andern verdammt, und die mitleidsvoll jeden Unglücklichen als Bruder erwärmend an die hochklopfende Brust drückt. So schwimmt auch manches Auge gleich in Thränen, wenn eine Thräne glänzt in einem fremden Auge. Aber gereicht uns dies zum verdienstlichen Vorzuge? Die reinere und schönere Natur, im Innersten des Menschen verborgen, bricht leichter hier als dort hervor. Manches Menschen Herz, umflossen von einem reinern Himmel, tritt in Sonnenklarheit hervor, während andere Herzen, gleich den Schriftstellern, in Nebel gehüllt, dahin schwinden auf unbekannter Bahn. — Sie haben den Grad der Reife noch nicht erreicht, dessen jene sich erfreuen. Sie gleichen den Früchten an der mitternächtlichen Seite eines Baumes, die länger einen herben Geschmack behalten und später erst mit rothen Wangen sich schmücken.

Manche Tugend wird dem Menschen anerzogen durch Vorbild und Ermahnung frommer Aeltern. So Fleiß und Emsigkeit, so die Ordnungsliebe, Mäßigkeit u. a. So lange aber dieses, was uns an uns selbst als Tugend erscheinen will, nur als blinde Triebe wirket, können wir es unmöglich zum Verdienste uns anrechnen. Leitet nicht ein geschickter Gärtner die Zweige eines noch zarten Baums nach seinem Wohlgefallen? O, wenn wir dies alles bedenken, wie viel müssen wir doch abziehen von der Summe unsers Verdienstes!? wie viel abziehen von der Schuld manches Unglücklichen, dessen Herz, ein Saamenkorn, ohne daß er es verhindern konnte, unter die Dornen oder auf ein steinigtes Land fiel!?

Du, der Du aufblühetest in einem schönen, reichen Garten, unter dem wachsamen Auge eines treuen Pflegers, lege Deine Hand auf's Herz und schwöre! daß Du auch dann das nutzbare Gewächs geworden wärest, was Du jetzt bist, wenn Dein Herz unter die Dornen gefallen wäre! — Kannst Du — darfst Du dies?

Tröstung, über das Wörtlein: Ueberschuß, in Nro. 22 dieser Blätter.

(Eingesandt.)

Lassen Sie sich's nicht reuen theure Frauen, ein Wort gewählt zu haben, was Ihren Zweck, jene übrige Summe, jetzt anzuwenden, freilich selbst zu widerlegen drohet; ein Wort, welches vor vollen zwei Jahren Ihnen wohl schwerlich in Mund und Feder gekommen wäre, denn wenn nach beendetem Kriege, im gemeinsamen deutschen Vaterlande hie, oder da, schmerzlich verwundete Krieger ihre gerechten Ansprüche an den noch vorhandenen schönen Fond genommen, so würde zu der Zeit damit geholfen seyn, und keiner von allen die dazu beigetragen, reich oder arm,

hätte da an Ueberschuß gedacht; keiner hätte da sich nur von ferne angemaaßt, über das Ihren Händen anvertraute, bestimmen zu wollen; es wäre ein fortgehendes freies Wirken in Ihren schönen Händen geblieben, und Bremens Bürger, wie das gemeinsame Vaterland, hätten dann, kund und lobend Ihrer Wirksamkeit, Ihrer Arbeiten, Beschwerden, ja großen Aufopferungen, sich innig gefreuet! — Nach zwei Jahren der Ruhe, der Erholung, des Friedens im Vaterlande, wird's dem graden und unbefangenen Beurtheiler ein Anders, und ward es Ihnen liebe theure Frauen ein Anders, und so ward der Name Ueberschuß, nach Ihrem ersten richtigen Gefühl gewählt, weil jetzt dieser Name der Sache völlig entspricht.

Jetzt, nach Verlauf zwei voller Jahre, wird es auch weit schwieriger zu entscheiden, welches die beste und pflichtmäßigste Anwendung dieser noch vorhandenen Summe sey. — Da bei weitem der bedeutendste Theil jener zusammengebrachten großen Beiträge, in der Zeit der Noth auf das zweckmäßigste verwendet worden, (dazu die hohe sich selbst vergessende, sich aufopfernde Liebe jener Jungfrau, und der beiden edlen Männer, welche sie dabei so thätig unterstützten, nicht wenig beitrugen), da nach ihrem Zeugniß, sie alles für deutsche Krieger verwendeten, und da Bremen also für das deutsche Vaterland geleistet, was nur immer Pflicht und Liebe geboten; sollte man nun nicht auch einmal einen Blick zurück werfen dürfen auf unsre Vaterstadt? zurück werfen müssen auf jene Quellen, aus denen in unsrer Vaterstadt jene Beiträge geschöpft worden?

Wie vergegenwärtigt sich da so lebendig unserm Rückblick, jene allgemeine Sammlung unter Reiche und Arme; wie da von den aller ärmsten, noch der letzte Heller aus der Sparbüchse gesucht, wie er mit Thränen, aber doch willig geopfert ward, immer nur mit den Segenswunsch gereicht: Ach, daß unsre Kinder und Verwandte, (die damals der Lebensgefahr auch entgegen gingen,) dadurch mögten erquickt und geholfen werden! Dafür wollen wir mit Freuden einmal Hunger leiden! — — O, dieser Opfer hoher Liebe und Selbstverleugnung — die wir nur noch ahnden können — wurden sie nicht vielleicht die Ursache, ist in ihnen nicht vielleicht der Grund zu suchen, warum grade unsre Kinder, so wunderbar gnädig bewahrt blieben? — —

Dürfen wir jetzt diese heiligen Sparpfenninge unsrer ärmeren Brüder gleichsam in einen Glückstopf werfen? und es auf's Ungewisse hin wagen, unter den mannigfaltigen Invaliden, sechs bis sieben Menschen zu wählen, denen wir durch Aufopferung dieser gehaltvollen Gabe, vielleicht nur hier, eine etwas fröhlichere Existenz verschaffen? — Ein Anders wäre es, wenn noch in verborgenen Winkeln unsers deutschen Vaterlandes, hülflos Leidende, uns bekannt würden, denen der Krieg unheilbare Wunden geschlagen; da, zu helfen und zu trösten, wäre eine weit zweckmäßigere Anwendung. Und da könnte durch Einsendung von regelmäßig eingetheilten Summen weit leichter und besser geholfen werden; ja, vielleicht könnte man dies mit den Zinsen des Capitals bestreiten.

Glauben Sie nicht, daß niedriger Geiz, oder übertriebene Sparsamkeit den Wunsch hervor gebracht, dies Capital zu ehren und werth zu achten; — Die Gleichheit der Summe des Ueberschusses, mit jener der öffentlich gesammelten Beiträge, ist gewiß bedeutsam; — Die doppelten Louisd'ors wurden durch die einzelnen Groten geheiligt — und dadurch bleibt es ein sehr richtiger Ueberschuß, wofür alle die damals sammelten verantwortlich sind! —

Die Pflicht gebietet unter allen guten Zwecken, den Besten zu suchen und zu erwählen, damit nicht dermaleinst von dem Herzen und Nierenprüfenden Beurtheiler unsrer Thaten, über dies große Werk der Liebe, der Ausspruch erschalle: Euer Werk ist gewogen, und zu leicht befunden! —

Veränderter Zustand beider Geschlechter in Frankreich.

Sonst trat man spät in die Welt; man zeigte sich nur mit Schüchternheit und erwarb bloß Einfluß, den man durch ein ansehnliches Vermögen, durch ausgezeichnete Kenntnisse rechtfertigte oder auf seinen großen Namen stützte.

Jetzt werden wir frühzeitig unsere eigene Herren; ein junger Mensch von achtzehn Jahren weiß gegenwärtig oder glaubt wenigstens mehr zu wissen als sonst ein Graubart. Die Töchter wissen nichts mehr von der Kindheit; im zehnten Jahre legen sie die Puppen bei Seite, spielen im zwölften Jahre die Coquette, heirathen im achtzehnten und lassen sich bisweilen im zwanzigsten wieder scheiden. Uebrigens läßt sich nicht läugnen, daß ihre Erziehung weit sorgfältiger und glänzender ist als jene ihrer Großmütter. Sie lernen Geschichte, Erdkunde, Zeichnen, Musik, kurz, alles zu ihrem Fache Gehörige; man trifft nicht selten in den Schulen Saphos und in den Gesellschaftssälen weibliche Demosthenesse an. Demohngeachtet beklage ich die Eltern, welche ihren Töchtern bloß Kenntnisse und Geschicklichkeit mitgeben können und zwar aus dem Grunde, weil in unsern Tagen das Wissen wenig zu sagen hat, ein Name gar nichts ist und das Geld eine gewaltige Wichtigkeit hat. Ohne dasselbe hat man keine glänzende Equipagen, keinen eleganten Putz und keine prächtige Geräthschaften. In Ansehung der Toilette und der Möblements aber haben wir einen großen Vortheil vor unsern Vorfahren: schon lange ist die Zeit vorbei, wo der Kaufmann seine Bude (nicht sein Magazin) mit einem einzigen Lichte erleuchtete; wo der Handlungsdiener ein Paar schlehenschwarze Beinkleider und blaue Strümpfe trug; wo der Wechsel-Agent zu Fuße auf die Börse ging; wo der Kaufmann bloß Suppe und gekochtes Fleisch aß und der Procurator blos Wasser trank.

Jetzt genießen alle Classen der Gesellschaft mehr oder weniger die Annehmlichkeiten des Lebens; ob man indessen gleich im Ganzen besser lebt, so würde es doch schwer zu beweisen seyn, daß man gegenwärtig glücklicher sey, als sonst. Wenn die Vergnügungen geräuschvoller, die Geschäfte zahlreicher sind, so haben wir dafür an Ruhe, Offenheit und Heiterkeit verloren; wir können jedoch an Geist, an Erfahrung und Geschicklichkeit gewonnen haben. Indessen glaube ich, daß man hierin, wie in so vielen andern Dingen das Ersatzsystem anwenden kann. Die Frauen, welche jetzt im Ganzen weniger geachtet sind und nicht so viel Einfluß haben als im vorigen Jahrhunderte, leben im Innern ihres Hauses freier und glücklicher. Die Männer, welche sich durch die Politik und den Durst nach Ehrenstellen den freien Vergnügungen und den friedlichen Beschäftigungen haben untreu machen lassen, sind nicht mehr so frivol; ja ich wage zu behaupten, nicht mehr so lächerlich. Obschon ein Lied und eine neue Mode bei ihnen noch immer eine gute Aufnahme erhält, so beschäftigen sie sich doch nicht ausschließlich damit.

Aber nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Deutschland hat sich das Leben gewaltig verändert. Unsere Mädchen werden in allen nützlichen Künsten und Wissenschaften unterrichtet und übertreffen an Einsicht und Klug-

heit unsre Großmütter; aber sie werden auch vor der Zeit reif: die Kinderjahre dauern nur kurze Zeit; im 12. Jahre, ja oft noch früher, nimmt die Mutter die Tochter in alle Gesellschaften mit und im 16. Jahre hat sie schon mehr Erfahrungen gemacht, als sonst in 40. Mit dem 17. oder 18. heirathet sie und nunmehro giebt es keinen Ball, kein Schauspiel, keine öffentliche Festlichkeit, der sie nicht beiwohnt und endlich kommen die Jahre, von denen es heißt, daß sie uns nicht gefallen. Indessen ist nicht zu läugnen, daß unsre Mädchen und Frauen jetzt einen Grad von Bildung besitzen, der sie höchlich ehrt und eine Menge Kenntnisse haben, die sie mit der Welt und den Menschen genau bekannt machen.

Unsere Knaben und Jünglinge sind zwar ebenfalls viel einsichtsvoller und geschickter als sonst, aber man übereilt auch vieles und richtet manches Talent zu Grunde. Man nimmt sie zu früh mit in Gesellschaften, läßt sie an Vergnügungen Theil nehmen, die bloß für Männer gehören und erlaubt ihnen einen Aufwand, der die Eltern oft zu Grunde richtet. Sie huldigen mehr dem Luxus als sonst und verschwenden oft Zeit und Geld an Dinge, welche keinen Werth für das menschliche Leben haben. Doch ist auch nicht zu läugnen, daß selbst unsre männliche Jugend das Leben aus einem ernsthaftern Gesichtspunkte ansieht und daß sie sich auch schon um Dinge bekümmert, welche auf das Wohl und Wehe Aller Einfluß haben.

Gedanken von Swift.

Sehr wenige Menschen leben eigentlich in der Gegenwart; alle legen es darauf an, in einer andern Zeit zu leben.

Der Ehrgeiz verleitet die Menschen oft zu den niedrigsten Handlungen. Sie klimmen und kriechen zu gleicher Zeit.

Was ist das Zeichen, wodurch das wahre Genie sich verkündet? Daß alle Thoren sich gegen dasselbe verbünden.

Wie ein Stück des Erdbodens zuweilen eine Goldader verbirgt, die der Eigenthümer nicht kennt, so geht es auch vielen Menschen.

Die Tanzende.

Ein Freund.

O sieh Dein Weibchen, zephirleicht,
Dem Engel gleich im Tanze schweben,
Du hast ein schönes Ziel erreicht,
Zum Gott muß Dich dies Weib erheben.

Der Ehemann.

Ach Freund, wär' sie zu Hause so!
Wo bleiben da die Engelsspuren!
Nicht schwebend, sitzend macht sie Touren
Mit mir gewöhnlich dos à dos.

Dreisylbiges Räthsel.

Die ersten Zwei, sie bilden einen Namen,
Der seinen würdigen Besitzer ehrt;
Wenn kennend dessen Werth, den Saamen
Des Aufruhr's, er im Keime stört.
Die Dritte! — findet man gleich selten,
Des Wortes Sinn, so ganz erfüllt,
Muß doch dem frommen Wahn oft gelten,
Für Wahrheit, ja ein Heuchelbild! —
Viel Gutes schuf uns schon das Ganze,
Für Recht und Unschuld sehn wir's glühn;
Drum mög' im immergrünen Kranze,
Der nie verwelkt, es lange blüh'n —

v. e. B.....n.

Auflösung des Räthsels in Nro. 24.

Bauchredner.

N: 26.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Erstes Quartal.

Bremen, Sonntag den 29. März 1818.

Der Flibustier.

(Fortsetzung.)

Der Ober-Statthalter und General-Kapitän des Königreichs Peru, Don Juan Perez Gusmann, saß in seinen stolzen Pallaste zu Panama beim prachtvollen Mahle in ernste, schwere Gedanken versunken. Alle Leckerbissen, die die neue Welt vom Lande Labrador bis zum Cap Horn gezollt, reizten, auf silbernen Schüsseln, vergebens die erstorbene Eßlust, vergebens perlten die edelsten Weine beider Halbkugeln in den goldnen Pokalen. Der Statthalter gedachte, von Fieberschauern ergriffen, des Ungewitters, das, von den Antillen her, drohend gegen ihn anstürmte, und war taub für die lebhafte Unterhaltung, die rings um die Tafel summte. Neben ihm saß, gleich ihm mit dem Geiste abwesend, aber unendlich anziehender träumend, Donna Maria, seine reizende Schwiegertochter, der ihr Beichtvater, der Dominikaner Ignatius, mit einer Stentor-Stimme zu beweisen suchte, daß die Flibustier, von denen eben stark die Rede war, keine eigentlichen Menschen, sondern die Früchte der Umarmungen der Meerteufel mit irdischen Weibern wären. Ich hatte das Unglück, unter sie zu gerathen, rief endlich Maria ungeduldig, und ich versichre Euch, ehrwürdiger Vater, sie sahen uns Spaniern ganz ähnlich. Das ist ein gottloser Unglaube von Euch, meine Tochter, rief drohend der Mönch, über den wir in der nächsten Beichte mehr sprechen werden. Es hat der grundgütige Schöpfer es allerdings zugelassen, daß diese Ungeheuer unsere leiblichen Augen mit menschlicher Gestalt täuschen, solches geschieht aber nur um deshalb, damit sie desto füglicher nach seinen weisen Zwekken den Gottlosen eine Ruthe seines Zorns, und den Frommen ein prüfender und reinigender Schmelzofen seyn können, der ihnen ein Paar Jahrzehende des Fegefeuers erspart. In der Wahrheit sind sie Bastarde des Satans, dessen ewige Gluthen die vorwitzigen und überklugen Vernünftler erwarten, die daran zu zweifeln wagen. Gegen dies Argument wußte Maria nichts aufzubringen, aber ihr Bruder, Don Diego, öffnete unwillig den Mund zur kräftigen Widerlegung, und Don Gusmann, um einen

Wortwechsel zwischen ihm und dem allmächtigen Mönche zu vermeiden, schob schon den Sessel zurück, als sein Leibneger den Hidalgo, Don Rodrigo Gormas, meldete, welcher wichtige Depeschen aus Mexico zu überbringen habe. Froh des längst erwarteten Boten, gebot der Ober-Statthalter, ihn eintreten zu lassen, und ein hoher Creolen-Jüngling in reicher spanischer Tracht schritt in's Gemach und überreichte ihm mehrere Briefe. Don Gusmann öffnete und las, und mit jeder Zeile schwand eine Kummerfalte von seiner Stirn, auf der sich endlich eine heitere Ruhe lagerte. Ich heiße Euch herzlich willkommen, Don, sprach er, ihn gütig an seine Seite winkend. Mit mancher wichtigen Nachricht bringt Ihr mir die Zusicherung bewaffneter Hülfe, an der ich schon zu verzweifeln begann, und der es doch wahrlich höchst Noth thut. Mit Mühe riß der Fremdling seine brennenden Blicke von Donna Maria los, deren schöne Augen ihn eben so feurig fixirten, erwiederte dem Statthalter einige verbindliche Worte und nahm dann zwischen ihm und Mariens Bruder Platz, der gleichfalls ein wunderbares Interesse an ihm zu nehmen schien, und ihm jetzt bedeutend den vollen Pokal auf der Seeräuber Untergang zubrachte. Da wurde des Fremden Gesicht dunkelroth, doch faßte er sich gewaltsam, stürzte den Becher hinunter und fragte dann den Statthalter ehrerbietig, wann er ihm seine Abfertigung zu ertheilen geruhen wolle. Vor Morgen Mittag nicht, antwortete dieser, Euer Chef verlangt mancherlei über unsere Vertheidigungs-Anstalten zu wissen, die noch nicht vollständig getroffen sind. Im Laufe dieses Tages soll noch manches geschehen. Wie ich auch überall treibe, der Spanier übereilt sich einmal nicht. Bis die Depeschen fertig sind, seyd Ihr unser lieber Gast. Da uns der Sturm des Krieges noch ziemlich fern, und ihr die nahende Hülfe uns verkündet habt, so will ich mit meiner Familie noch einen Tag auf unserer Insel zubringen, und lade Euch freundlich ein, uns zu begleiten. Wir wollen dort uns noch einmal mit einander freuen, und dann frisch und getrost im Dienst des Königs unsers Herrn zusammen fechten; denn, nicht wahr, Don Gormas, Ihr werdet das Hülfskorps begleiten, das Mexico mir sendet. Allerdings! stammelte der Fremde verwirrt, stand auf und beurlaubte sich, um, wie er sagte, noch einen genuesischen Freund, den er in Panama habe, zu begrüßen. Nach Eurem Gefallen, Don, sprach freundlich der Statthalter. Nach der Sieste besteigen wir die Gondeln, um nach der Insel zu fahren, wonach Ihr Euch achten möget. Darauf begab er sich in sein Arbeitszimmer, der seltsame Bote aber taumelte, nach einem langen Blicke auf Marien, wie weintrunken, zum Gemach hinaus, und Kopf-schüttelnd sah ihm Pater Ignatius nach. Maria und ihr Bruder fragten sich im Augenblicke seines Verschwindens zugleich gegenseitig: Kanntest Du Don Gormas schon? und schwiegen dann Beide, von der gleichen gegenseitigen Frage überrascht, und, von der Ahnung ergriffen, daß ihre wahre Beantwortung auf weit aussehende gefährliche Dinge führen dürfte, verließen Beide das Gemach. Noch bedenklicher wurde das Kopfschütteln des Pater Ignatius. Er legte den Zeigefinger an die feinspürende Nase, blinzte die listigen Augen zu, und nachdem er kurze Zeit so gestanden, rief er mit einem Blicke, in dem ein Scheiterhaufen flammte: Es ist nicht richtig, und ging mit raschen doch leisen Schritten in das Kabinet des Statthalters.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Zimmer-Flora oder natur- und kunstgemäße Behandlung der Zimmerpflanzen, um ihnen die schönsten Blumen zu entlocken;

für Liebhaber der Flora, von Dr. D. Korth. (Berlin, im Kunst- und Industrie-Comptoir. Taschenformat, geheftet 1 Rthlr. 48 Gr.) Mit dem Motto:

Wen nicht der Vögel Chor, der Blumen Pracht entzückt,
Den hat auch die Natur nicht mit Gefühl geschmückt.

Die Pflanzenwelt ist im Raume der Schöpfung dasjenige Feld, worauf die Phantasie des gemüthlichen Erdbewohners die lieblichsten Blüthen sammelt. Von hier aus verbreiteten sich die angenehmen Träume einer Feenwelt; nur in diesem Genuß der Natur lernt der Sterbliche der Erdengüter Höchstes, das Leben, erst kennen und schätzen. — Wie angenehm ist es daher nicht, sich das bezaubernde Bild einer üppigen Vegetation im Freien, in seinem Zimmer im Kleinen zu schaffen, und um so mehr verdienen die Pflanzen, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, eine Berücksichtigung vor so vielen andern Zeitkürzungen, denen sich so gerne der Mensch in seinen Erholungsstunden hingiebt, weil diese Lieblinge jede auf sie verwendete Pflege und Mühe nicht nur schnell mit ihren lieblichen Blüthen und Blumen lohnen, sondern sich auch in dem ihnen zur Vegetation angewiesenen, beschränkten Erdreiche eben so schön als im freien Lande erheben, und uns nicht, wie die Vögel, den Verlust ihrer Freiheit durch Monate langes Trauern fühlen lassen.

Der Verfasser hat das Werk, ausser der Einleitung und den Schlußbemerkungen, in vier Abschnitte eingetheilt, die wieder ihre Unterabtheilungen erhalten haben. Der erste Abschnitt enthält die Erde, Luft, Wärme, das Licht, Wasser und die Blumentöpfe eines Zimmergartens; der zweite: die Pflanzen, welche den Winter hindurch bis zum Frühjahr im Zimmer getrieben werden und blühen; der dritte: die Pflanzen, welche das Frühjahr und den Sommer hindurch im Zimmer gezogen werden und blühen u. s. w.; der vierte: die Insekten, welche der Zimmervegetation schädlich werden.

Der Verfasser hat unter der großen Anzahl von Pflanzen, welche sich zum Zimmergarten eignen, eine Auswahl getroffen, und wir glauben, daß diese Auswahl, unter den ältern und neuern Gewächsen, dem Publikum gewiß sehr willkommen seyn wird, da sie die schönsten betrifft. Was die Wartung und Pflege der Pflanzen anbetrifft, so stellt der Verfasser hierin größtentheils seine eigenen mehrjährigen Beobachtungen in seinem Zimmergarten auf, wodurch er beweiset, daß man die Pflanzen, bei Berücksichtigung alles dessen, was im Zimmer einen Einfluß auf die beschränkte Vegetation zeigt, weit schöner, als selbst im Freien erziehen kann.

Wir können dieses Werk den Liebhabern der Flora nicht besser anempfehlen, als wenn wir dasjenige, was der Verfasser in der Einleitung von der Verehrung der Blumen bei den Alten und der fortschreitenden Kultur derselben bis auf unsere Zeit sagt, hier herausheben.

Unter den mannigfaltigen Umgebungen des Menschen im Raume der Schöpfung behauptet die Pflanzenwelt einen vorzüglichen Rang. Sie ermuntert den Tiefsinnigen und Träumenden, erheitert und belebt den Trübsinnigen und Trauernden, lächelt dem Frohen und entzückt und begeistert den Gefühlvollen — den Dichter. Dieser von den Stürmen des Herzens aufgeregte Liebling der Natur klagt und sagt seine

Leiden und Freuden den Bäumen und Blumen: sie sind die Vertrauten seiner Geheimnisse, die Linderer der Leiden, die Mitempfinder der Freuden; ihnen öffnet sich das schwer belastete Herz, und jedes Rauschen der Blätter, jedes Lächeln der Blume ist die geheimnißvolle Sprache, die seine Schwermuth mildert und seinen Frohsinn steigert.

Schon bei den Alten standen die Blumen in hohem Ansehen. Die Griechen opferten ihren Todten die mannigfaltigsten weißen und rothen Blumen, als: den Amarath, womit die Thessalier zuerst des Achilles Grab schmückten, die Rose, Lilie, Myrthe, den Rosmarin, Jasmin u. s. w.; sie waren aber nicht dieser ernsten Betrachtung allein gewidmet, sondern dienten auch als Sinnbilder u. s. w. bei allen fröhlichen Gelegenheiten, und besonders bei den Angelegenheiten des Herzens. Die Liebhaber schmückten die Thüren ihrer Geliebten mit Blumen und Kränzen, welcher Gebrauch auch den Neu-Griechen geblieben ist. — War der Kranz eines Jünglings nicht zusammen gebunden, so war dies ein Zeichen seiner leidenschaftlichen Liebe, und war das Mädchen mit dem Flechten eines Kranzes beschäftiget, so gab sie dadurch einen Beweis der ihrigen. Die Kränze wurden bei einem Liebesbruch zerrissen und einer Gottheit geopfert; diejenigen einer glücklichen, durch die Ehe gekrönten Liebe aber bis zum Tode aufbewahrt und auf das Grab gelegt.

Den Römern waren die Blumen nicht minder wichtig und heilig, als den Griechen. Bei dem Einzuge eines Feldherrn oder Kaisers und bei den Leichenbegängnissen großer Männer bestreute man die Straßen, wodurch der Zug ging, mit Blumen; auch den Todten und ihren Gräbern widerfuhr diese Ehre.

Bei den Morgenländern sind die Blumen zu einer eigenen, sinnreich ersonnenen Sprache, Blumensprache genannt, vereinigt worden. Jedes Blümchen in einem Strauß hat seine Bedeutung, oder ist vielmehr ein bedeutungsvolles Wort; alle Blumen darin, mit Bindewörtern verbunden, geben eine zusammenhängende Rede, so daß der ganze Strauß, welcher Selam (Gruß) genannt wird, ein vollkommenes, nach Art der Zusammensetzung, gut stylisirtes Liebesbriefchen ist, welches um so kräftiger auf das zarte, hier nur zur Sklaverei verdammte, schöne Geschlecht wirkt, und Sehnsucht, Verlangen und Wünsche bis zum höchsten Grade steigert, da nicht der todte Buchstabe die Empfindungen des Geliebten schildert, sondern die lebenden, auf jedes Gemüth tief einwirkenden Blumen sie mit den lieblichsten Farben mahlen.

Mit der Einführung des Christenthums in Europa erreichte das Sinnbildliche der Blumen sein Ende. Wie hätte auch der Pfaffengeist, wie dieser zur Regierung der Welt sich aufschwingenden Kuttenträger diesen heidnischen Gebrauch dulden können! — Man streute zwar noch Blumen in den christlich katholischen Ländern auf die Straße, durch welche Prozessionen mit dem Allerheiligsten zogen; man schmückte noch die Fenster, Thüren, Balkone u. s. w. mit diesen Lieblingen der Natur; aber wie ganz anders geschah dieses Streuen und Schmücken! — Gab es eine heidnische, ungläubige, unwissende und menschenfeindlich grausame Zeit, so war es gewiß die der ersten christlichen Jahrhunderte, wo dem Aberglauben durch die Priester die Thore geöffnet wurden, und wo Verstand und Vernunft, auf eine geraume Zeit gefangen, nur dem Unsinn und den groben Lastern Platz machten. Nur als die verschwundene Dichtkunst und Malerei, die Lieblinge der Natur, sich in Süden

Europa's wieder zu erheben anfingen, da erhielten auch die Blumen wieder einige Bedeutung. Die Liebenden sahen die Rose, Myrthe, das Veilchen und das Vergißmeinnicht nicht mehr gleichgültig und bedeutungslos an; eine jede dieser Blumen sprach für die stumme Liebe, und wenn gleich der gemeine Haufen sie noch als einen leeren Schmuck, mit papiernen Heiligenbilderchen, Bändern und anderem Tand, auf der Straße und aus den Fenstern dem hölzernen Herrgott opferte, so waren sie doch in dem Herzen der wenigen Edeln, welchen die Fackel des Verstandes und der Vernunft durch das finstere Labyrinth des Glaubens leuchtete, schon wieder bedeutungsvoll.

Bei der steigenden Aufklärung in einzelnen Theilen Europa's, besonders nach der Reformation in Deutschland, wurden auch die Naturwissenschaften mit mehr Eifer betrieben, und so wie die Gefühlswissenschaften, Dichtkunst, Malerei u. s. w. sich zu heben und auszubreiten anfingen, so wurde auch die Gartenkunst beachtet und mit gehoben. Auch die Mönche fingen jetzt an, sich mehr mit der Kräuterkunde zu beschäftigen, und ihren Bemühungen verdanken wir manche schöne Blume, die aus ihrem einsamen Klostergarten zu uns herüber kam. Die Blumenliebhaberei stieg seit der Reformation mit jedem Jahrhundert immer höher; und besonders verdanken wir die Veredelung der schönsten morgenländischen Blumen, die jetzt vor unsern Fenstern mit ihren lieblichen Spielarten prangen, den Holländern. Diese Blumenkultur bezog sich aber nur auf den Garten im Freien; in den Zimmern erblickte man nur hin und wieder ein Paar Pflänzchen in Töpfen an den Fenstern; dagegen gehörten Vasen, Gläser u. s. w., mit abgeschnittenen Blumen reich geschmückt, zur damaligen Zierde eines Zimmers. Ja, es gab sogar eine Zeit, wo man Blumen im Zimmer zu ziehen für durchaus schädlich hielt; allein diese Schädlichkeit der Blumen war nur der Unachtsamkeit und Unkunde der Besitzer zuzuschreiben; auch hat diese Besorgniß, dem Himmel sey es gedankt, keinen Einfluß auf die Zimmer-Flora gehabt.

Zu den ersten Zimmergarten gaben wahrscheinlich die Zwiebelgewächse Veranlassung. Im Frühjahr und Sommer genoß man die Blumen in den Gärten; vor den Zimmerfenstern prangten die im Wasser stehenden abgeschnittenen Blumen und einzelne Nelken-, Rosen- und andere Stöcke, die man im Garten aus der Erde hob und sie mit dem Erdballen in Blumentöpfe setzte, aber nach dem Abblühen, als gänzlich abgestorben, wieder wegwarf. Diese Unvollkommenheit der Zimmervegetation spornte nach und nach mehrere Blumenliebhaber zu verschiedenen Versuchen an; und da die Zwiebelgewächse in ihrem Vaterlande zu einer Zeit blühen, wo bei uns Schnee und Eis die Gefilde deckt, so fiel man darauf, sie durch eine künstliche Wärme zu derselben Zeit, auch wohl noch früher, bei uns zur Blüthe zu bringen.

Die eigentliche Periode der Zimmer-Flora und der höhern sinnbildlichen Deutung der Blumen bei den Deutschen fängt erst mit der schönen Morgenröthe unserer Dichtkunst, in der Mitte und zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, an, als Uz, Haller, Geßner, Hagedorn, Göthe, Hölty, Kleist, Voß, Schiller, Matthison u. s. w. die schöne Natur besangen; da prangte erst die Rose, Lilie, Myrthe, der Epheu, Rosmarin, das Veilchen, Vergißmeinnicht u. s. w. vor den Fenstern in Töpfen; da erst auf dem Hute und vor dem Busen des Mädchens, an der Weste oder dem Rocke des Jünglings; da wand man Kränze, band Sträuße,

warf sich bei frohen Spielen mit Blumen; da erst schmückte man symbolisch die Gräber der geliebten Verstorbenen mit diesen Lieblingen, pflanzte Rosmarin, Jasmin und Cypresse um ihre Hügel, und seit dieser schönen Vergangenheit sind unsere Garten und Zimmer erst mit den prachtvollsten Blumen aus allen Welttheilen geschmückt und unsere Garten-Literatur mit den besten Werken bereichert worden.

Anzeige.

Dem Herrn Hauptmann Wermuth ist zufolge dessen Anzeige, zur Unterstützung der am 15. d. M. von Drillingen entbundenen Wöchnerin, von verschiedenen hiesigen Menschenfreunden, ausser Kinderzeug, Hemde, Binden ꝛc. ꝛc. auch an baarem Gelde 68 Thaler 46 Grote geworden; für welche schnelle Hülfe derselbe Namens der Aeltern der drei armen Kinder den Gebern den wärmsten, innigsten Dank sagt, indem dadurch Vieles zur Erhaltung des Lebens derselben beigetragen und ein neuer Beweiß von der edlen Mildthätigkeit der Einwohner Bremens gegeben ist. Herr Hauptmann W. giebt die empfangenen Sachen und Gelder einzeln an (welche Specification ein Jeder beim Herausgeber dieser Wochenschrift einsehen kann) und fügt deren Anzeige noch die Nachricht hinzu: daß sich Mutter und Kinder sehr wohl befinden, für letztere bereits eine gesunde Amme angenommen ist und die Mutter eine gesundere und bessere Wohnung bezogen hat.

Die Redaktion.

Gedanken von Pope.

Nie haßt eine Frau einen Mann, weil er Liebe gegen sie fühlt; wohl aber könnte sie ihn hassen, wenn er Freundschaft für sie hat.

Die Frauen behandeln die Liebhaber wie Karten. Sie brauchen sie einige Zeit, und wenn sie damit gewonnen haben, werfen sie dieselben weg, und verlangen andre; aber oft verlieren sie mit den neuen, was sie mit den alten gewonnen haben.

Der Verstand mancher Menschen gleicht einer Blendlaterne; sie erleuchtet nur demjenigen, der sie trägt, den Weg.

Kleine Seelen gleichen kleinen Flaschen mit engem Halse; je weniger darin ist, desto mehr Geräusch beim Ausgießen.

Ein zerstreutes Leben macht nur diejenigen glücklich, die nicht zu denken wissen.

Nachricht.

(Eingesandt.)

Da ich aus dem Wochenblatte, wie auch dem hiesigen Bürgerfreunde vernommen habe: als sollte nur ein Einziger von hier bei der letzten Schlacht bei Waterloo blessirt geworden seyn, so finde ich mich dadurch aufgefordert, anzuzeigen: daß ich den ersten Feldzug mit den hiesigen Haaseaten, den zweiten mit dem Osnabrücker Feldbatallion mitgemacht habe, wo ich bei letzterem in der Schlacht bei Waterloo am rechten Arm blessirt worden bin, wodurch derselbe gänzlich steif geblieben — Ich würde mich hiedurch in einem höchst verlassenen Zustande befinden, wenn ich nicht durch die gütige Fürsorge der hannöverschen Regierung zu einer Pension von 3 Rthlr. 24 Gr. Monatlich aufgeschrieben wäre. Da ich nun ferner vernommen, daß von hiesigen wohlgesinnten Menschenfreunden ein gewisses Geld zur Unterstützung verwundeter Krieger zusammengebracht worden, so hoffe ich wird mein

Wunsch, daran Antheil nehmen zu können nicht für ungerecht angesehen werden; ich zweifle auch keineswegs, daß wenn ich als ein Blessirter von Waterloo früher bekannt gewesen, daß mir diese Unterstützung so gut wie einem Anderen schon früher zu Genuß gekommen wäre; da aber dieses nicht der Fall war, so war es unmöglich: aus dieser Ursache habe ich mich erdreistet meine Lage hiedurch bekannt zu machen.

Daniel Meyer.

Noch ein Wort zu der Tröstung in Nro. 25 des Bürgerfreundes.

Hat der Verfasser des Aufsatzes über das Wörtlein: Ueberschuß in Nro. 22 dieser Blätter seine Meinung zu trocken und dürre gesagt, so hat dagegen der Tröstende in Nro. 25 die seinige fast in zu freundliche Worte gehüllt, die weniger einen festen Standpunkt der Beurtheilung zeigen, als auf den Wogen des Wohllauts einwiegen können.

Der Sinn darin läßt sich ungefähr auf folgende Gedanken zurückführen:

Da der größte Theil der von dem Vereine für verwundete Krieger gesammelten Beiträge in der Zeit der Noth auf das zweckmäßigste verwendet worden, so ist es nach Umlauf zwei voller Jahre ungewiß, welches die beste und pflichtmäßigste Anwendung des noch vorhandenen Ueberschusses sey. Man muß dabei einen Blick auf unsre Vaterstadt zurückwerfen und auf die Quellen, aus denen jene Beiträge geschöpft worden. Die Gleichheit der Summe des Ueberschusses mit jener der öffentlich (hier) gesammelten Beiträge ist gewiß bedeutsam.

Die Pflicht gebietet, unter allen guten Zwecken den besten zu suchen und zu erwählen ꝛc." —

Der letzte Satz ist von dem Verfasser gewiß nicht so irrig gemeint, als er ausgesprochen ist. Ohne den Zusatz: so lange das Wählen erlaubt ist, — würde er der Casuistik und der Moral angehören, welche nach einem gewissen geistlichen Orden benannt zu werden pflegt.

Wohl darf und soll man vorher sich besinnen und auswählen, für welchen guten Zweck man Sammlungen anstellen will. Hat man aber das Gesammelte in Empfang genommen, so fängt nicht wieder eine neue Ueberlegung an, für welchen Zweck man nun auch wirklich das Gesammelte ausgeben will. — Der Zweck steht dann ganz fest, so lange er erfüllbar ist, vorausgesetzt, daß er zu den erlaubten gehört. Nur über die besten Mittel, wie der Zweck am vollständigsten erfüllt werden kann, bleiben Ueberlegung und Wahl noch offen.

Der Rückblick auf unsre Vaterstadt kann hierin nicht stören. Trübe ist er nicht, vielmehr erheiternd, wenn man die heilsamen Anstalten sieht, die in ihr gedeihen, auch ohne Benutzung der für Verwundete gesammelten Gelder. — Sieht man aber auf die Quellen, aus denen diese geschöpft sind, so zeigt sich gerade darin ein Grund mehr, den Zweck zu ehren. Denn für keinen andern würde damals so viel Geld gegeben seyn, für keinen andern würde der Unbemittelte, und selbst der Dürftige, von dem fast Unentbehrlichen so willig geopfert haben! Das ist unbestreitbar! — Darf wohl diesen Empfindungen der Dankbarkeit, des Mitleids, des Gemeinsinns, der wahre Gegenstand entrückt werden, so lange er noch zu finden ist? Dann wären sie einer Theater-Rührung zu vergleichen, die ein gesunder Schlaf wieder beschwichtigt. — Sammler und Geber hatten sich dann nur eingebildet, für

deutsche Streiter zu sammeln, ihnen zu geben.

Ist die Gleichheit der Summe des Ueberschusses mit jener der öffentlich gesammelten Beiträge wirklich bedeutsam, so ist sie es nur dadurch, daß sie uns vor einer künftigen Anklage warnt: mehr mit fremden Beiträgen, als mit den unsrigen die Verwundeten erquickt zu haben. —— Die einen, wie die andern sind dem Vereine von größtentheils unbekannten Gebern anvertraut. Hätten Auswärtige uns nichts anvertraut, so wäre wohl kaum ein Ueberschuß jetzt vorhanden. Könnten sie nicht fragen: Haben wir denn für Bremen gesammelt? „Warum sollen gerade „unsere Beiträge zu den ausgegebenen gezählt „werden, und nicht die eurigen?"

Man fragt aber: Sind denn noch Verwundete aus dem letzten Kriege da, die unsrer Hülfe bedürfen?

Tausende deckt freilich schon der Rasen, und wohl Tausende treten lebensmunter wieder auf, und freuen sich ihrer Narben. — Von ihnen wird nicht die Rede seyn. Aber Hunderte schleichen als Krüppel umher, unfähig zur Arbeit, und zu jedem frischen Lebensgefühl. — Dem Kreise kräftiger Jugendgenossen und der Kriegskameraden fühlen sie immer mehr sich entfremdet und verlassen in der Welt, wenn sie auch den Hungertod nicht zu fürchten haben.

Sind Invaliden nicht mehr zu den Verwundeten zu rechnen? Sie heißen ja darum Invaliden, weil ihre Wunden nicht ganz heilbar sind, wenn auch die Verletzung mit einer Narbe sich geschlossen hat.

Viele sind unter ihnen, welche der Wissenschaft und Kunst ihr Leben gewidmet hatten, mit ungeübter Hand das Schwert ergriffen, alle Bedenken abwiesen mit der Entscheidungszeit und der Liebe zum deutschen Volke. Die Wunden aus den Junitagen sind wohl äußerlich vernarbt, aber innere Verletzungen ziehen, als Krankheitsursachen, nach siechem Leben zum frühen Grabe. — Hülflosigkeit, ungewohnten Mangel und Geschäftsunfähigkeit doppelt empfindend, haben sie Muße, die Gleichgültigkeit eines Zeitalters zu erwägen, welches über die eigne Theilnahme an fremden Wunden, nun, da die Gefahr vorüber ist, schon zu erstaunen, und sich selbst zu bewundern anfängt, daß für die Wunden noch mehr Silber hergegeben ist, als Blut daraus geflossen?

Verdienen diese Krieger nicht von uns einer zuvorkommenden Aufmerksamkeit, damit sie merken, wie doch nicht Alle glauben, sich schon mit ihnen abgefunden, die Schuld abgetragen zu haben?

Man entferne sie nicht aus ihrer Heimath, aber man suche das vorzügliche Verdienst und die schwersten Opfer auf, und in unsrer Stadt werden sich Männer finden, die solches zu erkunden verstehen und vermögen, und nach und nach ihnen Hülfe zukommen lassen. Man sey unbesorgt, daß des Geldes zu viel vorhanden sey. Auf zehn und zwanzig Jahre vertheilt, wird noch manche Hülfe zu wünschen übrig bleiben. — Auch in den Lazarethen liegen noch manche mit ungeheilten Wunden!

Sammelt man nicht in Deutschland noch jetzt Beiträge für die Invaliden? — und die schon gesammelten könnten ihnen noch entzogen oder geschmälert werden? und gar von uns? —— Die Unterscheidung zwischen Capital und Zinsen ist bodenlos. Was für Eines Recht ist, muß auch für das Andre gelten!

Die letzte Erinnerung des Verfassers der Tröstung ꝛc. ist sehr ernst; möge sie von Allen beherzigt werden, die in der Sache zu handeln haben! — Der gute Wille fehlt aber gewiß keinem; — nur von Wahrheit und Irrthum kann unter uns die Rede seyn.

An die Theater-Direction.

Ohnlängst versprach dieselbe die Aufführung von König Ingurd. Der allgemeine Wunsch, dieses Meisterstück auf unserer Bühne zu sehen, veranlaßt diese Erwähnung.

Auflösung des Räthsels in Nro. 25.

Bürgerfreund.

Druckfehler.

In Nro. 25 Seite 198 erste Spalte Zeile 7 von oben lies: dankend statt dann, kund; zweite Spalte Zeile 2 von unten lies: wichtiger statt richtiger.

N: 27.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 2. April 1818.

Die Sterne.

Sterne, drei nenn' ich Euch
Glänzend und Schimmer-gleich,
Freundlich und schön.
Breitet auch wild und graus
Schicksal den Fittig aus,
Hell durch die Nacht hinaus
Schimmernd sie sehn.

Glaube! wie hell und rein
Strahlet Dein heil'ger Schein,
Schimmernd in Pracht! —
Muthig dem Stern' vertraut!
Glaubend nur aufwärts schaut,
Würd' auch die Hölle laut,
Ihr seyd bewacht.

Tröstend der Hoffnung Licht
Leuchtend die Nacht durchbricht.
Lieblich und klar.
Bleibe nie, Hoffnung, fern!
Schimm're, Du schöner Stern,
Freundlich und mild und gern
Uns immerdar!

Eitel wär' unser Flehn?
Müßtest Du untergehn,
Wolken-umhüllt?
Bleibt uns kein rettend Licht,
Welches uns Trost verspricht,
Welches mit Zuversicht
Uns noch erfüllt? —

Freundlich schon steigt empor,
Glänzend im Sternenchor
Rosiges Licht.
Kennst Du die zarte Huld,
Womit so sanft Geduld
Ein uns in Leiden lullt?
Kennst Du sie nicht?

Siehe, sie glänzet still,
Wenn er verzagen will,
Ruh' ihm in's Herz,
Macht ihm den Busen leicht,
Hoffend den Stern sie zeigt,
Glaubend sie aufwärts steigt,
Lächelnd im Schmerz.

Möchten die Sterne klar
Leiten Euch immerdar
Freundlich und schön!
Glaubet und zaget nicht!
Hoff't! und wenn Hoffnung bricht,
Duldet! Zum Trost es spricht:
Leiden vergehn. —

Die treue Tochter.

So manchen rührenden Zug kindlicher Liebe, stiller Ergebung und edler Selbstverleugnung hat die Geschichte uns aufbehalten. Wäre, was ich erzählen will, nicht ebenfalls würdig, mit ehernem Griffel auf ihre unvergänglichen Tafeln gezeichnet zu werden?

Einfach und wahr, wie nach vielfachem, sorgfältigen Forschen mir die Kunde der nachfolgenden Begebenheit wurde, will ich sie mittheilen. Sie bedarf keinen Schmuck des Vortrags — keiner verschönernden Mitwirkung, um jedes fühlende Herz anzusprechen. In ihrer schlichten Wahrheit steht sie, auch wenn ihr alle Zier der Darstellung ermangelt, wie ein festes Denkmal der Treue, aber auch des Unglücks da — wohl werth, daß man eine Thräne ihr weihe.

Matthias Rottmann war ein armer Tagelöhner zu Willmars in Franken. Er ernährte gemeinschaftlich mit seiner rüstigen Hausfrau eine zahlreiche Familie durch mühselige Arbeit. Doch häuslicher Friede, Heiterkeit und Vertrauen auf Gott, würzten das sauer erworbene, kärgliche Stückchen Brod, dessen sie sich erfreuten, bis mit einer langwierigen Krankheit der sonst so thätigen Gattin, Sorge und Noth in ihre Hütte einzog.

Denn ob zwar Matthias seine Anstrengungen verdoppelte, ob er gleich oft die Nacht zu Hülfe nahm, den dürftigen Erwerb zu erhöhen — ob er gleich an der eigenen Nahrung sich es abbrach, um seine Kinder sättigen und der geliebten Kranken Linderung verschaffen zu können, so half dies alles doch nur wenig, und von Tag zu Tag vertiefte sich der bodenlose Abgrund des Elends, an dessen Rande er muthlos stand.

Der Winter 1803 begann mit einer ungewöhnlichen Härte — dringende Bedürfnisse, die in seinem Gefolge nahten, marterten den redlichen Hausvater, der ihnen nicht abzuhelfen wußte — dazu kam, um seine Bedrängniß auf's Höchste zu steigern, daß sich jetzt keine Gelegenheit mehr fand, etwas zu verdienen, da alle Arbeiten im Freien, der strengen Jahrszeit wegen, nicht fortzusetzen waren. Verzweiflungsvoll spähte er nach irgend einem Mittel umher, sich und die Seinigen vom schmählichen Hungertod zu retten — aber umsonst. Jeder Versuch mißlang — jedes Bemühen war vergebens.

Kummer und Mangel streckte nun auch den armen Matthias auf's Krankenlager, und während desselben suchte die hülflose Familie durch den Verkauf des entbehrlichen und endlich auch des unentbehrlichsten Hausraths die immer schärfer auf sie eindringende Noth abzuwehren. Leere Wände umstanden bereits das kümmerliche Strohlager, auf dem die Kranken seufzten — sogar die letzten Saamen-Kartoffeln, die Hoffnung des künftigen Jahres, waren verzehrt, und nur von den Sparren des Dachs unterhalten, nährte sich noch die belebende Flamme im Ofen, und hinderte die erstarrende Kälte, sich zum nagenden Hunger zu gesellen.

Da fühlte Matthias einst beim Ueberblick dieses Jammers die geschwundenen Kräfte feurig wiederkehren. Er raffte sich auf — es war, als habe die Gottheit, sich seiner erbarmend, ihm die Fülle der Gesundheit zurück gegeben, um noch einen — den letzten — Versuch, zur Erhaltung der Seinigen, zu wagen. Denn obgleich Marie, seine älteste Tochter, ein liebliches Mädchen von funfzehn Jahren, so sehr sich auch ihr Gefühl dagegen sträubte, sogar der Schmach des Bettelns sich unterzogen hatte, um ihre schmachtenden Eltern erquicken zu können, so war doch der auf diese traurige Weise erlangte Beistand so gering, das jetzt blos eine Aussicht zur Rettung ihnen noch übrig blieb.

Im Rhöngebirge nämlich, wo Matthias seine erste Jugend verlebte, hoffte er sein Andenken noch nicht bei denen erloschen, denen er treu und redlich gedient hatte. Verschiedene seiner ehemaligen Dienstherren waren wohlhabend — er kannte ihre menschenfreundliche Denkungsart. Gewiß, so träumte seine wieder Muth gewinnende Seele, werden sie von ihrem Ueberfluß mir so viel geben, als von nöthen ist, um nicht, sammt den Meinen, während dieses harten Winters umzukommen. Durch verdoppelten Fleiß will ich dann im Sommer suchen, die Unterstützung wieder zu erstatten, die mir jetzt das Leben fristen und Weib und Kinder erhalten wird.

Er theilte daher seiner Frau den Entschluß mit, sich auf die Wandrung zu begeben, und traf alle Anstalten, ihn schleunig, wie das Bedürfniß forderte, auszuführen. Aber ob sie gleich die dringende Nothwendigkeit baldiger Hülfe tief empfand, so konnte sie doch nicht ohne schmerzliche Wehmuth sich von ihrem kaum erst, wie sie glaubte, wieder hergestellten Mann trennen. Hätte sie seinen Zustand richtig beurtheilen können, so würde sie um keinen Preis der Welt ihn entlassen haben. Denn die regsame Lebendigkeit, die ihn beseelte, war nur eine täuschende Maske der Genesung — nur das durch schmeichelnde Hoffnung wieder angefachte Lämpchen, das noch einmal hell wieder aufflakkert, und dann — erlischt. Zu ihrer Beruhigung mußte er einwilligen, Marien als Begleiterin mit zu nehmen. Sie konnte wenigstens mit jugendlicher Stärke den Vater das steile Gebirg hinauf leiten, ihm die Traurigkeit des Alleinseyns, die Mühen des weiten, öden Weges versüßen, und — wenn Gott die Herzen der Menschen rührte, die er anzusprechen ging, die Lebensmittel ihm tragen helfen, mit denen er bald, recht bald zu den Hungernden zurück zu kehren gelobte.

Matthias hätte freilich lieber gesehen, daß Marie zur Pflege der noch immer schwachen Mutter zu Hause geblieben wäre, aber er konnte den vereinten Bitten seiner Lieben nicht widerstehn. Er küßte sein bleiches Weib, das ihm betend nachweinte, und trat am 25sten Februar 1803 den sauern Gang an, von dem kein ahnendes Vorgefühl ihm sagte, das es der letzte sey.

Anfangs schritt er muthig durch den tiefen Schnee dahin, der den rauhen Pfad bedeckte, aber bald erwieß sich's, daß nur die Spannung der Fieberhitze, keine wiedergekehrte Kraft, ihn aufrecht erhielt. Zu der tiefen Ermattung, die ihn überfiel, gesellte sich ein Schlagfluß, wie mehrere Kennzeichen an seinem Leichnam verriethen. Eine halbe Stunde von Oberelzbach, beim steinernen Hause, sank der Unglückliche zur Erde, und die zärtlich besorgte Tochter starb — ein Opfer ihrer Pflichten — mit ihm.

Wohl hätte sie sich retten können, wär' sie eilig geflohn, aber den Vater nicht zu verlassen, ihn wo möglich in's Bewußtseyn zurück zu rufen, schien ihr ein heiligerer Beruf, als der, das eigene Leben zu retten, das bald eine Beute der grimmigen Kälte wurde. Man fand nach zwei Tagen die beiden Erfrornen, und ihr herzzerreißender Anblick sprach nur zu deutlich das innige, wiewohl vergebene Streben kindlicher Liebe aus, die, ohne an sich zu denken, sich selber opferte. Denn die treue Tochter lag, fast entkleidet, über der Leiche des geliebten Vaters, als habe sie durch die jugendliche Wärme ihres Körpers den eiskalten Pfeil des Todes von seiner Brust abwehren wollen. Ihre Arme waren fest um ihn geschlungen — ihr Haar flatterte fesselos im Winde, denn sogar ihrer Kopfbedekkung hatte sie sich beraubt, den erstarrten Va-

ter wärmend zu umwinden. Unter seinem Haupte lag ihr Kamisol, über seinen Leib war ihr Rock gebreitet — ihr Halstuch hatte sie um seine Füße gewickelt. In ihren halbgeöffneten Augen glänzten noch die in Eis verwandelten Thränen, mit denen sie vielleicht, und ach! umsonst, um Hülfe rief. Der Frost hatte die zarten Rosen ihres Antlitzes festgehalten. Blühend, wie im Leben, war sie auch noch im Tode, und in den rührenden Schmerz, den ihre Mienen ausdrückten, mischte sich, tröstlich für jeden, der es schaute, jene sanfte Ergebung, die auch dann nicht murrt, wenn das Schicksal sie auf dornenvolle und dunkle Wege führt.

Ein gemeinschaftlicher Rasen deckt Vater und Tochter auf dem Kirchhof zu Oberelzbach. Man beeilte sich, als man ihre Ueberreste bestattet und die Veranlassung ihres vereinten Todes erfahren hatte, die beklagenswerthe Wittwe des unglücklichen Matthias thätig zu unterstützen — aber ach! wer konnte der Armen den verlornen Gatten und ihr liebliches Kind ersetzen, das — eine Blüthe, vom Sturm gebrochen — wohl werth gewesen wäre, noch länger die Erde zu schmücken?

Neue Erfindung, Kartoffeln zu einem guten Mehl zu bereiten.

Gemeinnützlich zu seyn, ist ein hohes Verdienst für den Menschen, und erfreuend für den, der sich sagen kann, er habe dazu mitgewirkt. Nicht bloß politische Gegenstände, Staatenschöpfung, Unterhandlungen über das Mein und Dein ganzer Länder, und nahe und ferne Kriege gehören unter die Bedürfnisse unsers Wissens; das individuelle Leben, unsere Erhaltung und das Verhältniß der Lebensmittel zu unserm Erwerbe liegen uns näher, als jene, und nie war diese Wahrheit fühlbarer, als in dem vorigen Jahre in den letzten Monaten vor der Erndte, wo Hülfsvereine, Erfindungen aller Art, um Ersatzmittel für das Brodt zu schaffen, Klagen aus allen Enden Deutschlands, Sorgen vor Hungersnoth, und die Angst vor den traurigen Folgen derselben, jeden denkenden Menschen an Geist und Sinn mehr beschäftigten, als alle Ereignisse des politischen Weltverkehrs. Noch sind die Preise der Lebensmitttel nicht in ihr altes Geleise zurückgetreten, und in manchen Ländern noch auf einer drückenden Höhe. Ob dies Wirkung des Wuchers, oder Folge des vorjährigen Mangels, oder was es sonst sey, untersuchen wir nicht. Wir glauben aber, daß alles das willkommen seyn und zur öffentlichen Bekanntmachung gehören müsse, was uns nicht nur Erleichterung und Verminderung unserer Unterhaltungskosten zu Händen giebt, sondern auch dem Wucher einen großen Theil seines hartnäckigen Haltens auf den hohen Preisen der Früchte benehmen muß. Der Fürst Friedrich von Sayn-Witgenstein hat seine Erfindung um Kartoffeln zu einem vortrefflichen Mehl zu bereiten, in einem kleinen Werkchen bekannt gemacht, dieses enthält die ganze Verfahrungsart in vier Operationen, die eben so einfach als faßlich sind. Zuerst müssen die Kartoffeln zu Nudeln gemacht, und dann diese Nudeln, wenn sie getrocknet sind, wie jede andere Frucht zu Mehl vermahlen werden. Wer von unsern Lesern je eine der gewöhnlichen Nudelfabriken sah, dem dringt der Begriff, die Anwendbarkeit und der Vortheil dieser ersten Operation, sich von selbst auf. Dem Werkchen sind zwei Kupfertafeln beigefügt, auf denen die Vorrichtungen abgebildet sind, und die zu mehrerer Faßlichkeit vieles beitragen. Wir haben seither über vortheilhafte Benutzung der Kartoffeln zu Mehl und Brodt in öffentlichen Blättern man-

ches gelesen, viele dieser Vorschläge genau geprüft, und gestehen allen diesen Methoden ihren Werth in vollem Maaße zu; glauben aber doch, daß vor allen jene des Fürsten von Witgenstein den Vorzug verdiene, weil sie außer dem, daß sie einfach und begreiflich ist, von der K. P. Regierung in Arnsberg durch eine Kommission untersucht, durch diese ihr das Zeugniß einer grossen Gemeinnützlichkeit ertheilt und von dem Erfinder bereits selbst im Großen ausgeführt worden ist. Ehe jene Untersuchung zu Arnsberg vorgenommen wurde, hatte der Fürst in edlem Eifer für die gute Sache sich damals, als der König in Kölln war, dorthin begeben und diesem seine Erfindung an Brodt und Mehl vorgelegt. Nachher ward in Arnsberg mit einer beträchtlichen Quantität Nudeln der Versuch gemacht, so daß, nachdem sie gemahlen worden waren, ein Bäcker in Pflichten genommen, Brodt von diesem Mehle nach verschiedenen Mischungen gebacken und ein Theil davon nach Berlin geschickt wurde.

Nach der von der Regierung in Arnsberg vorgenommenen Untersuchung und nach der Sendung des Probebrodts nach Berlin erhielt der Fürst noch von dem Minister des Innern in einem besondern Schreiben das schöne Zeugniß, daß er aus den dort eingelaufenen aktenmäßigen Verhandlungen gedachter Regierung und aus dem technischen Gutachten des Regierungs-Medizinalraths Dr. Stoll ersehen habe, daß die Vorschläge des Fürsten überall gut und zweckmäßig befunden worden seyen, und daß er, der Minister, wünsche, daß diese gemeinnützigen Bestrebungen recht fruchtbar werden möchten u. s. w.

Aus diesen Zeugnissen und aus den bereits gemachten bedeutenden Versuchen beweiset es sich von selbst, daß hier nicht von bloßen Theorien, Planen oder Rathgebereien, sondern von erfolgreichen Anwendungen und Ausführungen dieser Theorien, folglich von einer Erfindung die Rede ist, welche die sprechenden Beweise der Verwirklichung und des Nutzens gleich zur Seite hat. Zwar ist der Fürst von Witgenstein der erste nicht, der die Idee der Bearbeitung der Kartoffeln zu Nudeln und dann zu Mehl hatte, und bekannt machte. Schon zwanzig Jahre vor ihm, im Jahr 1797, hat der Professor Pictet zu Genf eine ähnliche Methode erfunden, die dem damaligen Wohlfahrts-Ausschusse zu Paris vorgelegt ward; allein das benimmt dem Guten der Sache nichts, und außerdem, daß es mehrmalen und sehr oft der Fall schon gewesen ist, daß zwei Männer, besonders im landökonomischen Fache, auf einen und denselben Gedanken gerathen sind, so steht hier doch das weit größere Verdienst auf der Seite des Fürsten; denn Pictet ging nur bis zu halbem Wege, und es blieb bei seinem Vorschlage, ohne daß derselbe vernützlichet worden wäre, wo im Gegentheil Fürst Witgenstein es nicht bei der bloßen Ankündigung seines Gegenstandes bewenden ließ, sondern aus eigenen Mitteln, mit Unkosten und Aufopferungen, auf die Ausführung hinarbeitete, und denn auch so glücklich war, das Resultat seiner Bemühungen mit dem dankwürdigsten Erfolge gekrönt zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Anfragen.

(Eingesandt.)

Bei dem, was Domherrn, Vicarien, Mönche, Catecheten, Beguinen u. a. für den Volksunterricht früher oder später auch geleistet hatten und einige davon etwa noch leisteten, war die gräulichste Unwissenheit eingerissen. Jene sowohl, als ihre, zum Theil fetten Pfründen sind, wenigstens in der protestantischen Kirche, nicht mehr für den Volksunterricht vorhanden.

Als man in der christlichen Kirche, gedrungen durch diese Unwissenheit des Volks, den Küster, oder Cantor, oder Organisten, die als solche „nicht als Schulmeister" ihre Wohnung, ihre Grundstücke, ihre Emolumente hatten, nun zu Gehülfen des Pastors in Beziehung auf Volksunterricht, machte, damit „die liebe Jugend hier lesen und ein Sprüchlein lernen möge" und auf diese Weise den Bedienungen der benannten Kirchen-Officianten noch die, eines Schulmeisters inoculirte, wurde dafür ein, damals passendes Schulgeld zugelegt.

Bekanntlich ist nun 1.) seit dreihundert Jahren der Preis aller Lebensbedürfnisse nicht nur sehr gestiegen; sondern letztere haben sich auch in allen Ständen vervielfältigt. Man hat auch, im Drange dieses Gefühls, längst schon den Knechten, Mägden, Gehülfen, Tagelöhnern, Handwerkern, Soldaten ꝛc. ꝛc. ihren Lohn erhöht; aber der des Schulmeisters, ist an den meisten Orten noch immer derselbe, oder ist doch wohl nicht verhältnißmäßig erhöht. Und 2.) soll der Schulmeister jetzt nicht nur Lesen und ein Sprüchlein lehren; „Unterricht im Schreiben und Rechnen ist schon früher hinzugekommen" sondern nach der Forderung des Zeitgeistes; nach der Forderung unsrer besten pädagogischen Schriftsteller; nach An- und Aufgabe mehrerer Hand- und Hülfsbücher für Schulen z. B. „Junkers und mancher andern;" nach Anleitung und Vorschrift mehrerer Methoden-Bücher und Schulpläne; nach der Erwartung, auch wohl Forderung mancher Schulvorsteher, Pastoren und Eltern, die es mit dem Menschengeschlechte redlich meinen; nach einigen spätern und neuern Schulordnungen und Instructionen soll er auch so manches und so mancherlei lehren. Es ist ihm zugleich hohe Pflicht, einen bedeutenden Theil der sittlichen Erziehung bei der Jugend zu übernehmen und zu besorgen.

Da nun zur Erfüllung dieser sehr nützlichen, zum Theil jetzt hochnöthigen Forderungen, unstreitig hohe Rechtschaffenheit; viele Bildung und Fortbildung; viele geistige und körperliche Kraft gehört; so wünscht man, so bestimmt als möglich, zu wissen: Wie viel muß jetzt in dieser gedoppelten Berücksichtigung der Schulmeister an Schulgeld haben, wenn man gerecht gegen ihn verfahren will? Oder, welches ist das Verhältniß zwischen vormaliger und jetziger Arbeit; zwischen dem vorigen und jetzigem Lohne? Und wie wäre nun dieser Mann, an den man solche Forderung macht, und der selbige nach möglichster Weise entsprechen soll und entspricht, in der Reihe der bürgerlichen Gesellschaft zu stellen?

..... am 27. März 1818.

rd.

Zu wie viel Pfunden hat man den Centner beim Kaufen des Heu's anzunehmen? Die vielen Streitigkeiten deswegen, veranlassen diese Anfrage.

Der Flibustier.

(Fortsetzung.)

Die Sieste war vorüber, die Gondeln harrten am Ufer des Schloßgartens, in den eben der Fremde trat. Mit unwilligem Staunen sah er, wie ein stolzer Spanier mit unfreundlichen Zügen, Abschiednehmend die reizende Maria mit kühler Vertraulichkeit umarmte, die auf ein wohl erworbnes ruhig genossenes Recht zu dewten schien. Mein Sohn, Don Antonio, Oberr Alkalde von Panama, sprach der Statthalter, ihn dem Fremden präsentirend, und mit Mühe zwang sich dieser zu den unvermeidlichsten Höflichkeiten gegen den Mann, der ihm durch die vornehme Miene, mit der er ihn musterte, noch verhaßter wurde. — Er wird bedauern, Eure werthe Bekanntschaft nicht genauer machen zu können, fuhr Don Gusmann fort, denn er reist so eben im Dienst des Königs, unsers Herrn, mit einer wichtigen Botschaft nach Hispaniola ab. Da flog ein schadenfroher Zug überr Gormas Gesicht, und er wollte sich schon mit einer höhnischen Verbeugung von dem Alkalde beurlauben. Doch bald darauf siegte ein besseres Gefühl, und er fragte mit Theilnahme: welchen Weg der Reisende zu nehmen gedenke? — Er geht über das Kastell des heiligen Lorenz

und die Insel der heiligen Katharina, um den dortigen Kommandanten meine Befehle zu bringen, erwiederte der Statthalter. — Um Gottes willen nicht, rief Gormas bewegt, und, setzte er kalt hinzu: Er würde dort, nach den Nachrichten, die ich habe, nicht sicher seyn. Ich rathe zu Land nach Karthagena abzugehen. — Was könnte wohl die Veranlassung dieses seltsamen Umwegs seyn, fragte unfreundlich Don Antonio, doch nicht Morgans verächtliche Diebesbande? — Da müßte ich Euch doch ersuchen Don, einem spanischen Edelmann, wenn er auch nicht in Kriegsdiensten steht, bessern Muth zuzutrauen. — Auch der Held muß am Ende der Menge erliegen, sprach seinen Zorn bekämpfend, der Fremde. Ich gebe Euch mein Ritterwort, daß ich in Eurer Lage die nämliche Behutsamkeit üben würde, die ich Euch wohlmeinend rathe. — Einem Jünglinge wie Ihr, rief mit beleidigendem Uebermuth der Alkalde, ziemt es, Schlüsse von sich auf andere, und guten Rath wenigstens so lange zurückzuhalten, bis er Euch abgefordert wird. Damit wandte er ihm den Rücken, und ging auf den Pallast zu. — Zum Degen zuckte Gormas Faust, doch noch einmal bezwang er sich, ging Don Antonio nach, und sprach dringend: Und wenn Ihr nun das Kastell und die Insel schon in der Küstenbrüder Händen, diese schon auf dem Marsche gen Panama fändet, würdet Ihr auch dann noch meine treue Warnung verachten? — Es wäre wohl eine verkehrte Welt, sprach stolz der Alkalde, in der sich der Richter vor dem Diebe fürchten müßte. Ich reise unter starker Begleitung, und die Räuber mögen Gott danken, wenn ich sie nicht finde! Damit entfernte er sich eilend, seinen guten Genius keines Blikkes weiter würdigend. Traurend, das gute Werk, das er bezweckt, mißlungen zu sehn, kehrte Gormas zur Gesellschaft zurück. Don Gusmann trieb zum Aufbruch. Dem Fremdling ward das Ehrenamt, Marien zur Gondel zu führen, und tief bewegt lispelte sie ihm bei dem Einsteigen zu: Wer Ihr auch seyn mögt, Ihr seyd ein edler Mann, und ich bin unbekümmert.

Die Sonne lag im Meere, im reinen tiefblauen Azur des südlichen Himmels hing des Mondes schmale Silbersichel über dem Golf von Panama, und beleuchtete mit ihrem magischen Scheine die liebliche Inselgruppe, die, durch Natur und Kunst den Namen der Gärten von Panama verdienend, gleich Zauber-Paradiesen auf den Fluthen schwamm. In den Sälen von Don Gusmanns Villa flimmerten tausend Kerzen, und reizende Donnen drehten sich lieblich im üppigen Fandango, von den jungen Dons mit begehrender Bewunderung angestaunt. An des Statthalters Ohr lag, einer Biene gleich, der Pater Ignatius, aber nicht um Honig zu holen, sondern des Verdachtes Schleichgift hinein zu träufeln. Scharf wurden Beide von Donna Maria beobachtet, und als sie einen fürchterlichen Blick gewahrte, den, nach langem Wortwechsel mit Ignatius, ihr Schwiegervater auf Don Gormas warf, ergriff sie plötzlich des letztern Hand, und zog ihn hastig aus dem Saale, und durch den Pomeranzenhayn, der die Villa umduftete, zu einer tief im Dickicht liegenden Grotte, um die tausend Feuerkäfer, gleich lebendigen Lampen, schwirrten, und hell genug leuchteten, um die Bestürzung auf des Jünglings Gesicht von den scharfen Blicken Mariens erkennen zu lassen. Ihr täuscht mich nicht länger, Don, rief das schöne Weib in wilder Bewegung. Diese Tracht gebührt Euch nicht, dies Olivendunkel, das den Creolen lügen soll, ist Eure natürliche Farbe so wenig, als das Ne-

gerschwarz die meine war, da Ihr mich auf Tortuga rettetet. Gott, meine Ahnung! jauchzte der Jüngling zu ihren Füßen stürzend, Ihr seyd Maria! Und Ihr seyd Montbars, des Vertilgers Sohn, und selbst zum Vertilger schon geworden, sprach Maria mit strafendem Ernst, gleich einer zürnenden Göttin auf ihn herabblikkend, und setzte dann in weichen Tönnen hinzu: O Himmels-Königin, wie kann ein Räuber solche Züge tragen! Da riß der gekränkte Stolz Montbars vom Boden auf, und er sprach empört: Ich habe heute zum erstenmale gelogen, doch mag ich nicht lügen, um ein Daseyn zu retten, das nichts mir gilt, da ich von Euch verachtet mich sehe. Ja, ich bin Montbars, des Vertilgers Sohn, und Admiral der Küstenbrüder, die unter Morgans Führung Panama bedrohen. Als Kundschafter kam ich hierher zu Spaniens sicherem Verderben. Nun wißt Ihr alles, geht und meldet es dem Statthalter. Ich werde nicht entflieh'n, ich gebe Euch mein Räuberwort, daß ich Eure Söldner hier erwarte, um mit der Klinge in der Faust einen ehrlichen Soldatentod zu sterben. Mensch, bist Du unter Deinen Räubern schon so böse geworden, um der Liebe Verrath zuzutrauen? fragte Maria ihn schmerzlich. Könnte ich den dem Henkerbeil liefern, der meine Ehre und mein Leben rettete, mir die Freiheit wieder gab, und mit seltenem Edelmuth den Feind warnte, dessen Daseyn allein zwischen ihm und seinem Glücke steht. So war es also Dein Gatte, den ich retten wollte! rief Montbars mit wüthendem Schmerze. Nur für den begünstigten Freund hielt ich den frechen Spanier; doch hätte ich die Wahrheit ahnen können, denn so umarmt der Liebe zarte Sehnsucht nicht, so küßt gesättigte Begier die Schönheit, deren Reize ihr nicht neu mehr sind. Heiliger Gott! was warf Dich diesem Menschen in die Arme? Des Vaters harter Wille, seufzte Maria, der selbst des Klosters heiliges Asyl mir versagte, um das ich flehte, ein geliebtes Bild auf des Herzens unentweihtem Altar anzubeten. O Montbars, ich bin sehr unglücklich, in der Entbehrung, und im aufgedrungenen Besitze. So liebst Du also selbst den Räuber! Du Heilige, Sündenlose, rief Montbars, seine gefährliche Lage und der Gattin unauflößliche Bande vergessend, und preßte Marien an sein Herz. Ihr voller Arm umschlang seinen starken Nacken, ihre Lippen nahesten sich. Einem Morgennebel gleich umschleierte eine süße Ohnmacht das Auge der schönen Frau, in Liebe aufgelößt, sank sie auf die Moosbank, Flammenwünsche durchzuckten Montbars Herz, und weinend wollte sich schon Mariens Schutzgeist von ihr wenden, da rettete ein glücklicher Zufall, wie die kurzsichtigen Menschen den Finger Gottes oft zu nennen pflegen, des edeln Paares Unschuld, denn athemlos stürzte Don Diego aus dem Pomeranzenhain zur Grotte. Ihr seyd erkannt! rief er Montbars zu, Pater Ignatus hat Euch durchschaut, der Statthalter wüthet. Ich habe den Befehl, Euch zu verhaften. Ich weiß, was mir die Pflicht des Vasallen und Kriegers gebeut, weiß, welch' einen gefährlichen Feind meines Vaterlandes ich in Euch rette; doch über alles geht des Ritters Ehre, sie verbietet mir, den Arm in Fesseln zu schlagen, der vor der Bukaner Mordlust mich schützte und in den rettenden Kahn mich trug. Ich gehe jetzt, meine Soldaten zu sammeln, meine Schwester mag Euch unterdeß den geheimen Pfad zum Ufer führen. Dort findet Ihr eine Gondel mit zwei Negern, auf die Ihr Euch verlassen mögt. Gott schütze Eure Fahrt, und füg' es gnädig, daß, wenn wir einst uns wieder sehen, der Druck Eurer reinen Hand mir danke. Und ohne eine Antwort zu erwarten, stürzte der edle Jüngling fort, und verschwand bald unter den Pommeranzen-Bäumen. Zitternd raffte Maria sich auf, ergriff des verstörten Montbars eiskalte Hand, und willenlos ließ er sich durch das dicht verschlungene Gebüsch von ihr zum Ufer fortziehn, an dem die Gondel harrte. Lange standen hier die Liebenden in schweigender Umarmung, da begann der Morgenpurpur aus dem Meer herauf zu dämmern, und mit einer allen Begriff übersteigenden Schnelle flog der funkelnde Morgenstern, der Johannes der irdischen Sonne, seine Strahlenbahn, während die andern Sterne im schwächern Licht verglimmen. Der Stern der Liebe leuchtet meinem Pfade! rief Montbars. Ich nehme freudig die holde Vorbedeutung an. Mir sagt es mein Herz, er wird einst noch hienieden freundlich unserm Glücke leuchten. Jetzt rasselten Trommeln in der Nähe der Villa, und der Hain wurde von Waffen laut. Nun ist es Zeit, schluchzte Maria, drückte noch einen Kuß auf Montbars Mund und entfloh. Ueberselig sprang der Flüchtling in die Gondel, die rasch über den ruhigen Meeres-Spiegel wegglitt, und als Don Diego mit seinen Spaniern am Ufer anlangte, war sie nur eben noch als ein heller Punkt auf der Höhe sichtbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

N: 28.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 5. April 1818.

Neue Erfindung, Kartoffeln zu einem guten Mehl zu bereiten.

(Beschluß.)

In der vorigen Nummer dieser Wochenschrift redeten wir von dem Werth der Sache und ihrem anerkannten, unbestreitbaren Nutzen. Um nun aber auch unser Publikum von der Verfahrungsweise zu unterrichten, möchten wir dasselbe besser auf das Werkchen selbst verweisen, wo es Anleitung und Figuren beisammen, und folglich die Unterweisung an der ersteren, so wie die Anwendung an den letzteren findet. Wir wollen indessen die Sache hier so klar zu machen suchen, als es ohne die Kupfertafeln möglich ist. Die ganze Operation besteht in vier Hauptbehandlungen, und zwar 1) im Reinigen und Schälen der Kartoffeln; 2) im Abdämpfen derselben, oder Weichkochen, aber nicht im Wasser, sondern durch Dampf, wie es ohnehin in vielen Haushaltungen geschieht; 3) im Durchpressen zu Nudeln und im Trocknen derselben, und 4) im Mahlen.

Bei kleinen Quantitäten wird jeder die beiden ersten Behandlungen selbst nach beliebiger Art vorzunehmen wissen; da aber hier von grossen Vorräthen die Rede ist, so ist allerdings die Anwendung der Maschinen, die das Werkchen hierzu vorschlägt, rathsamer und selbst nothwendig. Zur Reinigung wird demnach ein Faß von einem viertel, halben oder ganzen Ohm angerathen, durch dessen beiden Böden im Mittelpunkte eine Achse durchgeht, an deren einem Ende ein Handgriff (oder eine sogenannte Kurbel) zum Drehen des Fasses angebracht ist. In den Bauch dieses Fasses werden durchaus viele, einen halben Zoll große, Löcher rings herum gebohrt, und in der Mitte des Faßbauches wird ein Thürchen angebracht, um die Kartoffeln hinein- und herausschütten zu können. Dieses Faß wird quer in eine verhältnißmäßig weite Bütte gelegt, so daß seine zwei Achs-Enden auf dem Rande der Bütte ruhen können. Ist das Faß nun mit Kartoffeln gefüllt, so wird in die Bütte so viel Wasser gethan, daß jenes ungefähr vier Zoll in das Wasser reicht, und nun wird es umgedreht, so lange bis die Kartoffeln ganz rein gewaschen sind. Diese Art sie zu waschen, hat außer dem Vortheil der Geschwindigkeit auch noch den, daß die Kartoffeln durch die mehrfache

Reibung, theils unter sich, theils an der durchgehenden Achse, theils an den Faßwänden sich größtentheils selbst entschälen. Die Abschälung durch ein Messer, Reibeisen oder dergleichen würde verschwenderischer seyn, als jenes, da durch dieses Letztere die Schaale unmöglich so dünne abgenommen werden kann, als dies das Wasser und die Reibung thut.

Die zweite Behandlung ist die des Absiedens durch den Dampf, die zwar jedem Hausvater zur Genüge bekannt ist, bei welcher aber bei einer großen Quantität von einem Ohm und darüber zum schnelleren Verfahren von dem Erfinder folgende Art mit dem erwünschtesten Erfolge angewendet wird. Er nimmt ein aufrecht stehendes Faß, so groß, daß es die Quantität enthalten kann, die durchdämpft werden soll. Anstatt des untern Bodens ist an demselben ein enger Rost angebracht, damit die Kartoffeln nicht durchfallen können; der obere Boden oder Deckel aber muß mit einigen Löchern versehen seyn, damit die überflüßigen Dämpfe entweichen können. Dieses Faß wird in einen, zur Hälfte oder vier Zoll hoch mit Wasser angefüllten Grapen oder Kessel gesetzt, in dessen oberen Rand es genau einpaßt. Alsdann wird es mit den geschälten Kartoffeln angefüllt, das Wasser in dem Grapen zum Kochen gebracht, und so lange gekocht, bis die obersten Kartoffeln weich und gar sind.

Wenn sie nun erkaltet sind, so bedient man sich einer besonders gebauten Presse, die ungefähr die nämliche Gestalt hat, wie die gewöhnlichen Hauspressen, oder wie ähnliche Pressen in den Teignudelfabriken. Oben, wo sonst in den Hauspressen das Weißzeug hingelegt wird, wird ein länglicher Kasten (am besten von Eisen) angebracht, dessen Boden mit vielen, den zwölften Theil eines Zolles großen Löchern durchbohrt ist. An der Preßschraube befindet sich unten einen Klotz, der gerade in den Kasten paßt und durch die über demselben befindliche Schraube niedergedrückt werden kann. Der Kasten wird nun 7 bis 8 Zoll hoch mit Kartoffeln angefüllt, der Klotz auf dieselben niedergelegt, und nun durch die Schraube so lange gepreßt, bis jene durch die Löcher des Kastenbodens durchgetrieben sind, durch welche sie in der Gestalt der gewöhnlichen Nudeln hervorkommen und auf unterlegte Pappendeckel durchfallen. Das jedesmalige Reinmachen des Kastens ist von vielem Vortheile, indem es das Durchpressen ungemein erleichtert.

Nach diesem Verfahren, und nachdem die Nudeln auf diese Art erzeugt sind, ist das Trocknen derselben die Hauptsache. Hierzu nun mag jeder seine eigene Methode haben. Der Erfinder bedient sich dabei eines eigenen Gestelles von Latten, ungefähr so, wie man sie bei der Seidenwürmerzucht hat, und die jungen Würmer bis zum Einspinnen auf viereckigen, aufgerändelten Pappendeckeln verwahrt. Auf solchen Gestellen bleiben die Nudeln so lange liegen, bis sie durch die Luft getrocknet und so hart geworden sind, daß sie krachen, wenn man sie zerbricht, und gleich dem Kandiszucker im Bruche glänzend aussehen. „Der Kleber, — sagt der Erfinder — den die Kartoffeln enthalten, macht die Nudeln hornartig, und ist die Ursache, daß sie sich, eben wegen dieser Härte, zu dem feinsten Staubmehle mahlen lassen.“

Durch das Mahlen wird zuletzt denn vollends der Zweck erreicht, der hier erreicht werden soll. Der Erfinder ist mit der Vorrichtung einer eigenen Mühle hierzu beschäftiget, wobei wir ihn selbst sprechen lassen wollen. „Da die Mühlsteine, sagt er, Noth leiden, und der Sand, der sich unter das Mehl mahlt, im Brode un-

angenehm und selbst ungesund ist, so müssen die Nudeln auf einer besondern Mühle gemahlen werden, wo erst Kartoffelgrütze entsteht, von welcher, wenn man sie durchseihet, man eine gute Quantität des schönsten Kartoffelgriesmehls erhält. Mahlt man zum zweitenmal die Grütze, so erhält man schon einen Theil andres Mehl. Will man nun feines Mehl haben, so wird das Griesmehl so lange gemahlen und gebeutelt, bis alles dem feinsten Weizenmehle gleicht."

Von der verschiedenen Mischung dieses Mehles mit dem Mehle anderer Fruchtarten bei dem Verbacken hat der Erfinder früher schon gesprochen. Das Brod davon in allen Gattungen ist vortrefflich, geschmackvoll, und nach Verhältniß wohlfeiler, als jedes andere. Das Backen kann mit Gest oder Sauerteig geschehen.

Der Kaffee von diesen Kartoffelnudeln wird auf dieselbe Art gebrannt und gemahlen, wie der indische, und kann diesem entweder in grossen Portionen zugesetzt oder auch allein getrunken werden.

Dies sind nun die Verfahrungsarten des Erfinders, denen er in seinem Werkchen noch manches andere über Berechnungen, über den Vortheil des Kartoffelanbaues, das Brantewein-brennen und sonstige nützliche Bemerkung beifügt. Das hier nur von großen Quantitäten die Rede sey, versteht sich, wie wir schon sagten, von selbst. Bei Versuchen im Kleinen kann, wie wir glauben, jeder in Ansehung des Waschens, Schälens und Abdämpfens nach seiner Willkühr sich benehmen. Anstalten im Großen und für ganze Gemeinden würden einen augenfälligen, mannigfaltigen Nutzen haben, da, außer Güte und Gesundheit des Brodes, auch die Wohlfeilheit desselben und besonders der Umstand dabei in Anschlag kommt, daß, da begreiflicherweise weniger Frucht verbraucht wird, auch diese dadurch im Preise fallen muß.

Lieblingssprüche von Dr. Martin Luther.

(Eingesandt.)

Auf böse und traurige Gedanken gehört ein fröhlich Liedlein und freundlich Gespräch.

Weißt du was, so schweig; ist dir wohl, so bleib; hast du was, so halt's, Unglück mit seinem breiten Fuß kommt bald.

Iß was gar ist; trink, was klar ist; red' was wahr ist.

Schweig, leid', neid und ertrag, dein Noth niemand klag, an Gott nicht verzag; dein Hülf kömmt alle Tag.

Einige Fabeln von Dr. Martin Luther.

(Eingesandt.)

Ein Krebs wollte über Land reisen, kommt unterweges zur Schlange und diese wird sein Gefährte: Nun windet und schlingt sich die Schlange, geht die Quere und macht sich krumm: Der Krebs, der auf vielen Beinen übel zu Fuß war, folgt seinem ungeraden Wandergesellen, geht sich ausser Athem, mergelt sich in dieser schweren Reise ab. Wie es Abend wird, kehren beide unter einem Strauche ein: Die Schlange legt sich in einen Ring und fängt an zu schlafen und zu schnarchen. Der Krebs ist müde und es störet ihn das Schnarchen; er will die Schlange stoßen, damit sie ruhig schlafe. Wie sie auffährt und sich wehren will, ergreift er sie mit seiner Scheere beim Kopfe und drückt hart zu, bis ihr der Athem ausgeht; da streckt sie sich der Länge nach aus und liegt so todt fein gerade. Ey, sagt der Krebs, wenn du Heute so gerade gegangen wärest, hätt' ich auch besser folgen können.

*

Ach, wie sauer wird's dem, der mit krummen zweizüngigen giftigen Leuten rathschlagen soll!

Eine große Schlange verfiel sich in einer Höle und schrie jämmerlich. Ein Bauer kömmt zum Loch, frägt, was da sey; sie bittet, er wolle ihr heraushelfen. Traun nein, sagt der Mann, an bösen Thieren ist nichts gutes zu verdienen; ich sollte wohl eine Schlange in meinem Busen aufziehn. Die Schlange hält an und verspricht dem Bauer, sie wolle ihm bei ihrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten Lohn verschaffen, so die Welt pflege zu geben. Große Verheissungen bethören auch die Weisen: Der Bauer hilft der listigen Schlange heraus; darauf will sie ihn zum Lohne fressen. Hab' ich das um dich verdient; ist das deiner Zusage gemäß? sagt der Bauer. Ich bin zweizüngig, sagt die Schlange; die Welt lohnt nicht anders, wer einen vom Galgen bittet, der wird von ihm gemeiniglich daran gebracht. Wie der Bauer in Aengsten so dasteht, sagt die Schlange; da du mir nicht glauben willst, so wollen wir's auf die nächsten zwei ankommen lassen, die uns begegnen; was sie in dieser Sache sprechen, das soll uns beiden wohl und wehe thun. Bald kommt ein altes Pferd, dem legen sie die Sache vor, das spricht als Schiedsmann: Ich habe meinem Kärner 5 Jahre gedient; Morgen will er mich dem Schinder geben; Die Welt lohnt nicht anders. Desgleichen spricht der alte Hund, auf den sie es nun ankommen lassen: Ich habe 10 Jahre Tag und Nacht meinem Junker viele Füchse und Hasen fangen helfen; jetzt hat er seinem Jäger befohlen, er solle mich an eine Weide henken; das ist der Welt Lohn. Der Bauer wird bange zu Muthe; inzwischen trabt ein Füchslein daher; dem legt der Bauer die Sache auch vor und verheißt ihm heimlich seine Hüner; er solle ihm von den bösen Wurm loshelfen. Der Fuchs unterzieht sich dem Handel, beredet die Schlange, daß sie ihm jene Höle zeiget, und wie ihre Gefahr und des Bauern Dienst gewesen sey. Sie kommen zum Loche: Der Fuchs fährt ein, die Schlange ihm nach und zeigt ihm alle Gelegenheit. Ehe sich die Schlange umwenden kann, wischt der Fuchs heraus und der Bauer legt auf seinen Rath einen großen Stein auf das Loch. Wie nun der Bauer so befreit ist, fordert der Fuchs, er solle ihm auf den Abend das Hünerhaus offen lassen: Der Bauer verspricht es ihm: Sie gehen aus einander. Der Bauer kömmt heim, berichtet seinem Weibe alles und auch was er dem Fuchs für seine Prokuratorey versprochen habe. Aber die Bäuerin sagt, Gänse und Hüner gehörten ihr, er habe ihr nichts zu vergeben. Der Bauer zuckt mit den Achseln, will seinem Worte nachkommen, läßt dem Fuchs das Hünerloch offen, zeigt aber der Frau seinen Dreschflegel und legt sich schlafen. Die Frau nimmt den Dreschflegel, wartet mit dem Knecht die Nacht auf den Fuchs und als dieser mit gutem Vertrauen in das Loch schleicht, bläuen sie mit dem Dreschflegel auf ihn, bis er liegen bleibt. Ach, sagt der Fuchs, ist denn das recht und der Welt höchster Lohn für die größte Wohlthat, so bestätige ich armer Schalk Heute dies Weltrecht mit meinem Leben und Balg.

Lernt hieraus, um der Welt Lohn und Dank willen nichts anfangen; um ihres Undanks und Untreue willen nichts unterlassen.

Luther erzählte, als man eines Mannes erwähnte, der sich heuchelnd und glimpflich stellte, von der alten Maus und ihren Töchtern, wie diese sich vor dem rauschenden Hahn und

nicht vor der schleichenden Katze fürchteten: Hütet Euch, sagte die Mutter Maus vor den Schleichern, die Rauscher thun euch lange nichts.

Er gedachte auch des Frosches, der auf dem Heller saß, und sich rühmte, Geld brächte Ehre.

Der Flibustier.

(Fortsetzung.)

Es war am Morgen des 27. Jenners 1671, als Morgans Heer, durch manchen Kampf, durch des Hungers fürchterliche Noth, durch des Marsches unerhörte Beschwerden auf eilfhundert Streiter herabgeschmolzen, auf einem Hügel, den es eben erstiegen, die Kriegsmacht der Spanier gegen sich anrücken sah. Diese war sehr bedeutend, denn vier reguläre Infanterie-Regimenter, 2500 unregulirte Fußsoldaten und 400 Reiter hatte Don Gusmann unter seinem Oberbefehl versammelt, einige hundert Indianer und Neger ungerechnet, die bestimmt waren, 2000 wilde Stiere in die Reihen der Räuber zu treiben und sie zu zermalmen. Jetzt begann den Flibustiern doch der Muth zu sinken. Aber Morgan, schnell das eine, was Noth that, erkennend, ließ das Heer ins Viereck treten und sprach in dessen Mitte also: Dort glänzen uns im Morgengolde Panamas Thürme prophetisch an. Es ist die reichste Stadt der Terrafirma, der Stapelplatz des mexikanischen Silbers und des peruvianischen Goldes. Ueberreich sind die Kaufleute, die Kirchen und Klöster mit Kostbarkeiten geschmückt. Mehrere Nationen besitzen hier große Waarenniederlagen. Kurz, ist ein Preis des Kampfes werth, so ist es Panama, das wissen auch die Spanier wohl, deren Masse sich uns hier entgegen drängt, die Memmen fechten nur da noch, wo es der Vertheidigung ihres Mammons gilt. Nur durch diesen feigen Haufen geht der Weg zum Glück. Jetzt gilt es, den Lohn für alles zu erndten, was wir auf dem Marsche erduldet. Flibustier können kein Treffen verlieren. Drum auf zum Siege! Das war die Sprache, die bei diesen Menschen Eingang finden mußte. Auch antwortete ein lautes Jubelgeschrei, in das die Feldmusik einfiel, dem Redner, in die Höhe flogen die Hüte, und an die Büchsen schlugen die Fäuste, zum Morde bereit. Morgan sah das mit seinem Hyänenlächeln an, und kommandirte dann Marsch. Montbars mit Brodelys Haufen an der Spitze, setzte sich das Räuberheer vom Hügel herab in Bewegung, die Armee des Statthalters anzugreifen. Den schreiendsten Gegensatz bildeten beide Corps. Dort die zahlreichen, ausgesuchten spanischen Soldaten, wohl genährt, sogar die Gemeinen in bunte Seide gekleidet. Die Reiterei auf den köstlichsten Rossen, die sie mit freudigem Muthe, als ging es zum Stiergefecht, tummelte. Hier ein kleiner Haufen baarfüßiger Räuber, die Hunger, Schmuz, Strapazen und Elend jeder Art zu wahren Scheusalen gemacht, deren Kleider in Lumpen zerfielen, und bei denen nichts in Ordnung war, als die blankgeputzten Mordgewehre. Wer hätte hier die Möglichkeit ahnen können, daß die starke Gesetzlichkeit dem kraftlosen Frevel unterliegen solle? Aber die Nemesis der Spanier hielt die schreckliche Waage in den Wolken, und ob die Zahl und das gute Recht des Augenblicks in der einen Schaale lagen, in die andere warf die erzürnte Göttin das Blut und die Seufzer und Thränen der Millionen Indier, die Spanien erbarmenlos ins Grab gequält, und hoch flog die Schaale des Rechts empor, und der Mörderkampf brach los. Montbars eröffnete ihn mit der Vorhut durch ein fürchterliches Büchsenfeuer, welches ein ungeheures Blutbad unter den Spaniern anrichtete. Da gab Zornentbrannt Don Gusmann der Reiterei Befehl zum Einhauen, und ritterlich schön, einem altspanischen Cavallero im Mohrenkampfe ähnlich, sprengte Don Diego mit seinen Geschwadern vor, die kühnen Angreifer zu vernichten. Aber weder er, noch der Feldherr hatten die Moräste berechnet, die sich in jener Gegend befanden. Hinter ihnen postirt, machten Montbars Schützen ein unaufhörliches und dabei so wirksames Feuer, daß haufenweise Mann und Roß stürzten. Schon 350 Reiter waren gefallen, da ergriff den kleinen Rest endlich doch die Todesfurcht. Die Rosse warf er herum zur schnellen Flucht, in der er auch den heldmüthigen Führer trotz seines wüthenden Widerstandes, mit sich fortriß. Jetzt griff Morgan mit desto größern Nachdruck Don Gusmanns Hauptmacht an, und auch hier entschied die Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit der Mousquetire, deren Schüsse nie fehlten. Tapfer vertheidigten sich die Spanier, aber vergebens, und schon begannen ihre gelichteten Colonnen zu wanken. Jetzt wollte der Statthalter das letzte versuchen, und die 2000 wilden Stiere wurden auf die Küstenbrüder losgetrieben. Es war ein gräßlicher Anblick, als diese wüthenden Unthiere, die behörnten Köpfe zum Stoß geneigt, brüllend, in so ungeheuern Massen angerasset kamen. Nur die Bukanier er-

schreckte der Anblick nicht, an deren Bündniß mit den Flibustiern nnd an deren Kunstfertigkeit, die unglücklichen Spanier, wie an so manches andre, nicht gedacht hatten. Im alten Tau-reau, der mit seinen Leuten bei dem Haufen des Neffen geblieben war, erwachte die Lust zum langgeübten Handwerk. Bisher habe ich Dir gehorcht, Admiral, sprach er mit Jugendfeuer zum Neffen, doch jetzt laß mich kommandiren, denn den Krieg mit meinen lieben Stieren ver-steh ich besser als Du, und als ihn Montbars, der trüben Sinnes das blutige Schlachtfeld über-schaute, schweigend gewähren ließ, rannte der Greis wie ein Jüngling herum, die Schaar nach Bukanier Sitte zu vertheilen, und die Stierjagd begann im großen Styl. Durch Flaggenschwenken und Geschrei wurden die anren-nenden Stiere scheu gemacht, ihre Massen ge-trennt, ein Theil kehrte um, und brach in die Reihen der Spanier, die andern rannten verein-zelt nach allen Richtungen aus einander, und alle erreichte das tödtende Blei aus der Schützen sicherer Hand, während Morgan nochmals Don Gusmann angriff. Das entschied. Die Reite-rei war längst vernichtet, der Rest des Fußvolks warf die Mousqueten weg, um schneller zu fliehn, und ohne die Verwundeten und Gefang-nen zu rechnen, blieben 600 Spanier als Lei-chen auf dem Wahlplatze. Rasch rückte Morgan den Fliehenden nach, auf Panama zu. Umsonst spieen von den Mauern der Stadt hundert Feuer-schlünde den Tod gegen die stürmenden Räuber aus, nach dreistündiger Blutarbeit war auch die Stadt gewonnen, und von der Freitreppe des Statthalter-Pallastes rief Morgan in der be-sten Laune seinem stark geschmolzenen Heere zu: Panama ist Euer! Ich gebiete Euch blos allen Raub zur Casse einzuliefern, und ich verbiete Euch keinen Tropfen Wein über Eure Zunge fließen zu lassen, denn ich habe Nachricht, daß die Spanier allen Wein vergiftet. Im übrigen könnt Ihr machen, was Ihr wollt. Morgen sollt Ihr das weitere vernehmen. Jetzt stürz-ten, hungrigen Wölfen gleich, die Räuber in die Straßen, und bald erscholl aus allen Häu-sern der unglücklichen Stadt, deren Bewohner sich nicht durch die Flucht gerettet, das Angst-geheul gepeinigter Menschen zum Himmel, und Montbars rief, von Reue und Entsetzen gefol-tert, dem Oheim zu: Zu welchem Bunde haben wir geschworen.

Die Nacht kam und schied. Alle Gräuel, die des Menschen scharfsinnige Bosheit schon über seine Brüder verhängte, waren tausendmal an den unglücklichen Einwohnern von Panama wiederholt worden, um den Geiz oder die Wol-lust ihrer Henker zu befriedigen. Die Küsten-brüder fingen an des Frevels, wenn auch nicht satt, doch müde zu werden. Da ging Mont-bars, mit bleichem Gesicht und das Auge voll Thränen, durch den bekannten Garten zum Pallast des Statthalters, in dem Morgan hauste, um dem Oberfeldherrn, der verhaßten Pflicht gemäß, zu rapportiren. Ein wildes Jauch-zen scholl ihm entgegen, und schaudernd ge-wahrte er den verwundeten Diego, an einen Baum gebunden, und umringt von einem star-ken Haufen seiner eignen Flibustier, die sich eben mit teuflischem Wohlgefallen rüsteten, dem Halbohnmächtigen verborgne Schätze peinlich ab-zufragen. Mit edlem Zorn stürzte er unter sie, und gebot ihnen, den Offizier loszubinden und in sein Quartier zu bringen. Ein höhnisches Gelächter war die Antwort, und vor trat sein eigner Steuermann und sagte belehrend: Mit Gunst, Admiral, Ihr seyd noch zu jung, das versteht Ihr nicht. Der spanische Hund ist un-ser Gefangner, was wir ihm abfoltern, fließt zur Bundescasse, und dann hat niemand darein zu reden. Der Feldherr sagte ausdrücklich, wir können machen was wir wollen. Ihr comman-dirt uns im Dienst, doch in unsere Privatver-gnügungen habt Ihr Euch nicht zu mischen. Du selbst bindest ihn los, Misante, sprach Montbars mit funkelnden Augen, und zog die Pistole aus dem Gurt. Ach laßt doch die Pos-sen, grämelte mit empörender Ruhe der Steuer-mannn. Wir spielen hier nicht Komödie, und wär' es Ernst, so würd' es Euch auch keine Rosen tragen; unserer sind dreißig, Ihr kämet auf allen Fall zu kurz. Gebt mich auf, Mont-bars, sprach ermattet Diego. Ich danke Euch für den guten Willen, aber Ihr seht wohl, daß ich nicht zu retten bin. Doch Montbars zog die Augenbraunen zusammen, wie im Gefecht, setzte sein Feuerrohr dem Steuermann auf die Brust, spannte den Hahn, und donnerte: Ge-horche! Ich nicht! sprach dieser mit Hohn, und zuckte sein Messer nach dem Gefangenen. Doch in dem Augenblicke drückte Montbars ab, und röchelnd wälzte sich der Steuermann in seinem Blute. Da brüllte die Rotte Rache, und rings um Montbars knackten die Hähne, und die Kugel aus der Büchse des Entferntesten schlug durch seinen Hut. Doch hoch, wie des To-des-Engels Feuerschwert, flammte seine gute Klinge über den Rebellen, die ihm Raum ga-ben, als er auf sie einstürzte. Zum Schützen flog er hin, der im nächsten Augenblick mit

gespaltenem Haupt zur Erde sank, und nun wendete er sich rasch gegen den Haufen, der eben die Mordröhre auf ihn anschlug. Ruhig blickte er in die dunkeln Mündungen, und rief, wie bei der Waffenübung, im Commandoton: Setzt ab! den Hahn in Ruh'! Gewehr beim Fuß! Mechanisch gehorchten die Räuber. Streckt das Gewehr! commandirte er weiter. Da sahen sich die Empörer murrend an, und waren unentschlossen, was zu thun sey. Doch Montbars ließ ihnen nicht lange zur Ueberlegung Zeit, zählte rasch neun Mann ab und hieb den zehnten nieder. Dann rief er mit des Zornes grimmigsten Tönen: Streckt das Gewehr! oder, bei Gott, ich decimire Euch, so lange ich den Degen halten kann, und noch einer von Euch lebt. Halt! Pardon! schrieen jetzt Einige; Du bist unser Mann! brüllten Andere; so hat's uns noch keiner geboten, und am Boden klirrten die Mousqueten. Ich verzeihe Euch Euern Frevel um Eures jetzigen Gehorsams willen, sprach Montbars, steckte den blutigen Degen ein und gebot zweien aus dem Haufen, Diego los zu binden, in sein Quartier zu bringen und als Schutzwache bei ihm zu bleiben. Stumm gehorchten sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verordnungen des löblichen und wohlweisen Raths von Krähwinkel.

4.

Nachdem der ehrbare und wohlgelahrte Herr M. Georg Grünwinkelius, weiland Prediger an unserer Pfarrkirche, bereits am 2. Julius d. J. selig und sanft entschlafen ist: so hat Magistratus der Stadt Kraehwinkel, dem das Jus Patronatus zustehet, daran gedacht, solche erledigte Stelle, sobald als thunlich, wieder zu besetzen. Und da ferner unser Herr Bürgermeister, Herr Jacobus Brausewind, Gestrenger, Ihre hausväterliche Pflicht mit der Ihnen obliegenden heiligen stadtväterlichen Pflicht zu vereinigen wünschen, auch jeder Vater die Versorgung seiner noch unbegebenen Tochter sich bestens muß anempfohlen seyn lassen: als hat Magistratus gemeinkundig zu machen, nicht unterlassen wollen, wie daß unter den dreien zu präsentirenden Herren, der Candidatus S. S. M. Herr Jeremias Jammerus, als ehrlicher Mann die Versicherung von sich gegeben, daß er die älteste Tochter unsers Herrn Bürgermeisters, Gestrengen, Fräulein Magnesia Ludowica Brausewinda, wenn er von der ehrliebenden Bürgerschaft zum Ehren Prediger sollte erwählt werden, sodann ehelichen wolle. Es wird daher unsere ehrliebende Bürgerschaft männiglich aufgefordert, bei der bevorstehenden Bürgerwahl ihre Stimme dem obbenannten Herrn Jeremias Jammero zu geben, da durch solche glücklich zu treffende Wahl der geistliche und weltliche Finger — setzen aus lobenswürdiger Bescheidenheit nicht Arm — als so nahe mit einander verwandt, am füglichsten das Seelen- und Leibeswohl unserer gesammten ehrliebenden Bürgerschaft besorgen kann. Es soll nach beendigter glücklicher Wahl einem jeden Bürger, der erweislich seine Stimme dem Hrn. Jer. Jammero gegeben hat, auf Kosten der Stadtkasse ein Schnaps Doppelkümmel gereicht, die Widersetzlichen aber mit einer Pön von einer Mark belegt werden. B. u. R.

5.

Wann Magistratus mißfälligst bemerkt, daß durch immer weiter sich ausbreitende Lesegesellschaften und Leihbüchersammlungen ein gewisser leichter, kecker und uns anstößiger Sinn in unserer Stadt um sich greift, ja daß selbst so Manches auf diesem Wege, was geschrieben ist, um den wohlweisen und löblichen Rath dieser Stadt und die von ihm klüglichst angeordneten Verfügungen lächerlich zu machen, zu uns gelangt: so verbieten wir hierdurch ernstlich das Lesen aller kurz- und langweiligen Bücher gänzlich, sie mögen einen Namen haben wie sie wollen, und sollen hinkünftig, außer der Bibel, dem Evangelienbuche, dem Gesangbuche und Katechismus weiter gar keine Bücher gelesen werden von den Einwohnern unserer Stadt; denn wir keineswegs gemeint sind, uns lächerlich und von Fremden zu Narren machen zu lassen, immaßen so dies unser Wille wäre, wir selbst wohl dergleichen thun könnten.

Auch haben wir, aus oben bewegten Gründen dazu veranlaßt, die Preßfreiheit allhier gänzlich aufgehoben, und es sollen von nun an nichts weiter, als Heirathes-, Todes- und Geburtsanzeigen von unserm Rathsbuchdrucker gedruckt werden, und da jüngsthin ein Satyrikus in einer Anzeige den Tod der allhier seliglich verstorbenen Magistratsweisheit bekannt machte: so sollen, um Unglück zu verhüten, selbst auch derlei Anzeigen unter der Zensur unsers, kraft dieses zum Zensor bestallten, sehr gescheuten Rathsdieners Josephus Steckerlingus stehen, und dieser dafür verantwortlich seyn, daß nichts wegen uns und unsern Verfügungen, zum Besten der Stadt, gedruckt werden möge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Randglosse.

Vormals war es leicht, Polyhistor zu werden, da noch das Gebiet der Wissenschaften enge begränzt war. Die Wissenschaften erweiterten sich und die Kräfte des Menschen blieben dieselben. Daher kommt es, daß wir so viele Halbwisser haben, weil so Viele nach ihren schwachen Kräften das ganze Gebiet der Wissenschaften zu umfassen wähnen. Es geht ihnen, wie dem Eroberer, der an innerer Festigkeit seiner Herrschaft verliert, was er an Länderumfang gewonnen hat.

Fluchen.

Es giebt in England ein Gesetz, dem zufolge jeder, der flucht, einen Schilling Strafe erlegen muß. Führte man ein solches Gesetz in Deutschland ein, so dürfte mancher liebe Herr in wenigen Monaten sich bettelarm fluchen, und mancher General und Corporal in kurzer Zeit sein ganzes Vermögen verfluchen. Denn wer nur über Etwas zu befehligen hat, mögen es Menschen, mögen es Thiere seyn — wird nicht ein Fluch dahinter gesetzt, so geht es nicht von der Stelle.

Der längste Tag.

Der längste unter allen Tagen, den Deutschland je erlebte, ist unstreitig der Reichstag gewesen. Denn dieser dauerte vom Jahr 1683 bis zum Jahr 1806, also 123 Jahre. Aber es war kein sonniger Tag, sondern es dämmerte ewig nur, und zuletzt putzte Napoleon, verrufenen Andenkens, gar das Licht am Himmel aus.

Ein neuer Tag ist angebrochen — der Bundestag. Möchte dieser doch im freundlichen, milden Lichte uns leuchten! Viele fromme Wünsche heben sich aus der Tiefe ihres Herzens, — denn viele und große Mängel drücken uns! Möchten einst unsere späten Nachkommen sagen: es war ein segenreicher Tag! Männer von Kraft leiteten mit hoher Weisheit das große Werk!

Demuth.

Nie vergeß es der Mensch, daß das, was sein Eigen er nennt,
Nur gelieh'n ist von Gott, Wille und Kraft und auch Macht,
Darum vermeß' er sich nie, des Guten sich prahlend zu rühmen,
Still erforsch' er sein Herz, bleibe demüthig vor Gott.

An einen Silhouetteur.

Verderbniß geht ins Weite!
Du zeigst mit kunstgeübter Hand,
Trotz Freundschafts- und Familien-Band,
Des Nächsten Schattenseite.
Mit Kunst willst Du noch pralen?
Mit schwarzen Farben — böser Sinn!
Suchst Du noch ein Verdienst darin,
Den Nächsten abzumalen.
Mit Vorsatz, ja nach Sitt' und Brauch
Verkleinerst Du die Leute auch.

Die Worte der Religion.

(Als ich zum ersten Mal Hr. Pastor D. gehört.)

Seufzer zaubern wir aus wilden Herzen
Die kein reiner Lichtblick noch erhellt;
Wir besänftigen die tiefsten Schmerzen,
Wenn der Gram uns in die Arme fällt.
Wo die Freundschaft sich umsonst gewendet,
Wo der Liebe Tröstung nicht gelang
Wird mit uns dem Armen Trost gesendet
Und dem Irrenden ist nicht mehr bang! —

H — ll —.

Charade.

An *****.

Zwei Sylben nennen Dir ein schönes Wort,
Voll Weih' und Kraft für's arme Menschenleben;
Es schafft des Guten viel an jedem Ort,
Und weiß den Lohn sich immer selbst zu geben;
's ist eine Kunst, wohl mag sie uns erheben,
Und wer sie übt geht seine Bahnen fort
Wie sie das Schicksal wieß, — und sonder Beben
Erfüllt er sein Geheiß im Süd und Nord, —
Er weiß sein Ziel mit Rosen zu umweben,
Und langt oft spät, doch sicher in den Port.
„Wohl ist es eine Kunst, doch eine von den schweren,
Die Weiber können sie nicht lernen, aber lehren."

Ein Sylb'chen setz' davor — Du nenn'st das Uebel,
Das mich ergreift mit seinen Tigerklauen,
Wenn oft getäuscht, kein Trostspruch aus der Bibel,
Kein Zuruf mehr belebet mein Vertrauen. —
Zwei Schwestern sind es, die sich nimmer gleichen,
So wenig wie die düst're Nacht dem Tag' —
Der ersten Thron ließ'st Du mich längst erreichen,
Doch endlich folgte ihr die andre nach.
Zu langer Prüfung muß die erste weichen,
Dann wird die böse Schwester endlich wach.
Soll ich mich bald zur frommen ersten wenden,
So mußt Du mir ein Wort der Liebe senden!

Verbesserungen.

In Nro. 27 vom 2. Apr., im Aufsatze: Anfragen gelten die Einführungszeichen nur bei den Worten: damit die liebe Jugend lernen möge. Die übrigen sind als Einschlußzeichen zu nehmen. Auch sind Seite 214 1ste Spalte in der 10ten Zeile von unten, nächst Fortbildung, die Worte: viele Gewandtheit viele Klugheit; zu lesen.

N: 29.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 9. April 1818.

Beitrag zur Sittengeschichte Bremens im 16ten Jahrhunderte.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Eine Bremische im Jahre 1577 publicirte und im Jahre 1587 revidirte — sogenannte Kost un Kindelbeer Ordnung d. h. eine die Hochzeiten und Taufschmäuse betreffende Verordnung, scheint mir kein ganz unwichtiger Beitrag zur Sittengeschichte Bremens im 16ten Jahrhunderte zu seyn.

Sie ist in der alten Niedersächsischen Sprache verfaßt: Ihr wesentlicher Inhalt ist folgender:

Das Verlöbniß zwischen Braut und Bräutigam soll in Gegenwart der nächsten Verwandten geschehen — dann sollen die Verlobten zwei Sonntage nach einander von der Kanzel abgekündigt und nur dann erst von den Predigern copulirt werden.

In einer bei den Hochzeiten eingeführten Rangordnung wurden vier Stände unterschieden. Zu dem 1sten Stande gehörten die Burgermeister und Rathsherrn mit ihren Frauen und Kindern: Zum 2ten die Aelterleute — die angesehendsten Kaufleute, die Brauer und die vermögendsten Bürger aus den Aemtern: Zum 3ten die gemeinen Amtsgenossen — die Schiffer und dergleichen fromme Bürger: Zum 4ten die Bootsleute, Eichenschiffer, Kahnenführer, Dienstboten und andere dergleichen Personen: Sämmtlich mit ihren Frauen und Kindern. Jedem ward empfohlen, sich nach seinem Stande, der Ehrbarkeit gemäß zu kleiden und zu betragen.

Da vormals eine Hochzeit drei volle Tage hindurch gedauert hatte, so wurde verordnet, daß solche künftig auf einen Tag beschränkt werden und die Brautleute am folgenden Tage keine andere Gäste, als ihre Aeltern, Geschwister und Vormünder mit deren Kindern, wie auch die, welche von fremden Oertern eingeladen wären, zur Mahlzeit bitten sollten; bei Vermeidung einer Strafe von 10 Bremermark.

Es sollte bei dem Herkommen bleiben, nach welchem Personen von den ersten beiden Ständen die Hochzeit am Dienstag Mittag halten: Jedoch sollte das unnöthige Gepränge am Markte unter den Lauben, (Spaziergänge auf dem da-

mals noch unbebautem Böesenplatze) wodurch der Kirchgang und die Mahlzeit verspätet würden, abgeschafft seyn.

Die eingeladenen Verwandte des Bräutigams sollten sich in dessen Haus versammeln und bei 5 Bremermark Strafe sollte der Bräutigam sich mit ihnen auf dem Glockenschlag eilf in die Kirche einfinden. Ebenso war es den Braut-Jungfern vorgeschrieben, sich in das Haus der Braut zu versammeln und mit dieser sich vor eilf Uhr in die Kirche zu begeben, wo denn auch die übrigen gebetenen Gäste sich einfinden und Braut und Bräutigam nach christlichem Gebrauche vom Prediger copulirt werden sollten.

Während der Versammlung in der Braut und des Bräutigams Häusern sollten bei 5 Bremermark Strafe keine Getränke und Gewürze präsentirt werden.

Eine Braut aus dem 1sten Stande durfte von den Rathsmusikanten über die Straße nach und von der Kirche begleitet werden: Einer Braut aus dem 2ten Stande aber durfte nur vor ihrem Hause, bei dem Herausgehen und nachhin vor dem Kosthause von den Rathsmusikanten vorgespielt (oder, wie es in der Verordnung heißt, gehofirt) werden.

Gleich nach der Rückkehr aus der Kirche ins Kosthaus (ein neben Ansgarii Kirchhofe belegenes öffentliches für die Hochzeitfeier bestimmtes Gebäude) sollten ungesäumt die Gerichte und zwar nicht mehr, als vier Haupt-Schüssel aufgetragen werden und vor drei Uhr sollte die Tafel aufgehoben seyn. Bei den Tänzen sollte jeder sich der Ehrbarkeit befleißigen, das leichtsinnige Umherspringen mäßigen und fein sittsam sich betragen. Später, wie neun Uhr durfte der Tanz nicht dauern; dann sollte ungesäumt der Bräutigam mit der Braut auf die Kammer gehen und kein Spielwerk durfte mehr gehört werden; bei 5 Bremermark Strafe.

Zu einer Hochzeit des 1sten Standes sollten nicht mehr, als 200 Personen und zu einer des 2ten Standes nicht mehr, als 160 Personen eingeladen — für eine jede Person über diese Zahl sollte 1 Bremermark und für den Ungehorsam noch 10 Bremermark Strafe erlegt werden. Die Aeltern und Vormünder sollten ein Verzeichniß der eingeladenen Gäste vorzeigen und auf Verlangen, eidlich versichern, daß außer diesen niemand gebeten sey.

In Ansehung der übrigen beiden Ständen sollte es bei dem bisherigen Gebrauche bleiben, daß die Brautleute entweder des Morgens um 6 Uhr nach geendigter Frühpredigt oder um 10 Uhr bei einer christlichen Zusammenkunft copulirt werden, am Abend der Bräutigam und die Männer sich am Markte versammeln, auf dem Glockenschlage 6 in einem ordentlichem Zuge sich nach dem Kosthause verfügen, sich sofort zu Tische setzen, nicht mehr, als 3 Gerichte, nemlich Grapenbraten, Fisch und Reiß aufgetragen, der Tanz nicht später, als 11 Uhr dauern, dann der Bräutigam die Braut auf die Kammer führen und kein Spiel mehr gerührt werden sollte, bei 5 Bremermark Strafe, — Bei gleicher Strafe sollten die Brautleute des 3ten Standes nicht über 80 und die des 4ten Standes nicht über 60 Gäste einladen. Ausser den Aeltern und Geschwistern, durfte keiner dem Brautpaar mehr als einen halben Thaler werth, es sey am Gelde oder an Geräthschaften schenken, auch war es verboten, Speisen aus dem Kosthause an die Verwandten und Freunde zu schicken.

Was die Kleinodien und besonders die Gürtel betrifft, welche der Bräutigam an die Braut zur Morgengabe zu geben pflegte, so sollte ein vergoldeter Gürtel bei Personen des

ersten Standes nicht über 50 Loth und bei Personen des zweiten Standes nicht über 40 Loth wiegen: Die andren beiden Stände durften keine vergoldete, sondern nur silberne, nicht über 25 Loth schwere Gürtel tragen. Nur der Bräutigam durfte der Braut, und diese jenem sonst keiner des anderen Aeltern, Vormündern, Geschwistern, Verwandten und Dienstboten etwas an Kleidern, Linnenzeug oder Geld schenken; doch durfte jeder seinem eigenem Gesinde etwas nach Gefallen geben.

Weil einem ehrbaren Frauenzimmer nichts besser zum Hochzeitskleide ziere, als ein feines Tuch und weil die Baretken eine beschwerliche und kostbare Tracht sey, wodurch der Körper mehr gepreßt als geschmückt würde, so sollten die Baretken, sobald eine Jungfrau in die Ehe träte, abgeschafft und statt deren von ihr ein feines, wohlgesticktes Tuch getragen werden. Sie sollte sich ihrem Stande gemäß, sittsam, bescheiden und anständig kleiden.

Da große Unkosten am Schaffer Abend und zu einer luxuriösen Anschaffung mancher zum Brautwagen gehöriger Sachen, als Bettdecken, Laken, Kissen und Teppichen verschwendet wären, so sollte der Schaffer Abend abgeschafft und von den Aeltern oder Vormündern der Braut nur das, was zum Brautwagen bestimmt sey, mitgegeben, auch bei dem Einsenden des Brautwagens keine Mahlzeit in dem Hause der Braut gehalten werden.

Die Rathsmusikanten sollten von den beiden 1sten Ständen 4 Gulden und von den beiden andren Ständen 1 Gulden bezahlt erhalten: Falls sie dafür nicht musiciren wollten, so stände es jedem frei, andre Musikanten zu nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Flibustier.

(Fortsetzung.)

Froh, den Bruder der Geliebten gerettet zu haben, sahe Montbars ihnen lange nach, warf einen wehmüthigen Blick auf die drei Gefallenen, deren Frevelmuth ihm den Tod abgezwungen, und ging dann in den Pallast, wo er Morgan vor einer langen Tafel mit dem Aussondern und Wiegen großer Gold- und Juwelen-Haufen beschäftigt fand, die sich dort in die Höhe thürmten. Gut daß Ihr kommt, Admiral, sprach dieser. Ich habe einen brillanten Auftrag für Euch. Der Statthalter ist auf einer großen Gallione entkommen, die leicht so schwer wiegen dürfte, als Panama, wie es steht und liegt. Alle Kirchenschätze, viel Gold, Silber und Kleinodien, des Königs, der reichsten Kaufleute Eigenthum, die reichsten Weiber der Stadt mit ihrem Geschmeide, alle Nonnen Panamas und eine Menge Kinder waren darauf geflüchtet. Das Schiff hat außer diesen Kostbarkeiten gar keine Ladung, sogar der Ballast besteht aus edeln Metallklumpen. Ihr habt im letzten Treffen so brav gefochten, daß ich die frühere Narrheit Euch verzeihe. Ich will Euch glücklich machen, Ihr werdet dann schon am Handwerk Geschmack bekommen. Beim Essen findet sich oft der Appetit. Bemannt mit Euerm Geschwader die größte der Fregatten, die hier im Hafen liegen, und setzt der Gallione nach. Die Beute liefert Ihr nicht an die Bundescasse, sondern an mich, und wir theilen sie ehrlich mit einander. Eilt, keine Zeit ist zu verlieren. Und gebietend winkte er ihm, sich zu entfernen, ohne ihn zum Worte kommen zu lassen. Montbars eilte in sein Quartier, wo er Diego fand, treu bewacht von den Doggen, die ihn vorher zerfleischen wollten. Nachdem der Admiral die Räuber in den Hafen gesendet, um

*

Anstalten zur Abfahrt zu treffen, faßte er krampfhaft den Spanier bei den Schultern, blickte ihm starr in's Auge und fragte mit gepreßter Stimme: Wo ist Maria? — Wie ich fast mit Gewißheit vermuthe, sprach Diego, auf der Gallione, die Eurer Mordbrüder Klauen entronnen ist. So sey Gott mir gnädig! jammerte Montbars. Dieser Gallione soll ich nachsetzen, und hole ich sie ein, so ist sie verloren. Das Schiff hat einen zu großen Vorsprung, tröstete Diego. Thut Eure Pflicht Admiral, Ihr holt es nicht mehr ein. Mein Entschluß ist auf jeden Fall gefaßt, murmelte Montbars dumpf in sich hinein. Wo laß ich aber Euch, Don, wenn ich in See steche? Hier ist Euer Verderben gewiß. So laßt mich verderben! rief mit dem Unmuth des Besiegten der Spanier. Ich begehre nicht Panamas Fall zu überleben, noch aus Räuberhänden mein Daseyn als ein Geschenk zu nehmen. Nimmermehr, sprach, die Bitterkeit überhörend, Montbars: Ihr geht mit mir in Küstenbrüder-Tracht, vielleicht gelingt es mir, an einer befreundeten Küste Euch an Land zu setzen. Habt Ihr vergessen, was Ihr dabei wagt? fragte sanft bewegt Diego. Mein Leben für Mariens Bruder, dem ich das meine danke, sprach Montbars fest. Weh Euch, wenn Ihr die That für ein Opfer haltet! Da fiel Diego gerührt dem Jüngling um den Hals und rief: Du edler Held! Du lichter Strahl, der mild in die dunkle Sündennacht gefallen, damit auch sie ein Merkmal der göttlichen Gnade nicht entbehre. Ja, Dir vertrau' ich freudig mich, Dein Schuldner will ich gerne werden! Und bald stand der stolze Don, in einen zerlumpten Flibustier verwandelt, da. Ein gräulicher Bart und gemachte Narben vollendeten die Täuschung, und unter hellem Trommelschlag zog jetzt Montbars mit seinem Haufen zum Hafen, wo die Fregatte schon segelfertig ihrer harrte. Die Anker wurden gelichtet, und das Schiff durchschnitt die Wogen mit einer Schnelligkeit, vor der den beiden Freunden zu grauen begann. Süd-West gen West, zwei Meilen, eine große spanische Gallione! rief nach sechsstündiger Fahrt der Flibustier aus dem Mastkorbe herab. Ihm antwortete das Jubelgeschrei der Equipage, und der Capitän rief Montbars zu: Meinen Kopf zum Pfande, Herr Admiral, wir holen sie ein. Unsere Fregatte ist ein trefflicher Segler. Da stand im Kampfe zwischen Pflicht und Liebe der unglückliche Jüngling. Noch schneller flog das Schiff dahin, und bald erblickte man auch vom Vorderdeck die Gallione, die, alle Segel beisetzend, so schnell zu entfliehn suchte, als ihre Größe und Schwerfälligkeit es gestattete. Jauchzend bereiteten sich die Küstenbrüder schon zum Entern, einen Angriff, in dem sie eine so schreckliche Stärke besaßen. Da entglomm am fernen Horizont im Nordost ein langer rother Streifen, der mit jedem Augenblick an Größe und Helle wuchs, und bald wälzte furchtbar ein Flammenmeer seine Wogen gegen den Himmel, der sich, wie von einer fremden, entsetzlichen Morgenröthe, mit gräßlichem Purpur färbte. Die ruhige See spiegelte das Feuergemälde zurück, und die Räuber, durch den hellen Schein aufmerksam gemacht, wendeten die gierigen Blicke, mit denen sie die Gallione verfolgten, nach dem neuen Phänomen. Das ist Feuerschein, Panama brennt, riefen mehrere, und mit wildem Lärm stürzten alle auf das Hinterdeck, um den Riesenbrand gemächlicher zu beschauen. Hier stand Montbars in ernstes Nachdenken verloren, dann holte er aus tiefer Brust Athem, wie jemand, der eben einer schweren Bürde entlastet ward, und sprach dann zu der Schaar: Panama brennt. Zu glauben,

daß die Unsern es angezündet, hieße ihnen eine unverzeihliche Narrheit zutrauen, da eine unermeßliche, theuer erkaufte Beute uns dadurch entrissen wird. Ich kann daher nichts anders vermuthen, als daß ein spanisches Heer unsere Brüder angegriffen, und daß dieser Kampf die Fackel in jene Paläste geworfen. Drum ist es unsere Pflicht zurückzukehren, und unsern Kameraden siegen zu helfen. Mit Nichten, Herr Admiral, rief der habsüchtige Capitän. Wir halten uns streng an Morgans Ordre. Die Gallione sollen wir nehmen, was hinter uns in Panama vorgeht, darum bekümmern wir uns nicht. Schmach dem Flibustier! sprach Montbars stolz, der um das ganze Gold Amerika's die Gefährten in der Noth verläßt. Nur unser Pflichtgefühl darf hier uns leiten, drum sprach ich noch nicht von unsern Beuteantheilen, die dort verloren gehn, während wir hier einer ungewissen Hoffnung nachjagen. Der Admiral hat Recht, schrieen einige Räuber, denen dieser Grund grade am besten einleuchtete. Nein, brüllten die andern, laßt uns zuerst rasch die Gallione nehmen, dann ist zur Rückkehr immer noch Zeit. Bei der Gleichheit der Stimmen entscheidet der Führer, sprach Montbars herrisch, und gebot dem Steuermann das Schiff zu wenden. Da warf sich der Capitän dazwischen und rief wuthschäumend: So lange ich lebe, Admiral, laßt Ihr das Schiff nicht wenden. Glaubt Ihr, daß ich es übersehe, wie Euch die Fahrt von Anbeginn zuwider war? Ich sag' es Euch dreist in die Augen: Ihr habt das Kanonenfieber, oder Ihr brütet Verrath gegen den Feldherrn und die Armada! Da riß Montbars den Degen aus der Scheide, auch der Capitän zog und die Räuber, für und wider Parthei nehmend, wollten über einander herfallen, als Diego vorsprang und rief: Dankt es mit Kameraden, daß Euch mein Opfertod den Bruderkrieg erspart, und mit Löwenkraft den Capitän umarmend, stürzte er sich mit ihm vom Deck in die Fluthen, in denen beide sogleich versanken, um nicht wieder empor zu tauchen. Ein allgemeines Geschrei des Erstaunens feierte die That, die allen um so größer schien, je wunderlicher sie ihnen vorkam. Nur Montbars begriff ganz des Spaniers Edelmuth, und ein Paar heiße Thränen aus seinen Augen fielen dem seltenen Todten als Weihopfer in das Meer nach. Der Friede war auf dem Schiffe hergestellt, kaum einen Büchsenschuß von der Gallione ward das Schiff gewendet, und segelte von den Dankgebeten der Flüchtlinge verfolgt, nach dem brennenden Panama zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das öffentliche Aussprechen von Lob und Tadel.

Es wird gegenwärtig gewaltig viel kritisirt in Deutschland. Von den fast zahllosen Zeitschriften, welche sich bisher mit jedem Jahre, ja fast mit jedem Monate vermehrt haben, entlehnt jede einen großen Theil ihres Stoffes von der Kritik. Sie ist ordentlich ein Gegenstand der Unterhaltung geworden, und ein so anziehendes Thema, daß selbst das schöne Geschlecht, wie man bemerkt, nichts lieber liest, als Kritiken. Dies beweist denn die oft geäußerte Erfahrung, daß die Deutschen ganz eigentlich ein reflektirendes Volk sind, welches bei jedem Genusse nicht mit diesem allein zufrieden, auch wissen will, warum es sich freuen oder nicht freuen soll? Ohnstreitig kann eine solche Stimmung viel dazu beitragen, die allgemeine Geistesskultur zu befördern, sobald sie zweckmäßig benutzt und geleitet wird von solchen, welche Einsicht und Kenntniß genug besitzen, um über die der Kritik unterworfenen Erscheinungen ein

gründliches Wort zu sprechen. Die Kritik ist eine Art Naturforschung im Gebiete der Geisterwelt. Der Kritiker muß, wie der Naturforscher, den Gegenstand, den er beurtheilen will, genau in's Auge fassen, die Bedingungen kennen lernen, unter denen er zur Erscheinung gekommen ist, er muß die Verbindung durchschauen, worin er zur Welt und zum Leben steht, so wie die Einwirkung, welche andere Gegenstände auf ihn äußern. Bildet die Seele frei aus sich, so bildet sie nach Ideen, daher muß der Kritiker von solchen Bildungen ein Ideal in sich tragen, welches um so vollkommner seyn wird, je mehr es den ewigen Gesetzen der Natur entspricht, und je weniger sich darin Spuren menschlicher Willkühr entdecken lassen. Man sieht, ein Mensch, der diese Eigenschaften besitzt, ist keine ganz gewöhnliche Erscheinung, und eine Kunst, welche das Genannte leistet, höchst schwierig und achtungswerth. Allein, so wie die Kritik gegenwärtig, größtentheils wenigstens, betrieben wird, möchte sie dies wohl nicht seyn, nicht schwierig, sonst würde nicht so viel, und nicht achtungswerth, sonst würde nicht so kritisirt werden, wie es nun eben geschieht. Die Kritiker richten sich leider nach dem Publikum. Was dieses verlangt, das leisten sie. Dieses will nun besonders freimüthigen Tadel, Lob wenig oder gar nicht, denn das Lobenswerthe, denkt man, erkennt ja jeder gleich auf der Stelle. Man wird ja sehen, was schön ist. Auch gehört zum Loben kein Muth, und Muth will man nun einmal. Es ist ja das Zeitalter der Kraft. Das Publikum ist uns in dieser Hinsicht oft vorgekommen, wie die Zuschauer in den alten Amphitheatern bei den Fechterspielen, und unsere ganze Kritik hat überhaupt viel Aehnlichkeit mit jenen Spielen.

Also tadeln soll man und freimüthig! Was heißt denn tadeln? doch wohl zeigen, daß und warum etwas nicht so ist, wie es seyn soll? Da kommen wir auf unsern Begriff von der Kritik und dem Kritiker zurück. Da handelt es sich um Ideen, da wird nach Kenntniß, Geist, Darstellungsgabe gefragt, da muß der Leser oder Hörer tief hinabsteigen in den Schacht des Bewußtseyns, nicht ohne Mühe dem Führer auf der ganz ebenen Bahn folgen — allein das verursacht Anstrengung, wer liest um sich anzustrengen? Oder ist tadeln etwa schimpfen, verläumden, herabwürdigen? Nein! wenn es dies wäre, so würde es doch ein deutsches Publikum nicht lieben. Also nur ein Versuchen der Kraft an etwas, was sonst durch sein Ansehen oder durch die Achtung, die es bei der Menge genoß, von strenger Prüfung abschreckte? Also ein Kampf mit dem Vorurtheile, mit verjährten Meinungen, mit erschlichener Autorität? Gut, wenn es das ist! Allein auch hierzu gehört mehr als Muth, gehört Einsicht und Kenntniß, wenn nicht gerade das Gegentheil von dem, was man beabsichtigt, erfolgen, und der Wahn, der Irrthum nur um so fester stehen soll. Was heißt denn aber nun freimüthig? Offenbar etwas anders als muthig. Freier Muth kann nur in einer freien Seele seyn, einer Seele, welche nicht von Vorurtheil und Leidenschaft beherrscht wird, welche blos der Vernunft, der Ueberzeugung folgt. Wenn Neid, Schadenfreude, Egoismus, Stolz, Eigendünkel, Anmaßung im Hintergrunde lauschen, und den Kritiker stacheln, wo ist da seine Geistesfreiheit? Muth kann er allenfalls zeigen, denn muthig kann auch der Sklav seyn, muthig sind viele gewesen aus Noth, aber freimüthig nicht. In unsern Zeiten möchten wir aber fast behaupten, daß der sogenannte freimüthige Tadel oft

nicht einmal muthig ist, denn was ist für Gefahr für den Tadler vorhanden, den Niemand kennt, gesetzt auch, er könnte dabei seinen guten Ruf — wenn er einen hat — verlieren? Der meiste Tadel erfolgt ja in Zeitschriften anonym. Und die Zeitschriften haben ja auch größtentheils wenig oder nichts dabei zu verlieren, eher zu gewinnen, nämlich Leser, denn es scheint, als ob man im Ganzen Tadel weit lieber läse als Lob. Nicht aus Schadenfreude glauben wir, sondern aus dem fast allgemein herrschenden Vorurtheile, daß tadeln mehr Verstand voraussetze als loben, und man lieber dem Verständigen begegnen will als dem Unverständigen, da man sich selbst allezeit für das erstere hält. Daß das genannte Vorurtheil aber völlig nichtig sey, ist aus dem oben aufgestellten Begriffe von der Kritik klar, denn wenn das Lob verständig und nicht fade seyn soll, oder abgeschmackt, muß es begründet seyn, und Gründe für dieses zu finden, ist eben so schwer oder leicht, als für den Tadel*). Die vornehmste Eigenschaft des Tadels, wie des Lobes, aber verkennt man nur zu leicht, nämlich die: daß beides gerecht sey.

Gerechtigkeit ist eine Tugend, deren Werth in unsern Tagen nur zu sehr verkannt wird, ob sie gleich alle übrigen fast entbehrlich machen dürfte. Denn wer gerecht ist, ist menschlich und das ist sehr viel. Der Gerechte muß ein Gewissen haben, ein zartes Gewissen, er muß prüfen und wägen, und oft wird er, eingedenk, wie leicht es ist zu irren, seinen entscheidenden Ausspruch lieber zurückhalten, als unbesonnen und voreilig mittheilen. Indessen ist es nicht zu läugnen, es kann Zeiten geben, wo der strenge ernste Tadel nothwendiger wird, als das Lob, und dies sind solche Zeiten, wo Eigendünkel und Anmaßung herrschen, wo das Gute und Treffliche in Gefahr kommt unterzugehen und erstickt zu werden von dem wuchernden Unkraute des Schlechten und Mittelmäßigen. Und sollte etwa unsere Zeit so seyn? Wir können nicht sagen: Nein! denn, wenn wir nur das Fach der Kunst und Wissenschaft betrachten, wer hält sich nicht alles für einen Künstler und Gelehrten? Hat Jemand seine Kehle so geübt, daß er jeden Ton nach Gefallen aus derselben pressen kann, so hält er sich für einen großen Sänger; hat ein anderer einige Rollen auf der Bühne mit Beifall gespielt und durch gewaltige Verrenkungen des Körpers und Anstrengungen der Lunge ein gemeines Publikum electrisirt, so ist er ein großer Schauspieler; ist einem ein Vers gelungen, ein anderer in einer Literaturzeitung gepriesen worden, wer darf an seinem Berufe zum Dichter und Gelehrten zweifeln? Wenn aber auf der Bahn des Ruhms sich solcher Troß vordrängt, wie soll das bescheidene Verdienst — dies Beiwort läßt sich nicht von ihm trennen — seine Kronen erreichen? Darum muß jener zurückgescheucht werden mit aller Unerbittlichkeit der strengen Kritik. Ja diese darf sich in diesem Falle selbst der verwundendsten Waffe, des Spottes und der Satyre bedienen.

So sey denn der öffentliche Tadel immer streng, aber gerecht, ohne Leidenschaft, besonnen und gründlich; er werde ausgesprochen mit Ruhe, Würde und Ernst; das Lob sey belebend, ermunternd, stärkend, nie verweichlichend, erschlaffend, lächerlichen Dünkel nährend, es werde ausgesprochen mit Wärme, auch mit Begeisterung, mit Umsicht und Hindeutung auf das Ideal, dem sich auch der größte Geist immer zu nähern glaubt. So wird Kunst und Wissenschaft, die Welt und das Leben, wahren Gewinn haben von dem leider selten erfreulichen Geschäft des Kritikers, und diesen wird, auch wo er verkannt wird, sein Gewissen trösten.

Aber wie ist es denn mit der Nachsicht der Kritik? Gegen wen soll sie nachsichtig seyn? Gegen das sich entfaltende Talent? Dies würde sie irre leiten, durch Verschweigung seiner Fehler. Anerkennen aber muß sie es, wenn sie gerecht seyn will. Gegen das gereifte und erprobte? Hier braucht sie es nicht zu seyn, denn der strengste Tadel kann ihm nicht schaden. Es ist mit der Nachsicht der Kritik, wie mit der

*) Wir wollen damit die Tadelsucht keineswegs in Schutz nehmen, welche jetzt so viele Menschen von öffentlichem Charakter befallen hat, und die offenbar eine Krankheit ist, die nur durch drastische Mittel kurirt werden kann, und die, wenn sie überhand nähme und gar genährt würde von den Aerzten selbst, leicht uns Alle in Abderiten verwandeln könnte.

Milde des Richters. Weiß man, daß er mild ist, so wird in der Hoffnung des milden Ausspruchs, oder der zu erlassenden Strafe, noch einmal so viel gesündigt, als wenn er streng wäre, und was er als Mensch gewinnen mag, verliert offenbar der Staat, um dessen willen er doch da ist. Daß Ausnahmen Statt finden müssen von allgemeinen Regeln, beweist die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, allein eben darum dürfen sie nicht anders, als im dringendsten Nothfalle Statt finden. Nachtheile, welche für den Einzelnen in besondern Fällen aus der Anwendung eines vernünftigen Gesetzes hervorgehen können, lassen sich auf indirekten Wegen leicht vergüten, und wo der Richter ein Mensch ist, wird auch der Mensch nur richten. Eine andere Frage aber ist die, ob über öffentliche Anstalten und Personen auch allemal öffentlich geurtheilt werden darf und soll? Das erste kann wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, vorausgesetzt, daß der Urtheilende sonst nur die dazu nöthigen Kenntnisse habe, das letztere aber fließt gewissermaßen aus dem erstern, denn das gründliche, wohlgemeinte Urtheil ausgesprochen in der gehörigen, d. h. würdigen Form mit Achtung gegen Alles Achtungswerthe kann nur nützen, und nützen soll jeder, der es kann. Die Publicität ist ohnstreitig ein heiliges Palladium der Freiheit, Wahrheit, Unschuld und Tugend. Daß sie gemißbraucht werden kann, und leider oft wird, hebt ihren Werth nicht auf, und so lange noch die öffentliche Meinung geachtet wird, ist ein Rückfall der Menschheit in den Zustand der Barbarei und Sklaverei entschieden unmöglich. Macht die Menschheit in Allem, was rein menschlich ist, eine Familie, was durch die Publicität befördert wird, so muß der Despot und Bösewicht in der neuen Welt immer fürchten, daß sich in der alten sogar ein Arm gegen ihn erheben werde. Menschen, Anstalten und Einrichtungen aber, welche die öffentliche Meinung für sich haben, können um so sicherer und ruhiger in ihrer heilsamen Wirksamkeit fortfahren. Darum laßt uns halten an dem alten Wahlspruche der Deutschen: Thue recht, scheue Niemand.

Schattenspiel im strengsten Verstande.

Auf den Boulevards in Paris, in Tivoli, auf den elysäischen Feldern und überhaupt auf allen öffentlichen Plätzen sieht man eine Menge Buden aufgestellt, deren Inhaber die Vorübergehenden durch prahlerische Aushängeschilder und Musik anzulocken sich bemühen. Hier sieht man in der einen Wachsfiguren, in der andern Marionetten, in der dritten fremde Thiere, in der vierten Vögel, die mancherlei Kunststücke machen, in der fünften tanzen Hunde, u. dgl.

Eine dieser Buden ist zu Schattenspielen bestimmt, und der Unternehmer bietet alles auf, um dem französischen Pöbel zu schmeicheln und seinen Beifall und seine Sols zu erhalten.

Unter andern stellte er einst Napoleons Seezug gegen England vor.

Der Held schoß mit seinen schwimmenden Ungeheuern die englische Flotte in Brand, hier flog ein Schiff auf, dort ging eins über, hier strich eins die Segel, dort ward eins von den siegreichen Franzosen erstiegen. Die Engländer schwammen wie die Enten, oder kamen wie die Vögel, vom Pulver empor gehoben, stückweise aus der Luft herunter. Napoleon landete und empfing den König und die Königinn von England als Gefangene, dann hielt er seinen triumphirenden Einzug in London, alle englischen Weiber umarmten die Franzosen und schrieen: Vive la France! vive la liberté! Alle Soldaten trugen straffe Beutel mit der Aufschrift: des Guinées; Napoleon selbst stand vor einem stattlichen Gebäude, wo man große Wagen mit Säcken Geldes beind, mit der Inschrift: Banque de Londres.

Diese Darstellung entsprach ganz dem Geiste der Zuschauer; alle waren entzückt; nur hin und wieder ging einer davon kopfschüttelnd weiter und brummte leise in den Bart:

„Wenn doch der fatale Kanal nicht wäre!"

Zweysylbige Charade.

Ueber meine erste Sylbe wird viel geklagt und geseufzt, wobei sie sich selbst verzehrt; Gott kennt sie nicht, und auf den Kaffeehäusern macht sie die Gesichter der Sterblichen lang; sie betreibt auf des Menschen Antlitz das Geschäft eines Pflügers, und wird, nach dem, was sie bringt, auch zuweilen gelobt.

Von meiner zweiten spricht alle Welt mit und ohne dieselbe; sie soll in mancherlei Gesetz- und andern Büchern versteckt sich aufhalten; wer sie aber da sucht, dem macht sie oft ein Blendwerk und entschlüpft.

Mein Ganzes irrt, dem Vernehmen nach, jetzt unstät umher, weil es sich ungebührliche Aeußerungen hat zu Schulden kommen lassen, welche sich angeblich nicht mit der ersten, wohl aber mit der zweiten vertragen; lernt meine erste die zweite begreifen, so wird man dem Ganzen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Auflösung der Charade in Nro. 28.

Geduld. — Ungeduld.

N: 30.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 12. April 1818.

Beitrag zur Sittengeschichte Bremens im 16ten Jahrhunderte.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Beschluß.)

In Betreff des Kindelbeers d. h. Taufschmauses ward verordnet, daß diese so, wie die üppigen Gastmäle bei den Kirchgängen abgeschafft und nur die Frauen, welche den Kindbetterinnen bei der Niederkunft Hülfe geleistet, und die das Kind zur Kirche getragen hätten, bei dem 1sten Stande mit Clairet und andren süßen Getränken oder Wein; bei den übrigen Ständen aber mit Wein und Bier, sonst aber mit nichts traktirt werden sollten.

Bei den Begräbnissen war es bei 10 Bremermark Strafe verboten, Confekt, Gewürze und Getränke vorzusetzen.

Zur Ausführung dieser Verordnung wurden 4 Rathsherrn committirt, welche mächtigt waren, jeden, welcher einer Uebertretung derselben verdächtig war, des Freitags Nachmittags nach gehaltener Hochzeit vorzufordern, und falls er sich nicht eidlich reinigen könnte, ohne Ansehen der Person, er mögte Rathsherr oder Geistlicher, reich oder arm seyn, zu bestrafen.

Auch in Betreff der Landleute im Stadtgebiete war verordnet, daß bei den Hochzeiten, wenn eine Braut von einer ganzen Baustelle auf eine andere ganze Baustelle heirathen würde, höchstens 10 Tonnen Bier in des Bräutigams- und der Braut- Häuser; so, wie bei den Hochzeiten der halben Bauleute nur 6 Tonnen und bei denen der Köther nur 2 Tonnen Bier, den Gästen zum Besten gegeben und nach Verhältniß dieses Getränkes auch die Mahlzeit eingerichtet werden sollte. Bei diesen Hochzeiten sollte kein Gesindel von Bettlern und Landstreichern geduldet, sondern abgewiesen, zur gefänglichen Haft gebracht und die Armen, die dessen bedurften, mit einem Almosen entlassen werden.

Das verschwendrische Traktiren bei den Kindelbeeren ward auch auf dem Lande verboten und nur gestattet, den Frauen, welche der Kindbetterin bei der Niederkunft beigestanden und das Kind zur Kirche getragen hatten, auch den Gevattern von fremden Oertern, etwas gütlich

zu thun; doch durfte dabei nicht mehr, als 2 Tonnen Bier getrunken werden.

In der Folge sind mehrere Verordnungen über diesen Gegenstand erlassen; die ausführlichsten und bestimmtesten Vorschriften enthält indessen die vom Jahre 1656, welche einen Quartanten von 36 Seiten ausmacht und in einer systematischen Ordnung vorschreibt, wie es mit der Art sich zu kleiden, mit den Verlöbnissen, Hochzeiten, Kindtauffen und Begräbnissen gehalten werden sollte.

Verordnungen des löblichen und wohlweisen Raths von Krähwinkel.

(Fortsetzung.)

6.

Da die Kuh unsers Herrn Bürgermeisters, Jacobus Brausewindus, Gestrengen, als solche gestern zum Tränken getrieben wurde, von der Kuh eines schlechten und gemeinen Schuhflickers einen sehr empfindlichen Stoß bekommen hat: so macht andurch Magistratus gemeinkundig, daß die Kühe von Extraction, wozu Magistratus sich mit Recht zählet, um ein Uhr Nachmittags zur Gemeintränke, die Kühe gemeiner Art aber, wozu alle übrigen Einwohner der Stadt gezählet werden, um 12 Uhr dahin getrieben werden sollen, damit zwischen Magistrat und gemeiner Bürgerschaft nicht eine gewisse Vertraulichkeit sich anspinnen möge, die, wie wir gesehen haben, von so nachtheiligen Folgen sein kann. Auch soll hinführo der Stadtkasse es auferlegt sein, für das liebe Magistratsvieh einen eigenen, wohlgesitteten Bullen zu engagiren, auch eine eigene und abgesonderte Weide-Koppel zu diesem Behuf herzugeben.

7.

Magistratus der Stadt Krähwinkel zeiget hierdurch Sr. Hochwohlgeboren dem Herrn Oberdomänenrath von Trübsal, Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf Großew-Dummwalde, gehorsamlich an: welchergestalt Er, Magistratus, auf Verlangen Vorbenannten, unsers großgünstigen Freundes und Gönners, den Schlächtermeister-Aeltesten Gottfriedus Knickeboldus, wegen seines absonderlichen Schwurs, dessen er sich bei jeder Gelegenheit bedient, nämlich: „er wolle sich adeln lassen, wenn dies oder jenes nicht wahr" ꝛc., coram gehabt und solche Unziemlichkeit ihm ernstlich verwiesen und zu Gemüthe geführt, dagegen er im neuen Betretungsfall mit 2 Gl. Pön von uns belegt werden würde. Aber besagter Gottfr. K. versichert, es nicht einmal gewußt zu haben, daß Seine Hochwohlgeboren, vorbenannter Herr Oberdomänenrath, sich haben in den Adelstand erheben lassen, dannenhero bezeuget, daß sein Schwur nicht Beziehung auf Hochdieselben haben könne; ferner: daß er sich bereits seit zwanzig Jahren schon dieses Schwurs als ein guter Christ bedient, um nicht den Teufel, die Pestilenz, die Schwerenoth oder sonst etwas Ungebührliches und Unziemliches in seinen Mund zu nehmen. Da wir nun solche wichtige Gründe allerdings nicht zu widerlegen vermochten: so hat Magistratus ihn gleichwohl dahin vermocht, künftighin, stat. der Betheurung: ich will mich adeln lassen, wenn dies oder jenes nicht wahr ist, zu sagen: ich will mich nicht adeln lassen, wenn dies oder jenes wahr sein sollte.

N. S.

Der Herr Bürgermeister Jacobus Brausewindus, Gestrengen, danken Sr. Hochwohlgeboren gehorsamlich für den zum freundlichen Ge-

schenk übersandten Wildenschweinskopf, und werden sich dabei Ihres großgünstigen Gönners bestens erinnern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Flibustier.

(Fortsetzung.)

Immer schöner aber immer fürchterlicher ward das Schauspiel der lodernden Stadt, je mehr die Fregatte sich ihr näherte. Wie eine kolossale, wallende, zuckende, blitzende Feuerwand, von der ein dicker Wolkenvorhang sich eben in die Höhe wälzt, stand die Brunst da, an ihrem Saume glimmten in röthersem Feuer die glühenden Mauern und Gebälke, und hier und da flammten, gleich Riesensternen in blendend weißem Licht die angehenden Oelmagazine auf. Schon warf der Nordost eine brennende Hitze auf die Wangen der Küstenbrüder, und während Montbars mit den Blicken des Mitleids die unglückliche Stadt betrachtete, flüsterte er mit geheimer Freude: Um einen geringern Preis war Maria nicht zu retten! Endlich ging die Fregatte im Hafen von Panama vor Anker, Montbars stieg mit seinen Leuten an's Land, aber zu aller Erstaunen war von einem feindlichen Angriff nirgend eine Spur zu entdecken. Wer hat das Feuer angezündet, fragte er hastig den Oheim, der eben mit seinen Bukaniern ein Haus einriß, um der Wuth der Flamme Einhalt zu thun. Frage mich nicht, fuhr dieser unwillig auf. Die Flibustier und Spanier gießen sich das Höllengebräu gegenseitig in die Schuhe, und am Ende wird es der Teufel oder Morgan selbst aussaufen müssen. Entsetzt wich Montbars zurück. Wenn Dir das unbegreiflich vorkommt, fuhr Taureau fort, so kennst Du unsern Feldherrn noch nicht. Was Panama an Gold, Silber und Kostbarkeiten besaß, ist geflüchtet oder schon geraubt. Die übrigen Reichthümer der Stadt sind uns unbrauchbar, die Vortheile, die wir vielleicht daraus ziehn könnten, ungewiß, und der Ruin mehrerer tausend Familien einem Morgan sehr gleichgültig. Da kann ihn ja wohl die muthwillige Laune befallen haben, hier seines Namensgedächtniß auf ein Paar Menschenalter zu stiften. Schaudernd verließ Montbars den Oheim und marschirte mit seiner Schaar nach seinem Quartier, und, da dies auch in Flammen stand, nach dem Pallaste des Statthalters, der mit seinen nächsten Umgebungen erhalten war. Auf dem Balkon becherte Morgan fröhlich mit seinen Offizieren, und ergötzt von dem Lautenspiel und Gesang zweier edler Spanierinnen, die die Schande dem Tode vorgezogen, sah er gemüthlich in die flammende Stadt, wie ein Feuerwerk, was ihm zu Ehren abgebrannt wurde. Montbars quartierte seine Schaar in die nachstehenden Gebäude ein, und wollte eben in den Pallast, da winkte ihm geheimnißvoll ein Negerselave bei Seite und steckte ihm einen Zettel zu. Er las mit Entsetzen:

Auf der Flucht verspätet, bin ich seit Panama's Eroberung in Morgans Händen, und das Ziel seiner Begierden. Da er vergebens seine blutigen Schätze mir geboten, hat er in einen finstern Kerker mich geworfen. 30000 Piaster, die Pater Ignatius aus Taroga zu meiner Lösung ihm gebracht, hat er genommen, und hält mich dennoch gefangen. Meinen Dolch, den ich mir für das Aeußerste zum Befreier aufgespart, hat man mir entrissen. Könnt Ihr nicht rasch mich retten, so zerschmettre ich mein Haupt an meines Kerkers Wand, und scheide ohne Beichte und Absolution von hinnen. Dann darf ich hoffen im fürchterlichen Jenseits den geliebten Räuber einst willkommen zu heißen. Maria.

*

Vernichtet stand, einen gräßlichen Augenblick hindurch, der Jüngling. Dann schwankte er, von wilden Plänen geschüttelt. Schon griff er nach der Pistole im Gurt, und maß mit Mordblicken den Balkon, auf dem Morgan zechte. Doch schnell einen andern Entschluß ergreifend, drückte er die Pistole zurück, und flog davon, den treuen Oheim aufzusuchen. Nach langem, ernsten Gespräch gingen beide zu van Horn, dem Ober-Anführer der Franzosen. Dort hatte die Unzufriedenheit mit Morgans zweckloser Grausamkeit und betrügerischer Habgier, die meisten Offiziere dieser Zunge versammelt, mit zündender Beredsamkeit sprach Montbars gegen das Ungeheuer, die Nacht verstrich unter schweren Berathungen, und zu dem ärgsten entschlossen, trennten sich die Mißvergnügten in der Morgendämmerung.

Gleich einer glühenden Kugel flammte die Morgensonne durch den Brandrauch, der, ein schwarzes Wolkengebirge sich auf Panamas Aschenhaufen lagerte. Eine unermeßliche Beute, war noch im Laufe der Nacht aus den brennenden Häusern in Morgans Quartier zusammen geströmt, und jetzt riefen Trommeln und Trompeten das Räuberheer auf den großen Platz vor dem Pallaste zur Theilung zusammen. Morgan erschien mit seinem Gefolge. Eine große Waage ward unter dem Säulen-Portal des Schlosses aufgehängt, und die edeln Metalle nach dem Gewicht vertheilt. Aber als es sich nach genauer Berechnung entschied, daß jeder gemeine Flibustier zum Lohne so mannichfaltiger Mühseligkeiten und Gefahren, so zahlloser Gräuel und Erpressungen, nicht mehr als 200 Piaster erhalten sollte, da erhob sich unter den Schaaren ein fürchterliches Murren, und Montbars, überzeugt, daß es jetzt Zeit zur Ausführung seines Plans sey, sprang auf eine Trommel und forderte Gehör. Redet, Admiral, rief Taureau mit seinen Bukaniern, die ihre Musquetons luden, um ihrer Stimme allenfalls den nöthigen Nachdruck zu geben. Redet, rief van Horn mit der Mehrzahl der französischen Flibustier. Redet, brüllte endlich das ganze Heer, und Morgan, ahnend, was es galt, und zum erstenmal in seinem Leben erbleichend, winkte ihm krampfhaft lächelnd die Erlaubniß des Wortes zu. Und Montbars begann mit flammendem Gesicht: Sehr wohlfeil, Admiral, hast Du unser Blut geschätzt, drum mag man wohl die Rechnung fordern. Wo sind die Kostbarkeiten alle, die unsre Redlichkeit zur Bundescasse abgeliefert? Hast Du Dich mit den Ueberbringern auch so abgefunden, wie Du Dich mit mir wegen der Schätze der Gallione abfinden wolltest, die allein durch Deine Schuld entrann? Wo sind die Ranzionen, die Du den Gefangenen abgepreßt? Gehören die 30000 Piaster, die der Mönch Ignatius Dir für des Stadthalters Schwiegertochter gezahlt, nicht auch zur allgemeinen Beute, und weshalb hältst Du diese Frau noch jetzt gefangen? Sollen die Küstenbrüder, denen Du alles stahlest, durch Dich auch noch den Ruhm strenger Worttreue verlieren, der sie bisher schmückte? Doch weiter konnte er nicht sprechen. Ihn überschrie der Räuber Zorn, der sich furchtbar gegen den ungetreuen Feldherrn erhob. Gebt die Donna frei, liefert die Kostbarkeiten zur Theilung aus. Heraus mit den 30000 Piastern, maronirt den Schurken! erscholl es rings mit gräßlich wildem Geschrei, und schon begann die Menge gegen Morgan vorzudrängen. In seinem Gesicht kämpfte die ganze Hölle, das Bleichgelb der Furcht wechselte mit des Grimmes Dunkelroth und seine Larve wurde dadurch auf eine entsetzliche Weise dem gereizten Chamäleon ähn-

tich, dessen Säfte, durch heftige Gemüthsbewegungen umgetrieben, in bunten, wechselnden Farben schimmern. Endlich gelang es ihm, sich zu ermannen, und mit Majestät in Blick und Stellung winkte er den Empörern Stille zu. Das langgeübte Ansehn behauptete sein Recht, lautlos harrte das Heer seiner Rede, und mit ruhiger Fassung lobte er nun des jungen Admirals edle Kühnheit, mit der er für seiner Kameraden Rechte, selbst gegen den mächtigen Feldherrn gesprochen, lobte seine Redlichkeit, die sich in schwerer Probe bewährt, tadelte die Uebereilung, daß er die auf Morgen angesetzte Theilung der Kostbarkeiten und die Legung der Schlußrechnung nicht erst abgewartet, und gebot dann den Pater Ignatius vorzuführen, der so jämmerlich, wie das böse Gewissen vor seinem Richter stand. Wo hast Du die 30000 Piaster hingethan, donnerte er den Mönch an, womit Du Donna Maria von mir lösen solltest? Herr, ich habe damit den Prior und Guardian unsers Klosters ranzionirt, zähnklapperte der Pater. Drum bleibest Du und alle Mönche, die wir noch in unsern Händen haben, als Geißel zurück, bis die Summe noch einmal erlegt ist, entschied Morgan, und augenblicklich erhält die hartbetrogne Donna ihre Freiheit wieder. Dann seyd so gut, Herr Ober-Admiral, sie dem Bukanier-Hauptmann Taureau zu übergeben, rief Montbars rasch. Wir wollen sie in ehrlichen Händen wissen, und überhaupt sehen, um zu glauben. Morgan, in der Ueberzeugung seiner Schwäche, und in der Besorgniß durch einen Ausbruch seines Zorns seine Pläne zu vereiteln, biß sich in die Lippen, und noch froh um diesen Preis Ruhe und kurzen Aufschub zu erkaufen, winkte er seinem Adjutanten zur Auslieferung und Taureau zum Empfange der Dame. Montbars an der Spitze zogen die Bukanier in den Pallast. Bald klangen des unterirdischen Kerkers Riegel. Von ihrem Strohlager richtete sich das reizende blasse Weib auf, erkannte in dem Retter den Geliebten, und sank, von dem plötzlichen Wechsel des tiefsten Elends und der höchsten Freude überwältigt, ohnmächtig in seine Arme.

(Der Schluß folgt.)

Blüthen.

Wir sind zwar im Stande, es zu berechnen, wie lange ein Licht brennt im verschlossenen Zimmer, wenn uns seine Länge und Dicke, so wie die Dicke des Dachts bekannt ist. Aber des Menschen Leben ist ein Licht in freier Luft, wo Windstille, aber auch Sturm und Regengüsse, stets mit einander abwechselnd, in flackernder Bewegung die Flamme erhalten, ja oft, ehe wir es vermuthen, solche verlöschen. Hier hört alle Berechnung auf, und selbst der Klügste und Weiseste weiß nur, daß einstmals die Flamme seines Lebens schwindet; aber er weiß nicht, wann? und wo? dies geschehen wird.

Selbst die reinste Tugend, deren Schöne wir bewundern, — wankt nicht selbst auch diese oft in ihrem Entschlusse? Fielen nicht Engel und Fromme ohne Zahl? Steht denn also selbst die reinste Erdentugend auf einem so unsichern Boden, daß sie leicht strauchelt und fehlt: so ist es Thorheit, zu prahlen, und sich selbst zu täuschen mit Vollkommenheiten, die nicht beständig sind, die, wie Licht und Schatten, so mit Schwachheiten ewig abwechseln.

Unschuld umgiebt die Tugend, wie ein Vorhof das Heiligthum; und keiner findet die geweiheten Pforten, der nicht früher diesen Vorhof betrat.

Unschuld gleicht der sanften Flötenstimme eines Mädchens, die, im stillen, einsamen Zimmer, unter Begleitung eines zarten Saitenwerks, ertönend, nur das Ohr des horchendes Freundes bezaubert. Aber die Tugend gleicht den starken, durchgreifenden Orgeltönen, die in gewölbten, weiten Kirchenhallen dahin strömen, wie melodische Donner, um zu leiten den Gesang tausendfacher Stimmen.

Es war aber ein Vater, der hatte zween Söhne, denen er seine Güter übergeben wollte, zur Bewirthschaftung; denn er fühlte fast keine Neigung mehr in seinem Herzen, solche irdische Geschäfte, wie bisher, zu übernehmen. Darum sprach er zu seinen Söhnen: Es ist die Zeit bald da, meine Kinder, daß ich euch verlassen muß, denn die Wünsche meines Herzens tragen alle meine Gedanken hinüber in eine bessere Welt, und bald werde ich selbst, schwebend wie das Morgenroth, auf leichtem Gewölke, — auch dahin eilen, wo, im eigentlichen Verstande, mein Geist schon ist. Ich werde daher meine Güter, die nach meinem dereinstigen Absterben doch euch zufallen, nun schon euch bei meinen Lebzeiten zur Verwaltung übergeben; aber ich will es nicht machen, wie so viele schwache und unverständige Väter, die ihren Kindern alles schenken, und dann von ihrer Gnade leben! Ein Vater der so unweise handelt, war auch früher schon nicht weise genug, seine Kinder, wie sichs gebührt, zu erziehen. Ich will ehrlich mit euch theilen, und bedinge mir nur den dritten Theil von den Einkünften meiner Güter aus; die andern zwei Drittheile gehören euch! Behalte mir aber vor, wenn ich sehen werde, daß es nothwendig ist, Abänderungen zu treffen in dieser meiner Anordnung. Seid ihr hiermit zufrieden: so machet Loose, damit das Schicksal es entscheiden möge: wem von euch beiden das bessere und einträglichere Gut, welches wir bisher selbst bewohnten, zur Verwaltung zufalle. Und siehe, es fiel dem ältesten Bruder das einträglichste der Güter zur Bewirthschaftung anheim, welches nicht nur in Rücksicht des Bodens sehr große Vorzüge vor jenem hatte, sondern es war von jeher auch mit größerm Fleiße bestellt worden.

Der Aelteste fing nun unter den Augen des Vaters sein Verwaltungsgeschäft an, und letzterer unterstützte ihn mit seinen Einsichten und Erfahrungen. Aber auch der Jüngste that alles, was er vermochte, um die Einkünfte seines Guts zu vermehren. Doch da der Boden an sich undankbar und die Felder hier nie mit einem solchen Fleiß bearbeitet und bedüngt worden waren, ihm auch nicht die Erfahrungen und Einsichten des Vaters, so wie jenes, zu Hülfe kamen; endlich der Hagel einen Theil seines Winterschlages, die Dürre seine Sommerschläge verödete: so trug das Gut des Jüngsten fast wenige Früchte nur. Als nun, nach Verlauf eines Jahres, der Vater die Berechnung von den Einkünften beider Güter überblickte: so fand er, daß das Gut, welches sein ältester Sohn verwaltete, zehnmal so viel eingetragen hatte, als des Jüngsten Gut, obwohl beide an Flächenraum sich gleich waren. Der Vater, billig und gerecht, machte seinem jüngsten Sohne hierüber keine Vorwürfe, sondern lobte ihn, daß er so fleißig in seinem Berufe gewesen, und so viel beschafft, ob wol er hätte mit vielen Hindernissen zu kämpfen gehabt. „Ich werde die Einkünfte beider Güter zusammenwerfen, sprach er, und jedem von euch, so wie mir selbst, den dritten Theil des Ganzen zu Gute rechnen. Hierüber aber ergrimmte der älteste Bruder, und sprach: Vater, du thust deinem

Erstgebornen Unrecht; denn siehe, habe ich nicht 20000 Thaler, erworben, jener aber nur 2000 Thaler? Aber der Vater schalt seinen Erstgebornen einen Unbilligen und Ungerechten und sprach: Du bist nicht werth des Glücks, mein Sohn, das Dir zu Theil wurde; denn denke nur daran, daß Du ein weit ergiebigeres Feld zu bewirthschaften hattest, als Dein Bruder; und daß meine Erfahrungen, wo die Deinigen nicht ausreichten, Dir allenthalben zur Hülfe kamen; ja, daß Dein Bruder, auf den Du zürnest, weil ich ihm nur Recht wiederfahren lasse, weit mehr Mühe und Sorgen gehabt hat, um nur den 10ten Theil dessen, was Dein Gut, ohne Mühe, brachte dem undankbaren Boden zu entreißen! — Es bleibt also bei meiner einmaligen Bestimmung!"

Gott ist gerecht! Wir aber müssen billig oft uns schämen, daß wir uns zum Ruhme und Andern zur Schande anrechnen, was uns und ihnen so wenig zum Ruhme, noch zur Schande gereicht.

Graf Moriz von Sachsen und Demoiselle Lecouvreur.

Nach dem Englischen.

Graf Moriz von Sachsen war weniger beständig in der Liebe als im Ruhme. Doch selbst bei manchen zärtlichen Schwächen vergaß er die Würde seines Ranges nie. So war seine Leidenschaft für Adriane Lecouvreur ohne Zweifel edel und aufrichtig.

Diese Schauspielerin verband mit einem überwiegenden Kunsttalent, Schönheit, Gefühl und Herzensgüte. Sie war es werth, heftige Leidenschaft einzuflößen. Ein großer Gelehrter der damaligen Zeit sagte, als er ihre Darstellung der Königin in Essex gesehen hatte: Ich sah eine Königin unter Schauspielern. So schien sie zu der Geliebten eines Helden geboren zu seyn. Aber sie war mehr als dies, sie war seine Freundin. Mochte die Heftigkeit ihrer Leidenschaft auch in die wildeste Eifersucht ausarten, sie war doch aufrichtig und dauernd.

Eines Abends sah sie, als sie eben Phädra darstellte, den Grafen Moriz in's Orchester treten. Kurz zuvor hatte sie eine Untreue von ihm entdeckt. In dem Augenblicke nun, wo Phädra zu Hippolit spricht:

„Versagst den Arm Du, leihe mir Dein Schwert!" stürzte sie in einem Anfalle eifersüchtiger Wildheit auf den Schauspieler zu, der den Hippolit gab, ergriff sein Schwert, und stieß es, zum Schrecken des ganzen Publikums, in des Grafen Moriz Brust. Zum Glück war das Bühnen-Schwert stumpf, und da der Stoß mit unsichrer Hand geführt ward, erlitt der Graf keine Verletzung. Es soll auch dieser Beweis von Liebe ihn nicht beleidigt, und er von der Geliebten bald Verzeihung für seine kleine Untreue erhalten haben.

Einen großen Beweis uneigennütziger Freundschaft gab sie auch wohl dadurch, daß sie, ohne daß der Graf es wußte, ein Diadem für 40,000 Franken verkaufte, und ihren Geliebten diese Summe anzunehmen nöthigte, um seine Ansprüche an das Heezogthum Kurland dadurch zu begünstigen.

Der Graf Moritz von Sachsen war in jeder Hinsicht ein vollkommner Mann. Die Lecouvreur zog ihn allen andern Bewunderern ihrer Schönheit vor. Alle opferte sie ihm auf, nur zwei wahre Freunde nicht. Auf einen derselben ward der Graf eifersüchtig. Als er an einem Abend von ihr die theuersten Versicherungen ihrer Liebe erhalten hatte, verließ er sie scheinbar zufrieden. Vermuthend aber, daß der Nebenbuhler nur auf sein Fortgehen warte, um

sich dann bei ihr einzuschleichen, erfand er eine sonderbare Art und Weise, sich davon Gewißheit zu verschaffen. Er zog sich ein Haar aus und befestigte es mit Wachs queer über das Schlüsselloch der Thüre, durch welche er aus der Geliebten Zimmer gegangen war. Nach einer Stunde kam er wieder, und sah, daß sein zerbrechlicher Riegel nicht respektirt worden war. Er klopfte an, ward hereingelassen, fing eine Untersuchung an, und fand endlich den Herrn, der doch geglaubt hatte, sich sehr gut versteckt zu haben. Man hätte denken sollen, dieser Vorfall habe das Verhältniß des Grafen und der Leouvreur für immer gestört. Doch mit nichten, es ward nur noch inniger, als zuvor. Die Dame war eine eben so gute Schauspielerin im Zimmer, als auf der Bühne. Eine Entschuldigung war bald gefunden, und sie soll den Grafen sogar dahin gebracht haben, daß er endlich bekannte, er habe sich geirrt und sie sich ganz unverbesserlich gut betragen.

Sätze in Rochefoucauldischer Manier.

Die Mehrzahl menschlicher Thorheiten sind Dummheiten.

Der einzelne Mensch bedarf bloß der Tugend, der gesellige der Ehre.

Es giebt Zeiten, wo die öffentliche Meinung die schlechteste aller Meinungen ist.

Die Vorsehung.

Sonett.

(Nach dem Italiänischen des Filicaja.)

Der Mutter gleich, die liebend, mit Entzücken,
Die Kinder schaut, von Zärtlichkeit bewegt; —
Dies küßt sie sanft, will jenes an sich drücken,
Eins wiegt ihr Schoos, der Fuß ein and'res trägt;

Kein Zug, kein Laut, kein Wunsch in ihren Blicken
Kann ihr entgeh'n, die treu der Kleinen pflegt;
Dem winkt sie zu, wird jenem freundlich nicken,
Bleibt liebevoll, wenn sie belohnt und schlägt: —

So wacht für uns, in ungemeß'nen Höhen,
Die ew'ge Vorsicht, spendet Trost und Segen,
Hört Alle gern und eilt uns beizustehen.

Und kommt nicht stets uns ihre Huld entgegen,
Reizt sie uns bald dadurch zu heißerm Flehen,
Bald weigert sie, um Beß'res zuzuwägen.

Auflösung der Charade in Nro. 29.

Zeitgeist.

Sylben-Räthsel.

Ich schrieb — da pocht's — ich rief herein —
Ich schaue auf — und — wer tritt ein:
Ein Wesen, freundlich wie die Sonne,
Im Antlitz, ach! ein Meer von Wonne —
Das flottert was von großer Ehre —
Von Segen, der bescheert ihm wäre,
Von ganz unbändigem Vertraun,
Darauf man könne Häuser bau'n —
Das ladet mich gar freundlich ein:
Der Sylben Drilling ihm zu seyn. —
Ich sprach nicht Ja — ich sprach nicht Nein —
Dacht' aber so im Herzensschrein:
Ei, wärst Du doch, wo wächst der Pfeffer!
Indessen sprach für mich mein Kläffer.
Der schnauzte den geputzten Mann
Wie einen Betteljungen an.
Doch wer muß nicht bei bösen Sachen
Bisweilen gute Miene machen —
Zu dem — ich will es nur gestehen —
Fiel mir der Angstgedanke ein:
Wie, wenn — das könnte leichtlich seyn —
Du auch so müßtest bitten gehen —
Drum sprach ich dann mit Ja und Nein:
Schon gut mein Freund! ich stell' mich ein.
Indeß der Freund nun, wie erklärt
Mir dankbar nach den Händen fährt,
Kragfuß um Kratzfuß schmunzelnd streicht
Und rückwärts nach der Klinke schleicht,
Klopft es schon wieder an die Thür.
Herein! — Da bringt und legt man mir
Ein Ding, leicht wie ein Federwisch,
Die vierte Sylbe auf den Tisch.
Das sah so nett — so ehrlich aus —
Und doch — doch gab's — den Schelm im Nacken —
Mir eine harte Nuß zu knacken —
Kurz — einmal muß es doch heraus —
Die vierte Sylbe ward zum Ganzen —
Und lud, weis Gott! mich gleichfalls ein,
Der Sylben-Drilling ihm zu seyn —
Ich denk', ich soll vor Freude tanzen —
Denn so viel Ehre wor seit Jahren
Auf Ehre! mir nicht wiederfahren —
Doch, denk' ich ernstlich d'rüber nach,
Ist mir's denn doch an einem Tag
Der großen Ehr' auch gar zu viel —
D'rum, wer gern Ehre haben mag,
Dem laß' ich — 's ist kein Possenspiel —
Das Ganz' um einen Pfeifenstiel —
Um jeden Vorwurf auszuweichen,
Will ich den Hauptpunkt nicht verschweigen:
Der Beutel — wie man auch sich stemmt —
Kommt bei dem Ganzen in die Klemme.

№ 31.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 16. April 1818.

Das Lied vom Sarge.

Es wählt die stillste Kammer
Wohl in dem ganzen Haus
Zu seiner Lagerstätte
Ein jeder Mensch gern aus.
Denn kommt die Zeit zum Schlafen,
Dann will er ruhig seyn,
Nichts von der Welt mehr wissen
In seinem Kämmerlein.

Er geht mit seinem Herzen
Zu Rath hier und Gericht,
Wo Gott nur Sitz und Stimme,
Jedoch ein Dritter nicht.
Er schließt die hellen Fenster,
Die Thür zu dieser Frist,
Er sieht auch wohl noch einmal
Nach, obs geschehen ist.

Und hat er so bestellet
Sein Herz und auch sein Haus,
Dann thut er noch das Letzte —
Die Lampe löscht er aus,
Und legt sich nieder, betet,
Und schließt die Augen zu,
Und spricht tief aus dem Herzen:
Nun, Herr, nun wache Du!

Der aber, der hält Wache,
Des kannst Du sicher seyn!
Doch wacht auch oft ein Zweiter,
Du selbst im Kämmerlein.

Wo ohne wache Nächte,
Wo gäb's ein einzig Haus?
Wohl ziehst Du Nachts die Kleider,
Doch nicht die Sorgen aus!

Es sucht sein ganzes Leben
Der Mensch, und findet keins.
Da kommt der Herr auf einmal,
Und spricht: „Hier hast Du eins!
Einschläfst Du in dem Hause,
Und schläfst auch wieder aus.
Ich will Dir's eigen geben,
Da nimm! Es ist dein Haus."

„Brauchst d'rin für nichts zu sorgen,
Wird alles Dir gethan,
Auskleiden Dich die Freunde,
Ist's Zeit, auch wieder an.
Sie schließen Dir die Kammer,
Und auch die Augen zu,
Und geh'n, erlischt die Lampe,
Und gönnen Dir die Ruh!"

Und wer es nicht will nehmen,
Und hat es doch begehrt,
Das ist der müde Schläfer,
Der's ach! so lang entbehrt.
Er wacht und krümmt sich lieber,
Als daß er schlafen ging'.
's ist doch um einen Menschen
Ein gar gebrechlich Ding!

Der Flibustier.

(Schluß.)

Wüthend tobte der Ouragan auf Hilpaniola. Mit fürchterlicher Heftigkeit bliesen die Winde aus allen Strichen des Compasses zugleich, entwurzelten Bäume, rissen Häuser nieder, versenkten Schiffe, die eben ängstlich den Hafen suchten, hoben die Fluthen aus der See, daß sie Wolken gleich in der Luft schwebten, und schleuderten sie dann als einen salzigen Wolkenbruch auf das Land, und Staub und Wasser, und Baumäste und Gebäudetrümmer drehten sich im wilden Wirbeltanze, als wollte die Natur in ihr altes Grab zurück kehren. Im Hafenschlosse saß der Gouverneur Don Alonzo Joseph Jago Benalkazar beim traulichen Becher mit seinem alten Freunde und Waffenbruder, dem geflüchteten Statthalter Don Gusman, aber der edle Wein vermochte den Trübsinn nicht zu verscheuchen, mit dem dieser in den Kampf der Elemente schaute. Lange saß er so in düsterm Schweigen, dann brach er schmerzvoll in die Worte aus: Dieser Orkan, dessen blinde Wuth nichts verschont, ist meines Schicksals schreckliches Bild. Ist er es wirklich, Freund? so tröste Dich auch seine kurze Dauer, sprach freundlich Don Benalkazar. Bald wird die Sonne heiter wieder lachen, und einen wolkenlosen Abend uns schenken. Mir einen wolkenlosen Abend? fuhr Don Gusman auf, Du höhn'st mich, Mensch, mir, dem Feldherrn des geschlagenen Heeres, dem Gouverneur des verbrannten Panama, dem Kinderlosen Vater, der alles, auch die Ehre verlor, und nun mit banger Erwartung dem gerechten Zorn seines Königs entgegen sieht. Den hat Don Gusman nicht zu fürchten, tröstete ihn der Freund. Als der Herzog von Medina Sidonia dem König Philipp zitternd der unüberwindlichen Flotte Zerstörung verkündete, sprach der Monarch: Ich habe sie gegen Menschen und nicht gegen die Elemente gesendet. Du hattest gegen Teufel in menschlicher Gestalt zu fechten, und bist nur nach langem rühmlichen Widerstande besiegt worden. Und thatest Du nicht auch dann noch alles, was in Deinen Kräften stand, den ungeheuern Verlust zu mindern? Sind nicht Panamas beste Schätze, ist nicht des Königs Eigenthum geborgen? Bei meinem Eid, die Gallione, die Du mit seltener Besonnenheit rettetest, muß Dir die Verzeihung unsers Herrn verbürgen, wenn es die Ehrenwunden nicht thäten, die in der Mordschlacht Du empfangen. Die Rettung der Gallione ist wohl mein kleinstes Verdienst, sprach traurig Don Gusman. Gott schlug die Bösewichter mit Blindheit oder Wahnsinn, denn kaum einen Büchsenschuß war das verfolgende Raubschiff von uns entfernt, als es plötzlich umkehrte und uns entrinnen ließ. Wer weiß, wem Du vielleicht noch für dies glückliche Ereigniß verpflichtet bist? fragte bedächtig der Gouverneur. Es giebt unter jenem Diebs-Gesindel Menschen, denen ich meine Achtung nicht versagen darf, und ihrer einem bin ich selbst noch tief verschuldet, für eine seltene Großmuth, die er an den Meinen übte. Wie, wenn ein solcher Dich mit Fleiß entrinnen lassen? Eben wollte Don Gusman die Unwahrscheinlichkeit dieser Vermuthung mit Bitterkeit beweisen, als ein Officier dem Gouverneur meldete, daß der Orkan eine masten-lose Fregatte in den Hafen getrieben, daß die Equipage für Flibustier erkannt und verhaftet worden, und daß man den Capitän mit einem Knaben, der nicht von ihm lassen wolle, so eben bringe. Den Strang der ganzen Rotte! Gouverneur, wie ihrem Hauptmann! schrie mit rachsüchtigem Grimm Don Gusmann. England hat sich von ihnen losgesagt. Wir haben freie Hand. Nicht einer von ihnen darf leben! Ru-

hig, Freund, sprach ernst der Gouverneur: Nie dürfen Leidenschaften zu Gerichte sitzen, und dann winkte er, die Gefangenen eintreten zu lassen. Hellebarden klangen, Ketten klirrten, und von einer starken Wache begleitet, trat ein Jüngling in's Zimmer, der selbst in Banden noch die Haltung eines Königs hatte. Ein zarter Knabe hielt ihn umschlungen und verbarg das Gesicht an seiner Brust. Ihr gehört zu Morgans Flotte? fragte nach langem, tiefen Schweigen der Gouverneur. Ich gehörte zu ihr, entgegnete ruhig der Jüngling. Seit Morgan seine Soldaten um den Lohn der Blutarbeit betrügend, ihnen mit dem größten Theile der Beute entfloh, hat die Armada sich zerstreut und Spanien nichts mehr von ihr zu fürchten. Da hast Du sein freches Bekenntniß, tobte Gusman. Was verlangst Du mehr? brich den Stab und laß ihn erndten, was er gesäet! Noch einmal bat der Gouverneur um Ruhe, und fragte dann mit einer schönen Wallung des Mitleids den anziehenden Räuber, den er zu retten wünschte: Ihr habt wohl nicht an allen Gräueln Morgans Theil genommen, junger Mann? An seinen Waffenthaten vom Anbeginn, sprach dieser stolz. Ich habe Catharina erobern helfen, das Kastell Lorenz erstürmt, die Thalschlacht geschlagen und Panamas Mauern erstiegen. So helfe Euch Gott, Ihr seyd ein Mann des Todes! rief erschüttert der Gouverneur, wendete sich ab, und winkte der Wache, ihn fort zu führen. Da riß sich mit schmerzlichem Wehgeschrei der Knabe von dem Herzen des Gefangenen los und stürzte zu den Füßen des Gouverneurs nieder. Um Gottes Willen, Vater! rief er mit gewaltiger Kraft, nehmt das Todeswort zurück, oder brecht auch den Stab über Eure unglückliche Tochter! Maria! riefen entsetzt aus einem Munde die beiden Alten, und mit der Hast der Seelenangst fuhr das liebliche Weib fort: Ihm dankt Ihr zweimal meine Ehre und mein Leben, Ihm dankt Ihr meines edeln Bruders Rettung, und selbst das Schiff, das diesen rachschnaubenden Greis mit unermeßlichen Schätzen entrinnen ließ, hat sein Muth zur Rückfahrt gewendet. Jetzt blickte der Gouverneur, während Gusman, von kämpfenden Gefühlen ergriffen, schwieg, den Capitän mit prüfenden Augen an, und fragte dann scharf: Wie nennt Ihr Euch? Ich bin der Flibustier-Admiral Montbars, antwortete dieser gelassen. Wenn Ihr das seyd, fuhr der Gouverneur fort, so müßt Ihr Euch durch ein Papier von meiner Hand ausweisen können? Hier ist es! rief Maria, zog es aus dem Busen und reichte es freudig dem Vater hin, dessen Züge sich aufzuklären begannen. Er zeigte Don Gusman das Schreiben und sprach: Ich habe dem Montbars mein Wort für zwei freie Bitten verpfändet. Du bist ein alter Castilier, Gusman, Du sollst entscheiden, ob ich es halten muß. Gusman schaute düster in das Schreiben und murmelte ein dumpfes Ja. So bittet, Admiral! rief freundlich der Gouverneur dem Jüngling zu. Ich bitte um Pardon für meine Leute, sprach dieser, um schnellen Spruch und um ein ehrlich Grab für mich. Um Gottes Willen, hört ihn nicht! schrie Maria, der Schmerz um mich hat seine Sinne verwirrt. Mit Erstaunen sah der Gouverneur den blühenden Todesverächter an, und sprach gerührt: Die erste Bitte ist gewährt, die zweite mag ich nicht gehört haben. Besinnt Euch auf eine bessere. Da brach allmächtig die Verzweiflung aus Montbars starren Zügen, und er rief: Verschwendet Eure Gunst an keinen Undankbaren. Seit ich nach hartem Kampf beschlossen, Marien in ihres Gatten Arm zurück zu führen, hat das Leben den letzten Reiz für mich verloren, und will-

*

kommen ist mir der Tod, der mich mit Gott versöhnen soll. Versteh' ich Euch recht? fragte der Gouverneur mit froher Ueberraschung. Eure Absicht war es, Marien uns zurück zu bringen? Ja, bei der Himmels-Königin, das war sie, rief Maria. Der Orkan ereilte uns auf der Höhe Hispaniolas, wo wir meinen Gatten zu finden hofften. Daß ich noch werth bin, unter seine Augen zu treten, dankt Ihr dieses Mannes Heldenmuth und Entsagung. Vergebne Großmuth, schluchzte Gusman, dem der Schmerz das Stahlherz brach. Mein Sohn ist todt! hier siehst Du nie ihn wieder. So hat er doch den Todesweg genommen, vor dem ich ihn so ehrlich warnte! rief Montbars, die ohnmächtige Marie in seinen Armen auffangend. Ihr, Ihr habt ihn gewarnt? schrie Gusman, auf ihn zutretend. So seyd Ihr der Hidalgo, der mir die falschen Depeschen überbrachte. Ja, jetzt erkenn' ich Eure Züge wieder. Ihr liebtet Marien, und wolltet dennoch ihren Gemahl retten, der stolz und höhnend Eure treue Warnung von sich wies. Bei Gott! Ihr verdientet ein Castilier zu seyn. Ich fühl' es, ich könnte euch alles verzeihen, was ich durch Euch gelitten. Ich fühl' es, ich habe Euch schon verzieh'n, selbst wenn der Gallione Rettung nur ein gutgemeintes Mährchen wäre, von Mariens ängstlicher Liebe ersonnen. — Da trat Don Diego in's Gemach, und erschüttert sprach Montbars: Die Todten steigen aus des Meeres Tiefe, die Wahrheit für mich zu bezeugen. Diesmal hat meine Schwimmfertigkeit mir das Leben gerettet, rief dieser, den Jüngling herzlich umarmend. Die nahe Gallione nahm mich auf. Dort schwieg ich anfänglich von Euch, um unsern großmüthigen Retter vor Verrath zu sichern, wenn wir etwa doch noch genommen würden, später, um die Entdeckung Eurer letzten Thaten auf irgend eine entscheidende Katastrophe aufzusparen. Diese ist jetzt gekommen, wie ich sehe, und ich will reden: Ja Vater, dieser Held hat, um mich vom Foltertode zu retten, und um die Gallione entrinnen zu lassen, zweimal mit offenbarer Lebensgefahr dem Aufruhr seiner eignen Leute die Stirn geboten. Er hat dem Könige von Spanien Millionen, der heiligen Kirche ihre gerechten Töchter, hundert edeln Spaniern ihre Frauen und Kinder erhalten, und dadurch um unsern Staat sich so hoch verdient gemacht, daß er kühn jede Belohnung fordern mag, die in unsern Händen ist. Da winkte der ehrwürdige Gouverneur, des Gefangenen Ketten zu lösen, zog dann mit zitternder Hand den goldenen Degen, berührte damit Montbars Haupt und sprach feierlich: Im Namen Gottes und des Königs unsers Herrn, und Kraft der mir verliehenen Gewalt, ertheile ich Euch, Montbars, und Euren Leuten volle Amnestie für die Vergangenheit. Dann steckte er den Degen ein, zog mit inniger Rührung den Jüngling an seine Brust und griff schon nach Mariens Hand, um sie in die seinige zu fügen. Doch plötzlich zog er die Hand zurück und fragte ernsthaft: Seyd Ihr aber auch wirklich ein guter Edelmann und katholischer Christ? Vom ältesten, rechtgläubigsten Adel Frankreichs! rief Maria, seit Jahrhunderten werden dort die Montbars und Montaubans ehrend genannt. Da vereinigte freundlich der Greis die Hände der Liebenden, als ein Officier einen alten Bukanier von Montbars Equipage meldete, der darauf bestehe, mit dem Capitän zu sterben, wenn es zur Execution komme. Das ist mein alter, treuer Oheim! rief fröhlich Montbars, und holte den alten Taureau herein, der, als er die glückliche Umwandlung der Dinge vernahm, zum erstenmale seit langen Jahren Freudenthränen weinte, und mit der harten

braunen Hand liebkosend den Rosensammet von Mariens Wangen streichelte. Als nun auch Gusman dem glücklichen Montbars versöhnend die Hand bot, zog dieser sie beschämt zurück, und sprach mit sanftem Vorwurf zu Diego: Daß ich bei diesem Wettkampf des Edelmuths erröthen muß, daran seyd Ihr, mein Bruder, schuld. Ihr maß't die Rettung der Gallione meiner Großmuth bei, und verschweigt meine einzige wahre Triebfeder, die Liebe zu Marien, die ich mit dem Schiffe zu retten glaubte. Die Liebe war es! Schwager, rief Don Diego, und das genügt. Nennt die Himmelsflamme wie Ihr wollt, Geschlechts- oder Menschenliebe, Großmuth, Mitleid, Dankbarkeit, da, wo sie in der ersten Reinheit ihres Ursprungs brennt, entzündet sie zu edeln Thaten. Sie begeisterte Euch dazu, vergessend Partheienwuth und Nationenhaß, uns zu retten, als keine Hoffnung auf irrdischen Lohn Euch glänzte. In unsern Herzen lodernd, läßt sie uns freudig Euern seltenen Werth erkennen, und durch Mariens Hand mag sie versöhnend den heiligen Myrthenzweig in Euern blutigen Lorbeerkranz flechten! Amen! rief Don Gusman, und legte segnend die Hände auf des glücklichen Paares Häupter.

Verordnungen des löblichen und wohlweisen Raths von Krähwinkel.

(Schluß.)

8.

Nach Angabe des neuen Kalenders soll den 5. Juli d. J. eine totale Sonnenfinsterniß bei uns sich ereignen. Da Magistratus nun für dergleichen Narrentheidingen und ärgerliche Komödien am Himmel nicht ist, auch nicht will, daß dadurch eine ehrliebende Bürgerschaft in ihren Geschäften sich stören lasse oder gar aus verwerflicher Neugierde hinschaue, wohin es nicht Noth thut zu schauen: als gebieten und ermahnen Wir jedermänniglich, durch derlei Kurzweilen, in alle Wege, aus seinen Geschäften sich nicht treiben, sondern die Worte sich wohl erinnerlich sein zu lassen: Schuster bleib bei Deinem Leisten!

9.

Nachdem nun all' Fehd' ein Ende hat und alles Geschrei der Kriegsgurgeln: so hat Magistratus beschlossen, das stehende Heer unserer Stadt, 18 Mann Gemeine stark, aus einander gehen zu lassen, um unserer so schon tief in Schulden gerathenen Stadtkasse eine jährliche Ausgabe von 600 Rthlrn. wohlweislich zu ersparen. Denn es ist wohl gewiß, daß ein sitzendes Heer von Schustern und Schneidern und andern Handwerkern dem Gemeinwesen weit zuträglicher ist, als ein stehendes Heer von Soldaten, da ein solches Heer wahrlich nicht umsonst so lange steht, sondern dafür bezahlt sein will. Daher, nach unserm weisen Dafürhalten, kommt es auch, daß Engeland so sehr mit Schulden überhäuft ist.

10.

Da unter den Todten, die nämblich gestorben sind, nach der Versicherung unsers gelehrten Herrn Stadtphysikus, des Herrn Doctoris Cobaldi Rülpsii, zuweilen dennoch Lebendige sich finden sollen, Wir aber durchaus, nach der Pflicht einer christlichen Obrigkeit, es nicht gestatten wollen, daß die Verstorbenen, die mit aller Bequemlichkeit schon einmal im Bette gestorben sind, wieder aufleben sollen im Grabe, um dort mit der größten Unbequemlichkeit abermals zu sterben: als ermahnen und erinnern wir Jedermänniglich, dafür Sorge zu tragen, daß unter den etwanig verstorbenen Seinigen keiner sich finde, der wenn er einmal gestorben und begraben ist, ganz zur Unzeit, und ihm selbst zum größten Nachtheil, wieder aufwache. Der Herr Stadtphysikus, der, wenn er nicht in einem Weinhause so eben gewesen ist, wohl Todte und Lebendige von einander unterscheiden kann, hat von Magistratus den gemessenen Auftrag erhalten, alle Verstorbenen gehörig zu prüfen und dafür Sorge zu tragen, daß keiner im Grabe wieder erwache. Für sothane Bemühung werden ihm im Sterbehause eine Semmel, ein Schnaps Doppelkümmel und 8 Gr. an Gebühren verabreicht.

11.

Da wir das ewige Hin- und Herrücken mancher Feste als nachtheilig und unziemblich ansehen: so soll das heil. Osterfest, als regierendes Fest, kraft dieses, von nun an auf den 1. April verlegt sein, und haben sich hiernach alle übrige Feste gebührend zu richten, bei einer Pön von 5 Rthlrn. Uebrigens sind wir gar nicht der Meinung, so wenig von dem Vollmonde, noch von dem Neumonde hierin uns etwas vorschreiben zu lassen, da Magistratus nach seiner Vernunft und nicht nach der Vorschrift des trüglichen Mondes zu handeln und Gesetze zu geben verpflichtet zu sein vermeint.

12.

Nachdem man in vielen benachbarten Staaten und Städten die Aufklärung wieder abgeschaft hat: so soll nicht nur in unserer Stadt Krähwinkel nicht weiter über solchen ärgerlichen Gegenstand gesprochen und geschrieben werden, sondern es soll sich auch kein Einwohner unserer Stadt unterstehen, aufgeklärt zu sein, bei einer unabbittlichen Pön von 5 Rthlr. Denn wie von dem vornehmen Politikus Hofmann, ehemals in Wien, u. a. behauptet werden will, soll die Aufklärung nicht nur an dem Erdbeben in Messina, so wie in Lissabon, sondern auch an dem strengen Winter 1740 und an dem großen Windsturm (1793) Schuld sein. Auch ist Magistratus nicht dazu geneigt, von den sogenannten Aufgeklärten oder Klüglingen alles, was er thut und vorschreibt, bekritikakeln und bevernünfteln zu lassen.

13.

Da in auswärtigen Blättern so manches Unziembliche von uns und unserer guten Stadt und unter andern auch gesagt werden will; daß Magistratus ein Brett vor dem Kopf habe, so wird solchem albernen Gewäsche hierdurch V. R. W. und billig widersprochen. Auch kann Jeder sich, durch den Augenschein, leichtlich von der Unwahrheit einer solchen Behauptung überzeugen. Und wozu sollte auch ein Brett vor dem Kopfe uns nützen? Was könnte uns wohl bewegen, da wir, wahrlich, die Bretter in unserm Forst nicht überflüssig haben, unsere Köpfe damit zu schmücken? Ueberhaupt begreifen wir nicht, was jene Thoren damit sagen wollen.

Schiffbruch der Brigg la Jeune Sophie im August 1817.

Dieses Fahrzeug, von Kapitän Devaux befehligt und von den H. H. Martin Foache und Sohn in Havre de Grace ausgerüstet, war nach Isle de France und Bourbon bestimmt. Seine Fahrt war ruhig und glücklich bis zum sechsten August, wo man Branntwein bedurfte, weshalb ein Arbeiter einen Eingang des Schiffsraumes öffnete, um eine Tonne, die am nächsten der an die Kammer stoßenden Thür lag, herauszuholen. Von dem Augenblick an beklagten sich die Passagiere über den in diese Kammer dringenden Rauch; da man aber meinte, er käme aus der Küche, so beachtete man es nicht weiter. Jedoch der Rauch nahm immer zu, er hatte einen Brandgeruch, man untersuchte es endlich mit Sorgfalt, und da er in dem hintern Verschlag des untern Verdecks am stärksten war, so glaubte man, ein Schiffsjunge, der allein mit Licht dahin eingekommen war, habe Feuer darin veranlaßt. Der Verschlag wurde sogleich ausgeleert und abgeschlagen, allein man überzeugte sich, das Feuer habe seinen Sitz nicht in diesem Theile des Schiffes. Der vor Kurzem geöffnete Eingang zum Schiffsraum ward wieder aufgemacht, und man erhielt nun die traurige Ueberzeugung, der Rauch käme aus diesem Raume selbst; man glaubte sogar ein Pack Werg, durch welches er herausdrang, sey der Sitz des Feuers und begoß es mit Wasser, — aber vergebens! — der immer heftiger werdende Rauch beraubte die, welche in die Kammer drangen, der Besinnung, und stieg in großen Wolken empor.

An der Erhaltung des Schiffes verzweifelnd, und wahrnehmend, wie die Einwirkung der Luft das Feuer vermehrte, befahlen die Offiziere sogleich die Luken zu schließen (die Fallthüren, welche vom Verdeck herabführen), und mit Segeln, Matrazen und Decken zu belegen, die von da an unaufhörlich genäßt wurden. Einige Männer wagten sich in die Vorraths-Kammern, und es gelang ihnen, mit Lebensgefahr, einen kleinen Sack mit Zwieback, vier kleine Wasserfässer und einige Hühner zu retten — alles, was sieben und zwanzig Elenden an Nahrungsmitteln übrig blieb. Endlich überlegte man mit mehr Ruhe. Das Schreckliche der Lage war sichtbar. Alles, was man an Schiffahrts-Instrumenten besaß, bestand in zwei Compassen und einem Octanten, aber kein Buch, keine Karte, um die Fahrt zu richten. Das Meer stürmte, und um sieben und zwanzig Personen zu retten, hatte man nur zwei Boote, deren größtes nur zwölf Personen aufnehmen konnte, und das einen Platz einnahm, wo es von den Massen, die, vom Feuer an ihrem Fuß verzehrt, jeden Augenblick niederstürzen konnten, zerschmettert werden mußte; das andere Boot war so klein,

daß die Heftigkeit der Wogen seinen Gebrauch ganz unmöglich machte.

Man setzte die Pumpe in Bewegung, und erhielt durch den Vitriol, welchen sie herausschaffte, die Ueberzeugung, daß dieser das Feuer veranlaßte. Nun begriff man, was das für ein Feuer sey, das ohne Flamme brannte, man begriff den Schwefel-Geruch, und warum der Rauch so häufige Asphixien verursachte.

Man hielt eine Berathung. Der Kapitän hielt es, bei dem Drang der Gefahr, für das einzige Rettungs-Mittel, die wüste Insel Trinité (20° 30′ Br. 30° 30′ L.), von der man noch hundert Meilen entfernt war, zu erreichen, und von da bis zur Ascensions-Insel oder gar nach Rio Janeiro seinen Weg fortzusetzen, je nachdem es das furchtbare Element erlaube, das den Unglücklichen unter den Füßen wühlte, und dessen Gewalt sie gar nicht genau zu ermessen vermochten. Sein Rath ward einmüthig angenommen.

Erst den achten August, um Mitternacht, erblickten sie Trinité. Das Schiff lavirte in deren Angesicht bis am Morgen, wo denn der Wunsch, Schiff und Ladung zu retten, und die anscheinende Gewißheit auf dem nackten Felsen, den man vor Augen hatte, aus Elend zu sterben, den Entschluß zuwege brachte, den Lauf zur Ascensions-Insel fortzusetzen. An demselben Tage früh eilf Uhr, ungefähr vierzehn Meilen westlich von Trinité, nahm man wahr, daß die Hakenbolzen*) des hintern Backbords rothglühend wären, und der Rauch aus dem Barkholze**) empor stieg.

Diese furchtbare Entdeckung verbreitete allgemeine Muthlosigkeit; endlich legte man um, und unternahm gegen den Wind nach Trinité zurück zu steuern. Durch diese Bewegung ward die schadhafteste Seite des Fahrzeugs weit über das Wasser gehoben; man suchte diesem Nachtheil zu begegnen, indem die angegriffenen Stellen mit nassen Matrazen bedeckt, und Männer an Stricken herab gelassen wurden, um sowol diese, wie die Außenwände des Schiffs unaufhörlich zu begießen. Gegen Wind und Wellen ankämpfend, schwankte das Schiff sehr heftig; die Masten, deren Fuß vom Feuer zernagt waren, bedrohten daher jeden Augenblick, das Verdeck durch ihren Fall zu zertrümmern, wodurch die Luft eingedrungen und eine allgemeine Feuersbrunst die augenblickliche Folge gewesen wäre. Es blieb keine andere Hülfe, als sie mit Tauen so viel möglich fest zu binden. In dieser Lage erblickte man Trinité in der Nacht vom neunten zum zehnten August zum Zweitenmal. Den Morgen dieses Tages gingen die Offiziere aus, alle Buchten der Westküste zu untersuchen. Da keine Ankergrund anbot, beschlossen sie, die Anker weiter vom Ufer entfernt fallen zu lassen. Da der Raum, um den Zugang der Luft zum Sitz des Brandes zu verhindern, nicht geöffnet werden durfte, und das Tauwerk, welches dort aufbewahrt wurde, wahrscheinlich von der Hitze, verzehrt seyn mußte, so verfertigte man in der Eile einen Ankertau, indem man die stärksten Seile, die sich vorfanden, in einander flocht. Der Anker ward ausgeworfen, aber nach wenig Augenblicken schnitten die Felsen den Tau durch. Da der Kapitän den Verlust des Schiffes nun als unvermeidlich ansah, schickte er den Zimmermann ab, um die beschädigten Theile von außen zu untersuchen. Sein Bericht lautete: daß die Schiffswand, die vier Zoll Dicke hatte, bis auf drei Linien verzehrt, daß die Fugen leer seyen, und der Rauch daraus hervor dringe. Ein jeder konnte sich selbst von der Wahrheit dieser Nachrichten überzeugen.

Man beschloß darauf, das Schiff in der Bay stranden zu lassen, um einige Lebensmittel daraus retten zu können. Den zehnten, um vier Uhr Abends, trieb es ans Ufer, legte sich auf den Backbord, und wie Abends zehn Uhr das Wasser ins Zwischendeck drang, war man sicher, daß das Feuer gelöscht sey.

Drei und siebenzig Stunden hatten diese Menschen nun den furchtbaren Kampf zwischen zwei Elementen bestanden; das Gefühl der Rettung von Wogen und Flammen brachte anfangs eine trunkne Freude in ihnen hervor; nach und nach machte sie aber der Anblick des nackten Felsens der sie empfangen hatte, der gänzlich unfruchtbaren Einöde die sie umgab, auf ihre neue Lage aufmerksam, wo Hunger und Entblößung ihnen von Neuem den Tod drohten.

Den eilften beschäftigten sich die Geretteten mit Verfertigung eines Fahrzeugs, um die wenigen Lebensmittel, die noch zu erreichen waren, zu landen. In der Nacht vom zwölften zum dreizehnten stürmte es heftig aus Süd-West, die Wellen gingen so hoch, daß dreizehn Personen welche sich auf dem Wrack befanden, nichts anders zu thun übrig blieb, als sich in die Schaluppe zu werfen und abwärts zu steuern. Ein Fäßchen gesalzene Butter, die sie, nachdem das Schiff geborsten war, auf der hohen See auffischten, war alles, was sie zur Nahrung besaßen. Dieses Bersten des Schiffs geschah in dieser selben Nacht um drei Uhr; Lebensmittel

*) Woran das Takelwerk befestigt ist.

**) Der letzte Balken im Hintertheil des Schiffes.

und Ladung, in die hohe See hinausgetrieben, wurden ein Raub des Abgrunds.

Wie die Schiffbrüchigen, vierzehn an der Zahl, vom Lande aus die Schaluppe, welche in See zu gehen gezwungen worden war, nicht mehr erblickten, irrten sie traurend am Ufer, um die Leichname ihrer Gefährten von den Wogen an den Strand spülen zu sehen. Doch wie den funfzehnten das Meer ruhiger ward, entdeckten sie dieselbe und konnten ihr einige Lebensmittel schicken. Die dreizehn darin befindlichen Personen hatten diese Zeit über von dem Fäßchen mit Vitriol geschwängerter Salzbutter gelebt. Den zwanzigsten schiffte sich der Kapitän mit einigen Officieren, trotz des hochgehenden Meeres, wieder ein, um auf 240 Meilen entfernt, in Rio Janeiro, Hülfe für seine Gefährten zu suchen. Neunzehn Menschen, fast ohne Lebensmittel, und ohne Aussicht sich welche verschaffen zu können, blieben auf der Insel. Pulver hatten sie nicht; das hatte man im ersten Schrecken über den Brand, über Bord geworfen; die Geschicktesten kletterten auf die höchsten Fels-Zacken, und griffen, über Abgründen hängend, mit Stöcken ungeheuere Eber (?) an. Ein falscher Tritt stürzte sie in den Abgrund — aber nur durch solche Wagstücke konnten die Elenden ihren Mundvorrath vermehren.

Den vier und zwanzigsten, erblickte man ein Schiff. Man machte ihm Zeichen, aber es setzte seinen Lauf fort; vier Mann sprangen in das kleine Boot und ruderten ihm nach; nach kurzer Zeit kamen sie mit einem Brief des Schiffkapitäns zurück, in dem er versprach die Schiffbrüchigen am Bord der Mary Elise aus Salem (Massachusets) zu nehmen: sie segle zwar nach Sumatra, aber er wolle von seinem Weg abweichen, um sie nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung zu bringen. Das edle Betragen des Kapitäns Beadle, während der drei Wochen welche die Verunglückten am Bord seines Schiffs zubrachten; seine Güte, seine Sorgfalt, trugen nicht wenig bei, ihre Leiden zu vermindern.

Die Schaluppe, in welcher die andern Schiffbrüchigen auf Rio Janeiro zugesteuert waren, kam den 31. August daselbst an. Der portugiesische Gouverneur ließ sogleich ein im Haven befindliches Fahrzeug auslaufen, welches auch am sieben und zwanzigsten September in Trinité eintraf, aber nur die Trümmer verlassener Wohnungen daselbst fand, in einer derselben aber ein Schreiben, das die zur Hülfe herbei Eilenden benachrichtigte, daß ein großmüthiger amerikanischer Schiffsherr die Gescheiterten nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung abgeführt habe.

Gespräch eines Landmanns mit einem Juden an der Wirthstafel bei K..... in Berlin.

Der Landjunker liest das Oppositionsblatt laut: „Das Burschenfest auf der Wartburg war eine Erscheinung, die vom Zeitgeist ausgegangen ist, und die öffentliche Meinung des deutschen Volks (vom Orakel in Jena ausgesprochen) hat für das herrliche Streben der frommen, fröhlichen und gemüthlichen Jugend auf der Wartburg entschieden.“ — Sagen Sie doch, mein Herr! (sich an einen Juden, seinen Nachbar, wendend) Was ist denn das für ein Geist, der Zeitgeist? — Der Jude (indem er dem Fragenden seinen Teller hinreicht): „Hier haben Sie ihn in Natura, es ist Boeuf à la mode.“ — Relata refero. R.

Art und Weise, wie in Rußland die Kartoffeln gepflanzt werden.

(Eingesandt.)

Man gräbt eine Grube etwa 4 bis 5 Fuß im Viereck 5 bis 6 Fuß tief. Auf den Boden werden die Kartoffeln gelegt, und mit Erde bedeckt; wenn das Grüne hervorkeimt, wieder mit Erde bedeckt, womit fortgefahren wird, bis die Grube voll wird, zuletzt läßt man das Kraut wachsen, im Herbst findet sich, daß die Grube voll von Kartoffeln ist, und es ist einleuchtend, daß hiedurch viel Land erspart wird, also ein Versuch dieser Art, dem Landmann in unsern Gegend zu empfehlen. B. G.

Wunsch.

(Eingesandt.)

Die Direction des hiesigen Theaters würde sich mehreren Freunden der Kunst dadurch recht sehr verbinden, wenn dieselbe die Anschlagezettel der hiesigen Bühne, wie es in Hannover und Braunschweig geschieht, mit der Ankündigung des am folgenden Abend aufzuführenden Stücks versehen ließe, auch wäre zu wünschen, daß man dann, wie es in obigen Städten der Fall ist, Abends im Schauspielhause bereits den vollständigen Personenzettel auf den folgenden Tag vorfände, worunter man denn schon die Ankündigung des Stücks auf den dann kommenden Spieltag lesen würde.

Auflösung des Räthsels in Nro. 30.

Gevatterbrief.

N: 32.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 19. April 1818.

Luthers Gebet am Throne des Erlösers.

Eine der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, die Religion, ist in unsern Tagen von neuem der Gegenstand eines lebhaften Ideenwechsels und vielfacher Erörterungen geworden, welche sich um so weiter verbreitet haben, jemehr das geistige Verkehr der Menschen unter allen Ständen durch den Buchhandel erleichtert worden ist. Wir möchten dies wohl ein erfreuliches Zeichen der Zeit nennen, denn der Indifferentismus in dieser höchst einflußreichen Angelegenheit führt zuletzt zur Verachtung derselben, und wie genau diese mit der Verschlechterung der davon Ergriffenen verbunden ist, hat uns die Geschichte auch der letzten dreißig Jahre auffallend bestätigt. Nur ist es zu wünschen, daß die Verhandlungen über den genannten Gegenstand immer mit der ihm gebührenden Würde, mit Ruhe und Mäßigung, und nicht mit Partheisucht geführt werden mögen. Leider aber tritt hier und da die letzte schon ziemlich deutlich hervor, und mahnt an jene Zeiten, wo ein Theil der Menschen den andern zu seiner Ansicht, oft durch unerlaubte Mittel, zu bekehren und nicht die Wahrheit, sondern seine Ehre und seinen Vortheil aus jenem Streite der Meinungen zu retten suchte. So wie wir vor mehrern Decennien, die — freilich mit einem nicht ganz passenden Ausdrucke so benannte Freidenkerei um sich greifen sahen, so bemerken wir dieses jetzt an der Glaubensschwärmerei, oder an jenem Mysticismus, der das Kind der geistigen Schwäche und der Ueberspannung ist. Denken und Glauben vertragen sich recht wohl miteinander, ja das erste führt nothwendig zum letzten, nur auf dem Wege des ruhigen, vorurtheilsfreien Forschens. Der göttliche Stifter des Christenthum sagt selbst: Prüfet Alles und das Beste behaltet. Luther, dessen großes, edles Bestreben keinesweges dahin ging, die Menschheit in eine Art von geistlicher Anarchie zu stürzen, der vielmehr nur der Hierarchie, oder der geistigen Despotie den Krieg erklärt hatte, und das Göttliche hoch über alles Deuteln und Modeln der Menschen erhaben meinte, Luther mochte vielleicht durch seine Stellung in seiner Zeit genöthigt,

manchmal rauher, strenger, ja auch einseitiger sich zeigen, als er war, indeß beweisen alle seine Aeußerungen, alle seine öffentlichen Schritte, ein für das Göttliche und Heilige im Innersten erglühtes Gemüth, und die reinste, edelste Liebe zur Wahrheit. Er wollte die Menschheit wahrhaft beglücken. Daher ist auch eine kleine uns kürzlich zu Gesichte gekommene Schrift unter dem Titel:

Luthers Gebet am Throne des Erlösers, und ein Brief von ihm aus der Geisterwelt an die deutschen Gemeinden bei der dritten Jahrhundertfeier des Reformationswerkes, mit Beilagen eines andern Geistes,

in seinem Geiste verfaßt zu nennen, denn sie predigt den Geist der Liebe und sanfter Duldung. Man kann den Titel und die Form vielleicht seltsam finden, indeß darf sich dadurch Niemand abschrecken lassen, die wenigen Bogen zu durchlesen. Er wird fast überall Ansichten und Grundsätze dargelegt finden, die ein religiöses Herz nicht anders als billigen kann. Unter den Schriftblättern des Geistes (einer Reihe von Distichen, meist politisch-religiösen Inhalts) zeichnet sich manche durch Kraft und Nachdruck aus. Wie schön ist nicht z. B. das folgende:

Größe.

Schlage Heere zu Boden, erringe Triumph zu Triumphen
Steige von Thronen zu Thron, sey das Erstaunen der Welt,
Raff' alle Kronen zusammen, trag' auf dem Haupte sie alle,
Ist nicht die Krone dabei, die der Gerechte empfängt,
Aus den Händen des Herrn, so fehlt dir die schönste von allen,
Ohne Religion fehlt dir der höchste Triumph,
Ohne die Größe des Christen fehlt dir die höchste der Größen.
Irdisches Glück ist kein Glück, knüpft sich nicht ewiges dran.

oder:

Die Fürsten.

Näher steht ihr der Gottheit — o! zeigt, daß auch sie euch näher,
Daß ihr das Göttliche kennt, daß ihr das Göttliche wollt!
Euer Muster ist Er der Herr — und Er ist die Liebe,
Wollt ihr ihm gleichen so seyd Fürsten, die Liebe, wie er!

Liebe.

Leben und Lieben sey Eines! Gott dienen und Lieben ist Eines,
Leben in Liebe ist Heil! Liebe der Himmel der Welt.

Wir wünschen, daß diese Anzeige dem gerade nicht mit vielem Scharfsinne, aber mit Gefühl und Nachdenken geschriebenen Büchlein recht viele gemüthvolle ernstbeherzigende Leser erwerben möge.

Ein Paar Worte über Handelsgerichte. *)

Es ist nichts leichter, als schön klingende Ideen nachzubeten, aber die Erfahrung lehrt, daß es keine schlechtere Richter giebt, als diejenigen, welche täglich selbst in den Fall des Klägers, oder des Beklagten kommen müssen und bei denen schlaue Sachwalter leicht Besorgnisse eigenen Schadens zu erwecken im Stande sind. Die Unabhängigkeit des Richters von den streitenden Partheien und von den Gegenständen des Streits selbst, ist die sicherste Gewährleistung guter Justiz! Man ziehe in verwickelten Handlungsfällen Börsenvorsteher, oder einsichtsvolle

*) Auszug des Buchs „Welt und Zeit" Seite 124. — Nro. 254.

Kaufleute über den Handlungsgebrauch und Werth der Waaren zu Rathe, aber man setze sie nicht auf den Richterstuhl! —

Das Richteramt erfordert große Wissenschaft und viel Haltung, und man erlangt auch hierin nur durch Uebung Fertigkeit! Wie steht also zu erwarten, daß Männer, welche die allgemeinen Rechtsgrundgesetze nicht einmal kennen — und vielleicht selbst im Traume niemals ihre Handlungsideen auf die Höhe erhoben haben, von welcher aus der im Streite befangene Gegenstand nothwendig übersehen werden muß, darüber richtig erkennen sollen? — und wie kommt es, daß grade die Entscheidung über unsere Ehre und Vermögen für sehr leicht gehalten wird, während man doch selbst zu den einfachsten Arbeiten der Mechanik einen besondern Künstler zu suchen pflegt? —

Wird aber wohl jede Parthei ihre Sache nicht ruhiger in den Händen eines Richters wissen, welcher, entfernt von Besorgnissen einer ähnlichen Lage, unabhängig vom kleinlichen Handlungsneide, in Entscheidungen geübt auftritt, als in den Händen von Männern, die öfters von Vorurtheil und Neid angepfropft, bei jeder neuen Sache neue Ideen schaffen und gleichsam immer erst ihr Meisterstück machen müssen — wird sie nicht glauben, daß das wohlgeschliffene Kopfinstrument geübter Richter auch seine künstlichsten Bewegungen mit Leichtigkeit macht, während das eines Kaufmanns, als Richter, schon seiner Natur nach, nur unsicher und schwerfällig seyn kann? — Der großen Schwierigkeit, die Gränzlinie zwischen bloßen Handlungs- und sonstigen Civilsachen zu ziehen und dabei allen, durch mehrere Instanzen führenden Streit über die Eigenschaft derselben zu vermeiden, erwähne ich nicht einmal, obgleich ich überzeugt bin, daß diese allein schon jede dauerhafte Einrichtung eines Handlungsgerichts bei uns unthunlich machen würde.

An die Hoffnung.

(Eingesandt.)

Tochter der Unsterblichkeit! Süße Hoffnung! Du erquickst den Gesunden, stärkst den Kranken, und erwärmst noch das Herz des Sterbenden, wenn schon die kalte Hand des Todes seinen Pulsschlag hemmet. Du erleuchtest den Kerker des Gefangenen, und mischest in das melancholische Gerassel seiner Ketten immer einige Töne von Liebe der Freiheit, so oft die eiserne Thür klirrt und der Fußtritt des Kerkermeisters vom Gewölbe wiederhallt. Du versüßest den Schweiß des Landmann's durch den Vorschmack des fröhlichen Mahles, das mit Weib und Kind am Abend seiner wartet. Auf deinen Schwingen vertraut der kühne Sterbliche sein hinfälliges Leben den wilden Meereswellen und fliegt über die Wolken empor. Du stählst den Muth des Kriegers im Gewühl der Schlacht, und trocknest die Thränen seiner Gattin und Kinder durch die liebreiche Hand des Friedens, der ihn ihren Armen wiedergiebt. So lässest du die Sterblichen alles Gute tausendfach genießen, noch ehe sie es empfangen, und reichst ihnen für jeden Kummer des Lebens einen Labetrunk; bis du sie endlich zu der Quelle, aus der du entsprungen bist, zur Unsterblichkeit hinüber leitest. Auch mir reichtest du, holde Hoffnung, oft den Balsam einer bessern Zukunft, wenn Schmerz über getäuschte Erwartungen oder Undank falscher Freunde an meinem Leben nagte.

Aber wie oft sind deine Freuden leeres Blendwerk! wie oft erschwerst du die Leiden, durch die vergebens gehoffte Erlösung, die du den bedrängten Herzen vorspiegelst! Wie oft täuschtest du auch mich durch süße Träume, die

nur — Träume waren. Und nun solltest du getreuer seyn? Solltest mir das blindlings zu werfen wollen, was mir Jahre von Arbeit und Mühe nicht verschaffen konnte?"

Dieses vertraute Abendgespräch mit der Hoffnung war die Folge eines Briefes den ich vor einigen Tagen erhielt. In demselben wird mir die Gelegenheit angeboten mit geringer Mühe zum Besitz von 20000 Rthlr. in Ld'or à 5 Rthlr. zu gelangen. Dafür könnte ich mir denn ein hübsches Landgütchen kaufen, und die mancherlei Träume von häuslicher und nachbarlicher Glückseligkeit, die mir oft vorschweben, zur Wirklichkeit bringen. Eine herrliche Aussicht! und diese erhielt ich durch zwei Loose einer ansehnlichen Classen-Lotterie, die mir unverlangt und unfrankirt mit der Post zugeschickt wurden; so daß ich es leicht als eine besondere Schickung hätte ansehen und darauf bauen können. In dem beigefügten Briefe heißt es: „Diese Lotterie ist für die resp: Interessenten sehr vortheilhaft eingerichtet, weil viele große ansehnliche, wie auch Mittelgewinne, und gar keine Nieten in derselben sich befinden. Es würde mir besonders angenehm seyn, wenn ich die Ehre haben sollte, E. E. auf eins dieser Loose die 20000 Rthlr. aus zu zahlen u. s. w." Welche verführerische Großmuth! Könnte die der Herr Directeur nicht lieber sich selbst wünschen? Doch ausserdem ist noch der Bewegungsgrund beigefügt, „daß durch Annahme dieser Loose dem Waisenhause eine Wohlthat geschehe." — Ich gestehe es: 20000 Rthlr. zu gewinnen, und zugleich eine löbliche Anstalt zu unterstützen, dies war reizend genug, mich auf einige Minuten zweifelhaft zu machen. Während dieser besah ich den Plan der Lotterie, und fand daß er ganz allein auf jene unwiderstehliche Gewalt, mit welcher die Hoffnung über den Menschen herrschet, gebauet, und so richtig darauf berechnet sey, daß dieses Spiel schon so oft durch gespielt worden und jedesmal Einsetzer gefunden habe. Man kann darin von 4 Rthlr. an bis auf 20000 Rthlr. gewinnen: dies ist nicht wenig einladend. Nun sind 7 Classen. In die erste setzt man nur 1 Rthlr., und gewinnt damit von 4 bis 1000 Rthlr. Wer wollte das nicht wagen? Freilich fallen die 1000 Rthlr. unter 24000 Nummern nur auf Eine: aber habe ich nicht eben so viel Recht dazu, der einzige Glückliche zu seyn, als jeder andere? Zur 2ten Classe ist der Einsatz 2 Rthlr. Die wagt man gerne daran, um den ersten nicht verloren zu geben: und so geht es fort, bis die gesammte Einlage 21 Rthlr. beträgt. Wer nun mit einen ansehnlichen Gewinn heraus kömmt, denkt leicht: hat dir's einmal geglückt, so kann dir's auch zwei mal glükken; oder er setzt wieder ein, aus einem dem Menschen in solchen Fällen natürlichem Gefühl von Dankbarkeit. Wer einen Mittelgewinn zieht, hofft, es soll zum zweitenmal besser kommen; und 1000 Interessenten, welche eigentlich durchfallen, erhalten, damit keine Nieten vorhanden seyn sollen, ein Freilos zur folgenden Lotterie. Dies ist ein Meisterzug von Klugheit und Menschenkenntniß. Darin gleichen sich alle Menschen, wie leibliche Geschwister, daß, wenn die Hoffnung sie nur erst bei einem Haar gefaßt hat, sie darauf los ziehen kann, als wär's ein Schiffstau — sie folgen, wenn sie auch bis an den Hals in Morast waden müßten. Und diese Schwäche des menschlichen Herzens hat der Urheber des Plans, wie man sieht, meisterlich zu benutzen gewußt. In der Zwischenzeit bis zur ersten Ziehung des folgenden Spiels, verraucht der Unwille über den erlittenen Verlust, und man behält den Spieler am Seil, ohne daß er eine neue Ausgabe zu machen

braucht. Kommt seine Nummer nun nicht in der ersten Classe heraus: so ist doch seine Hoffnung wieder angekörnt; und es geht ihm, wenn er nicht sehr Herr über sich, oder ganz von Geld und Credit entblößt ist, wie das erste mal. 1000 Interessenten werden also zu jedem Spiel durch diese Freiloose, welche den Gewinnern des vorigen an ihrem Gewinn abgezogen werden, angelockt ihr Heil noch ein mal zu versuchen; und — so groß ist die Gewalt der Hoffnung — sie laßen sich locken. Doch erscheint die Macht dieser Zauberin in einem noch weit vortheilhaftern Lichte, wenn man die innere Einrichtung des Spiels näher beleuchtet.

Die 24000 Loose, aus welchen es besteht, betragen in Summa 377000 Rthlr. und nach der gezogenen Balance, machen die ausgetheilten Gewinne gerade eben so viel, so daß es beim ersten Anblick aussieht, als machten sich die Herren die viele damit verbundene Mühe gar umsonst. Allein in dem angehängten Avertissement steht beiläufig, daß von den Gewinnsten 10 p. C. abgezogen werden, welches eine höchst billige Provision für die Herren Unternehmer ist, zu mal da das Waisenhaus einen Theil davon bekömmt. Doch folgt ganz am Ende des Avertissements noch die Anmerkung: „daß zur Vermeidung derer zwischen den Interessenten und Collecteurs bei gefallenen Gewinnen oft entstehenden Irrungen über die Douceurs und Schreibgelder, festgesetzt seyn solle, von jedem Loose, von der zweiten Classe an, 4 Sgr. Schreibgebühr und bei Gewinnen von jedem Thaler 1 Mariengroschen (8 Pfenning) Douceur an die Collecteurs zu bezahlen." Nun betragen

	Rthlr.	Gr.	Pf.
die abgezogenen 10 p. C. .	36700	;	;
die Schreibgebühren . . .	18000	;	;
die Douceurs	10194	10	4
die zurückbehaltenen Freiloose	10000	;	;
Summa Rt. 74,894.	Gr. 10.	Pf. 4.	

Die Spieler lassen also von ihrem Einsatze, der eigentlich 401,000 Rt. ausmacht, 74,894 Rt. 10 Gr. 4 Pf. zurück, welches etwa der fünfte Theil davon ist. Sie zahlen folglich von jedem Thaler, den sie auf's Spiel setzen 4 Gr. 5 Pf. als eine Art von Schuldgeld. Und dieses ansehnliche Opfer bringen sie der Hoffnung freiwillig: indem die obigen Bedingungen alle in dem Avertissement angezeigt sind, und sich also niemand wegen Uebervortheilung beklagen darf. Betrachtet man aber die ganze Anstalt als eine Auflage, die das Publikum zum Besten des Waisenhauses bezahlt, wie es denn in der That eine ist: so erstaunt man noch mehr über die Folgsamkeit, welche die menschlichen Gemüther dem mächtigen Scepter der Hoffnung beweisen. Es ist wohl nicht zu wenig, wenn man annimmt, daß das Waisenhaus jährlich etwa 10:20000 Rthlr. von der Lotterie beziehen mag. Zu diesem Beitrage zahlen nun die Interessenten noch 54 bis 64000 Rthlr. oben drein, als Erhebungsgebühren und Kosten der Einsammlung. Welches Geschrei über Bedrückung würde aber nicht entstehen, wenn eine Obrigkeit 5 oder 6 Siebentel einer zu den Landesbedürfnissen von den Unterthanen geforderten Summe auf die Hebungskosten rechnen wollte! Und hier, wo die Hoffnung am Zoll sitzt, zahlt es jeder freiwillig und ohne Murren.

In der einzigen Lotterie, von der ich hier rede, haben die Spieler, wenn sie immer so beschaffen gewesen ist, und 31 mal durchgespielt worden, 2 Mill. und 21,714 Rthlr. verloren, oder eigentlich für das Drucken, Unterschreiben

und Stempeln der Spielblätter, bezahlt: welches alles sie freilich nicht umsonst verlangen können.

Mich bewog nun diese nähere Beleuchtung des Glücks, das mir die Hoffnung so freigebig anbot, die Loose — zurück zu senden, und noch weiter über die allgewaltige Macht dieser Zauberin und über die rechte Absicht, warum sie der weise Schöpfer so tief in das menschliche Herz gepflanzt hat, nachzudenken.

Die tugendhafte Schauspielerin.

Die Tugend der Schauspielerinnen wird nur zu oft verdächtig gemacht und die öffentliche Meinung irrt sich vielleicht hier eben so häufig als anderwärts. Ein Engländer, ein Lord, schrieb an eine junge Schauspielerin, deren Talente und Schönheit er bewunderte, folgenden Brief:

„Man sagt, Sie seyn tugendhaft und haben den Vorsatz, es immer zu bleiben. Dies ist unstreitig schön und für unser Jahrhundert neu. Ich ermahne Sie, niemals davon abzuweichen und ersuche Sie, beifolgende Verschreibung anzunehmen, welche Ihnen monatlich 50 Guineen (300 Thaler) zusichert, so lange Sie bei diesem Einfalle verharren. Sollten Sie aber einmal ihre Meinung ändern, so bitte ich um den Vorzug und Sie sollen alsdann 100 Guineen statt funfzig erhalten."

Die Antwort der jungen Schauspielerin lautete folgendermaßen: „Ohne Zweifel halten Sie meine Tugend auch für eine Art von Maske, weil Sie unedel genug denken, Ihr Anerbieten zu verdoppeln, wenn ich Ihnen den Vorzug gönnte, sobald ich lasterhaft seyn wollte. Was haben Sie für Ursachen, durch Ihr Geld mein unbeflecktes Herz wankend zu machen? Ihre 50 Guineen sollen mich vielleicht locken, bald 100 zu haben? Mylord! Ich kenne meine Pflicht und mein Herz. Das Theater ist ein Ort, von dem ich nie ungebessert und in der Tugend gestärkt zurückkehre. Es thut mir also sehr leid, daß ich Ihnen statt der Larve der Großmuth die feingewebte Larve der Verführung vom Gesichte reißen muß. Ich bin ein Frauenzimmer. Glänzende Eitelkeiten, schöne Tändeleien und eine volle Börse können Männer verblenden, geschweige denn mich. Aber Dank sey es meinem guten Entschlusse! Ihrer Schlinge bin ich ausgewichen, behalten Sie Ihre 50 Guineen, damit ich nie Gefahr laufe, die 100 anzunehmen; denn ich muß es Ihnen noch einmal sagen, daß ein Herr, der die Tugend mit 50 und das Laster mit 100 Guineen belohnt, in meinen Augen sehr verdächtig ist."

Eitelkeit im Tode.

Die Herzogin von Olonne starb den 4. December 1776 in Paris und verordnete in ihrem Testamente, daß ihr Leichnam nach Lux in Niederbretagne 50 Meilen weit unter der Begleitung aller ihrer Dienstleute und 500 Armen mit brennenden Kerzen in stillem und pathetischen Schritte gebracht; daß täglich blos eine Meile zurückgelegt und auf jeder Station ein feierliches Seelenamt gehalten werden sollte. Zur Bestreitung der Kosten dieses feierlichen Leichenbegängnisses hatte sie 150,000 Livres bestimmt. Die Besorgung alles dessen, was hierzu erforderlich war, bekam Falconet und erhielt dafür einen Diamantring von 15000 Livres geschenkt. Die Miethpferde hierzu kosteten allein 18000 Livres.

Ihre Bedienten bedachte die Herzogin von Olonne ebenfalls reichlich, aber unter der Bedingung, daß sie das Geld zehn Meilen von Paris verzehren sollten, damit sie von ihr, als

einer eigensinnigen und wollüstigen Dame nichts in der Hauptstadt ausplauderten und sich nicht über sie lustig machten.

Heilung eines Fieberkranken.

Ein Engländer, Namens Thompson, den man nur Thomsons Hänschen nannte, fiel in ein hitziges Fieber und wurde zwei Wärterinnen zur Aufsicht übergeben. Er sprach irre, allein ob er schon im völligen Irreseyn lag, so hatte er doch so viel Besonnenheit, einen Anschlag zu machen, um sich in Freiheit zu setzen. Als die Wärterinnen ein wenig schlummerten, schlich er sich leise aus dem Bette, ging aus dem Hause, ohne daß es jemand merkte und lief über 200 Schritte weit, bis an einen Ziehbrunnen. Hier hob er den Deckel auf und sprang eine Tiefe von 75 Fuß hinab.

Das Wasser war so hoch, daß er auf den Zehen stehen mußte, damit es ihm nicht in den Mund lief. Drei Stunden blieb er in dieser Lage; man vermißte ihn zwar während dieser Zeit und suchte ihn, aber vergebens. Der Brunnen war auf einem Bauerhofe. Gegen 5 Uhr Morgens kam der Knecht und wollte Wasser schöpfen. Kaum hatte er den Eimer etliche Fuß tief hinabgelassen, so schrie Thomson: laßt den Eimer nicht herunter, sonst stößt er mir den Kopf ein! Allein der Eimer war schon im Fallen und stürzte auf seinen linken Arm, der sehr gequetscht wurde. Der Knecht, welcher über die Stimme im Brunnen gewaltig erschrack, lief eilig davon und versicherte feierlich seinen Herrn, der T... sy im Brunnen. Der Herr zog seinen Rock an und ging mit pochendem Herzen an den Brunnen. „Wer ist unten?" — „Ich!" tönte es dumpf herauf. — „Ich" wiederholte der Bauer; bei meiner Treue! Thomas, hier ist es nicht richtig. — „Sprich!" rief er hinunter, „im Namen des Vaters, bist Du der Satan oder ein guter Geist?" „Nein! Ich bin keines von beiden, sondern euer Nachbar Thompson." Man besann sich nun und erinnerte sich, daß dieser sehr krank sey. Jedoch konnte man ihn nicht dahin bringen, in den Eimer zu steigen; man mußte daher eine Leiter holen, sie hinablassen und ihn mit Gewalt heraufziehen. Nicht lange darauf fiel Thompson in einen tiefen Schlaf, aus welchem er mit vollem Bewußtseyn und ohne Fieber erwachte. Von dem Augenblicke an bekam er seine Kräfte schnell wieder und war vollkommen gesund.

Die Verdeutschungssucht.

In unsern Tagen plagt mehrere Deutsche die Sucht, alle fremden Wörter in ihren Gesprächen und Schriften auszumerzen und sich dafür lauter einheimischer zu bedienen, allein diese sind oft so unverständlich oder auch so lächerlich, daß kaum jemand begreift, was der Sprechende oder Schreibende sagen will Ein Amtmann, der sich auch von dieser Sucht plagen läßt, sagte vor kurzem, als er in einem Prozesse erkennen wollte, zu seinem Gerichtsdiener: „Amtsdiener! ruf er einmal die Sachwalter zur Tagefahrt herein."

Der Gerichtsdiener blieb stehen, weil er nicht wußte, was er thun solle. Der Amtmann fuhr auf und rief: „nun, wann wird es denn?" „Gern wollte ich Ihren Befehl vollziehen," versetzte der Gerichtsdiener, „wenn ich nur erst wüßte, was ich soll." — „Er soll die Advokaten zum Termine hereinrufen," entgegnete der Amtmann. — „Ja! wenn Sie deutsch sprechen," erwiederte der Gerichtsdiener, „so verstehe ich Sie."

Wie oft trifft man jetzt nicht in Schriften Wörter an, welche gerade das Gegentheil von

dem sagen, was sie bedeuten sollen und dies rührt bloß von der Wuth her, kein anderes Wort zu brauchen, als ein deutsches, das oft erst gemacht ist und gar keinen Sinn hat.

Beißende Antwort.

Der berühmte Mahler Raphael befand sich einst bei zwei Cardinälen, die ihn zu verspotten suchten, daß er auf einem Gemälde die Gesichter des Petrus und Paulus zu roth gemahlt habe.

„Lassen Sie sich das nicht befremden," erwiederte er; „ich habe die Apostel gemahlt, wie sie jetzt im Himmel aussehen; die Röthe kommt von der Schaam her, die sie darüber empfinden, daß die Kirche durch solche Leute, wie Sie sind, regiert wird."

Rose und Eiche.

(Eingesandt.)

Der holde Frühling sank hernieder,
Und lieblich lächelnd war sein Blick.
Sein warmer Athem wehte wieder,
Und alles Schöne kam zurück.
Und sanft berührt sein leiser Flügel
Das Röslein an dem sonn'gen Hügel,
Und Röslein freundlich angeblickt,
Hält sich von seinem Gruß beglückt.

Es fühlt ein leichtes, süßes Beben,
Kann länger ihm nicht widerstehn,
Entfaltet schnell sein schönes Leben
Dem warmen, milden Frühlingswehn,
Und spricht, zur alten nackten Eiche:
Hat, in dem weiten Schöpfungs-Reiche
Er dich allein nicht angeblickt,
Daß du dich nicht gleich mir geschmückt?

Die Eiche spricht: dem ersten Lächeln
Des Frühlings, Schwester trau ich nicht,
Zu Sturm wird oft sein leises Fächeln
Der Blüthen, Blätter, Zweige bricht. —
Und sieh, es wandelt sich das Wetter
Und ach! des Rösleins zarte Blätter,
Der Mutter-Erde schönstes Kind
Zerstört ein rauher, kalter Wind.

Auch ihr o ros'ge Mägdlein trauet
Dem ersten Liebeslächeln nicht,
Naht sich ein Jüngling euch, — und bauet
Wenn er von heißer Liebe spricht,
Sogleich nicht auf der Liebe Treue.
Zu schnelle Wahl bringt lange Reue!
Drum harre züchtiglich die Braut
Und prüfe erst eh' sie bereut.

M.....

Miscellen.

Wie oft der Geschmack in dem, was Mode ist, verletzt wird, sieht man auch daraus, daß die Mannspersonen jetzt Oberröcke tragen, welche sie beinahe hintennach schleppen und welche selbst den bestgebaueten Körper entstellen. Die Mode muß geschmackvoll seyn, wenn sie gefallen und darf den Körper nicht entstellen, wenn sie schön seyn soll.

Die kleinen Hüte, welche jetzt die Mannspersonen tragen, schaden vorzüglich im Sommer den Augen, weil zu viel Licht in diese fällt und sie daher zu sehr gereizt werden. Hierdurch entstehen viele Augenübel und die Sehkraft leidet dadurch in der Zukunft nicht wenig.

Eine Gesellschaft schottischer Hochländer, die die Nacht im Freien überfiel, hüllte sich in ihre Mäntel und legte sich in den Schnee nieder, um zu schlafen. Ein Jüngling machte sich einen großen Schneeball und wollte ihn zum Kopfkissen brauchen, aber sein Vater stieß den Ball mit dem Fuß weg und sagte: „wie? Du willst weibisch werden?"

N: 33.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 23. April 1818.

Hochherzige Gesinnung eines Quakers und eines Negers.

Der Quaker, Anton Begenet, schrieb ein Buch, über das Unrecht, Menschen als Eigenthum zu kaufen. Er zog in Amerika umher, predigte seine Grundsätze und erreichte seine Absicht; denn alle Quaker gaben an einem und demselben Tage ihren Sklaven die Freiheit.

Walter Nidlin, ebenfalls ein Quaker, hatte von seinem Vater 37 alte und junge Sklaven geerbt, die er alle nach einander vor sich kommer ließ. Er fragte Einen: Freund Jacob! wie alt bist Du? —

Neun und zwanzig Jahre, erwiederte der Sklave.

Du hättest mit 21 Jahren frei seyn sollen, wie die Weißen; aber Du sollst es heute werden und ich gebe Dir das Geld, das Du in diesen 8 Jahren durch Deine Arbeit verdient hättest und das 600 Thaler beträgt. Du bist nunmehro frei, Jacob, wie ich; Du hast keinen andern Herrn als Gott und das Gesetz. Geh' in das andere Zimmer; dort schreibt Dir meine Frau und mein Vetter Deinen Freiheitsbrief. Wenn ich ihn nun unterzeichnet und besiegelt habe, so trage ihn vor Gericht, damit er eingeschrieben werde. Gott segne Dich, Jacob! Sey immer rechtschaffen und arbeitsam. Stößt Dir Unglück oder Noth zu, so erinnere Dich, daß Du an Walter einen Freund hast, der Dir hilft.

Jacob staunte, war tief gerührt, weinte und war voll Angst und Schrecken, als ob man ihm das größte Unglück angekündigt hätte. Endlich rief er aus: o, mein Herr! was soll ich mit meiner Freiheit machen? Ich bin unter Eurem Dache geboren; immer fand ich da, was ich brauchte. Auf dem Felde arbeiteten wir mit einander; ich genoß die nämliche Speise und trug die nämliche Kleidung, wie Ihr. Ich durfte nie zu Fuß in die weit entlegene Kirche gehen; der Sonntag war für uns; es mangelte uns an nichts. Waren wir krank, so kam unsere gute Frau ans Bette, tröstete uns und sprach uns Muth zu. „Jacob! guter Jacob!" sagte sie, „was fehlt Dir? Fürchte nichts, der Arzt kommt bald und ich will für Dich Sorge tragen. Sey indeß geduldig! dies ist das erste

Hülfsmittel." Ach! Was soll ich nun machen, wenn ich frei werde! Wie wird mirs gehen, wenn ich krank bin!

Du machst es, wie die Weißen. Du verdingst Dich zur Arbeit bei dem, der Dich am besten bezahlt und in einigen Jahren kaufst Du Dir ein Stück Land, nimmst eine gute, fleißige Frau und erziehst Deine Kinder, wie ich Dich erzog, in der Furcht Gottes und in der Liebe zur Arbeit. Wenn Du dann gut und ruhig gelebt hast, dann stirbst du in Frieden; Du mußt Deine Freiheit annehmen, Jacob! ich hätte sie Dir schon lange geben sollen.

O, mein Herr! wie gut seyd Ihr! Deswegen kann ich Euch nicht verlassen. Ihr habt mich nie als einen Sklaven behandelt. Ihr habt mit mir gesprochen, wie mit den Weißen, es hat mir in gesunden und kranken Tagen nichts gemangelt; ich habe nie mehr gearbeitet, als unsere Nachbarn, die für sich ackerten. Ich bin reicher gewesen, als manche Reiche, denen ich oft Geld lieh. Unsere gute Frau befiehlt nie; sie sagt: „Jacob! ich wünschte, daß Du dieses oder jenes thätest!" O, wie kann ich Euch und Sie verlassen! Gebt mir des Jahres, so viel Ihr wollt, als einem Sklaven oder als einem freien Manne; es ist mir einerlei, wenn ich nur bei Euch bin, weil ich sonst nirgends glücklich seyn kann.

Lieber Jacob! ich willige in Deinen Wunsch. Sobald Deine Freiheit nach der Ordnung versichert ist, will ich Dich auf ein Jahr miethen, aber nimm jetzt eine freie Woche und feiere das wichtige Ereigniß Deines Lebens durch Ruhe und Freude, wie Du willst.

Nein, mein Herr! es ist jetzt die Saatzeit; ich will einen andern Tag zu diesem Feste wählen. Nur der heutige Tag soll für die Schwarzen ein Feiertag seyn und weil Ihr es durchaus wollt, so nehme ich meine Freiheit an. Aber laßt meine erste Handlung der Freiheit die seyn, daß ich meines Herrn Hand zwischen meine Hände drücke, daß ich sie an mein Herz lege, in welchem die Liebe und Dankbarkeit Jacobs gegen meinen gütigen Herrn nicht erlöschen wird, so lange es schlägt. Meine zweite Handlung sey die, daß die ganze Grafschaft Kent keinen bessern und fleißigern Arbeiter haben soll als Euren treuen Jacob.

So sprach ein Neger, so handelte ein Sklave! Wie viel freie Männer giebt es wohl, welche eine so herrliche Gesinnung zeigen und eine so edle Handlungsweise offenbaren? Der Mensch werde jedoch immer zweckmäßig erzogen und mit Einsicht behandelt und bald wird er seine Pflichten stets gewissenhaft erfüllen.

Der sonderbare Streit.

Von Erörterungen ist nur ein Schritt zum Streite; man opfert lieber seinen Vortheil, ja seine Neigungen auf, als seine Meinungen, und die beleidigte Eigenliebe macht dem Streiten gar kein Ende. Der Marquis von Vielle Roche war mit seiner Gemahlin zwanzig Jahre verheirathet und man führte ihre Ehe als ein Muster der Eintracht und Zuneigenheit an. Eines Abends kehrten die beiden Gatten aus dem Schauspiel heim zurück, aßen allein mit einander und setzten sich nach Tische ans Kamin. Der Marquis, der mit dem heutigen Tage recht zufrieden und zu der Galanterie aufgelegt war, welche man so oft allen Frauen, aber so selten der Seinigen erweiset, machte ihr Complimente über die Sanftheit ihrer Blicke, die ihn jederzeit bezaubere, und über den guten Geschmack ihres Putzes, der ihn an die glücklichen Tage ihrer Hochzeit erinnere. Die Marquise hörte diese Lobeserhebungen mit Bescheidenheit, aber auf eine solche Art an,

daß sie immer mehrere bekam. Von Complimenten zu Compliten, von Lobeserhebungen zu Lobeserhebung wurde man immer vertraulicher; die Unterhaltung wurde anziehender als jemals.

Meine Liebe, sagte der Marquis, wie beneidenswerth ist unser Loos! Nie hat es ein angenehmeres Band gegeben, als das, was uns seit zwanzig Jahren verbindet.

Dies fühle ich eben so innig als Du, bester Mann! allein es fehlt zu unserm Glücke doch noch ein wesentlicher Punkt.

Ich verstehe Dich, ein Bild, daß uns unaufhörlich an einander erinnere, ein Kind, das der Erbe deiner Anmuth und Deiner Tugenden sey. Aber, liebe Frau! fuhr der Marquis fort, Du bist erst acht und dreißig Jahr alt und ich kaum vierzig. Du besitzest alle Anmuth der Jugend und ich bin noch nicht alt. Dieses so lange gewünschte Glück kann uns also noch zu Theil werden; vielleicht erhalten wir es bald.

Ach, lieber bester Mann! ich würde mich außerordentlich glücklich fühlen, aber wenn uns dies Glück zu Theil würde, mit wie vieler Unruhe würde es vermischt seyn! Ein einziges Kind ist ein Schatz, den man beständig zu verlieren fürchtet und den der geringste Unfall uns rauben kann; wir müssen zwei Kinder haben!

Lieber drei! denn wenn man von zweien Eines einbüßt, so geräth man wieder in die nämliche Unruhe; ja, drei Kinder werden wir bekommen und zwar drei Knaben; man muß bei Geduld und Beharrlichkeit an nichts verzweifeln.

In der That, versetzte die Marquise, Du bist heute so freundlich, daß ich mich schon fest überzeugt halte, daß unsere Wünsche erfüllt werden.

Man sprach über die Bestimmung der Knaben, die man noch nicht hatte. Daß der Aelteste Soldat werden sollte, das hatte keine Schwierigkeit. Die Diplomatik verhilft zu allem und man entschloß sich ohne Mühe, den zweiten die diplomatische Laufbahn betreten zu lassen, allein die Marquise wollte es durchaus nicht zugeben, daß der dritte Maltheser-Ritter werde.

Der Mann bestand jedoch darauf, gerieth in Eifer und sagte „ich will es.“ Du bist mein Mann, entgegnete die Marquise aber nicht mein Herr: wir leben nicht in der Türkei.

Ja, gnädige Frau! dies weiß ich; wir sind in Frankreich, in dem Lande, wo man die meisten Thorheiten begeht, weil sich die Männer von ihren Weibern regieren lassen. Ich bin zwar der Meinung, daß man gegen ihren Willen einige Nachgiebigkeit haben kann, aber nur nicht dann, wenn er etwas Ausschweifendes verlangt.

Wirklich! Du sollst dich nicht über meine Geduld beschweren; es giebt keine Art von Härte, die Du mir heute nicht sagst: Du nennst mich eigensinnig, sonderlingisch und behandelst mich, wie eine Frau, die nichts als tolle Einfälle hat, allein es sollte mir nicht viel Mühe kosten, zu beweisen, daß ich hundertmal vernünftiger bin als Du.

Eine sonderbare Behauptung! der Beweiß würde mehr als schwierig seyn.

Der Beweiß? mit Sanftmuth ertrage ich seit so vielen Jahren Dein hochmüthiges Benehmen, Deinen unvernünftigen Stolz und Deine grenzenlose Härte. Du bist der unausstehlichste Mensch, den ich noch je gesehen habe.

Frau! Du setzest meine Geduld auf eine harte Probe; ich könnte Dir mit mehrerem Rechte den Vorwurf machen, daß es wenige

Männer giebt, die in ihrem Leben so viel zu leiden gehabt haben, als ich, und daß es mir mehr als menschliche Anstrengung gekostet hat, Deine langwierige Pedanterei, Deine närrischen Einfälle und deine tollen Launen zu ertragen.

Das ist sonderbar, einen Tyrannen sich über sein Opfer beklagen zu hören! Jedermann wundert sich über meine standhafte Anhänglichkeit an einem Mann, der meiner so wenig würdig ist; Du bist eitel, eingebildet, stolz, rechthaberisch und selbstsüchtig; dies Leben ist mir unerträglich; ich bin es überdrüßig und ich fühle, daß ich nicht länger mehr mit einem Manne leben kann, der so unausstehlich ist wie Du.

Du willst frei seyn, ich wünsche es auch. Du bist mir verhaßt; du spielst die Spröde, bist eitel, hartnäckig und mürrisch; das Leben würde für mich eine Hölle seyn, wenn ich länger bei Dir bliebe. Ich will auf immer ein Band zerreißen, das uns mit einander vereinigt.

Ich bin es zufrieden; wir wollen dieser langwierigen Zänkerei ein Ende machen, und wir wollen uns trennen.

Den andern Morgen ließ man einen Notarius kommen, und die Scheidung wurd, trotz den Bitten der Anverwandten, den Bemühungen der Freunde, den Rathe der Obrigkeit und der Furcht vor einem öffentlichen Aergerniß unterzeichnet.

So wurde also eine so vieljährige Ehe durch einen Streit über die künftige Bestimmung von drei Söhen zerrissen, welche noch nicht geboren waren. Man benutze weislich diese Lehre! Man unterhalte sich ofe mit einander, aber man streite sich niemals!

Die Quelle der Weisheit.

(Von Wilhelmine Willmar.)

In Waldenau, einem kleinen unbedeutenden Städtchen, lebte vor langen Jahren ein Mann, Doctor Michael Bolthenius genannt, der wegen der Unerschöpflichkeit seines Geistes, der Gründlichkeit, mit der er alle Wissenschaften in ihrer ganzen Tiefe um und in sich faßte, und besonders wegen der Leichtigkeit, womit er sich schriftlich auszudrücken, und die entgegengesetzteften Dinge zu vereinigen verstand, weit und breit bekannt und berühmt war.

Ihm galt es gleich viel, ob er die verschiedensten Sätze der Philosophie abhandeln, oder eine Klage wegen eines Rains zur Schafhutung führen sollte; ob er ein medicinisches Gutachten verfertigte, oder eine Predigt ausarbeitete. Was man auch von ihm verlangen mochte: einen Roman, eine Proceßordnung, eine Reisebeschreibung, ein Werk über die Künste, eine Botanik, oder ein Kochbuch; er schaffte es! — Und was das Wundervollste war, so gestand man allen seinen Arbeiten, die er mit einem unbegreiflich kurzem Zeitaufwande zu Papiere brachte, eine Vollkommenheit zu, die noch kein Andrer vor ihm zu erreichen vermocht hatte.

Daß sich Doctor Michael Bolthenius bei so außerordentlichen Talenten ein großes Vermögen erwerben konnte, lag in der Sache. Es kamen täglich Leute, oft viele Meilen weit her, zu ihm, um sich guten Rath von ihm zu erbitten; der auch, wenn sie ihre Angelegenheit in kurzen Worten, klar und deutlich, ihm schriftlich vortrugen, stets von so hohem Werthe war, daß er es verdiente mit Golde aufgewogen zu werden: denn oft schlichteten einige Zeilen von ihm die verwickelsten Rechtsfälle, und das, worüber Andere Nächte hindurch saßen, und viele Volumen Akten durchlesen mußten, das war dem großen Doctor ein Kinderspiel.

Das Städtchen Waldenau hatte das Glück, von sich rühmen zu können, daß es die Wiege

dieses ausgezeichneten Mannes gewesen sey, denn hier war er geboren, und bis zu einem Alter von etwa zwanzig Jahren herangewachsen. Wer sich seiner noch von jener Zeit her erinnerte, dem mußte er nothwendig als ein Wunder der Natur erscheinen; da es sich nicht begreifen ließ, wie aus dem einfältigen, unbeholfenen Michel Bolt, dem Sohne des ehrbaren Bürgers und Schuhmachermeisters, Andreas Bolt, der Welt ein solches Licht aufgegangen seyn konnte.

Michel hatte zu nichts Lust, zu nichts Geschicke als zu Essen, Trinken, Schlafen und Spatzierengehn. Sein Vater wollte ihn seinem Handwerk einverleiben; aber da halfen weder gute Worte noch der Knieriem, er brachte keinen Pantoffel zusammen! — Nach vielerlei Versuchen sollte er Lesen und Schreiben lernen, um, damit er doch Etwas würde, dereinst zu studiren; doch mit Erstaunen bemerkte Meister Andreas, daß es hiermit noch viel weniger von Statten ging, als mit dem edeln Lederwerk. Darüber wurde Michel groß und stark, und es war für seine Aeltern keine geringe Angst, zu sehn, daß er sich in gar nichts finden lernte, und nur der Mutter zärtliche Bitten hielten den strengen Vater ab, ihn unter die Soldaten zu geben.

In dieser großen Verlegenheit kehrte eines Tages ein Gelehrter in Waldenau ein, der eben eine weite Fußreise unternommen, und unterwegs erst entdeckt hatte, daß es ihm an den nothwendigsten Effecten dazu, an guten Stiefeln gebrach. Man wies ihn zu Meister Andreas Bolt, der ihm sogleich aus der Noth half.

Da nun fremde Sitten und Gebräuche besonders aber der Wunsch, Menschenkenntniß zu erlangen, ein Hauptbewegungsgrund von des Fremden Reise war, er auch gehört hatte, daß man diese weit eher in den niedern Klassen, wo die Seele nicht durch verfeinernde Bildung aufgeschraubt ist, zu erlangen vermag, so ergriff er jetzt die Gelegenheit sich mit Meister Andreas zu unterhalten. Er sprach über vieles, was dieser nicht verstand; aber noch weniger Michel, der mit offnem Munde zuhörte. Sein völlig ausdruckloses Gesicht erregte die Aufmerksamkeit des Reisenden, und der bedrängte Vater erzählte mit tiefer Betrübniß, was ihm in diesem Kinde für ein Herzeleid herangewachsen sey.

Der Fremde sprach ihm Trost zu, und meinte, es käme vielleicht nur darauf an, daß Michel sich Etwas in der Welt versuche. Der Geist, sagte er, schliefe oft lange, und erwachte dann auf einmal; und fremde Luft, fremdes Brod und fremdes Wasser brächten oft in den Menschen Wunderdinge hervor.

Nach manchen hin und her Reden erbot er sich, Michel mit sich zu nehmen, und versprach, daß er ihn gewiß klüger zurückbringen würde. Er gab das Versprechen, für alle seine Bedürfnisse zu sorgen; und verlangte dagegen von ihm nichts, als daß er ihm sein Ränzchen trüge, und wenige kleine Dienste leistete. Er versicherte überdies, er habe sich lange einen solchen Gefährten gewünscht, und keinen gefunden, der einfältig genug gewesen wäre, ihm zu folgen, wohin es ihm beliebe, ohne zu fragen, warum? oder der nicht gar dies und jenes besser zu wissen sich unterstanden habe.

Meister Andreas schüttelte den Kopf, und ob er schon das sich darbietende Glück für mehr erkannte, als Michel jemals erwarten durfte, so fürchtete er doch, daß er die nächsten Tage wieder heimgeschickt werden möchte, und sagte dem Fremden mit aller Aufrichtigkeit: der Junge sey gar zu dumm!

Als dieser jedoch darauf bestand, dies sey es gerade, was er wünsche, so ward man nach

wenigen Bedingungen einig. Michel gab seine Beistimmung mit einem linkischen Kopfnicken, und auch die Mutter, ob es ihr schon viele Thränen kostete, war es zufrieden, da sie ihren Sohn als einen klugen, gereisten Mann wieder sehn sollte, und der Vater drohte, ihn, wenn sie die gute Gelegenheit, ihn unterzubringen, vorübergehen lasse, sogleich zum Rekruten einschreiben zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Heirathsfeierlichkeit in Aegypten.

Einer der pomphaftesten und geräuschvollesten Aufzüge in Aegypten ist die Heirathsfeierlichkeit: wenn man über die vorläufigen Bedingungen der Heirath übereln gekommen ist, so geht die Braut niemals anders als in Begleitung eines großen Gefolges aus. Vor ihr gehen Trommelschläger und Hoboisten her; sie zieht langsam unter einer Art von Baldachin dahin, der von allen Seiten mit Wänden von Zeuch gemacht ist; ein beträchtlicher Trupp von Menschen umgiebt sie und folgt ihr nach. Der erste Ausgang ist ins Bad. Hiernach sucht man sie durch allerhand Vergnügungen zu zerstreuen. Bald zieht man ihr den Anzug eines Janitscharen, bald eines Mamelucken, bald irgend einer andern Classe von Mannspersonen an. Mit diesen Verkleidungen bringt man einen Theil des Tags hin; Heiterkeit und lauter Ausbrüche der Freude sind in ihrem Gefolge.

Einige Tage nach dem Bade führt man die Braut aus dem väterlichen Hause in das Haus des ihr versprochenen Bräutigams. Das nämliche Gefolge und die nämlichen geräuschvollen Instrumente begleiten sie. Vor ihr voraus geht eine Menge von Leuten, welche alle ihre Sachen z. B. ihre Kleider, ihre Kleinodien und einige Stücke Hausgeräthe tragen. Hierin besteht die Mitgabe der Tochter. Der Vater giebt ihr nichts weiter mit; er erhält hingegen etwas; denn derjenige, der sich verheirathen will, muß der Frau, die er heirathet, nicht allein ein seinem Vermögen angemessenes Witthum aussetzen, sondern auch dem Vater eine gewisse Summe für sie bezahlen; man kann daher sagen, er kaufe seine Frau. Je zahlreicher die Art von Geräthen ist, die die Braut mitbringt, desto mehr wird die Eitelkeit befriedigt. Man vernachlässigt nichts, um einen großen Aufzug zu veranstalten und damit zu prahlen; man theilt die verschiedenen Stücke unter recht viele Personen aus; Einige tragen bloß einige Unzen an Gewicht; denn die Pracht besteht darin, daß man so viel als möglich Träger hat, die einen hohen Begriff von dem Reichthume derjenigen geben, die ihnen zu thun geben.

Dies ist die erste Zusammenkunft zwischen den beiden Verlobten; vorher sehen sie sich nie. Die Braut zeigt sich in verschiedenen Manns-kleidern und wiederholt die nämlichen Verkleidungen, worin sie sich im Bade geübt hatte. Der Geschmack der Frauenzimmer in Aegypten, sich in Mannspersonen zu verkleiden, ist ein bemerkenswerther Umstand, zumal wenn man sich der Eifersucht der Morgenländer erinnert.

Bei den Mahomedanern sind die Heirathsformalitäten eine rein bürgerliche Handlung. Beide Theile gehen zum Kadi (Richter), der ihre Erklärung anhört, ihren Vergleich niederschreibt und den Vertrag ausfertigt.

Die Augen und Finger sind die einzigen Theile, welche man bei einem Frauenzimmer zu sehen bekommt, wenn es ausgeht. Im Ganzen sind die Frauen in Kahira nicht schlank gewachsen, aber doch wohlgebildet. Die Weiber der vornehmen Stände sind erträglich schön;

hierin und in der Wohlbeleibtheit besteht in Aegypten das größte Lob der Schönheit. Sie heirathen mit dem 14. oder 15. Jahre und im 20. ist ihre Jugend schon verblüht. Die Coptinnen haben interessante Gesichtszüge, große schwarze Augen und eine artige Gestalt.

Bei der Heirathsfeierlichkeit machen Reichthum und Armuth bloß einen Unterschied im Glanze des Ceremoniels, in der Menge der Begleiter und in der guten Ordnung, da die Feierlichkeit bei allen Familien dieselbe ist. Die Reichen sind von einer zahlreichen Verwandschaft und einer starken Begleitung umgeben; die Tochter eines Armen hingegen feiert ihren Zug bloß unter einem ärmlichen geborgten Schleier, beim Scheine einer rauchenden Fackel, beim Schalle einer kleinen Trommel und im Gefolge einiger zerlumpten Possenreißer.

Der erste Gegenstand, welcher bei solchen Zügen in die Augen fällt, ist die Braut unter einem Baldachin; sie geht zwischen ihren beiden nächsten Anverwandten einher, die ihre wankenden Schritte zu unterstützen bemüht sind. Als Kopfputz trägt sie eine Art von Getraidemaaß auf dem Haupte, welches wahrscheinlich ein Sinnbild ihrer künftigen Fruchtbarkeit seyn soll. Ihre ganze Person ist in einen durchsichtigen Schleier gehüllt, der mit goldenen Blumen durchwirkt ist. Ihr zitternder Gang, ihr schüchternes Wesen, ihr klopfender Busen, der sich gegen den ihn umwickelnden Schleier sträubt, kurz, alles zeigt ein Frauenzimmer, das Freude und Kummer bewegt und dessen Herz Hoffnung und Bangigkeit bestürmt.

In einiger Entfernung von der Braut und zwar zur rechten Seite geht eine Gruppe von Männern und Weibern mit Räucherpfannen in den Händen, worin Weihrauch und andere Wohlgerüche dampfen.

Neben dieser Gruppe sind mehrere Possenreißer in grotesken Anzügen, die auf hohen Stelzen einher schreiten und durch ihre Grimassen und Schwänke das Lachen der Zuschauer erregen.

Hinter diesen Possenreißern reitet ein Trupp Musikanten auf Kameelen und macht durch seine großen Trommeln und andere Instrumente einen ungeheuern Lerm.

Ganz vorne stehen mehrere Mamelucken mit trotziger Miene und mit stolzem Blicke, billigen oder tadeln und geben zu verstehen, daß es ihnen allein zukomme, über den Werth oder Unwerth des Festes zu entscheiden.

Zur linken Seite des Baldachins sieht man Männer, welche wohlriechende Wasser in großer Menge über die Zuschauer ausgießen. Hinter diesen kommen Andere, welche hohe Stangen tragen, mit Blumen und Laubwerk in verschiedenen Gestalten verziert. Neben, vor und hinter diesen tragen wieder Andere mehrere Tischgen, worauf die Kleinodien und alle übrigen Geschenke zur Schau ausgesetzt liegen, die der Braut gemacht worden sind.

Etwas weiter hin gehen Almès (öffentliche Tänzerinnen), die abwechselnd mit Castagnetten und Cymbeln spielen und zu Ehren der Braut und des Bräutigams Lieder singen.

Vor ihnen her reiten die zur Familie gehörigen Frauen auf Eseln, welche mit reichen Kleidern geschmückt sind und vor denselben ziehen Knaben auf Pferden, die bald beschnitten werden sollen und die sich dem Volke zeigen wollen; denn es ist bei den Mahomedanern Sitte, diese Handlung recht feierlich zu machen.

Von allen Seiten strömt eine Menge Volks zusammen, um den glänzenden Zug mit anzusehen.

Empfindsamkeit.

(Eingesandt.)

In einem Damenklub entspann sich jüngst ein Streit;
Nicht wie der Fall sonst ist, um eine Kleinigkeit:
O nein! er war von Wichtigkeit:
Denn er betraf mit einem Worte
Den Vorzug an Empfindsamkeit.

Die eine von den Damen fing
Also zu reden an. Im May früh Morgens ging,
Ins Mäntelchen gehüllt, am Leib' ein Unterröckchen
Und an den Füßen Hutfilsröckchen,
Im Blumengarten ich umher:
Und sieh! da stoß ich ungefähr
Im Gehen an ein Rosenstöckchen:
Es fällt ein Blatt herab mir mitten auf den Fuß,
Und machet, daß ich schier drei Monden hinken muß.

Trotz aller meiner Müh, der Zof' es einzuprägen,
— So fuhr die zweite fort — wenn sie mein Bette macht,
Die Tücher ja fein schlicht und eben aufzulegen;
Läßt eines Tages doch die Strunz es aus der Acht.
Durch ihr Versehen zeucht ein Fältchen sich darin;
Und ich leg etwas rasch mich auf das Fältchen hin:
Mit einem mal ist ach! ein Knochen
Im Rücken mir entzwei gebrochen,
So daß der Feldscheer vierzig Wochen
Damit zu schaffen hat, eh ich geheilet bin.

Drauf gab die Dritte an, wenn meine Kammerfrau
Mich coeffirt, laß ich genau
Die Haar' in gleiche Theile binden,
Daß weder mehr noch weniger
An einer Seite sich als an der andern finden.
Zum Unglück theilet einst sie sieben Haare mehr
Der linken Seite zu, wodurch der Kopf so sehr
Dahin gezogen wird, daß von dem Tage an
Ich nie gerad ihn halten kann.

Die Herrn und Damen, die dies lesen,
Bitt' ich, daß sie so gütig seyn
Zu sagen, welche von den Drei'n
Wohl die Empfindsamste gewesen?

Urtheil eines Berliner Kritikers über Hr. Bader's Gastrollen in Berlin.

(Aus d. Berl. Haude Spenerschen Zeitung vom 16. Apr.)

Je werther uns dieser Künstler ist und je fester wir darauf rechnen, ihn „nach einem Jahre" den Unsrigen zu nennnen, je mehr ist es Pflicht gegen ihn und uns, seine Leistungen und sein Talent näher zu prüfen.

Hr. Bader hat ein sehr angenehmes Aeußere, und seine Gestalt wie seine Stimme bürgen für seine wohlbewahrte Jugendkraft! Er weiß dieses Aeußere durch passende und geschmackvolle Kostüme zu erhöhen und beweiset dadurch Sinn und Sorgfalt.

Seine Stimme mißt anderthalb Octaven und ist in der Mitte und Höhe voller, stärker, reiner, angenehmer Brust-Ton; die Tiefe ist noch etwas schwach. Mit a (as) tritt das Falset ein. Wie ich schon früher bemerkt, erinnern die Mitteltöne oft an Wild, nur ist H. Bader's Stimme heller.

Mimik und Geberde sind nicht ohne Ausdruck, aber noch wenig entwickelt. Fleiß und Nachdenken werden sie bald fördern. Gang und Haltung müssen noch edler werden, und von kleinen Angewohnheiten, wie z. B. das häufige Heben auf den Fußspitzen und das konzentrische Krümmen der Handgelenke am horizontalen Arm, wird der Künstler sich loszumachen suchen.

Die Sprache bedarf noch mehr Geläufigkeit, besonders im Konversationston, dieser Klippe selbst der routinirtesten Schauspieler.

In Absicht des Vortrags und zwar, erstlich, des Mechanischen desselben, ist zu rühmen, daß die Intonation in der Regel rein ist. Es ist nie genug zu wiederholen, wie nöthig es sey, den Tönen immer recht auf den Kopf, sie in ihren ganzen vollen Werth, zu singen, sich also nie, eigenmächtig, ein Vorschlagen oder Ansetzen, wäre es auch nur mit ¼ oder ½ Ton, zu gestatten, wie es doch so viele Gesangkünstler thun! — Der nächste Gegenstand des Studiums unsers Sängers wird sodann der Uebergang zum Falset und die Präzision und Rundung der Figuren und Verzierungen seyn müssen.

Diese Bemerkungen vorausgesetzt, klassifizirten sich mir H. Baders Gastrollen folgendergestalt:

Johann von Paris, diese, den vollendetsten Schauspieler erfordernde Rolle, befriedigte am wenigsten, obwohl die natürliche Anmuth des Sängers und sein schöner Ton anzogen. Den Troubadour sang er, im Abstich gegen seine Mitsängerinnen, im richtigen Karakter der Romanze.

Tamino ward mit guter Haltung und schönem Ausdruck der Wahrheit gegeben, indeß giebt diese Partie nicht genug Gelegenheit, sich zu zeigen, welches mehr mit dem Ottavio der Fall ist. Diese Rolle erhielt, in den mehrstimmigen Gesängen, durch H. Baders Deutlichkeit, ihren eigentlichen Werth, im ersten Duett aber und in der Arie: „Indeß eilt zur Geliebten" — hätte ich mehr Feuer gewünscht und die diatonischen und chromatischen Wendungen der Letzteren, erinnerten zu sehr an den hierin vortrefflichen Vorgänger. Belmonte dagen erfüllte, besonders in Absicht der Innigkeit und Stärke des Gefühls, selbst strenge Anforderungen. Die vier Arien nahmen den ganzen Umfang der Stimme des Künstlers und die Figuren seine Fertigkeit sehr in Anspruch, aber er befriedigte und ganz vorzüglich in den schweren Melismen der Arien: „wenn der Freude Thränen fließen" — und: „ich baue ganz auf deine Stärke."

Wenn H. Bader diese, mit dem aufrichtigsten Wohlwollen ausgesprochenen, Ansichten und Bemerkungen, nicht ganz verwerflich findet, so läßt sich, bei seinem ausgezeichneten Talent, bei seiner unverkennbar tiefen Empfindung, mit Gewißheit annehmen, daß er bald in seiner Kunst Epoche machen und daß da, wo er jetzt schon erfreut und rührt, er hinreißen und erschüttern wird! —

Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen am Dom Nr. 2.

N: 34.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 26. April 1818.

Herbsleben's Bewohner, am Abend der Feuersbrunst des 23ten März 1818 und Zuruf an die Unglücklichen.

Diese zwei kleinen, auf den Zustand jener Hülfsbedürftigen Bezug habenden Gedichte, sind von einer Bremerin verfertigt und Dienstag den 28. April, bei der Verfasserin, Buchtstraße Nr. 58 und bei dem Verleger am Dom Nr. 2 für den geringen Preis von 6 Groten zu bekommen.

Der Ertrag ist für die erwähnten Unglücklichen bestimmt, und darum glauben wir, daß es nur dieser Anzeige bedarf, um die so oft erprobten mildthätigen Gesinnungen unsrer Mitbürger und Mitbürgerinnen in Anspruch zu nehmen.

Es wird die geschätzte Verfasserin so mancher angenehmen Beiträge dieser Wochenschrift sehr freuen, wenn recht viele Exemplare abgefordert werden, und auch uns wird man dadurch sehr verpflichten.

Süßer Lohn des Bewußtseyns, unsägliche Leiden durch einen kleinen Beitrag gemildert zu haben, werde dafür jedem Menschen Freunde zu Theil!

Die Redaktion.

Auszug der eigenhändigen Memoiren der Madame Manson.

Da der in Frankreich vor dem Assisengericht zu Alby anhängige, seiner Entscheidung täglich näher kommende Prozeß wegen der Ermordung des Herrn Fualdez, auch hier großes Aufsehen erregt, und vorzüglich die Person der darin erscheinenden, in ihrem Benehmen unbegreiflichen Madame Manson Interesse erweckt, so theilen wir unsern Lesern hiemit dasjenige mit, was ein junger Pariser Schriftsteller, Hr. La Touche, der selbst nach Rhodez reiste, um über diese räthselhafte Frau Erkundigungen einzuziehen, nachdem er Mittel gefunden sie in ihrem Gefängnisse zu besuchen und ihr Vertrauen zu gewinnen, aus den ihm von ihr übergebenen eigenhändig geschriebenen Memoiren, bekannt macht. — Diese Memoiren erlebten in Paris

zwei Auflagen in einem Tage, und die dritte ist auch schon erschienen. — Es gehen ihnen einige Nachrichten von dem Leben der Madame Manson bis zu ihrem Prozeß voran; sie sind mit einem Kupferstiche, ihr Brustbild darstellend, und zwei Vignetten geziert, deren eine sie im Gefängniß zeigt, die andere ihren Sohn; sie enthalten auch ein Fac simile ihrer Schriftzüge. Aus diesem Werke sind folgende Auszüge genommen.

Clarisse Enjalran ward 1785 in Rhodez geboren, aber fast ununterbrochen auf dem Lande in Perrié, einem alten Schlosse, erzogen, das ihr Vater im Anfang der Revolution von Hrn. v. Bonald kaufte. Sie erhielt fast keinen Unterricht, und ihre Kindheit verfloß unter den Stürmen der damaligen Zeit. Die Einsamkeit, in der sie ihre Neigungen ungestört nähren konnte, war der Ueberspannung günstig, und die große Natur ihres Wohnorts trug zur Entwicklung ihres romantischen Herzens bei. Clarisse ward mit einem ausgezeichneten Verstande geboren, mit vieler Feinheit, vielem Gefühl; früh bedurfte sie Gegenstände der Zuneigung für ihre thätige Seele. Sie liebte ihre Eltern, besonders ihre Mutter, mit einer Art von Leidenschaft; bei den Gefahren, in denen sich ihr Vater während unserm anarchischen Zustande befand, hat sie, ihre Mutter nicht verlassend, Muth und heldenmäßige Ergebung bewiesen.

Man hat von einer jugendlichen Neigung gesprochen, deren Gegenstand nicht dem Ansehen ihrer Familie und ihren Glücksaussichten angemessen war; wir wollen uns bei diesen, wenigstens ungewissen, Gegenständen nicht aufhalten. Sie heirathete Hrn. Manson aus Gehorsam gegen ihren Vater; diese Verbindung war so wenig glücklich, daß man sich nach drei Monaten schon wieder trennte; Hr. Manson, der im Kriegsdienst stand, ging nach Spanien, und hinterließ seine Gattin in einer Freiheit, die ihr damals nicht erlaubt war, in die Hände ihrer Mutter abzugeben; sie sah sich der Welt und ihrem Urtheil ausgesetzt, und litt um so mehr von der Verläumdungssucht, welcher Rhodez, wie alle kleine Städte, sich schuldig macht, als es ihrem Betragen an Klugheit mangelte. Sie war seltsam, ihr überlegener Verstand und unabhängiger Charakter erregte ihr bei jedem Schritte einen Feind. Nach seiner Rückkehr von dem spanischen Feldzuge theilte ihr Mann wieder ihre Wohnung, doch nur kurze Zeit; sie muß ihn damals verlassen haben, denn Hr. Manson ließ ihr durch einen Polizeybeamten den bestimmten Befehl zu kommen: zu ihm zurückzukehren; allein sie hatte sich zu ihrer Mutter begeben, sie schlug die Rückkehr ab, und unterzeichnete ihre Weigerung voll Unmuth, daß man einen Polizeydiener in ihr eheliches Verhältniß gemischt habe.

Bald erhielt sie neue und sanftere Aufforderungen, und nach einiger Zeit ward derselbe Gatte, dem sie zu folgen verweigert hatte, auf eine geheimnißvolle Art in das Schloß gelockt, verborgen, und heimlich durch die Sorgfalt seiner Frau genährt, welche ein solches geheimnißvolles Verkehr anziehend zu finden schien. Der Liebhaber-Gemahl ward entdeckt; man hielt die Versöhnung für vollendet. Es hätte von Seiten der Madame Enjalran nur einiger zärtlicher Vorstellungen bei ihrer Tochter bedurft — allein der Gatte ward wieder aufgeopfert, Madame Manson schickte ihn fort, aber unter dem Vorwand, im nächsten Dorfe gute Werke zu üben, begegnete sie ihm bei ihrem Wege durch den Wald.

Es ist schwer, sich die Verkehrheit eines Herzens zu erklären, das zu dem Zauber der

Pflicht, der Täuschung, der Liebe bedarf. Wenn man aber den Charakter der Mad. Manson analysirt, so erhellt, daß sie in ihrem natürlichen Zustande die Dinge so ansah, wie sie sich Andere nur in der höchsten Spannung der Leidenschaft vorschwärmen, so daß es bei ihrer Darstellung, wie getreu sie auch sey, unmöglich ist, etwas anders als eine Romanen-Heldin zu schildern. Frau von Stael würde von ihr gesagt haben: „sie habe keinen prosaischen Geschmack gehabt," und man könnte auf sie die Stelle aus Corinna anwenden; „der große Hause hält die Unbehaglichkeit einer Seele, die in der Welt nicht genug Lust, nicht genug Enthusiasmus, nicht genug Hoffnung athmen kann, für Unsinn."

Wie dem sey, die junge Gattin ward schwanger, und seit dieser Begebenheit änderte sich ihr ganzes Leben, aber ihr Schicksal änderte sich nicht; ihr Gatte erhielt einen Posten mehrere Meilen von Rhodez entfernt, die Unglückliche blieb allein, auf eine unzulängliche, wenn man den Akten des eben nichtig erklärten Prozesses trauen darf, oft unrichtig ausgezahlte Pension beschränkt.

Man weiß, wie durch ein allgemeines Vorurtheil, dessen Heftigkeit mit dem südlichen Charakter zusammenhängt, die ganze Stadt Rhodez plötzlich überzeugt war, daß Madame Manson bei einer Mordthat gegenwärtig gewesen sey; wie man ihrem Unglück zum Hohn ihr täglich fälschlich Empfindungen, Schriften, Reden zuschreibt; sie hat ihren Antheil an dieser Begebenheit eigenhändig aufgezeichnet und bei einem Notar in Paris niedergelegt. Die Schrift ist an ihre Mutter gerichtet, und wir lassen sie nun selbst sprechen.

Hier ist meine Geschichte, sagt sie am Eingang, ich kann mich nicht ganz kurz fassen, denn ich muß weit ausholen; ich habe Muße dazu, und wenn ich in kleine Umstände eingehe, bin ich dennoch ihrer Theilnahme gewiß; da ich nur für Sie schreibe, so ist meine Aufgabe erfüllt.

Sie wissen, daß ich Mitte Oktobers voriges Jahrs (1816) nach Rhodez zog. Ich lebte mit der Familie Pal, die aus lauter rechtlichen, stillen Leuten besteht; ich ging nie aus, als um nach Olemps (?) zu gehen, in die Kirche und zu Mad. Coustau, der Modehändlerin, bei der ich Alles einkaufte. Eines Tages befand ich mich in ihrem Laden, als ein mir unbekannter Mann herein trat, der sich gegen Mad. Coustau so frech aufführte, daß ich, ohne meine Einkäufe zu machen, schnell den Laden verließ. Wie ich Mad. Coustau wiedersah, sagte sie mir: der Mensch, der mir so aufgefallen, sey Adjudant des Generals Wautré, und ein großer Royalist. „Das alles verhindert nicht, antwortete ich ihr, daß er sehr übel erzogen ist, und einen sehr schlechten Ton hat." Ich zweifle nicht, daß man ihm diese Rede wieder gesagt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Quelle der Weisheit.

(Fortsetzung.)

Ein paar Stunden darauf, nachdem die Meisterin das Söhnchen mit der nöthigen Kleidung und Wäsche versehn, ihm auch einen Sparpfennig eingepackt hatte, wanderte Michel mit seinem neuen Herrn zum Thore hinaus, und es vergingen wohl achtzehn Jahre, ehe er in seine Geburtsstadt wiederkehrte.

Sein Vater war indessen gestorben, und seine Mutter, die ihn für todt hielt, da sie in der ganzen langen Zeit auch nicht ein Wort von ihm gehört, hatte an Kindes Statt eine Verwandte, Namens Friedchen, ein junges hübsches Mädchen, zu sich genommen, die sie auf ihr Alter warten und pflegen sollte. Sie war mit

*

ihr recht wohl zufrieden; doch konnte sie es ihrem Manne, den sie genug mit Vorwürfen gequält, noch in der Ewigkeit nicht verzeihn, daß er den armen Michel so mir nichts dir nichts, mit einem blutfremden Manne in Elend und Tod geschickt.

Wie sie nun eines Tags an ihrem niedern Fenster saß, und mit der Brille auf der Nase nach dem Thore zu schaute, da kam ein hochaufgepackter Wagen die Straße her, mit vier Pferden bespannt; und vom Kutschbocke herab sah ein häßliches Mohrengesicht.

Die Meisterin rief ihr Mühmchen herbei, den in Waldau so seltenen Anblick zu genießen, als der Wagen an ihrer Thüre hielt, und ein großer starker Mann, schön gekleidet heraus stieg, und in das Haus trat. Sie glaubte, die Leute wären irre gefahren, und eilte, sie zurecht zu weisen, als ihr der Fremde die Hand reichte, und mit Kopfnicken die Worte sprach: „Grüße Euch Gott Mutter! ich bin Euer Sohn!“ —

Es dauerte eine gute Weile, ehe die bestürzte Frau zu glauben vermochte, daß dieser vornehme Herr wirklich Michel, ihr Sohn sey; und als sie sich endlich mit unaussprechlicher Freude von der Wahrheit überzeugte, da erkannte sie, mehr an dem reichen Gepäcke, als aus dem, was er sprach: daß der Reisende, der ihn mit sich nahm, wirklich einen klugen Mann aus ihm gezogen; daß in der Fremde sein schlafender Geist aufgewacht sey; und nun bedauerte sie zum ersten Male recht ernstlich den Tod ihres seligen Meisters, und bat mit zerknirschtem Herzen seine verklärte Seele um Vergebung wegen des vielen Herzeleids, was sie über seine letzten Lebensjahre gebracht.

In der Unterhaltung mit dem Sohne konnte die erfreute Mutter freilich seine Klugheit nicht entdecken; denn er schien den Grundsatz: daß man den Weisen in der Sparsamkeit der Worte erkenne, sich zu eigen gemacht zu haben. Er sprach nichts, was nicht unumgänglich über seine Lippen mußte, sondern theilte über alles, was man von ihm zu wissen verlangte, seine Gedanken schriftlich mit.

Die alte Vorliebe zu gutem Essen und Trinken fand die Mutter auch jetzt noch und zwar in erhöhtem Grade, in dem Sohne wieder; und da er die Mittel dazu besaß, so fühlte sie sich glücklich dabei, daß es in ihrem Hause zuging, wie bei dem reichen Manne.

Michel hatte die Doctorwürde erlangt, sagte aber niemals, welcher Universität er sie verdankte, und seinem Namen eine gelehrte Endigung beigefügt, so daß seine Landsleute jetzt mit ehrfurchtsvoller Scheu zu ihm aufblickten, und wenn ja noch einer oder der Andere in Waldenau fand, daß die Manieren des Herrn Doctors noch bis diese Stunde dem Michel Bolt glichen, wie ein Haar dem andern, so getraute sich doch keiner, solchen Frevel laut werden zu lassen; denn der volle Beutel und die täglichen Beweise seiner unerschöpflichen Weisheit, gaben selbst dem etwas plumpen Wesen, das ihm aus seiner Jugend anhing, einen Anstrich von Gediegenheit, die ihm so wohl zu statten kam, daß die Art und Weise seines Benehmens zur Mode wurde, und die feinsten jungen Männer aus Waldenau zur Nachahmung reizte.

(Die Fortsetzung folgt.)

An die Hoffnung

lautet der Titel eines vertraulichen Abendgesprächs mit der Hoffnung, welches in Nro 32 dieser Blätter zu einer nicht geringen Erbauung abgedruckt ist.

Nachdem man viel rührendes über die Tochter der Unsterblichkeit! Süße Hoffnungen,

auch darüber: daß wenn man den Schweiß des Landmannes vor der Mahlzeit probire, derselbe versüßet ist, und dergleichen mehr, gelesen hat; so erfährt man endlich daß der Feldzug eigentlich gegen einen Lotterieplan, (vermuthlich den Merseburger) welchen ich grade nicht bei der Hand habe, gerichtet sey; und das ganze, Travestirung dieses Lotterie-Plans sein soll. Der Herr Verfasser sagt: dies ist ein Meisterzug von Klugheit und Menschenkenntniß, wobei es sich von selbst verstehet daß dies nicht auf die Travestirung, denn diese ist unglücklich genug ausgefallen; sondern von dem Lotterie-Plan selbst zu verstehen sey, doch zur Sache. Der Lotterie-Plan, welcher dem Herrn Verfasser mit 2 Loosen zu seinem Abendgespräch, vermuthlich aus besondern Respeckt, unmittelbar von dem Herrn Lotterie-Directeur zugesandt worden ist (anderwärts pflegt dies blos durch Collecteure zu geschehen) hat aus 24,000 Loosen, 14,000 Gewinnen, 10,000 Freiloosen für die Nieten, obgleich der Herr Verfasser sagt, daß nur 1000 Interessenten eigentlich durchfallen, überhaupt aber aus einem Capital von 377000 Rthlr. bestanden, welcher nachdem vorher erst noch auf die Kraft eines Schiffstau's, woran man bis an den Hals in einen Morast gezogen werden könne, aufmerksam gemacht wird, folgender maßen beleuchtet ist, und hier zugleich aufs neue nebst der Travestirung beleuchtet werden soll.

Darin, daß Lotterien überhaupt ein nothwendiges Uebel sind, ist wohl jeder so wie ich, mit den Herrn Verfasser einverstanden, allein Spiele hat es historisch gewiß, von jeher gegeben und wird es ewig geben, sind es nicht Lotteriespiele, so sind es andere z. B. Hahnen und Stiergefechte, oder wie es irgendwo gebräuchlich ist, um einander die Augen auszudrücken, wobei gewöhnlich ein Wette-Geld auf den Spiels stehet, oder jede Art Karten und andere, bis herunter zum Marrelspiel der Knaben.

Diese Spiele sind mit mehr oder weniger Kosten zu deren Unterhaltung verknüpft, wenn dahero der Herr Verfasser den Abzug von 10 pCt. ironischer Weise als eine höchst billige Provision für den Herrn Unternehmer erkläret, womit er eigentlich das Gegentheil sagen will; so liegt darin eben kein Meisterzug von Klugheit, daß er nicht daran dachte, wie auch bei den Spielen der Knaben die Marrel Geld kosten, folglich auch von jenen 10 pCt., die beträchtlichen Kosten zur Unterhaltung der Lotterien, als Salair für die bei der Lotterie angestelleten Personen. Provision an die Collecteure, Druck, Papier, Inseration und andere Kosten getragen werden müssen, und dann, wie sich der Herr Verfasser ganz possirlicher Weise darneben selbst widerspricht, dieser Ueberschuß nicht den Herrn Unternehmern; sondern den Armen zu gute kommt! Auch zahlen nicht die Verlierenden sondern die Gewinner, diesen Abzug: wogegen beim Bestenbubenspiel sowohl der Gewinner als Verliehrende das Kartengeld bezahlen müssen, welches in manchen Fällen noch mehr als 10 pCt. beträgt.

Daß es übrigens den Herrn Verfasser auf eine Hand voll Noten bei seinen Berechnungen nicht ankomme zeiget folgendes:

Zehn Procent von 377000 Rthlr. betragen nicht 36700; sondern 37700 Rthlr. und

Die Douceurgelder zu 8 Pf. von 377000 Rthlr. betragen nicht 10194 Rthlr. 10 Sgr. 4 Pf. sondern 10472 Rthlr. 4 Sgr. 8 Pf.

Die Schreibgebühren betragen, wenn, wie gesagt wird, jedesmal 1000 Loose gezogen werden, nicht 18000; sondern 20504 Rthlr. — dies verlieret das ganze spielende Publikum nicht;

sondern nur diejenigen 10,000 Loose, welche in der letzten Classe mit Nieten ausfallen, indem die anderen 14000 dasselbe in Berechnung auch der kleinsten Gewinne wieder erhalten haben. Auch sind diejenigen 10,000 Rthlr. welche der Herr Verfasser in 31 Jahren für nicht weniger als 310,000 als Verlust in Anschlag gebracht hat, dermalen dies nicht: denn wenn bei jeder Lotterie das Loos 21 Rthlr. gekostet hat; so sind davon 10,000 für die 1te Classe frei gewesen und jedes hat 1 Rthlr. weniger bezahlt — doch das sind Kleinigkeiten und man siehet, daß es auf 310,000 mehr oder weniger, welche zum Verschreien der Lotterien ins Feld gestellet werden nicht ankomme, wenn nur die sogenannte Beleuchtung, welches aber eigentlich eine Verfinsterung ist, zu Tage gefördert und dem Herrn Verfasser gedruckt wohlgefallen hat.

Uebrigens ist es nicht wol begreiflich wie der Herr Verfasser die angegebenen 377000 Rthlr. der Einnahme am Ende doch eigentlich auf 401,000 Rthlr. hinaufgedrechselt hat, welches aber eine Baggatelle ist, wenn man den kleinen Schnitzer von 310,000 Rthlr. betrachtet; — da aber derselbe am Schlusse seiner Beleuchtung sagt, daß er über die Macht einer Zauberin, welche dem Menschen tief ins Herz gepflanzet sey, noch im Nachdenken befangen wäre; so wird hoffentlich, sobald dieser böse Geist ausgefahren ist eine andere Beleuchtung die nöthigen Aufschlüsse geben.

Ueber die Destillation des Meerwassers und deren Benutzung für den Seefahrenden.

Schon Cook, Bougainville, Phips, Hamelin und Andere mehr haben Meerwasser auf ihrer Reise destillirt und haben sich wohl dabei befunden; auch mehrere Gelehrte, unter Andern der berühmte Maguer, hatte es empfohlen. Hr. v. Freycinet, welcher den Kapitän Baudin auf seiner Reise nach den Austral-Ländern als Lieutenant der Corvette, der Naturalist, begleitete, trank sehr lange destillirtes Wasser, ohne die geringste unangenehme Wirkung davon zu spüren, ja es schmeckte ihm besser, wie das monat-alte Schiffswasser. Wie sich dieser Seefahrer nun zu der neuen Unternehmung einer Weltumseglung rüstete, entwarf er den Plan eine Destillations-Zurüstung auf seinem Schiffe zu haben, welche für alles Bedürfniß und sogar für die Annehmlichkeit der Mannschaft hinreichte. Mit dieser Zurüstung sich zu beschäftigen beauftragte er Hrn. Clément.

Zu dieser Zurüstung gehört ein rauchverzehrender Heerd, der nothwendig mehr Zug haben muß, wie die gewöhnlichen, da man ihn auf einem Schiff durch die Verlängerung des Schlotes nicht vermehren kann; diese rauchverzehrenden Schornsteine gleichen bekanntermaßen den reverberen Schloten, wo denn hier der Kessel die Stelle der Reverbere ersetzt. Der Herd wird mit Holz oder Steinkohlen geheizt, hat einen Kolben oder vielmehr kleinen Kessel, und zwey Condensators. Dieser Kolben ist walzenförmig und hat zwey, ganz mit Löchern durchbohrte wagrechte Abtheilungen, welche das Schwanken des Wassers, das von der Schiffsbewegung hervorgebracht wird, abstumpft. Der Deckel des Kolben, der von außen, nur der Dauerhaftigkeit wegen, ein bischen erhoben ist, hat drei Oeffnungen, deren mittelste hat eine Röhre, welche durch beide Abtheilungen bis zum Boden des Kessels geht, um das von den Condensators des destillirten Wassers schon erwärmte Meerwasser dahin zu führen. Die zwei andern Oeffnungen enthalten Röhren, welche den Dampf in die Condensators führen. Diese Condensators sind gewöhnliche Schlangenröhren von Zinn, über welche beständig ein Strom von Meerwasser zur Kühlung geführt wird; gegen ein Fünftel dieses Stroms fließt, um destillirt zu werden, in den Kessel, das Uebrige in einen Behälter, von wo ihn die Schiffspumpen mit dem andern eindringenden Wasser fortschaffen. Eben dahin fließt

auch das aus dem Kessel ablaufende Salzwasser, um eben so fortgeschafft zu werden.

Ein Versuch, welcher mit dieser Zurüstung in Gegenwart des Ministers des Seewesens gemacht wurde, bewies, daß man mit sieben Litre Steinkohlen in einer Stunde dreißig Litre Wasser destillirte. Dieses Wasser hatte einen leichten brandigen Geschmack, den man zum Theil für zufällig hielt, der aber in der freien Luft nach sechs oder sieben Tagen ganz verflog; dann war es so gut, daß man es schwerlich vom Pariser Seine-Wasser würde unterscheiden können, und die Seeleute gestanden, daß es besser sey als vierzehn Tage lang auf den Schiffen aufbewahrtes süßes Wasser. Dieses Wasser ist, wie die chemische Analyse darthut, durchaus rein; also gesund und auf diesem Wege vollständig destillirt. In Rücksicht des Kohlen-Verbrauchs versichert Hr. Clément, daß er in einer Zurüstung, die nur 2000 Fr. kosten und in einem Fahrzeug von 400 Tonnen nur zehn Kubik-Meter einnehmen soll, mit 160 Kilogramm Kohlen in vier und zwanzig Stunden 1000 Litre Wasser destilliren will. Das würde dieses Wasser eben so wohlfeil machen, als die bisherige Art, dergleichen in Vorrath mitnehmen, es zu berechnen erlaubte.

Die Vortheile dieses neuen Verfahrens würden einleuchtend seyn. Zuerst würde man die Hälfte des nöthigen Brennholzes sparen, von dem man auf eine Schiffsmannschaft von 12 Mann vierzig Sterts (ungefähr 20 Klafter) rechnet. Der während der Condensation entströmende Wärmestoff könnte zur Zubereitung der Speisen und zum Reinigen der Wäsche gebraucht werden; — man gewönne vielen Platz für die Waaren; denn zu Folge Hrn. Clements, soll auf einem Indienfahrer vier Fünftel des Raums von den Wasserfässern eingenommen werden; — die Gesundheit der Mannschaft müßte nothwendig dabei gewinnen, da spärliches Wasser und schlechtes Wasser eine der Hauptursache des Scharbocks ist. — Auch ist es leichter, Holz als gutes Wasser zu finden; oft sieht man sich genöthigt, seine Fässer mit schlammigtem, brackigtem zu füllen. — Allein besonders wird es sehr zeitersparend seyn, da die Nothwendigkeit Wasser einzunehmen bisher in den mehrsten Fällen eine grade Richtung des Schiffslaufs unmöglich gemacht hat. Die einzige Vorsicht, welche man, bis diese Destillation nicht durch die Gewohnheit ganz gesichert ist, anwenden müßte, würde die seyn, für einen Monat süßes Wasser mitzunehmen. Man könnte es im Hafen oder auf der Rhede zubereiten, um das Schiffsvolk an die Arbeit zu gewöhnen. Von Feuersgefahr für das Schiff, kann dabei gar nicht die Rede seyn. So bald man die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln trifft, so ist ein Destillir-Ofen nicht gefährlicher, als der gewöhnlichste Schiffküchenheerd.

Miscellen.

Ein Advokat schrieb auf seinem Krankenbette sein Testament nieder und vermachte sein ganzes Vermögen lauter Narren und unsinnigen Leuten. „Von solchen Narren, sagte er, habe ich es bekommen und solchen will ich es auch wieder geben."

Jemand fragte ein Mädchen ob sie ihn zum Manne haben wollen? „O nein, mein Herr!" versetzte sie, „aber wenn Sie wollen, so können Sie mich zur Frau bekommen."

Am Grabe eines Selbstmörders.

Verwegner! wie greifst mit verbrechrischer Hand
Ins Rad des Schicksals Du! —
Undankbar von Dir werfend ein Geschenk
Des Deine Eltern
Bei Deiner Stimme erstem Laut, sich jauchzend freuten. —
So mochtest Du verschleudern
Was nicht Dein, was des Ewigen war?
So vorgreifen seinem Willen?
War es in seinem Rathschluß, über den Sternen
Nicht schon beschlossen was seyn sollte?
Und Du wolltest es anders, wolltest besser es machen?
Wie steht es mit Deiner Rechnung?
Wo bist Du? — wo soll man Dich finden? —

O richtet nicht lieblos; —
Mensch war er, und nur Menschen sind wir!
Unter des Körpers dauernder Schwäche,
Unterliegt endlich der Seele herrlichste Kraft. —
Nein, Nein Du Armer!
Wohl mancher Seufzer, geweiht Deinem Dulden
Ist Dir gefolgt,
Doch nimmer entwürdigen wir unsre Menschheit
In der Deinigen
Durch unglimpflich-entehrendes Urtheil!
Wer möchte auf Dich werfen
Den ersten Stein? — wer Dich verdammen?
Wie Du so namenlos littest!
Wie selbst die holde Trösterin jedes Unglücklichen
Heilige Himmelstochter Hoffnung,
Von Dir wich, bei der Entscheidung des Unvermeidlichen! —
Und dürfen vermessen wir fragen:
Warum ihm, warum dem Greise solch' traurig Loos?
Nicht Bestimmung war es,
Nicht Deines Gottes Wille, schon an der Wiege
Verhängt über Dich;
Nein! nur zum Wohlseyn schuf die ewige Liebe,
Ihre, an ihrer Brust sich nährenden Kinder;

Doch, sie lehret es uns; die Religion, die erhabne
Die pflegende Mutter,
Daß, da wir nicht so rein bleiben von Schlacken,
Wie wir hervorgehn
Aus der Hand des Schöpfers, in dieser Welt
Voll Irrsal und Mängel,
Wir auch nicht können unangefochten bleiben
Von Leiden, —
Um — oft hart zwar geprüft — geläutert dann
Das wahre Ziel zu gewinnen. —
Straucheln konntest Du — konntest fallen;
Doch Du fielst
In die Armen des ohne Schranken Barmherzigen!
Seeliger Geist!
Unterlagst Du Deiner Centnerschweren Last;
Half Dir doch auf
Der, welcher die Herzen kennt, dem verborgen nichts ist;
Und ob auch die Mutter
Vergißt des Säuglings, vergißt doch er nicht die Seinen.
Ja, unerschöpflich ist der Quell
Göttlicher Gnade! — doch ob unsre schönsten Saaten
Auch aufgehn in Trübsal;
Dulden wir muthig dies! — Dort harret ja unser
Eine gesegnete Erndte! —
Wohl besser mag seyn der Tag des Todes,
Denn der Tag der Geburt;
Doch nimmer, Leidender! greife vor der Hand
Des erhabenen Werkmeisters! —
Klammre fest Dich an Deine Stützen: Glauben
Hoffnung — Religion!

v. e. B.....n.

Theaterkritik.

Am 21 April die deutsche Hausfrau. Schauspiel in drei Abtheilungen von Kotzebue und das getheilte Herz. Lustspiel in einem Act von demselben.

Es ist eine recht erfreuliche Erscheinung auf der hiesigen Bühne gewesen, heute zwei Stücke gesehen zu haben, die im Ganzen erträglich gegeben wurden, denn wir sind mit weniger Ausnahme so sehr an das Mittelmäßige gewöhnt worden, daß wir es zu den seltnen Erscheinungen zählen müssen, wenn einmal alle Rollen leidlich besetzt sind.

An wahren Künstlern fehlt es uns, mit einzelnen Ausnahmen, ganz und gar und wenn wir auch in Frau Meck und Fräulein Hanf die ältere theatralische Genies aufblühen sehen, so müssen wir unsern Hoffnungen doch noch viel Zeit gönnen um diese Talente reifen zu lassen.

Den Herrn von Wertheim gab Hr. Ringelhardt gut und mit Studium, so wie es überhaupt nicht zu verkennen ist, daß Hr. R. den besten Willen hat und Fleiß auf seine Darstellungen wendet, aber sehr zu tadeln ist und bleibt es, daß derselbe die Besetzung der Rollen nicht mit mehr Rücksicht auf die Individualität der Darsteller vornimmt, wie wir solches in Emilia Galotti vorzüglich auffallend wahrnahmen.

Die Rolle der Amalie paßte weniger für die Darstellungsgabe der Fr. Köhler als die der Gräfin Orsina, in welcher sie mit vielem Anstande und mit durchdachtem Spiel debütirte. Dieß war weniger in der Amalie der Fall. Ihre Deklamation war monoton, ihr Anstand gekünstelt, es mangelte das Natürliche und Herzliche der deutschen Hausfrau. Ueberhaupt spielt Fr. Köhler mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen: Wenn der gute Schauspieler dieß auch wohl eigentlich immer thun sollte, so darf es dem Zuhörer doch nie bemerklich werden.

Frl. Eberhard von der wir die Rolle der Julie schon früher sahen, hat sich bedeutend darin gebessert.

Fr. Zschischka, als Hofdame, war wie immer, in dergleichen Rollen, unübertreffbar.

Hr. Körner gab den Hr. von Biedersee nach seiner gewöhnlichen Manier. Korner for ever.

General von Zabern, wurde von Herrn Meck vorzüglich gut dargestellt.

Hr. de Troit, von dem wir die erste Gastrolle als Adjud. Moorau sahen, scheint noch nicht recht auf dem Theater zu Hause und verfehlte dann und wann seinen Charakter, indessen konnte man im Ganzen mit ihm zufrieden seyn. Wenn er bei uns bliebe würde er Manche die uns seit einiger Zeit verlassen, vollkommen ersetzen und den Tausch wünschenswerth machen.

Fr. Zschischka gab die Rolle der Mrs. Dalbi im zweiten Stück mit Würde und Anstand, die zärtliche, für das Glück ihrer Tochter besorgte Mutter wirkte angenehm auf den Zuschauer.

Fr. Hanf die ält. übertraf sich selbst in der Rolle der Pauline. Noch nie sahen wir sie so ungezwungen heiter und herzlich, überhaupt macht diese junge Schauspielerin seit ihrem Hierseyn so seltene Fortschritte in der Kunst, daß sie uns zu den schönsten Erwartungen berechtigt; denn obgleich ihr Talent sich mehr zum Tragischen neigt wie zur fröhlichen und ungezwungenen Darstellung, so gab sie uns heute den Beweiß, daß sie auch den leichten Conversationston aufzufassen im Stande ist. Etwas weniger Geziertes möchten wir ihren Bewegungen noch wohl wünschen.

Fr. Weyrauch war als Frau Williams wie in allen andern Rollen keine angenehme Erscheinung. Es ist kaum glaublich daß Paulinens Vater seine Tochter der Sorgfalt einer solchen Frau übergeben konnte, wie Fr. Weyrauch die Williams darstellte, oder man müßte einen hohen Grad englischen Spleens voraussetzen.

Schließlich machen wir die Direktion auf den allgemeinen Wunsch des Publikums aufmerksam uns recht bald mit einigen neuen Decorationen zu erfreuen, oder doch wenigstens die Alten auffrischen zu lassen, denn diese kennen wir nun größtentheils schon seit 20 Jahren. Das Auge ermüdet im steten Anschaun der nämlichen Gegenstände: Auch sähe man in den sogenannten Prunkzimmern gern andere Seitenthüren. Es macht einen üblen Eindruck den Fürsten und den Bauern in ein und dasselbe Zimmer wandeln zu sehen.

Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen am Dom Nr. 2.

N: 35.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 30. April 1818.

Maylied.

Stimmet an Ihr Schwestern, Ihr Brüder,
Stimmt an ein fröhliches Lied;
Der Frühling kehrt lächelnd uns wieder,
Und jegliche Hoffnung mit.
Hinweg ihr verdüsternden Farben,
Ihr schwarzen Bilder vorbei!
Der Winter läßt schonungslos darben,
Versöhnend lacht uns der May.

Er winkt uns im Lenze des Lebens,
Im gauckelnden Horentanz;
Und nimmer winkt er vergebens,
Die Liebe flicht ihm den Kranz.
Ob jährlich auch wechsle die Blüthe,
Der Blumenkelch duftet neu,
So herrschet im heitren Gemüthe,
Ein ewig freundlicher May. —

Bald wölbt sich zur labenden Kühle,
Ein grüner schirmender Dom
Bald wehen des Zephires Spiele,
Den Kummer in Lethe's Strom.
Dann säuselt durch Blätter und Aeste,
Der Nachtigall Klage frei;
Komm, komm! Du bist ja der Beste,
Du liebeathmender May!

Dein harret mit heil'gem Verlangen,
Wer ahnend Gott sich vertraut;
Wie werden Dich liebend umfangen,
Der Jüngling — die holde Braut!
Wie schwelgen in Deinem Genusse,
Du bleibst ja immer uns neu,
Du weihst uns mit himmlischem Kusse,
Zum Höchsten; — göttlicher May!

Doch — wie wogt es bange und bänger
Mir in der zagenden Brust!? —
Warum weilest niemals Du länger,
Du Spender seliger Lust?
Willst Du denn uns auch noch beweisen,
Daß alles eitel nur sey?
Wie mögen wir dann noch Dich preisen,
Du loser — flüchtiger May!

Was irdisch ist muß ja vergehen
Ob's tiefe Wunden auch schlägt; —
Doch, Herrlicher wird einst erstehen
Was himmlisches Zeichen trägt! —
Wer stimmte Ihr Schwestern, Ihr Brüder,
Nicht meinem Liede heut' bei!
Wohl irrdisches kehret nicht wieder,
Gewiß einst der — himmlische May!

v. e. B.....n.

Auszug der eigenhändigen Memoiren der Madame Manson.

(Fortsetzung.)

Es war Ende Jenners, ich reiste zu meiner guten Mutter, wo ich bis zur Fasten-Messe, am 17. März, zwei Tage vor dem Morde des Hrn. Fualdés blieb. Der Pfarrer von Crespin hatte mir Hoffnung gegeben, in dieser Zeit vielleicht eine Wiedervereinigung zwischen mir und meinem Manne zu bewirken.

Mit dieser Hoffnung verließ ich Sie. Wie ward sie betrogen! Den Tag dieses merkwürdigen Marktes machte mir mein Bruder den Vorschlag, den Abend bei Mad. Seconds zuzubringen, wo sich die Frau von Firmi einfinden sollte; ich wars zufrieden, und wir verabredeten, daß mich meine beiden Brüder um acht Uhr abholen sollten. In Pals Hause ist es Sitte, um zehn Uhr zu schließen; ihre Miethleute waren diesem Gesetz unterworfen; es drückte mich wenig, denn ich ging Abends nie aus. Wie ich zu Madame Seconds ging, sagte ich: man solle keinen Augenblick auf mich warten, ich würde, im Fall die Gesellschaft zu spät aus einander ginge, schon ein Bett finden; Eduard und Gustav begleiteten mich; die Gesellschaft war sehr heiter, man sang, man machte Spiele, als mir Eduard um zehn Uhr sagte: sey ruhig, du sollst in dem Hôtel des Princes ein Bett finden. Das Schlimmste, das mir geschehen konnte, war, die Nacht mit ihm schwatzend auf einem Stuhle hinzubringen. Ich habe deren üblere verlebt, und sie sind noch nicht zu Ende. Kurz darauf nahm Frau von Firmi, die auch von der Stunde abzuhängen schien, Abschied; wir folgten ihr; bei Pals war noch Licht; ich klopfte, und man öffnete mir die Thür. Meine Brüder versprachen mir wieder zu kommen, und thaten es wirklich den folgenden Tag um zwei Uhr.

Den Tag darauf, an dem der Mord geschah, sah ich meine Brüder nicht, ich weiß nicht: was sie den ganzen Tag über machten; man sagte mir, sie seyen nach Perrié abgereist. Abends ging ich während des Nachtessens, hinab in die Küche, setzte mich neben das Feuer und strickte; um halb acht klopfte man; es war Hr. Muret, Kaufmann aus St. Gericez. Wie er sah, daß man noch speiste, deutete er: man solle sich nicht stören lassen, er wolle am folgenden Tage wieder kommen. Ich brachte den übrigen Abend mit Pals zu bis zehn Uhr, und legte mich zur Ruhe, nachdem ich bei ihnen eine geistliche Lectüre angehört und den Abend-Segen mit der Familie gebetet hatte. Diese Thatsache ist so unstreitbar, wie Ihre Liebe zu Ihrer Tochter. Urtheilen Sie also, theure Mutter, ob ich die Wahrheit sage.

Den folgenden Morgen wollte ich einen Kaffeetopf in der Küche holen; ein Umstand, den Sie vielleicht bemerken müssen. Ich sah Mad. Therondel, die zu mir sagte: „Wissen Sie schon? man hat einen ertrunknen Mann im Aveyron gefunden.“ Ich antwortete: seit einiger Zeit spräche man von lauter Mordgeschichten; unser Departement sey besonders berühmt dafür. Damals wars ungefähr sieben Uhr.

Ich begab mich wieder in mein Zimmer hinauf. Nach einer Stunde kam eines der jüngern Kinder des Hauses, und sagte mir: der Ertrunkne sey Hr. von Fualdés: „Um so schlimmer, sagte ich, das war, wie man gesagt, ein wackrer Mann.“ Ich hatte ihn nur einmal auf seinem Gut Serres gesehen, wo er mich und meine Mutter mit Höflichkeit überhäufte. So bald es mir möglich war, eilte ich hinab, um mehr Erkundigungen einzuziehen. Hr. Muret war mit

Hrn. Pal in der Küche, sie sprachen von dem Mord, allein man wußte noch von nichts; das Gerücht eines Selbstmords verbreitete sich, und darüber ward hin und her geschwatzt.

Ich war in meinem Zimmer mit der Zubereitung meines Mittagessens beschäftiget, wie mich die kleinen Pals abriefen, um den aus dem Wasser gezognen Leichnam zu sehen. Ich rief ihnen zu: ich wollte nicht, er würde mir Nachts im Traum vorkommen — Sie baten: alle Welt ginge hin! Nun, sagte ich, so kommt!

Wir gingen gegen die Mühle von Besses. Da wir den rechten Weg nicht wußten, liefen wir lange, ehe wir über den Fluß konnten, und kamen an, wie man des unglücklichen Fualdés Leichnam auf eine Tragbahre gelegt hatte. Ich gestehe, daß er mir damals nicht so viel Theilnahme, wie späterhin, einflößte. Die Art seines Todes war mir unbekannt, und da man von einem Selbstmord sprach, so begleitete ich den Leichnam ohne besondere Gemüthsbewegung.

Hier folgen im Original einige kleine gesellschaftliche Vorfälle, in denen Hr. Clemandot, der Offizier, dessen freies Betragen gegen die Putzhändlerin Mad. Manson aufgefallen war, wieder auftritt. Sie schildert ihn als einen eiteln, ekelhaft häßlichen Menschen, der ihr deßungeachtet den Hof machen wollte, sie überall aufsuchte und von ihrer Schönheit und ihrem Geiste unterhielt. Er war der Freund ihres Bruders, wodurch er Mittel fand, sich mit diesem oft bei ihr einzustellen; Mad. Manson verspottete ihn und behandelte ihn sehr übel, und er schwur, daß er sich vor seiner Abreise von Rhodez an ihr rächen werde. Wie er sie eines Tages im Schauspiel nicht hatte sprechen können, drang er in ihr Zimmer, sagte, daß er ihr Etwas sehr Interessantes zu sagen hätte, und vertraute ihr, daß die Sage ging, es sei bei dem Morde in Bancals Hause ein Frauenzimmer zugegen gewesen — Man sprach damals von nichts, als dieser Begebenheit. — „Einige Leute sagen, es sey Mlle. Avit gewesen," setzte er hinzu. Mad. Manson antwortete: „sie hielte dieses Frauenzimmer nicht für fähig, an einen solchen Ort zu gehen, auch würde man bei diesem Mord keinen Zeugen, der dessen Thäter verrathen könnte, gelitten haben." Hr. Clemandot nahm schnell das Wort wieder und sagte: „verschiedne Leute sagen, Sie seyen dort gewesen, und daß die Bancal, wie sie während Ihrer Anwesenheit Leute kommen hörte, Sie an einen Ort versteckte, wo Sie Alles sehen und hören konnten." Ich sah ihn, fährt Mad. Manson fort, mit großen Augen an. — „Nicht wahr, Sie waren es? gestehen Sie nur," fuhr er fort. Von Erstaunen außer mir, antwortete ich endlich ironisch: — Ey gewiß, das war ich. „Arme Frau, rief er, wie Sie das in meinen Augen interessant macht! Man sagt, daß Bastide Sie umbringen wollte, und daß Jausion Ihnen das Leben rettete. Wenn Sie wüßten, wie nahe mich diese Geschichte angeht! wenn Sie es wüßten, es begreifen könnten! — Ich zweifelte nicht, daß der Mensch wahnwitzig sei.

Wenige Tage vorher war Mad. Manson bei einer Bekanntinn gewesen, bei Rose Pierret, die man für sehr schön hält; sie hatte, schreibt sie weiter, einen kleinen Schleier, wie ich mir einen aus einer Tüllblonde gemacht habe. „Aha! rief ich, Sie ahmen meine Mode nach!" sie antwortete wenig und ging in ihr Zimmer, wo ihr Schrank offen stand. Es lag ein großer schwarzer Schleier darin, wie ihn die Spanierinnen tragen. Ich hing ihn über mich, „er ist recht schön, sagte ich, wo haben Sie ihn gekauft?" — In Paris. — „Sie waren in Paris? er hat Ihnen theuer stehen müssen?" — Ja wohl,

theuer! rief sie, nahm mir den Schleier ziemlich barsch ab, warf ihn in den Schrank, und schloß ihn zu. Ihr Betragen fiel mir auf. Damals wusste ich nicht, daß den neunzehnten Merz ein verschleiertes Frauenzimmer bei Bancals gewesen war, ich konnte also noch nicht den mindesten Verdacht auf Rose werfen; allein ich gestehe, daß mich ihre Verlegenheit bei Veranlassung des Schleiers damals befremdete.

Mittwoch den neun und zwanzigsten Julius Abends gegen sieben Uhr kam ein Gerichtsbote, und brachte mir eine Vorladung. Sie irren sich, sagte ich, ich habe mit Niemanden Rechtshändel. — Es ist wegen des Hrn. Fualdéz Sache. — Noch weniger — was hätte ich mit Hrn. Fualdéz zu thun? — Ich weiß es nicht, sprach der Gerichtsbote, haben Sie die Güte vor das Tribunal zu kommen, Hr. Constant wird es Ihnen erklären. — Ich ging ungern hin, aber ich musste wohl. Man führte mich in einen Saal, wo ich Hrn. Constant, den Richter, fand, der mich sehr höflich empfing. Nach dem gewöhnlichen Eingange, musste ich schwören. Ich zitterte ein wenig; es war der erste Eid, den ich ablegte, und das ist kein Scherz. Ich habe mir wenigstens keinen Meineid vorzuwerfen. Ich habe nie vor Gericht gesagt, daß ich den neunzehnten März in Bancals Hause gewesen — meine Gefälligkeit soll nie so weit gehen. Man fragte mich, was ich von dem an Hrn. Fualdéz verübten Mord wisse? ich antwortete kecklich: daß ich gar nichts davon wisse. Da sieht man, sagte Hr. Constant, was man für Neuigkeiten schmiedet! Man sagte, daß Sie in Bancals Hause gewesen wären. — Aber wer sagt das? — Oh, rief er, es ist ein Stadtgerücht.

Mein Verhör war sehr kurz, ich hatte nichts zu sagen; ich hatte noch Zeit mit den Schwestern der Madame Gourdon einen Spaziergang zu machen, und ging nachher mit ihnen in das Schauspiel. Nach einer Weile traten die Damen Miquel herein und nahmen, fast ohne mich zu grüßen, ihre Plätze ein. Dieses Betragen befremdete mich, und ich zweifelte nicht, daß man ihnen, wie es in Rhodez so gewöhnlich ist, etwas zugetragen hatte. Aber meine Befremdung stieg noch viel höher, als ich wahrnahm, daß alle Blicke auf mich gerichtet waren, daß ich der Gegenstand der allgemeinen Neugierde war. Plötzlich erinnere ich mich meiner Vorladung — das war ein Lichtstrahl für mich! ich wendete mich zu Hrn. Lacalmontier, der hinter mir stand, und fragte ihn: aus welchem Grunde man in der Stadt ausspreugte, daß ich am neunzehnten März bei Bancals gewesen sey? Ich weiß es nicht, war seine Antwort. Ich drang in ihn. Der General*), der neben ihm stand, ward ungeduldig und sagte lebhaft: Madame, Ihr Geheimniß ist schlecht verschwiegen worden; es ist nun allgemein ruchtbar; Hr. Clemandot ist ein Schwätzer; Sie hätten einen bessern Vertrauten wählen sollen. Ich sah ihn höchst bestürzt an; kaum hatte ich die Kraft einige Worte zu meiner Rechtfertigung zu sagen, allein es war weder Ort noch Zeit dazu, der Vorhang ward aufgezogen — ich war vernichtet! — Ich hätte alles in der Welt darum gegeben, unbemerkt hinweg gehen zu dürfen; allein das war nicht möglich; ich mußte, von allen Blicken verfolgt, bleiben.

Doch das war nur das Vorspiel der Qual, die mich erwartete: Hr. Clemandot trat ein; ich glaubte, er sey abgereist. Keineswegs! Nachdem er seine Aussage gemacht hatte, war das

*) Wahrscheinlich General Wautré, der anfangs dieses Berichts bei Gelegenheit Clemandots genannt ward, der sein Adjutant seyn sollte.

wohl seine Absicht; allein man verhinderte ihn daran, und mir ward die Pein von ihm gegrüßt zu werden, ihn, während eines Theils des Schauspiels, fast an meiner Seite zu haben.

Ich kehrte mich unaufhörlich um, damit ich ihn nicht sähe, und gerade deßhalb mochte er endlich in eine Loge mir gegenüber gehen, wodurch ich, wenn ich der Bühne nicht den Rücken zukehren wollte, verdammt war immer dieses verhaßte Gesicht, daß mich unablässig ansah, vor mir zu sehen.

Wie ich heraus ging, näherte sich mir dieser Mensch und hatte die Frechheit mir den Arm anzubieten. Mein Gesicht glühte: ich war im Begriff ein Aufsehn zu machen, das mir in diesem Augenblick vielleicht günstig gewesen wäre; denn man hat mir vorgeworfen, dieses Ungeheuer zu sehr geschont zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze und gedrängte Erwiederung des 2ten Aufsatzes an die Hoffnung in Nro. 34.

In der erwähnten Nro. des Bürgerfreundes wurde eine Widerlegung des Angriffes auf die Lotterie, vermuthlich von einem — Collecteur dem Publicum zum Besten gegeben. In wie ferne die Berechnung richtig oder falsch sey, bekümmert sich Einsender wenig, da dieser Gegenstand doch nur für den Rechenmeister sich eignet. Hingegen bemerkt derselbe, daß Lotterie alle Moralität untergrabe, nur Betrogene am Narrenseile führe und Dienstboten zum Diebstahle verleite. Von dieser Wahrheit überzeugt befahl Franz Ludwig, Freiherr von Erthal, Fürst Bischoff zu Würzburg und Bamberg, daß jeder Dienstbote der in der Lotterie setze, mit 6 Wochen Zuchthaus Strafe belegt werde. Möchten doch alle Deutsche Fürsten diesem edlen Beispiel nachahmen.

S.

Die Quelle der Weisheit.

(Fortsetzung.)

Bald nach seiner Ankunft in der Vaterstadt, kaufte sich der gelehrte Herr Doctor ein schönes Haus mit einem Garten, nahm die Mutter zu sich, und heirathete, ihr Glück zu vollenden, das hübsche Friedchen, daß sie kurz vor ihrem Ende noch zur Großmutter eines allerliebsten kleinen Mädchens machte.

Sein Ruhm stieg mit jedem Tage, und sein Vermögen dazu, und wie das zu gehen pflegt: je mehr er erlangte, um so bequemer wurde er; so daß er oft Leute, die weit her kamen, ihn um Rath und Hülfe zu bitten, nicht vor sich ließ, und ihnen ihr Gesuch versagte, weil es ihm nicht gelegen war, sich aus seinem Lehnstuhl zu erheben, und in sein Studirzimmer zu gehen.

So lange Friedchen lebte, die sich unvermerkt eine gewisse Herrschaft über ihn angemaßt, ging es noch, da er sie, trotz seiner Weisheit, so in Ehren hielt, daß er sich einer Vorstellung von ihr nie widersetzte; als sie aber ein böses Fieber plötzlich wegraffte, da gab es Niemand mehr, der etwas über ihn vermochte, als seine Tochter Rose; doch konnte auch diese mit den demüthigsten Bitten oft nicht so viel gewinnen, als ihre Mutter sonst mit zwei Worten erlangte.

Seitdem Rose aus den Kinderjahren getreten war, wußte man noch nicht, was die Leute mehr zu dem Doctor zog, ob seine Weisheit, oder seiner Tochter Schönheit, die alles übertraf, was man in und um Waldenau noch Schönes gesehn. Dazu kam, daß sie, was sie von ihrem Vater nicht gelernt, eine Anmuth und Anspruchlosigkeit in sich vereinte, die sie zum Gegenstande der allgemeinen Liebe und Verehrung machte. Wenn man nun hierzu noch

rechnet, daß sie die einzige Tochter eines steinreichen und weltberühmten Vaters war, so ließ es sich leicht erklären, warum von allen Orten und Enden, und aus den vornehmsten Ständen Freier herzu strömten, die sich um die Wette bemühten, die schöne Rose in ihren Garten zu verpflanzen.

Dem Herrn Doctor Michael Bolthenius war in seinem Leben nichts so sauer angekommen, als die vielen Körbe auszutheilen, die sich die große Zahl von Röschens Bewerbern zu holen herbei eilte, und wenn er auch, nach seiner Weise, so wenig Umstände wie möglich machte, so belästigte es ihn doch schon gar sehr, so vielmal nein! zu sagen.

Um nun diese Beschwerde los zu werden, entschloß er sich blindhin für einen Edelmann, der, schon nicht mehr der Jüngste, den Ueberdruß des Lebens in Röschens Armen zu verscheuchen, und seine verpfändeten Güter mit dem Golde ihres Vaters einzulösen gedachte.

Dagegen hatte die schöne Rose gar sehr viel einzuwenden; denn sie, die weder auf Stand noch Reichthum achtete, wußte, daß es nur Einen gab, der ihr Herz wahrhaft zu würdigen verstand, und diesem hatte sie es auch so ganz hingegeben, daß sie meinte, es müsse brechen, wenn man sie zwänge, einem andern ihre Hand zu reichen.

Dieser Eine nun hieß Wilhelm Wendt, ein junger Rechtsgelehrter, und war eben so arm an Gold und Schätzen, als reich an Leibes- und Seelen-Anmuth, so daß die Bewohner von Waldenau oft von ihm sagten: er besitze so viele und große Vorzüge, daß nur Rose Bolthenius ihm zu vergleichen sey, und wenn man sie einmal zusammen sah, so sagten die Leute: es gibt kein schöneres Paar auf der Welt, als Rose und Wilhelm Wendt!

Wilhelm hatte, durch die Gelehrsamkeit des Doctors dazu bewogen, von der er sich einen Theil zu eigen zu machen wünschte, das Städtchen Waldenau dem Aufenthalte in der Residenz vorgezogen, und sobald er dahin kam, war es sein Erstes, daß er sich Zutritt in dem Hause des berühmten Bolthenius zu verschaffen bemühte.

Es gelang ihm; allein was er suchte, das fand er nicht, und was er nicht erwartet hätte, das war da, und so geschahe es, daß er, anstatt den Kopf mit Kenntnissen zu bereichern, auch die, welche er sich bereits erworben, zum Theil verlor, da ein junger Mensch selten sein Herz hingiebt, ohne daß der Kopf etwas wüste wird.

Wilhelm fand in Rosen, Rose in Wilhelm das Ideal, was sie vergebens gesucht, und endlich für einen Wahn der Phantasie gehalten hatten. Wenn daher der gelehrte Doctor den jungen Naseweis, der ihn durch so mancherlei verfängliche Fragen dahin zu bringen suchte, seine Weisheit laut auszusprechen, was er nun einmal aus Grundsatz nicht that, wenn er ihn auch kurz abfertigte, und ihn nicht nöthigte, wieder zu kommen, so kam er doch, und wußte sich sogar dem Alten nach und nach nothwendig zu machen. Er liebte Rosen so warm, innig und aufrichtig, daß er ihren Vater, wenn er ihn nur im Hause duldete, recht gern nichts mehr fragte, und sich nicht einmal mehr sehr bemühte, durch schriftliche Beweise zu erkennen, daß unter des berühmten Mannes flacher Stirn wirklich die Quelle der Weisheit sprudelte. Dagegen bestrebte er sich, seine Lieblingsneigungen zu erspähn, und nach ihnen sich zu fügen, und wenn man jetzt fragte, wer dem Doctor die herrlichen

Sorten Wein verschrieb, so war es Wilhelm Wendt! Oder wer ihm an kühlen Abenden den dampfenden Punsch bereitete, auf hunderterlei Delikatessen aufmerksam machte, die er vorher nie gekannt, so hieß es nur immer: Wilhelm Wendt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Grausame Bestrafung eines Deutschen Soldaten!!

(aus dem Beobachter an der Alster.)

Jeder Deutsche muß erröthen, wenn er sich der körperlichen Züchtigungen erinnert, womit man in vergangener Zeit die Vergehungen des gemeinen Soldaten bestrafte. Die Stockprügel bei kleinen, und das grausame, schauderhafte und marternde Gassenlaufen bei größern Verbrechen hatten diesem Stande der Ehre einen gewissen sklavischen Anstrich gegeben, und manchem braven Jüngling einen Widerwillen dagegen eingeflößt, so daß Niemand ohne Zwang den Militairstand wählte. Das Vaterland freuet sich nun, diesen barbarischen Mißbrauch in den meisten Deutschen Staaten abgeschaft, und seine Jugend — nicht durch den Stock des Korporals gezwungen, sondern — aus wahrem Patriotismus diesen Stand ergreifen zu sehen. Der Ehrenstand muß sich nur durch Ehrenstrafen gedemüthiget fühlen, und dieses Ehrengefühl muß auch bei dem geringsten Soldaten geweckt werden. Findet sich hie und da ein Verworfener, in dem alles Gefühl für Ehre abgestorben ist, so verdient er nicht, ein Mitglied dieses Standes zu seyn; man stoße ihn mit Schande und Verachtung aus. — Man vergleiche nur das vorige Preußische Militair mit dem Gegenwärtigen, und man wird die wohlthätige Wirkung dieser neuen Maxime handgreiflich erfahren. — Wie sehr muß man daher erstaunen, in öffentlichen Blättern zu lesen, daß es noch einen deutschen Staat giebt, wo die Stockprügel, zwar moderirt, aber doch gesetzlich wieder eingeführt sind. Allein empörend und schreiend ist es, daß in einem benachbarten Staate sogar das Menschen schindende Spießruthenlaufen wieder im Gange ist! Folgender Brief, welcher von dorther an einen hiesigen Bürger addressirt worden ist, macht uns mit einem Vorfall bekannt, welcher jeden Deutschen mit Schauder und gerechtem Widerwillen erfüllen muß. Mein Inneres empört sich, indem ich diesen Thränen entlockenden Brief hier abschreibe. Er lautet also:*)

„Bester Freund B.....

Strafe hat derselbe freilich verdient, aber eine solche Marter gebührte ihm keinesweges. Hier ist die wahre Geschichte:"

„Ein junger wohlgestalteter Mensch unter den hiesigen Jägern, welcher schon früher verschiedene Diebstähle begangen, und dafür seine Strafe erduldet hatte, ließ sichs vor ungefähr 6 Wochen einfallen, sich vom Posten weg, und in ein nahe gelegenes Brauhaus zu schleichen, wo er 2 gefüllte Bouteillen wegnahm. Der Brauer ertappte ihn, und er wurde sogleich arretirt. Nach Verlauf von 6 Wochen wurde ihm Ruthenlaufen zu dictirt. Hierauf ging der Adjudant *** mit einigen Soldaten vors Thor, und ließ statt Ruthen Stöcke schneiden, reichlich 3 Fuß lang, etwa wie Ausklopfstöcke, um diesen Menschen recht zu martern. Die Soldaten, die gewöhnlich

*) Die Redaction des Beobachters ist erbötig, jedem, dem es daran gelegen ist, die Namen der hartherzigen Theilhaber an dieser Grausamkeit — die sie aus gewissen Rücksichten nicht abdrucken ließ — in dem Originalbrief nachzuweisen, in dessen Besitz sie ist.

bei solcher Execution das Gewehr im Arm halten, wurden commandirt, es abzusetzen. Der hiesige Phisicus Doctor ***, und der Barbar des Militärs Dr. ** waren bei der Execution gegenwärtig. Als der arme Mensch zweimal die Gasse herauf und herunter gelaufen war, schrie er erbärmlich, und die Stücke Fleisch hingen ihm übereinander. Der menschlich denkende Doctor *** versicherte dem Doctor ** daß der Leidende es keine 2 mal mehr werde aushalten können; aber der hartherzige Dr. ** winkte dem Major, Herrn ** zu, ihn fortlaufen zu lassen. Dieses geschah, und der arme Sünder erhielt 4800 Stockschläge!!! Als ihm das Lebenslicht ausgehen wollte, wurde er nach Hause geschleppt, und ins Hospital gebracht. Doctor ** gab Medicamente einzuwaschen. Der arme Mensch konnte nun nicht liegen, weil er keine ganze Stelle an seinem Leibe hatte, er mußte also seine paar Tage, die er noch zu leben hatte, auf Händen und Knieen zubringen. Den andern Morgen bemerkten sie erst, daß ihm die Splitter von den langen und dicken Ausklopfstöcken in der Brust sitzen geblieben waren, die sie dann mit Instrumenten herausnehmen mußten. Die Aufwärter hatten es nicht besser verstanden, und ihm eine haarne Decke über den Rücken gelegt. Wie groß war nun aufs neue der Schmerz dieses beklagenswürdigen Menschen, als die Decke abgerissen wurde, und sein Fleisch auf derselben sitzen geblieben war!! So hat denn dieser gegeißelte Mensch nach 8 Tagen unter entsetzlichen Schmerzen seinen Geist aufgegeben, und — er wurde militärisch begraben!!!"

In England wird ein Diebstahl, nach Umständen, mit dem Tode bestraft; Die Execution dauert oft keine Minute. Aber für einen martervollen Tod, wie der vorhin beschriebene, kennt man beinahe kein Verbrechen. —

Anzeige.

Die beiden, zum Besten der unglücklichen Bewohner Herbsleben's, von einer Bremerin verfaßten Gedichte, sind fortwährend am Dom Nr. 2. und Buchtstraße Nr. 53. für 6 Grote zu haben. —

Diese kleine Anzeige wird hinreichend seyn, noch manche mildthätige Herzen für die, aller ihrer Habe in einer Nacht beraubten Unglücklichen, zu öfnen.

Schnelle Hülfe ist doppelte Hülfe.

d. R.

Der Wunderstrom.

Im weiten Reich der Phantasie-Gebilde,
Da schlängelt sich ein räthselhaftes Thal
In welchem bald durch glückliche Gefilde,
Bald zwischen Berg und Felsen ohne Zahl,
Ein mächt'ger Strom sich windet, dessen Kraft
Mit jeder Welle ein neues Bette schafft.

Und doch hat dieses Stromes Zauberwellen,
Ob sanft sie gleiten, ob sie reissend gehn,
Ja, ob sie auch zu Wogenbergen schwellen,
Kein sterblich Auge, keines je gesehn —
Von ihrer Kraft, von ihrem Wirken nur
Zeigt sich allüberall die trübste Spur.

Was auch der Mensch, in seinem stolzen Wahn,
Mit Götterlust für Ewigkeiten baut,
Worauf er fest, wie auf des Sieges Fahne,
Im vollen Dünkel seiner Kraft vertraut,
Das Allgewaltigste in That und Wort
Reißt unaufhaltsam doch der Strom mit fort.

Ihm widerstehn die größten Nationen
Ihm widerstehen Glanz und Hoheit nicht,
Er schwemmet Hütten fort — er stürzet Thronen;
Zerstören nur ist seine ew'ge Pflicht;
Er nimmt — je weiter geht sein rascher Lauf —
Stets neue Kräfte der Zerstörung auf.

Denn in des Stromes Wellen sich ergießen
Zahllose Bäch' und Bächlein Tag und Nacht.
Die mehren, wenn sie noch so spärlich fließen,
Doch unbemerkt des Stroms geheime Macht.
So wächst er denn — und wächst — und strömt in Ruh
Allmählich unbekannten Meeren zu.

Zahllose Schiff' auf seinen Wellen schwimmen
Mit Wimpeln aller Farben, groß und klein;
In diesen hört man nur der Freude Stimmen,
In jenen seufzen und um Hülfe schrein;
Und jedes Schifflein dennoch glücklich reist,
Des Losung: Glaube—Liebe—Hoffnung—heißt.

Bedarf's nun noch, den Wunderstrom zu nennen,
Euch Allen, die mein Lied von ihm begrüßt?
Der Strom der Zeit—wer wollte den nicht kennen?
Ob er auch ungesehn vorüber fließt —
Er nimmt, in seinem raschen Lauf,
Selbst diesen Augenblick als Bächlein auf.

So segl' ich denn auf seinen Wellen weiter,
Mein Kompas sey der Blick zum Herrn der Herrn.
Ist auch der Horizont nicht immer heiter
Blinkt mir doch stets der Hoffnung goldner Stern —
Und einst führt jeder Lootse auch, Freund Hain
Mein Fahrzeug in des Friedens Hafen ein.

Gedruckt und verlegt bei G. Jöntzen am Dom Nr. 2.

N: 36.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 3. May 1818.

Versuche, welche in Brest, Rochefort und Toulon über die Unschädlichkeit des destillirten Meerwassers, als Getränk und zur Speisebereitung, gemacht sind.

Nachdem wir die sichere und leichte Art der Destillation des Meerwassers, um es trinkbar zu machen, unsern Lesern in Nr. 34. dieser Blätter mitgetheilt haben, müssen wir ihnen die Fortschritte bekannt machen, welche dessen wirklicher Gebrauch zu machen scheint. Obschon die gänzliche Verbesserung des Meerwassers für den Geschmack nicht abzuleugnen war, schrieb man ihm dennoch schädliche, erdharzige, alkalische, öhlige Eigenschaften zu; um darüber ins Reine zu kommen wurden folgende Versuche gemacht.

Den 21. Julius 1817 erhielten die Seemachts Befehlshaber oben benannter drei Häfen den Auftrag, eine hinlängliche Menge Meerwasser destilliren zu lassen, um während eines Monats zum Getränk und der Speisenbereitung einer gewissen Anzahl sich freiwillig dazu einversehender Gallioten zu dienen. Zugleich ward eine aus Kriegs- und Gesunheits-Beamten bestehende Kommission ernannt, welche den vorhabenden Versuch beobachten und von ihm Rechenschaft geben sollte. Ueberall wurde das Meerwasser in hinlänglich großer Entfernung vom Ufer und Tiefe, und während der Fluth geschöpft; nur in Toulon konnte diese letzte Rücksicht nicht beobachtet werden, weil Ebbe und Fluth im Mittelmeere kaum merklich sind.

Nachdem die erforderliche Menge Meerwassers destillirt war, wählt man in den Bagnen eine gewisse Zahl an Alter und Leibesbeschaffenheit verschiedene Verbrecher, um dessen Wirkung an ihnen zu versuchen. In Brest boten sich deren acht, in Toulon sechse an, die in einen Saal des Seehospitals gelegt wurden Der Intendant von Rochefort hielt es, für das Resultat des Versuchs, für nützlicher, daß diese Menschen nicht wissen sollten, welche Art Wasser sie genössen; deßhalb wählte er zwölf Gallioten, die sich schon ohnehin wegen leichter Uebel, als Blutschwären, rheumatischer Schmerzen u. s. w. im Hospital befanden, deren Verdauungswerkzeuge aber in vollkommen gutem Zustande waren, und die ohne

ihr Wissen dem Genuß des destillirten Wassers unterworfen wurden. Zwölf andere Männer, von denen acht Gallioten und vier Wachtsoldaten waren, auf der Insel Henet in einem befestigten Felsen mitten in der Rhede, erhielten ausschließend ebenfalls kein anderes als destillirtes Wasser; außerdem die den Seeleuten bestimmte Ration, zwei Portionen frisches Fleisch wöchentlich ausgenommen. Auch die Brester Gallioten wurden mit der Schiffsration genährt. Während der ersten Tage empfanden die Brester Gallioten eine Schwere im Magen. Dieses muß wohl unzweifelhaft dem Mangel an Bewegung bei Leuten zugeschrieben werden, die gewohnt waren, die schwersten Arbeiten in freier Luft zu verrichten. Die Kommission fand für gut, sie täglich zwei Stunden spazieren gehen zu lassen, wodurch das Magendrücken sich legte und vermittelst einer Unze Zwieback, die man ihrer täglichen Nahrung noch zusetzte, gänzlich geheilt ward. Dieses war die einzige nachtheilige Veränderung, die man beobachtete. Nur einer der Gallioten litt den 29sten Tag an einer Unverdaulichkeit, die er selbst dem Genuß von Speck zuschrieb; nach vier Tagen ward er hergestellt, und die andern blieben auch nach dem vollendeten Versuch bei der vollkommensten Gesundheit. Diesen Monat über genossen sie des Tages fünf und zwanzig Pinten destillirtes Meerwasser, oft noch mehr; also mehr wie drei Pinten der Mann. In Toulon war das Resultat der Versuche fast ganz dasselbe. Auch die Essluft dieser mit destillirtem Meerwasser beköstigten Gallioten schien geschärft zu werden, so daß sie früh Morgens, ausser ihrer Ration, noch eine Suppe bekamen. Sie wurden leibstärker und gewannen eine feische Farbe; nur einer von ihnen klagte über Leibverstopfung, Schmerz und Durchfall, die aber, ohne den Gebrauch des Meerwassers auszusetzen, wieder aufhörten. Der Mensch war von trockner, gallichter Beschaffenheit, und die damals in Toulon herrschende Hitze und Trockniß mochte auf ihn wirken. Die funfzehn Gallioten, die man ins Seehospital zu Rochefort gelegt hatte, schienen, sich beklagen zu wollen, verabredet zu haben. Einige klagten über Leibschneiden und starken Durchfall, und versicherten, alle ihre Gefährten litten an demselben Uebel. Nach den genausten Untersuchungen von Seiten des Doktors Taffet erwies sich der Ungrund des Vorgebens; doch verbarg er seine Ueberzeugung und verminderte, wie er sagte, der Heilung wegen, ihre Ration, worauf sie bald eingestanden, die Kommission hintergangen zu haben, und nun den Spott ihrer Gefährten zum Lohn erhielten. Mehrere wurden während dem Gebrauch des destillirten Wassers von schweren Wunden und rheumatischen Beschwerden geheilt; man bemerkte sogar, daß Einer, der bis dahin an Gelbsucht gelitten, dadurch Erleichterung erhielt. Die zwölf Menschen auf der Insel Henet gaben ganz dieselben Resultate. Der eine bekam einen leichten Durchfall, darauf eine Augenentzündung, die ohne Aussetzung des Wassers schwachen topischen Mitteln wich. Einer der Gallioten bekam einen Blutschwären und ein Gallioten-Wächter, der alljährlich dem Fieber unterworfen war, erlitt einige Anfälle desselben, die, ohne seine Lebensordnung zu verändern, bald wichen. Solcher Gestalt haben vierzig Menschen in einer ungünstigen Lage, während einem Monat, kein andres als destillirtes Meerwasser genossen, ohne daß ihre Gesundheit im mindesten davon gelitten hätte. Doch nicht diese Menschen allein haben davon getrunken; mehrere namhafte Personen, die Bildung und Kenntnisse über das Vorurtheil erhoben, haben sich eine mehr und mindere Zahl Tage ausschließlich dieses Wassers bedient, ohne irgend eine nachtheilige Folge zu spüren, und nach allen diesen Be-

weisen kann man hoffen, daß die Schiffahrtkunde nicht säumen wird, diese Erfindung zur Erhaltung der Gesundheit der Seeleute und Erleichterung der Seereisen zu benutzen.

Die Quelle der Weisheit.

(Fortsetzung.)

So nahe es nun dem Doctor Bolthenius gelegen hätte, bei der Wahl eines Schwiegersohnes auf Wilhelm seine Augen zu richten, so wenig fiel ihm das auch nur von Ferne ein. Wilhelm selbst war zu verzagt, ihm sein Herz zu eröffnen, und fürchtete auch, sich durch ein unvorsichtiges Wort um das Glück, täglich in Rosens Nähe seyn zu dürfen, zu bringen. Als er nun vollends Rosens Hand versagt hatte, da rieth diese ihm selbst, zu schweigen, da es ihm nur durch scheinbare Nachgiebigkeit gelingen könnte, ein Mittel auszusinnen, sie von dem verhaßten Bräutigam zu befreien. Sie kannte ihren Vater, und wußte, wenn er einmal etwas wollte, und wäre es auch seiner Weisheit ganz entgegengesetzt, so blieb er auf seinem Kopfe. Sie hatte bisher diese Eigenschaft: männliche Festigkeit, genannt, und sie geachtet; nun aber, da sie ihn fußfällig bat, sie nicht an einen Mann zu verschleudern, den sie nicht liebe, und mit dem sie unglücklich werden müßte, und er die Heirath dennoch nicht aufgab, nur um nicht noch einmal Nein! zu sagen, da ward sie irre an ihm, und nannte im Geheim seine Härte, Trotz!

Wie nun die Zeit immer näher rückte, die ihr Vater zu ihrer Vermählung bestimmte, so wurde die Sorge, auf welche Weise dem drohenden Ungewitter auszuweichen sey, immer größer, ängstlicher. Wilhelm und Rose gingen wie die Schatten einher, und jedes litt doppelt in des andern Schmerz; während daß im Hause schon Anstalten zu einer recht solennen Hochzeit getroffen wurden, die, bei aller seiner Einfachheit, der Doctor nicht glänzend genug bekommen konnte, Theils, um sich vor seinen Landsleuten einmal recht sehn zu lassen, Theils auch, um alles das Gute, was bei solchen Begebenheiten vorhanden zu seyn pflegt, selbst in reichlichem Maße zu genießen.

Ganz ungelegen kam es dem gelehrten Manne, daß in dieser Zeit, wo er ohnedem ungewöhnlichen Anstrengungen ausgesetzt war, da er zu allem, was man für Rosen einrichtete, wenigstens Ja oder Nein, sagen mußte, auch noch fremde Abgesandte kamen, um ihn wegen einer Grenzstreitigkeit zu Rathe zu ziehn. Gern hätte er sie unverrichteter Sache wieder heim reisen lassen, wenn sie ihn nicht von ihrem Landesherrn selbst viel Schmeichelhaftes gesagt, dem er nicht zu widerstehen vermochte.

Er erhob sich demnach aus seinem Lehnstuhl, und ging in den Garten, wo er in einem schönen Gebäude, den Tempel der Weisheit darstellend, sein Studirzimmer eingerichtet hatte.

Diesen Tempel zu erbauen, verleitete ihn einzig die Liebe zur Bequemlichkeit, da ihm, so lange er sein Arbeitszimmer in der Nähe hatte, ein Vorwand abging, weshalb er es scheute. Um bis in den Garten zu gehn, da war es ihm bald zu weit, bald zu kalt, bald zu warm, und seine Unthätigkeit nahm dadurch dergestalt überhand, daß endlich die Fragen nach seiner Weisheit seltner wurden.

Wie er nun jetzt durch die Papelallee ging, die zu dem Tempel führte, erblickte ihn Wilhelm, der hier sinnend über sein trauriges Loos umher wandelte, und vergebens auf ein Rettungsmittel für sich und die geliebte Rose dachte, da sie dem Vater ihre Liebe nicht gestehen wollte, und

*

er zu ehrlich war, um sie zur Flucht zu bewegen, und aus der Fülle des Reichthums in Noth und Elend zu ziehn.

Er wünschte in dieser Stimmung Niemand unter die Augen zu treten, und sprang in einen Seitenweg, doch wie der Doctor langsam schreitend und vor sich hin brummend näher kam, da drang sich, trotz der Liebesnoth, dem Jüngling der Gedanke auf, daß er vielleicht jetzt, was er so lange sich gewünscht, einen Blick in jenes Heiligthum thun könne, woraus der Alte aus einer besondern Grille jedes fremde Auge verbannte, und wo allein sein reicher Geist die Sprüche der Weisheit auf's Papier ergoß.

Leise schlich er demnach hinter ihm her, und wie Bolthenius in das Zimmer getreten war, und mit Oeffnung der dunkelgrünen Gardinen Licht darin verbreitete, so sah er durch das Schlüsselloch, daß er einen großen Schreibeschrank aufthat, und ein Fach darin hervorzog, und wie er kaum zehn Minuten vor diesem stehn geblieben, so kehrte er sich um, und — o Wunder! — in seiner Hand lag ein ganzer Heft beschriebenes Papier!

Dies wichtige Geheimniß durchdrang wie ein Blitz Wilhelms tief bekümmerte Seele; hatte er es auch nur zum Theil ergründet, so ward es ihm doch schnell klar, daß die Entdeckung des Ganzen ihn unfehlbar dem Ziele seiner Wünsche näher bringen dürfte, und als er nun sah, wie nach diesem schweren Geschäfte der gelehrte Mann sich auf einen weichen Polsterstuhl setzte, und nachdem er einige Momente still vor sich hin geblickt, ein wohlthätiger Schlummer seine Augenlieder schloß, so fühlte er die Versuchung sich mächtig in seiner Brust regen, leise hinein zu treten, und das Räthsel zu lösen.

Noch zagte er bei der Vorstellung, daß Bolthenius erwachen, und ihn im ersten Zorne aus dem Hause jagen, auf ewig von der geliebten Rose trennen möchte, als er sein lautes Schnarchen vernahm, und hierin den Wink einer höhern Macht zu erkennen meinte.

Zitternd öffnete er die Thür, und der grosse Mann hörte es nicht; zagend that er einige Schritte vorwärts, und Bolthenius schnarchte ruhig fort. Nun ward er muthiger, warf forschende Blicke um sich, und sah an allen Wänden leere Schränke mit Glasthüren, wo Bücher hinein gehörten, aber keine darin waren.

Jetzt näherte er sich dem noch offnen Pulte in dem Schreibeschranke, wo weder Papier noch Feder, Dinte oder Streusand zu sehen war. Noch einmal richtete Wilhelm sorgende Blicke auf den Schläfer, und da er immer in gleichem Takte fortschnarchte, so sprach er sich selbst Muth zu, und mit dem Gedanken an die Geliebte, um die er so gern recht viel gewagt hätte, legte er endlich Hand an, und zog mit klopfendem Herzen das Fach hervor, von dem ihm dünkte, daß es dasselbe sey, was vorher der gelehrte Doctor geöffnet. Wie er jedoch nichts darin sah, als etwas zusammengedrückte, nicht allzu reinliche Leinwand, so meinte er sich geirrt zu haben, und öffnete schüchtern Eines nach dem Andern, so viel ihrer vorhanden waren, und zu seinem Erstaunen fand er sie alle leer.

Nun zog er das erste noch einmal auf, ergriff die Leinwand, und wie er sie aufschüttelte, entdeckte er, daß es ein weiter Ermel war.

Schon wollte er ihn, in der Ueberzeugung, daß noch ein geheimes Fach im Schranke seyn müsse, woraus Bolthenius die Schriften genommen, wieder an seine Stelle legen, als der Schlafende sich regte, und Wilhelm, den Ermel noch in der Hand, auf das Schnellste entwich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hoffnung.

(Eingesandt.)

In Nro. 35 dieser Blätter ist eine sogenannte „kurze und gedrängte Erwiedrung des 2ten Aufsatzes an die Hoffnung in Nro. 34" zu Tage gefördert, woraus allerdings zu ersehen daß solche aus dem Gehirn gedrängt seyn muß; aber auch gleich in der Ueberschrift gedrängt falsch ist, weil der Aufsatz in Nro. 34 nicht an die Hoffnung gerichtet, folglich auch nicht der 2te war.

Ferner enthält diese sogenannte Erwiedrung in gedrängter Kürze folgendes: Der Verfasser nennet sein vertrautes Abendgespräch, jetzt einen Angriff auf die Lotterien und zeiget zugleich an, daß er sich im Rathen übe, wer der Verfaßer des 2ten Aufsatzes sey, mit dem Beifügen: daß berechnen, folglich auch denken, bei der Verarbeitung seines vertrauten Abendgesprächs, seine Sache nicht gewesen, mithin es ihm auch wenig bekümmere ob das was er gesagt richtig oder falsch sey; dagegen aber entschließet sich derselbe, etwas zu Markte zu bringen, worüber seiner Meinung nach, die Menschheit erstaunen soll, wenn sie erfährt daß er, der Verf. des Abendgespräch*), eine alte barmherzige Verordnung gelesen habe, und jetzt von der Wahrheit überzeugt sey, daß jenes in seinem ersten Aufsatz benutzte Schiffstau wodurch er in Morast gekommen — eigentlich ein Narrenseil sey womit Dienstboten zum Diebstahl geleitet würden vermuthlich durch Erfahrung bestätigt. Doch genug von den bombastischen Vernunftschlüßen des denkenden Verfassers; und jetzt nur noch einiges zu seiner Belehrung.

Daß Lotterien alle Moralität untergraben sollen, hat derselbe irgendwo gelesen ohne die Sache selbst weiter zu prüfen, weil er einmal erkläret, daß dies zu seinen Verarbeitungen nicht gehöre; sonst würde er wol auf den Gedanken gerathen seyn, warum Obrigkeiten welche natürlich weiser sind als er, Lotterien gestatten? Alles in der Welt kann gemißbraucht werden: denn als Lipstulian die goldene Tafel aus einer Kirche zu Lüneburg stahl, war er vorher fleißig beim Gotresdienst in diese Kirche gegangen um sich gehörig zu orientiren, gleichwol wird der Verfaßer unter seinen Fürst-Bischöflichen Verordnungen schwerlich eine finden welche deshalb allen Gläubigen den Kirchenbesuch verbietet! — Auch ein vertrautes Abendgespräch, wovon der Herr Verfaßer ein besonderer Freund zu seyn scheinet, ist gemißbraucht, wenn dabei der Vetter Michel in Begleitung der Dummheit erscheinet und dann die Protokolle welche von der Unterhaltung zu Tage gefördert werden mit leer, gehört- oder gelesenen Phrasen, ohne alle Selbstprüfung angefüllet sind, doch dies alles kann man bei den Herrn Verf. auch christlicher weise damit entschuldigen, daß derselbe 1tens in der Merseburger Lotterie vermuthlich eine Niete erhalten haben wird und darob grimmig auf alle Lotterien geworden ist, 2tens derselbe doch gerne einmal etwas, gleichsam aus sich selbst heraus schreiben, und von sich gedruckt hat lesen wollen; 3tens, aber nach seiner gefälligen Erklärung, auch Zauberinnen oder Hexen, auf seine Mißgeburt Einfluß gehabt haben.

Damit nun die Ueberschrift dieses Aufsatzes mit seinem Inhalte in Einklang komme; so hat man die Hoffnung, daß der Herr Verfaßer, wenn er einmal wieder Gedränge verspüret etwas zu schreiben, das er solches vorher überlegen und prüfen möge was geschrieben wird. Der Dünkel, etwas ganz eklatantes zu Markte gebracht zu haben scheint in den unter den 2 ten Aufsatz gezeichneten S. zu liegen. Nicht aus demselben Grunde; sondern, wenn es etwa eine Höflichkeit sein sollte, selbigen zu erwiedern, siehe hier ein K.

*) Der Einsender irrt sich, indem die erwähnten beiden Aufsätze von zwei verschiedenen Verfassern sind. d. R.

Das deutsche Schwert.

Klagen schallen durch die deutschen Haine,
Grausend bricht ein großer Schmerz hervor,
Und vom moosbewachsnen Runenstеine,
Steigt des Todtenopfers Rauch empor.
Und von jedem Munde,
Bebt die Schreckenskunde:
Herrmann, Deutschlands Retter ist geschieden,
Wodan rief ihn zu Walhallas Frieden!

Mit des Helden Asche füllt der Scalde
Schon die Urne; — birgt den theuren Staub,
Da erschallen aus dem heil'gen Walde,
Leise Laute, durch der Bäume Laub.
Sanfte Hauche schwellen
Durch der Zweige Wellen:
Herrmann hörte seines Volkes Flehen,
Und sein Geist spricht in der Eiche Wehen.

„Herrlich wird mein tapfrer Stamm erblühen,
„Warnend bleibt Euch Herrmanns Siegerschwert;
„Drohend soll es von den Höhen sprühen,
„Wenn ein Unfall sich Tuiskon näh'rt.
„Uebt die biedre Sitte,
„Stets in eurer Mitte,
„Glorreich soll bis zu entfernten Tagen
„Deutschland frei, die freien Söhne tragen!

So die Sage! — nimmer ganz verklungen,
Blieb sie stets im Schooß des Thales neu,
Klang vom Telin, sprach von tausend Zungen,
Und das Volk war ihrer Warnung treu.
Biederkeit und Glauben,
Ließ es sich nicht rauben,
Mußten gleich der Vorwelt Donnereichen,
Vor dem Strahlenglanz des Kreuzes weichen.

Drohend sprüh'te durch der Nächte Grauen
Oft das Schwert, — ein Bothe der Gefahr;
Und nie deckte Deutschlands schöne Gauen,
Siegestrunkner Feinde freche Schaar.
Deutschlands tapfre Krieger,
Kehrten stets als Sieger,
Wenn die Feinde, die der Freiheit droh'ten
Unterjocht den Siegern Frieden boten.

Ach! mit tiefer Wehmuth will ich's sagen,
Was den Busen mir so wild empört;
Aufbewahret bis zu unsern Tagen,
War die Schmach, die unser Land entehrt'
Denn aus unsrer Mitte,
Wich die biedre Sitte:
Von Europens edelstem Geschlechte,
Wurden fremder Mode feile Knechte.

Herrmanns Stamm muß dem Tyrannen fröhnen,
Der die Flur im Schlafe überfiel,
Mit Tuiskons kampfentwöhnten Söhnen,
Führt' er seiner Kriege gräßlich Spiel.
Und der Eiche Laub,
Wird ein frecher Raub
Heimathloser, wilder Räuberhorden,
Ausgesandt des Erdballs Glück zu morden.

Jede Hoffnung war in Nacht versunken;
Da erschien das Schwert in wilder Glut,
Sprühend warf es tausend helle Funken,
Und die Funken fachten unsern Muth,
Wie durch Zauberschlag
Ward der Löwe wach,
Und zerriß die festverknüpften Banden,
Die des Schlauen Ränke um ihn wanden.

Herrlich hat mein Volk den Kampf bestanden;
Doch der Sieg war deutschen Volkes werth!
Ahnenstolz und Vorurtheile schwanden,
Und die Herzen hatten sich genäh'rt.
Unter Gottes Hand,
Fürst und Vaterland,
Aus der Knechtschaft Joche zu befreien,
Ließ die Jugend sich zum Kampfe weihen.

Große Zeit! — Wo sich der Aar ermannte,
Wo der Löwe dräuend sich erhob,
Wo die Raute sich dem Staub entwandte,
Wo das Roß dem Kampf entgegenschnob.
Mit der Eiche Kranz
Wie zum Hochzeitstanz,
Zog das Volk zum heil'gem Freiheitskriege:
Seine Schlachten wurden seine Siege.

Und noch einmal hob die wilde Hyder,
Ihr Hyänenhaupt mit grimmer Wuth;

Da erschien das Schwert am Hügel wieder,
Droh'te — und entschwand in sanfter Glut. —
Und in einer Schlacht
Sank des Feindes Macht;
Fest durch Eintracht standen unsre Throne:
Doch was ward dem Volke nun zum Lohne? —

Könn't ihr mir des Schwertes Drohen deuten,
Das im Traum mich nächtlich jetzt erschreckt? —
Wo sind Feinde, die der Freiheit dräuten,
Da der Friede jetzt den Erdball deckt? —
Ach! das Schwert erscheint mir trübumzogen,
Durch die Nebel glänzt es matt und still.
Hat mich meine Ahnung nicht betrogen,
So versteh' ich, was es sagen will.

Darf der kühne Sänger es auch wagen,
Euch zu deuten, was sein Drohen spricht? —
Ja, er darf's, ihn treibt's, er muß es sagen,
Denn für Euch hat er das Schwert getragen,
Und der Freiheit Schlachten mitgeschlagen!
Furcht vor Menschen kennt der Sänger nicht! —
„Deutschlands Volk hat seine Schmach gerochen,
„Frei gemacht der Fürsten Herrscher Thron;
„Hielten diese was sie ihm versprochen? —
„Noch harrt Deutschland auf gerechten Lohn!

Nicht dem Volke, das mit Heldenmuthe,
Seiner Knechtschaft schwere Fessel brach,
Das nicht wankte, als bethau't von Blute
Seine Blüthe auf der Wahlstatt lag;
Nicht dem Volke — zürnt des Schwertes Flimmer, —
— Das sich frei zwar — doch nicht glücklich nennt —
Matt erglänzt es, wie der Kerze Schimmer,
Die am Sarge des Verblichnen brennt.

Unsre Hoffnung hüllt der Täuschung Grauen,
Keine Früchte trägt das Leichenfeld;
Keime trieb's — gar herrlich anzuschauen,
Doch der Gärtner Hand hat sie gefällt.
„Duldet! scheint das sanfte Schwert zu sagen,
„Da der Hoffnung letzter Strahl gebricht,
„Rosig wird ein schöner Morgen tagen!
Wann? und Wo? — das weiß der Sänger nicht!!!

D.

Kaltblütige Rache.

(Eine wahre Anekdote. Eingesandt.)

Einsender dieses erinnert sich noch immer nicht ohne Vergnügen — obgleich, moralisch strenge genommen, dies nicht seyn sollte — eines hieselbst am Grasmarkt, zu der Zeit wie schon Tettenborns bärtige Befreiungsmänner auf unseren Straßen wandelten, statt gefundenen Auftritts. Es war nemlich im October 1813, als täglich einige gefangene Franzosen, mehrentheils auf Wagen, durchgefähret wurden; also beiläufig gesagt, zu einer Zeit wo in Deutschland noch keine Rescripte bekannt gemacht waren, vermöge welcher man zum Empfang von Schlägen durch einen Oberwundarzt für tüchtig befunden werden mußte; — doch zur Sache:

Eines Morgens gegen 11 Uhr kamen 3 Wagen von der Domsheide, gen Wesel herangezogen, auf welchen mehrere Gensdarmes mit Weib und Kindern saßen, bei welcher Gelegenheit von einem, wie Matrose gekleideten kernhaften jungen deutschen Manne mit lauter Stimme halt! halt! gerufen und auch von den Bauern, wiewol mit einiger Anstrengung von Menschen und Vieh, auf der etwas abhängigen Straße befolget wurde.

Als die Wagen im völligen Stillstand waren, stieg der erwähnte Mann an dem Rade des einen Wagens mit ruhiger Vorsicht hinauf, als wolle er mit den darauf sitzenden vertrauliche Besprechungen halten, applicirte aber plötzlich einem dieser Herrn von der großen Nation ein paar solche derbe Maulschellen von der Art, wovon es verlauten will, daß jemanden der damit begabet wird außer einer sogenannten Bedüsselung, Hören und Sehen provisorisch darnach vergehen könne; auch mußte wohl etwas ähnliches bei dem Empfänger statt gefunden haben: denn erst, nachdem der Geber schon wieder auf

Gottes Erdboden angelanget und dem Fuhrmann — Vorwärts Dirk! — zugerufen hatte, brummte der Gendarmes ein sacre — — und der begleitende Cosak ein Dowwry! — Einige wollten bemerkt haben, der Franzose habe sich aus angeborner Nationalhöflichkeit ordentlicherweise durch mehrmaliges Bücken sogar bedanket; allein dies waren irrige Suppositionen, indem das Kopfneigen blos aus Respeckt vor einigen über ihn hinwegfliegende Gassen-Kothportionen, womit er sein Haupt nicht grne in Berührung hätte setzen wollen, geschehen war, welches, um auch gegen Feinde gerecht zu seyn, ihm nicht verarget werden konnte.

Der Kaltblütige gab den, ob der Dinge die da vorgegangen, erstaunten Zuschauern, die Motive seiner Handlungsweise in kurzen Worten folgendermaßen zu vernehmen: — De Donnerschlag het my vergahn Jahr an'n Kehn beschlaten mit noch mehr annere Kameraden hier up'n Platz nah de Conscriptie schleepet un my nich falsch aspynigt, drum hev ik em Mauet un vernokt.

Mit den Ausspruch: Davan lät sik niks seggen, trennte sich für das mal die Versammlung.

Die verdiente Strafe.

Unter dem Pabste, Benedikt XIV., hatte ein Prälat zu Rom die Aufsicht über die Reinigung der Straßen, allein er verwaltete sein Amt sehr nachlässig, weshalb ihn der Pabst ein wenig zu züchtigen beschloß. Eines Tags mußte der Prälat jemand besuchen, der in einer sehr engen Straße wohnte. Der Pabst erfuhr dies und auch die Stunde, zu welcher der Prälat von Hause wegfahren werde. Nun richtete er es so ein, daß dieser ihm begegnete. Der Prälat mußte bei dieser Gelegenheit, wie gewöhnlich, aus dem Wagen steigen, um knieend den Segen des heiligen Vaters zu empfangen. Er bekam diesen: hierauf unterhielt sich der Pabst eine halbe Stunde lang mit ihm von den unbedeutendsten Dingen, wobei derselbe immer im Kothe liegen bleiben mußte. In wenigen Tagen waren die Straßen insgesammt vortrefflich gereinigt.

Miscellen.

Eine Dame wollte wissen, wie sie aussähe, wenn sie schliefe. Sie setzte sich daher vor den Spiegel und machte die Augen zu.

Als 1794 Professor S. in Wien, ein Trauerspiel, dessen Gegenstand vom Julius von Tarent entlehnt war, einer Censur überreichte; fand der Hofrath von Hofer: daß der Ausdruck „wir wollen nach England, dem Sitze der goldenen Freiheit, fliehen" sehr revolutionär sey, strich ihn also aus, und setzte an dessen Stelle „dem Sitze der höchsten Glückseligkeit." Ein Beweis, daß die Zeiten sich nicht ändern.

Der berühmte David Hume hatte ein jährliches Einkommen von 1000 Pf. St. Von allen Seiten fodeete man ihn jedoch auf, seine Geschichte von Großbritanien bis auf die Regierung Georgs III. fortzusetzen, allein er gab zur Antwort: „meine Herren! Ihre Anerbietungen sind sehr verführerisch, allein ich kann drei Gründe anführen, warum ich nicht mehr schreibe: ich bin zu alt, zu träge und zu reich."

Klage und Trost.

A. Welch ein neblicher Morgen, wie gleicht dem trüben Geschick er,
Dem in der Jugend mich schon, streng die Götter geweiht! —

B. Zag in der Dämmerung nicht! erwarte in Duldung den Mittag
Und ein erwärmender Strahl, dringet durch Nebel zu Dir. —

H — ll —.

№ 37.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 7. May 1818.

Auszug der eigenhändigen Memoiren der Madame Manson.

(Fortsetzung.)

Bei meiner Nachhausekunft trug ich wohl Sorge, den Riegel meiner Thür vorzuschieben, und das Schloß fest zu verschließen. Ich ging an das offene Fenster, von wo ich in der Strasse eine Art Schatten erblickte, der zu mir sagte: „öffnen Sie mir die Thür.“ Schnell schloß ich Fenstern und Laden und legte mich zu Bett; aber ich konnte kein Auge schließen; seit diesem Tag habe ich das Fieber, und werde es wohl nie mehr verlieren.

Den Morgen darauf hörte ich an meine Thür klopfen. Es war eine neue Vorladung, augenblicklich vor dem Tribunal zu erscheinen. Ich fand den königl. Prokurator, Hrn. Constant und Hrn. Clemandot, mit dem man mich confrontiren wollte; er gerieth bei meinem Anblick in Verwirrung; vergebens versuchte er Zuversicht zu gewinnen. Mich erstickte der Zorn; allein überzeugt, daß Leidenschaft zu nichts gut sey, mäßigte ich mich, und nahm ein ruhiges Gesicht an. Hr. Clemandot behauptete — daß ich ihm versichert habe, den neunzehnten März in Bancals Hause gewesen zu seyn; ich behauptete das Gegentheil, und begnügte mich ihm zu sagen: die Stadtgeschichten könnten zuweilen theuer zu stehen kommen; er möchte sich in Acht nehmen. Wir verliessen das Verhör zu gleicher Zeit. Hr. Avit, der Secretär, bot mir seine Begleitung an, die ich annahm; Hr. Clemandot wollte mit uns gehen, ich erklärte ihm so bestimmt, daß ich mich lieber in einen Kerker sperren liesse, als mit ihm über die Straße gehen würde, daß er es sich gesagt seyn ließ und uns verließ.

Das war also, wenn wir Mad. Manson glauben wollen, ein durch den Haß erzeugtes Stadtgeschwätz, eine aus Rachgier ersonnene Verläumdung, die schreckliche Folgen gehabt hat; doch das ist nicht genug. Die Familie der unglücklichen Frau selbst überredete sich, daß Hrn. Clemandots Anschuldigung wahr sey. Hr. Julien, einer der Tribunals-Richter von Rhodez und ein alter Freund von dem Vater der Mad. Manson, kam zu ihr, um ihr zu sa-

gen, daß ihr Vater wünsche, sie möchte sich mit dem Präfekten in eine Unterredung einlassen; er hatte den Auftrag ihr zu sagen: wenn sie in Bancals Haus gewesen sey, so solle sie es, wie beschimpfend auch das Geständniß seyn möge, dennoch eingestehen; sie sey das der Gerechtigkeit schuldig, er wolle ihr verzeihen, er wolle ihr keinen Vorwurf machen, wenn sie nur Alles bekenne. Mad. Manson versicherte Hrn. Julien, daß sie die Nacht des neunzehnten März in ihrer Wohnung zugebracht hätte, daß sie den ganzen Abend nicht ausgegangen wäre; sie erbot sich diese Behauptung von der Familie Pal bezeugen zu lassen. Hr. Julien antwortete, daß es in einer Stadt schwer fiele ein Alibi zu erweisen, daß es auch darauf nicht ankäme, daß ihre Gegenwart bei Bancals schon erwiesen sey, daß man darüber Nachrichten habe, kurz, daß die Bancal hingerichtet werden würde, und sollte sie bei ihrer freiwilligen Aussage nach dem Todesurtheil erklären, daß Mad. Manson während des Mordes bei ihr gewesen sey, so könne es nicht fehlen, daß sie nach ihrem Ableugnen als Mitschuldige vor Gericht gezogen werden würde.

Durch derlei Ueberredungsgründe ward sie vor die Präfektur gezogen, um eine Sache zu gestehen, welche den Präfekten keineswegs angeht; er ist Civilverwalter des Departements, und hat mit der Justiz gar nichts zu thun.

Der Präfekt drang in sie, Geständnisse zu machen, es seyen ihm, sagte er, gewisse Umstände bekannt, die gar keinen Zweifel übrig liessen, daß sie von Allem unterrichtet sey, daß es besser sey einzugestehen, daß ein tapferer, ehrenhafter Offizier unmöglich diese ganze Fabel erfunden haben könne, daß sie sich eines ernsten Streites zwischen ihm und einem ihrer Brüder versehen könnte, und anderseits ihr Vater sie angreifen und einen Proceß gegen sie einleiten würde, der ihre Familie zu Grunde richten könnte. Diese Reden, welche nur der allerunwissendste Geschäftsmann halten konnte, verhinderten Mad. Manson nicht, fest auf der Wahrheit ihrer Aussage zu beharren. Jedoch wie ich nach Hause kam, sagt sie in der Handschrift, und mir die Uebel vorstellte, welche mein Läugnen herbei ziehen könnte, dachte ich endlich: ich will mich aufopfern, das Zeugniß meines Gewissens wird mir genug seyn. Alle Welt wird glauben, ich sey in einem schlechten Hause gewesen, ich allein werde das Gegentheil wissen, und vor der Welt entehrt, wird mir Selbstachtung genügen.

Sehen Sie theure Mutter, wie ich mir die Sache vorstellte. Ich hatte Unrecht, weil Sie also urtheilen, allein Sie waren von mir entfernt, ich hatte nicht Zeit Sie zu Rath zu ziehen.

So bald mein Entschluß gefaßt war, bat ich Hrn. Julien zu mir zu kommen. Er erschien unverzüglich. Ich sagte ihm: wenn er meinen Vater zu dem Versprechen vermöchte mir keinen Vorwurf über meine Aufführung zu machen, mir meinen Jahrgehalt regelmäßig zu bezahlen, und besonders mich nicht in Perrie zu leben nöthigen wollte, (es war natürlich, daß Mutter und Brüder mich übel behandeln konnten), so verspräche ich, dem Präfekten Alles zu entdecken. Hr. Julien versicherte: er zweifle nicht, daß mein Vater alle meine Forderungen zugestehen werde, da er aber keine Vollmacht habe, wolle er gehen, sich seiner Zustimmung zu versichern, ich solle indeß den Präfekten schriftlich um ein neues Gehör bitten. — Die Journale haben von diesen Gehören und den Briefen der Mad. Manson an den Präfekten gesprochen.

Die ganze Familie Pal, sagt Mad. Manson, war damals so überzeugt, daß ich den neunzehnten März nicht ausgegangen sei, daß sie es beschworen hätte. Rosalie erinnerte mich an ein Wort, was ich den folgenden Morgen gesagt hatte: „Mein Gott! sagte ich, wir haben den ganzen Abend wie die Thörinnen gesungen, vielleicht zu eben der Zeit, wo man den Unglücklichen umbrachte.“ Dieser Umstand war mir ganz aus dem Sinn gekommen; Rosalie erinnerte mich daran.

Herr Enjalran, der Vater der Angeklagten, spielt ohne Zweifel eine der seltsamsten Rollen in dieser Geschichte. Diesen Memorien zufolge sah er sich von dem Publikum von Rhodez, das aus einem der entzündlichsten und ausgelassensten Völkchen zu bestehen scheint, beschuldigt, die Mörder des Fualdéz zu begünstigen, ja sogar ihr Mitschuldiger zu seyn. Diese Ehrenkränkung scheint diesen, bisher als Bürger und Magistrat unbefleckten Rufes gewohnten, ehrgeizigen Mann in so einem Grade aufgebracht zu haben, daß er sogar seine Tochter aufopferte, um einen Gegenbeweis zu führen, und zwar indem er sie zwang sich selbst als Zeugin des Mordes anzugeben. Bey einer der Zusammenkünfte, welche Mad. Manson gegen alle Nothwendigkeit und Gebühr mit dem Präfekten hatte, da ihre Sache gar nicht vor sein Forum gehörte, fand sich Hr. Enjalran ebenfals ein, und sagte zu seiner Tochter: „Du entehrst Deine Familie, indem Du dem Gerichte das Geständniß versagst, welches es von Dir erwartet.“ Der Präfekt benachrichtete ihn, daß sie so eben zugegeben hätte: daß sie sich bei Baucals befunden habe. — Ja, sagte sie, allein ich verspottete Hrn. Clemandot, indem ich das in Ihrer Gegenwart sagte; denn nie in meinem Leben war ich in Baucals Hause. — Bey diesen Worten ward ihr Vater wüthend: „wen, rief er, willst Du überreden, einen solchen Scherz haben treiben zu wollen? wer wird das glauben?“ Sie blieb bei ihrer Behauptung, und darauf versicherte sie ihr Vater: er wolle sich dem König zu Füßen werfen, um einen Verhaftsbefehl gegen sie zu verlangen, der sie auf Zeitlebens einsperrte. Dann könne sie ihrem Vaterland, ihrem Sohn, ein ewiges Lebewohl sagen. Das erschreckte sie nicht sehr; der Vater sagte nun: das würde ihr den Kopf kosten; gut, antwortete sie, ich werde ihn verlieren, ohne daß die Erinnerung eines Verbrechens mich drückt; ich sterbe ohne Reue.

Darauf war es, fährt Mad. Manson fort, wo mein Vater, ganz außer sich, in Thränen ausbrach. „Unglückliche, rief er, und Deine Familie ist Dir gleichgültig? ein Vater, der nie vom Pfad der Ehre wich und ihn Dir zeigte, der deinetwegen mit Schmach bedeckt seine letzten Tage hinschleppen wird, stößt Dir keine Theilnahme ein? Du stößt Deine unglückliche Mutter ins Grab; sie liegt kraftlos auf ihrem Schmerzens-Lager, Deine Brüder verzweifeln, und Dein Sohn? — welches Erbgut läßt Du ihm?“ — Diese Worte beraubten die unglückliche Frau aller Besinnung, der Präfekt fügte seine Ueberredung hinzu, und in diesem Zustande bewog man sie, Alles zu gestehen, was man wollte. Sie gab also zu, daß sie in Baucals Hause gewesen sey, und war sehr in Verlegenheit, von einem Hause zu sprechen, dessen Baschaffenheit sie gar nicht kannte. Sie sagt in dem Memoire: Mein Vater wendete sich zu dem Prafekten: „ohne Zweifel war sie in dem Kabinet, neben der Küche. — Gut. dachte ich, dort ist also ein Kabinet, das ist gut wissen. — „Man muß sie in das Haus führen,“ setzte mein Vater hinzu; — Diesen Abend, sagte der Präfekt, und es wird mir lieb seyn mit dahin zu gehen. — „Er-

*

sparen Sie sich diese Mühe, sprach mein Vater, wir werden mit Hrn. Julien und Bouguière dem Gerichtsschreiber gehen, der die Schlüssel tragen wird." — Doch der Hr. Präfekt bestand darauf uns zu begleiten. Man kam überein, daß mich Hr. Julien um neun Uhr abholen, und in die Präfektur führen sollte, wo sich mein Vater einfinden und mit uns nach Bancals Hause gehen sollte.

Bey unsrer Ankunft daselbst machten sie mir noch einige Fragen, unter Anderm: was ich in dem Kabinet gemacht habe? ich antwortete: ich sey ohnmächtig geworden, habe nichts gesehen noch gehört, dann sey Jemand gekommen mich abzuholen und in die Straße zu führen. „Gehen Sie voraus," sagte mein Vater zu dem Gerichtsschreiber, und öffnen Sie die Thüren. Er meinte, es sey unmöglich, daß man nicht mit mir gesprochen habe. — Gestehen Sie nur, nahm der Präfekt das Wort, man hat mit Ihnen gesprochen? — Nein, erwiederte ich, man hat nicht mit mir gesprochen. — Man hat Ihnen also geschrieben? — Ich besann mich eine Weile, dann sagte ich: ja, man schrieb auf ein klein Stückchen Papier: „Wenn du etwas verräthst, so bist du des Todes." — Indem ich so durch ein Geständniß den Quälereien entgehen wollte, zog ich mir wieder neue Fragen zu.

Es war über zehn Uhr, wie wir nach Bancals Hause kamen. Hr. Julien führte mich. Der Präfekt und mein Vater traten zuerst ein. Ich zitterte. Denken Sie sich Ihre Tochter an einen Ort, wo sie glaubt, daß ein Mensch ermordet worden sey. Wie ich den großen Tisch sah, worauf, dem Gerüchte nach, der unglückliche Fualdès beim Morde gelegen haben soll, in diesem dunkeln, öden Hause, ergriff mich ein solches Entsetzen, daß ich gegen einen Bettfuß niedersank und mir die Schulter schmerzlich verletzte. Man holte Essig, brachte mich wieder zur Besinnung, und drang mit neuen Fragen in mich. Ich sehnte mich solchergestalt das Haus zu verlassen, daß ich zu Allem Ja sagte. Da man sich versichern wollte, daß man von dem Kabinet aus Alles sehen und hören könnte, schloß sich Hr. Julien hinein. Ich war froh, den Versuch nicht selbst machen zu müssen. Endlich ging ich doch hinein, aber mit allen meinen Begleitern. Ich sagte: ich glaubte, das sey es, dort befinde sich das Fenster, und man habe mich keine Stufen hinauf geführt. Endlich verliessen wir dieses abscheuliche Loch, wo ich immer fürchtete, daß man mich einsperren wollte — und Sie wissen, ich fürchte mich vor Gespenstern — der Präfekt, der mein Entsetzen wahrnahm, sagte mir, daß man mich, wenn ich nicht Alles eingestünde, oft wieder hieher führen würde. Er gab mir den Arm, wir kehrten zu ihm zurück, und blieben noch bis Mitternacht. Dennoch sagte ich ihnen nichts mehr, als: die Person, welche mich aus dem Kabinet geholt, habe mich bis auf den Marktplatz auf die Seite des Brunnens geführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Quelle der Weisheit.

(Fortsetzung.)

Die Angst, daß der Alte ihn im Entfliehn gesehen und erkannt haben möchte, trieb ihn nach Hause, wo er den Ermel, ohne ihn weiter zu beachten, auf den Tisch warf, und seine unselige Neugier verwünschte.

Während er nun, sein Mißgeschick beklagend, in der heftigsten Bewegung in dem Zimmer auf und ab rannte, konnte er sich des Gedankens an die Widersprüche, die der berühmte Doctor in sich vereinigte, nicht erwehren, und besonders, wie er bei einem Aeußeren, das die

tiefste Beschränkung des Geistes aussprach, durch seine Weisheit alle Welt in Erstaunen zu versetzen wußte. Ihn selbst hatte er von seinem unerschöpflichen Geiste, seiner mannigfachen Gelehrsamkeit so fest überzeugt, daß er jetzt, als er das Innere seines Tempels gesehn, zum Erstenmal mit Zweifeln ringend ausrief: Und ein solcher Mann hat nichts in seinem Pulte, als diesen alten Lappen! Wer vermag das Räthsel zu lösen!

Bei diesen Worten trat er, ohne es selbst zu wissen, an den Tisch, ergriff den Ermel, und, ihn ärgerlich schüttelnd, wollte er ihn eben wieder von sich schleudern, als er auf einmal zu schwellen begann, und immer mehr und mehr aufbauschte! — Voll Entsetzen warf ihn Wilhelm auf den Tisch, da fiel zugleich raschelnd ein Paket Papier heraus.

Jetzt war ihm das Räthsel gelöst; allein er stand schaudernd davor, und wußte nicht, was er anfangen sollte. Es wurde ihm so unheimlich zu Muthe, als nie zuvor in seinem Leben; und er, der sonst die Furcht nicht kannte, der es nicht gescheut hatte, sich gegen eine Räuberbande zu vertheidigen, ihm grauste vor einem alten Ermel!

Schon wollte er das Zimmer verlassen, als ein Blumenstrauß, von der Geliebten gepflückt, und ihm diesen Morgen übersendet, seine Blicke auf sich zog, und mit ihm zugleich sie selbst, die holde Geberin, vor seine Seele trat; da zog die Ruhe wieder ein in seine Brust, und mit der Ueberzeugung, daß er das Mittel, ihre Hand zu gewinnen, gefunden habe, durchbebte ihn nur noch ein Freudenschauer.

Mit diesen Empfindungen trat er wieder an den Tisch, und nachdem er noch einige Momente bald den Ermel, bald die Schriften angesehn, so ergriff er diese, nicht ohne inneres Widerstreben, und legte sie entfaltet vor sich hin.

Als sie nun so still und starr, wie jedes gewöhnliche Aktenstück, auf dem Tische lagen, da fing er an, die Geschichte des weltberühmten Doctor Michael Bolthenius darin zu lesen, und zwar von der Zeit an, wo er noch Michel Bolt schlechtweg hieß, und mit dem Ränzel des Fremden auf dem Rücken, und seinen eignen wenigen Habseligkeiten, diesem nach, zum Thore von Waldenau hinaus auf Reisen ging.

Mit größter Genauigkeit stand nun geschrieben, wo überall ihr Weg sie hingeführt, und den Michel Bolt hier eine gebratene Gans angezogen, dort eine Schweinskeule interessirt, und daß er auf die Weise lange Jahre, bald zu Wasser, bald zu Lande, seinem Herrn treulich gefolgt war, ohne zu fragen: Ist das die rechte Straße? — oder: Wo geht es dort hinaus?

Darauf stand weiter: wie Michels Herr endlich krank geworden und gestorben war, und wie er vor seinem Ende ihn an sein Bette beschieden, und nach der Versicherung, daß er mit seinem Dienste vollkommen zufrieden sey, ihm das Versprechen gegeben, daß er ihm nach seinem Tode einen Schatz zu hinterlassen gedenke, durch den er reich und geehrt werden sollte.

Hierauf übergab er ihm den Ermel, und belehrte ihn, wie er alles, was er oder Andere gern wissen möchten, ihn fragen, oder die Frage aufgeschrieben hinein werfen solle, dann dürfe er nur schütteln, so würde die Antwort, oder die Abhandlung, ja, wenn er es wünsche, ganze Bücher, wo er nur den Stoff, von dem sie handeln sollten, anzugeben nöthig habe, herausfallen.

Diesen unschätzbaren Ermel hatte der Reisende, als den Einzigen in seiner Art, von einem Magikus, dem er einen wichtigen Dienst

geleistet, erhalten, allein aus falscher Scham nahm er Anstand, ihn zu benutzen, weil er selbst viel Verstand zu besitzen sich einbildete, und von einem Ermel nicht übertroffen seyn wollte.

„Du hast nichts dabei zu bedenken! —“ sagte er zu Micheln, „Du bist einfältig und bleibst es Dein Lebenlang; doch vor der Welt sollst Du der Klügste seyn, wenn Du nicht selbst sprichst, sondern allein den Ermel für Dich reden läßt. Um schnell vorwärts zu kommen, nenne Dich Doctor Michael Bolthenius, denn die Menschen sind gewohnt, alles nach der Aussenseite zu berechnen. Laß Dir den Ermel Bücher schreiben, verkaufe sie an die Buchhändler, und reise, wenn Du Geld genug erworben hast, um großes Aufsehn zu erregen, in deine Heimath zurück. Das Uebrige wird sich finden! — Nur vergiß nicht, Deinen Schatz sorgfältig zu verwahren, und um Dein selbst willen Niemand auf der Welt zu vertraun, daß die Quelle Deiner Weisheit aus einem schlechten Ermel rinnt!“

(Der Schluß folgt.)

Der amerikanische Spottvogel.

Der amerikanische Spottvogel (Turdus Polyglottus Lin. Le Moqueur) hat kein merkwürdiges oder glänzendes Gefieder, aber er ist wohl und zierlich gestaltet. Die Leichtigkeit, Grazie und Schnelligkeit seiner Bewegungen, das Feuer seiner Augen und der Verstand, den er beim Hören und Lernen der Aufgaben jedes andern Vogels, dessen Gesang ihm zu Ohren kommt, darthut — sind außerordentlich und verrathen eigenthümliche Gaben. Damit verbindet sich eine starke, helltönende, musikalische Stimme, die vor der weichen und hellen Stimme der Walddrossel bis zu dem harten und wilden Gekreisch des kahlen Adlers, aller Modulationen fähig ist. Bei treuer Nachahmung von Ton und Takt seiner Vorbilder, übertrifft er solche jedoch weit in Stärke und Milde des Ausdrucks. In seinen Lieblingsgebüschen setzt er sich auf den Gipfel eines Strauchs, und während der Morgenthau die Bäume erfrischt und die Menge der gefiederten Sänger sich im Walde hören lassen, ertönt sein wunderbarer Gesang, der alle Mitbewerber gleichsam überbietet und sie in begleitende Stimmen verwandelt. Während er singt, ist er in steter Bewegung; er breitet Flügel und Schweif aus, schießt wie ein Pfeil in die Luft empor, wenn sein Gesang sich erhebt, und wenn dann die Stimme schwächer wird und gleichsam erstirbt und auslöscht, dann senkt er sich auch wieder sanft auf seinen Ast zurück, um nach wenig Augenblicken das Spiel zu erneuern. Wer diesen Vogel hört, ohne ihn zu sehen, der muß bei der Vollkommenheit seiner nachahmenden Kunst glauben, alle Waldvögel seyen zu einem Wettgesang versammelt und jeder suche den andern zu übertreffen. Nicht selten täuscht er den Jäger, der solche Vögel in der Nähe zu hören glaubt, die sich in weiter Entfernung befinden, deren Gesang aber der Spottvogel nachahmte. Die Vögel selbst werden nicht minder von ihm getäuscht, und entweder durch den verstellten Ruf ihrer Kameraden angelockt, oder durch das Geschrei des Sperbers, den sie zu hören meinen, in's Dickicht verscheucht.

Im Käfig verliert der Vogel seine Nachahmungsgabe nicht und wenn seine Sängerzeit eintritt, mag man ihn nicht satt hören. Er pfeift, um den Hund zu rufen und der Haushund erhebt sich alsbald von seinem Lager und eilt mit wedelndem Schweif, wo er die Stimme seines Herrn zu hören glaubt. Er schreit wie ein junges Huhn und die Gluckhenne fliegt mit sträubigem Gefieder zum Schutz ihrer Jungen herbei. Schnell folgen sich einander hierauf das

Bellen des Hundes, das Mauen der Katze, das Geknarr eines Schiebkarrens. Hierauf werden die eingelernten Stücke, wie lang sie auch seyn mögen, treu wiederholt. Er ahmt die Triller des Kanarienvogels und die Flötenstimme der virginischen Nachtigall in solcher Vollkommenheit nach, daß diese Vögel, sich in ihrem eigenthümlichen Gesang übertroffen zu sehen, beschämt verstummen, und dem Spottvogel den Sieg überlassen.

Berichtigung.

(Eingesandt.)

In den Aufsatz „Hoffnung" in der vorigen Nummer dieses Blattes, lese man statt „barmherziger" bambergische Verordnung: denn der Verfaßer weis es nicht gewiß ob der besagte Fürst Bischoff barmherzig gewesen ist. Auf derselben Seite statt „durch Erfahrung" durch eigene Erfahrung bestätigt. In den Satz: warum der Verfaßer des 1sten und 2ten Aufsatzes an die Hoffnung christlicher weise zu entschuldigen sey, ist in den ersten Punkt eine Offerte des Einsenders gestrichen worden,*) welche auf andere weise jenem Herrn Verfaßer bekannt werden wird. In den Schluß-Satze statt „überliegen" — überlegen. K.

Antwort von S.

(Eingesandt.)

Die einzige und zugleich letzte Antwort von S. an K. in Beziehung auf von Letzterm in Nro. 36 dieses Blattes mit der Ueberschrift: „Hoffnung" eingesandten Aufsatz befindet sich im Jesus Sirach Cap. 5. v. 14. und Cap. 6. v. 2 3 und 4.

*) Weil sie zu ironisch und mit einer ebenfalls ironischen Zumuthung an uns begleitet war. d. R.

Der treue Bediente.

Der Baron von Sanci hatte seinem Kammerdiener Einen der schönsten Diamanten anvertrauet, welcher der Sanci hieß und Eine der Hauptzierden der Krone des Königs von Frankreich ausmachte, damit er ihn bei den Schweizern für eine gewisse Summe Geldes versetze, die sein Herr, der König Heinrich III., dringend nöthig hatte. Sanci schärfte seinem Kammerdiener ein, sich vorzüglich vor Räubern in acht zu nehmen. „Ich will eher das Leben verlieren," erwiederte der Kammerdiener, „als daß sie mir diesen Diamant rauben sollen." Er gab nämlich seinem Herrn zu verstehen, er werde ihn verschlucken, so groß er auch seyn möge.

Was Sanci besorgt hatte, das geschah. Bei seiner Rückreise von Paris erblickte der Bediente eine Räuberbande, die ihn an einer gewissen Stelle erwartete. Er verschluckt unvermerkt den Diamant und setzt seinen Weg fort. Die Räuber halten ihn an, durchsuchen und ermorden ihn. Es war im Walde von Dole. Als Sanci seinen Kammerdiener nicht wieder kommen sah und seine Rechtschaffenheit kannte, zweifelte er keinen Augenblick daran, daß ihm ein Unglück begegnet seyn müsse. Er ließ aller Orten Nachsuchungen anstellen; endlich erfuhr er, es sey jemand im Walde von Dole ermordet und von Landleuten beerdigt worden.

Sanci begab sich sogleich an Ort und Stelle, ließ den Leichnam ausgraben, erkannte seinen Kammerdiener, ließ ihn öffnen und fand den Diamant wieder. Er beweinte aufrichtig einen so treuen Dienstboten und bewunderte den Edelmuth, der ihm das Leben gekostet hätte, wenn es ihm die Räuber auch gelassen hätten, weil der Diamant zu groß war.

Blüthen.

Es giebt keinen Anblick, der mehr rührt und entzückt und besänftigt und erquickt, als die letzte Thräne in dem Auge und das erste Lächeln auf den Wangen eines leidenden und liebenden Weibes. Aber warum denn muß doch dem Donner der Blitz und dem Blitz das Gewölk und dem Gewölk der Sturm, warum dem erquicklichen Abendregen die versengende Mittagsgluth vorausgegangen seyn? Warum baut sich der schönste und kühnste Bau — die siebenfaltige Herrlichkeit des Regenbogens allein nur — hier unten im Regen und oben im Sonnenschein auf?

Das sanfte, stille, zagende Weib hat dem lauten Unmuth des wilden und wild-zitternden Mannes nichts von Waffen, als nur eine milde Thräne entgegen zu halten. Aber die Natur war darum nicht karg gegen den leidenden und duldenden Theil Eures Geschlechts, ihr holden Frauen! Die Flammenstrahlen des männlichen Unmuthes, den wir hier um des Gegensatzes willen auch unmännlichen Muth nennen wollen, brachen sich in Eurer verhaltenen Thräne, und der schöne und siebenmalsiebenfarbige Regenbogen, der in dieser zitternden Thauperle sich abspiegelt, wie einst der ganze Himmel im Angesicht des sterbenden Heilands, erinnert den Menschen im Mann an die Nähe des Himmels über ihm, und an seinen eignen ungeheuren Abstand von ihm, an den ganz duldenden Engel, der vor ihm, und den schon halb frohlokkenden Satan, der hinter ihm steht. Ohne Bild zu reden: Gegen solche Waffe streitet kein Mann; der schlechte will nicht, weil er nicht kann, und der gute kann nicht, weil er nicht will. — Eine solche Thräne hat die umgekehrte Wirkung des Medusenhauptes — sie könnte jeden, auch den härtesten Stein, schmelzen.

Wunsch.

(Eingesandt.)

Die verehrliche Schauspiel-Direction würde sich mehreren Freunden des Theaters durch eine baldige Wiederholung von Göthen's Egmont recht sehr verpflichten. Doch glaubt man einen allgemeinen Wunsch auszusprechen, wenn man ersucht, die Lieder, welche Klärchen zu singen hat, nicht weg zu lassen, in sofern es die Umstände gestatten sollten; um so mehr da die Beethovensche Musik zu dieser Tragödie so vielen Beifall gefunden hat.

Im Salon d'Apollon in Hamburg.

Schöner Tempel Apollo's! den Musen warst Du geheiligt,
Ihren Söhnen zum Sitz, ward Deine Halle geschmückt! —
Armer Tempel Apollo's! — jetzt bist Du der Wollust geöffnet
Und es fluthet der Menschheit gräßlicher Abschaum Dir zu! — —

H — ll —.

Nachricht.

Die zum Besten der unglücklichen Bewohner Herbsleben's von einer Bremerin verfaßten Gedichte, sind nur noch bis zum Pfingstsonntage in der Buchtstrasse Nro. 58. und am Dom Nro. 2. beide für sechs Grote zu haben, weil alsdann das dafür in Empfang genommene Geld an jene Unglückliche übermacht werden soll.

Sollten noch einige unsrer mildthätigen Mitbürger, diese Gelegenheit, ihre kleine Gabe auf den Altar der Menschenliebe niederzulegen, benutzen wollen, so wird solche mit allem Dank in Empfang genommen, und unsre Freude wird um so größer seyn, je bedeutender die Summe ist, womit wir die Thränen des Kummers jener Leidenden in Freudenthränen verwandeln werden. d. R.

Gedruckt und verlegt bei Georg Jöntzen am Dom Nr. 2.

N: 38.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 10. May 1818.

Ueber die verschiedenen Ansichten vom Theater und der theatralischen Kunst.

Es ist durchaus nicht gleichgültig, welche Ansichten sich der Mensch von dem Leben und seinen mannigfachen Erscheinungen bildet, denn es bleibt immer wahr: Wie man das Leben ansieht, so nur ist es, so gestaltet es sich uns, und so gestalten wir es wieder, und von dieser Wechselwirkung hängt größten Theils unser Glück, unsere Ruhe und Zufriedenheit ab. Niemand wird zum Beispiel läugnen, daß es einen grossen Unterschied macht, ob Jemand in der Verkettung seiner Schicksale die Hand einer weisen Vorsehung oder die planlose Wirkung des Zufalls sieht, ob er sein Leben denkt, als einen abgeschlossenen und isolirten Schauplatz des Genusses und Leidens, oder im Zusammenhange mit einem höhern Daseyn, einem Fortbestehen nach Auflösung der irdischen Verhältnisse. Man kann von einem Gegenstande richtige oder unrichtige würdige oder unwürdige Ansichten haben. Eine würdige Ansicht ist nicht immer eine richtige, wiewohl eine richtige nie unwürdig heißen kann. Was eine richtige Ansicht ist, sieht Jedermann sogleich von selbst. Man kann nämlich alle Gegenstände von mehreren Standpunkten ansehen, daher die Verschiedenheit der Ansicht, allein nur ein Standpunkt ist so beschaffen, daß er die möglichst vollständige und genaue Betrachtung und Auffassung des Gegenstandes erlaubt, und die auf diesem Standpunkte gefaßte Ansicht ist die allein richtige. Um eine solche zu fassen bedarf es nur eines gesunden, unbefangenen Blicks, eines ruhigen Aufnehmens des Gegebenen und einer Vereinigung des Einzelnen zum Ganzen des Begriffes, von dem der Gegenstand der sinnliche Abdruck ist. Eine würdige Ansicht aber ist eine solche, welche von einem Gegenstande gefaßt wird in seiner Beziehung auf das höhere Leben der Menschheit, auf die Beförderung ihrer Bildung zur Humanität. Eine solche Ansicht setzt in dem Betrachter ein Bild voraus, das er sich von der Bestimmung des Menschen entworfen hat, und den Glauben an die Verpflichtung, dieses Bild in seinem eignen Leben zu versinnlichen, in dem Gegenstande aber solche Beschaffen-

heiten, welche ihn im Zusammenhang mit dem höhern Leben der Menschheit denken lassen. Unwürdig aber ist eine Ansicht, wenn man einen Gegenstand, der offenbar eine Beziehung auf Humanität und Bildung der Menschheit zu derselben zuläßt, ja deutlich offenbart, ohne dieselbe betrachtet, ihn folglich für eine gemeine, nicht zu achtende Erscheinung des Lebens hält, und so behandelt. Unwürdige Ansichten von manchen Dingen kann man aber nur fassen aus Mangel an eigener sittlichen Veredlung, oder von Vorurtheil verblendet, und in dem Zustande der Befangenheit; den Fall, wo Jemand absichtlich eine unwürdige Ansicht von irgend etwas faßt, was eine würdige zuläßt, schließen wir hier aus, weil dies eine offenbare Sünde, ein wahres Verbrechen ist.

Wenden wir uns mit diesen Ideen zum Theater und zur theatralischen Kunst, so müssen wir bemerken, daß richtige Ansichten davon eben so selten sind, als würdige. Zwar ist die Neigung, sich durch Schauspiele unterhalten, oder in theatralischen Vorstellungen eine erfreuende Abwechselung des Lebens zu suchen, zu allen Zeiten und unter allen Völkern wahrzunehmen gewesen, ja die Entdecker unbekannter Weltgegenden fanden fast unter allen, selbst den rohesten Menschenhaufen, wenigstens etwas, den theatralischen Unterhaltungen Aehnliches. Diese allgemeine Verbreitung deutet auf ein aus der Natur des Menschen selbst entspringendes, also nicht willkührlich erzeugtes Bedürfniß, folglich auf etwas an sich Edles und Achtungswerthes, und der Ausspruch von Pope:

the proper study for the mankind is the man

kann sehr wohl auch so verändert werden:

the proper entertainment of the mankind is the man.

Die Menschheit will der Mensch auf dem Theater sehen, darum fühlt er sich so gewaltig dahin gezogen, er will seine Verwandtschafe empfinden mit dem großen Ganzen der Geisterwelt, sein isolirtes Seyn vergessen, und indem er aus sich Selbst heraus geht, sich seiner nur desto inniger bewußt werden. Dieses Bedürfniß regt sich auch in den rohesten Seelen, denn es ist der Grundcharakter, das willenlose Streben der Vernünftigkeit. Daß der Mensch vor der Bühne sich seiner selbst recht innig bewußt werden will, erkennt man aus dem Geiste, der die Theater der verschiedenen Nationen der gebildeten Welt von jeher bezeichnet hat und noch bezeichnet, denn der Mensch ist erst ein individuelles Wesen, ehe er sich zum Allgemeinen erhebt. Er wird in gewissen Schranken geboren, und kann diese nur allmählich erweitern, nie nicht ganz aufheben. Daher bezeichnet auch das Theater unter allen menschlichen Anstalten am meisten den Geist oder Grundcharakter eines Volkes. Der Grieche wollte sich vor der Bühne als Grieche, der Römer als Römer fühlen, und so will es noch jetzt der Britte, der Franzose, der Spanier und — der Deutsche? — Das Fragezeichen bei diesem steht nicht vergebens. Vielleicht zu seiner Ehre? Wir werden es sogleich sehen. Wenn auch alle die genannten Völker nur ihre Menschheit auf der Bühne sehen wollen, so kann man doch deswegen nicht sagen, daß sie eine unwürdige Ansicht von dem Theater hätten, denn ihre Nationalität ist ihnen eben die Menschheit, und die Würde der Ansicht liegt in der Beziehung auf das Höchste, wonach, wie sie glauben, ein jeder streben müsse. Wo also das Theater im Allgemeinen betrachtet wird, als eine Anstalt, wo vermittelst sinnlicher und geistiger Unterhaltung die Bildung des Volkes zu dem

Ideale, welches dieses von der Menschheit nährt, angeregt und befördert werden soll, da herrscht eine würdige Ansicht davon, wo man es hingegen ansieht als eine bloße Einrichtung zum anständigen Zeitvertreib, als eine geistige Restaurationsanstalt, in der der Geschäftsmann oder der Gelehrte und Künstler nur neue Kraft sammeln solle zur Betreibung seines irdischen Berufs, da herrscht eine unwürdige — wir sagen nicht geradezu schädliche — Ansicht von der dramatischen Kunst. Denn wenn das Theater eine bloße Belustigungsanstalt seyn soll, so sind offenbar die Mittel zu edel für den Zweck. Menschen dürfen sich unter keiner Bedingung zu bloßen Ergötzungsmitteln für andere hergeben, weil sie nicht wissen können, ob der Gebrauch, den Andere dann von ihnen machen wollen, mit der Achtung, die sie in sich vor der Menschheit tragen müssen, werde vereinigen lassen oder nicht. Daher denn auch wohl die Verachtung, welche so lange auf dem Stande der Schauspieler gehaftet hat, und die selbst das gebildete Alterthum deutlich genug aussprach. — Aber, wird man sagen, auf diese Art würde man um einen großen Genuß gebracht werden, denn es würde sich Niemand zum komischen Schauspieler hergeben wollen. — Auch der komische Schauspieler, erwiedern wir, darf sich nicht als ein Mittel der Ergötzung, als einen Lustigmacher ex professo betrachten, auch er darf seinen Triumph nicht darin suchen, die Zuschauer zum Lachen zu bringen, und jedes Mittel benutzen, welches er für passend hält, jenen Triumph zu sichern. Das Komische ist nur die Kehrseite des Achtungswerthen — des moralischen sowohl als des ästhetischen, es kann daher bei Gebildeten nur dann seine Wirkung hervorbringen, wenn es satyrisch ist, d. h. wenn es jenes Achtungswerthe nur desto lebendiger zum Bewußtseyn der Zuschauer bringt, je mehr es sich davon zu entfernen scheint. Der Komiker muß daher Mensch genug seyn, um das, dessen Gegentheil er verspotten will, lebendig in sich aufzunehmen und sich ganz anzueignen, damit er es in seinen Karikaturen immer durchscheinen lassen könne. Dadurch allein kommt auch in künstlerischer Hinsicht Haltung und Charakter in sein Gemälde, da er im entgegengesetzten Falle leicht selbst lächerlich und verächtlich wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Quelle der Weisheit.

(Schluß.)

Wenig Stunden darauf starb der Reisende, und Doctor Michael Bolthenius wußte ihn kaum unter der Erde, als er mit seinem Ermel den Anfang machte. Er verlangte ein Buch von ihm; doch wie er sich besann, daß er den Inhalt angeben müsse, so gerieth er in die aller peinlichste Verlegenheit, und bedauerte sehr, daß er seinen Wohlthäter nicht im Grabe noch um Hülfe in dieser Noth bitten durfte. Auf das Einfachste, daß er an die Quelle der Weisheit sich mit einer Frage hierüber wenden könne, besann er sich nicht. Je länger er darüber dachte, um so schwerer wurde ihm der Kopf; und schon zweifelte er, ob er sein Glück würde benutzen können, als er zufällig an ein Fenster trat, und vor dem Gasthofe ein paar Pferde fressen sah: „Ueber das Heu!“ rief er hocherfreut, „über das Heu will ich ein Buch!“ Er schüttelte den Ermel, und es drehte sich ein weitläuftiges Werk heraus, das seinen Stoff nicht allein ganz erschöpfte, sondern auch über diese einfache Materie so viel Schönes und Herrliches, besonders in der Nutzanwendung, sagte, daß aus diesem gehaltvollen Buche noch spät nachher die erste Idee

*

zu der Stallfütterung soll geschöpft worden seyn.

Der Buchhändler, dem er es zeigte, hatte mit einem Blick in sein Gesicht wenig Vertrauen, trotz des gelehrten Namens und bestellte ihn wieder; sobald er aber einige Stellen in dem Manuscripte gelesen, erkannte er in ihm einen grundgelehrten Mann, und bezahlte ihm ein sehr ansehnliches Honorar.

Nun bekam der neue Doctor frischen Muth, und ließ sich in kurzer Zeit mehrere Werke von seinem Geheim- und Schnellschreiber liefern. Da jedoch seine eigne Phantasie, indem er den Stoff angab, thätig mitzuwirken hatte, so war Anfangs eine gewisse Gleichförmigkeit nicht zu vermeiden, und so erhielt er ein Buch über das Gras, eines über den Wiesenwachs; und hätte vielleicht noch eines über das Grummet bestellt, wenn er nicht wäre gebeten worden, seinen reichen Geist auf etwas andres zu lenken. Hierdurch gerieth er in neue Schwierigkeiten, und als er wochenlang gebrütet, einen glücklichen Gedanken hervorzubringen, stieß er sich so fühlbar an einen Stein, daß er gleich darauf ein Werk über die Steine verlangte. Er schüttelte den Ermel, und erhielt eine Mineralogie, wie es noch keine gab.

Nun erlangte er einen großen Namen, und nachdem er noch, auf die Bitten seiner Herren Verleger, über alles, was sie ihm angaben, die ausgezeichnetsten Werke geliefert, so dachte er endlich, seine Goldrollen wiegend, daß es an der Zeit sey, heimzukehren.

Wie es weiter mit ihm gegangen, wußte Wilhelm bereits aus mündlichen Nachrichten, und eilte jetzt, nachdem er den talentvollen Ermel, die Quelle der Weisheit, sorgfältig unter Schloß und Riegel verwahrt, zu seiner Rose, nicht um ihr das Geheimniß ihres Vaters, das ihn um ihre Achtung hätte bringen können, zu verrathen, sondern um ihr Hoffnung zu machen, daß ihre zärtliche Liebe siegen würde.

Er fand das ganze Haus in Aufruhr. Rose kam ihm weinend entgegen, und bat ihn, ihren Vater zu beruhigen, dem man, während eines kurzen Schlummers, einen großen Schatz entwendet. Wilhelm trat in des Alten Zimmer, und fand ihn in Thränen. Ob er nun schon in ihm jetzt nicht mehr den gelehrten Doctor, sondern den einfältigen Michel Bolt vor sich sahe, so rührte ihn dieser Anblick doch tief. Auch blieb er ja immer Rosens Vater, der Mann, von welchem er das größte Glück seines Lebens erwartete, und so wünschte er seinen Schmerz, besonders da er selbst es war, der ihn veranlaßt, recht schnell zu enden.

Bei Wilhelms Frage: was dem Wiederbringer seines Schatzes für ein Lohn werden sollte, versprach der Alte in der größten Angst, daß er alles gewähren wolle, was man nur verlangen würde, und wie dieser sagte, ob sich dieses auch auf seine Tochter erstrecke, so erklärte er, daß er um diesen Preiß den bestimmten Bräutigam gern mit einer ansehnlichen Summe abfinden wollte.

Als ihm nun Wilhelm Hoffnung machte, den Raub erstattet zu erhalten, so wurde er etwas ruhiger; doch als er ihn, um nicht zu gestehn, daß er selbst der Dieb sey, bat, ihm den Schatz genau zu beschreiben, so zögerte er lange, und nur als jener darauf bestand: er müsse, um ihm auf die Spur zu kommen, wissen, in was er bestehe, da hieß er bis auf Wilhelm alles zur Thür hinausgehn, und nachdem er sie verschlossen, gestand er, daß es ein Ermel von Leinwand sey.

Ach, ist es nur das! — rief jener aus, — den Ermel habe ich.

Entzückt fiel ihm der Alte um den Hals, und glaubte gern, was er ihm von einem Menschen erzählte, dem er unweit des Tempels der Weisheit begegnet, und der, ihn erblickend, den Ermel ins Gras geworfen und entflohen sey, worauf er ihn aufgehoben und mit nach Hause genommen.

Er mußte, nachdem er ihm die heiligste Verschwiegenheit angelobt, sogleich den geretteten Schatz holen, und als er ihn nun wieder in Sicherheit gebracht, so legte er hoch entzückt die Hände der Liebenden ineinander, und Rose glaubte zu träumen: daß sie so auf einmal ihren widerwärtigen Bräutigam los seyn, und dem geliebten Wilhelm angehören sollte.

Die Hochzeit wurde bald darauf mit allem ersinnlichem Glanze vollzogen, und die Liebe des jungen Paares hätte ein ungetrübtes Glück versprochen, wenn nicht auf der Stirn der schönen Braut zuweilen ein Wölkchen aufgezogen wäre, das dem Verdrusse galt, daß man ihr aus dem gestohlnen Schatze, den sie gern gesehn, ein Geheimniß mache. Wilhelm suchte ihren Unmuth mit freundlichen Worten weg zu kosen, und versicherte: daß nur das dem Vater gegebene Versprechen seine Zunge binde.

Dasselbe wiederholte er nach der Zeit so oft, als sie ein Verlangen zeigte, das Geheimniß zu erforschen, bis nach Jahren der berühmte Doctor Michael Bolthenius starb, und ihm Wilhelm auf sein Geheiß, die Quelle der Weisheit mit in den Sarg gab. Nun glaubte er Rosens Wunsch befriedigen zu können, und erzählte ihr mit aller Schonung für den Todten: daß dieser unscheinbare Ermel es sey, dem sie beide ihr Glück verdankten.

Er bat sie, das Andenken des Vaters zu ehren, und keinem Menschen sein Geheimniß zu entdecken. Dies hielt sie auch lange; nur als ihre Kinder heranwuchsen, so konnte es das Mutterherz nicht unterlassen, ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit die seltsame Begebenheit mitzutheilen. So redete sich endlich die Sache doch weiter, und sie soll es seyn, die Veranlassung zu dem Sprüchwort gegeben hat: Es läßt sich nicht aus dem Ermel schütteln.

Auszug der eigenhändigen Memoiren der Madame Manson.

(Fortsetzung.)

Indem wir beim Weggehen durch den Präfekturhof gingen, sagte ich zu Hrn. Julien: ich will nicht mehr hieher kommen. Der Präfekt macht mich zu viel sagen, und leiser setzte ich hinzu: sogar, was ich nicht weiß. Den folgenden Morgen erhielt ich eine neue Einladung von dem Präfekten, der meine Worte beym Weggehen gehört hatte und mich noch einmal sprechen wollte. Wie ich zu ihm kam, vervollständigte ich meine Aussage, die Sie gelesen haben, und unterschrieb sie. Ich brachte acht Stunden hin, um von demselben Gegenstand zu sprechen, und Sie wissen, liebe Mama, wie mich das kurzweilen mußte! Der Präfekt sagte mir: Hr. Clemandot habe ihm gesagt, daß ich den neunzehnten März Mannskleider angehabt hätte. — Ich versicherte; das sey falsch. — Der Präfekt fuhr fort: dieser Umstand könnte doch nicht erfunden seyn? — Da ich keinen Schaden dabey sah, dieses einzugestehen, sagte ich: Nun ja! ich war in Mannskleidern. — Doch da ich nie ein solches Kleid besessen, und ich fürchtete, man möchte es zu sehen verlangen, setzte ich schnell hinzu: aber meine Pantalons sind verbrannt; ich habe

nur noch den Spencer; suchen Sie selbe also nicht. — Der Präfekt sah mich fest an, so daß ich die Fassung verlor; dann sagte er: nicht wahr, Sie schafften sie aus dem Wege, weil Blut daran war? — Ich antwortete wieder: nun ja, es war Blut daran. — Bey diesen Worten fühlte ich, daß man mich als eine Mitschuldige ansehen könnte; allein ich war so erschöpft von Aussagen, so abgemattet von Fragen und Zudringen, daß ich, um nur dem Präfekten zu entgehen, alles sagte, was mir in den Kopf kam. —

In Allem diesem hat das Publikum den Präfekten viel strenger beurtheilt, wie Mad. Manson, die allgemein für eine Frau angesehen wird, deren Einbildungskraft man zu verwirren suchte, die man mit einem achtstündigen Verhör ermüdete, die man der Besinnung zu berauben trachtete, um sie Alles, was man wollte, sagen zu machen. Mit diesen Mitteln gelang es ehemals, den Calas zu verdammen. Dennoch beschuldigt man den Präfekten nicht, ein böser Mensch zu seyn; man klagt ihn nur der Unfähigkeit an, und der Sucht, sich wichtig und bey seinen Obern beliebt zu machen, weßhalb er auch Mad. Manson Geständnisse auspresste, die der Justiz allein zukommen. Daß er sich dieses Fehlers schuldig machte, beweist wenigstens seine ganze unberufne Einmischung in diesen Prozeß.

Eben so verschuldete er ein andres für Mad. Manson sehr wichtiges Mißverständniß. Sie beschloß, Hrn. Clemandot vor dem versammelten Tribunal eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Sein Anblick hatte sie solchergestalt angegriffen, daß ihr das Blut auf die furchtbarste Weise zu Kopfe stieg. Sie bat eine ihrer Freundinnen, Mad. Pons, ihr ein geladnes Pistol zu schicken, überzeugt, ihre Brüder, ihr Mann oder Neffe, müsse dergleichen haben. In der Zwischenzeit, wo ihr Kopf ganz verwirrt war, schrieb sie an den Präfekten: „bald würde er Gelegenheit haben, Gnade für sie zu bitten;“ jedoch ohne ihn von ihrem Vorhaben zu unterrichten. Diese vorgreifliche Andeutung war Schuld, daß er sie in Fualdéz Mord verflochten glaubte, und obschon nur von einem Racheplan die Rede war, dessen Ausführung ihr den Kopf gekostet hätte, glaubte sich der Präfekt zu dem Wahn berechtigt, daß sie an einem schon begangnen Verbrechen Theil genommen habe.

Alle diese Preliminarien und mehrere andre Verhöre, denen man Mad. Manson unterwarf, führten sie endlich in Fualdéz Sache auf die Zeugen-Bank. Sie ward förmlich vorgeladen. Der Gerichtsbote, schreibt sie, holte mich ab: ich folgte ihm; meine Lage konnte nur von dem, den man zum Richtplatz führt, beneidet werden; ich war so blaß, wie ein solcher.

Ich sage Ihnen nichts von dem, wie ich mich auf der Zeugenbank sah. Einerseits das ergreifende Gepränge des Gerichts, das Verbrechen, das die Angeklagten drückte, meine vollkommene Ueberzeugung ihrer Strafwürdigkeit, die wilden Blicke einiger unter ihnen, die über diesen ungeheuern Saal ruhende Stille, die Aufmerksamkeit der ihn füllenden Menge, die gespannt der Veroffenbarung eines großen Geheimnisses entgegensah, das Vorurtheil eben dieser Menge gegen meinen Vater, der Anblick von des Schlachtopfers unglücklichem Sohn, der hier gerächt zu werden erwartete, und endlich das Bild des Gekreuzigten, das mir gegenüber stand und mir meine Pflicht ins Gedächtniß rief. — So viele Gegenstände, so viele stürmende Gedanken, die vereint auf mich eindrangen, überwältigten mich — ich fiel in Ohnmacht. — Indem ich wieder zur Besinnung kam, ward ich doch nicht wieder Herr meiner Vernunft; ich

war mir nur eines Gedankens bewußt, der mich ohne Aufhören verfolgte: ich glaubte immer ein blutiges Messer zu sehn, das über meinem Haupte schwebte, oder die Brust meines Sohnes durchbohrt hatte.

Das Uebrige, liebe Mutter, wissen Sie. Sie haben die Berichte gelesen, und jedesmal, wo ich einen Blick auf die unselige Sitzung vom 22. August werfe, frage ich mich: Hast du denn das alles gesagt? Hast du alle die abscheulichen Tollheiten sagen und thun können?

Wie sie das nächste Mal wieder vor dem Tribunale erschien, sagte eine hinter ihr sitzende Person: „Man hat ein junges Frauenzimmer vorgeladen. Vielleicht giebt sie uns einigen Aufschluß. — Jemand Andres sagte gleich darauf: wir werden ein Frauenzimmer sehen, die, wie man sagt, in Bancals Hause gewesen seyn soll. Ihr Liebhaber hat sie verrathen. Es scheint, daß er, sich zu spät an den verabredeten Ort begebend, die Thüre verschlossen fand. — Mad. Manson forderte Erläuterungen. Sie erfuhr, daß man dem Präsidenten Mlle. Pierret, als von der Sache des Fualdéz sehr wohl unterrichtet, genannt hatte. Plötzlich erinnerte sie sich, daß sie es gewesen sey, die sie den drei und zwanzigster März so gut unterrichtete (von den Umständen des Mordes.) Sie besann sich auf alle Gespräche, die sie mit ihr über diesen Gegegenstand gehabt, und daß Mad. Constant, wie sie eines Tags nach der Abreise der Mlle Pierret zu ihr kam, sagte: dieses Frauenzimmer sey Willens, die ganze Zeit, daß der Prozeß des Herrn Fualdéz dauern würde, auf dem Lande zu bleiben.

Man wartete nun im Tribunal ungeduldig auf die Ankunft der Mlle. Pierret. Täglich kündigte man sie an, und nie erschien sie. Man sagte Mad. Manson: sie sey von der Zeit an krank, da ihr derselben Vorladung bekannt worden sey; sie wäre ohnmächtig geworden, wie sie ihren Ausruf: Niemand hat mit mir Mitleiden! erfahren. Dieses alles bestärkte Mad. Manson in dem Verdacht, daß Mlle. Pierret wohl die Dame des Kabinets seyn könnte.

Um sich dessen zu versichern, beschloß sie die kleine Bancal zu besuchen, die seit dem schrecklichen Vorfall in ihres Vaters Hause ins Hospiz eingesperrt war. Sie ließ sich das kleine Mädchen herbeyführen, und sie fest anblickend, sagte sie zu ihr: Ich komme vom Tribunal, Deine Mutter hat alles gestanden, sie hilft sich durch; was aber dich anbetrifft, Dich hat man, weil du nicht reden willst, durch Gensd'armes holen lassen wollen; ich habe für dich gebeten, in der Hoffnung dich zu bereden, daß Du die Wahrheit sagst. Madelaine, so heißt das kleine Mädchen, sah Mad. Manson fest an, und wie sie dasselbe fragte: Ob Hr. Fualdéz in ihrem Hause ermordet worden sey? antwortete sie: ja, und gab die bekannten Umstände an. Darauf fragte Mad. Manson: ob während des Mordes eine Dame bey ihrem Vater gewesen sey? und versprach ihr einen Thaler, wenn sie ihr dieselbe kenntlich machen könnte. Die Kleine antwortete: sie sey verschleyert gewesen. Mad. Manson hob nun ihren Schleier gänzlich auf und sagte: sieh mich an! bin ich die Dame? — Das Kind antwortete, sie hätte nicht ihr Gesicht gesehen, weil der Schleyer sehr dicht gewesen, ihr bis an die Knie gegangen und von schwarzer Farbe gewesen sey.

(Der Beschluß folgt.)

Antwort von K.

(Eingesandt.)

Die ebenfalls letzte Antwort von K. an S. in Beziehung auf die vom Letzteren in Nro. 37 dieses Blattes mit der Ueberschrift: Antwort

von S. eingesandten Aufsatzes, sey kürzlich folgende.

Man stehet es an den Waffen welche der Verfaßer jetzt zu gebrauchen für gut findet zu welcher Ritterschaft er gehöre, und obgleich dergleichen Waffen schon ein wenig zu sehr abgenutzt sind und es auch unschicklich ist sich dahinter zu verstecken; so ist man diesseits dennoch gezwungen solche umzudrehen und gegen den Angreifer zu richten. Zuerst also mein Herr S. erhalten Sie mit freundlicher Becomplimentirung über ihre Tapferkeit, den im Jesus Sirach Cap. 5. v. 14. allegirten Spruch zur Beherzigung zurück: denn wenn Sie dies früher gethan hätten; so würden Sie sich nicht zum unberufenen Ritter für einen andern (wie mich der Herr Redakteur in einer Note belehret) aufgeworfen und etwas nach gelallet, Institute und Obrigkeiten, unter deren Protektion selbige stehen, so wie eine ganze Classe von Menschen welche dafür wirksam ist, als Handlanger bei Untergrabung aller Moralität ganz unbesonnener weise geschildert, sondern die letzte Zeile jenes Spruchs befolget haben: denn daß Sie nichts von der Sache verstehen, dahero auch nichts gründliches darüber sagen können, zeigt ihr Benehmen, mit welchem Sie einen Angriff aufnehmen, den ihr Vorgänger schon selbst aufgegeben hatte. Ferner lesen Sie mit Bedacht Cap. 7 v. 1. und Cap. 42 v. 24. desselben Buchs; so ist, wenn ich Ihnen nur noch zugerufen habe: — Streckts Gewehr! — die Sache so ziemlich erlediget, zumal wenn Sie noch einen guten Rath annehmen und sich künftig nicht auf ein Schlachtfeld verirren wollen, wovon Sie das Terrain nicht kennen und dahero in einen Morast gerathen oder sich, wie Sie es jetzt thun, hinter ein heiliges Bollwerk verkriechen müßen. Oberflächlichkeiten giebts ohnehin schon genug auf Gottes Erdboden welche mit Gestripp und Haide bewachsen sind, warum wollen Sie also zu deren Vermehrung noch ferner Ihren Schädel drängen? K.

Theaterkritik.

Sonntag den 3 May. Die Macht der Verhältnisse. Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Ludwig Robert.*)

Der Verfaßer dieses Trauerspiels hat bis jetzt wenig für die Bühne gearbeitet; das heutige Stück hat mehrere interessante Situationen, wenn die Begebenheit auch etwas gewaltsam zusammengetragen und die Entwickelung unwahrscheinlich ist. Mit Vergnügen bezeugen wir Hrn. Ringelhardt in der Rolle des Grafen von der Falkenau unsern Beifall. Wir erinnern uns nicht eine bessere Darstellung von ihm gesehen zu haben. Würde, Anstand und Affect ergriffen und rührten den Zuschauer von Anfang bis zu Ende.

Weniger angemessen war die Erscheinung der Frau Köhler als Gräfin Eleonore. Beständige Declamation und doch eine gewisse Monotonie, ein steifer Anstand denn man eher stramm nennen könnte, machten einen widrigen Eindruck: dazu kömmt noch daß ihr Organ undeutlich und zu leise ist, so daß in mehreren Scenen, sie auch bei der größten Anstrengung auf den etwas entfernten Sitzen nicht gehört und verstanden wurde. Der Frau Köhler können wir nicht genug unsere frühere Bemerkung wiederholen, daß sie sich eines herzlichern gefühlvolleren Tons der Rede befleißigen möge, wenn ihr nehmlich daran gelegen ist, angenehm auf's Publikum zu wirken.

Hr. Göcke war wahrscheinlich durch die Macht der Verhältnisse gezwungen werden, die Rolle des Gustav zu übernehmen, sonst würde er sich wohl schwerlich dazu verstanden haben; nur in diesem Fall, konnte er auf die Nachsicht des Publikums rechnen. Seine Kratzfüße beim Eintritt in das Zimmer des Vaters, bei welchem er nur seinen Freund den Major fand, waren höchst auffallend: Wir hätten ihm gern einige schulgerechte Reverenze geschenkt und mit einer unständigen Verbeugung gegen den Vater vorlieb genommen. Seine Bewegungen der Arme und Hände sind steif und unbeholfen.

Da Hr. Labes dem Vernehmen nach das hiesige Theater bald verlassen wird, so halten wir es überflüßig etwas über sein Spiel zu sagen, und wünschen ihm von Herzen eine glückliche Reise.

Hr. Clausius würde bei etwas weniger Schreyen, gewiß gefallen. Sein Organ ist angenehm, er spielt mit Gefühl und studirt seine Rollen in der Regel gewiß mit Fleiß und Anstrengung, so wie er auch heute in der Rolle des August Weiß deutlich zeigte, daß er den Sinn des Charakters richtig aufgefaßt hatte. Es gelingen ihm einige Situationen gut, nur glückt es ihm selten, seine Rolle richtig bis an's Ende durchzuführen. Das piano und forte wechselt so schnell und unerwartet auffallend, daß man wahrlich oft unangenehm aufgeschreckt wird; wenn aber gar ein nicht selten angebrachtes heftiges Crescendo mitten in der Rede auf einzelne Worte oder Phrasen gelegt wird, so kann man nur durch die leisen Wörte die unmittelbar danach zu folgen pflegen beruhigt werden! Auch möchten wir ihm eine richtigere Accentuation der Worte anempfehlen, denn das Ohr wird beleidigt, wenn z. B. Leben wie lebeñ von ihm ausgesprochen wird.

Fräulein Hanf die ält. war als Comtesse Sophie in ihrem Element und gab das Wenige, welches der Dichter ihr vorgeschrieben, mit Gefühl und Anstand, auch

Frau Meck war als Elise Weiß, an ihrer Stelle.

Dem weiblichen Personale hätte der Verfaßer wohl etwas mehr Antheil an der Handlung im Stück geben mögen. Sie waren gar zu passiv, keine Einzige flößte dem Zuschauer Interesse ein.

*) Ein schätzenswerther israelitischer Dichter. d. R.

Gedruckt und verlegt bei Georg Jénßen am Dom Nr. 2.

N: 39.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 14. May 1818.

Auszug der eigenhändigen Memoiren der Madame Manson.

(Schluß.)

Mad. Manson theilte dem Präfekten diese Entdeckungen mit, der sich mit ihr und in Begleitung von zwei andern Personen in das Hospital begab. Er befragte die kleine Bancal über die Dame im Kabinet: ob sie von der Größe der Mad. Manson gewesen, und bat diese, aufzustehen, um ihre Länge zu zeigen. Das Kind antwortete: sie sey nicht ganz so groß gewesen, und viel dicker.

Mad Manson begab sich wieder ins Tribunal, immer in der Hoffnung, Rose Pierret zu sehen; aber sie erschien nicht. Endlich schrieb sie ihr und sendete ihr den Brief durch eine Person, die ihr von dem Eindruck, den sein Empfang auf sie hervorbringen würde, Nachricht geben sollte. Sie erfuhr, daß sie dabei geweint habe, daß sie kaum habe gehen noch sprechen können, und endlich gesagt habe: sie wisse gar nicht, was Mad. Manson verlange. — Eine Antwort gab sie ihr aber nicht.

Wie Mad. Manson sah, daß Alles vergeblich war, schrieb sie an Hrn. Fualdés den Sohn, mit dem sie schon bei dem Präfekten zusammen gekommen war; sie meldete ihm: es gäbe nur ein Mittel die Wahrheit zu erfahren: man müsse sie selbst verhaften, dann würde vielleicht die unselige Frau, welche in dem Kabinet gewesen wäre, durch die Wahl: eine Unschuldige zu Grunde gehen, oder Verbrecher strafen zu sehen, sich bewogen finden, hervorzutreten.

Den zwölften September, schreibt Mad. Manson weiter, machte ich einen neuen Versuch. Ich stellte mich an, als sei ich von Hrn. Romiguiere, dem Advokaten des Bastide, beleidigt worden, und rief: nicht alle sind gefesselt, und mein Mund darf nicht die Wahrheit sagen. Diese Worte führten mich in das Kapuziner-Kloster (das Gefängniß). Den vierzehnten September — gesegneter Tag! — kam der Gerichtsbote, mir meine Verhaftung anzukündigen. Ich empfing ihn mit vollkommner Gleichgültigkeit. Zuerst erschien ich vor dem Tribunal, wo man mich verhörte, dann ging ich nach Hause, nahm mein Kind, und begab mich ins Gefängnis. — So war also die un-

glückliche Frau als falsche Zeuginn verhaftet. Ueber den Verdacht, der gegen ihren Vater obwaltete, drückt sie sich also aus: Mein Vater kannte die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen; mit mir sprach er aber nie darüber; allein daß er sie wusste, las ich in seinen Augen, in seinen Geberden, in den Zuckungen der Verzweiflung, die ihn zerriß. Man sagte ihm: ich sey in Bancals Hause gewesen, er glaubte es, und seine Liebe für Gerechtigkeit, für Wahrheit, trug den Sieg über das Vorurtheil davon, das seine Tochter zur Schmach verurtheilte. Er hielt mich für eine Zeuginn des Mordes, er wollte mich dessen geständig haben; das waren die Ursachen seiner Verfolgung, der man andere Zwecke unterschob.

Wir übergehen hier mehrere Seiten der Memoiren, die in Betrachtungen über ihres Vaters vortrefflichen Charakter, in nachtheiligen Schilderungen von den Einwohnern von Rhodez und ihrer Seelenlage bestehen. Wenn gleich etwas emphatisch, haben sie doch einen Ausdruck von Wahrheit, der für die Angeklagte einnimmt. Man räumte ihr in dem ehemaligen Kapuziner-Kloster, welches jetzt zur Aufbewahrung der Gefangnen dient, das Zimmer ein, welches einst der berüchtigte Kapuziner Chabot bewohnt hatte. Anfangs ließ man ihr ihr Kind, das sie mit inniger Heftigkeit liebt, das sie ganz zu beschäftigen scheint und sie sogar vor das Tribunal begleitete. Ihr Gatte, der bisher oft nach Rhodez gekommen war, ohne sich um sie und seinen Sohn zu bekümmern, trat nun auf, um ihr denselben zu entreißen.

Eines Tages kam der Präfekt zu ihr, und sagte: die kleine Bancal behauptete nun, wie er von ihr selbst gehört habe, sie sey die Dame im Kabinet gewesen; sie habe es ihm denselben Tag, da sie selbst im Hospital war, gleich nachdem sie das Kind verlassen hatte, erzählt. Sie hätte noch hinzugesetzt: Mad. Manson habe ihr einen Thaler versprochen, wenn sie erklären wolle, daß sie dieselbe nicht kennte. So viele Falschheit von einem zehnjährigen Kinde, schreibt Mad. Manson, setzte mich in Erstaunen; allein ungeachtet dieser Behauptung der kleinen Bancal würde ich mich in einem Lande, wo man weniger gegen mich eingenommen wäre, wie in Rhodez, rechtfertigen; denn welche Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, daß ich, wäre ich wirklich die berüchtigte Dame des Kabinets, den einzigen Zeugen sollte aufgesucht haben, der gegen mich auftreten könnte, daß ich ihn sollte zum Reden genöthigt haben? dieses Kind, das seit fünf Monaten weder Versprechung noch Drohung von dem beharrlichsten Läugnen abbringen konnte?

Das Mädchen hat von einer Frau gehört, die in dem Kabinet in ihres Vaters Hause soll eingesperrt gewesen seyn, und sie hat das wiederholt. Den ersten Tag sprach es von einer Dame; nach seiner letzten Aussage sollen deren sieben gewesen seyn, endlich kamen noch drei andere hinzu, deren eine schwarze, die andern grüne Federn, die dritte eine Haube trug. Sie nennt ihre Mutter, eine Benoit und ein anderes Mädchen, von dem Bousquier spricht. Was nun die grünen Federn anbetrifft, fährt Mad. Manson fort, so ist das ein einfältiger Possen, den man Miß. Gibson, einer Engländerinn, spielen wollte, der einzigen Frau, glaube ich, die hier grüne Federn trägt. Sie besuchte Madelaine im Spital, um sie auszufragen, und einer der Herren, der sie begleitete, richtete, um sie zu beunruhigen, das kleine Mädchen ab, von diesen Federn zu sprechen. Einer meiner Richter hat mir diesen Umstand erzählt, ist aber nichts desto weniger überzeugt, daß Madelainens Aussage in Rücksicht auf mich der Wahrheit gemäß sey. Ich bin mit

dieser confrontirt worden. Das erste Mal sagte sie: sie habe mich an der Stimme, das zweite Mal, sie habe mich an den Zügen erkannt; würden wir noch ein Mal einander gegenüber gestellt, so würde es an der Gestalt seyn. Ich soll einen schwarzen langen Schleier und ein rothes Kleid angehabt haben, ich soll das Kabinet verlassen haben, so lange der unglückliche Fualdéz noch athmete; ich soll für mich um Gnade gebeten und, die Hand auf den Leichnam gelegt, einen fürchterlichen Schwur abgelegt haben; nachher soll mich Joussion bei der Hand genommen und bis an den Marktbrunnen geführt haben.

Wie abgeschmackt Madelainens Aussage auch ist, so hat man sie doch angenommen. So eben meldet man mir, die Frau Bancal habe im Gefängniß ebenfalls versichert: ich sey am Tage des Mordes bei ihr gewesen. Ich wette, das ist nicht wahr, das hat ein angeblicher Zeuge ausgesagt. Die Bancal, mit der ich vor vierzehn Tagdn confrontirt ward, warf mir vor, daß ich vorgebe, in ihrem Hause gewesen zu seyn, indeß ich nie den Fuß hinein gesetzt. War übrigens eine Dame in dem Kabinet, so mußte sie ja die Bancal, die sie hinein führte, kennen; hat sie solche aber nicht gekannt, wie kann sie denn jetzt sagen, ich sey es gewesen? Mein Gesicht kann sie mit keinem andern verwechseln, es ist nicht eines von denen, die man überall sieht. Nur in meinem Spiegel, wenn ich davor stehe, sieht man etwas, das mir ähnlich sieht — und man verkauft mein Bildniß in Paris und behauptet, es sähe mir ähnlich! — Das ist gestohlnes Geld.

Man spricht mir so seltsame Sachen vor, daß ich oft gar nichts zu erwiedern weiß und nur große Augen mache. Ich komme mir wie Sosias vor. Zuweilen geschiehts mir, daß ich mich mit dem Ich bei Bancals verschmelze, welches nicht das Ich im Kapuziner-Gefängniß ist; denn das Eine geht frei herum, und das Andre sitzt hinter Gitter und Riegel. Ich martre mir den Verstand ab, ich mache tausend Vermuthungen, die sich einander aufheben. Endlich bin ich bei der vernünftigsten stehen geblieben: es scheint offenbar eine Frau bei Bancals gewesen zu seyn; des Hrn. Fualdéz Parthei glaubt, daß ich es war; seyn Sie aber gewiß, die Gegenparthei ist überzeugt, daß ich von nichts weiß, sie hofft aber dadurch, daß sie in mich dringt, den Verdacht von sich entfernen.

Nach einigen andern Seiten voll Betrachtungen, meldet sie ihrer Mutter, daß sie zu ihrem Besten an den Groß-Siegelbewahrer (Justiz-Minister) geschrieben, und mit der Mittheilung dieses Briefes, welchen Hr. La-Touche selbst übergab, und der von dem Minister mit Eifer und Theilnehmung gelesen ward, wollen wir diesen Auszug schließen.

Gnädiger Herr!

Wird es ihre Excellenz vergönnen, daß sich Ihnen eine unglückliche Gefangne nahe — wird sie eine günstige Aufnahme hoffen dürfen? Wird das Haupt der Gerechtigkeit zürnen, wenn ich es anflehe, mir Gerechtigkeit angedeihen zu lassen? Ich habe keinen Beschützer, gnädiger Herr, ich bin ohne Vertheidigung, ohne Stütze, meine Empfehlung bei Ihrer Excellenz beruht in Ihrem Gefühl, in Ihrer Liebe zum Guten.

Die Sprache, welche sich vor Großen zu führen ziemt, ist mir unbekannt, nur die des Herzens bin ich zu sprechen gewohnt. Doch der Minister eines Bourbonen wird sie nicht mißkennen, und ich werde mit Ihrer Excellenz keine andre reden sollen.

In den ganzen Jahrbüchern der Geschichte gibt es kein Beispiel, daß ein Zeuge also ver-

folgt worden wäre, wie ich. Des Herrn Fualdéz Proceß ist ein finsteres Labyrinth, dessen Faden Jedermann von mir verlangt, und Jedermann weiß so viel, Mancher wohl mehr davon, als ich. Beide Partheien quälen mich zugleich. Die des Hrn. Fualdéz schreit um Rache, und beschuldigt mich Bösewichter retten zu wollen; die Gegenparthei, sicher, daß ich nichts sagen werde, weil ich nichts weiß, dringt noch gewaltthätiger in mich.

Ich bin ein Schlachtopfer — ich weiß nicht für wen? Ich kenne meine Feinde nicht. Nein, gnädiger Herr, ich bin nicht die Frau, welche bei Bancals eingesperrt war, und durch eine, schwer zu erklärende, Verkettung der Umstände habe ich doch sagen müssen, daß ich es gewesen sey; das brachte aber meine Furcht mit; einen solchen Eindruck hat sie auf meine Seele gemacht, daß ich lieber wollte für eine schändliche Dirne angesehen werden, als das eintreffen sehen, was sie mir drohte.

Werfen Sie mir nicht, gnädiger Herr, mein Betragen bei der Sitzung vom zwei und zwanzigsten August vor. Wäre der Prozeß nicht vernichtet worden, so hätte ich meinen Kopf selbst dem Richtschwert geboten. Mein Verbrechen war unwillkührlich — allein das that nichts zur Sache; die Folgen wären zu fürchterlich gewesen! und ich bin ein schreckliches Beispiel der Gefahren der Ueberzeugung (des dangers de la conviction, steht im Text).

Wenn Ihre Exc. wüßten, was dieser unseligen Sitzung alles zuvorging, wenn Sie wüßten, in welchem Zustande die Unglückliche war, die es wagt, jetzt um Ihr Erbarmen zu flehen! Ich bin der Theilnahme an dem schrecklichsten Verbrechen bezüchtigt; das Zeugniß meines Gewissens beruhigt mich; der Tod erschreckt mich nicht, gnädiger Herr, ich habe ihm zu trotzen vermocht; im Jahre drei und neunzig — ich war damals noch sehr jung — wurden meine Eltern verhaftet, ich theilte ihr Schicksal, und wären sie aufs Blutgerüst geschleppt worden, so hätte ich sie nicht überlebt. In der Lage, in die man mich versetzt hat, wäre der Tod wünschenswerth; die Schrecknisse des Lebens fänden in ihm ein Ziel; aber die Freiheit einbüßen, Zeitlebens von Allem, was ich liebe getrennt seyn, meinen Sohn auf immer entbehren, — ach gnädiger Herr! wenn Sie mich für strafbar halten, so strafen Sie mich nicht damit! ich kann zu keiner größern Qual verurtheilt werden.

Gern will ich in den entferntesten Winkel meine Leiden, doch nicht meine Reue, verbergen. Mögen die, welche danach trachten, Reichthümer besitzen, ich hänge nur an einem einzigen Gute; die Natur theilte es mir zu, nur sie sollte es mir entreißen können. — Gnädiger Herr, verzeihen Sie die Verzweiflung einer Mutter! Ich bin allein in meinem Gefängniß; scheußliche Gitter, dreifache Riegel trennen mich von der übrigen Welt, und man wiederholt mir ohn Ende: „dein Schicksal liegt in deiner Hand, es hängt von dir ab, deine Fesseln zu brechen." Wie soll ich denn sagen, was ich nicht weiß? was ich mir Glück wünsche nicht zu wissen?

O haben Sie Mitleiden mit mir! Man droht mich nach Paris zu bringen. Wollte Gott Ihre Exc. nähmen die Mühe über sich, meine Sache zu untersuchen und mich anzuhören. Ich würde Ihnen die reine Wahrheit sagen. Konnte ich erwarten, unter dem besten der Könige inquisitionsmäßig behandelt zu werden? und Sie, gnädigster Herr, der Vollstrecker seines Willens, sollte ich Ihre Gerechtigkeit umsonst angefleht haben? Möge meine Stimme bis zu Ihnen erschallen! Niemand weiß, daß ich es wagte, Ihnen zu schreiben, sonst hätte ich Ihnen nicht

eine so schlechte Schreiberei unter die Augen gebracht, wie die meine. Ich hoffe, Sie verzeihen diese, so wie die Freiheit, mit der ich mich ausdruckte; ich hoffe, Sie werden meine Bitten nicht ganz unbeachtet lassen.

Empfangen Sie, gnädiger Herr, die Huldigung meiner tiefen Ehrfurcht u. s. w.

Etwas über den Mittelstand.

(Eingesandt.)

Unsre Zeit ist reichhaltig an edlen patriotischen Sinn; wer in sicheren Verhältnissen lebt, mit keinen Nahrungs-Sorgen zu kämpfen hat und unbekümmert ist, ob Tausende um ihn her den Druck des Lebens schwer fühlen, kann auf den achtungsvollen Namen eines Patrioten keinen Anspruch machen. — Wer sich aber Opfer gefallen läßt, Vorurtheile zu verscheuchen sucht und seinen Einfluß uneigennützig verwendet, daß das Wohlseyn des Lebens sich mehret und der Leiden weniger werden, verdient die Liebe und Achtung seiner Zeitgenossen, ist ein ächter Patriot, wenn er auch verkannt wird —

Da der Mittelstand bei weiten der bedeutendste an Zahl ist, und, wenn man eine genaue Untersuchung anstellen könnte, man die traurige Ueberzeugung haben würde, daß wenigstens Drei Viertheil dieses Standes ihre liebe Noth hat sich kümmerlich mit ihrer Familie durchzuarbeiten, so dürfte dies wohl ein Gegenstand seyn, der es verdiente zu untersuchen: ob die Verhältnisse dieses Standes im Allgemeinen nicht verbeßert werden könnten. Da ich selbst zu diesem gehöre, glaube ich nur um so richtiger davon urtheilen zu können und halte mich überzeugt, daß in unserm Staate es viel leichter erreicht werden könnte, als irgend in einem anderen: damit dieser, der Mittelstand, sich einer allgemeineren Wohlhabenheit erfreue.

Das drückendste Uebel, was die mehrsten Handwerker in ihrem Leben nicht überwinden können, was sie immer arm und klein erhält, was sie immer hindert ihre Talente auszubilden, liegt in der kleinen Ursache des Credit-Gebens. Der Handwerker, welcher hier nicht ein ganzes Jahr und darüber mit seiner Zahlung warten kann, mag noch so viel Geschicklichkeit haben, er hat keine Arbeit und genießt keine Achtung. Da steht der junge Mann vertrauend seiner Geschicklichkeit und seinem Fleiße, aber er hat nur einige hundert Thaler. Er wird Bürger, Meister, schaft sich einige durchaus nothwendige Mobilien an und — hat nun nichts mehr. — Armer unglücklicher Mann! wolltest nun wohl gern ein rechtlicher Bürger, ein guter Hausvater seyn, willst gern arbeiten und durch dein Talent Dir und Andern nützlich werden, aber wie wirst Du das möglich machen können? Glückt es Dir auch, daß Du deine Materialien auf Credit kaufst, wovon willst Du ein ganzes Jahr mit deiner Familie leben? Es ist leider kein anderer Rath für Dich, da man Dich für deine Arbeit erst das folgende Jahr bezahlt, daß Du dich mit deinen Geschäften einschränken, und abwarten mußt, wenn man dich hie und da ein wenig Arbeit giebt, und diese, aus Güte, gleich bezahlt. Deine Fähigkeiten verspare bis auf bessere Zeiten, halte dich nur an die liebe Hoffnung, sie gaukelt dir so lange was vor, bis deine besten Kräfte dahin sind, und du endlich durch Druck und Armuth ermüdet, ein gleichgültiger kriechender Bürger, ein seufzender Hausvater wirst. — Der Kaufmann giebt in seinem Handel zwei, höchstens drei Monat Credit, der Handwerker soll zwölf bis achtzehn Monat Credit geben, wie ist es nun möglich, daß er dabei aufkommen kann? — Es giebt einige Wohlhabende die dies können,

aber soll der Arme immer arm bleiben? soll sein Muth versiegen? sein Genie einschlummern? Leider! wenn kein Rath dazu ist diesem Uebel abzuhelfen! — Wahrlich wer dazu beiträgt, daß dem Handwerker seine Arbeit immer gleich bezahlt wird, macht sich ganz ausserordentlich verdient um den größten Theil unserer Mitbürger. Ich glaube nicht daß es etwas wesentlicheres geben kann, was seinen guten Folgen so entsprechen würde; erhält der Arbeiter seine Bezahlung gleich, so kauft er seine Materialien auch für baare Zahlung, der Detail-Händler läuft kein Risico, setzt sein Geld mehrere male um und ist mit dem halben, in manchen Fällen mit dem dritten Theil seines Gewinnes zufrieden, und steht sich dennoch besser wie jetzt; der Handwerker kann auf diese Weise mit den Auswärtigen Preis halten. Alles gewinnt und der Staat hat wohlhabende Bürger. —

Ueber die verschiedenen Ansichten vom Theater und der theatralischen Kunst.

(Fortsetzung.)

Faßt man von dem Theater eine frivole oder unwürdige Ansicht, so nimmt man sich eines der wirksamsten Mittel auf die höhere und feinere Bildung des Volkes zu wirken, denn es ist wohl nicht zu läugnen, daß das, was durch den Zauber der Kunst dem Gemüthe als schön und edel empfohlen wird, weit tiefer in dasselbe eindringt, weit folgenreichere Spuren hinterläßt, als was blos durch den Verstand den Weg zum Herzen nimmt, so wie auch das, was auf dem Theater mit Geist und Witz dem Gelächter blos gestellt wird, sich bei der Masse schwerlich als achtungswerth behaupten wird; es müßte denn von einer so eminenten moralischen oder ästhetischen Größe seyn, daß es sich dem Heiligen nähert, oder aus dem Kreise der gewöhnlichen Menschheit ganz hinaustritt. Unter den Völkern der neuern Zeit fühlen die Franzosen vielleicht am tiefsten die Nothwendigkeit, eine würdige Ansicht vom Theater zu erhalten, so viel es sich wenigstens unter den schwierigen Umständen thun läßt, welche die vorzügliche Theaterlust dieses Volkes erzeugt. Auf dem Theatre françois zu Paris, der ersten Nationalbühne desselben, darf nichts erscheinen, was als bloße Ergötzung des Augenblicks dem gemeinen Sinne fröhnte, oder einer niedrigen Zerstreuung diente. Da man indessen dieses dem Volke doch nicht ganz entziehen kann, so hat man besondre Theater dafür bestimmt, deren Mitglieder mit denen des Theatre françois keine artistische Gemeinschaft haben. Auf diesem dürfte daher wohl auch schwerlich ein wohl dressirter Pudel, ein gelehrtes Thier seine Künste zeigen dürfen. Wir haben oben bemerkt, daß die meisten Völker nur ihre Nationalität auf der Bühne zu sehen wünschen, weil sie diese für die Krone der Menschheit halten. So auch der Franzos. Was er auf seiner Bühne bewundern, woran er sich ergötzen soll, muß französisch seyn, d. h. das Gepräge eines konventionellen Anstandes tragen. Er verzeiht jeden Mangel eher als diesen, und läßt sich geduldig nicht selten die langweiligsten, frostigsten Tiraden von den tragischen Helden vordeklamiren, wenn sie nur geistreich gewandt und anständig gehalten sind. Weil ihm die leichte gesellschaftliche Bildung das Höchste ist, wornach er als Mensch streben zu können glaubt, diese sich aber nur durch strenge äußere Gesetzlichkeit erhalten läßt, so ist ihm der Anblick der Regel, des guten Tones schon genug, um etwas achtungswerth zu finden. Was aber will der Deutsche auf seiner Bühne sehen? Seine Menschheit, d. h. seine Nationalität! Aber er hat ja keine, sagt man; doch! nur ist sie min-

der einseitig, minder beschränkt, als die anderer Nationen. Dadurch aber ist er auch auf dem Wege das Ideal reiner Menschheit eher zu erreichen, als andere. Auf seiner Bühne darf sich alles zeigen, was Anspruch auf Größe, Würde und Adel, oder auf Reitz und Anmuth macht, wäre es auch mit einer Gestalt bekleidet, die unter dem entferntesten Himmel, oder in der fernsten Vorzeit gebildet wurde. Alles was menschlich ist, spricht ihn an, alles was das Interesse des denkenden Geistes erregt, oder die Theilnahme eines empfindenden Herzens in Anspruch nimmt, wird leicht ein Gegenstand seiner Unterhaltung. Also, wird man sagen, nährt er wohl eine höchst würdige Ansicht von der dramatischen Kunst? Wir wünschten sehr, diese Frage mit Ja beantworten zu können, auch würden wir es zu thun wagen, wenn wir nicht den Blick auf die uns überall umgebende Gegenwart fürchteten. Leider ist die Ansicht vom Theater als einer bloßen Ergötzungs- oder geistigen Restaurationsanstalt noch immer sehr verbreitet, leider hält man den noch immer für einen überlästigen Sittenprediger, der auch im Theater Moral gelehrt wissen, und nicht blos lachen oder weinen, sondern auch denken und empfinden will. Daß das Theater eine Kunstanstalt ist, darin kommen zwar Alle überein, daß aber die Kunst etwas ernsthaftes sey, können die wenigsten begreifen. Eine nette, hübsche, gefällige Peson soll sie seyn, voll muntrer Einfälle, voll Witz und Laune, immer bereit, den Ernst des Lebens nach gewöhnlicher Art zu erheitern, und müßige Stunden mit unterhaltenden Spielen auszufüllen. Daß sie zuweilen auch etwas rührendes spricht, läßt man sich gern gefallen, nur muß es nicht zu angreifend werden, allein mit dem Denken darf sie sich gar nicht abgeben, am wenigsten sich einfallen lassen, andere dazu aufzuregen. Daß sie musikalisch seyn muß, versteht sich von selbst, auch wird man nur ungern das Talent des Tanzes, besonders des leichten Hüpfens und Springens an ihr vermissen. Mit einem Worte, sie soll eine Person seyn, die man in jeder Gesellschaft von gutem Tone vorstellen kann, und die überall willkommen ist. Das Mädchen aus der Fremde aber wünscht man in ihr nicht zu sehen.

(Der Schluß folgt.)

Gleichheit.

Es gehört zu den bekannten Erfahrungssätzen, das man einen Baum umkehren, die Wurzeln nach oben und die Zweige nach unten hin, in die Erde setzen kann, ohne ihn doch zu tödten. Lange dauert es nicht: so werden die Wurzeln zu Zweigen, und diese werden zu Wurzeln. Es ist also offenbar, daß dasjenige, was unter der Erde in der Dunkelheit und oft im Schmutze fortlebt, von eben der Natur ist als das, was im Sonnenlichte des Glücks seine glänzenden Schwingen ausbreitet.

Wie oft erheben sich nicht einzelne Menschen oder Familien, aus der Dunkelheit und tiefer Niedrigkeit zur ständischen Hoheit! Bemerkt man freilich Anfangs an ihnen noch ein roheres Wesen: so verlieret sich dies doch im zweiten Frühling, den sie erleben, — oder in der zweiten Geschlechtsfolge, — und sie sehen dann schon den übrigen Zweigen gleich.

Wurzel und Zweig sind also von gleicher Natur und Wesen, und ihre Abweichung besteht bloß in der äusseren Form, die wieder ihren Grad in äussern Verhältnissen hat. — Wenn doch die Menschen dies nicht vergessen wollten.

Ein Ball, der ein Jahr gedauert.

Der ehrliche Doctor Schedel zu Nürnberg, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts eine in mancher Rücksicht merkwürdige Chronik schrieb, erzählt in derselben*) in vollem Ernste: Zur Zeit Kaiser Heinrichs II. hätten in einem Dorfe des Bisthums Magdeburg 18 Manns- und 15 Frauenspersonen, während der Zeit, als ein Priester in der Kirche Messe gehalten habe, auf dem daran stoßenden Kirchhofe

*) Bl. CLXXXVIIb der Alt'schen Uebersetzung, wo auch das Abenteuer in einem Holzschnitte dargestellt ist.

zu tanzen und mit heller Stimme zu singen angefangen. Da habe ihnen denn, weil sie nicht hätten aufhören wollen, der Priester geflucht, und nun hätten sie ein ganzes Jahr ohne Unterlaß also singend tanzen müssen; während dieser Zeit sey weder Thau noch Regen auf sie gefallen; sie seyen weder hungrig noch müde geworden, und ihre Kleider und Schuhe unversehrt geblieben. „Ach," hör' ich in Gedanken manche Leserin seufzen, „wer doch auch so gestraft würde!"

Aber, aber — nun, hochgeehrte Gäste,

Merkt auf! Nun kömmt — nicht das Beste. Zwar wurden diese Tanzenden, wie der Chronist meldet, nach Verlauf eines Jahrs, von dem Erzbischof entledigt, „allein," setzt er hinzu, „etlich starben alßpald, etlich schlieffen drei nacht aneinander*), etlich zitterten ihr lebtag."

Miscellen.

Es giebt mancherlei Wege, einer Waare Absatz zu verschaffen. Den 21. April Abends erschien auf der Promenade von Leipzig ein Engländer in einem Ueberrocke von Cattun; die Aermel waren Halbärmel und der Rock reichte sehr weit herab. Der Cattun sah sehr bunt aus und hatte schreiende Farben; wahrscheinlich ließ er sich bloß in diesem Anzuge sehen, um seinem Cattun Absatz zu verschaffen. Alle Welt staunte ihn an und auf diese Art erreichte er seinen Zweck.

Ein Maire in Frankreich, Namens Falatieu, zu Grand Lemps hat den Gästen, welche sich an Sonn- und Festtagen, wie auch während der Messe und Vesper in Kaffee- oder Wirthshäusern befinden, die Erlaubniß zugestanden, fortzugehen, ohne ihre Zeche zu bezahlen.

Theaterkritik.

Freitag, den 8. May, wurde zur Todtenfeier Schillers zum Erstenmal dessen Gedicht: Die Glocke, nach Göthe's dramatischen Einrichtung gegeben.

Die früher angekündigte Aufführung desselben und die damit verbundene Anzeige: den Ertrag der Einnahme zur Verschönerung des Schauspielhauses verwenden zu wollen, spannte unsre Erwartung, allein — sie wurde getäuscht, denn die Darstellung entsprach ihr keineswegs. Man überzeugte sich, daß die Declamation von den vortragenden Personen, im Ganzen zu wenig eingeübt war, und dies hätte an diesem Tage, der dem Andenken des irdischen Todes des unsterblichen Schillers geweiht war, nicht Statt haben müssen.

Herr Ringelhardt, als Meister, die Herren Hanf, Schmidt, Zschischka, vorzüglich aber Frau Meck sprachen jedoch mit Gefühl, und von Ihnen können wir mit Schiller sagen:

„Daß das Spröde mit dem Weichen
„War vereint zum guten Zeichen."

Frau Zschischka schien unpäßlich, übrigens fehlte der Darstellung überhaupt, um ebenfalls mit Schiller zu reden.

„Heil'ge Ordnung, segenreiche
„Himmelstochter, die das Gleiche
„Frei und leicht und freudig bindet."

Der vom Hrn. Dr. Kosmeli gedichtete Epilog gefiel, und wurde von Frau Köhler gut, aber nicht herzlich genug gesprochen.

Einen schönern Genuß gewährte die vorhergehende Darstellung der Phädra, Trauerspiel in fünf Abtheilungen, nach Racine, von Schiller.

Phädra ist eine der schwierigsten Aufgaben für eine Schauspielerin, und kann nur von einer Künstlerin gelöset werden. Mit Vergnügen sahen wir Frau Köhler in dieser Rolle, und wir bekennen gern, daß sie in den drei letzten Akten, Alles leistete, was man von einer Künstlerin erwarten konnte. Im ersten Akt befriedigte ihr Vortrag aber nicht.

Frau Zschischka, als Oenone, bewährte durch richtiges Spiel und Declamation, den ihr mit Recht gebührenden Ruhm.

Aricia wurde von Fräulein Hanf, der ält. gut gegeben, im ersten Auftritt des 5. Akts hätte ihre Unterredung mit Hippolyt herzlicher und mit mehr Mimik verbunden seyn können.

Frau Strobe, war als Ismene an ihrem Platz, nur hätten wir gern ein griechisches Gewand an ihr erblickt.

Herr Ringelhardt gab den Theseus vortrefflich. Studium der Rolle leuchtete aus seinem gehaltvollen Spiel hervor und seine richtige Declamation entsprach unserm Gefühl.

Hippolyt wurde von Herrn Clauius ganz dem Charakter der Rolle gemäß gegeben. Er führte sie vom Anfange bis zu Ende gut aus, weshalb wir, der unrichtigen Aussprache einiger Worte nicht erwähnen,

Herr Hanf zeigte uns als Theramen den denkenden Schauspieler. Seine Erzählung von Hippolyt's Tode rührte Aller Herzen.

Warum wurde aber von der Direktion an diesem Tage nicht ein von unserm unsterblichen deutschen Dichter ursprünglich verfaßtes Meisterwerk, sondern ein, dem Französischen nachgebildetes Trauerspiel gegeben???

*) Vermuthlich also auch eben so viele Tage; daß auch diese Art von Büßung Manche sich gern gefallen lassen würde, ist eine Vermuthung, die — ein Bürgerfreund nicht auszusprechen wagt.

Gedruckt und verlegt bei Georg Jöntzen am Dom Nr. 2.

N: 40.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 17. May 1818.

Nachtrag zu Fualdez Prozeß, und den Memoiren der Mad. Manson.*)

Jauſion**) ward in dem nördlichen Frankreich geboren, man schickte ihn nach Rhodez, wo er seine Schulstudien unter den Augen eines Hrn. B. und seiner Frau, Freunde seiner Eltern, ziemlich schlecht machte, und alsdann als Buchhalter in sein Comtoir kam, um den Handel zu erlernen. Obgleich wenig von der Natur begünstigt, flößte er der Frau B. doch eine zärtliche Neigung ein; doch wachsam auf sich selbst, bat sie ihren Gatten, den jungen Menschen, indem er ihn nach Lyon schickte, zu entfernen. Dort blieb er bis zur Belagerung dieser Stadt, focht für die königliche Partey, und ward mit so vielen andern Schlachtopfern von Couthon und Collot d'Herbois zur Guillotine bestimmt. Frau B. eilte nach Lyon, um ihn zu retten, und ihr Mann reiste nach Paris, um den Arzt Bo., Repräsentanten des Aveyron Departement bei der Convention, für ihn zu interessiren. Es gelang ihnen. Frau B. wählte ein sonderbares Mittel. Wie sie um Jauſions Freiheit zu erbitten sich Collot d'Herbois darstellte, erblickte sie auf dem Kamin einen Theil von Corneilles Trauerspielen — bekanntlich war Collot Schauspieler gewesen — sie ergriff das Buch und deklamirte die schönen Verse aus Cinna, worin Emilie das Leben ihres Geliebten erfleht. Sie erhielt das ihres Freundes; allein er war sehr krank; zwei barmherzige Schwestern (soeurs grises) pflegten ihn im Gefängniß. Die jüngste, ein sehr schönes Mädchen, flößte Jauſion Liebe ein, und theilte seine Empfindung. Kurz darauf kehrte Jauſion mit seiner Befreierinn nach Rhodez zurück, und die zwei barmherzigen Schwestern folgten der Familie B. dahin nach. Sie pflegten nun Frau B., die krank geworden war, und darauf starb. Kurz vor ihrem Tode berief sie ihren Gatten und die junge Schwester an ihr Bett, zu einer Unterredung,

*) Aus dem so eben erschienenen: Intrigues de Rodez.

**) Da keinem unserer Leser dieser unselige Name unbekannt ist, halten wir sie nicht damit auf, diesem Artikel einen Eingang zu geben

bei der Jaufion ausgeschlossen war. Ihr Inhalt blieb unbekannt, Jaufion erhielt den Auftrag zu mehreren Handelsreisen, und bei seiner Rückkehr fand er seinen Handelsherrn — wie es schien, auf Anrathen seiner sterbenden Frau — mit der jungen schönen Schwester, die ihr Gelübde aufgelöst hatte, verheirathet. Die Liebe der beiden jungen Leute entflammte bald von Neuem, und sie hatten um so mehr Gelegenheit sich zu sehen, da Hr. B. durch fortwährende Kränklichkeit in sein Zimmer gebannt war. Frau B. ward schwanger; es ward ihr leicht, ihrem Gatten ihren Zustand zu verbergen allein in dem Moment, wo sie Mutter werden sollte, trat Hr. B., der Verdacht geschöpft hatte, oder dem sie verrathen war, in das Zimmer und hörte das Kind schreien. Rette mein Kind, rief die Mutter, indem sie das Neugeborne ihrer Magd zum Hinwegtragen gab. Rette die Ehre der Mutter, was es auch koste, setzte Jaufion schaudernd hinzu. — Das war des Kindes Todes-Urtheil, denn die Magd warf es in dem nahe anstoßenden Abtritt. So bald Frau B. hergestellt war, gerieth sie in Untersuchung, ward aber nur zu ewiger Haft verurtheilt, weil sie nicht in den Mord ihres Kindes gewilligt, sondern seine Rettung anempfohlen hatte. Sie verlor den Verstand und lebt noch in diesem traurigen Zustande. Jaufion ward des Kindermords nicht als theilhaftig verdächtigt, weil Hr. Fualdez, General Prokurator des Kriminalgerichts, keine Schuldigkeits-Anzeige gegen ihn hatte ausweisen können — kaum daß sein Name in dem Prozeß vorkam. Daraus schließt man, seine Ermordung müsse andre Ursachen gehabt haben, um Jaufion zu dessen Theilnahme zu verleiten, als die Furcht vor dem schrecklichen Geheimniß, mit dem er ihn gegen sich gewaffnet wußte.

Der Gerichthof von Alby wird dieses schaudervolle Dunkel bald beleuchten, daher übergehen wir auch Bancals Geständniß, das er, von dem freiwillig verschluckten Gifte sterbend, seinem Beichtvater ablegte. Doch von den Briefen der Mad. Manson, welche jene Schrift enthält, und die offenbar zeigen, wie der Kopf dieser sonderbaren Frau durch Romanen-Ideen bis zum Unsinn verdreht war, wollen wir ein Paar anführen. Folgenden schrieb sie an ihrem Hochzeittage an ihren Mann.

„Endlich, mein Herr, sind Sie mein Gatte. Sind Sie recht zufrieden? dann sind Sie sehr genügsam! — Da ich es wenig bin, aber mehr ergeben, so will ich Ihnen zeigen, worin ich meine Ergebung bestehen lasse: ich lasse es mir an schlechtem Betragen zuvor thun. Das Ihrige, zum Beispiel, ist abscheulich! allein indem Sie alle meine Rechte an sich rissen, haben Sie mir vielleicht eines — ein sehr sonderbares — zugetheilt. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich davon Gebrauch machen werde, nicht aus Achtung für Sie, sondern für mich selbst, von ganzem Herzen tausche ichs gegen das Recht aus, Ihnen die Wahrheit sagen zu dürfen — für einen Sklaven, wenn er mit seinem Herrn spricht, ein köstlicher Genuß!“

„Seinem Herrn. Also drei lateinische Worte, zu Folge einer erschlichnen Einwilligung hergestottert, machten Sie zu meinem Herrn? — Ich liebe den Scherz; dieser schien mir doch ein bischen zu derb, selbst wie ich Sie noch nicht kannte; urtheilen sie selbst, wie er mir, nun ich Sie genau kenne, abscheulich vorkommen muß. Wie ist denn nun eigentlich unser beiderseitiges Verhältniß? Von Ihrer Seite — wenn ich dem Anschein glauben soll — Entzücken, Trunkenheit, Bezauberung; von der meinen? — wahrlich, ich bin verlegen es zu sagen, und erschiene

vielleicht unhöflich, wenn ich deutlicher wäre. Wie ich letzthin krank war, gab mir Hr. Bruiguiere (der Apotheker in Rhodez) Pillen; wie er mich nachmals sah, wollte er mir einreden, sie seien vortrefflich gewesen. Ich habe sie verschluckt, antwortete ich, das ist doch wohl alles, was Sie fordern können; sie gut finden, ist eine ganz andre Sache."

„In dem Augenblick, wo mein Vater meine Hand verschenkte, liebte ich und verschwieg es Ihnen nicht; und vielleicht liebte ich noch heute, hätten Sie und mein Vater nicht die Uebereinkunft getroffen: ich liebte nicht mehr. Sie übernahmen also Nutzen und Schaden bei dem Kontrakt, und fehlte es Ihnen dabei an Zartgefühl, so fehlte es Ihnen doch nicht an Keckheit. Da nun aber die Empfindung, welche ich das Unglück hatte Ihnen einzuflößen, wie Liebe aussieht — werden Sie da auch Keckheit genug haben, um das, was mir zu sagen, das was ihnen zu wissen, übrig ist, zu ertragen? Sie kennen meine Mutter. Das sagt Ihnen genug — nicht meine Liebe zu ihr — welche Tochter liebte nicht ihre Mutter? sondern daß ich die Trennung von ihr nicht überleben werde, daß es eben so gut ist, als wenn man uns tödtete, sollte sie erzwungen werden — das müssen sie wissen. Wollen Sie sich des doppelten Mordes schuldig machen? genügt es Ihnen nicht eine Unglückliche gemacht zu haben?

„Da es von Ihnen abhängt, mein Unglück unverzüglich zu beendigen, so schmeichele ich mir gern mit dieser Hoffnung. Sehen Sie, wie ich auf Ihre Großmuth vertraue. Ein Mädchen, ein Weib — mehr will ich nicht sagen — wird einen französischen Krieger nicht umsonst angefleht haben."

Man siehet nun aus der Fortsetzung dieses Briefwechsels, daß diese unwürdig verirrte Frau ihren Liebhaber nach und nach vergißt, sich aber nicht an den Gedanken „eines Ehemanns in der Nachthaube gewöhnen kann," da Herr Manson die Wendung ihres Charakters wahrnahm, verließ er das Schloß seines Schwiegervaters, des Hrn. Enjalran, wo er bisher mit seiner jungen Frau gewohnt hatte, und bezog eine Mühle mitten in dem benachbarten Walde. Anfangs glaubte sie, er suchte dort Abenteuer und ward eifersüchtig; sie überraschte ihn dort, fand ihn ganz mit ihr beschäftigt und versöhnte sich unter der Bedingung mit ihm, daß er in der Mühle bleiben und sie ihn dort heimlich besuchen solle. In dem Briefe, der diese Sammlung beschließt, gibt sie von dem Ende dieses abgeschmackten Abenteuers einer Freundinn selbst folgende Nachricht:

„Mein letzter Brief, (etwa sechs Wochen vorher geschrieben,) drohte schon die Lösung des Knotens — sie ist vollendet, allein sie hatte einen neuen Knoten geschürzt, welchen die gestrige Begebenheit auf immer durchhaut.

Von den dringenden Bitten eines Liebhabers, der, Alles wohl überlegt, den Gatten zu Hülfe rufen konnte, überwältigt, gab ich seinem Flehen und der Stimme meines Herzens nach, ich gestattete Antoinen (Hrn. Mansons Taufname war Marc Anton) heimliche Zusammenkünfte. Mehr wie einen Monat lang sah ich ihn in einem entfernten Pavillon des Schloßes, ohne Hrn. Enjalrans und — ich muß es nur gestehen — auch ohne das Vorwissen meiner Mutter. Das war ein sonderbares Leben! es hatte alles Anziehende einer Leidenschaft, und ich überredete mich, deß es auch alle ihre Gefahren habe; so gewiß ich war, nie überrascht zu werden, machte ich mir doch weiß, alle Schrecknisse einer Ueberraschung zu fürchten. Weniger unruhig, wär ich weniger glücklich gewe-

*

sen. Antoine, um aus dieser Kinderei seinen Vortheil zu ziehen, gab vor, sie zu theilen. Endlich aber ward er eines Zwanges müde, der seine Vernunft empörte, und bat mich unser Einverständniß einzugestehen. Bei dieser herrlich bestimmten Ansicht flog die Liebe in vollem Fluge davon und ich zweifle, daß sie rückkehre. Der Zauber hat demnach einer Trennung Platz gemacht, die manchen Talisman erfordern würde, um wieder vereinigt zu werden. Es ist vorbei, die Verblendung ist zerstört; ich sehe jetzt in Hrn. Manson nichts weiter, als einen sehr gewöhnlichen Menschen; freilich wohl liebend, aber prosaisch, auf einer Höhe, welche man bildlich das Erdgeschoß der Empfindung nennen könnte — kurz einen bürgerlichen Eheherrn — und ich gehöre zur Schule der Romantik.

Doch im Hintergrunde aller dieser Träumerei, findet sich eine unwiderrufliche Gewißheit — ich werde Mutter und bilde mir ein schon Leben unter meinem Herzen zu spüren. O wie sollte ich doch Antoine lieben! — Wie werde ich doch seinen Sohn lieben! — Denn ein Sohn ist es gewiß! Die Liebe ahmt ihr Bildniß nicht in weiblichen Zügen nach. Beklagen Sie mich nicht mehr, theilnehmende Freundinn! Verlust eines Liebhabers ist ja eigentlich nur ein entflohener Traum; allein sich beim Erwachen Mutter zu wissen, ist ein Erwachen zum wirklichen Glück."

Zu entscheiden wie viel Schuld oder Thorheit bis dahin in dieser Frau war, würde hart seyn; daß aber so eine Thorheit eine völlige Abwesenheit sittlicher Begriffe, noch mehr, der Anerkennung weiblicher Bestimmung im gesellschaftlichen Vereine zeigt, fällt in die Augen. Der Fortgang ihres Schicksals hat es erwiesen, denn uns schien in Allem, was uns von ihr zukam, Selbstbetrug mit Lüge abzuwechseln, und vermengt zu seyn. Schrecklich wär ihres Lebens Rest, wenn die Gesetze ihr nicht den Tod zusprechen könnten; denn eine furchtbarere moralische Vernichtung, wie die sie ergreifen muß, in den Mauern eines Gefängnisses, oder ehrloser Freiheit zurückgegeben, hätte die schwärzeste Einbildungskraft nicht ersinnen können. Ein so schaudervolles Ende ist wohl ein seltnes Schicksal, allein wie mancher Anfang von Verirrung mag den ersten Irrthümern von Mad. Manson gleichen! Und diese Betrachtung allein dürfen wir unsern Lesern andeuten.

Das Romanenlesen als eine Ursache der weiblichen Ausartung.

Diejenigen, die zuerst das Romanenlesen zu einer nothwendigen Bedingung der Bildung junger Frauenzimmer gemacht, haben viel Unheil zu verantworten. Ohne dieses Gift würden Frauenzimmer im gewöhnlichen Leben nicht so oft Sklavinnen des Lasters seyn. Die einfache Nahrung, die gesunde Luft und die Bewegung, die sie sich machen, würden sie gegen die Tyrannei gesetzloser Leidenschaften geschützt haben und sie würden, wie ihre tugendhaften Großmütter, vor Schaam vor dem Zügellosen und Unreinen zurückgefahren seyn: allein jene großherzigen Gesinnungen, jene freisinnigen Meinungen, jene zärtlichen Erzählungen, die voll schmelzender Gefühle, voll bezaubernder Anmuth und lebhafter Schilderungen sind, sind ihr Verderben gewesen. Ein Mädchen, dessen Verstand durch eine solche Lektüre geschwächt worden ist, wird ein leichter Raub des ersten besten Jünglings, der den schmachtenden Liebhaber macht. Er darf ihr bloß einen Brief mit übertrieben zärtlichen Ausdrücken in die Hand drücken und sie findet nicht Worte genug, die schöne Gesinnung und das edle Herz

des Schreibers zu bewundern und schnell ist eine Heirath geschlossen.

So schlimm dies auch ist, so ist es doch nicht das Schlimmste. Es ist nichts ungewöhnliches, daß ein junges Mädchen, welches ihre theuerste Freundin zum Altare begleitet, ihr wenige Monate nach der Hochzeit den Gatten durch ihre künstlichen Schmeicheleien verführt. Solche Beispiele sind keine Seltenheit; in dem kleinen Zirkel meiner Bekanntschaft sind mir in drei Jahren drei vorgekommen. Ich habe gesehen, wie zwei trostlose Eltern vor der Zeit ins Grab sanken und ein Opfer der Unbesonnenheit, ja der Lasterhaftigkeit ihrer Töchter wurden? ich habe gesehen, wie der Friede so mancher Familien gestört wurde.

„Und war denn hieran das Romanenlesen Schuld?" fragte mich ein schönes Mädchen, das, wenn es dies Vergnügen entbehrt, kaum leben kann. „War denn das Romanenlesen die Ursache einer solchen Schwäche?" „Ja!" erwiederte ich. „In dieser Schule hatten die Unglücklichen die irrigen Grundsätze eingesogen und in ihr hatten sie sich mit einem lasterhaften Leben vertraut gemacht. Hier hatten sie gehört, daß die Liebe etwas Unwiderstehliches sey, daß sie unwillkührlich erwache und daß die Anhänglichkeit der Herzen im Himmel beschlossen sey. Diese falschen Vorstellungen wirkten mit Macht auf ihre Entschlüsse und die Bethörten glaubten sich am Himmel zu versündigen, wenn sie ihre Leidenschaften zügelten oder gar unterdrückten. Sie gaben sich jeder Versuchung hin und wurden ein Opfer ihrer Bethörung und Leichtgläubigkeit."

Nachrede zu einer alten und Vorrede zu einer neuen Sache.

(Eingesandt.)

Es war einmal ein Schriftstellerlein, welchen es bedünken wollte als müße jedermann „ich bin derselben Meinung" zu seinen Vorträgen sagen; allein es fand sich Jemand der nicht derselben Meinung war, und dahero begab es sich, daß der Erstere des Vorlegens einer falschen Berechnung überführet und gleich beim ersten Angriff auf der Stelle blieb. Doch sie zogen wiederum heran mit Schwerdtern und mit Stangen, unter ihnen ein sogenannter Weiser aus dem Morgenlande, der da glaubte, er müße, ohne seine Kräfte vorher zu prüfen, die Fehde seines Vorgängers wiederum ergreifen und beenden, aber siehe da! es erging demselben gar jämmerlich: denn, um die Vermuthung von sich abzulehnen, als erstrecke sich seine Lektüre dermalen nicht weiter als auf mehrmaliges Durchlesen des hiesigen Addreßbuchs, bewieß er straks, daß er auch die Comödienzettel lese, worauf ein Fürst-Bischoff von Bamberg figuriret. Alldieweil nun aber zur selbigen Zeit Maculatur in Ballen verkauft wurde; so fanden sich beim Durchstöbern derselben einige bambergische Verordnungen darunter, woraus man sofort einen Brustlatz, der gegen Hieb und Stich sichere, zu verarbeiten beschloß, doch gleich nach einigen Plänkeleien, sahe sich der Unglückliche, der die Ehre seines gebliebenen Vorgängers hatte retten wollen, genöthiget, hinter einen Schanzkorb zu flüchten, von woher derselbe seinem Gegner nur noch einige sehr ungeschickt gewählte Sprüchleins ins Gesicht warf, da aber auch diese Stellung nicht haltbar war; so ist der Weise, wahrscheinlich auf der Retirade nach dem Morgenlande, verschollen, denn man hat — — — weiter nichts von demselben gehöret.

Da indeß diese Lotteriefehde einiges Interesse für die Leser des Bürgerfreundes gehabt zu haben scheint; so glaubt Einsender dieses wenigstens nichts uninteressantes zu geben, wenn er an diese Begebenheit anknüpfe einen

Beitrag

zur Geschichte des Französischen Lotto-Wesens während der Usurpation Hanseatischer Departements.

Es war bekanntlich im October 1813 als die Franzosen sich bewogen fanden in gedrängter Kürze die beiden Weserbrücken zu passiren und manches im Stiche zu lassen, welches sonst für keinen Preiß in die Hände eines Deutschen gekommen, seyn würde. Auf diese Art ist der Einsender dieses in den Besitz officieller Papiere gekommen welche demselben nachmals durch einen Brief aus Paris als ein Andenken zur freien Disposition überlassen sind, und woraus sich das Folgende ergiebt.

In dem Zeitraum während der französischen Usurpation fanden überhaupt 71 Ziehungen des Lotto's vom 12. Jul. 1811 bis incl. den 11. Oct. 1813 zu Hamburg in Zwischenräumen von 10 Tagen statt — die Departements waren in gewiße Lotto Inspektionen getheilet, denen ein Inspektor und mehrere Controleure vorstanden. — Nach den vor mir liegenden Berechnungen war die Einnahme:

Inspektion Hamburg —	8,115,799 Fr. 30 Cent.
— — — Bremen —	2,774,840 „ 15 „
Hinzu gezählte Orte, als: Osnabrück, Minden ꝛc. ꝛc.	8,677 „ 78 „
Summa	10,899,317 Fr. 23 Cent.

Ausgabe:

Provision zu 5 pCt. an die Receveurs	544,965 Fr. 25 Cent.
Auf Loose welche gewonnen haben ist bezahlt	4,059933 „ 82 „
Administrations-Kosten	83,819 „ 44 „
Summa	4,688,718 Fr. 51 Cent.
An Ueberschuß ist nach Paris gewandert	6,210 598 Fr. 12 Cent.
Da aber die Spieler, Provision und Administrations-Kosten ebenfalls verloren haben mit	628,784 „ 69 „
So ist der ganze Verlust für letztere	6,839,383 Fr. 41 Cent.

Da in der Zahlen Lotterie keine wirklich aus den Einsatzgeldern formirte, sondern nur imaginäre Gewinne sind, welche der Spieler errathen muß; so zeiget sich der Unterschied, welcher zwischen Zahlen- und Classen-Lotterien ist, deutlich, und bedarf es der Beihülfe eines so großen Rechenmeisters, wie der Verfaßer des Aufsatzes an die Hoffnung ist, nicht, um solches zu entdecken.

Zu dem obigen baaren Gewinn des Französischen Schatzes, kommt nun noch die Hälfte der von den Receveuren baar geleisteten Cautionen, weil man in Paris eine eigene Art Stube hat, welche man aber „das große Buch" nennet, womit dergleichen Gelder so lange gesichtet werden bis ungefähr die Hälfte übrig bleibt.

Auch ist die Provision für die Receveurs nicht reiner Gewinn für diese gewesen: denn außer daß dieselben sich öfters mit der süßen Tochter der Unsterblichkeit, womit der berühmte Verfaßer des oft erwähnten Aufsatzes an die Hoffnung so sehr charmuziret, einließen, und dadurch, so wie durch das Liegenbleiben ausgeschriebener sogenannter Kaufloose, welche sie ohne Barmherzigkeit — letztere ist ohnehin nach den Erzählungen des Beobachters an der Alster anderswo zu Hause — bezahlen mußten, — beträchtlich verlohren; so hatte man noch andere

Mittel und Wege den Receveuren den Daum auf's Auge zu halten und die Fettfedern zu rüpfen. z. E. Ein vergeßener Punkt, ein Strichelchen, eine andere Dinte als die vorgeschriebene und dergleichen Siebensachen, welche man, wenn man zahlen sollte, mit Argus Augen entdeckte, machten es nothwendig, wenn auf dergleichen Loose etwa eine Ambe oder Terne fiel, daß der Receveur eingeladen wurde solche aus seiner Tasche zu bezahlen; dagegen zerbrach man sich den Kopf darüber nicht, wenn etwa auf einem Loose worauf nichts gewonnen war, dergleichen Fehler vorhanden waren, da hieß es: seelig ist der Besitzer.

Wie leicht aber solche Fehler beim Einschreiben statt finden konnten, wenn 10 bis 20 Menschen kurz vor der Schlußzeit, welche auf die Minuten geschehen mußte, zugleich Nummern verlangten, weiß jeder der solches rührende Fordern und Verlangen nach der süßen Tochter der Hoffnung mit angesehen hat, noch besser aber derjenigen, welcher durch die Macht der Zeitverhältnisse und um dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. (Schreiber dieses wurde eingeladen 100 Franken zu den kaiserlichen Reitpferden beizutragen, und als er sich deshalb etwas störrisch bezeigte, wurde ihm das Vergnügen zu Theil 4 Gensdarmes bei sich zu bewirthen) — an einen solchen Schreibtisch gekettet war.

Lotterien und überhaupt alle Glücksspiele, sind große Uebel welche sich aber die Menschen selbst schaffen, dies wird kein denkender Mensch läugnen, daß selbige aber alle Moralität untergraben, ist nicht wahr! und kann nur von Menschen behauptet werden, die nicht denken, sondern nur nachzulallen gewohnt sind, was Andere gesagt haben; besonders ist dieß nicht der Fall bei geregelten Classen-Lotterien, wo die sämmtlichen Einsatz Gelder in Gewinne vertheilet sind und der Ueberschuß dem Armenwesen zu Gute kommt. Selbige gänzlich abzuschaffen ist eben so unthunlich als zweckwidrig, wenn nicht alle Staaten zu gleicher Zeit darin einig sind, aber auch dann werden sogleich andere Spiele und Wetten an deren Stelle treten, wenn es auch nur das Wett-Rennen der Läuse ist, womit sich rußische Sclaven erlustigen und nach schwerer Arbeit erholen. — Wenn den Menschen alles genommen wird, woran er Interesse findet und wodurch Hoffnungen bei ihm erreget werden welche ihn erheitern; so wäre es besser ein Klotz zu seyn, den die Würmer ohne Hoffnung zerfreßen.

Daß aber die Zahlen-Lotterien eine wirkliche Pest sind, welche die geringere Volks Classe am stärksten angreift und vernichtet, bedarf keiner weitläuftigen Erläuterungen und dennoch giebt es noch eine größere Pest welche wahrhaft alle Moralität untergräbt und schändet; aber gleich wohl von der Obrigkeit geduldet wird, — ich meine die Bordelle in großen Städten — warum zieht man dagegen nicht mit biblischen Sprüchen zu Felde, damit solche ausgerottet werden; oder hält man diese aus anderen Gründen für süße Töchter der Hoffnung die nicht gestöret werden dürfen! — rb.

Erfahrungen.

Nichts ergötzt mehr, als die Erzählung eines langweiligen Schwätzers; man muß aber nicht auf die Erzählung, sondern allein auf die Art seines Vortrages achten.

Man bewundert nur immer das Werk, in welchem man seine eigene Gedanken wieder findet, daher das Urtheil so häufig befangen ist.

Ein junger, wohlerzogener Mann gleicht dem feinen Golde, welches in jeglichem Lande gleichen Werth hat; der unbescheidene Geck dagegen einer vergoldeten Kupfermünze, welche das Ausland verwirft.

Wenn man nur glücklich seyn wollte, würde man wenig Schwierigkeiten finden, so aber bemüht man sich, glücklicher zu werden, als andere, und hierzu gelangt man nur selten.

Das Glück ist eine Klippe, je höher man steigt, je tiefer fällt man im Sinken.

Willst Du die Tugenden erforschen, die einem Andern fehlen, so prüfe zuerst die, deren er sich rühmt.

Einzelne Züge.

Die Poppäa, des Kaisers Nero Gemahlinn, hat, wohin sie auch reiste, immer 500 Eselinnen bei sich geführt, in deren Milch sie sich, zur Erhaltung ihrer Schönheit, badete.

Im siebzehnten Jahrhundert wollten einige Juden mehrere Tonnen Pulver nach Prag führen. Eine dieser Tonnen aber hatte eine Ritze bekommen, wodurch das Pulver rieselte, auf die Erde fiel, und so eine ununterbrochene Pulverstraße bildete, die bis an den Karren reichte. Längstens waren die Pulverkarren schon auf dem Wege verschwunden, so daß einige Soldaten, welche eben des Weges kamen, nichts von ihnen hörten und sahen. Als ihnen nun das auf dem Wege zerstreute Pulver in die Augen fiel, nahmen sie, um sich ein Vergnügen zu machen, eine brennende Lunte, und zündeten es an. Aber die Flamme eilte nun dem Wege nach, holte in einem Nu die Karren ein, und so flog der ganze Zug mit einem schrecklichen Krachen in die Luft.

Anekdote.

Ein Bauer bezahlte an einen Advokaten eine Advokaturrechnung. Indem der Letzte die Summe überzählte, und mit den Händen einstrich, bemerkte der Bauer noch eine dritte Hand, welche schrieb. Diese, hinter einem Schirm hervorkommend, gehörte einem Abschreiber zu, welchen aber der Bauer nicht sehen konnte. Zu Hause angelangt, sagte er zu seiner Frau: — Mutter, daß die Advokaten so reich werden, wundert mich nun nicht weiter; denn heute habe ich es mit meinen sichtlichen Augen gesehen, daß ein Advokat eine Hand mehr hat, als wie andere Menschen. Die eine Hand schreibt, und die andern beiden nehmen das Geld für's Schreiben ein!"

„Dann Väterchen, sagte die Mutter, kann aber auch unser Gottfriederich, wie wir beschlossen hatten, kein Advokat werden!"

„Bewahre Gott, er hat ja nur zwei Hände!"

Correspondenz Nachricht.

— Dieser Tage brachte sich zu Frankfurt a. M. ein junger Mensch von 19 Jahren auf folgende Weise ums Leben: Erstens gab er sich einen Schnitt in den Hals, zweitens einen Stich in die Brust, drittens stürzte er sich aus dem dritten Stock auf die Straße, und verschied nach einigen Stunden. Ein anderer, schon bejahrter, Mann erhängte sich daselbst.

Gedruckt und verlegt bei Georg Jöntzen am Dom Nr. 2.

N: 41.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 21. May 1818.

Ueber die verschiedenen Ansichten vom Theater und der theatralischen Kunst.

(Schluß.)

Man würde uns sehr unrecht verstehen, wenn man glaubte, wir beabsichtigten mit dem Wunsche, daß die von uns in Nr. 38 u. 39 aufgestellte würdige Ansicht des Theaters herrschend werden möchte, eine plötzliche Reform desselben in dem Maaße, daß man nun in jeder Erscheinung theatralischer Kunst diese Ansicht recht deutlich und handgreiflich nachweisen könnte. Wollten wir das wirklich, dann würde man uns mit Recht der Pedanterei beschuldigen und einem Hausvater vergleichen können, der das fröhliche Leben seiner Familie durch immerwährendes Ermahnen, Moralisiren und Predigen stört, und dadurch endlich die Freude, welche das Prinzip jedes gedeihlich aufstrebenden Lebens seyn muß, im Keime tödtet. Nein, die genannte Ansicht muß in dem Gebiete der dramatischen Kunst walten, wie die Vorsehung in der Natur und im Menschenleben. Man muß von ihr sagen können, was Schiller von dem Regenten eines Staats sagt, indem er ihn mit dem Regierer der Natur vergleicht:

Ihn, den großen Schöpfer, wird man nicht gewahr,
Bescheiden hüllt er sich in ewige Gesetze
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn,
Wozu ein Gott? ruft er, die Welt ist sich genug,
Und nie hat eines Christen Lobgesang
Ihn mehr als diese Lästerung gepriesen.

Sie lebe nur im Geiste und dem Gemüthe aller derer, welche zu Gestaltung des Theaters mitzuwirken berufen sind, sie beseele den Dichter, sie durchdringe den Schauspieler, sie leite den Theaterdirektor in Allem, auch wo sie sich nach dem herrschenden Geschmacke der Zeit bequemen müssen, und die Veredlung desselben wird von selbst erfolgen.

Zum Schluße dieser Mittheilung sey uns erlaubt, des Mißverständnisses zu gedenken, welches sich in der neuesten Zeit zwischen dem rezitirenden Schauspiele und der Oper erhoben hat, und das in mehrern öffentlichen Blättern, nicht ohne Parteilichkeit, zur Sprache gebracht worden ist. Es hängt mit der Ansicht vom Theater und der theatralischen Kunst ja auf's genaueste zusammen. Wenn der Mensch, sagen die Vertheidiger des

rezitirenden Schauspiels, auf der Bühne die Welt des Innern, die eigentliche Menschheit in ihren mancherlei Gestaltungen, das wunderbare dem gemeinem Blicke oft so tief verborgene Getriebe, woraus sich die Thaten und Schicksale der Einzelnen, so wie ganzer Völker oder Gesellschaften entwickeln, dargestellt sehn will, was kann ihm da eine Kunst helfen, welche nur Seelenzustände zu versinnlichen, nur in Stimmungen zu versetzen vermag, und die an sich höchst achtungswerth — weil sie so unendlich viel zur Erheiterung und Erhebung des Lebens wirken kann, — dennoch da, wo nur der Gedanke und das durch diesen bestimmte Gefühl herrschen darf, eine sehr untergeordnete, wo nicht gar störende und unbequeme Rolle spielen muß. Richte ich in der Oper meine Aufmerksamkeit, wie man verlangt, hauptsächlich auf die Musick, so stört mich der Text, der, wenn er auch nicht, wie gewöhnlich, unsinnig ist, doch nur andeutend seyn kann, und gleichwohl in der dramatischen Form ein Bild der innern Welt aufzustellen verspricht. Indem ich aber dem Gange der Leidenschaften folge, die Charaktere aufzufassen suche, an der Handlung Theil nehme, folglich zu erklären, zu vereinigen, zu richten bestrebt bin, entgeht meinem Gemüthe ein großer Theil von dem Zauber, der in den geschickt und kunstreich behandelten Tönen liegt, verliere ich wohl ganz den Musiker aus dem Gesichte, der sich in einer Welt bewegt, wo der Begriff und der Gedanke gleichsam wie Schatten vergeistigt schweben. Wozu also eine Vereinigung von Künsten, welche in dieser nur einander gegenseitig beschränken, nicht fördern? Warum läßt man nicht jede für sich in den für sie allein passenden Formen sich bewegen? Und dann, was kann die Oper für die Bildung des Volkes wirken? Nährt sie nicht vielmehr das Vergnügen an blos sinnlichen Reizen, befördert sie nicht vielmehr eine gewisse Verweichlichung des Charakters? Giebt sie nicht der Eitelkeit, welche sich durch kleine Kunstfertigkeiten einen hohen Ruhm, eine bedeutende Auszeichnung zu erwerben meint, zu viel Nahrung? Ist die höhere Kultur des Volkes bedeutend fortgeschritten, der wahre Kunstsinn und Kunstenthusiasmus merklich erhöht worden, seitdem in der Welt so viel musicirt wird? Giebt eine Oper oder ein rezitirendes Schauspiel, vorausgesetzt, daß beide gut sind, mehr Stoff zu wahrhaft belebender, geselliger Unterhaltung? Und ist es daher zu wünschen, daß die Oper über das Schauspiel siege, und den Vortritt vor diesem erhalte? — Betrachten wir freilich die Oper, wie sie jetzt fast unter allen Völkern sich zeigt, die sich gebildete nennen, so müssen wir gestehen, daß ein Mensch von unverkünstelter Natur nur selten ein ganz reines Vergnügen dabei wird finden können. Der Widersprüche und Ungereimtheiten kommen oft so viele vor, daß man der wahrhaft schönen Einzelnheiten durchaus nicht froh werden kann, indessen ist doch die Oper an sich darum nicht verwerflich, wenn sie ein Gedicht mit Musik verbunden, oder vielmehr durch Musik belebt und gehoben ist, daß sie dies aber seyn könne, wird wohl Niemand läugnen, da ja die Dichtkunst in der innigsten Verwandschaft mit der Musik steht, und Dichter selbst zu allen Zeiten, und unter allen Völkern Sänger genannt worden sind. Allein, wenn die Musik auf die Bühne tritt, darf sie auch nur begleitend seyn. Das Gedicht muß immer der Hauptheil bleiben, und der Gedanke wie ein schöner Körper erscheinen, um den sich die Töne nur wie ein schmückendes Prachtgewand legen, ohne ihn zu verdecken. Man denke sich eine wahre Tragödie, unterstützt von dem Zauber der Musik, und man wird die schönste Opera seria haben, dagegen ein heiteres idyll-

sches Lebensgemälde, über welchem die Töne schweben, wie glänzende Lichtstrahlen, die den Farben erhöhten Glanz verleihen, das entzückendste seyn muß, das sich denken läßt. Für Darstellung des eigentlich Komischen ist die Musik wohl am wenigsten geeignet, auch drückt sich der Scherz wohl seltener in Tönen aus, als die Wehmuth, die Zärtlichkeit und die ernste Freude. Alle Künste sind übrigens Töchter einer großen erhabenen Mutter der Natur, alle sollen uns die Züge derselben in veredelten Formen darstellen, doch jede auf die in ihrer Individualität begründete Art und Weise. Keine soll die andere zu verdrängen, keine sich auf Kosten der andern Bewunderer und Anbeter zu erringen suchen, vielmehr erhebe eine die andere durch ihre besondern Reitze, und stelle somit den übrigen das himmlische Bild eines ewigen Friedens dar, wie es uns die Natur selbst in dem Regenbogen giebt, wo sich die verschiedenen Farben zum schönsten Kranze vereinen. Und wie keine Farbe seyn könnte, ohne das ewige unveränderliche Licht, so mögen die Künste bedenken, daß auch sie nichts werden und seyn können, ohne den sie alle gleich beseelenden Gedanken.

Ueber ein altes die Bremische Geschichte betreffendes Manuscript.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Unter unsren Vorfahren haben mehrere sehr verständige und verdienstvolle Männer, welche an der Spitze des Staats standen, das, was während ihrem Geschäftsleben Merkwürdiges in Bremen sich ereignete, wovon sie in den Verhältnissen, in welchen sie lebten und wirkten, die genaueste und sicherste Kunde hatten und haben konnten, sorgfältig aufgezeichnet und es, als ein köstliches treues Gemälde ihrer Zeit für die Nachkommen aufbewahrt.

Unter solchen Annotationen, Kalender Nachrichten, Tage oder Denkbücher, wie man sie zu nennen pflegte, ist keines so merkwürdig und so höchst anziehend, wie das Denkbuch des ältesten Bürgermeisters Daniel von Büren.

Das Original war durch Feuchtigkeit dem Verderben schon nahe und kaum noch lesbar, wie es im Jahre 1772 durch die Sorgfalt des damaligen Archivars — jetzigen Herrn Bürgermeisters von Post, aus dem Dunkel und Moder, worin es der Vergessenheit auf immer hingegeben schien, ans Licht gebracht und eine saubere — dem Originale buchstäblich gleichlautende, — mit einem Realregister versehene Abschrift, welche im Archive aufbewahrt wird, besorgt wurde.

Dieses mit einer fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit und mit einer seltnen historischen Treue, in der damals hier üblichen Niedersächsischen Sprache in einem höchst bestimmten, dabei ungekünstelten oft naiven Styl, ganz in der einfachen natürlichen Art und Weise, worin unsre biederen Vorfahren sich auszudrücken gewohnt waren, abgefaßtes Manuscript enthält die reichhaltigsten Nachrichten von dem, was wärend dem für Bremen so Verhängnißvollen Zeitraume vom J. 1490 bis 1525 — Merkwürdiges hier vorfiel: Es giebt manche treffende Aufschlüße über die Gesetze und über die Gebräuche der damaligen Zeit; macht uns mit der Denkungsart und Handlungsweise unserer Vorfahren bekannt: führt uns zuweilen ihr in häusliches Leben ein, und verbreitet Licht über manche sonst dunkle Scenen der Bremischen Geschichte: Es gewährt uns einen belehrenden, angenehmen, oft sogar belustigenden Blick auf unser Bremen, wie es am Ende des 15ten und im Anfange des 16ten Jahrhunderts war: Es enthält reichlichen Stoff für Kopf und

Herz, wenn dieses durch Vaterlandsliebe erwärmt und bewegt wird.

Solche schätzbare Nachrichten lassen sich auch von einem Mann, wie Bürgermeister von Büren war, erwarten, welcher, als Rathsherr, seit dem Jahre 1486, und, als Bürgermeister, seit dem Jahre 1500 bis zum Jahre 1538, da er drei Jahre vor seinem Tode dieser Würde entsagte, mit einer höchst verständigen, besonnenen und kraftvollen Thätigkeit zur glücklichen Fortdauer Bremens, welches grade damals von innern und äusseren zerstörenden Gefahren bedrohet wurde, wirkte.

Er lenkte mit seiner kräftigen Hand das Ruder des Staats in der entscheidend wichtigen Epoche, in welcher die Reformation in Deutschland entstand und gegen feindliche Mächte furchtbar kämpfend, sich immer weiter verbreitete: Seiner Klugheit, seiner warmen Liebe für die Religion und seinem unerschrockenen Muthe hat Bremen es vorzüglich zu danken, daß es, trotz dem Banne des Erzbischofes Christoph und der gedroheten Acht des Kaisers Karls des 5ten, eine der ersten Städte Deutschlandes war, in welche die evangelische Lehre eingeführt, sorgsam gepflegt und für immer befestigt wurde: Unter seinem Consulat — im Jahre 1522 predigte der mit Apostolischen Gaben ausgerüstete, nachher als Märtyrer hingeopferte Heinrich von Zütphen in Ansgarii Kirche zuerst die evangelische Lehre, welche mit enthusiastischem Beifalle in unsrem dafür gestimmten Bremen aufgenommen und mit recht auffallendsichtbaren Fortschritten weiter ausgebildet wurde. Die Morgenröthe einer reineren Gottesverehrung ging allmälig hier auf.

Wie der heftig erzürnende Erzbischof Christoph unsre Stadt zu zerstören drohete, so ward sie und zugleich die Gewissensfreiheit ihrer Bürger durch die zweckmässigen Vertheidigungs Anstalten, welche Bürgermeister von Büren gegen die furchtbaren Angriffe des Erzbischofes mit Klugheit traf und besonnenem Muthe leitete, gerettet. Er war es, welcher kühn dem stolzen Kardinal Raimund widerstand, wie dieser es wagte, in die Regiments-Verfassung Bremens gewaltsam einzugreiffen und welcher es zu verhindern wußte, daß nicht, nach dem Begehren des Papstes und des Kaisers, die von dem Kardinal Raimund hier gesammelten 6740 Rheinische Gulden Ablaßgelder von hier ausgeliefert und eine so bedeutende Summe unsrem Staate nicht entzogen wurde.

Das Vertrauen zu den Rechtskenntnissen und zu der Redlichkeit des Bürgermeisters von Büren war so groß und so weit verbreitet, daß nicht nur seine Mitbürger, sondern auch Fremde, selbst Fürsten, in ihren Streitigkeiten ihn zum Schiedesrichter wählten und bei seinen Aussprüchen sich beruhigten. Daher finden wir in seinem Denkbuche so manche Entscheidungen merkwürdiger Rechtsfälle und so manche treffliche Erläuterungen der hiesigen Statuten.

Wie in dem furchtbaren, durch Streitigkeiten über die Bürgerviehweide veranlaßten Aufruhr, die unter dem Namen der 104 Männer bekannten Rädelsführer, sich der Regierung des Staats zu bemächtigen und hier überall Unordnung und Verwirrung zu verbreiten suchten und schrecklich hauseten, stand Bürgermeister von Büren an der Spitze des alten rechtmäßigen Raths: Mit seinen Kollegen, die ihm gleichgesinnt waren, entfernte er sich aus der Stadt, worin die Aufrührer wütheten, und begab sich nach Bederkese, wo er sich bestrebte, sowohl durch vertraute Freunde, als auch durch Briefe, die irregeführten Gemüther wieder auf den rechten Weg zu leiten, sie zu besänftigen und zu friedlichen Gesinnungen zu stimmen, bis es ihm gelang, durch solche patriotische Bemühungen, worin er

durch die Mitwirkung einiger seiner thätigsten Kollegen redlich unterstützt wurde, im Jahre 1534 die Flamme des Aufruhrs völlig zu löschen. Der alte Rath wurde auf das Feierlichste mit den größten Ehrenbezeugungen in die Stadt zurückgeführt, in seine vorigen Rechte mit allem Nachdrucke wieder eingesetzt und unsre Staatsverfassung durch ein, den damaligen Umständen nach höchst weises Grund-Gesetz — die Neue Eintracht genannt — zweckmäßig eingerichtet und gegen ähnliche Gefahren für die Zukunft gesichert. Wie der Rath am ersten Sonnabend nach seiner Zurückkunft die ganze Bürgerschaft auf den Domshof zusammen rufen ließ, damit sie sich über den ihr zur Beförderung einer dauerhaften innern Ruhe vorzulegenden und als ein beständiges Grund-Gesetz für unsren Freistaat geltenden Vertrag — die Neue Eintracht — — nach einer reiflichen Ueberlegung erklären sollte, so trat Bürgermeister von Büren in dem geschlossenen Kreise aus der Mitte des Senats hervor, und dankte in einer kurzen energischen Rede, der Bürgerschaft, daß sie mit ihrer vorigen Anhänglichkeit von dem sträflichen Regimente der 104 Männer zu ihrem alten Rathe zurückgekehrt sey und auf dessen Befehl sich jetzt versammelt habe; Und wie nun die Bürgerschaft die ihr vorgelesenen 19 Artikeln gebilligt hatte und diese als ein unumstößlicher Vertrag vom Rath und von der Bürgerschaft beschworen werden sollten, so wurden auf Vorstellung des Bürgermeisters von Büren, aus jedem Kirchspiele 4, somit in allem 16 Männer dazu bevollmächtigt.

Dieser Bürgermeister Daniel von Büren der ältere, Vater des durch seinen Einfluß bei den Hardenbergischen Streitigkeiten so berühmt gewordenen und sowohl wegen seiner großen Gelehrsamkeit, als auch wegen seines trefflichen Charakters — als einer der verdienstvollesten Staatsmänner in den bremischen Annalen glänzenden Bürgermeisters Daniel von Büren, des jüngeren, ist der Verfasser des zuvor erwähnten Denkbuches, welches, als ein für den Geschichtsforscher wichtiges Manuscript, wohl verdiente, daß ein Sach und Sprachkundiger Gelehrter sich entschließen möchte; es aus der nur wenigen mehr recht verständlichen Niedersächsischen Sprache in die Hochdeutsche zu übersetzen und es durch Bemerkungen über die damalige Verfassung und Geschichte Bremens, erläutert, zur öffentlichen Kunde zu bringen.

Nachtrag zu Fualdez Prozeß.

Wir glauben unter diesem Namen alle die Vorgänge verstehen zu können, welche jener weitläufige Rechtshandel nach sich zieht. In diesem Sinn gaben wir unsern Lesern das Letztemal Auszüge aus den Intrigues de Rodez und unterhalten sie nun mit zwei neuen ihn betreffenden Schriften, welche Paris und die Provinzen dergestalt beschäftigt haben, daß beide innerhalb zwei Tagen mehrere Auflagen nöthig machten. Zuerst erschien Hr. Clemandot mit einem Memoire en reponse á ceux de Mad. Manson, dann eine Widerlegung dieser Schrift: Confidences de Victoire Redoulez, der Kammerfrau von Madame Enjalran und Amme der Madame Manson. Beide haben Karakter genug, um ihnen das Interesse nicht ganz zu versagen.

Das Publikum ist nie für Hrn. Clemandot sehr eingenommen gewesen, die Rolle, welche er in Mad. Mansons Memoiren spielt, ist nicht sehr ehrenvoll, man machte sich vom Anfang an lustig über ihn, ja er wurde unverholen gefoppt. Ein gewisser Athenée occita-

nique et provençal *) der ihm unterm zwei und zwanzigsten Februar dieses Jahrs schrieb, macht ihm den Vorschlag, da ein Krieger besser mit dem Degen als mit der Feder umgehen könne, seine Vertheidigung gegen die blutigen Anschuldigungen, mit denen ihn Mad. Manson überhäufe, zu übernehmen, in dieser Absicht forderte man Nachweisungen von ihm über die wichtigsten Punkte und nennt ihm die Person, welcher er sie zusenden soll. Hr. Clémandot ging in die Falle; er antwortete diesem Athenée occitanique, daß er seine Dienste nicht anzunehmen brauche und sich schon selbst vertheidigen könne. Nachher fand sich, daß es gar keinen Athenée occitanique gab sondern der arme Hr. Clémandot zum Besten gehabt war.

Herr C. fängt seine Memoiren damit an, Mad. M. zu schimpfen, oder vielmehr zu verläumden, denn er sagt, sie sey in Rhodez in der Straße Hebdomadaire, Bancals Hause gegenüber, geboren; welches nicht wahr ist, da sie in dem Schloße Perrier, welches ihr Vater bewohnte, zur Welt kam. Dann erst spricht er von sich selbst. Er sey drei und dreißig Jahr alt, mit ehrenvollen Wunden bedeckt, und wenn er dem Bilde, was Mad. M. von ihm gemacht, einigermaßen ähnlich sehe, so sey das dem Loose der Schlachten zuzuschreiben. Fünf gefährliche Wunden, eine zwei Jahre lange, von unerhörten Leiden begleitete Gefangenschaft in Rußland, geben ehrenvolle Ansprüche, machen aber nicht schöner. „Weder gegen mein Gefühl, fährt er fort, noch in der Politik, war ich nie treulos, nie glaubte ich mich eines Eides entbunden, bis ich nicht gesetzlich von ihm losgesprochen war; ich habe alle meine Schwüre heilig gehalten, ich bin demnach ein Mann von Ehre, und in dieser Rücksicht sage ich nicht zu viel, wenn ich behaupte, es mit der ganzen Welt aufnehmen zu können." Nachdem er sich auf diese Weise als guten Königlichgesinnten dargestellt hat, was man gar nicht von ihm forderte, erzählt er, daß es in Rodez allgemein bekannt sey, wie Mad. M. den Königlichgesinnten von Gan (in Bearn) und allen Getreuen des Königs die größte Abneigung gezeigt, aber durch einen Wankelmuth, der ihrem Charakter ganz eigen ist, bald nachher die größte Freude bei dem Verluß der Schlacht von Waterloo ausgedrückt habe. Nach Bonapartes Rückkehr von Elba ward Hr. C. nach Korsika geschickt, wo er bei einem Aufstand, den die Einwohner von Ajaccio zu Gunsten ihres Landsmanns erregten, in Lebensgefahr gerieth; nach Auflösung seines Regiments ward er Adjutant des Generals Vautré, welcher diese Würde zu Folge seines Betragens bei dem Vorgang in Grenoble erhielt; mit diesem kam er nach Rodez. Hier ward er nun, in Folge der Entdeckungen, die ihm Mad. M. gemacht hatte, Zeuge in den Begebenheiten in Rodez, und von diesem Augenblick sah er sich ohne alle Stütze, denn sein General verließ ihn — wie Einige sagen deßhalb, weil er eine Herausforderung von Seiten der Hrn. Edouard Enjalran, dem Bruder der Mad. Manson, der eben die kaiserliche Leibwache verlassen, ausgeschlagen hatte. Hr. C. leugnet die Wahrheit dieser Anschuldigung; er empfing zwar wirklich jene Herausforderung durch einen Offizier, einem, Beiden gemeinschaftlichen Freund; doch er konnte ihr nicht sogleich Folge leisten. Er befand sich eben damals im Schauspiel, allein da der Departements-General, der Hrn. von Vautrés Nachfolger war, von der Sache Nachricht erhalten hatte, rief er ihn in seine Loge, befahl ihm, den Abend über in seiner Nähe zu bleiben, und ließ ihn beim Austritt aus dem Schauspielhause verhaften. Zugleich ließ er auch Hrn. Enjalran vorladen, und erhielt von ihm ein schriftliches Ehrenwort, daß die Herausforderung bis zum Ende der Untersuchung ohne Folgen bleiben solle. Allein als Zeuge in Fualdez Mord vorgeladen, und deßhalb in Rodez festge-

*) Der Name wäre uns schwer zu übersetzen, und ist wahrscheinlich auf lokale Umstände oder Vorfälle begründet, die dem Auslande fremd sind.

halten, verlor Hr. C. seine Adjutanten Stelle, und ihm bleibt nichts übrig, als den Rechtsstreit abzuwarten, um sich alsdann mit Hrn. Enjalran zu schlagen. „Dieser hat, schreibt er, seit jener Herausforderung sehr laut gesprochen; er soll Herz haben, ich zweifle nicht daran und warte es ab; vielleicht setzen wir uns einstens einander auf die Probe. — Ich will nicht, daß sich wer rühme, mir Furcht eingeflößt zu haben; ich weiß meinem Mann zu stehen und bin noch Keinem ausgewichen, besser von der Hand eines wackern Mannes fallen, als von der einer Frau; lieber soll mich alle Welt umbringen, als daß Mad. M. mir das Pistol auf die Brust setzt, oder den Kopf zerschmetterr. Das ist ein Dragoner, diese Mad. M.! Vielleicht diente sie in irgend einem Regimente; wer weiß ob sie da nicht auch zuweilen in Ohnmacht fiel, denn das ist ihr so gewöhnlich, wie das Aufschneiden — und das mag hinreichen, um zu beweisen daß ich jeder Furcht fremd bin."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Quaterne.

Auf einer Reise, welche während des letzten spanischen Krieges der Brigade-General Rudolfo de Torres mit einigen Offizieren der spanischen Schweizer-Regimenter machte, vereinigte sie ein schöner Abend am Ufer des Ebro zu traulichem Geschwätz; verschiedene von der Gesellschaft erzählten die Begebenheiten ihres Lebens, und fanden darin ganz vorzüglich den Satz bestätiget: daß des Menschen wichtigste Schicksale oft in den geringfügigsten Begebenheiten ihren Grund hätten. Der General, der lange schweigend dem Gespräch zugehört hatte, begann endlich: Ja! sonderbar sind die Wege immer, welche die Gottheit wählt, die Sterblichen zum Ziele zu führen. Wer hätte es mir zum Beispiel an der Wiege gesungen, daß ich mit dem Degen in der Faust meinem Vaterlande als Soldat dienen würde, mehr noch, mir selbst wäre es in meinen Jugendjahren nie im Traume eingefallen, daß ich mich je zu meinem jetzigen Ehrenposten emporschwingen würde, und an diesem allen ist nichts Schuld, als drei armselige Piaster, die ich einmal ersparen wollte, und mir damit mein Leben ziemlich verbitterte.

Drei Piaster, riefen die Kriegsgefährten, und diese waren Ursache — Ursache, daß ich Soldat worden bin. Doch hören Sie meine Geschichte.

Mein Vater war ein Kaufmann, freilich nicht von den glänzendsten Vermögens-Umständen, dennoch aber in .....a, meinem Geburtsstädtchen, nicht ferne von der Hauptstadt, als einer der wohlhabendsten Bürger bekannt. Ich, der Aeltere unter drei Geschwistern, wurde in meinem vierzehnten Jahre zu einem Handlungsfreunde unsers Hauses nach Sanct Sebastian geschickt, um dort die nöthigen merkantilischen Kenntnisse zu sammeln, und ging erst in meinem drei und zwanzigsten aus Biskaien nach Kastilien zurück, weil mir meine Schwester schrieb, daß unsere Mutter sehr krank läge, und mich vor ihrem Hinscheiden noch einmal zu sprechen verlangte. Ich verließ eine gute Condition und eilte nach Hause. Da traf ich diese theure, mir ewig unvergessliche Frau sehr schwach an, und wich auch von dieser Minute bis zu ihrem Tode nie mehr von ihrem Bette.

Eines Morgens, als wir uns eben ohne Zeugen befanden, richtete sie sich auf, ergriff meine Hand, und bat mit äußerster Rührung, mich doch nach ihrem Absterben meiner beiden jüngern Geschwister anzunehmen, und mit möglichster Sorgfalt für die Führung des Hauses zu wachen. Hierauf machte ich ihr die Bemerkung, daß ja der Vater noch lebte, den ich als einen thätigen, äußerst sparsamen Mann kannte, und von dessen Liebe zu uns Allen ich durch die entscheidendsten Proben auch hinlänglich überzeugt war. Ja! begann jetzt die Mutter mit einem schweren Seufzer, der wäre schon recht und brav, wenn er nur einen Fehler nicht hätte! Fehlerfrei, liebe Mutter, ist Keiner unter dem Monde, fing ich, sie tröstend, an, und glaubte, da mir meine Schwester bereits gesagt hatte, daß es öfters kleine Zwistigkeiten in ihrer Ehe gegeben hätte, sie wolle vielleicht jetzt darauf anspielen. Ganz gut, fuhr sie in gleichem Tone fort, es giebt Fehler, die man verzeihen kann, wenn aber das Glück ganzer Familien von einer Grille abhängt, wenn ich dich versichere, theurer Rudolph, daß eine unbezwingbare Leidenschaft deines Vaters euer Aller Unglück, und durch langen Gram die Ursache meines Todes ist, dann sind solche Fehler unheilbare Krebsschäden, die meine Kinder in Noth und Armuth bringen werden. Ich bat sie hierauf um nähere Erklärung. Da erfuhr ich nun, daß mein Vater jeder Lotterie-Ziehung drei Piaster auf fünf bestimmte Nummern opfere, von denen ihm einmal geträumt hätte, sie würden das Glück unserer Familie gründen.

Ich war wie betäubt, als ich diese Nachricht erfuhr, denn ich wußte, wie sehr mein

Vater jeden Maravedis sparte, und glaubte wirklich selbst, daß er ein wohlhabender Mann wäre, dessen Gegentheil mich zu überzeugen meine Mutter sich nun bemühte.

Wenige Tage nach dieser Unterredung verloren wir diese theure Frau. Ihr Verlust ging mir um desto näher zu Herzen, weil ich die Ursache dieses für mich so schmerzhaften Ereignisses, den Tod der besten aller Mütter, auf Rechnung der Lotterie schrieb, und ich nahm mir ernsthaft vor, es koste was es wolle, den Vater zu vermögen, für die Zukunft dieser Leidenschaft zu entsagen, und nicht mehr zu setzen.

Doch auch für ihn war dieser Verlust zu schwer zu ertragen, und schon am Abende der Beerdigung der Mutter legte sich der Vater aufs Siechbette. Der Arzt hielt auch seine Krankheit für bedeutend; nun wagte ich es nicht, mit ihm vom Lotto zu sprechen, bis er mich selbst eines Morgens beauftragte, ein Billet für drei Piaster zu holen, und mir die Traum-Nummern anzeigte. Da er ohnehin jähzornig, und jetzt aufs äußerste abgemattet und schwach war, so fand ich es nicht für rathsam, ihm zu widersprechen, aber dennoch vermochte ich es nicht über mich zu bringen, dem Versprechen meiner sterbenden Mutter, auf dem Todtenbette gegeben, schon in dem ersten Monate entgegen zu handeln, und ohne weiter etwas davon zu erwähnen, ließ ich die Zeit des Einsatzes absichtlich vorbei streichen, ohne daß ich mir hätte ein Billet geben lassen.

Mein Vater, der wußte, daß wir alle uns gegebenen Befehle treulich befolgten, fragte auch weiter nicht darnach, bis eines Morgens, als meine Schwester noch vor seinem Bette wachte, ein ungewöhnlicher Lärm auf der Straße entstand. Er befahl ihr, sich nach der Ursache desselben zu erkundigen, und diese kam mit der Nachricht zurück, daß der gegenüber wohnende Lotto-Einnehmer eben die neuen Lotto Nummern ausgehängt habe, die der Bote aus der Hauptstadt mit gebracht hätte. Jetzt verlangte er auch diese zu wissen; eine reine Quaterne war von mir nicht gesetzt worden! — Doch dieses wußte mein Vater nicht. Er dankte Gott für den erhaltenen Gewinnst, erfüllte sogleich ein in diesem Falle gemachtes Gelübde, der Kirche ein ansehnliches Geschenk zu geben, befahl den Kramladen zu schließen, und einen Notar zu holen, der jetzt sein Testament aufsetzen sollte, da die Freude sehr stark auf seinen ohnehin schwachen Körper gewirkt hatte, und er das baldige Herannahen seines Endes befürchtete.

Zufälligerweise war ich jenen Morgen über Land gegangen, und bei meiner Zurückkunft fand ich ihn unter den Händen der Geistlichen und des Advokaten. Meine beiden Geschwister und sämmtliche Anverwandten des Hauses standen in einer bewegungslosen Gruppe um das Sterbebette und weinten.

Mit allem, was vorgegangen war, gänzlich unbekannt, glaubte ich mein Vater phantasire in der Fieberhitze, als er von einer halben Million Piaster sprach, die wir noch nach Abzug starker Legaten an die Familie und an verschiedene Klöster zu theilen haben sollten.

Doch als endlich der Notar das Lotterie-Billet von mir verlangte, und ich ihm unbefangen antwortete, daß ich nicht gesetzt hätte, so brach mein sterbender Vater wie wahnsinnig in die Worte aus: Nicht gesetzt? nicht gesetzt Rudolfo? nicht gesetzt? wiederholte er noch einmal mit sterbender Stimme, und verschied.

Meine Lage war verzweiflungsvoll. Meine Geschwister klagten mich als Räuber ihres Vermögens, ich mich als Mörder meines Vaters an.

Vorzüglich mein Bruder, nur um ein Jahr jünger als ich, schien mehr über den Verlust eines eingebildeten Glückes, als den des verstorbenen Vaters bekümmert, und um den sich täglich mehrenden Vorwürfen fast aller Glieder meiner Familie zu entgehen, stellte ich ihnen einen Revers über mein Erbtheil aus, verließ das unglückliche Vaterhaus, in dem ich selbst keine Ruhe mehr hatte, und, hoffend sie in dem Getümmel der Schlachten wieder zu finden, widmete ich mich dem Kriegsdienst.

(Der Beschluß folgt.)

Dank-Bezeugung.

Oeffentlich und herzlich meinen Dank allen denen, die durch Abnahme der von mir zum Besten der abgebrannten Herbslebener verfaßten zwei Gedichte, meinen guten Willen stützten.

Die beiden würdigen Damen welche durch ihren Beitrag von einer ganzen, und einer halben Louisd'or für ein einzelnes Exemplar mich so innig erfreuten; so wie diejenigen welche 36, 24, 18, und 12 Gr. dafür zahlten, finden ihren Lohn im eignen Bewußtseyn, wie sie meinen Sinn bey jenem Unternehmen fanden, und so für den reinen Zweck das Mittel würdigten; eine stets angenehme Erinnerung wird dies für mich bleiben, so wie der rührende Beweis innigen Mitgefühls bei fremder Leiden, in der Theilnahme einer armen Tagelöhnerin, die für zwei Exemplare 18. Gr. — vielleicht ihren ganzen, sauer erworbenen Tagelohn, — mit den Worten hingab: „es ist ja für die Unglücklichen —" mir unvergeßlich seyn wird.

v. e. B.....n.

N: 42.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag den 24. May 1818.

Die Quaterne.

(Schluß.)

Meiner Aufführung allein verdankte ich eine Anstellung als Offizier und späterhin als General-Adjutant des Herzogs von Ursuna. Bald darauf lockte die französische Revolution die ersten republikanischen Armeen diesseits der Pyrenäen, und ich, noch immer meines Lebens überdrüssig, nahm mir vor, entweder kämpfend fürs Vaterland zu fallen, oder die Gelegenheit zu meinem Steigen zu benutzen, um meiner Familie eine Stütze zu werden. Mein fester Vorsatz ward mit Gelingen gekrönt, ich wurde bald bemerkt, und erhielt von dem König das Patent als Chef eines Frei-Bataillons, das den Franzosen auf lange Zeit unvergeßlich bleiben wird.

Im Treffen von San Juan de Luz hatte mein Korps zu stark gelitten, um damit länger gegen den Feind in Thätigkeit bleiben zu können; ich selbst war schwer verwundet, und beschloß meine Genesung in der Hauptstadt abzuwarten. Dorthin begleitete mich ein junger Offizier, Adjutant meines Bataillions, der auch den Arm in der Binde trug, und Don Fernando Lopez hieß.

Vor unserm Eintreffen in Madrit kamen wir in mein Vaterstädtchen. Ich besuchte meine Familie, wurde zwar höflich, und wie es mir schien, selbst mit Freuden empfangen, aber doch bemerkte ich dabei, daß meine Anverwandten und der kaufmännische Sinn meines Bruders die Geschichte mit der verlornen Quaterne noch nicht ganz vergessen hatten.

Nur meine Schwester hing mit inniger Zärtlichkeit an mir, und ließ sich nicht abhalten mich in die Hauptstadt zu begleiten um mich dort während der Zeit, wo ich mich unter den Händen der Wundärzte befinden würde, aufs sorgfältigste zu pflegen.

Dieser schwesterlichen Sorgfalt, verbunden mit der zweckmäßigen Behandlung eines geschickten Arztes und meinem gesunden Körper, verdankte ich eine baldige Genesung. Lopez kehrte mit mir zur Armee zurück, ohne daß ich bemerkt hatte, wie zwischen ihm und meiner Schwester eine zärtliche Leidenschaft entstanden war, die, durch diese Abreise unterbrochen, auf eine schwere Probe gestellt ward.

Kaum angelangt in Biskaien, so standen wir auch schon wieder im Feuer, doch schon im ersten Treffen vermisste ich meinen Adjutanten, und erst spät auf den Abend erhielt ich durch einen Dragoner seine Briefstasche mit der Nachricht, daß er ihn schwer verwundet auf dem Schlachtfelde angetroffen, und solche von ihm mit dem Auftrag erhalten hätte, sie mir zuzustellen.

Ich bedauerte den unglücklichen Jüngling vom Grunde des Herzens, aber wie schildere ich mein Erstaunen, als ich beim Durchsuchen seiner Papiere, das Portrait meiner Schwester, und ein Lottobillet auf dieselben fünf Nummern fand, die mich einst so betrogen hatten, wiewol ich mich genau erinnern konnte, daß ich ihm nie eine Sylbe von diesem Vorfall erzählt hatte. Dießmal war das Billet statt mit drei mit fünf Piastern besetzt. Feind des Lottos und zwar jetzt mehr als sonst, achtete ich wenig darauf. Bald darauf aber erschien die Zeitung aus der Hauptstadt im Lager, und ich fand, daß dieselben Nummern aufs neue eine Terne gewonnen hatten.

Umsonst waren hierauf alle Nachforschungen um die Familie meines Adjudanten; seine Eltern waren gestorben, und ob es gleich Lopez genug im Königreiche gibt, so fand sich keiner, der seine Verwandtschaft mit diesem darthun konnte; so wenig es mir auf der andern Seite möglich wurde, eine Gewißheit seines Todes erhalten zu können. Mittlerweile beauftragte ich einen Banquier in Madrit, die gewonnenen Gelder einzuziehen, und sie so vortheilhaft als möglich unterzubringen.

Doch der Friede von Basilea machte dem Kriege ein Ende. Die Gefangenen kamen zurück, Lopez erschien nicht, und meine letzte Hoffnung ihn je wieder zu sehen verschwand.

Ungefähr sechs Monate darauf ging ich eines Morgens auf den Wällen von Pampelona spazieren, als ich einen jungen Mann wahrnahm, der in Civil-Kleidern, sich einer Krücke bedienend, mir nahte.

Eben wollte ich ihn nach seinem Begehren fragen, als ich in ihm meinen Lopez erkannte, der geraden Weges allein aus Frankreich angekommen war. Da erfuhr ich denn von ihm, wie er schwer verwundet von dem Feinde auf dem Schlachtfelde mit aufgerafft, verbunden, und zur weitern Verpflegung in das Spital von Bajonne transportirt worden wäre, aus dem ihm jetzt die Franzosen, da er so ziemlich wieder hergestellt und der Friede abgeschlossen sey, den verlangten Reisepaß in sein Vaterland nicht länger verweigert hätten. Durch seine Wunden unfähig zu fernerem Dienste, hatte er noch gar keine Aussicht für die Zukunft, am wenigsten erwartete er sie von seinem Lotterieloos, das er wohl schon längst vergessen, oder mit seinem Taschenbuche für verloren gehalten hatte.

Erst bei unserer Nachhausekunft lenkte ich das Gespräch auf diesen Gegenstand und erfuhr bald, daß ihm meine Schwester in einer vertrauten Stunde, bei der Erzählung meines Unglücks, die Nummern genannt habe, die mir so vielen Verdruß verursacht hatten, an welchen er dann, wie er sich ausdrückte, sein Glück hätte prüfen wollen; leider habe er aber erfahren, daß für ihn das Leben keine Ternen habe, denn so treu er seine Liebe bewahrt, habe er statt allen Gewinnstes nur eine Krücke erobert. Wer vermag die Freude des jungen Mannes zu beschreiben, als ich ihm endlich sagte, daß seine Probe nicht fehlgeschlagen, daß sein Geld eingegangen und gut angelegt sei. Lange schien er an seinem Glücke zu zweifeln, bis ich ihm endlich die Briefe des Banquiers vorlegte.

Wir unternahmen hierauf vereint eine Reise nach Madrit, wo er sein Vermögen übernahm, meine Schwester zu einer glücklichen Frau mach-

te, und jetzt Kriegs-Kommissär in der Armee von Andalusien ist.

Einiges über die Bühne in Bezug auf Bremen.

(Eingesandt.)

Während meiner Anwesenheit in Bremen im vorigen Winter, hörte ich in manchen gesellschaftlichen Zirkeln häufig das Gespräch, wenn es an anderm Stoffe fehlte, auf das Theater sich lenken; ich hörte, wie gewöhnlich, viel Wahres, oft falsche Urtheile, und merkte wohl, daß man im Ganzen häufig seine Erwartungen zu hoch spannt, und dagegen zu wenig leisten will. Man muß in Deutschland viel gereiset seyn, sich in den größern Städten, wo Bühnen sind, länger verweilt, sich mit letzteren selbst, ihren Erwerbsquellen und Verhältnißen bekannt gemacht haben, um über eine einzelne Bühne, über die Billigkeit oder Unbilligkeit der Ansprüche des Publikums an sie, urtheilen zu können. Für manche meiner Freunde, die auch zugleich Freunde der Bühne sind, theile ich hier einige Erfahrungen und Bemerkungen, diesen Gegenstand betreffend, mit.

Fast überall finde ich die Ansprüche an die Bühnen zu hoch gespannt.

Die Blüthenzeit unserer Schauspielkunst ist vorüber; es giebt keine Schröder, Iffland, Fleck, Beil ꝛc. ꝛc. keine Betti Rose oder Unzelmann mehr. Einzelne vorzügliche Künstler sind hie und da wieder aufgetreten; doch ganz erreicht sind wenige jener Muster. Ueberall Seltenheit an vorzüglichen Schauspielern, und daher selbst Mangel an guten, denn die letztern bedürfen großer Vorbilder um nur Einiges zu werden.

Wie mit den Darstellern, so mit den neuen Gebilden der Kunst für die Bühne: Schiller ist noch unersetzt und wird es vielleicht bleiben.

Daher im Ganzen Mittelmäßigkeit in den Erscheinungen auf allen deutschen Bühnen, sowohl was die dargestellten Werke, als die Darstellungen selbst, betrifft.

Auf etwas ganz vorzügliches darf folglich auch Bremen nicht rechnen; denn die neuere dramatische Litteratur liefert wenig Erfreuliches, und zur Aufführung Schillerscher, Göthescher Schauspiele gehören Künstler für die ersteren, gute Darsteller für die untergeordneten Rollen. Der erstern giebt es wie gesagt sehr wenig, der letztern nicht viele in ganz Deutschland.

Ich verkenne den Werth einiger Mitglieder des bremischen Theaters nicht; sie würden sich überall in die Reihe der guten Schauspieler stellen können; aber ihre Zahl ist gering, und ihres Bleibens nicht lange in Bremen, denn die dortige Bühne ist noch immer schwankend, von Zufälligkeiten abhangend, und keinesweges die Zukunft des Schauspielers sichernd.

In dieser Lage wird das dortige Schauspielwesen gewiß bleiben, die Bühne wird nie zu einiger Vollkommenheit empor gehoben werden können, so lange die Sache blos eine Privatunternehmung bleibt.

Es giebt, meines Wissens, nur ein bedeutendes stehendes Theater in Deutschland, wo die Unternehmung durch zufällige Einnahmen erhalten wird, nämlich in Hamburg.

Aber man stelle Bremen gegen Hamburg, einer dreimal mehr bevölkerten und vielleicht von zwanzig mal mehr Fremden besuchten Stadt, um ein zu sehen, daß eine Vergleichung nicht paße, und kein Schluß von dem, was dort besteht, auf Bremen gezogen werden kann.

Alle übrige deutsche Bühnen sind entweder Hoftheater die vom Fürsten ganz unterhalten werden, oder einen zum sicheren Bestehen hinlänglichen Zuschuß aus der öffentlichen Casse er-

halten; — oder es sind auf Privatunternehmung einzelner Einwohner gegründete Anstalten; — oder die Bühnen sind durch ein jährliches Abonnement gedeckt, das wenigstens die Gagen der Schauspieler der Musiker und der sonst beim Theater angestellten Personen, sichert; — endlich werden noch hie und da die Thalientempel durch reisende Schauspielergesellschaften belebt; doch geschieht das nur an kleinen unbedeutenden Orten, da selbst jede Mittelstadt ihre stehende Bühne hat, dadurch sind denn die reisenden Schauspielergesellschaften zu wahren Horden herabgesunken, zu denen sich nur, was die festen Bühnen, wegen Unsittlichkeit oder Stupidität ausstoßen, gesellt.

Zugvögel der letztern Art; Banden, wie die eben bezeichneten, taugen denn doch wohl für eine Stadt, wie Bremen nicht. Die Blüthenzeit der reisenden Gesellschaften, wo noch ein Eckhof, eine Seiler, ein Großmann unter ihnen war, ist vorüber; ich habe es auf meinen Wanderungen durch Deutschland in keinem Theater wo unsere jetzigen Zugvögel ihr Wesen trieben, auch nur eine Viertelstunde aushalten können.

Zu einer Unternehmung von Seiten des Staats, wie das bei den Hoftheatern der Fall ist, wird man sich wohl in Bremen eben so wenig verstehen, als zu einer bedeutenden jährlichen Unterstützung der Bühne aus der öffentlichen Casse, wie das in einigen Residenzstädten Mannheim, Cassel ꝛc. ꝛc. der Fall ist. Darauf ist dort nicht zu rechnen.

Man könnte durch ein Abonnement sich helfen, welches Gagen der Schauspieler, die Kosten des Orchesters und die Besoldungen der Theaterofficianten sicherte. Aber ist in Bremen ein solches Abonnement zusammen zu bringen? und wenn es auf ein Jahr möglich wäre, würde es sich mit Erfolg erneuern lassen: Ueberdem artet immer so etwas leicht in einen Preßgang, in eine unwürdige Bettelei aus, zu der sich ungern ein Unternehmer versteht, und die den meisten, die er anspricht, herzlich zuwider ist. — Eine Abonnements-Einrichtung, so wie sie jetzt in Bremen besteht, taugt aber gar nichts; die wirklichen Freunde und fleißigen Besucher des Theaters abonniren und haben für eine Kleinigkeit für sich und Familie den Eintritt in die besten Logen, den sie, wenn kein Abonnement, zum vollen bezahlt haben würden; die weniger eifrigen Freunde der Bühne abonniren nicht; kommen aber dann auch nur, wann es etwas „Extraordinaires:" giebt, und wissen sich selbst dann noch wohl ein wohlfeiles Billet zu verschaffen; mit den auf diese Weise der Casse zufließendem Golde, kann die Direction aber ½ Theil der Gagen bezahlen; was weiter da seyn muß, hängt vom Zufalle ab, und kein Abonnement wäre der Unternehmung in vielen Rücksichten weit zuträglicher als ein solches offenbar zweckloses und schädliches.

Will man in Bremen ein Theater; will man sich nicht mit herumstreifenden Comödianten Banden für die Wintermonate behelfen; darf man auf Zuschüße vom Staate, in Bremen nicht rechnen; ist, den Erfahrungen gemäß, eine Privatunternehmung, nicht ohne den frühern oder spätern Ruin des Directeurs dort unmöglich, da er im Sommer mehr zusetzen muß, als er im Winter gewinnt; kann auch überdem, wäre es auch nur aus Mangel an Fond, eine solche Unternehmung nie auf die Dauer leisten, was das Publikum billig von seiner Bühne erwartet; so bleibt, um einmal etwas dauernd Gutes zu haben, den Bremern kein anderes Mittel über als, dem Beispiele zu folgen, welches Frankfurt zuerst, dann Magde-

burg und zuletzt Braunschweig und Leipzig gaben. Dort traten mehrere vermögende Einwohner zusammen, übernahmen Actien, wodurch das Geld für die erste Einrichtung und für die weitern erforderlichen Ausgaben zusammengebracht wurde. Ausgabe und Einnahme ist dort für Rechnung der Actionisten. Ein Ausschuß steht der Leitung des Artistischen vor; von ihm hangen Engagements und Entlassungen, Auswahl der Stücke ꝛc. ꝛc. ab, er führt die Generalaufsicht über die Casse. Am zweckmäßigsten würden die bremischen Actionaire gewiß handeln, wenn sie einen Mann von Kenntnißen und mit dem Wesen der Bühne vertraut, bei der Unternehmung anstellten, der mit der Casse nichts zu schaffen, darüber auf keine Weise zu disponiren, sondern blos mit dem Artistischen des Theaters, Wahl neuer Stücke, neuen Engagements, Besetzung der Stücke sich ganz allein beschäftigte, alle seine Pläne, Einrichtungen und Anordnungen aber wöchentlich der Genehmigung der Comité vorzulegen hätte. Am zweckmäßigsten wäre dazu ein Nichtschauspieler; denn er kann am freiesten und rücksichtslosesten handeln, und die Cabale und der Rollenneid fallen bei ihm weg; aber ein actives Mitglied der Bühne müßte ihm als Regisseur beigesellet werden. Aus Braunschweig, wo H. Dr. Klingemann die Leitung der Bühne hat, würden leicht die dortigen Einrichtungen zu erhalten seyn, so wie auch aus Leipzig ꝛc. ꝛc.

Wie viel durch einen solchen Verein Sachverständiger und Kunstliebender Männer erreicht werden kann, lehrt das Beyspiel anderer Städte. Die Unternehmung gewinnt dadurch Solidität und Zutrauen. Der gute Schauspieler gesellet sich gern zu einer Bühne, wo er des billigen Ersatzes für seine Anstrengung gewiß, und für die Zukunft gesichert ist; der Einwohner gewinnt Liebe für eine Anstalt, die auf die Weise eigentlich erst recht vaterländisch geworden ist, denn viele geachtete Männer aus den ersten Ständen seines Wohnorts sind es ja, die das Ganze regeln und leiten.

Dahin muß es in Bremen kommen, wenn etwas Gutes aus der dortigen Bühne werden soll. Ohnedas werden immer neue Unternehmungen kommen und gehen; jeder neue Directeur wird immer Anfangs Wunderdinge versprechen, und wenig leisten — weil er es nicht kann, da ihn die Kräfte dazu fehlen. Noch einmal: aus dem vorgeschlagenen Verein der Gebildeten zu einem Zwecke kann viel Gutes für die Bühne hervorgehen, und wird es wenn man nur ernstlich will. ...d...

Nachtrag zu Fualdez Prozeß.

(Fortsetzung.)

Die Leser von Hrn. Clémandot's Memoiren meinen, er hätte besser gethan, Hrn. Athenée occitanique's Anerbieten anzunehmen, oder irgend wen anders anstatt seiner schreiben zu lassen. Ueber das Vertrauen, womit ihn Mad. Manson so unvorsichtig beehrte, drückt er sich folgendermaßen aus: „ich war seit vierzehn Monaten in Rodez, kannte Mad. M. nur dem Ansehen und dem Rufe nach, sprach sie aber erst den fünf und zwanzigsten Julius, vier Monate nach Fualdez Tode. Ich war damals im Begriff nach Bourg abzugehen, wohin mich mein Dienst bei General Bautré rief, als ich mich mit ihr den acht und zwanzigsten desselben Monats, da ich sie zufällig ansprach, von Fualdez Mord unterhielt, der damals der Gegenstand aller Unterhaltungen und Erörterungen war. Es geht ein Stadtgespräch, sagte ich zu ihr, daß in Bancals Haus zu derselben

Stunde, in welcher der Mord vollzogen ward, eine zärtliche Zusammenkunft soll statt gefunden haben. — Nennt man die Person, welche diese Zusammenkunft gab? fragte Mad. M. voll Lebhaftigkeit. — Man äußert sich darüber nicht bestimmt, antwortete ich, Einige versichern, Mlle. Avit sey auf diese Weise, ohne es zu wollen, Zeuge des Mordes gewesen; Andre behaupten, Sie selbst hätten sich in diesem Falle befunden. Doch ich gestehe, daß ich diese Meinung nicht habe theilen können. Sie sind ja vollkommen unabhängig, können in Ihrer Wohnung aufnehmen, wen Sie wollen. — Das ist wahr, erwiederte Mad. M., auch war ich nicht in Bancals Haus; nicht ich; aber ich weiß wer es war. — Warum zeigen Sie es denn nicht an? War es eine Frau oder ein Fräulein? — Eine Frau. — Ihr Name? — Den kann ich nicht sagen. — Nur den ersten Buchstaben! können Sie mir den versagen? — Wie Sie plagen können! Sie sind neugieriger als ein Weib. Weil man Ihnen aber durchaus den Willen thun muß.. der erste Buchstabe des Taufnamens ist C. — Ich kenne die hiesigen Damen nicht bei ihrem Taufnamen; sagen Sie mir wenigstens den ersten Buchstaben des Familiennamens. — Nun, wenn es seyn muß! der ist ein E. — Nun ging ich in Gedanken die Namen aller mir bekannten Damen durch, fand aber keinen, auf den die zwei Anfangsbuchstaben paßten. Sie errathen sie nicht, rief Mad. M. vor Begierde brennend, sie mir zu nennen. Besinnen Sie sich recht. Kennen Sie nicht eine Dame die man Cl... Cla... Clarisse nennt? — Ich schwöre Ihnen, ich kenne keine. — Sie werden eingestehen, Hr. Adjutant, daß sie sich sehr irrten, wenn Sie glaubten, die Person, welche bei Bancal war, solle ich nicht gewesen seyn. Ich war es wirklich, ich Clarisse Enjalran. — Nun erzählte sie ganz ernsthaft den Vorgang, wie sie zu Bancals Frau gegangen sey, um dort Jemand vom Lande zu erwarten; plötzlich habe sie ein großes Geräusch gehört, als nahten mehrere Personen, worauf sie Frau Bancal schnell in ein neben dem Zimmer, wo sie sich bisher aufhielt, befindliches Kabinet gestoßen und dort eingeschloßen habe. Die Heftigkeit, mit der dieses geschah, verursachte ihr einen großen Schrecken, der aber noch viel angreifender wurde, als sie wahrnahm, daß ein großes Verbrechen begangen ward, ja als sie sogar, ungeachtet der Verwirrung und des Entsetzens, in dem sie sich befand, vernahm, daß ihr Leben in Gefahr sey. Man zog sie aus ihrem Schlupfwinkel, ließ sie das heiligste Geheimniß über den Vorgang versprechen, bedrohte sie mit dem Tod, wenn sie nur den geringsten Wink davon gäbe, und führte sie aus dem Hause. Lange konnte ich mich nicht von meinem Schrecken erholen, fügte Mad. Manson hinzu, achtzehn Nächte durch hatte ich die fürchterlichsten Träume, und wäre gewiß vor Angst gestorben, hätte ich nicht Frau Pal, meiner damaligen Hauswirthinn, ihr kleines Mädchen neben mir schlafen lassen. So oft ich Abends in mein Zimmer kam, durchsuchte ich alle Ecken, so hatten mich die gegen mich ausgestoßenen Drohungen erschreckt; so wie ich im Bett war, zog ich mir die Decke über den Kopf. — Hr. C. drang in sie, die Mörder zu nennen, er nannte Bastide und Jausion, Mad. M. wollte den letztern nicht zugestehen, und sagte endlich: Ihr Zudringen ist vergeblich; bedenken Sie selbst, ob ich das, was sie fordern, zugestehen und meine Aussage vor Gericht ablegen könnte. Diese Leute hängen mit aller Welt zusammen, früh oder spät würde ich meine Unvorsichtigkeit büßen müßen. Außerdem erlauben mir auch die Besuche, die ich von Mad. Pons und

Bastide bekommen habe, nicht, etwas zu entdecken. Ich weiß, was mich erwartet. Hätte ich mich nicht zu fürchten, so würde ich Alles gesagt haben.

Man begreift, daß ein Ehrenmann, dem man so Etwas anvertraute, sehr verlegen seyn und sein Gewissen wohl zu Rathe ziehn muß. Hr. C. that aber das Ungeziemendste — er verschwatzte das Geheimniß im Kaffeehaus und wo er hinkam, erzählte, daß er die Person kenne, welche bei Bancal gewesen und nannte Mad. M. Auf dieses Geschwätz ward er vor den Präfekten geladen, in die Untersuchung verwickelt, und obgleich er im Begriff war, seinem General nach zu reisen, in Rodez zu bleiben genöthigt.

Was diese Memoiren noch außerdem enthalten, hat weder Werth noch Interesse, es ist schlecht geschrieben, in einem wahren Corps-de-Garde-Tone; der Haß reißt ihn in seinen Anschuldigungen so gar über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit hin; denn er klagt Mad. Manson an, ihren eignen Sohn zu verabscheuen. Daß in einem so unselig verkehrten Sinn, wie diese Frau darlegt, natürliche Triebe geschwächt werden, lehrt uns leider die Erfahrung, allein, daß Mutterliebe sich zum Haß verkehre, ist so empörend, daß wir auch Mad. Manson nicht dessen verdächtigen wollen, bis andre Beweise, wie Hrn. C's. Anklage, davon vorhanden sind.

(Der Schluß folgt.)

Lebensregel.

Gieb nicht, um dich von dem Anblick des Elendes und Kummers loszumachen, sondern, um fremde Leiden zu lindern, denn nur Theilnahme kann Trost gewähren. Gieb nicht allein Geld, sondern auch Sorge, Zeit und Rath, sie nützen oft mehr, als Metall.

An Herrn K.

(Eingesandt.)

Die Stelle in Nro. 40 dieser Blätter, worin es heißt „Nichts ergötzt mehr als die Erzählung eines langweiligen Schwätzers u. s. w." werden Sie, welches wenigstens wünschenswerth, wäre, beherzigen, um sich ferner nicht noch lächerlicher zu machen, um so mehr da man weiß daß Sie nicht selbst der Verfertiger jenes seit kurzem häufig aufgeführten plumpen Geschützes sind, sondern nur blos Ihren respect. K. als Stempel dazu hergegeben haben, welches Ihnen indessen nicht zu verargen ist, da Sie als Meister wahrscheinlich aus Erfahrung wußten, daß ein Guß in einer durchlöcherten Form nicht gelingen könne; Sie also in der Nothwendigkeit versetzt waren, eine andere zu Hülfe zu nehmen, die aber auch in wenig bessern Zustande gewesen seyn muß, da das Fabrikat noch immer sehr ungeschlissen geblieben ist.

Mitleidsvoll zeichnet:

Der Verfasser des ersten Aufsatzes „an die Hoffnung," oder wie unser Held mich zu nennen geruht, der Vorgänger des Herrn S.

Bade Anstalt in Bassum.

Ich habe die Ehre dem Publico anzuzeigen; daß die hiesige Bade-Anstalt, welche bedeutend erweitert und in Stand gesetzt ist, den 1sten Juni eröffnet werden wird. — Es können täglich 60 — 80 warme Bäder gegeben werden; für die Bedürfnisse der Kurgäste ist hinreichend gesorgt. —

Diejenigen welche unsre Heilquellen, welche bekanntlich Eisentheile und Kohlensaures Gas enthalten, benutzen wollen, können entweder hieselbst Wohnungen zu billigen Preisen miethen, oder sich deshalb an den Brunnenmeister Peling wenden. Bassum den 21sten May 1818.

Der Landphysicus
Dr. Buchhorst.

Theaterbau.

Bei Gelegenheit des Wiederaufbaus des Odeontheaters, welcher schon wieder betrieben wird, rufen Pariser Blätter die Umstände zurück, unter denen im Jahr 1781 das ebenfalls von Flammen verzehrte Theater am Thore St. Martin wieder erbaut ward. Einige Baumeister hatten dazu 4 Jahre und 5 Millionen gefordert, andere 3 Millionen und 5 Jahre; der verstorbene Lenoir versprach ihn in 2 Monaten mit 1 Million zu Stande zu bringen und hielt Wort. Die Arbeiten wurden weder Tag noch Nacht unterbrochen, und alle 8 Stunden wurden 1600 Hände abgelöset, in den verschiedenen Werkstätten aber, wo man die Materialien vorbereitete, waren mehr als 6000 beschäftigt. Da die vier Haupttreppen nicht schnell genug sich erhoben, versprach Lenoir einen Louisd'or für jede Stufe, wenn er in 50 Stunden auf dem letzten Absatz eben so viele Louisd'ors aufzählen könnte, als es Stufen seyn sollten. In 37 Stunden waren die Treppen fertig; am 41sten Tage nach Anfang des Baues überlieferte Lenoir dem Polizei-Lieutnant Sartine die Schlüssel des Theaters, und am 46sten Tage ward schon die erste große Oper darin gegeben. (Ein ungeheures, nicht zu billigendes Wagestück. Wirklich erhielt der Saal der bei der ersten Vorstellung zum Erdrücken voll war, eine kleine Senkung; das Gebäude im Ganzen hat sich aber erhalten, abgleich das dazu gebrauchte Holz ganz frisch, von eben gefällten Bäumen genommen ward.)

Correspondenz Nachrichten.

— Vier Einwohner von Turin, die in einem Rechtsstreite falsche Zeugnisse abgelegt hatten, haben ihr Vergehen durch eine Strafe büßen müssen, die sich noch aus den alten Gesetzbüchern herschreibt. Sie sind nämlich, rückwärts auf Esels reitend, und mit vergoldeten Papiermützen bekleidet durch die vornehmsten Straßen geführt, und so dem Spott des Pöbels Preis gegeben worden.

— Ein Wundarzt in einem französischen Departement, der in der Gegend des Herzens am Krebs litt, kam dieser Tage nach Paris, um sich operiren zu lassen, weil ein schrecklicher und naher Tod ihm gewiß war. Die sehr gefährliche und dem Anschein nach tödliche Operation geschah durch den Oberwundarzt im St. Ludwigespital, Richerand, nach der dringendsten Bitte, am 31. März. Richerand nahm ungefähr 4 Zoll von der 6ten und 7ten Rippe weg, und drang in die Brust. Wir übergehen die nähern Umstände. Der Kranke entging glücklich den Zufällen der Erstickung, des Blutflusses u. und ist nun auf dem Wege der Besserung. Die Jahrbücher der Wundarzneikunst sollen, nach dem französischen Berichte noch kein ähnliches Beispiel einer so kühnen und geschickten Operation enthalten.

Berichtigung.

(Eingesandt.)

In den Aufsatz über französisches Lottowesen in Nr. 40 dieser Blätter Seite 318 1te Spalte letzte Zeile lese man statt 25 Cent. 85 Cent., wornach sich dann das folgende ebenfalls verändert, und berichtiget wird.

Ton-Räthsel.

(Zweisylbig.)

Wenn bei der Ersten sich die Stimme hebt,
Sprichst Du ein traurig, niederschlagend Wort,
Sprichst ein Gesetz, dem alles, was da lebt,
Einst dienen muß an schauderhaftem Ort.

Doch, leg'st Du auf die zweite Sylb' den Ton,
Bezeichnest Du, was meist nur außen strahlt;
Die Zeit gebar's und setzt es auf den Thron,
Wo Geist und Herz und Leib Tribut ihm zahlt.

Gedruckt und verlegt bei Georg Jöntzen am Dom Nr. 2.

N: 43.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 28. May 1818.

Nachtrag zu Fualdez Prozeß.

(Schluß.)

Hrn. Clémandots Memoiren haben eine Antwort nach sich gezogen, unter dem Titel: Confidences de Victoire Redoulez (vertraute Mittheilungen der u. s. w.), der Amme der Mad. Manson, deren Vertheidigung sie beabsichtigen, denn wie strafbar sie seyn mag, so hat sie doch noch Freunde, ja die Roheit in Hrn. C's. Haß hat sogar von Neuem Theilnahme für sie erweckt.

Frau Victoire hat eine tüchtige Zunge. Ueber die ihrem Liebling angethanen Beschimpfungen aufgebracht, hat sie in ihrem Volksdialekt einige Bemerkungen voll kauderwelscher Unbefangenheit aufgesetzt, welche die Thatsachen berichtigen, und auf das Urtheil einfließen sollen; sie übergab sie einem öffentlichen Beamten in Rodez, der die vorzüglichste Eigenschaft in ihnen entdeckte: das Verdienst der Wahrhaftigkeit; er schickte sie einem Deputirten zu, der sie dieser Wahrhaftigkeit wegen für wichtig genug hielt, dem Publikum vorgelegt zu werden; er beauftragte demzufolge einen Schriftsteller, sie aus dem Provinzial-Dialekt ins Französische zu übersetzen, und auf sie ist nun die Widerlegung von Hrn. C's. Anschuldigungen gegründet.

Frau Victoire sagt: „Alles, was seit einem Jahre in Rodez vorgeht, ist sehr außerordentlich; aber es erstaunt mich nicht. Verbrechen und Unglück sind beides Winke und Strafen der Vorsehung, die lange Geduld hatte, aber endlich ermüdete. Ein Ehrenmann im Sinne der Welt wird ermordet; aber hatte sich dieser Ehrenmann vor Gott keinen Vorwurf zu machen? Ist man ein guter Vater, wenn man seine Nachsicht gegen seinen Sohn bis zur Schwäche treibt? Ist man eine gute Magistratsperson, wenn man, statt dieser Nachsicht, die man gegen seine Verwandten beweist, schon an und für sich strenge Amtsübungen gegen seine Mitbürger bis zur Ungerechtigkeit schärft? — Man wird sagen: die Strafe sey dem Vergehen nicht angemessen. Was wissen wir davon? Gott allein, sagt die Schrift, erforscht die Herzen. Gott liest in dem Gewissen, wie in einem Buch, und dem, der Gott allenthalben sieht, ist Alles erklärlich und Alles gerechtfertigt. Wie sehr

mich also Herrn Fualdez Mord betrübte, erstaunt hat er mich nicht. Was aber seine Folgen anbetrift — außer dem, daß sie nothwendig daraus hervorgehen mussten, sehe ich wieder die göttliche Hand darin, welche verjährte Verbrecher durch eine letzte Unthat zur Henkerbühne treibt. Bastide ist ein undankbarer Sohn, dem es nur an einer Gelegenheit gebrach, um ein Vatermörder zu werden. Jaussion hat aus der, im Handel so nothwendigen Pünktlichkeit ein Mittel zum Wucher, ein Werkzeug der Habsucht gemacht. Collard ist ein unmenschliches Geschöpf, das auf den Untergang der Reichen ausging und in seiner revolutionären Wuth alle die reich nannte, die über fünf und zwanzig Pistolen im Besitz hatten. Anne Benoit, mit ihrem sanften Gesicht und ihrer frömmelnden Stimme, ist eine Heuchlerinn, der es, um so grausam wie Collard zu seyn, nur an Muth fehlte. Offenbar ist also diese Horde noch mehr strafbar als unglücklich. Eben dieses gilt von allen denen, welche durch dieses unschuldige Verbrechen in Velegenheit geriethen. Da die Gesetze einige von ihnen frei ließen, hörten sie ohne Zweifel auf, in ihren Augen verdächtig zu seyn: möchten sie das auch vor den Augen des Richters, vor dem nichts in der Verborgenheit bleibt! — Von Mad. Manson sagt sie: Hat Clarissa, meine geliebte Tochter, seit einem Jahre nicht genug gelitten? Wohl mußte das Maaß geschüttelt voll und die Zeit erfüllet werden! sie war sehr leichtsinnig, sehr unvorsichtig, sehr wenig auf ihrer Hut, diese arme Clarissa! wie viele Uebel zog sie sich aber auch zu! Segne, sagt' ich zu ihr, die Vorsehung, mein theures Kind; sie misst deine Leiden nach dem Maaße ihrer Liebe, sie misst ihre Barmherzigkeit nach deinen Fehltritten ab. Höre die Stimme deines Gewissens, höre die Stimme des Publikums, die auch ein Gewissen ist. Ist es nicht billig: das Herz, welches das erste Unrecht aussann, erleide auch die erste Strafe? Das Laster ist eine süße Frucht, in der aber ein bitterer Saamen reift.

Doch welche Schmach, welche Bitterkeit enthält dieser Saame der Verläumdung, den ein Mann, der sich Clarissens Freund nennt, ausgestreut hat! Und dieser Mann ist ein Krieger! O wahrlich Hr. Clémandot, der Muth, mit der Sie ein Weib, eine Angeklagte, eine Gefangne angreiffen, macht mich glauben, daß die Russen und Engländer leicht mit Ihnen fertig geworden sind. Kann, wenn man seine Tapferkeit gegen ein flehendes Weib verschwendet, deren noch gegen einen höhnenden Feind übrig bleiben?

In diesem Ton fährt Victoire Redoulez fort. Sie widerlegt Hrn. C's. Beschuldigungen, als sie Mad. M. in der Straße Hebdomadaire geboren, sie droht ihm mit ihrem Bruder Eduard, mit ihrem Sohn, wenn er erwachsen seyn wird: „und dieser zweite Eduard, sagt sie, dem sie so zutraulich entdecken, daß seine Mutter ihn verabscheut, der sich von ihr abgöttisch geliebt glaubte, — hat Natur und Zeit Ihnen versprochen, daß dieser nie aufwachsen wird? Seine Mutter wird nicht immer zittern, er wird nicht immer weinen. — Einstens wird er wahrnehmen, daß er Mannes Länge hat, daß er, wie er weinte, nur ein Kind war, dann wird er achtzehn Jahr erreicht haben, sein Blick feurig wie sein Blut, sein Arm stark wie sein Herz, dann wird dieser Eduard nicht mehr Kind, nicht mehr abwesend seyn, und die Reihe zu weinen, zu zittern, nicht mehr an ihm. Das, Hr. C., wird für Sie ein schöner Tag seyn."

Die alte Amme spricht bis hieher ganz in ihrem Charakter, und in ihrem Provinzial-Dialekt möchte das noch viel kräftiger geklungen ha-

ben; allein in der Folge blickt der Pariser Schriftsteller doch zu sehr hindurch, das Ganze beweist aber immer, daß Mad. Manson in Paris noch manchen Bewunderer, Hr. Clémandot aber keine Freunde hat.

Die Ahnfrau.

Eine Erzählung.

Seit undenklichen Zeiten hat die gute Stadt Groß-Schöpsenhausen beständig das seltne Glück genossen, weise Männer an ihrer Spitze zu haben; doch, die Manen der Verblichenen in Ehren, der zeitige Bürgermeister, Herr Tobias Pfefferkorn, überstrahlt in jeder Hinsicht alle seine Vorgänger. Mit philosophischem Geiste überschaut er unser Jahrhundert, diesen druckpapiernen Lenz einer neuen goldenen Zeit. Deutschthum und Repräsentation, Rindviehzucht und Maschinenwesen, kurz, das Größte wie das Kleinste im Gebiete des Neuen, ergründet der kluge Schöpsenhäuser bis in die tiefsten Tiefen. Zu welchen Erwartungen berechtigt ein solcher Mann, und was hat er nicht schon geleistet! — Er ist es z. B., der dem Dämon der Mode trotzend, durch Wort und Beispiel seine Bürger zurückgebracht hat zur Tracht ihrer Großväter; denn nach seiner Meinung ist ein pfirsichblüthenes, mausegraues oder gelbbraunes Kleid, mit Sonnenblümlein gestickt, das wahre Costüm eines deutschen Mannes. Auch als Erfinder wird einst sein Name glänzen. Mit Hülfe des Torfinspektors Wiese hat er im Geschmack der Guillotinen eine Köpfmaschine zusammengesetzt, welche drei Galgenstricke mit einem Schlage um einen Kopf kürzer macht. Diese sonderbare Erfindung ist durch die sichere Ueberzeugung entstanden, daß nur exemplarische Strenge der immer tiefer einreißenden Sittenverderbniß Einhalt zu thun vermag. — In der That stand es auch in Hinsicht der Moralität sehr schlimm in diesen Gegenden; eine vermessene Diebesbande trieb seit einiger Zeit ihr Wesen mit unbeschreiblicher Keckheit; unter andern wurde der Pfefferküchler Süß, als er goldbeladen vom nahen Jahrmarkt heimkehrte, ein Opfer dieser ruchlosen Gesellen, die den Frevel endlich so weit trieben, daß sie in das allgemein respektirte Sommerhaus des Herrn Bürgermeisters einbrachen, und unter mehreren Kleinigkeiten auch einige verjährte Liebespfänder ehelicher Treue entwendeten. — Der Herr Bürgermeister kann noch bis auf den heutigen Tag ſ in kalamankenes Sommerjäckchen eben so wenig vergessen, als seine theure Ehehälfte eine ihrer Mundtassen, die noch alle Zeit für ganz neu hätte gelten können, wenn der Henkel nicht gefehlt hätte.

Oben bemeldeter Torfinspektor, ein ganz gescheuter junger Mann, ist kein Erzeugniß des Schöpsenhausischen Bodens, man weiß nicht recht eigentlich von wannen er gekommen; nur so viel ist gewiß, daß er höheren Befehlen zu Folge im Lande umherreist, und seine Nase in den Sumpf steckt, um bei der jährlich anwachsenden Consumtion des Brennmaterials die etwa noch verborgenen Torfmoore aufzuspüren. Ein glücklicher Fund in der Nähe hielt ihn seit längerer Zeit schon in diesem Städtchen fest; mit Empfehlungen eines hohen Gönners versehen, trat er in das Haus des Herrn Bürgermeisters, dessen Gunst ihm, da er sich aus gewissen Gründen angelegentlich um dieselbe bewarb, sehr bald im hohen Maaße zu Theil wurde.

In Groß-Schöpsenhausen gab es mehr leibliche als geistige Speise, deshalb versorgte eine ferne Leihbibliothek der großen Stadt Strahljammer den wißbegierigen Wiese mit den neuesten Leckerbissen der deutschen Literatur. In den langen Abenden durfte er bisweilen von seinen

Schätzen bei Pfefferkorns etwas mittheilen; gewöhnlich verfielen die Herrschaften dabei in süßen Schlummer, nur der Vorleser blieb wach, und — Bärbchen, des Bürgermeisters achtzehnjährige Tochter.

Heute war wiederum ein Lesekaffee, bei dem es ungleich lebendiger zuging, als sonst. Alle hatten die Ahnfrau mit furchtsamer Aufmerksamkeit angehört, und kaum war die Tragödie beendet, so sprach der Bürgermeister: „es wirkt in der Pfefferkornschen Familie so zu sagen auch eine Ahnfrau, und diese ist meines Großvaters rechte Mutter, Kandida Perpetua Kuhveldtin, gestorben Anno 1697. Drüben in der Putzstube hängt rechts neben dem Kanapee noch ihr Lebensgroßes Wunderbild, welches vor langen Jahren durch einen Machtspruch eine Heirath in der Familie hintertrieben hat.“ Als der Stadt-Accise-Cassen-Rendant und Controlleur von Greif nicht ohne Schauder sein Erstaunen darüber äusserte, nahm des Bürgermeisters leibliche Schwester, die Frau Stadt-Syndicus Schaaf das Wort, und erzählte eine lange Stunde hindurch die Schreckensgeschichte mit möglichster Ausführlichkeit, die Frau Bürgermeisterinn fügte noch hinzu, sie selbst hätte einmal in heller Mittagsstunde die gemahlte Urgroßmama mit dem Kopfe wackeln sehen; ein Faktum, welches von den übrigen Gliedern der Familie vollkommen bestätigt wurde. „Prr!“ sagte Herr von Greif, „ich habe Löwenmuth; aber mit Geistern muß man mir vom Halse bleiben. Ach, seufzte der Stadt-Syndicus Schaaf, wenn es doch keine Geister und keine Räuber in der Welt gäbe! „Mit den Räubern,“ entgegnete Pfefferkorn, „hat es so viel nicht zu sagen, wenn meine Maschine nur erst bekannt ist; ich habe noch einige Verbesserungen daran getroffen, und lade zu deren Besichtigung die werthe Gesellschaft auf übermorgen nach meinem Sommerhause. Alle, der Torfinspektor ausgenommen, nahmen die Einladung an.

In der Zwischenzeit fiel weiter nichts Merkwürdiges vor, als daß zwei scheinbar sehr verdächtige Vagabonden eingefangen wurden; der Bürgermeister schöpfte daher die frohe Hoffnung, seine Maschine sehr bald wirksam in das Leben eingreifen zu sehen; vorläufig aber freute er sich auf die Bewunderung, die ihm in der solennen Generalprobe nothwendig zu Theil werden mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Prisma.

In einer Stadt der amerikanischen Freistaaten kamen einstens, bei einer festlichen Gelegenheit, mehrere Kaufleute von den verschiedensten Nationen zusammen. Da sah man Christen von allen Confessionen, Juden, Türken und noch gar viele Bekenner anderer Religionen.

Als nun alle recht froh und gemüthlich gestimmt waren, lenkte sich das Gespräch auch auf die Religionen, und es wurde alsbald sehr hart und heftig gestritten, indem jeder seine Religion für die beste erklärte.

Man konnte nur mit großer Mühe den Streit dämpfen, und es dahin bringen, daß jeder gelassen seine Gründe für die vermeinte Vorzüglichkeit seiner Religion vortrug.

Als nun auch die Reihe Almira, den Indier, traf, sprach der Ehrenmann: Ich dächte gar sehr, geehrte Herren, wir machten dem Streite ein Ende; ich weiß einen Ausweg und billigen Vergleich.

Und er stand auf von seinem Sitze, ergriff ein in der Nähe liegendes Prisma, und hielt

es gegen die Sonne, die hell durch die hohen Fenster herein schien.

Und wie er hinhielt das Prisma, da wurden sogleich die schönsten Regenbogen-Farben sichtbar.

Seht Ihr, meine lieben Freunde, so sprach er, hier habt Ihr durch das Reflectiren und Brechen des Sonnenlichtes gar viele ergötzliche Farben; hier ist Roth-, Orange-, Gelb-, Grün-, Blau-, Violett- und Purpurfarbe. Ich weiß nicht, welche Farbe einem jeden von euch die liebste ist von allen; so viel aber werdet ihr mir doch einräumen, daß alle diese Farben nur von Einem Lichte, dem Sonnenlichte herkommen. — Nun, so ist es auch mit den Religionen, es giebt nur Ein Licht, aber es erscheint dieses Licht in vielfachen Farben. Was aber erfreut euer Auge bei den prismatischen Regenbogen-Farben? Es ist die Harmonie derselben, die, in milder Eintracht strahlend dem Auge eine gar liebliche Erscheinung gewähren. Freunde, lasset auch uns Menschen Harmonie bringen in die Farben des göttlichen Lichtes, und alle Religionen strahlen dann hell und freundlich neben einander, wie der schöne Bogen am Himmel.

So sprach Almira. Die Streitenden aber gaben ihm Beifall, reichten sich die Hände, und freuten sich des Einen göttlichen Lichtes.

Einige Proben dänischer Volkssagen.

(Es sind diese Proben mit wenigen Zusätzen von einer neulich in Kopenhagen angefangenen Sammlung dänischer Volkssagen in zwanglosen Heften, von D. M. Thiele, entlehnt. Der gedachte Herausgeber hat mehrere dieser Sagen auf Reisen im Vaterlande gesammelt, und wird sich dadurch, so wie durch seine noch fortzusetzenden Nachforschungen, um dänische Literatur und Alterthumskunde sehr verdient machen.)

Olger der Däne.

Ueber die ganze Welt sind die fast unglaublichen Heldenthaten rühmlich bekannt, durch welche der tapfere Olger, mit Beinamen der Däne, sich unsterblich gemacht, obgleich die Geschichte Dänemarks ihn nicht kennt oder keine historische Thatsachen von ihm anzuführen weiß. Nicht nur in den Volksbüchern, sondern auch in mündlichen Traditionen, die sogar mehr als die Bücher berichten, blühen aber sein Ruhm und sein Name stets fort, und verpflanzen sich von einer Generation bis zur andern. So läßt eine im ganzen Dänemark kundbare, wenn gleich nicht in Schriften aufbehaltene, alte Volkssage ihn noch immer leben, obgleich für jetzt von den Menschen ungesehen. In einem verborgenen Ort hält er sich mit mehreren seiner Streitgefährten bereit, um das Vaterland, wenn es einst in die äußerste Noth gerathen sollte, derselben zu entreißen. In vielen Jahren, so lautet die Sage, ward von Zeit zu Zeit Waffengetöse in den unterirdischen Gewölben der auf Seeland belegenen Festung Kronenburg gehört. Keiner wußte die Ursache zu nennen, und es fand sich kein Mensch, welcher sich unterstand, durch die niedrigen Gänge hinunterzusteigen. Alsdann wurde einem zum Tode verurtheilten Verbrecher die Willkür gegeben, daß er frei und ihm seine Schuld erlassen seyn sollte, wenn er durch Hinabsteigen bis ins Tiefste des Gewölbes von dem, was er daselbst vorfinden möchte, Nachricht abstatten könne. Da kam er endlich bis zu einer großen eisernen Thüre, welche, nachdem er angeklopft hatte, sich von selbst öffnete. Jetzt sah er ein tiefes Gewölbe vor sich; von der Mitte desselben hing eine halb ausgebrannte Lampe herab, unter der ein gewaltig großer steinerner Tisch stand. Rings um denselben herum saßen Kämp-

fer in stählernen Harnischen, die niedergesenkten Köpfe auf ihre gekreuzte Arme gelehnt. Es erhob sich derjenige, welcher am Ende des Tisches saß, und dieß war Olger der Däne. Indem er aber den Kopf erhob, zersprang der steinerne Tisch durch und durch; denn sein Bart war an denselben fest gewachsen. „Gebe deine Hand her!“ sprach er dem Hereintretenden zu; dieser jedoch wagte es nicht die Hand darzureichen, hatte aber eine eiserne Stange in den Händen, welche Stange er Olger gab. Da hat Olger die Stange so geklemmt, daß Spuren in derselben davon kennbar wurden. Endlich ließ er sie los, indem er sagte: „Es freut mich, daß es in Dänemark annoch Männer gibt!“ Ferner sprach er: „Grüße deinen Herrn und König, und sage, wenn's Zeit ist, dann werden wir schon kommen. Wir kommen, wenn in Dänemark nicht mehrere Männer sich finden, als um einen Tonnenreifen herum Platz nehmen können.“ — Es wird in den deutschen Sagen, herausgegeben von den Gebr. Grimm, S. 29 eine ähnliche Sage von Kaiser Friedrich Rothbart erzählt.

Die Insel Bogöe.

Die jetzt zu Dänemark gehörigen kleinen und größern Inseln waren in uralten Zeiten eben so viele verschiedene Königreiche. In der Mitte zwischen den Inseln Seeland, Falster und Möre liegt die kleine Insel Bogöe. Hier befanden sich vor Alters zwei große Wälder, von denen jetzt nur wenige Spuren übrig sind. Von diesen Wäldern erzählt eine alte Sage Folgendes: Der letzte König auf Falster hieß Hans. Einst hatte er dem König auf Bagöe Krieg angekündigt und segelte des Nachts dahin, wo er sich mit seiner Flotte gerade dem Schloße gegenüber legte. (Die Ruinen dieses Schloßes finden sich noch.) Als nun der König von Bogöe das Fenster seines Schlafzimmers öffnete und die feindliche Flotte erblickte, rief er und bat um Friede; in eben dem Augenblick aber spannte König Hans seinen Bogen, und schoß ihm einen Pfeil tief in die Brust. Alsdann erbat sich die Königinn von Bogöe Waffenstillstand, während sie ihren Herrn begrub, und König Hans ging selbst ins Land und begleitete den Leichnam zur Erde. Die Königinn lud ihn zu sich auf das Schloß, wo sie sich von ihm erbat, daß sie die Insel so lange behalten möge, bis die Saat, welche sie zu säen gesonnen wäre, völlig reif wurde. Auch dieß bewilligte König Hans und segelte sodann nach Falster zurück. Die kluge Königinn aber legte Eichel und Buchsaat in die Erde, und daraus erwuchsen jene zwei Wälder von Eichen und Buchen. Im nächsten Jahre segelte König Hans von Falster aus; allein da man ihn berichtete, welche Saat die Königin gesäet hatte, erinnerte er sich seines Versprechens und kehrte nach Falster zurück. Als die Königinn starb, ward ihr Sohn Herr auf der Insel.

Antwort an den sich so nennenden „Verfasser des ersten Aufsatzes“ „an die Hoffnung.“

(Eingesandt.)

Bisher haben Sie um Mitleid und Erbarmen, daß Sie wegen einer unbesonnenen überführten Darlegung falscher Berechnungen so jämmerlich angekommen sind, gleichsam Collectiret, und man hat Ihnen an mehreren Orten auch wirklich gesagt, daß man Sie herzlich bedaure! Dadurch sind Sie nun wieder dreiste gemacht und beschweren sich über zu grobes Geschütz welches man auf Sie abfeure, aber beruhigen Sie sich doch mit dem bekannten Sprich-

wort „daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehöre."

Ihr lächerlicher Angriff auf den Buchstab K., daß dieser nicht der selbst Verfertiger des gegen Sie gebrauchten Geschützes sey, ist zu einfältig als daß man es der Mühe werth hielte etwas zu erwiedern. Ich leugne es nicht, daß ich Sie bisher für einen bloßen Einfaltspinsel gehalten, der, um doch etwas zu sagen, wie ein Papagey nachspricht was andere ihm vorgesagt haben; allein ich sehe jetzt aus Ihrem Gespräch über Gußeisen: daß Sie Aehnlichkeit mit einem von den Knechten haben welche in der berühmten Ballade „der Gang nach dem Eisenhammer" vorkommen und wovon es heißt:

„Ihr Knechte, ist's geschehen?
Und grinzend zerren Sie den Mund,
Und deuten in des Ofens Schlund;"

Es ist übrigens höchst sonderbar daß die von Ihnen und Ihrem sogenannten Nachfolger S. aus der Bibel und dem Bürgerfreund, so höchst ungeschickt und unpassend gewählten Waffen jedesmal umgekehrt und mit Glück gegen Sie selbst gebraucht werden können, so ist z. E. in Nrs. 42. des Bürgerfreundes, worin ihr fades Gewäsch stehet und worin Sie Nro. 40. desselben Blattes allegiren, — die Correspondenz Nachricht aus Turin, ganz als wenn solche für Sie und ihren Zustand passend geschrieben wäre! — Hüten Sie sich also künftig vor dem Langohr und den vergoldeten Papiermützen und bleiben Sie hübsch bei der Stange; vertheidigen Sie sich wegen der erwiesenen Vorlegung falscher Berechnungen, wenn Sie dieses aber nicht können; so lassen Sie sich die Correspondenz Nachricht aus Turin zur Vergegenwärtigung von Stobwaßer auf eine Schnupftobaksdose, oder wenn Sie davon kein Freund sind, auf eine Kautobaksdose — mahlen. K.

Bonbon.

Unsere Großen haben für die Supplicanten eine gewisse Art von Bonbon in Bereitschaft, womit diese einstweilen abgespeiset werden. Es sind überzuckerte Nieten, mit einem der Hoffnung ähnlichen Bilde.

NB. Diese Zucker-Nieten sollen sich während des Genusses in bloße Luft verwandeln.

Viele unserer neuen Lustspiele sind Bonbon's, in witzige Verse eingewickelt, auf einmal zu nehmen, und oft — auch nur einmal zu geben; ein Desert, um das theatralische Zeitmaaß auszufüllen, und das Publikum nicht murrend vor acht Uhr gehen zu lassen.

Agio.

Der alte reiche Liebhaber:

Mein schönes Kind, ach bleibe mir
Für immer hold;
Sieh' Deine Treu' belohn' ich Dir
Mit lauter Gold.

Das Mädchen.

Des Goldes Werth fällt oft und steigt —
Auch Liebe so —
Doch rechne ich, wenn die sich neigt
Auf's Agio.

Hungerkur.

Die jetzt so viel besprochene und praktisch geübte Hungerkur ist, nur nicht so systematisch behandelt, wie in unserer Zeit, schon längst bekannt gewesen. Namentlich war der König von Schweden, Karl XII., ein Freund dieser Kur.

Im Jahr 1717, kurz vor seinem Tode, war seine Gesundheit sehr erschüttert, er hatte heftige Brustschmerzen, einen beschwerlichen Hu-

sten und heftiges Erbrechen, so daß er zuweilen ohne Athen niedersank.

Er verwarf aber alle Arzneimittel und genoß vom Sonntage Abends bis Sonnabend Mittag nichts, als dann und wann ein Glas Wasser und ein Bissen Brod, und nach drei Wochen war die Krankheit vorüber.

Unterm 22sten dieses ist mir eine liebe Zuschrift geworden, unterzeichnet „im Namen einer größeren Anzahl von Kunstfreunden" die herzlichen Worte die hierin zu mir geredet, haben mir so äußerst wohlgethan daß ich glaube auf diesem Wege meinen besten Dank sagen zu müssen und ich füge noch die Versicherung hinzu daß ich die Güte dieser freundlichen Menschen nie vergessen und mir ihr Andenken stets theuer seyn wird. Ich tausche meine Wünsche zehnfach gegen die ihrigen aus.

Bremen, d. 23. May 1818.

Eduard Clausius.
Mitglied des hiesigen Theaters.

Die Zeit.

Fragment.

Im Frühlinge 1818.

I.

Die Echo, die in eisumstarrten Klüften
Verstummte traurig, ob des Winters Stille,
Hüpfet hervor in lauter Jugendfülle,
Gerufen von des Lenzes süßen Düften.

Gesänge flattern freundlich in den Lüften
Um jedes Baumes weisse Blüthenhülle,
Und daß des Lebens Brunnen muth'ger quille,
Flammt grün die Hoffnung selbst aus öden Grüften.

So lag Europa lang' in dumpfem Schlafe,
Ein Spiel des Sturmwinds, den die Zeit erhoben,
Und lechzte, schwerer seufzend nach Erneuung;

Da lenket es ein heil'ger Wink von oben,
Die Kette reißet heldenkühn der Sklave
Und fühlt sich stolz im Schooße der Befreiung.

II.

Nicht allzustolz, mein trauter, kühner Degen,
Vergiß im Rausche muntrer Siegeslieder
Des hohen Zweckes deiner That nicht wieder,
Manch Ungeheuer tritt dir noch entgegen.

Sieh Ritterthum und Bonzengeist, wie regen
Vereint sie schon die neugestärkten Glieder;
Wie winken sie das Nachtgewölk hernieder
Von Neuem dich in Fesseln gar zu legen! —

O Völker, seht die Thürme, die zu bauen,
Man wohlbedächtig wühlt in tiefem Grunde,
Vernehmt im Geiste schon der Zukunft Wimmern.

O gute Fürsten, wollet vorwärts schauen,
Mit eurem Heile scheinet man im Bunde,
Nur um euch eure Thronen zu zertrümmern. —

Anagramm.

Kind des Himmels, auf der Erde
Oft gesehn, doch nicht zu Haus,
Ist's, als ob ich golden werde,
Bleib ich einmal lange aus;
Und — o Undank'! — eil ich nun
Alle Tage wohlzuthun,
Fern von Sehnen, fern von Schmachten
Will mich alles nun verachten.

Käuflich nicht, und doch zu kaufen
Oft gedrückt von bitterm Harm,
Bei des Goldes reichen Haufen
Gleich dem Aermsten dennoch arm.
Oft bedauert, oft verachtet,
Oft in Müh und Noth verschmachtet,
Winkt uns jetzt ein bessrer Stern.
Hell're Tage sind nicht fern.

Auflösung des Räthsels in Nro. 42.

Modern — Modern.

Gedruckt und verlegt bei Georg Jöntzen am Dom Nr. 2.

N: 44.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag, den 31. May 1818.

Eine Erzählung

aus des Bürgermeisters Daniel von Büren Denkbuche.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Indem ich diese Zeitschrift, als ein mir willkommnes Vehikel betrachte, wodurch ich meinen geliebten Mitbürgern manches, was aus der älteren Bremischen Geschichte mich interessirt, mittheilen kann, mach' ich es mir zum angenehmen Geschäfte, hier eine Probe von dem, was ich neulich über das Daseyn und den Werth des Bürgermeisters D. von Büren Denkbuches angeführt habe, vorzulegen — eine die Sitten unsrer Vorfahren recht charakterisirende Erzählung aus diesem in der Niedersächsischen Sprache verfaßten Manuscripte zu übersetzen und zu deren Erläuterung vorab noch einiges zu bemerken.

Einer der ärgsten Mißbräuche des durch das Papstthum verderbten Zeit-Christenthums war der Ablaß und der damit getriebene schändliche Handel. Auch diese Gegenden Deutschlandes blieben davon nicht verschont. Der Cardinal Raymundus, welcher im Anfange des 16ten Jahrhunderts mit kaiserlicher Bewilligung Deutschland durchzog, kam im Jahre 1503 nach Bremen, wo man ihn mit ausserordentlichen Ehrenbezeugungen empfing. Schöne erzählt davon in seiner Bremischen Chronik; Er sey in Procession mit brennenden Lichtern, Monstranzen und Gesang in die Stadt geführt: Die Straßen wären mit Gras bestreut, die Häuser vom Stephani Thore an bis zum Osterthore mit goldgestickten Flämischen Zeugen und Tapeten behangen und mit Mayen besteckt gewesen: Alle Glocken wären geläutet und die Stadt-Spielleute hätten sich mit Posaunen, Trompeten, Krummhörnern, Schalmeyen und Flöten hören lassen.

Obgleich der Cardinal mit seiner Waare nicht theuer war, (denn man konnte für 12 bis 18 Grote einen Ablaßbrief von allen Sünden lösen) so sammelte er doch in Bremen die damals höchst bedeutende Summe von 6740 Rheinischen Gulden, welche indessen durch die Klugheit des Bürgermeisters von Büren unserm Staate erhalten blieb und nicht nach Rom abgeführt wurde.

Bürgermeister von Büren erzählt von dieser Begebenheit in seinem Denkbuche folgendes:

Im Jahre 1503 am Abend des Himmelfahrts-Tages wurde der Hochwürdigste Herr Raymundus, Cardinal und Römischer Legat, von Geistlichen und Weltlichen unter allen den Ehrenbezeugungen, welche bei dem Herumtragen des heiligen Leichnams am Frohnleichnams Feste üblich sind, eingeholet. Man ging ihm bis an den Wallerbaum entgegen. Die Bürgermeister und Rathsherrn begaben sich in ihren schönen Kleidern bis an Stephani Thor. (die übrigen Thore waren geschlossen.) Nun kam der Herr Cardinal-Legat in seinem herrlichen rothen Kleide. Die Clerisey zog vor ihm her und trug, wie es Sitte ist, das Kreuz. Unser Herr Erzbischof Johann Rhode und der Coadjutor Christoffer von Braunschweig ritten ihm zur Seite und hatten ihn zwischen sich. Am Thore trat zwischen den Bürgermeistern und Rathsherrn der Syndicus Magister Johann Renis hervor, beugte die Knie und hielt eine kurze lateinische Rede, worin er den Cardinal bewillkommte im Vertrauen zu der redlichen Absicht seiner Herkunft. Der Cardinal antwortete in lateinischer Sprache und dankte dem Rath. Die Clerisey und mehr als 60 Bürger ritten vor ihm her.

Die Rathsherrn Hinrich Vaßmer, Radeke von Linc, Friedrich Hord und Albert Grone becomplementirten den Cardinal, welcher auf einem Maulesel unter einem prächtigen Thronhimmel (Paulun) einher ritt. So ging der Zug feierlich über die lange Straße — über den Markt nach dem Dom. In der Thüre des Doms gab der Domprobst dem Cardinal die Weihe: Dann führte man ihn auf's Chor. Hier hielt Herr Doctor Gerd Brand eine zierliche Rede zum Lobe des Cardinals, welcher nun aus dem Stuhle, worin er saß, emporgehoben wurde: Der Erzbischof las über ihn eine Collecte: Wie diese beendigt war, sang man vom heiligen Peter und der Cardinal selbst las ein Paar Verse. Hiernächst verließ man den Dom und der Cardinal ritt nach seiner Herberge in St. Pauli Kloster. Bei Willehadi Kapelle verbat er sich die weitre Begleitung des Raths; der ihm demohnerachtet bis auf die Domsheide folgte.

Auf dem kleinen Domshofe war von einer Thüre des Doms bis zu der andren ein 60 Fuß langes und eben so breites Gerüste errichtet und auf demselben ein Altar, von der nemlichen Größe, wie der auf dem Chore im Dom. Um diesem Altare standen die Herren und Fürsten, die Domherrn und Prälaten, die Ritterschaft und der Ehrsame Rath von Bremen. Die übrige Clerisey lagerte sich unten an der Mauer und die Gegend weit umher, selbst die Dächer der Häuser waren übersäet von einer ungeheuern Menge Volks.

Der Cardinal saß auf dem Gerüste und sang eine herrliche Messe. Das Volk stieg die Treppe zu ihm hinauf, reichte ihm den Opferpfenning und küßte des Herrn Hand und empfing die Vergebung aller begangenen Sünden. Der Andrang des Volks wurde zu groß: Es mußten noch oben und unten 2 oder 3 Bischöfe hingesetzt werden, von denen das Volk den Ablaß holen konnte. Der Cardinal ließ verkünden: Jeder würde die völlige Vergebung seiner Sünden eben so gut von diesen Bischöfen erhalten, als er (der Cardinal) selbst solche ertheile.

Nachdem diese Feierlichkeit vollendet war, speiste der Cardinal mit den Herren in der Domprobstey, wo er eine Mahlzeit bestellt hatte. Auch der Rath hätte dabei gegenwärtig seyn sollen: Allein derselbe war vergessen worden von

denen, welche den Auftrag gehabt hatten, ihn einzuladen.

Am Abend sandte der Rath an den Cardinal ins St. Pauli Kloster 1 Faß Eimbecker und 6 Tonnen Bremer Bier; auch 1 Ohm weissen Wein, 3 grüne Lächse und Einen Stör. Diese Geschenke wurden auf den Hof des Klosters gebracht, ehe der Cardinal daselbst angekommen war. Wie er nun auf seinem Maulesel angeritten kam, so überschauete er, ehe er abstieg, alle diese kostbaren Geschenke und sie behagten Sr. Eminenz sehr wohl. Den Karrenschiebern, welche sie gebracht hatten, gab er 4 Rheinische Gulden: Diese mußten aber am folgenden Tage das Geld ihm zurückbringen und ihn bitten, daß er sie damit nicht beschweren möge, indem sie für Geschenke kein Geld nehmen dürften.

Am Freitage ließ der Cardinal den Rath in St. Pauli Kloster zu Gaste bitten. Es fanden sich dabei ein die 4 Bürgermeister Burchard Vagd, Henrich Steenowe, Daniel von Büren und Henrich Zierenberg. Diese mußten an der Tafel in einer Reihe zur Seite des Cardinals sitzen und so, wie auch der Domprobst und der Syndicus Magister Renis, mit ihm aus einer Schüssel essen. An der andren Seite der Tafel saßen der Abt von St. Paul und die Rathsherrn Gerd Hemeling, Johann Oldegans, Henrich Brigge und Klaus von Rheden: Ausser diesen hatten die Bürgermeister keine Rathsherren mitgenommen.

Der Ehrsame Rath schenkte dem Cardinale noch einen prächtigen, in der Form einer Blume verfertigten, von Innem und Aussen vergoldeten silbernen Becher und daneben 4 Stübchen köstlich gewürzten Wein — ein recht sauberes Getränk.

Am Sonntage las der Cardinal wieder eine Messe ausserhalb des St. Pauli Kloster. Man sagt: Er habe wohl 50 bis 60 Bremermark zum Opfer erhalten und diese ins Kloster gegeben.

Am Montage ließ er die 4 Bürgermeister vor sich fordern und both ihrer Stadt seine Gunst und Gnade an, nicht nur wärend der Zeit, da er noch in den hiesigen Gegenden verweile; sondern auch dann, wann er nach Rom zurückgekehrt seyn würde. Hierauf ritt er am Abend nach Delmenhorst. Der Rath folgte ihm bis an Burgwall und gab ihm wohl 60 Mann zu Pferde mit. Der Rathsherr Klaus von Rheden und Hauptmann Erp Bicker begleiteten ihn bis Vareigraben, wo er von den Delmenhorster Beamten empfangen wurde.

Der Cardinal hatte bei seiner Ankunft in Bremen Mörder und andere Verbrecher, welche aus der Stadt verwiesen und für Friedlos erklärt waren, mit sich hereingebracht. Dieß war indessen zuvor mit ihm verabredet. Der Rath hatte es ungern zugeben wollen: Er hatte an den Cardinal nach Osterholz ins Kloster einen Abgeordneten gesandt, welcher inständigst darauf bei ihm antragen mußte; daß er die Stadt bei ihren beschwornen Gerechtsamen lassen möge. Das, was er jetzt begehre, sey nie weder dem Erzbischofe, noch sonst irgend einem Herrn und Fürsten zugestanden. Der Cardinal hatte hierauf in Gegenwart des Erzbischofes Johann Rhode geantwortet: Als päpstlicher Legat sey er hier zur Stelle eben so viel, wie der Papst selbst. Da nun der Papst und der Kaiser über alle Rechte erhaben und an keine beschworne Gerechtsame gebunden wären, so könne von keinen beschwornen Gerechtsamen der Stadt bei ihm die Rede seyn. Er müsse die Macht, welche er vom Pabste erhalten habe, brauchen: Die mächtigsten Herren und Fürsten und weit größere und angesehenere Städte, wie Bremen, hätten ihm das,

was er begehre, bewilligt: Wolle man ihn daran hindern, so wisse er schon andere Wege zu finden, so würde er nicht nach Bremen reiten. Wie der Rath solche Drohungen vernahm, so hielt er es nicht gerathen, sich dem Unwillen des Cardinals auszusetzen, sondern willigte in sein Begehren. Der Cardinal versprach nun: Er wolle keinen Verbrecher in die Stadt einführen, welcher dem Rathe ganz vorzüglich verhaßt sey oder welcher etwa einen Aufruhr in der Stadt erregt habe: Dem römischen Stuhle müsse Genüge geschehen und dazu reiche es hin, wenn nur ein Paar verbannte Verbrecher von ihm eingeführt würden. Wie der Rath solche gute Aeußerungen von ihm hörte, so legte er ihm weiter kein Hinderniß in den Weg.

Es saßen 2 Weiber im Hurrelberg, welche zum Tode verurtheilt waren — deren Befreiung erbath sich der Cardinal vom Rathe. Die eine derselben, Gesche Bruns, eine Hexe, die verbrannt werden sollte, ließ der Cardinal auf 1 Jahr aus der Stadt verbannen und wollte es ihr nicht verstatten, daß sie darin bleiben dürfe.

Der Cardinal stellte über dies Verfahren einen besondern Brief aus, worin er erklärte, daß dieß alles den Privilegien der Stadt keinen Schaden thun solle — auch bestätigte er alle wohlhergebrachte Gerechtsame der Stadt Bremen.

Vor den 4 Bürgermeistern und vor 4 redlichen (drepeliken) Rathsherren ließ er jeden der mitgebrachten Verbrecher darüber verhören: was er verbrochen habe und weswegen er verwiesen sey? Auch fragte er bei einem jeden: Ob gegen dessen Begnadigung der Rath etwas einzuwenden habe? denn er wolle sich keines Verbrechers annehmen, welcher dem Rath vorzüglich verhaßt und von dem keine Besserung zu erwarten sey. Er verordnete, daß die, welche verbannt gewesen waren, das Bürgerrecht von neuem gewinnen und daß schlechtdenkende Menschen Furcht vor dem Rath haben und nur diejenigen zum Genusse des Bürgerrechtes von neuem zugelassen werden sollten, welche dessen würdig befunden würden.

Beim Abschied erließ der Cardinal eine Bulle zum Ablaß auf 100 Tage und beorderte, daß am Mittage die große Doms-Glocke geläutet werden und daß die Gelehrten Ein Pater noster und den Psalmen Deus misereatur nostri, die Ungelehrten aber nur bloß ein Pater noster lesen sollten.

Die Ahnfrau.

(Fortsetzung.)

Der ersehnte Tag war heran gekommen. Noch war das Mädchen mit Abräumung des Mittagstisches beschäftigt, als Bärbchen schon mit der Nachricht ins Zimmer trat, daß der Einspänner vorgefahren sey. Meine offene Chaise macht sich doch immer noch recht gut, sagte Pfefferkorn, indem er ans Fenster trat. Gewiß recht gut, wiederholte der bereits anwesende Syndikus; Ihr Großvater hatte dieselbe ja wohl zu mäßigem Preise in einer Auction erstanden? Nicht so Herr Schwager? — Ganz recht, Herr Stadt-Syndikus, erwiederte der Bürgermeister, und schaute wieder hinaus auf die Gasse. Das schmalspurige Fuhrwerk war es aber nicht, welches ihn anzog; er warf prüfende Blicke auf die nahen Häuser, und fand mit innigem Vergnügen alle Fenster von Köpfen belebt, die in verstohlener Neugier hinter den roth und blau gewürfelten Gardinen hervorguckten: die entfernter Wohnenden bildeten bald einen dichten Kreis um die vornehme Equipage. Bevor die Honoratianen sich jedoch in den Wagen

preßten, wurde noch manches Andere eingepackt, worunter besonders eine ganz neue ziemlich corpulente Familienkanne, die silberne Zuckerdose und ein ansehnliches Quantum von Kaffekuchen den Neid und den Appetit der Umstehenden erregten. Alles hatten dieselben genau betrachtet, nur was die Frau Stadt-Syndikus wohl verdeckt im Korbe trug, blieb jedem ein Räthsel; die Bürgermeisterinn allein hatte einen Blick in die Verborgenheit gethan, und einen veralteten Haubenschmuck, ein künstliches Ranunkelbouquet geschaut, mit welchem zum Kreuz gewunden, die klügste und schönste Frau in ganz Schöpsenhausen den großen Erfinder krönen wollte. Endlich waren die beiden Damen nebst ihren Gatten placirt, mühevoll hatte sich das stammhafte Dienstmädchen neben dem kutschirenden Knechte eingezwängt, da knallte die Peitsche, und die Gesellschaft flog, so schnell als es sich thun ließ, den belebten Fenstern vorüber. Kaum war der Wagen fort, so schwang sich der galante Greif auf seinen Rappen, und courbettirte hinterdrein. Das trefflich zugerittene Pferd machte, ungeachtet des Hahnentrittes und einer kleinen Erlahmung des rechten Vorderfußes, seine Künste noch meisterlich.

Der Stadt-Accise-Cassen-Rendant und Controlleur von Greif hieß eigentlich Grappsfinger; da aber durch seinen Vater ein leiser Makel auf diesem Namen ruht, so hat er die Erlaubniß ausgewirkt, sich nach seiner Mutter nennen zu dürfen, welche aus einem verarmten adlichen Geschlechte stammt. Nicht minder hatte der schlaue Fuchs durch absonderliche Pfiffe und Kniffe den Rendanten und den Controlleur in seiner Person zu vereinigen gewußt, und lebte so in einsamer Gemächlichkeit fort, bis Bärbchens Reichthum und Schönheit den alten Knaben mächtig hinzogen zum Pfefferkornschen Hause, wo ein halber Edelmann jederzeit eine willkommene Erscheinung war.

Heitre Selbstzufriedenheit lag in des Bürgermeisters Zügen, als er durch die Gassen dahin fuhr; aber ein gewisser Ernst, ein leiser Hauch von Schwermuth thronte auf dem schönen Antlitz der Madame Schaaf; als man um die Ursach fragte, zerdrückte sie im großen grauen Auge eine Zähre und erzählte: der ehemalige wirkliche Magistrats-Perruquen-Ausstutzer Klattner habe ihr hinterbracht und ihre Waschfrau habe es bestätigt, daß man mehrere, sicherlich von den Räubern ausgestreute Zettel folgenden Inhalts gefunden hätte:

O Pfefferkorn, was hilft dein Streben,
Ein Schuß raubt dir gar bald das Leben.

Eine Thränenfluth erstickte die letzten Worte; dem sonst so herzhaften Bürgermeister aber fuhr diese Rede durch alle Glieder, seine empfindlichste Seite war angeregt, denn er hegte gegen alles Schießen einen unbeschreiblichen Widerwillen, der in einem kleinen längst verjährten Unfall seinen Grund hatte. War es Ueberladung der Büchse, oder Ungeschicklichkeit gewesen, kurz er hatte bei dem ersten Versuche den hölzernen Schützenvogel zu treffen, eine so derbe Ohrfeige bekommen, daß ihm seit dieser Zeit sogar das entfernte Knallen eines Gewehrs zuwider war. — Auf seine eigne, allgemein respektirte Person drohete jetzt ein Frevler zu zielen, ihm winkte zum Lohne seiner edlen Erfindung der Märtyrer-Tod; das war freilich eine kitzliche Sache. Nach der gewohnten Weise theilte Herr Stadt-Syndikus Schaaf seine Besorgnisse; dieser gute und reiche Mann war dergestalt abgerichtet, daß er beständig der Meinung seines hochverehrten Herrn Schwagers beistimmte, und nebenher den Willen seiner eignen theuren Ehehälfte pünktlich befolgte.

Angekommen im Garten, gingen die im engen Wagen halb todt gepreßten Herrschaften auf und nieder, um sich von den Fatiguen des Weges ein wenig zu erholen. Die Frau Stadt-Syndikus weint aber nicht mehr; denn sie handelt so eben mit ihrer lieben Schwägerinn ein Thränen stillendes Kapitel ab; es ist vom Putze und zwar von vaterländischer Tracht die Rede, in welcher die Damen am nahen Pfingstfeste erscheinen wollen. Die kluge Frau hat sich aus einem Modejournal die Abbildung eines altdeutschen Frauenkleides verschafft, wie es vor einigen Jahren sogar fürstliche Damen ganze sieben Wochen hindurch getragen haben; die Bürgermeisterinn aber schöpft aus anderen Quellen, und thut so geheimnißvoll mit ihrem Anzuge, daß ihre Tochter nur in der einsamen Putzstube bei verschlossenen Thüren daran nähen darf. — Indeß die Frauen sich in diesem Thema immer mehr vertiefen, besprachen sich die Herren über die möglichen Vorsichtsmaaßregeln in Hinsicht des quästionirten Schusses; auf alle Fälle wollte man den Peruquen-Aufstutzer Klattner gerichtlich vernehmen. Der Bürgermeister traute, unter uns gesagt, diesem Erzjakobiner, der überdies noch eine einschmeichelnde Beredsamkeit besaß, selber nicht das Beste zu; Herr Schaaf theilte seine Meinung; Greif hingegen suchte den Quell alles Uebels in gewissen unbekannten Fremdlingen, die sich, wie er sagte, von Tage zu Tage tiefer in Schöpsenhausen einnisteten. Man verstand aber diesen leisen Fingerzeig auf den Torfinspektor nicht, den er, im Vorbeigehen gesagt, mehr als die Sünde haßte. Als jedoch nach wiederholten Anspielungen Herr Tobias Pfefferkorn endlich aufmerksam wurde, machte der verschmitzte Greif einen geschickten Seitenpas, erinnerte an die Kopfmaschine, und sogleich begannen nach langer Unterhaltung die Versuche.

Früher schon hatte der Bürgermeister mit Hülfe seines geschickten Knechtes drei zierliche Delinquenten aus Stroh verfertigt; angethan mit armen Sünderhabiten, die auf öffentliche Kosten bereits in hinreichendem Vorrath gemacht waren, harrten die Verbrecher im dunkeln Keller geduldig ihrer Vollendung. Jetzt war der ernste Augenblick gekommen; schon hatte der kutschirende Plastiker die Gefesselten auf seinen Schultern zu Tage gefördert, schon war, den Todesstreich zu führen, der Bürgermeister auf die Maschine gestiegen, — da fiel ein Schuß, und der edelste Groß-Schöpsenhäuser stürzte blutend auf die Erde; am rechten Knie hatte die keusche mannschesterne Hülle eine Oeffnung bekommen, welcher eine leidige Purpurfluth entrann. Herzbrechend war der Anblick der Gruppe in den ersten Minuten. Der Bürgermeister schwamm in Blut, seine Schwester in Thränen, seine Frau in Kaffee. Die Gute wollte sich eben das neunte Täßchen einschenken, als der Schreck sie, sammt der Kanne, zu Boden warf. Alle waren niedergesunken; nur auf den Stadt-Syndikus hatte der unvermuthete Knall anders gewirkt. Einen langen Schnitt Kuchen im Munde, stand er unbeweglich, gleich einer Bildsäule, und war in dieser Attitude einem altägyptischen Ibisvogel nicht unähnlich. — Herr von Greif, der sich im Fallen gerade auf einen Stachelbeerstrauch gesetzt hatte, bekam durch die schmerzhaften Stiche zuerst Besinnung und Sprache wieder. Mord! — Feuer! — brüllte er, warf sich, eine Heugabel ergreifend, ohne Hut auf seinen Rappen, und sprengte gleich einem Rasenden zum Garten hinaus. Indeß die Frauen sich nach und nach in die Höhe richteten, waren der Knecht und die stammhafte Magd um ihren Herrn beschäftigt, verbanden in Eil das Knie mit Baumwachs, und hoben nicht ohne Mühe den Ohnmächti-

gen in die Chaise. Schaaf hatte bis jetzt noch kein Glied gerührt; als das Fuhrwerk sich in Bewegung setzte, nahm er geschwind noch ein Stückchen Kuchen, und wandelte, indem er dem Beispiel der Frauen folgte, weinend hinter der Scheinleiche einher.

Der Kurrendeführer wollte eben mit seinen Virtuosen einen Spaziergang machen; als er aber den bleichen Bürgermeister erblickte, kommandirte er sogleich Rechtsum, und stimmte das eben einstudirte Frühlingslied an: Ach! bist Du schon entschwunden, holder Knabe, u. s. w. Feierlich schritten die Sänger vor dem Wagen dahin, in kurzer Zeit hatten sich viele Schöpsenhäuser hinter demselben geordnet, der Peruquen-Aufstutzer Klattner war, seinen bezweifelten Patriotismus an den Tag zu legen, laut schluchzend auf den Schlag der Chaise gesprungen, und so bewegte sich der Trauerzug langsam dem Pfefferkornschen Hause zu, in welchem des fleißige Bärbchen heut Mittag ganz allein zurück geblieben war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frage.

(Eingesandt.)

Warum sieht man noch nicht wieder unsere Schlüßel an den Stadt-Thoren? die durch die französische Tyrannei vertilgt sind, und gewiß durch die Wiederherstellung jeden Bremer einen herrlichen Anblick gewähren.

Wunsch.

(Eingesandt.)

Es wäre sehr wünschenswerth, wenn die Wall-Deputation, zur Anschaffung mehrerer Bänke auf dem Wall bedacht wäre, und dieses nächstens in Ausführung zu bringen sich bemühte, da man wenn das Wetter nur ziemlich gut ist, fast sämmtliche Bänke besetzt findet, besonders ist dieses am Wasser der Fall.

An die Direction des Schauspiels.

Die Direction des hiesigen Stadt-Theaters, würde sich mehreren Kunst-Freunden, durch die baldige Aufführung: „der Ahnfrau" sehr verbinden. — Der allgemeine Beifall, welchen dieses Stück hier geerndtet hat läßt erwarten, daß die Direction willig und gern diesem Wunsche entsprechen, und uns recht bald durch die Aufführung dieses so beliebten Stückes, welches noch um so mehr Aufmerksamkeit verdient, da der Verfasser desselben noch ein sehr junger Mann ist, und dieses dramatische Meisterwerk zu den ersten Producten seines Geistes zählt, erfreuen wird; — noch mehr würde dieselbe uns aber einen hohen Kunstgenuß gewähren, wenn sie uns noch in diesem Abonnement durch die Aufführung der in Wien mit so allgemeinem Beifall aufgeführten „Sappho" von dem nämlichen Verfasser, erfreuen wollte.

Mehrere Freunde des Theaters und die Redaktion dieser Wochenschrift.

Correspondenz Nachrichten.

Vom Niederrhein, den 20. Mai 1813.

Seit einiger Zeit werden wir hier wieder von Franzosen jeglichen Gelichters überzogen. Aehnliche Nachrichten erhielten wir auch vom Oberrhein. — Tanz-Professors, Sprachmamsells, Bauchredner, Galanterie-Krämer aller Art und sonstige freie Künstler, selbst napoleonische Glücksritter hüpfen wieder in Deutschland ein. — Es wird wahrlich Zeit, daß man diesem Unwesen zuvorkömmt! — Was die französischen Springer, nicht Tanzmeister und Sprachmamsells, schon einmal für Unheil über die deutsche Volksthümlichkeit gebracht haben, sollte wol heut zu Tags keiner weitern Auseinandersetzung bedürfen. — Dessen ungeachtet scheint es daher nöthig, hier öffentlich zu verkündigen: daß unsere deutsche Luft am Rhein durch französische Dünste für die Zukunft wieder zur Stickluft werden kann, wenn nicht dem Ungethüm in der Gegenwart abgeholfen wird! — Unser rheinisches Volk ist gewiß gut deutsch, aber noch nicht überall kräftig deutsch; es ist zu schonend gegen das französische Wesen, und glaubt oft in seiner Duldung keinen Fehler zu begehen. — Wenn man gerecht seyn will, wird man dieses Schonungssystem auch entschuldigen müssen; denn unsere jetzige Generation, wenigstens der kräftigste Theil in ihr, ist unter französischem Einfluß aufgewachsen. — Daraus folgt aber noch keineswegs, daß man die Franzosen mehr, als die Deutschen liebte; denn diese Folgerung müßte unsinnig genannt werden, so

lange das Rheinland seinen deutschen Charakter nicht verläugnen kann, und es sich zur Ehre rechnet, ihn nicht verläugnen zu wollen. — Aber so wahr dies auch ist, so müssen wir doch auch von der andern Seite wieder der Wahrheit die Ehre geben: daß wir gegen den verderblichen französischen Einfluß, der durch Gesindel aller Art sich fortwährend auf unserm rheinischen Boden zu erhalten scheint, im Ganzen viel zu gleichgültig und schonend sind. — In diesen wichtigen Gegenstand einzugreifen, ist Pflicht der höheren Landespolizei, sie wird daher diese wichtige Aufgabe zu lösen suchen, ihrer Umsicht muß es überlassen bleiben, dem Nachtheil, welchen die Erfüllung bestehender Verträge für einen Staat haben kann, vorzubeugen. — Uebrigens dürfte aber keineswegs die vorliegende Aufgabe schwer zu lösen seyn, denn was uns von Frankreich aus hier überzieht, kommt nicht als Kolonisten, sondern in der Regel als Vagabonden zu uns — wenn man daher anfängt, mit Pässen und Commissionen vorsichtiger und umsichtiger, als dies bis jetzt oft der Fall zu seyn scheint, verfährt: so ist dem vorhandenen Unwesen schon größtentheils abgeholfen. — Wenn übrigens Franzosen an dieser öffentlichen Bemerkung Anstoß nehmen sollten, so verweisen wir sie nur auf la coalition et la France, welche sie gleich mehreren ähnlichen Flugschriften, die den Franzosengeist gegen Deutschland hinreichend bekunden, unter dem Schutze ihrer gegenwärtigen Regierung haben können. —

In Dresden hören die Sprünge von dem laukadischen Felsen der Brücke immer noch nicht auf, mehrere Versuche sind aber durch Herbeieilende an der Ausführung verhindert.

Am 23. März sprang aber wieder ein Bedienter wegen eines kleinen Streits mit seiner Herrschaft zur Mittagszeit in die Elbe. Sonderbar genug tauchte er zwar unter, verlor auch gänzlich das Bewußtseyn, kam aber doch wieder in die Höhe, und nun schwamm sofort der scheintodte Körper, wie ein Stück Holz durch die Brücke den Strom abwärts, wo er bald an's Ufer gezogen und nach kurzer Zeit wieder zum Leben zurückgebracht ward. Der intendirte Selbstmörder glaubte, er sey wirklich gestorben, und erwache nun in einem andern Leben wieder. Durch Zufall war er gerade einem Spiegel gegenüber gelegt worden. Sein erster Blick fiel in diesen, und ganz erstaunt rief er aus: Nein! giebt's denn hier auch Spiegel! —

Die Zeit.

Fragment.

Im Frühlinge 1818.

III.

Der Ritter prangt, bewehrt mit blankem Stahle;
Eisern, und fest, wie seines Schlosses Zinnen,
Weiß er vom Tode Leben zu gewinnen,
Deß zeugen herrlich seine Siegesmahle.

Froh klingt sein Becher in der Ahnen Saale
Und zart, wie er, weiß keiner mehr zu rinnen;
Wer möcht im Glanz' es wohl mit ihm beginnen,
Steht er verklärt von hoher Dichtung Strale?

Doch wirft die Unschuld er in ehrne Bande,
Zahlt er an Rechtes statt, mit Schwert und Schilde,
Wollt ihr dann noch für seine Herrschaft sprechen?

Ein schöner Wahn schuf einst die Rittergilde,
Erneut sie wünschen, ist gemeine Schande,
Sie herzustellen trachten, ist Verbrechen! —

Der Traum.

Ich habe wohl schönen Traum geträumt,
Ich fuhr auf Wellen und Wogen,
Die Woge hatte sich hoch gebäumt,
Die Welle hatt' mich umzogen,
Und ich das Ruder in kühner Hand
Fuhr froh hinüber zum Uferland.

Dort lachte der Himmel so schön, so rein,
Dort blinkte heiter die Sonne,
Es lud so freundlich das Ufer ein,
Und bot Entzücken und Wonne.
Das Wasser tobte, der Sturmwind blies,
Doch das Schifflein schnell durch die Wogen stieß.

Und immer näher und näher schien
Das ersehnte Ufer zu winken,
Froh glitt ich über die Fläche hin,
Die Augen thäten mir blinken.
Und sieh', schon war die Arbeit gethan,
Es stieß das Schifflein am Ufer an.

Und über dem Stoße der Traum entwich,
Am Lande wähnt ich mich drüben,
Und ach! da war mit dem Schifflein ich
Am ersten Ufer geblieben.
Ich hatte wohl schönen Traum geträumt,
Und über dem Traume die Zeit versäumt.

Das Schifflein im Sturme, das ist mein Herz,
Das ersehnte Land ist die Tugend,
Die Fahrt ist das Streben himmelwärts,
Der Sturm ist Leben und Jugend.
Ich glaubte, ich wär' auf himmlischer Bahn;
Weh! noch ist am Ufer gefesselt der Kahn.

Auflösung des Anagramms in Nro. 42.

Regen — Neger.

Gedruckt und verlegt bei Georg Jöntzen am Dom Nr. 2.

№ 45.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 4. Juni 1818.

Die Ahnfrau.

(Fortsetzung.)

Barbara Pfefferkorn ist eine seltene Perle, ein wahres vierblättriges Kleeblatt unter den Mädchen unserer Zeit, das heißt, sie zieht die Arbeit dem Vergnügen vor. Aemsig saß das gute Kind und nähte am bewußten Festkleide, zu dem das Bild der Ahnfrau das Muster geliefert hatte, als es plötzlich klopfte. Es war der Torfinspektor. Wunderbar genug mußte er die heutige Probe ganz vergessen haben, denn er fragte sehr angelegentlich, ob der Herr Bürgermeister nicht zu sprechen sey. Bärbchen, das fleißige Kind, welches diesen Besuch sicherlich nicht vermuthet hatte, konnte nicht unartig seyn und den Herrn gleich an der Thür abfertigen, sie mußte ihn bitten, sich wenigstens einige Augenblicke niederzulassen; und nun, wie sich die einigen Minuten zu eben so viel Stunden verlängerten, konnte sie ihn doch auch nicht geradezu gehen heißen, besonders da er ihr unbeschreiblich angenehme Dinge mittheilte. So saß das Pärchen und plauderte ganz ruhig fort, als plötzlich stolpernde Tritte sich vernehmen ließen. Gott! meine Mutter! rief Barbara, geschwind unter das Kanapee, kein sterbliches Auge darf dieses Kleid unvollendet erblicken. —

Der erschrockene Wiese hatte kaum Zeit genug, sich zu verkriechen; es war wirklich die Bürgermeisterinn, die durch eine unbedeutende Verkürzung des rechten Fußes in einem ganz eigenthümlichen Rhythmus durch das Leben ging. Sie war mit dem Mädchen dem langsamen Zuge vorausgeeilt, um einige Anordnungen zum Empfange des Verwundeten zu treffen, dem wegen der ärztlichen Besichtigung vorläufig in der sehr hellen Putzstube sein Lager bereitet werden sollte. Unbeschreiblich war der dreifache Schreck der guten Barbara, aber dennoch behielt sie Fassung genug, dem armen Vater mit eigner Hand sein Lager auf dem Kanapee zu bereiten. Zuvor aber deckte sie ein großes Bettuch darüber, damit — der schöne seidene Ueberzug geschont würde.

Die Bürgermeisterinn war erschöpft in einen Sessel gesunken, da aber ihre umherschweifende Blicke zufällig auf das Kleid fielen, sprang sie plötzlich neubelebt auf, packte dasselbe an die

Seite, und war eben damit fertig, als man den Patienten getragen brachte. Bereits unterweges war der Ohnmächtige wieder erwacht, und klagte über sehr heftige Schmerzen; der Stadt Syndikus wurde daher von seiner Frau detachirt, eiligst den geschickten Stadt Chirurgus Knochen aufzusuchen, der unglücklicher Weise in Amtsgeschäften über Land gegangen war.

Kaum lag der Bürgermeister in Ruhe, so gebot er, sogleich den Torfinspektor zu rufen; doch alle Boten kamen mit der Nachricht zurück, daß derselbe nirgend aufzufinden sey. Es pflegt ja oft im Leben so zu seyn, daß man in weiten Fernen sucht, was man ganz nahe hat; so war es auch hier. Dem guten Bärbchen wurde indessen wegen der wiederholten Sendungen, und wegen einiger höchst bedenklichen Aeusserungen ihres Vaters, gar wunderlich zu Muthe; und als nun vollends der Spitz ihrer Frau Tante knurrend unter das Ruhebett schnüffelte, behielt sie kaum Besinnung genug, das liebe freundliche Thierchen hinaus zu locken, damit der Vater nicht gestört würde. Eben fragte derselbe nach dem Herrn von Greif, da stürzte dieser edle Ritter athemlos ins Zimmer, und rief: Kugelregen! Lebensgefahr!

Wehe! Wo regnet es Kugeln? schrie der Kranke in jämmerlichem Tone. Beruhigen Sie sich, Theuerster, hier nicht; sagte Greif, und erzählte: als ich zum Garten hinaus sprenge, suchen zwei Dutzend bewaffneter Schurken bei meinem Anblick das Weite; ein Racheengel stürze ich mit gezückter Heugabel ihnen nach, doch meines Rosses Flügel ereilen die feigen Flüchtlinge nicht; ich glaube unter ihnen trotz der Vermummung einen gewissen Patron zu erkennen, aber ein dichter Wald setzt endlich meinen Verfolgungen ein Ziel, ich kehre um, und unzählige Kugeln fliegen mir nach. — Tapferer Greif, sagte Frau Schaaf, in Ihren Adern rollt wahrhaft edles Blut. — Ja! wahrlich, edles Blut! wiederholte der Bürgermeister; in einer Stunde bin ich vielleicht nicht mehr, darum ertheile ich Ihnen in dieser ernsten Minute meinen längst versprochenen Segen. Sohn, treten sie näher; komm, gute Barbara! — —

Funfzehn Sechzehntel der schönen Leserinnen wären hier an Bärbchens Stelle ohnfehlbar in Ohnmacht gesunken, aber so weit kam es mit dem lieben Mädchen nicht, ihre Füße versagten ihr nur den Dienst, und ein Thränenstrom begann eben dem gefolterten Herzen Luft zu machen, da — wackelte plötzlich die Frau Kuhnoldinn wie ein Pendal an der Wand hin und her, und eine dumpfe Geisterstimme tönte unter dem Kanapee wie aus Grabes Tiefen hervor:

Urenkel halt!
Ich schick ihn bald
Den rechten Sohn;
Nah ist er schon!

Die Ahnfrau! — schrie voll Entsetzen der halbe Edelmann; und Alle, sogar der Kranke, stürzten zur Thür hinaus. Greif purzelte aus zu großer Hast die Treppe hinab, die Andern aber bildeten in der auf der andern Seite des Flurs gelegenen Wohnstube eine possierliche Gruppe. Frau Stadt-Syndikus z. B. hatte, um nichts zu hören und zu sehen, ihr schönes Haupt verschleiert mit — den Altagsmodesten des Herrn Bürgermeisters, und die Bürgermeisterinn hatte unter dem großen Eßtisch einstweilen ein Asyl gefunden.

Als die Herrschaften einigermaßen wieder zu sich selbst gekommen waren, siehe, da stand der so lange vergebens gesuchte Wiese mitten unter ihnen: auf seinen Kleidern lag Staub, aus seinem Antlitz sprachen Schrecken und Furcht — Ach! Torfinspekterchen, welch ein Schreckenstag! rief die Bürgermeisterinn unter dem Tisch hervor.

Ja! wahrlich ist's ein Schreckenstag, begann Wiese mit Pathos. Aus ihren Angeln ist die Welt gesprungen; gehoben sind der Zukunft dichte Schleier, und Geister blicken hohlen Aug's umher. O Wehe, dreifach Wehe, dem, der ihren Willen nicht erfüllt! — Im fernen Buchenhaine war nach langem Gang ich eingeschlummert, da weckt' es plötzlich mich, und eine freundliche Gestalt gebot mir, eilig heimzukehren. Ungläubig zweifelnd wie ich bin, wähn' ich von eitlem Traumspiel mich befangen, und zaudre noch, zu thun was mir geheißen; da läßt ein gräßlich Ungethüm mit Schlangenkopf und Tigerzahn sich blicken, und treibt mich rastlos fort zu dieser Schwelle. Jetzt zeigt die freundliche Gestalt sich wieder, berührt mit kalter Marmorhand mein Haupt, und spricht, indem sie plötzlich mir verschwindet: Hier blüht dein Glück! — —

Diese poetische Rede verfehlte ihre Wirkung nicht; Frau Stadt-Syndikus hatte während derselben sich tiefer in ihren magischen Schleier gehüllt. Alle hatten vor Schauder und Entsetzen die Stimme verloren; sogar Bärbchen stand sprachlos da. Dieses Naturkind spielte ohne alle Vorbereitung die vom Regisseur Amor ihr zugetheilte Rolle so meisterlich, als wäre es in einer großen Stadt erzogen, wo es bekanntlich unter den Mädchen sehr viele Comödiantinnen giebt, die mit den heiligsten Angelegenheiten des Herzens ein bloßes Possenspiel treiben.

Der Herr Bürgermeister bekam zuerst die Sprache wieder. Herzens-Wiese! Schwiegersohn! rief er mit beklommener Stimme. Schwiegersöhnchen! wiederholte die Bürgermeisterinn, indem sie unter dem Tische hervorkroch. Ich muß gestehn, entgegnete der Schalk, ganz unerwartet trifft der ehrenvolle süße Name mein unwürdiges Ohr, darum sey mir wenigstens einiges Bedenken. — — — Ach! kein Bedenken Herzens-Söhnchen. Die Katzenköpfe! Tigerzähne! Hui ich höre sie schon auf der Treppe poltern. Mein Gott, sagte Wiese, ich bin ja jederzeit zu Ihrem Dienst bereit gewesen, darum auch jetzt — — Hier wurde seine Rede durch die Umarmung der Bürgermeisterinn unterbrochen. Mit der einen Hand hielt er die Schwiegermama, mit der andern zog er das glühend rothe Bärbchen leise zu sich hin, der Bürgermeister streckte in seinem Sorgenstuhle liegend beide Arme gegen das neue Pärchen aus, da klopfte es plötzlich, und der Stadtchirurgus Knochen nebst dem Herrn Syndikus Schaaf traten in das Zimmer.

(Der Schluß folgt.)

Der Schiffbruch der französischen Fregatte Medusa.

Bei dem allgemeinen Frieden wurden die französischen Besitzungen auf der Westküste von Afrika, die sich von dem Cap Blanc bis zu der Mündung des Gambia erstrecken, zurückgegeben und im Monat Juni 1816 wurde eine Expedition abgeschickt, die aus einer Fregatte und drei andern Fahrzeugen bestand, um sie wieder in Besitz zu nehmen. Auf den Schiffen befanden sich Gelehrte, Künstler, Ackerbaukundige, Gärtner, Bergleute u. s. w., kurz ihre Anzahl belief sich mit den Truppen beinahe auf vierhundert Mann; hierunter waren jedoch die Matrosen nicht mit begriffen. Den Oberbefehl über die Fregatte Medusa von 44 Kanonen hatte der Capitain von Chaumareys.

Wegen der sehr schlechten Mannszucht und der Unwissenheit in den gewöhnlichen Grundsätzen der Steuermannskunst, die dem geringsten Kauffahrteischiffe Schande gemacht haben würde, ließ man die Fregatte auf der Bank von Arguin auf den Strand gerathen. Man machte zwar Versuche,

*

sie wieder flott zu machen, aber vergeblich, weil die Seeoffiziere höchst unwissend waren. Man sah daher bald ein, daß alle Hoffnung, sie zu retten, vergebens sey; und daß kein anderes Mittel übrig bleibe, als Maaßregeln zur Rettung der Reisenden und der Schiffsmannschaft zu ergreifen. Man sammelte etwas Zwieback, Wein und Wasser und wollte es in die Boote und auf ein Floß bringen, das man in der Eil gebauet hatte, aber bei der Verwirrung, mit der man die Schiffstrümmer verließ, hatte man auf das Floß die wenigsten Lebensmittel gebracht, ob es schon die meisten Menschen fassen sollte; von Wein hatte man mehr als genug, aber bloß ein einziges Faß Zwieback. Man hatte kein Verzeichniß der Einzuschiffenden gemacht und keine Anordnung zur Vertheilung derer an Bord getroffen.

Man hatte fünf Fahrzeuge; in dem Ersten befand sich der Gouverneur vom Senegal und seine Familie, in allem 35 Personen; es hätte noch zweimal so viel aufnehmen können; das Zweite enthielt 42 Personen; das Dritte 28; das Vierte, ein langes Boot, 88; das Fünfte 25; das kleine Boot 15, worunter sich Picard, seine Frau, vier Kinder und drei junge Frauenzimmer befanden. Die Soldaten waren gleich anfänglich auf das Floß gethan worden, auf dem nicht weniger als 150 Personen waren; zusammen also 397.

Als man das gescheiterte Schiff verließ, hatte der Ingenieur-Geograph, Correard, der sich von freiem Stücken erboten hatte, seine Leute auf dem Floß zu begleiten, darauf gedrungen, daß die nöthigen Instrumente und Charten zur Schifffarth an Bord gebracht würden; der Kapitain sagte ihm auch, man habe für alles Nöthige gesorgt und ein Seeoffizier sey bestimmt, über das Ganze die Aufsicht zu führen, allein dieser Seeoffizier sprang in Eines von den Booten und kam gar nicht auf das Floß.

Die Boote wurden in eine Linie gestellt, schleppten das Floß fort und versicherten den Leuten an Bord, sie würden sie sicher ans Land bringen. Sie waren jedoch nicht über zwei Meilen vom gescheiterten Schiffe weg, als sie Eines nach dem Andern die Schlepptauseile fallen ließen. Man gab nachmals vor, sie wären zerrissen; allein wenn dies auch der Fall gewesen wäre, so konnten doch die Boote jeden Augenblick wieder zum Floße zurückkehren; aber dies thaten sie nicht, sondern überließen dasselbe seinem Schicksale und suchten so schnell als möglich davon zu kommen.

Jetzt war das Floß viertehalb Fuß unter die Wasserfläche gesunken und die Leute wurden so zusammengepreßt, daß man sich unmöglich bewegen konnte; vorne und hinten standen sie bis an die Mitte des Leibes im Wasser. In einer solchen kläglichen Lage konnten sie nicht anders glauben, als daß sie verlassen worden seyn, und sie wurden völlig davon überzeugt, als die Boote aus dem Gesichte verschwunden waren. Sie betrachteten sich nunmehro als absichtlich aufgeopfert und schwuren, sich an ihren gefühllosen Gefährten zu rächen, wenn sie je wieder ans Land kommen sollten. Die Bestürzung erreichte bald den höchsten Grad; alle Schrecken bemeisterten sich ihrer Einbildungskraft; alle sahen ihren Tod vor Augen und verriethen durch ihre Klagen die traurigen Gedanken, die ihren Geist bestürmten. Die Offiziere zeigten jedoch fortdauernd großes Zutrauen und es gelang ihnen endlich nach vieler Mühe, einen gewissen Grad von Ruhe wieder unter ihnen zu bewirken, allein sie geriethen selbst in keine geringe Bestürzung, als sie fanden, es sey weder eine Charte, noch ein Compaß, noch ein Anker

auf dem Floße. Einer von Herrn Correards Leuten hatte glücklicher Weise einen kleinen Taschencompaß behalten und dies kleine Werkzeug flößte ihnen ein solches Vertrauen ein, daß sie ihre ganze Rettung darauf setzten, aber dieser unschätzbare Schatz wurde ihnen bald entrissen; der Mensch ließ ihn aus der Hand fallen, und derselbe verschwand zwischen den Lücken des Floßes.

Keiner von der Gesellschaft hatte einen Bissen gegessen, ehe sie das Schiff verließen, der Hunger stellte sich nunmehro ein; sie thaten daher den Zwieback, wovon sie ohngefähr 25 Pfund an Bord hatten, in Wein und vertheilten ihn in kleinen Portionen unter die Leute. Dies war die erste Mahlzeit und die beste, welche sie die ganze Zeit über auf dem Floße machten. Sie hielten sich indessen nicht ganz für verlohren und die Hoffnung einer baldigen Rache an denen, welche sie so schändlicher Weise verlassen hatten, belebte ihren Muth von neuem. Es gelang ihnen, eine Art von Mast zu errichten und sie steckten eine von den Flaggen darauf, welche zu der Fregatte gehört hatte.

Endlich brach die Nacht ein; der Wind wurde stärker und die See fing an zu toben. Ihr einziger Trost bestand jetzt noch darin, daß sie den folgenden Morgen die Boote entdecken würden. Gegen Mitternacht wurde das Wetter sehr stürmisch und die Wellen brachen sich über ihnen in allen Richtungen. Diese ganze Nacht hindurch kämpften sie mit dem Tode, ob sie sich schon an die Balken anhielten, welche fest zusammen gebunden waren. Sie wurden jedoch von den Wellen von einem Ende zum Andern geworfen und bisweilen in die See geschleudert; sie klagten über ihr Unglück und waren fest überzeugt, daß sie in den Wellen ihr Grab finden würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Elendsheim.

Erster Brief.

Sie nehmen an unserm Wohl und Wehe Theil? Ei! das ist charmant; denn in der Regel nimmt keine sterbliche Seele von unserer Republik Notiz, als die Leute, die an uns Geld zu fordern haben und sich nicht in ihren Forderungen, die zuweilen unverschämt genug sind, sondern nur in der Realisirung derselben irren. Sie sollen dafür aber auch recht oft Briefe von mir erhalten, und posttäglich hören, wie es uns geht.

Gott sey Dank! Ein großer Berg ist überstiegen — ein Riesenschritt zu einer glücklichen Zukunft gethan — denn drei Schneider, sind endlich mit der Preßfreiheit fertig geworden. Den Jubel, den dieses für das Heil unserer Republik so wichtige Ereigniß veranlaßte, kann keine menschliche Zunge, keine Gänse-, nicht einmal eine Rabenfeder schildern. Durch mehrjährigen Zwist getrennte Freunde sanken sich versöhnt und mit Wonnethränen in die Arme und riefen entzückt aus: „Gott sey Dank! nun wird's endlich einmal wieder gut in Elendsheim werden —: wir haben die Preßfreiheit! Ach Gott! wie lange haben wir nicht schon darnach geseufzt." — Alte Weiber fielen auf dem Marktplatze sich mit fliegendem Haar um den Hals und kreischten: „Frau Schwester, Frau Muhme, Frau Nachbarinn, wißt Ihrs schon? — Die Schneider sind eben mit der Preßfreiheit fertig geworden. Ach! das wird ein Leben werden! Zucker und Kaffee sind schon um zwei Grote wohlfeiler geworden!" — Die Straßenjungen brüllten wieder: „Vivat hoch!" und schrieen sich auf hundert Schritte zu: „Hans, Töffel, Michel u.s.w. die Schneider sind mit der Preßfreiheit zu Stande gekommen, ganz Elendsheim ist voll Jubel." — I Michel! 's ist die Möglichkeit! Wo ist denn

die Preßfreiheit? Wie sieht sie aus? — „Je nu, Hans, sie soll närrisch genug aussehen. Wer weiß, was die Schneider zusammengeflickt haben. Ich denke mir, die Preßfreiheit wird so aussehen, wie der Hanswurst, der neulich zu Fastnachten auf der Harmonie die heillosen Prügel kriegte.„ — Der Bürgermeister aber ließ Abends vom Thurme blasen: „Nun danket alle Gott!“ und die regierende Frau Bürgermeisterinn, die dieses Epitheton in jeder Hinsicht verdient, küßte den Gatten mit Freudenthränen und flüsterte: „Du Trefflicher! Du machst dich sehr um die Republik verdient! Gott! wie werden einst die Elendsheimer deine Asche segnen! Nun hast du ihnen sogar die Preßfreiheit gegeben.“ — Noch in der Nacht versammelte sich der ganze Magistrat bei Fackelschein, um über eine Belohnung für die drei Schneider zu berathschlagen. Nachdem man fünf Stunden deliberirt hatte, ward man einig, sieben Verdienstorden zu schaffen, welche an Bändern von sieben verschiedenen Farben getragen werden sollten. Die Bänder wurden den glücklichen Schneidern auch bei Anbruch des Morgens in die Knopflöcher gebunden, die Ertheilung der Kreuze aber bis auf eine glückliche Zukunft verspart, d. h. wenn etwa einige reiche Juden oder sonst eine großmüthige Nation sich zu einer Anleihe verstehen sollten. Am andern Morgen wurden die Schneider auf offenem Markte mit kalter Küche bewirthet, damit die freudetrunkenen Elendsheimer sich in dem Anblick ihrer Wohlthäter noch mehr berauschen könnten. Wirklich war er auch majestätisch zu nennen. Die Mitglieder keines Congresses können mit solchem Stolz auf ihre Akten schauen, als die drei Schneider auf ihre Preßfreiheit. Ihre sieben Bänder — sehr sinnig nach den Farben des Regenbogens geordnet, — erregten allgemeine Freude, und jeder Elendsheimer ging mit dem frommen Gedanken nach Hause: „wie gerne wollte ich ein Paar Tage hungern, wenn ich ein solches Bändchen erhielte!“ Gewiß ist es, daß der liebe Gott, wenn er ein Zeichen seiner Gnade den Sterblichen geben will, keinen Friedensbogen mehr auf die Berge zu stellen braucht, sondern blos vis a vis ein Paar von unsern bebänderten Schneidern.

Dem alten Magister, der sechs Treppen hoch im Hofe wohnt und unser einziger Schriftsteller ist, wurde ein Ständchen und ein lautes Lebehoch gebracht. Man wollte ihn dadurch anfeuern, tüchtig zu schreiben, um sich und die Republik berühmt zu machen, und wirklich sahe auch in den alten gebrechlichen Mann ein wahres Jugendfeuer — er selbst nannte es einen himmlischen Strahl.“ In weniger als acht Tagen seufzten unter der Presse des Buchdruckers Herrn Spitz die ersten Nummern einer Oppositionszeitung, welche der republikanischen officiellen Zeitung auf verblümte Weise einige Nasenstüber gaben, und einen dicken Fleischergesellen, der ein schlechtes Meisterstück gemacht hatte, tüchtig den Kopf wuschen. Die Juden sollten auch sogleich ans kritische Messer kommen, sie wandten aber das Ungewitter glücklich durch einen neuen Schlafrock ab, den sie dem Magister zum Geschenk machten. Sie bemerkten dabei, daß in Betreff ihrer ja die ganze Welt schliefe, und Elendsheim möge doch nicht zuerst ins Horn stossen. — Der Bürgermeister war über die Oppositionszeitung ganz entzückt. „Das wird Reibungen geben“ — bemerkte er gegen seine Gemahlinn — „und das ist gut. Du wirst sehen, liebe Frau, der selige Rheinische Merkur ist eine Hofzeitung gegen unser Oppositionsblatt gewesen.“

Dem guten Magister gelangten diese Worte Serenissimi zu Ohren, und er schrieb nun sich

und dreist beinahe gegen Alles, was auf Erden kreucht und fleugt. Aber — jede Rose hat ihre Dornen. Die Preßfreiheit auch, und obendrein noch recht gewaltige. Der Unglückliche ließ sich beikommen, dem Pascha von Aegypten die unlautere Absicht unterzuschieben (sie ging später in andere Zeitungen über), sich von der hohen Pforte loszureißen. Der Pascha beschwerte sich bei seinem Souverain und dieser bei der Republik, und drang auf eine eklatante Genugthuung. Der gute alte Magister! Er hatte sich die Finger gehörig verbrannt. Die Oppositionszeitung wurde suspendirt und der Prozeß gegen den Frevler eingeleitet. Es hat eine schlimme Wendung für ihn genommen! Vor sechs Tagen ist das Urtheil publicirt worden, und — können Sie sich's denken! — der Magister wurde zu zehnwöchentlicher Festungsstrafe verurtheilt!! Die Milde des Regierenden hat zwar zwei Wochen gestrichen; aber die übrigen acht muß der Unglückliche absitzen. Die hohe Pforte könnte uns ja sonst zürnen und uns vielleicht gar mit Krieg überziehen!

Der Richterspruch war nun da, aber — leider! keine — Festung. Indessen — wir Elendsheimer sind nicht auf den Kopf gefallen. Der erste Zimmermeister und erste Lakirer — jetzt Minister der auswärtigen Angelegenheiten — entwarfen einen Plan, einstweilen unweit des Galgens eine provisorische Festung von Holz zu erbauen. Die Ausführung ward beschleunigt, und diese Nacht ist das Meisterstück, das einem Vauban Ehre machen würde, beendigt worden. — „Eine Festung?" — hör ich Sie fragen. — Ja, ja, eine Festung, und zwar eine recht geschmackvolle. — „Sie haben ja keine Kanonen!" — Freilich fehlen uns diese; aber unser Böller, der bei Paraden auf den Schultern getragen wird — der ersetzt sie. Er knallt einzig. Der Symmetrie wegen sind auf den Ecken hölzerne Kanonen angebracht worden, die denen, womit die Tyroler 1809 die Franzosen und Baiern beschossen, wenig nachgeben sollen. Auch ist die Festung sehr schön grün angestrichen, und zwar, wie man sich unter der Hand zuflüstert, in der Hoffnung, noch mehr Schriftsteller herbeizulocken, die sich an unserer Preßfreiheit die Finger verbrennen und auf die neue Festung setzen lassen sollen. Um aus dem Böller nach allen Richtungen hin Freuden- und Jammersalven geben zu können, ist die, unserm maschinenlustigen Zeitalter Ehre machende, Einrichtung getroffen worden, daß die neue Festung, wie ein Carousel, im Kreise herum gedreht werden kann, was ihr ein formidables Ansehn giebt.

Heute Vormittag wurde der Magister auf die Festung gebracht — eine Solennität, die ewig in den Annalen von Elendsheim Epoche machen wird und alle Beine und Krücken in Bewegung setzte. Der Delinquent benahm sich ziemlich gefaßt; aber ein Versuch mit dem Drehen mißfiel ihm, weil er beinahe von seiner Pritsche herabgefallen wäre. — Der Commandant — unser alter Korporal — maß ihn einige Male mit martialischem Blicke, und versicherte dem Bürgermeister, der ihm wohlwollend zunickte, den Stock schwingend: daß er seine Schuldigkeit thun werde. Er wisse schon mit Schriftstellern und Feinden fertig zu werden.

„Nun, nun!" — erwiederte der Regierende freundlich — „die Festung ist wirklich nicht so übel. Rechts die Entenpfütze, links die Pferdeschwemme und vorn die sumpfige Wiese — ich bin überzeugt, Herr Kommandant, selbst wenn der General Bonaparte von der Helenen-Insel entwischte und uns mit Kalabresen und Mameluken attakirte — einen Sturm könnten wir gewiß abhalten."

O Eure Herrlichkeit! — versicherte der Com-

mandant — ich übergebe die mir anvertraute Festung, soll mir Gott! nicht eher, als bis mir das Schnupftuch in der Tasche brennt. Ein alter erfahrener Commandant ist besser, als ein junger Brausekopf. Ich werde, wenn es nöthig ist, was aber Gott verhüte, die Festung vertheidigen, ohne daß ein Haus von Elendsheim in Brand gerathen soll. —

Aufgehoben ist die Preßfreiheit nicht; der Magister wird nach ausgestandener Strafe wieder seine Zeitung herausgeben; — jedoch wie er versicherte — blos in Fabeln sprechen, da wir jetzt im Zeitalter Aesops zu leben schienen. Gott bessre es! Es wird noch mancher an der Preßfreiheit sich eine Brausche stoßen. Adieu!

Der Mißverstand.

Er sah dem kleinen Moritz in's Gesicht und sagte seufzend: Du Engelskind! Du hast die Züge Deiner Mutter.

Ach! Gott bewahre! widersprach das Knäblein: Die Ziege ist im Garten. Sie frißt Gras.

Auflösung.

Warum es wohl nicht Ehen
im Paradiese giebt?
Weil es nicht Paradiese
in unsern Ehen giebt.

Die Zeit.

Fragment.

Im Frühlinge 1818.

IV.

Du fromme Zeit, wo noch der heilgen Schaaren
Unendlich Licht den Erdensohn begrüßte,
Den Schwachen mahnte stets, daß er sich rüste,
Um vor dem Feind der Seele Heil zu wahren!

Da trotzte man den irdischen Gefahren,
Trat für den Glauben gern auf's Blutgerüste,
Stand doch die Welt wie eine trübe Wüste
Um die, so einzig nur des Himmels waren.

Mit dieser Zeit hing unser Herz zusammen.
Der Glaube sprach: Das, was wir hier verlieren,
Das Glück wird dort verherrlicht wiederkehren.

Doch will man mit des Scheiterhaufens Flammen
Erloschnen Glauben nun zurückeführen,
So laßt uns dem aus allen Kräften wehren.

Folgendes Räthsel, das von J. Kais. Hoheit, der chinesischen Prinzessin Turandot Höchstselbst herrührt, ist eines derjenigen, welche jene Prinzessin Kieselherz dem Prinzen Kalaf aufgeben könnte, falls man die Schiller'schen vortrefflichen Räthsel, zur Abwechselung, einmal in Ruhe lassen wollte damit sie dann wieder den Reiz der Neuheit erlangten.

Turandot (zu Kalaf.)

Auf hoher Burg, in feingewölbter Halle,
vor die der Winter selbst noch Ros' und Lil'jen streut,
wohnt unsre Kaiserin zu jeder Zeit
in stolzer Einsamkeit,
umtönt zuweilen nur von einem Liederschalle,
der gute Herzen hoch erfreut.

Und vor der Kais'rin Zimmer
erglänzt gar oft ein weißes Perlenthor.
zwei Purpurdecken hüll'n es doch fast immer,
von denen die herab und jene steigt empor.
Ob diesem Purpur strahlt ein wunderthät'ger Schimmer
ein Sternenlichterpaar im lieblichsten Gestimmer.

Die Kais'rin, waltend mit der größten Macht,
in Luft und Schacht,
in Fluth und Feuer,
vom frühen Morgen bis zur späten Mitternacht,
hat Noth und Leid dem Erdball' schon gebracht;
und dennoch ist und war er keinem Thron getreuer.

Es lies't die Kaiserin. Sie trennt. Sie traut.
Sie ordnet keck den Krieg, und ruft den sanften Frieden.
Sie handelt herrisch oft, doch öfter noch vertraut.
bald redet sie als Thörin überlaut,
und klüger bald, als je ein Weiser sprach hienieden.

Was Gutes irgend mag gedeih'n,
doch Böses auch auf Erden —
fast sie nur heißt es werden:
entscheidend gilt ihr Ja, ihr Nein.
Sie spricht, und Unschuld ist befreit von Mörderdolchen
Sie ruft, und Felsen folgen.

Sie selber folgt Dir sklavisch ohne Rast,
so hin zum lauten Markt, so hin zu stillen Hainen,
so hin, wo je Du könntest nur erscheinen,
und immer bleibt sie doch in ihrem Prunkpallast,
allwo Du sie, den höchsten Schatz der Frauen,
allstets, doch immer nur zum Theile, kannst erschauen;

O Grausen, wenn sie ganz je sollte vor Dir steh'n!
O Jammervollstes aller Weh'n!
Um ihre Macht wär's ewig dann gescheh'n!

N: 46.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag. den 7. Juni 1818.

Die Ahnfrau.

(Schluß.)

Ueber die grauenvollen Scenen aus der Geisterwelt, war der körperlichen Leiden des guten Pfefferkorn kaum gedacht worden; jetzt wurde man um so schmerzlicher daran erinnert, da der Stadt-Chirurgus, indem er die Wunde betastete, eine sehr bedenkliche Miene machte. — Wäre Herr Knochen generis feminini gewesen, so hätte er alle Anlagen zu einer Fortuna, oder auch einer Justitia gehabt, so aber konnte er höchstens einen Amor oder einen Cyklopen repräsentiren, denn er war auf einem Auge ganz blind, und vor dem andern hatte er zu Zeiten ein leises Flimmern; kein Wunder also, wenn er Anfangs das bewußte Baumwachs für eine bösliche Verhärtung nahm. Erst nachdem er durch eine unendlich lange Untersuchung die Anwesenden gefoltert hatte, erklärte er: der hochwürdige Stadtpatron müsse sich im Fallen an einer scharfen Ecke das Knie zerschlagen haben, sintemalen auch nicht die entfernteste Spur von einer boshaften und arglistigen Schußwunde vorhanden sey.

Unbeschreiblich war die Freude bei dieser unvermutheten Nachricht. Die Frau Bürgermeisterinn umarmte zärtlich ihren Gamahl, Wiese drückte seine theure Barbara an sein Herz, und auch die Frau Syndikus umhalste mit einer Freudenthräne im Auge ihr liebes Schäfchen, welches die Zärtlichkeit so innig als möglich erwiederte, und beiläufig um ein Butterschnittchen bat, alldieweil das Vesperbrod ihm heut verloren gegangen sey.

Mitten unter diesen zärtlichen Gruppen stand einsam und verlassen der Herr Stadt-Chirurgus Knochen, nnd sagte, um seine Verlegenheit einigermaßen zu verbergen: post nubila Phöbus.

Der gute Mann hatte Recht; die Sonne der Freude sollte heut im heitersten Strahle glänzen, denn kaum waren die ersten fröhlichen Ausbrüche vorüber, so zog der Torfinspektor ein heut Mittag erst empfangenes Schreiben seines hohen Gönners hervor, welches ihm eine sehr glückliche Beförderung kund machte. Wiese war in Strahljammer angestellt als wirklicher Geheimer-Ober-Feurungs-Rath; eine bedeutende neu creirte Stelle, welche mit einem Obrist-Lieutenant rangirt. — Da Strahljammer unter die

großen Städte gerechnet worden ist, so mag Manchem vielleicht diese Würde auffallen, deshalb sey es hiermit gesagt, daß es in großen Städten auch Krähwinkliaden giebt, die, weil hier alles im größeren Style ist, sich auch nur durch eine größere Jämmerlichkeit von den kleinstädtischen unterscheiden. — —

Sie sind unser Gast, Herr Stadt-Chirurgus; sagte der glückliche Bürgermeister; heut Abend müssen wir fröhlich seyn. Laß kochen, braten und backen liebes Mütterchen, was irgend noch möglich ist. Der Stadt-Syndikus stimmte diesmal aus vollem Herzen seinem Herrn Schwager bei; auch der neue Ober-Feuerungs-Rath war sehr mit diesem Vorschlage zufrieden. Den Wein, sagte er lächelnd, werde ich mit Erlaubniß des Herrn Schwiegervaters besorgen, und damit war er, ohne Antwort abzuwarten, zur Thür hinaus.

Sein Weg führte gerade zum Herrn von Greif, und zwar aus keinem andern Grunde, als um eine kleine Rache auszuüben an diesem boshaften Verläumder und prahlerischen Lügner. Es war mit der Diebesbande in Schöpfenhausen eben so schlimm nicht, und es würde aller Wahrscheinlichkeit nach wenig oder gar nicht von derselben gesprochen worden seyn, wenn das Calamankene Sommerjäckchen, die invalide Mundtasse und der Revolutions-Almanach von 1794 nicht in der Welt gewesen wären, aus welchem nämlich der schwer gekränkte Bürgermeister die erste Idee zu seiner rächenden Maschine nahm. Was den verewigten Pfefferküchler Süß anbelangt, so war derselbe nicht etwa ermordet worden; drei Hungerleidende Gourmands hatte denselben nur überfallen, um ihm sieben Packet kandirter Gewürzkuchen, und mehrere gebackene Husaren, Spinnjungfern ꝛc. zu rauben; darob hatte das süße Männlein sich dergestalt entsetzt, daß es nach wenigen Stunden eine Beute des blassen Todes wurde.

Greif hatte sich eben ein wenig wieder erholt, als der ehemalige niedere Torfinspektor zu ihm ins Zimmer trat, mit kurzen Worten alles Vorgefallene berichtete, und folgende Aussprüche der Ahnfrau kund machte:

1) Der Stadt-Accise-Kassen-Rendant und Controlleur soll sogleich nach der strengsten Wahrheit beichten, welche Bewandniß es mit dem heutigen Schusse habe.
2) Soll benannter Herr aus seinem vortrefflichen Keller sämmtliche Weine zu den bevorstehenden Hochzeits-Feierlichkeiten gratis liefern.
3) Soll derselbe bei allen Festlichkeiten zugegen seyn, beständig den Ehrenplatz zur Rechten der Braut einnehmen, und, um seine Freude über das frohe Ereigniß öffentlich an den Tag zu legen, am Hochzeitstage vierhundert Gulden unter die Armen der Stadt vertheilen.

Das waren drei harte Nüsse zu knacken für den lieben Greif. Ich sterbe! rief er aus; allein Wiese brachte ihn ins Leben zurück, indem er ihm einige geheime Offenbarungen des Geistes über die schlechte Accise-Kassen-Verwaltung mittheilte. Der entlarvte Rendant und Controlleur wurde während derselben bald gelb, bald grün, bald roth, bald weiß vor Entsetzen, willigte ohne Weigerung in die critischen Punkte, und erzählte, einen leisen Purpur der Schaam auf den Wangen: sein Wettrenner habe einige Knaben nicht einzuholen vermocht, die gerade in der Nähe des Gartens mit einer Schlüsselbüchse gespielt hätten.

Im Pfefferkornschen Hause war man höchlich erstaunt, als der Rendant ein Dutzend Flaschen des trefflichsten Weins für den heutigen Abend sandte; noch höher aber stieg die Verwunderung, als Wiese Arm in Arm mit dem Herrn

von Greif eintrat, und der letzte seine Freude über die frohen Ereignisse in ungeheuchelten Ausdrücken zu erkennen gab.

Alle waren bei Tische überaus heiter. Der Stadt-Chirurgus trank, der Syndikus aß; dessen Ehehälfte war heut redseliger als je. Nur auf der Stirn der Bürgermeisterinn lag eine leise Wolke. Die gute Frau sann auf ein neues Muster für ihr altdeutsches Kleid, da sie nach dem, was vorgefallen war, sich fürchtete, im Costüm der Ahnfrau zu erscheinen. Der Bürgermeister leitete die Rede wieder auf seine Maschine, und Wiese versprach ihm, die Biographie ihres Erfinders wo möglich in das große Pantheon des neuen Unterhaltungs-Wörterbuchs eintragen zu lassen. Darüber erfreute sich der gute Bürgermeister so sehr, daß er eben die Gesundheit aller Spitzbuben ausbringen wollte, als sich plötzlich Himmelstöne vernehmen ließen. — An der Spitze der drei Stadtmusikanten trat der ehemalige wirkliche Magistrats-Perugen-Aufstutzer Klattner in das Zimmer, und stattete in einer überaus zierlichen Rede im Namen der unten versammelten Bürger seinen Glückwunsch ab, welcher mit dem Ausrufe schloß: hoch lebe das würdige Brautpaar! Die Fidelbogen tremulirten, der schadhafte Contra-Baß rumpelte einen schmetternden Tusch, ein lautes Vivat erschallte vor der Thür, und die Gläser erklangen; da umarmte Wiese lächelnd sein theures Mädchen, und that das stille Gelübde: sein erstes Töchterchen zum Andenken der guten Ahnfrau Candida Perpetua zu nennen. —

Der Feldmarschal Suwarow.

Dieser Heerführer war Einer der sonderbarsten Menschen, welche je das Licht der Sonne beschienen hat. Er that nicht leicht etwas, was nicht den Anstrich des Abweichenden von dem Gewöhnlichen hatte und verband damit eine Entschlossenheit und eine Kraft, welche oft die größte Verwunderung zu erregen geeignet war. Als er bei dem Kaiser Paul in Ungnade gefallen war, zog er sich in die Nähe eines Klosters zurück, wo er ein ganz einsames Leben führte. Der Auftritt, wie er von seinen weltlichen Herrlichkeiten Abschied nahm, war ziemlich lächerlich. Er ließ alle Orden, deren er eine große Anzahl besaß und die er auf seinen Feldzügen alle anhängen hatte, auf Stühle um sich her legen; ging dann zu jedem insbesondere, verneigte sich tief vor ihm und nahm Abschied. Allein den mit Brillanten besetzten Portraitorden der Kaiserin Catharina nahm er mit sich.

Als die Zeitumstände ihn wieder nothwendig machten, schickte ihm der Kaiser Paul ein eigenhändiges Schreiben durch einen General, der ihn auf einem Spaziergange traf und da er Befehl zu eilen hatte, so überreichte er ihm sogleich das Schreiben des Kaisers. Suwarow las die Aufschrift, welche alle seine ehemaligen Titel enthielt. „Der Brief ist nicht an mich!“ rief er dem Ueberbringer zu. „General-Feldmarschall,“ das bin ich nicht. „Ritter des und des Ordens,“ das bin ich auch nicht und so las er jeden Titel und machte Anmerkungen dazu. Vergebens bat ihn der General, doch den Brief zu erbrechen, „Bewahre der Himmel!“ rief er aus, „wie kann ich einen Brief des Kaisers erbrechen der nicht an mich gerichtet ist?“ Genug, der General mußte mit seinem unerbrochenen Briefe zurückreisen und als er bald darauf mit einem Andern, der eine einfachere Aufschrift hatte, wieder bei Suwarow anlangte, fiel dieser auf die Knie nieder, küßte den Brief ehrerbietig und reisete sogleich ab.

Als er in St. Petersburg eintraf, ließ ihn der Kaiser Paul durch seinen Liebling, den Grafen Kutaisof, bewillkommnen. Dieser

wurde ihm gemeldet. „Kutaisof! Kutaisof!“ rief Suwarow aus, „ist mir doch keine russische Familie dieses Namens bekannt! Laßt ihn hereinkommen.“ Jetzt ließ er sich von dem Grafen nochmals seinen Namen sagen und rief dabei: „Kutaisof! Kutaisof! Wo stammen Sie denn her?“ Verlegen erwiederte der Graf Kutaisof: „aus der Türkei und er verdanke seine Würde der Gnade des Kaisers.“ „Ja, so!“ versetzte Suwarow, „also haben Sie sich gewiß besondere Verdienste erworben? Wo haben Sie gedient und welchen Schlachten haben Sie beigewohnt?„ — „Ich habe nie in der Armee gedient.“ — „Nicht? Also im Civilfache! Bei welchem Departement?“ — „Auch nicht im Civilfache; ich war stets um die Person des Monarchen.„ — „Lieber Gott! und als was denn?“ — Der Graf mochte sich sträuben, so viel er wollte, es mußte heraus: „als Kammerdiener.“ „Als Kammerdiener!“ wiederholte Suwarow, „nun daß ist brav!“ „Iwan! Iwan! Sieh einmal! der Herr ist das gewesen was du bist; freilich bei unserm allergnädigsten Monarchen, aber sieh nur was aus ihm worden ist. Jetzt, denke nur, ist er Graf und wie Du siehst, hat er auch Orden. Führe Dich also ja recht gut auf; wer weiß, was noch aus Dir wird, Iwan!“ —

Nun hörte er erst den Auftrag des Kaisers von dem bestürzten Grafen an.

Suwarow legte sich Abends um zehn Uhr zu Bette und um zwei Uhr Morgens stand er wieder auf, sprang in kaltes Wasser und ließ sich ein Paar Eimer davon über den Kopf gießen. Um acht Uhr Morgens aß er zu Mittage; seine Mahlzeit bestand in Brantewein und Grütze und in andern groben Speisen. Vor seinen Einladungen fürchtete man sich daher, wie vor dem Tode. Oft stand mitten unter der Mahlzeit Einer von seinen Adjutanten auf und verbot ihm mehr zu essen. „Wer befiehlt es?“ fragte Suwarow. „Der Feldmarschall Suwarow selbst,“ erwiederte der Adjutant. „Allen Respekt,“ erwiederte Suwarow, „wo der Feldmarschall befiehlt, da muß man gehorchen.“ Eben so ließ er sich in seinem eigenen Namen befehlen, spatzieren zu gehen u. s. w.

Suwarow hatte eine Tochter, die sich am russischen Hofe, wo sie als Gesellschaftsfräulein der Kaiserin Catharina angestellt war, durch ihre Einfalt auszeichnete. Ihr Vater hatte sie wegen seiner Feldzüge lange nicht gesehen. Nach seiner Ankunft in St. Petersburg trug er Verlangen, sie als Vater allein zu sprechen. Er ließ sie daher ersuchen, sich im Hause eines Freundes einzufinden. Dies geschah. Als sie ihren Vater erblickte, lief sie auf ihn zu: „ach, lieber Papa!“ schrie sie, „wie groß sind Sie geworden, seitdem ich Sie nicht gesehen habe!“ Suwarow war damals etliche sechzig Jahr alt.

Der Schiffbruch der französischen Fregatte Medusa.

(Fortsetzung.)

Des Morgens legte sich der Wind und die See beruhigte sich etwas, aber jetzt zeigte sich ein schreckliches Schauspiel: zehn bis zwölf der Unglücklichen, die mit ihren Beinen zwischen die Balken gerathen waren und sich nicht wieder hatten losmachen können, waren in dieser schrecklichen Lage umgekommen; einige Andere waren von den ungestümen Wogen mit fortgenommen worden und als man das Verzeichniß durchsah, fand man, daß zwanzig verschwunden waren. Der moralische Charakter der Leute hatte sich schon sehr verschlimmert: zwei junge Seeleute stürzten sich selbst ins Meer, nachdem sie mit vollem Bewußtseyn von ihren Kameraden Ab-

schied genommen hatten; Einige bildeten sich ein, sie sähen Land, Andere Schiffe, die sich näherten, um sie zu retten.

Alles dies war jedoch nichts gegen den fürchterlichen Auftritt, der sie in der folgenden Nacht erwartete. Der Tag war schön gewesen und niemand schien daran zu zweifeln, daß die Boote heute wieder zum Vorscheine kommen würden, um sie aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien, aber der Abend näherte sich und niemand ließ sich sehen: von diesem Augenblicke an verbreitete sich ein Geist des Aufruhrs unter den Leuten und äußerte sich durch das wüthendste Geschrei. Die Nacht brach ein; der Himmel wurde durch dicke Wolken verdunkelt; der Wind erhob sich und mit ihm das Meer. Die Wellen brachen sich alle Augenblicke über den Unglücklichen, von denen Viele mit fortgenommen wurden, besonders diejenigen, welche sich an den Enden des Floßes befanden. Das Gedränge nach dem Mittelpunkte zu, war daher so groß, daß Mehrere von ihren Gefährten erdrückt wurden, welche sich nicht auf den Beinen erhalten konnten.

Da sie fest überzeugt waren, daß es um sie gethan sey, so beschlossen Matrosen und Soldaten, sich die letzten Augenblicke durch Trinken zu vertreiben, bis sie den Verstand verlören. Sie bohrten in ein großes Faß ein Loch, aus dem sie so lange zu zechen fortfuhren, bis sich das Seewasser unter den Wein mischte und ihn gänzlich untrinkbar machte. Der Wein wirkte auf ihre leeren Magen und der Dunst auf ihre Köpfe, die schon durch die Gefahr in Unordnung gerathen waren; sie wurden daher gänzlich taub gegen alle Vernunft und erklärten keck ihre Absicht, ihre Offiziere zu ermorden und die Seile entzwei zu schneiden, welche das Floß zusammen hielten. Einer ergriff eine Axt und begann wirklich das schreckliche Werk; dies war die Losung zum Aufstande. Die Offiziere stürzten hervor, um den Aufruhr zu stillen und der Mensch mit der Axt war der Erste, der fiel: ein Säbelhieb machte seinem Leben ein Ende.

Die Reisenden vereinigten sich mit den Offizieren, aber die Aufrührer waren immer noch weit zahlreicher; zum Glück waren sie nur schlecht bewaffnet, oder die wenigen Bajonette und die Säbel der entgegengesetzten Partei würden sie nicht mit leeren Worten abgespeiset haben. Man entdeckte einen Kerl, der insgeheim die Seile zerschnitt und man warf ihn sogleich über Bord; Andere zerstörten die Segeltücher, Ziehlienen und den Mast, fielen über einen Capitain der Infanterie her, und zerbrachen ihm das Bein. Die gemeinen Soldaten faßten ihn sogleich an und warfen ihn ins Meer, aber er wurde von der entgegengesetzten Partei gerettet. Jetzt wurde ein wüthender Angriff auf die Aufrührer gemacht; Mehrere wurden niedergehauen; endlich ließ diese Wuth der Verzweiflung nach und machte der schmähligsten Feigheit Platz; die Aufrührer fielen auf die Knie nieder und fleheten um Schonung. Es war Mitternacht und die Ordnung schien hergestellt zu seyn, aber nach einer Stunde trüglicher Stille brach der Aufruhr von neuem aus. Die Aufrührer fielen wie Verzweifelte über die Offiziere her, jeder hatte ein Messer oder einen Säbel in der Hand, und die Wuth der Angreifenden war so groß, daß sie sich das Fleisch und die Kleider mit den Zähnen zerrissen. Es war keine Zeit zu verlieren; es erfolgte eine allgemeine Metzelei und das Floß wurde mit Leichen bedeckt.

Das schreckliche Verfahren der Aufrührer läßt sich einigermaßen entschuldigen; die beständige Furcht vor dem Tode und der Mangel an Ruhe und an Nahrung hatten ihren Geist ge-

schwächt; dies war den Offizieren auch nicht entgangen. Eine Art halbwachenden Traumes, ein Taumel der Einbildungskraft ergriff die Meisten: Einige bildeten sich ein, sie sähen eine schöne Gegend um sich her, die mit den herrlichsten Anpflanzungen bedeckt sey; Andere wurden wild vor Schrecken und stürzten sich ins Meer; Mehrere sagten zu ihren Kameraden: „wir wollen Hülfe suchen und bald zurückkommen, um euch zu retten.„

Bei Tagesanbruch fand man, daß in der vorhergehenden Schreckensnacht 65 Aufrührer umgekommen und zwei von der kleinen Partei der Offiziere gefallen waren.

(Der Beschluß folgt.)

Der Rangstreit unter den Metallen.

In einer Reichsversammlung entstand unter den Metallen ein Streit darüber: wer doch unter ihnen der Vornehmste sey. Gold und Silber und Kupfer, und Zinn und Blei hatten sehr viel Rühmens von sich gemacht, als endlich das Eisen auftrat und also sprach:

Meine theuersten Geschwister und Halbgeschwister: Es ist nicht fein, wenn man von sich selbst und von seinen eigenen Vorzügen viel Wesens macht; denn wenn ich bedenke, was Ihr geredet habt, so waren es nur Lobeserhebungen über Euch selbst und indem ihr mit vollen Händen Euch Weihrauch streutet, vergaßt Ihr es, billig und gerecht gegen Andre zu seyn!

Einmal ist es so in der Welt, daß derjenige, der am wenigsten Ursache hat, auf sich stolz zu seyn, in seinem leeren Dünkel Andre verachtet. Doch ich will, um Euch nicht zu sehr zu demüthigen, nicht Alles widerlegen, was Ihr von Euch gerühmt habt.

Gold, du bist ein aufgeblasener Thor! Denn Dein ganzer Werth beruht lediglich auf Einbildung! Die Menschen sind Narren, wenn sie Dich über alles ehren; denn noch nie hast Du einen Menschen glücklich gemacht! Oft vielmehr warst Du an dem Unglück und Verderben der Menschen einzig Schuld! Eben dies Gesagte gilt auch von dem Silber!

Das Zinn ist nur ein jämmerlicher Abglanz der Silberherrlichkeit! Und wenn das Blei stolz darauf ist, daß die Gelehrten oft Tintenfässer aus ihm formen lassen — lächerlich! — Du bist ja nur ein Futteral des schwarzen, herben Saftes, womit die Gelehrsamkeit ihre Schuhsohlen färbt und wodurch sie die Schuhe ihrer Tritte auf dem Papier bezeichnet.

Aber wer will sich mit mir messen? In Schwert, Lanze und Pfeil verwandelt, jage ich Euch alle zur Welt hinaus! Wohin ich als Kanthaune oder Bombe dringe, da fliehet scheu das Leben! Gold und Silber wird nie zur Beute! Nicht Wall nicht Mauer widersteht meiner Kraft! Und wenn ich endlich gar den Doktorhut erhalte und als Kompasnadel den Sterblichen zum Führer diene, durch öde, wilde Meere, durch Nacht und Finsterniß, — was sagt Ihr dann?“

Genüg! genug hast Du gesprochen! sagte spöttisch nun das Gold. Wohlan, Herr Bruder, laßt uns einmal versuchen, wie die Menschen über unsern Werth doch denken!

Das Gold verwandelte sich in ein wundersam schönes Gefäß. Das Silber prägte aus sich einen großen Haufen blanker Thaler. Das Eisen bildete sich zu einem Schwerte um. Drei Männer kamen daher. Der eine griff nach dem goldenen Gefäße, der andre nach den Thalern; der dritte, unstreitig der klügste von allen, ergriff das Schwert.

„Alles, was ihr habt, ist mein! — Gebt's her, oder ich erschlage euch!“ — sprach der Mann mit dem Schwerte.

In Demuth erkannten nun Gold und Silber den Werth des Eisens an und schwiegen.

Der Kuhbaum und die Pflanzenmilch.

(Bruchstück des noch nicht erschienenen dritten Bandes der von Humboldtschen Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents.)

Wir hörten seit einigen Wochen in den Thälern von Stragua eines Baumes erwähnen, dessen Saft nährende Milch enthält: man nennt ihn die Pflanzenkuh oder den Kuhbaum (arbre de la vache), und die Neger der Meierei, welche viel von diesem Saft trinken, halten ihn für eine sehr gesunde Nahrung. Da alle Milchsäfte der Pflanzen scharf, bitter und mehr oder weniger giftig sind, so kam uns die Angabe befremdlich und außerordentlich vor. Wir hatten aber Gelegenheit, während unsers Aufenthalts zu Barbula (in der Provinz Caracas) uns zu überzeugen, daß nichts Uebertriebenes in den Angaben von den Eigenschaften des Palo de vaca war. Der schöne Baum sieht dem amerikanischen Sternapfelbaum (Chrysophyllum Cainito) gleich. Seine länglichten, zugespitzten, zähen und wechselnd stehenden Blätter haben auf der Unterfläche hervorspringende, parallellaufende Seitenrippen; sie sind bis zehn Zoll lang. Die Blüthe bekamen wir nicht zu sehen; die nur wenig fleischige Frucht enthält, eine, bisweilen auch zwei Nüsse. Macht man Einschnitte in den Stamm des Milchbaums, welche zur Familie der Breiapfelbäume (Sapotilliers) zu gehören scheint, so fließt eine Menge klebriger, ziemlich dichter Milch aus, die gar nicht scharf schmeckt und einen sehr angenehmen Geruch hat. Man reichte uns davon in Schalen der Frucht von Tutumo oder Flaschen-Kürbisbaum. Wir tranken sie in ziemlicher Menge Abends vor Schlafengehen und Morgens früh, ohne irgend eine nachtheilige Wirkung zu verspüren. Nur die Klebrigkeit macht dieses Getränk etwas unangenehm. Die Neger sowol, als die freien Arbeiter in den Pflanzungen genießen es, indem sie ihr Mais- und Manioc-Brod darein tunken. Der Aufseher der Meierei versicherte uns, die Sklaven würden die Jahrszeit über, wo der Palo de vaca die meiste Milch liefert, zusehends fetter. Läßt man den Saft an der Luft stehen, so bilden sich auf seiner Oberfläche, vielleicht durch Einsaugung des atmosphärischen Sauerstoffs, Häute von animalischem, gelblichtem, faserigtem Aussehen, die einem käsartigen Stoffe gleichen. Von der übrigen mehr wässerigen Flüssigkeit getrennt, sind jene Häute elastisch, fast wie das Caoutchouc oder Federharz; in der Folge aber gehen sie, auf ähnliche Weise, wie die Gallerte, in Fäulniß über. Das Volk nennt den durch Berührung der Luft gerinnenden Theil der Flüssigkeit Käse; die geronnene Masse wird in fünf bis sechs Tagen sauer, wie sich an den kleinen Proben ergab, welche ich an den Orenoko mitnahm. In einer verschloßenen Flasche zeigte die Milch einigen geronnenen Niederschlag, sie ward aber nicht stinkend, sondern behielt ihren balsamischen Geruch bei. Mit kaltem Wasser vermengt, zeigte sich nur ein schwaches Gerinnen des Saftes; hingegen erfolgte die Trennung der zähen Häute, wenn ich ihn mit der Salpetersäure in Berührung brachte. Wir haben zwei Flaschen dieser Milch an Hrn. Foureroy nach Paris gesandt. Die eine enthielt sie in ihrem natürlichen Zustande, in der andern war dieselbe mit einer gewissen Menge kohlensaurer Sode vermischt.

Der außerordentliche Baum, von dem hier die Rede ist, scheint dem Cordillerengebirg der Küste (Cordilliere du Littoral) insonderheit

von Barbula an bis zum See von Maracaibo eigenthümlich anzugehören. Einzeln kommt er auch in der Nähe des Dorfes San Mateo vor und der Angabe des Herrn Bredmeier zufolge, durch dessen Reisen die Treibhäuser von Wien und Schönbrunn so reiche Schätze erhielten, wächst er ebenfalls im Thal von Caucagua, drei Tagreisen ostwärts von Caracas. Dieser Naturforscher bezeugt, gleich uns, den angenehmen Geschmack und den gewürzhaften Geruch des Palo de vaca. In Caucagua nennen die Einwohner den Baum, der diesen nährenden Saft gewährt, Milchbaum, Arbol de leche.

Selbstprüfung.

Ein Mönch im funfzehnten Jahrhundert aus dem Allerheiligen-Kloster in Schafhausen hat neun moralische Punkte hinterlassen, wovon der siebente lautet: „Ein Mensch, der alle Tage sein Gewissen erforscht, mit gutem Vorsatz, nimmer zu sündigen, der nimmt mehr zu im tugendlichen und glücklichen Leben und ist ihm nützer, denn daß er hätte alle Weisheit Salomonis.“ — Der Mann scheint mir auf einem sehr richtigen Wege gewesen zu seyn; denn kein Forschen und Suchen nach Licht und Wahrheit, kein Haschen und Jagen nach dem, was die Welt will: einzig der ernste Wille zum Guten, ein öfteres Einkehren in sich selbst zur Stärkung und Heiligung des sittlichen Gefühls, führt uns zum innern Frieden und zum Einverständniß mit uns selbst.

Die Zeit.

Fragment.

Im Frühlinge 1818.

V.

Verkündet nicht die Deutschheit mehr durch Lappen
An eurem Leib, in alter Zeit ersonnen!
Ihr seyd der Wallfisch, der an diesen Tonnen
Sein kräft'ges Leben soll zu Tode schnappen.

Bald werdet ihr im dicksten Dunkel tappen,
Zieht ihr, von falschem Schmeichlergarn umsponnen,
Statt euch zu kehren nach dem Licht der Sonnen,
Tief über euer Haupt die Schellenkappen.

Laßt uns nach wackerm, deutschen Sinne dürsten,
Und fliehn die mannigfaltige Bethörung
Durch alten Wust und lächerliche Neuheit.

Vertraut und rathet ehrlich euern Fürsten,
Denn an der blut'gen Fackel der Empörung
Erglomm nur selten noch der Strahl der Freiheit.

Correspondenz-Nachrichten.

— Man glaubt nun die Ursache zu kennen, welche Mad. Manson in das schändliche Haus Bancal's geführt. Ihr Liebhaber hatte sie wegen Mlle. Rose Pierret verlassen. Benachrichtigt, daß beide Undankbare sich ein Rendevous in genanntem Hause gegeben hätten, verkleidete sie sich als Mann, um sie zu ertappen, und ihrer Nebenbuhlerinn eine Tracht Ohrfeigen zu geben. Wirklich fand sie auch letztere daselbst; der Ungetreue aber kam nicht. Rose war, unter ihrem schwarzen Schleier zwar auch Zeuginn des Mords; aber es wurde ihr möglich, zu den im Hause wohnenden Spaniern zu entkommen.

In Wien erschien endlich am 21 April Grillparzers Sappho auf der Bühne. Daß eine neue theatralische Erscheinung, der man so lange mit großer Erwartung entgegen sieht, diese nicht blos erfüllt, sondern übertrifft, ist ein seltener Fall, der den verdienstvollen Verfasser um so mehr erfreuen kann, als allgemein anerkannt wird er habe durch diese herrliche Dichtung bewiesen, daß er ungeachtet seiner Jugend schon so viele weise Mäßigung besitze, seine glühende Phantasie zu zügeln, welches man ihm nach der Ahnfrau noch nicht zugestehen wollte.

Die Vorstellung wurde von der ersten bis zur letzten Scene mit dem lautesten Beifall aufgenommen. Der Dichter wurde am Schlusse hervorgerufen, und in seinen Namen dankte der Kunstveteran Koch. Bei der großen allgemeinen Sensation, die diese Tragödie erregte, läßt sich mit vollem Grunde hoffen, daß das Repertorium nicht blos mit einem Kunstwerke bereichert, sondern daß auch die Kasse reichen Gewinn dadurch erhält.

Nach der fünften Vorstellung, welche bey überfülltem Hause Statt hatte, erhielt der Verfasser, dem sein Trauerspiel bereits früher mit 1000 Gulden honorirt wurde, von der K. K. Hoftheaterdirektion, welche bekanntlich gegenwärtig unter der obersten Leitung des Finanzministers, Grafen von Stadion, steht, ein Schreiben, wodurch ihm für fünf Jahre ein Gehalt von 2000 Gulden zugesichert wird, mit keiner andern Verbindlichkeit, als der: jede dramatische Dichtung, die er im Verlauf dieser Zeit verfassen würde, am ersten gegen Honorar, dem Wiener Hoftheater zu überreichen, und vor einem Jahr nach der Annahme nicht dem Druck zu übergeben. — Es möchten wohl noch wenige ähnliche Beispiele von Belohnung und Aufmunterung junger Dichter in Deutschland bekannt seyn. — Möge diese deutsche Neuheit so schnell als französische und englische Moden nachgeahmt werden.

Auflösung des Räthsels in Nro. 45.

Die Zunge.

N: 47.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag den 11. Juni 1818.

Die alte bremische gereimte Chronik von Johann Renner.

Enthaltend die Geschichte der freien Sadt Bremen von ihrem Anbeginn bis zum Jahr 1583 oder bis zu den Zeiten der Reformation.

(In Auszügen mitgetheilt.)

Im Anbeginn hätt Gott de Herr
To sinen hogen Pries un Ehr
Dat Firmament un de ganze Welt
Gemakt, un alles wol bestellt,
Deß sick verwundert jedermann,
Un niemand et doch ergrunden kann.
De Minschen schoop ook Gott derna,
Nämlik Adam un Eva.
To sinen sunnerliken Pries,
Un stellde se in't Paradies,!
In enen unterwälden Staat,
Den de Düvel so verlidet hätt,
Von Gott gekehret in den Doot!
It was vorwahr de heechste Noth,
De je den Minschen wedderfohr,
De edle Gottes - Creatur.
Damit nu disse Bösewicht
Deß mochte glorieren nicht,
Dat he Gottes Wark verkehrt
Un sine Creatur entehrt,
Un also Herr un Meister weer:
So hätt Gott, use lewe Herr,
Sinen Sähn in't Fleesch gesendet,
De sines Vatters Zorn gewendet
Där Liedt un sinen bittern Doot,
Also ut der ewigen Noth
Erredded dat minschlike Geslecht
Un den Satan sine Macht gelegt. —
As nu de Welt där Adams Fall
Was so verdurben överall,
Un een Minsch des annern Geißel is,
So lißt man ook, un et is gewiß,
Dat ganze Volker sick bekrieget,
Un sick as Eenzelne besieget,
Tomal dat Picten un Schotten genannt
Gefallen sund mit starker Hand
In Brittannien feendlich un furchterlich
Un da grasseert gewaltiglich.
As nu de Römer Brittannien verloren,
Der Lüde fromde Hulpe erkoren,
Uut Engern wiet weg avert Meer,
So grepen se denn nu to der Wehr,
Un hulpen de Lüe ut der Noth.
Nu hört, wat Eegennutz nich deit:
Disse Engern ut Sachsen - Riek
Kregen mehr Landlüe to sick,
Dat schöne Land, dat nemen se in,
Un dat kreeg ener to Gewinn,

De starkere Lüe bi sick hatt',
En jedermann betrachte dat,
Un si alltiedt gedächtig,
Dat he siner Gäste si mächtig! —
De Engern nennten do dat Land
Na ären Namen: Engeland.
Se bleben Heiden lange Tiedt,
Bit se tolest mit groten Fliet
Bekehrt wurden där Papst Gregorium.
Un dit ward hier vertellt darum,
Wiel to erst in Bremen disse Fahrt
Mit Schepe utgerustet ward.
Vorher findt man van Bremen nichts.
Dit si denn nu en korten Bericht,
Den ick erstlich von den Engern gedahn.
Nu hört denn ook noch kunftig an
Wat to Bremen na disser Tiedt
Geschehen is; market up mit Fliet.
Dat Böse midet ummermehr,
Dat Gode nehmet jo tör Lehr!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schiffbruch der französischen Fregatte Medusa.

(Schluß.)

Es war bloß noch ein Faß Wein übrig. Ehe noch die Einwilligung ertheilt war, suchte man den Mast wieder aufzurichten, allein da man keinen Compaß hatte und nicht wußte, wohin man den Lauf nehmen sollte, so ließ man den Wind das Floß forttreiben; man schien gleichgültig zu seyn, wohin man komme. Da man vom Hunger geplagt ward, so suchte man Fische zu fangen, allein man war nicht glücklich und gab den Versuch wieder auf. Man mußte jedoch zu einer äußersten Maaßregel schreiten, um das elende Daseyn zu fristen. Die Unglücklichen, welche der Tod in der vergangenen Nacht verschont hatte, fielen über die Leichen her und fingen sie zu verzehren an; Einige versuchten ihre Degengehenke und Patrontaschen zu essen; Andere verschlangen ihr Linnenzeug, noch Andere das Leder ihrer Hüte, aber alle diese Hülfsmittel und Andere von einer noch ekelhaftern Art waren von keinem Nutzen.

Jetzt näherte sich die dritte Schreckensnacht, es war jedoch eine Nacht der Ruhe, welche bloß durch das durchdringende Geschrei der Hungrigen und Durstigen gestört wurde. Das Wasser ging ihnen bis an die Kniee und sie konnten nur auf die Art ein wenig Schlaf genießen, daß sie sich dicht zusammen drängten und so eine unbewegliche Masse bildeten. Als die Sonne aufging, sah man 10 bis 12 von diesen Unglücklichen todt auf dem Verdecke liegen. Man warf sie insgesammt ins Meer, Einen ausgenommen, welcher zur Unterhaltung derer bestimmt war, die ihn noch den Abend zuvor die Hände gedrückt und sich ewige Freundschaft geschworen hatten. Jetzt flog glücklicher Weise eine Menge fliegender Fische über das Floß und es blieben beinahe dreihundert zwischen den Balken hängen. Vermittelst etwas Pulver und Leinenzeug und indem man ein leeres Faß aufstellte, machte man Feuer an und indem man das Fleisch des gestorbenen Cameraden unter die Fische that, aßen alle von der Mahlzeit, die hierdurch weniger ekelhaft ward.

Die vierte Nacht zeichnete sich wieder durch eine Metzelei aus. Einige Spanier, Italiener und Neger, die keinen Antheil an dem vorhergehenden Aufruhre genommen hatten, machten jetzt eine Verschwörung, um die Uebrigen ins Meer zu werfen. Die Neger hatten den Andern weißgemacht, das Land sey in der Nähe und wann sie einmal am Ufer wären, so wollten sie dieselben ohne die geringste Gefahr durch Afrika bringen. Ein Spanier war der Erste, der mit einem gezogenen Messer vordrang; allein die Matrosen packten ihn und warfen ihn ins Meer. Ein Italiener, der dies sah, sprang

über Bord; der Uebrigen wurde man leicht habhaft und die Ordnung noch einmal hergestellt.

Jetzt waren nur noch dreißig Personen übrig, von denen Mehrere in einem kläglichen Zustande waren, indem ihnen das Salzwasser die Häutchen der untern Theile gänzlich weggefressen hatte und da sie auch Wunden und Quetschungen hatten, so konnten sie nicht mehr stehen. Mit den übrigen Fischen und dem Reste des Weins reichte man noch vier Tage, aber man berechnete auch, daß in diesen vier Tagen Schiffe von St. Louis kommen könnten, um die noch übrige Mannschaft zu retten. In diesem Augenblick entdeckte man zwei Soldaten hinter dem Weinfasse, in das sie ein Loch gebohrt hatten, um den Wein durch ein Rohr zu trinken. Kurz vorher hatten sich alle verbindlich gemacht, denjenigen mit dem Tode zu bestrafen, der sich einer solchen That schuldig machen sollte. Das Urtheil wurde daher augenblicklich vollzogen, indem man die Schuldigen in die See warf.

Die Anzahl der noch Uebrigen betrug nunmehro nur noch 28, wovon nur 15 noch wenige Tage leben zu können schienen. Die andern 13 waren so entkräftet, daß sie schon fast alles Bewußtseyn verloren hatten; da ihr Leben ohne Hoffnung war und da sie, so lange sie lebten, noch von den übrigen Lebensmitteln zehrten, so hielt man eine Berathschlagung und nach kurzer Zeit kam man darin überein, sie über Bord zu werfen. Drei Matrosen und ein Soldat übernahmen die Vollziehung dieses grausamen Beschlusses, durch den die noch übrigen funfzehn gerettet wurden. Zu Ende dieses Zeitraums entdeckte man in der Entfernung ein kleines Schiff; es war die Brig Argus die vom Senegal aus abgeschickt worden war, um die Unglücklichen aufzusuchen. „Man stelle sich," sagen die Erzähler, „funfzehn unglückliche, fast nackte Geschöpfe vor, deren Körper von den Sonnenstrahlen zusmmengeschrumpft waren und von denen sich zehn kaum noch bewegen konnten; die Gliedmaßen hatten keine Haut mehr; in den Gesichtszügen war eine gänzliche Veränderung vorgegangen; die Augen waren hohl und beinahe wild; kurz, alle waren mehr Schatten von Menschen, als menschliche Gestalten."

Von den 150 Mann, welche auf dem Flosse eingeschifft waren, wurden blos 15 am Bord der Brig aufgenommen und von diesen starben sechs bald nach ihrer Ankunft zu St. Louis; die übrigen neun, die mit Narben bedeckt und ganz entkräftet waren, sahen sich gar nicht mehr ähnlich. Die Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit der Schiffsmannschaft, die zu ihrer Rettung herbeigekommen, war so weit gegangen, daß sie ihr Leben wahrscheinlich bloß der menschenfreundlichen Aufmerksamkeit zweier Engländer, des Majors Peddy und des Capitäns Campbell zu verdanken hatten.

Von den Booten waren bloß zwei, auf welchen sich der Gouverneur und der Capitän der Fregatten befanden, am Senegal angelangt; die andern vier waren an verschiedenen Orten gelandet. Sie hatten außerordentlich viel von Hunger und Durst und von der Wirkung einer brennenden Sonne auszustehen gehabt, deren Strahlen von dem nackten Sande zurückprallten; indessen erreichten sie alle mit Ausnahme von zwei oder drei Senegal.

Der Gouverneur erinnerte sich jetzt, daß die Medusa 200,000 Franken in baarem Gelde an Bord hatte; er schickte daher ein kleines Schiff ab, um das Wrack aufzusuchen, aber er gab ihm bloß auf acht Tage Lebensmittel mit, so daß es umkehren mußte, ehe es das Schiff erreicht hatte. Man schickte es hierauf wieder mit Lebensmitteln auf 25 Tage ab, aber da das Wet-

ker schlecht war, so kehrte es zum zweitenmal in den Hafen zurück. Bei dem dritten Versuche erreichte es endlich das Wrack und zwar 52 Tage nach der Zeit, wo dasselbe verlassen worden war, allein wie sehr erschracken und erstaunten die, welche es bestiegen, daß sie am Bord drei Unglückliche entdeckten, welche eben ihren Geist aufgeben wollten.

Man erfuhr jetzt, daß sich 17 Menschen an dem Wrack angehalten hatten, als die Boote und das Floß abfuhren. Das Erste was sie thaten bestand darin, daß sie eine hinlängliche Menge Zwieback, Wein, Brantewein und Schweinefleisch zum Unterhalte auf eine gewisse Anzahl Tage zusammensuchten. So lange dieselbe reichte, waren sie ruhig; als aber 42 Tage vergangen waren, ohne daß Hülfe erschien, beschlossen zwölf der Entschlossensten, als sie in Gefahr waren, zu verhungern, nach dem Lande hinzusteuern; sie baueten ein Floß, das sie mit Seilen zusammenbanden und auf dem sie mit einem geringen Vorrathe von Lebensmitteln ohne Ruder und Segel abfuhren und ertranken. Ein Anderer, der sich nicht mit ihnen hatte einschiffen wollen, nahm sich einige Tage darauf vor, auch einen Versuch nach dem Ufer hin zu machen; er setzte sich in einen Hühnerkorb, ließ sich von dem Wrack herab und sank nicht weit von demselben unter. Die übrigen vier beschlossen, auf dem Schiffe zu sterben; Einer davon hatte schon seinen Geist aufgegeben, als das Schiff vom Senegal anlangte; die andern drei waren so erschöpft daß sie in wenigen Stunden auch ein Opfer ihres elenden Zustandes geworden wären.

Die hiesigen Theaterkritiken betrffend.

(Eingesandt.)

In der 39sten Nummer des Bürgerfreunds vom 14ten Mai d. J. sind die beiden zu Schillers Todtenfeier gegebenen Stücke: Phädra, und sodann die Glocke nach Göthens Bearbeitung, von den Kritikern unsrer Schauspiele glimpflicher als sonst beurtheilt, welches mit ungemeiner Freude bemerkt wird. Die bisherigen Beurtheilungen der am Schauspiel durch ihr öffentliches Betreten mitwirkenden Personen, so viel Kenntniß und Ueberblick der Sache sie auch verriethen, waren jedoch von jener Milde nicht begleitet, welche den Tadel nützlich und bessernd macht und welche sofort eine, unbezweifelt jeder Kunst gebührende Achtung hervorbringt. Ohne diese Rücksicht für ein Kunstproduct, sey es gebildet in Formen, oder Worten, oder Tönen, wird die Beurtheilung für die Sache schädlich, in den meisten Fällen aber als Gift tödtend. Wenn für den Künstler selbst auch keine Achtung obwaltet, so ehre man doch die Kunst selbst und ihren Genossen, so lange er in ihrem Dienste steht. Der Hausherr wird sich beleidigt fühlen, wenn ein Glied seiner Dienerschaft öffentlich entehrt und mit Herabwürdigung überworfen wird. Die Mühe, welche jene Kritiker sich gaben, ihre Bemerkungen mitzutheilen, läßt aber vermuthen, daß sie einige Achtung für die Kunst überhaupt und besonders für dasjenige Gebiet derselben haben, worin sie zu Hause seyn wollen, und als wie zu Hause sprechen. Dasjenige, welches im engeren Kreise nützt, ergötzt und dort etwa erlaubt ist, mag dagegen nur mit vielem Bedacht der Menge und öffentlich gereicht werden.

Der Kunst heiliger Ursprung werde, wo sie vernommen wird, höher geachtet, und man spotte fernes Wetterleuchten nicht, wenn ein naher Blitz uns noch nicht blendet. Die Rache der Götter schlummert und in armseliger Behaglichkeit sind wir sicher vor den rächenden Umgebungen, glauben uns sicherer als jener Priester, den am Ufer

des geheiligten Meeres die erzürnten Schlangen umwanden.

Es ist von vielen Freunden des Schauspiels besorgend vermuthet worden, daß einige Feinde desselben, einen sichren Weg wählen zu wollen, um das Schauspiel von Bremen wegzudrängen, die Tadelsucht gefunden und ausgerüstet hätten, um bald zum Zweck zu kommen. Wenn gleich mitunter ein Umstand, der den dramatischen Künstler auf die Bühne rief, nicht gerade lobenswerth war, wenn andere Umstände die Untersuchung, in wie fern er tauglich sey oder nicht, unmöglich machten, so wird doch immer gar viel Empfehlenswerthes an ihm seyn, und eine gewisse Liebhaberei für die Sache wird sicher noch ein Heiligthum in einer, sonst vielleicht verwahrloseten, Seele bleiben. Eine neue Bahn, worin das moralische Gefühl eines solchen Individuums sich heben kann, beginnt, nur langsam entwickelt sich der Sinn für das Schöne; der zarte Keim, aus dem vielleicht ein herrlich ästhetisches Geschöpf werden konnte, wird vom harten, gefühllosen Tadel gemordet, der jenem Beginnenden, jenem Halbgeschaffenen das Todesurtheil spricht und es sofort vollstreckt. Die Wehmuth eines solchen Verhörten und Gerichteten, der unter die Räuber fiel, wäre nicht zu beschreiben, und wer möchte die Rache der Götter tragen, welche an der Schwelle ihrer Altäre keine Barbaren dulden. Was bliebe dem Schauspielkünstler noch übrig, wenn er nun lächerlich gemacht, seiner Liebhaberei entrissen wäre, und er nun an seine schmale Kost gehen sollte und jeder Bissen, den er genießt, mit Schmach gewürzt wäre? So mit Ekel überladen soll er nun an's Werk, soll, der feinsten Menschheit (wie man sagt) ihre feinsten Situationen zu zeigen, seine Rolle einstudiren. Bei jedem Wort getadelt, bei jeder Geberde belacht, wird er seufzen, seine Lage verwünschen, und wäre er so auf den Brettern zu erblicken, so wäre vielleicht die Rolle des Mißmüthigen oder des Verzweiflenden glücklicher als je gespielt!

Dem ungeübten Reiter ist schlecht geholfen, wenn sein Pferd geschlagen wird. Trabt es doch sacht mit ihm fort, und nun wird es ihn gar abwerfen. Jene Tadelgesellschaft, die, indem sie das Niedere beschaute, den Blick für das Hohe verlor, mäkelnd sich herunterließ und lobend sich nicht wieder hob, scheint nun, von wärmerem Lichte erleuchtet, endlich einmal in einem andren Ton intoniren zu wollen. Der Mensch hat zur Tadelsucht eine geborene Neigung. Aber der Tadler, welchem die Uebersicht und Kenntniß eines Kunstfaches gänzlich fehlt, darf nicht einmal naseweis, geschweige entscheidend tadeln, er wird als aufgeblähter Pedant sprechen, und in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, in seines eignen Tadels Reflex stehen. Bei so bewandten Umständen steht er, gleich dem Schwätzer, der, sich selbst nur höhnend, immer fort spricht, endlich allein, wenn die ganze Gesellschaft ihn längst verließ. Er hat kein Auditorium mehr. Behutsamer wird fortan das Gute gesucht werden, das Tadelnswerthe wird sich bessern, nicht zurückgestoßen erkalten, nicht vernichtet seyn.

Wenn, göttlichen Ursprungs die Kunst ist, wenn sie den inneren Menschen hebt und verfeinert, so fasse man sie doch nicht mit so groben Händen an: und wenn man die größere Kunst gelernt hat, sich vom allgemeinen Hange zur Tadelsucht befreien zu können, wenn man sich sagen kann:

„Bilde mir nicht ein, was rechts zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren — —
„Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau alle Wirkungskraft und Saamen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen."

dann verkünde eine gewisse Milde, daß nun nicht mehr die Keckheit, die Kleine, sondern Bescheidenheit, die Große, das Wort führe.

Der öffentliche Besserer einer Kunst wie die des Schauspielers muß in allen Fächern dieser Kunst zu Hause seyn. Man übersehe dieses Feld und staune über den Umfang desselben! und wie kann man uns entfernte Weltgegenden nach dem Leben malen, wenn man sie nie sah! Der Eindruck, den ein also Erzählender macht, ist widerwärtig, glücklicherweise — wenn er nicht schadet — komisch. Und warum unterfängt man sich denn bisher noch gar nicht, auch andere Oeffentlichkeiten zu mustern und durchzuschnoppern? Jede andere Kunst, jede Wissenschaft, die öffentlich zu Tage ausgeht, jedes andre Institut — warum richtet und verhört man es nicht auch? Oder ist anderswo etwa nichts zu bessern und zu richten? die Gerichte, die Lehrstühle, die Aemter, die Bauten, insbesondere die öffentliche Gartenkunst (die alleröffentlichste), das Zerstören und Einreißen mancher ehrwürdiger Alterthümer, mancher uralten Gebäude, das Umhauen mächtiger Baumstämme, deren Kronen unserer Väter Scheitel noch beschatteten, die oft so verkehrt angebrachte öffentliche Verschönerungssucht, die inspiden Maaßregeln der Privaten — also diese sollen leer ausgehen und nicht mit eurer Geißel beehrt werden? Mit einer „gewissen" Freiheit wollt ihr hoch hinaus, aber ihr fühlt euch dann noch sehr gepreßt, ihr könnt es dem Britten noch nicht gleich thun, dem ein gerichtetes Gericht, ein verhörtes Verhör, ein getadelter Tadel keine terra incognita, kein Unding ist, wie es wohl scheinen könnte.

Wohl uns, daß das höhere Directorium der mitleidigen Götter endlich einen Blick herunterwarf, und wenn auch nicht mit höherer Weisheit begabend, doch den Kritikern einen Lichtblick zuwarf, worin jene Tadler, die eigne Dürftigkeit erkennend, und das nosce te ipsum im Sinne geschrieben, nunmehr sich selbst tadelnswerth fanden, aus dem Styl fielen und ihren Ton änderten. Wenn (wir gehen freilich von den schwärmerischen Vermuthungen aus) die Künste, also auch die der Bühne unter höherer Aufsicht stehen, wenn ein hellerer Blick, der Begeisterung Folge, die Kunst hebt, hebt sie auch wohl die Moral, der Trieb zum Tadel wird hinübergeneigt und die ihn begleitende Keckheit wird allgemach ruhiger, wie muthige Knaben den Lärm einstellen, wenn sie vom Blick des Ernstes sich plötzlich getroffen sehen. Dem Kunstrichter müssen alle Theile der Kunst geläufig seyn, denn sie stehen in enger Verbindung und sind Kinder derselben Eltern. Bei unseren Kritikern ist dieses keineswegs der Fall, sie sind entweder nicht completgeborenen, oder solchen Menschen zu vergleichen, die mit einem hölzernen Bein herumtreten, sie gehen freilich, aber wie? sie beleidigen Auge und Ohr.

Und verlangt denn unser Publicum, daß die Sache so auf die Spitze genommen werde? diese Sache, die nur Erholung und Ergötzung, ja oft nur Spaß machen soll, die nur ein Spiel seyn will und eben deshalb sich nur Schauspiel nennt, die jede Spannung verbannen und jede Anstrengung entfernen soll. Ein Publicum, welches durch dieses Spiel nur beschäftigt und unterhalten werden soll, fühlt sich gepeinigt, wenn es durch die Kritiken erwähnter Art über den zu verhandelnden Gegenstand auf eine Stufe gewaltsam hingeschroben wird, auf der es nicht verweilen will. Es wird unbehaglich von der Fährte abiassen, sich theilen und den Tanzboden suchen oder das Concert. Und haben nicht in einem verwandten Fache die Jenaischen und Hallischen

Kritiker eben so ausdörrend und verneinend durch ihre Recensuren gewirkt? gegen die selbst Göthe sich mißbilligend geäußert hat. Das geforderte Vollkommne wäre ja ein unbekannte Sprache, welche ohne Mühe und Arbeit nicht zu erlernen seyn würde und Müssiggang und Ruhe soll hier nach des Tages Beschwerden und vergoßnem Schweiß der gewünschte Lohn seyn. Wie schwierig und halsbrechend würde die Beurtheilung, wie verlegen und wortklaubend würde man gar werden, ja in welcher peinlichen Lage würde sich das Publicum befinden, wenn nun einmal nur lauter Garricks, Schröders und Ifflands täglich auftreten würden? würde nicht selbst der Reiz der Neuheit und Abwechselung fehlen, wie ihn die Natur uns z. B. in dem Spiel der Tags- und Jahreszeiten darbietet? „Es muß auch solche Käuze geben!“ Nur nach und nach reiße man ein und baue wieder — Revolutionen aber tödten die Masse. Im Alter eine neue Sprache erlernen, ergötzt nicht. Die bittre Arznei ohne ein Säftchen schmeckt nicht! Möchten die seynwollenden Lehrer der Komödianten und des Publicums auch jede Seite beleuchten! Und da man sich dem Unvollkommnen so hinneigt, es zu verstehen, so zuversichtlich ist und sich dieses beneidenswerthen Vermögens freut, — wie würde man zu Muthe seyn, wenn das unverstandene Vollkommne dastände? Wer nicht Hamlet ist, den erschreckt des Geistes Gegenwart! Geduld also mit des Künstlers Schwäche, wir wollen Gutes mit Gutem vergelten, sonst geht das Kind mit dem Bade verloren. Führe man unser Publicum in's attische Theater, — tadeln Sie, meine Herren, in Athen! Nein, es ist grausam, dem Kinde, welches der Puppe Leben gab, sie ansprach und ans Herz drückte, vom Gegentheil überzeugen zu wollen und zu sagen: es ist Holz oder Stein, und: Kind, du träumst — du bist gar zu kinderhaft. Wir sind nicht in Athen, und würden die Herren auch in Athen kritisiren? Und in Hinsicht der Moralität, da balancirt doch wenigstens die Wage. Die Thränen wiegen die herzliche Lache kaum auf.

Soll denn nun aber damit gesagt seyn, daß kein Tadel beim Schauspiel und bei den Künsten der Orchestik statt finden darf? daß man talentlose Bühnenkünstler dulden solle? Keineswegs! Es tadle nur der, welcher gerne lobt, nur der, welchen der Tadel drückt. Der sich beim Tadeln gemüthlich Fühlende ist ein fein oder grob Lasterhafter, er soll vor den höheren, den schwärmerischen Richterstuhl gezogen werden, weil er an der Schwelle dieses Richterstuhls frei ausging. Nur glaube ich, man sah unsern Bühnenrecensenten im Bürgerfreund einen schrecklichen Widerwillen an, wenn's an's Tadeln ging, und es wird schon besser Wetter in Angesicht dieser ernsten Männer, deren Häupter, wie jene Hyder, der wichtigen Angelegenheit wegen mit düstrer Nacht umzogen war. Die Behaglichkeit soll man dem Splitterrichter nie ansehen, so heiter blicke er umher und so wohlwollend, wie nunmehr unsre Kritiker, welchen vermöge des höheren Einblicks in Kunstangelegenheiten das Vermögen, einst rühmen zu können, verliehen wurde: diese schöne Kunst, die Tochter eigner Verbesserung.

Verschiedne Sätze.

Die Eifersucht ist oft die ungezogene Tochter sehr guter Eltern.

Die Kritik könnte ein heilsames Gift seyn, wenn es besser gemischt und gewissenhafter gegeben würde.

Mädchen wollen wie Blumen, Knaben wie Bäumchen gezogen seyn.

Die wahre Freiheit ist keusch wie die wahre Liebe.

Der Mensch sollte eigenthümlich nichts weiter verreden, als seinen Ellbogen zu küssen, denn zu allem andern kömmt doch wohl Zeit, Rath und Lust.

Wo in einem Staate, im Frieden, die kriegerische Trommel und Pfeife stets gehört und die Einzäumung hart empfunden wird, da läutet man die Freiheit und den Bürgersinn zu Grabe! —

Es wird mit der Zunge öfter gegen das fünfte Gebot gesündigt, als mit der Faust.

Ein gutes Gedächtniß ist eine wahre Providenz für faule und unordentliche Menschen.

Der größte Wohlthäter der Armen ist die Eitelkeit, die noch mehr giebt, als das Mitleid.

Leuten, die schwer an etwas glauben, ist gewöhnlich um so viel schwerer das auszureden, was sie einmal glauben.

Erwarte und verlange von Andern nie mehr, sondern immer weniger, als du für sie gethan hast. Täuschung schmerzt im ersten Falle, im letztern würde das schöne Interesse deiner Handlung die schöne Seite rauben.

Nothwendigkeit und Ueberfluß sind relative Begriffe; ein jeder erklärt sie, wie er es seinem Geschmack und seinen Verhältnissen angemessen findet. Was im funfzehnten Jahrhunderte einem Fürsten Ueberfluß war, wird heutigen Tages für einen Bürger als nothwendig betrachtet.

Alle Humanität reducirt sich auf den einfachen Satz: Gewöhne Dich, Dich immer lebhaft in des Andern Lage zu denken und ihm soweit als möglich zu thun, was Dir an seiner Stelle wohlthun würde.

Wunsch.

(Eingesandt.)

Schon zählt man mehrere Bürgerkinder — und noch in diesen Tagen — die beim Spiel oder sonstigen Beruf, sich unversehes den ungesperrten Flügeln der Windmühlen auf unsern anmuthigen öffentlichen Garten Anlagen, näherten, von denselben entweder getödtet oder verkrüppelt würden.

Wünschenswerth und nothwendig sind die Mittel, welche künftig dergleichen Unglücksfälle zu verhindern, in Anwendung gebracht werden könnten.

Theaterkritik.

Am 6ten Juni wurde Grillparzers „Ahnfrau" bei vollem Hause gegeben, und wir können nicht umhin zu gestehen: daß die Aufführung im Ganzen in die Cathegorie der besten, die wir seit kurzem gesehen, zu zählen war.

Herrn Hanf gebührt aber vor Allem das Lob den um das Schicksal seines Stammes besorgten Grafen Borotin, nach der vielfachen vortrefflichen Charakterzeichnung des Dichters, der Natur getreu und als bewährter Künstler, sowohl in Declamation als Mimik, vorzüglich gut dargestellt zu haben.

Auch können wir das wahre, durchdachte und mit allen Empfindungen des von dem begeisterten Dichter schön gezeichneten liebenden Mädchens, natürliche Spiel der Fräul. Hanf d. ält. als „Bertha" in den so plötzlich wechselnden, verschiedenen Situationen, ganz vortrefflich nennen, und theilen den am Ende des Stücks durch einstimmiges Hervorrufen ihr gewordenen Beifall, weil sie ihn nicht allein wegen des Spiels als Bertha, sondern auch wegen der richtigen Geberden-Sprache als „Ahnfrau" im ersten und am Schluße des fünften Akts, verdiente.

Jaromir wurde von Herrn Clausius aber gegen unsere Erwartung, nicht gut gegeben. Sein Monolog im Grabgewölbe, im Anfange des fünften Akts, der, wenn er gut vorgetragen wird, die in den vier vorangehenden Akten, eingeleitete Handlung, einen wirksamen Schluß giebt, war den Zuhörern in der Mitte des Parquets völlig unverständlich und unhörbar; und man kann ihn nur ein abwechselndes Vorsichhinmurmeln und Polter-Geschrei nennen, welches letztere allenfalls in der ersten Scene des 3. Akts, wo er, von der Ahnfrau sich verfolgt wähnend, hereinstürzt, zu entschuldigen ist, aber in den Scenen des 4ten und letzten Akts da er als Räuber erkannt zu werden fürchtet, nicht zweckmäßig angebracht war. — Wir wünschen, daß Hr. C. diese neuerdings wohlmeinend gegebene Rüge beherzigen und in seinen künftigen Darstellungen besser benutzen möge, dann wird auch dessen kleine Angewöhnung, um am Ende einer Phrase, aus voller Brust „He!" hervorzuhauchen, ebenfalls verschwinden und wir werden ihn bei seiner Zurückkunft lieber hören — wie jetzt. — Hr. C. wurde am Ende des Stücks ebenfalls gerufen; warum? — wagen wir nicht definitiv abzuurtheln. — Hoffen aber, daß Hr. C. danach seiner eignen Aeußerung; es Publikums Beifall sein einziger Stolz ist, er sich diesen bei seiner Zurückkunft erwerben wird.

Hr. Zschischka spielte den Kastellan Günther sehr brav; seine Erzählung von der Ahnfrau wirkte auf die Zuhörerinnen hörbar und sichtbar — diese Andeutung ist genug. —

Auch Hr. de Troit sprach den Hauptmann richtig, nur seine Manier gefiel nicht.

Hr. Schmidt als Boleslav gab das Wenige, gut.

N: 48.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag, den 15. Juni 1818.

Gunima.

Eine Erzählung aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

(Vom Verfasser des Flibustier.)

Auf der Terrasse vor seinem blankpolirten Hause, von schönen Amaqua-Bäumen beschattet, lag auf dem Sopha, in gemächlicher Seelenruhe der sehr reiche und sehr dicke Handelsherr, Jacob van der Spuy, vierter Kaufmann und Winkelier der holländisch-ostindischen Compagnie am Vorgebirge der guten Hoffnung. Vor ihm trug ein silbernes Plateau den gigantischen silbernen Theekessel, den Spucknapf vom feinsten japanischen Porzellan und ein Dutzend lange wohlgestopfte Gipspfeifen, von denen er eben eine ergriff, und sie behaglich an dem Fidibus anbrannte, den ihm sein Hauspavian mit freundlichem Grinsen präsentirte. Vor dem Plateau stand sein Sclavenvogt, die Mütze unterm Arm, in der rechten Hand den gewaltigen Schambock von Rhinozerosleder, in der linken den glimmenden Pfeifenstummel, und referirte mit großem Phlegma:

Mit meines edeln Herrn Wohlnehmen hat der Januar dem Februar seine Tabakspfeife gestohlen, und sie an den März um eine Flasche Branntwein aus dem Magazin verkaupelt.

Dem Januar und März, jedem eine Pfeife, entschied van der Spuy, mit gewaltigen Zügen die seinige anrauchend.

Und als ich mit meines edeln Herrn Wohlnehmen den Apollo beim Mistladen revidiren will, so find' ich ihn nirgend, nnd endlich bei der Pallas im Kuhstalle und die Kühe stehn ungemolken.

Jedem von dem Gesindel zwei Pfeifen, sprach van der Spuy mit gerunzelter Stirne.

Auch sind der Montag und Dienstag, fuhr der Vogt fort, einander um die schöne Mittwoch, die Ihr gestern gekauft, in die Haare gerathen, und der Dienstag hat dabei ein großes Loch in den Kopf bekommen und blutet wie ein Seelöwe.

Der Montag wird krumm geschlossen, rief der Richter mit so viel Zorn, als ihm das Fett auf Seel' und Leib zuließ, und bekommt sechs Pfeifen. Der Dienstag kann mir drauf gehn, und kostet mich hundert Dukatons!

Erlaßt die Strafen edler Herr, rief rasch vortretend ein blühender Jüngling in fröhlichem Muthe. Wenn die armen Teufel so viel Tabak rauchen müssen, bekommen sie am Ende Kopfschmerzen.

Ihr kommt gewiß erst aus Europa, mein edler Herr, weil Ihr so dumm seyd, sprach der Sclavenvogt, während der Herr den kecken Burschen anstaunte. Wißt Ihr nicht, daß auf dem Cap nach brennenden Pfeifen geprügelt wird, weil das Zählen zu langweilig ist?

Gott bewahre! Die Sclaven sind ja doch Menschen! rief mit sichtlichem Abscheu der junge Mann.

Ehe Ihr mir eine Vorlesung über die Menschenrechte der Sclaven haltet, mein Freund, unterbrach ihn der Handelsherr, so seyd doch so gut, und sagt mir, wer Ihr seyd, und was Ihr bei mir wollt?

Ach, an des Vaters Herz mich werfen, rief schmerzlich der Jüngling, aber ich dachte nicht, daß es so kommen sollte.

Wie? Du wärst Benjamin? schrie der Alte langsam, während sein breites Gesicht in ein wohlgefälliges Lächeln über des Sohnes kräftige Schönheit zerfloß. Nun so komm her und küsse mir die Hand. Du machst mir Freude.

Ich kann sie leider nicht theilen, sprach mit bescheidnem Ernst der Jüngling, wenn der armen Sclaven Schmerzgeheul die ersten traulichen Ergießungen zwischen Sohn und Vater begleiten soll. O gebt mir zu so vielen Beweisen Eurer Liebe den größten. Laßt, meine Ankunft zu ehren, einen General-Pardon ausrufen, wie es wohl Monarchen bei freudigen Ereignissen zu thun pflegen.

Der Vergleich mit einem Monarchen schmeichelte wohl dem Kaufmannsstolze des Alten, der den Unterschied zwischen regierenden Königen und den Großbeamten der ostindischen Compagnie sehr bedeutend gefunden hatte, aber dennoch belehrte er den Supplikanten, daß die Schwarzen alle nichts taugten, und Prügel rationenweise bekommen müßten, wie Branntwein und Tabak, wenn sie gut thun sollten.

Läßt Gott seine Gnadensonne nicht auch auf das schädliche Gewürme scheinen? remonstrirte wehmüthig der Jüngling, und durch diesen Climax des schmeichelhaften Bildes überwunden, sprach der alte Sonnengott das große Wort der Verzeihung, und zugleich, um sich selbst zu überbieten, einen Feier- und Tanztag für die Schwarzen aus.

Hört Ihr Freund Vogt, die Pfeifen bleiben ungeraucht, rief der Sohn, und achselzuckend ging der Zuchtmeister von dannen.

Nun sage mir aber, wie hat Dich mein Schwager so schnell von sich lassen können, fragte der Vater.

Ich bringe Euch seinen letzten Gruß, antwortete traurig der Gefragte. An seinem Begräbnißtage wurde ein Ostindienfahrer segelfertig, und weil mir Hamburgs Häuserthürme das Herz zusammendrückten, so stach ich mit in See.

Eigentlich hätte ich Dich gern noch ein Jahr dort gelassen, brummte, ohne den Todesfall weiter zu berücksichtigen, der Alte, um Dich in allen dem zu perfectioniren, was Du dort lernen konntest. Du siehst mir gewaltig windig aus, und hast wohl blutwenig von den theuern Lehrern profitirt, die ich bezahlen mußte.

Aus allen Zweigen meines Wissens bringe ich Euch Probearbeiten, sprach bescheiden Benjamin, und reichte dem strengen Examinator eine ansehnliche Papierrolle hin. Dieser blätterte lange, und immer freundlicher wurden seine Züge. Dann bot er dem Sohne nochmals die Hand, nicht zum Kuß, sondern nach afrikani-

scher Sitte zum Handschlage dar, und sagte zu seinem Paviane: Heule, Gorloka! Der schnitt ein entsetzliches Gesichte, und sein Ahu tönte so schneidend, daß Benjamin sich die Ohren zuhielte. Zwei Neger, auf das Affengeheul dressirt, sprangen herbei und empfingen durch Winke des Herrn Befehl, dem Sohn, der bisher gestanden, einen Armsessel zu bringen und eine Pfeife zu präsentiren. Du hast Deine Zeit wohlgenutzt, fuhr, als aus dem zweiten Krater der Opferrauch empor wallte, der Vater fort. Sie ist ein köstliches Kapital und es verräth kaufmännischen Geist, daß Du auf Procente gedacht hast. Auch mit Deinem Aeußern bin ich wohl zufrieden. Mit der Zeit wird es sich schon setzen, und Du wirst dann wie ein ordentlicher Mensch aussehn. Doch sage mir, hast Du schon geraset?

Geraset? fragte befremdet Benjamin.

Nun ja, geraset, wiederholte der Alte. Der Schwager hat mir zwar nichts davon geschrieben, aber ich meinte: er ließe es aus unnöthiger Schonung weg. Nicht wahr? Du hast schon geraset? Du wirst ja bald mündig, und also muß die Seuche schon vorbei seyn.

Wahrlich Vater, ich verstehe Euch nicht, rief erstaunt der Sohn.

Nun beim Himmel, sprach ungeduldig der Vater, ich rede doch nicht krumm, sondern ordentlich und verständlich. Jeder Mensch hat eine Zeit im Leben, wo es mit ihm durchgeht, und er allerlei dumme Streiche macht. Bei den Jungen ist es die Fortsetzung der sogenannten Flegeljahre. Hat es bei Dir keine solche Zeit gegeben?

Daß ich nicht wüßte, antwortete Benjamin.

O weh, rief kläglich van der Spuy, so wird das Rasen hier noch nachkommen, und dann sey mir Gott gnädig. Es ist damit wie mit den Pocken. Je später sie eintreten, desto gefährlicher werden sie. Du wirst mir schöne Streiche machen.

Mit meinem Willen werde ich Euch wahrlich nimmer kränken, rief der Sohn, des Vaters dicke Hand an sein Herz drückend, und dieser murmelte: Im Paroxismus weiß der Kranke nicht, was er thut, wir werden ja sehn. Jetzt tönte von fern, und näher und immer näher der Schwarzen Jubelgesang, und der lange Zug der dunkeln Gestalten füllte bald die Terrasse und fiel anbetend vor den Gebietern nieder. Steht auf Kinder, ich kann das Knieen der Menschen vor Menschen nicht leiden, rief Benjamin, und van der Spuy erschlug im stillen Grimm, über das revolutionäre Wort, die Gipspfeife, aus der er rauchte, weil er sich scheute, dem Sohn, vor dem er Respect bekommen, bei einem Satze zu widersprechen, der theologisch zu verfechten stand.

Unterdeß hatten sich die Sclaven erhoben, und standen da, die Hände demüthig über die Brust gekreuzt, und der Aelteste von ihnen, ein zitternder Greis, trat vor, und sprach: Baas, wir heißen Euch in Eurem Erbe willkommen. Seyd uns so gnädig, als wir Euch treu seyn werden. Mag Euer Rebisch Euch dafür des Löwen Stärke, der Schlange Selbsterneuung und des Elephanten Jahre schenken. Der Jüngling dankte herzlich für den wohlgemeinten Glückwunsch, und bat den Haufen, sich in allen Fällen an ihn zu wenden, wo sie eines Fürsprechers bei seinem Vater zu bedürfen glaubten. Da öffnete hastig der Alte den Mund, um kräftig gegen das Anerbieten zu protestiren. Die Luft verfing sich in seiner Stimmritze, und ein fürchterlicher Husten drohte ihn zu ersticken. Zu ihm flog der besorgte Sohn, und der Sclavenvogt, der sich schon lange über des jungen Herrn Art und Thun höchst bedenklich am Kopfe ge-

kratzt, benutzte den Augenblick, gab, den Schambock schwingend, dem Haufen das Signal zum Vivat, dem wohl hergebrachten Schluß der Ceremonie, und jubelnd zogen dann die armen Schwarzen ab, um das nagende Gefühl ihres tiefen Elendes eine fröhliche Nacht hindurch zu vertanzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Chur-Hessischen freiwilligen Jägers, im Befreiungskriege des Jahres 1814.

von D * v * s.

Trüb' und schaurig senkte sich die Nacht herab — blaß blickte der Mond durch zerrissene Wolken, die wie ein schwarzes Leichentuch den Horizont umhüllten. Eine tiefe gehaltlose Stille lag auf der verödeten Flur, die nur das Rauschen des Sturmes und das Gemurmel der sanften Mosel unterbrach. Aus der Ferne drangen die verschwimmenden, wehmüthigen Töne der Kosackengesänge zu uns her, und das Anrufen der Wachen hallte unaufhaltsam in den Bergen wieder.

Die Wachtfeuer der Piquets flammten in abgemessene Distancen um die Festung, die mit ihren steilen Wällen, wie ein Felscoloß zu unsern Füßen lag.

Es war nach jenen schrecklichen Schlußtagen des Märzes, an denen die vereinte Macht des Feindes, aus Metz, Saarlouis, und Longwy unser kleines Häufchen überfiel, und erst nach blut'gen Kampf zum Weichen brachte. Viele unserer Braven verloren wir in diesen Tagen; — auch mir fiel der Freund an meiner Seite, und noch sterbend rief er mir Muth zu. Wir waren wieder vorgerückt, mit dem brennenden Wunsche, die Schmach zu rächen, die ein verweichlichter Feind, der uns früherhin nie weichen sah, auf unsere Reihen häufte.

Düster — und immer düsterer ward die Nacht. Schweigend — auf die treue Büchse gelehnt, standen wir lautlos um das freundliche Wachtfeuer, dessen knisternde Flamme einen bleichen Schein auf unser Antlitz warf.

„Wenn diese Nacht erst überstanden wäre," murmelte ein bärtiger Husar, der schon mehr als einen Feldzug mitgemacht hatte. „Wenn diese Nacht nur erst vorüber wäre."

Da hallten die Schläge der Mitternachtsstunde vom Festungsthurm herab, und die Ablösung machte sich bereit.

Plötzlich fiel ein Schuß — dann noch einen, und die Vorposten riefen, Feinde! Wir griffen zu den Waffen — da sank ein Kugelregen vernichtend in unsere Mitte, und der Schein der Flamme, die ein Windstoß zischend in die Höhe trieb, spiegelte sich in den glänzenden Panzern feindlicher Kürassire. Regellos flohen wir umher, — auf allen Seiten umzingelt blieb uns kein Ausweg, als, schimpfliche Unterwerfung, oder Kampf auf Leben und Tod. —

Wir wählten das Letztere. Mit aufgepflanztem Hirschfänger, drang unser Häufchen nach einer Seite vor. — Blitzende Säbel schwirrten um uns her; ein Wald gefällter Bajonette glänzten uns entgegen. — In tausend Gestalten drohte uns der Tod, — dennoch drangen wir vorwärts — über die theuren Leichen unserer Brüder in die Mitte der Feinde. — Schon wichen sie an dieser Seite, schon wähnte ich mich gerettet, da traf ein Kolbenschlag mein Haupt. — Ich sank zu Boden, zwei feindliche Soldaten nahmen mich in ihre Mitte, und schleppten mich bewußtlos fort.

Meine Besinnung kehrte zurück, ich hörte das Hurrah der herbeieilenden Freunde;

glaubte meine Rettung nahe — doch plötzlich rasselte eine Zugbrücke hinter uns auf, und die Wälle der Festung umfingen mich mit allen ihren Schrecken, und den Qualen der Gefangenschaft.

Eine Casematte, spärlich von einer Lampe erleuchtet, nahm mich auf. Hohnlächelnde Feinde standen umher, und spotteten über die Knaben, die es wagen wollten, sich mit den alten Bataillonen des großen Kaisers, zu versuchen. Schweigend hörte ich auf ihre Reden — Unmuth und Ingrimm tobten in meiner Seele. Ich warf mich auf das halbverfaulte Stroh — das Blut flog ungestüm durch meine Adern — mein Kopf schmerzte heftig — unter Fieberträumen schlief ich ein.

Der junge Tag warf seine ersten Strahlen trüb' durch das Gitterfenster über mir, — und eine donnernde Baßstimme rief tobend zur Thüre herein: auf, deutscher Hund! — komm, folge mir!

So wenig einladend auch dieser Zuruf für mich war, — so heftig sich auch mein Gefühl empörte; so trieb mich doch der Wunsch, den feuchten Kerker zu verlassen, an, — dem rauhen Befehle des Wächters zu genügen.

Ich folgte ihm durch mehrere Straßen, und hunderte von Menschen umgaben uns. Voilà un Cosaque! tönte es vor mir; — en bas les Cosaques! hallte es hinter mir wieder. Ruhig ging ich neben meinem Führer, der sich, wie mir's schien nicht wenig darauf gut that, einen jener gefürchteten Feinde, mit Schmähungen, ungerügt, überhäufen zu dürfen.

Ein großes, massives Gebäude — ein Kornmagazin — umfing mich mit seiner staubigen Atmosphäre. Kriegsgefangene, Preußen und Russen, mit zerrissenen, kaum noch kenntlichen Kleidern — entstellt von Arbeit und Elend, waren gezwungen auf kleinen Handmühlen Korn zu mahlen, weil das Belagerungscorps einen Bach abgeleitet hatte, der die Mühlen der Festung trieb. Mein Gefühl empörte sich, wie ich die braven Krieger, unter der Geissel der Henkerknechte, mit den Zähnen knirschen, und ihre blasse Stirn, die wohl schon manchem heißen Kampfe, furchtlos entgegen geblickt hatte — mit Schweiß und Staub bedeckt, sah.

Mir wurde ebenfalls ein Platz angewiesen, und die Blicke der unglücklichen, deutschen Kampfgefährten, ruhten bemitleidend, auf dem, kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglinge, der ohne Fassung, wortlos da stand. Aber eben diese Blicke erregten meinen Stolz, und kalte Verzweiflung trat an die Stelle des Schreckens, den die Ueberraschung in mein Herz warf.

Ich erklärte mit Festigkeit, daß ich mich nie zu einer solchen Arbeit gebrauchen lassen würde; man möge mit mir machen, was man wolle.

Bitten, Drohungen, ja endlich selbst Mißhandlungen wurden fruchtlos verschwendet, und erregten meinen Unwillen nur noch immer mehr. —

Endlich beschloß man, mich zum Commandanten der Festung zu führen, — ihm die Sache vorzutragen, und durch seinem Ausspruch mein Schicksal bestimmen zu lassen.

Wir wurden angemeldet; der Offizier der Begleitung führte mich in das Wohnzimmer des Generals, der an einem Tische mit einem grossen Blatte — es schien mir ein Fortifications-Plan zu seyn — beschäftigt war. Meine Augen ruhten unverwandt auf den Zügen des Mannes, von dessen Ausspruch jetzt mein Schicksal abhing. Wenig Trostreiches las ich in seinen, von schwarzen Brauen überschatteten Flammenaugen; — „Sieh da, rief er, da ist ja einer

von jenen verwegenen Knaben, die, kaum der Ruthe der Mutter entlaufen, sich nun mit Männern messen wollen.

Der Offizier schilderte ihm mein Betragen mit den grellsten Farben. — Zornig fragte mich der Commandant, was mich bewogen hätte, mich seinen Anordnungen zu widersetzen.

Da trat ich vor ihn hin, mit der Würde des beleidigten Stolzes und dem Unmuth des geschändeten Volkerrechts. „Herr General, hub ich an, die Laune des Waffenglücks hat mich zwar in ihre Gewalt gebracht; ich bin ihr Gefangener; — aber nicht ihr Sclav'. Wenn meine unglücklichen Kampfgenossen schwach genug waren, sich als solche gebrauchen zu lassen, so fühle ich mich dennoch stark genug, selbst in ihren Fesseln die Freiheit zu bewahren, die meine jugendlichen Gefährten, unter ihren Wällen jetzt unserm Vaterlande erkämpfen."

Hier schwieg ich, und wandte mich, um eine Thräne zu verbergen, die mir der Schmerz, von meinen Gefährten getrennt zu seyn, in's Auge preßte; —

Da begegneten meine, mit den Thränen des Unmuths bethaueten Blicke, ein paar anderen, die vom Arbeitstisch am Erker, her, mitleidsvoll auf mich gerichtet waren; und diese Blicke gehörten einem Mädchen, schön wie ein junger Maitag, in dessen Zügen eine unendliche Sanftmuth und eine Güte lagen, die ich nur einmal erst, und nicht im Leben, sondern in dem Gesichte einer Madonna von Raphael, notre Dame des hermites, im Dome zu Trier, so ausdrucksvoll gepaart sah. Die rührenden Züge jenes Bildes, hatten sich meiner Phantasie so unverlöschlich eingeprägt; daß ich sie stets, im zubelnden Kreise der Gefährten, wie unter den Schrecken des Todes, treu, als den Schatten einer Schutzheiligen im Herzen trug. Und nun auf einmal sah ich diese Züge vor mir, ausdrucksvoller, schöner, wie sie mir das Bild zeigte.

Ich senkte die Augenlieder, denn es schien mir Hochverbrechen meine profanen Blicke, auf dieser aetherischen, von himmlischen Reizen umflossenen Gestalt zu weiden.

Die Donnerworte des Generals überhörte ich, und nur erst, als der Offizier mich fortzog, kam ich wieder zu mir selbst. Noch einmal warf ich einen matten, hülfeflehenden Blick zu ihr hinauf, da umgab mich die Wache, und führte mich zurück, in mein feuchtes, ödes Behältniß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutschlands Hoffnung.

Wo Vaterlandsliebe, in Kraft und Herrlichkeit, aufblühen soll, da muß der Glanz eines Thrones, oder die Weisheit einer väterlichen Regierung, überall mit stolzer Freude die Hütte der Armen, so wie die Palläste der Großen erfüllen! Dieser allgesehene Thron, diese über alles waltende Weisheit, fehlet, leider, dem deutschen Volke! — Darum leuchtet nur schwach, wie ein Johanniswürmchen, im niedrigen Grase die deutsche Vaterlandsliebe und zerstiebt und versprühet in so vielen Fünklein, als es deutsche Staaten giebt. — Was erst unter solchen Umständen aus dem deutschen Volke werden mag, das liegt am Tage! — Als Franz seine Kaiserliche Krone niederlegte, — da schwand auch selbst die letzte Hoffnung eines künftigen Glücks von Deutschlands Gauen!

Gegenwart und Zukunft.

Die Gegenwart gleicht einer Mutter, welche ein Kind unter ihrem Herzen trägt, das sie gebähren muß, wenn die Zeit da ist. Wir nennen es Zukunft. Aber diese Zukunft wird einst zur Gegenwart anreifen, und die Mutter einer neuen Zukunft werden. Die alte Form zerplatzt,

die Mutter stirbt bei der Geburt, und wie die Schlangen im Frühling ihre Haut ablegen, wie die Vögel mit neuen Federn sich dann schmücken; so erhebt sich auch aus dem Schooße der Gegenwart, wenn der Frühling da ist, ein Leben in neuen und schönern Formen, und Völker treten, verjüngt und wiedergeboren, auf die Bühne der staunenden Welt. Keine Macht auf Erden ist im Stande, den gewaltigen Strom der Naturkräfte zu hemmen. Aber je länger man ihn in seinem Laufe aufzuhalten bemüht ist, um so gewaltsamer durchbricht er alle ihn einengenden Dämme!

Theaterkritik betreffend.

(Eingesandt.)

Dem theaterliebenden Publicum wird hierdurch angezeigt, daß die Kritik des Schauspieles seit einigen Monaten nicht mehr in den Händen ist, in welchen sie vorigen Winter war. — Die damaligen Kunstrichter leisten daher auch hierdurch öffentlich Verzicht auf das Lob, welches ihnen eine gewisse Feder in der vorigen Nro. dieses Blattes wegen ihrer geänderten Gesinnungen hat beilegen wollen.

Veränderlichkeit.

Manche Menschen sind so veränderlich, daß sie, man möchte sagen, nach einer jeden neuen Prise oder Pfeife Taback auch ihren Sinn, ihre Meinungen und Ueberzeugungen ändern. Wenn es freilich wahr ist, daß wir durch Irrthum und Zweifel endlich zur Wahrheit gelangen sollen, so scheint mir doch ein solcher ewiger und schneller Wechsel, in den Meinungen, einen sehr flachen Sinn zu verrathen. Hat man eine Sache gründlich durchdacht: so sind wir auch der Wahrheit um viele Schritte näher gekommen, und die Wurzeln eines solchen Gewächses greifen tiefer in die Masse unserer übrigen Ueberzeugungen ein, so daß so wenig ein heißer Sonnenstrahl, noch jeder Lufthauch das Pflänzlein unserer Ueberzeugung zu tödten vermag. Aber wer leicht etwas für wahr aufnimmt, ändert auch leicht seine Ueberzeugung! Der stärkste Sturm, der im Stande ist, Bäume zu entwurzeln, verändert die Oberfläche eines fruchtbaren und gehörig festen Bodens nicht; aber auf Flugsandgefilde zieht der Wind seine Furchen und das Meer wird von jedem leichten Lufthauche bewegt.

Jünglings Phantasie.

(Pendant zu: „Des Mädchens Traum.")*)

Wohl mögen oft sich Bilder gleichen,
Wohl spielt oft wunderlich die Phantasie;
Doch, giebt die Gottheit selbst ein Zeichen,
Verwerfe solchen Wink man nie. —
Dein Traum o Mädchen! — ach, mir fehlen Worte,
Zu enge ist mir jetzt des Busens Raum
Für solche Wonne — denn zu Hymens Pforte
Eil' ich mit Dir! — doch hör auch meinen Traum. —
Unmuthig, ganz die Seele voll vom Kummer
Getäuschter Hoffnung; ihre Hülle matt;
Doch hoffend auf den holden Tröster: „Schlummer"
Warf ich unruhig mich auf meine Ruhestatt.
Schwarz zog Vergangenheit an mir vorüber,
Die Zukunft zeigte mir kein freundlich Angesicht,
Nur düstre Wolken sah ich, immer trüber
Schien mir der Horizont; — Da ward's auf einmal Licht,
Es ward auf einmal den befangnen Blicken helle,
Die Erde schwand und mit ihr jedes Leid;
Ein Seraph führte mich zur Paradieses Schwelle,
„Empfange sprach er; hier den göttlichen Bescheid."
Anbetend — gläubig kniet' ich in der Ferne,
Denn nicht ertragen konnte ich des Aethers Schein,
Mein Auge suchte ihn, den Schöpfer aller Sterne,

*) Von derselben Verfasserinn, nachzusehn im Bürgerfreund. Erster Jahrgang, zweites Quartal, Nro. 39.

Ihm glühend meine Andacht hier zu weihn.
Vereint am ewigen Altare sah' ich die Kamönen,
Und ihrer jede, sang Gefühle hoher Lust;
Bezaubert von des Musenchores sanften Tönen,
Sank seel'ge Ruhe in die bange Brust.
Da winkte hin zu seines Sitzes Stufen,
Der Hocherhabene den armen Erdensohn:
„Umsonst Du Sterblicher! war nicht Dein Rufen,
„Es stieg empor zu der Vergeltung Thron. —
„Du fandest früh, im Lenze Deines Lebens,
„Der Weisen oft so spät entdeckten Stein;
„Wem's Ernst wie Dir, der suchet nie vergebens,
„Der hohen Weihe wird er sich erfreun!
„Dein wird der Preis; Du kannst ihn Dir erringen,
„Nach Deinem schönen Anfang, fahre fort;
„Ich leihe Kraft, im Muthe soll's gelingen,
„Ich bin Dein Schirm, Dein Schild, Dein Hort!
„Zwar reift Vollendung nie im armen Erdenthale
„Der größte Mensch ist ja des Staubes Kind —
„Einst wenn sein Vorhang fällt, beim hohen Göttermahle —
„Wo nicht des Kummers Thräne mehr dem Aug entrinnt —
„Empfängt der Glückliche, der seine heil'gen Saaten,
„Stets unter Sorgen streute in der bösen Zeit;
„Gerüttelt voll sein Maaß; als Erndte seiner Thaten,
„Denn groß und unpartheiisch lohnt die Ewigkeit!
„Doch Jüngling auch noch hier im Lande voll von Mängel
„Winkt Dir des bessern Strebens schöner Preis;
„Durch jede Schicksals-Flut geleite Dich ein Engel,
„Merk auf! und folge dann dem lohnenden Geheiß:
„Kehrst Du zurück zum Wohnsitz banger Sorgen,
„Zur Heimath die Dich noch als Bürger grüßt;
„Dann wende Deinen freien Blick nach Morgen,
„Dort wohnt die Herrliche die Dir beschieden ist.
„Dort glänzt voll Anmuth sie in heitrer Jugend Fülle,
„In ihrem Auge spiegelt sich des Himmels Glanz;
„Die Palme fandt' ich ihr; nun ist's mein heil'ger Wille,
„Daß Du ihr bringest diesen Myrthenkranz.
„Die blonden Locken soll er bräutlich schmücken,
„Dein ist sie, und Du führst sie zum Altar;
„Sie wird nur Dich — Du ewig sie beglücken,
„Und so dann meines Seegens Heiligkeit Euch klar.
„Die Göttin Tugend findest Du an ihrer Seite,
„Sie, stets der Unschuld holde Führerin;
„Durch diese jeden Engel noch zum schützenden Geleite,
„Verlangt noch mehr Dein männlich hoher Sinn? —"
Und hoch begeistert wollt' ich knieend lallen
Des Höchsten Preis; doch hielt mich seine Hand:
„Nicht Worte, Thaten sind's die mir gefallen,
„Dein Inneres Jüngling! ist mir ja bekannt. —
„Jetzt lebe wohl, beflügle Deine Schritte;
„Es treibe Dich des Herzens Sehnsucht fort;
„Leb' wohl! ich folge Dir auf jedem Tritte,
„Ich leite Dich; — Du hast mein göttlich Wort! —"
„Wie kann ich Deine Weisheit! wie kann ich Dich loben,
„Wie kann ich" — unterbrochen ward mein Preisgesang,
Ich fühlte sanft mich nun emporgehoben,
Zu groß ist Gott, für eines Weibgebohrnen Dank! —
Ich war erwacht! — Doch nimmer wollte mir entschwinden
Das Traumgebild; es blieb mir ewig nah! —
Ich suchte, Mädchen, Dich! — und werde ich Dich finden?
Der Gott in meiner Brust — er lispelt mir sein: Ja!

v. e. B.....n.

Lied auf die Bremer Turner, als sie zum dritten Male ausgezogen waren.

(April 1818)

Von einem 13jährigen Turner.

(Eingesandt.)

Die Turner zogen zur Stadt hinaus,
Verließen früh der Mutter Haus,
Die Schwestern riefen: es bläst der Wind. —
„Was kümmerts uns, kommt nur geschwind!"

Sie zogen aus dem Doventhor,
Das kam den Leuten seltsam vor.
Sie gingen wohl nach Walle zu,
Die Schwestern schliefen in guter Ruh.

Wir machten auf der Wiese halt,
Da riefen die Kleinen: hu, wie kalt!
Es friert hier ja so ungeheuer,
Kommt her, und macht hier doch ein Feuer!

Die Großen riefen den Kleinen zu:
Liegt doch nicht da in guter Ruh,
Stellt euch in ordentliche Haufen,
Und fanget doch nun an zu laufen.

Da nahmen die Kleinen die Geer in die Hand,*)
Und liefen über Land und Sand;
Sie machten endlich wieder halt,
Nun waren sie nicht im mindesten kalt.

Drauf kam Herr Professor und lief vorauf,
Da machten sie einen Schneckenlauf,
Dann legten sie sich alle nieder
Und sangen ihre Turnerlieder.

Sie standen jetzt noch einmal auf
Und machten nun den Schlangenlauf,
Dann übten sie sich auch im Schwingen,
Nur wollt es Manchem nicht gelingen.

Dann traten sie den Rückweg an
Und liefen wie der stärkste Mann,
Und sangen: kommen die Feinde wieder.
Wir schlagen sie wahrlich alle nieder!

*) Der mit Eisen beschlagene Springstock.

N: 49.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag, den 18. Juni 1818.

Die Zeit.

Fragment.

Im Frühlinge 1818.

VI.

Franzosen, Deutsche, und wie all' sie heißen,
Die diese Erd' Ameisen gleich bebauen,
Laßt uns auf solche Namen nicht mehr schauen,
Die nur gemacht uns selber zu zerreißen!

Die Zeit ist da, dem Haß die Thür zu weisen
Und einzulassen Weisheit und Vertrauen,
Brüder zu grüßen, die, in allen Gauen
Der Welt, der Menschheit würdig sich erweisen.

Nur denen mag das Brandmal widerfahren,
Die Recht und Freiheit von der Erde scheuchen,
So Gott der Herr für Alle hat bereitet.

Amerika, sieh' deiner Henker Schaaren,
Wie in des Orkus schauervollen Reichen
Dein Glück den Gräßlichen das Herz durchschneidet! —

Gunima.

(Fortsetzung.)

Des Vollmondes Silberschild hing über dem Tanzplatze der Schwarzen, den hohe Myrthen und Lorbeeren umkränzten. Weit scholl ihr wilder Jubelgesang, das Stampfen ihrer Füße, und die wunderliche Tanzmusik dem nahenden Benjamin entgegen, der eben den Vater zur Nachtruhe geleitet hatte. Der Gomgom schnarrte, es klimperte die Tguthe, dumpf brummte der Tkoi Tkoi, von drei Haushottentotten gespielt, die in ihrem schwarzbraunen Putze von Schaffett und gepülvertem Buchu, das Gesicht mit Rußmuschen vortheilhaft geziert, den Pelzkaroß um die Schultern, gemächlich am Ende des Platzes auf den Fersen kauerten. Bei diesem Klange drehten sich fröhlich die afrikanischen und ostindischen Sclaven des reichen van der Spuy, vermöge ihrer verschiedenen Mutterländer alle Schattirungen von Braungelb bis ins dunkelste Schwarz spielend. Auch hier, unter Unglücklichen, die auf die ersten Rechte der Natur verzichten mußten, gab es Rangunterschied und Kastenstolz. Von den kecken Madegassen, den vornehm thuenden Buchanen, den geschickten Bengalesen verächtlich zurück gewiesen, mußten die armen, schmutzigen, mit der niedrigsten Arbeit geplagten Terletanen, in einem Winkel des Ballsaals unter einander tanzen, und mit ernstem Sinnen schaute Benjamin in das bunte Gewimmel. Da näherte sich ihm der Sclaven-

vogt, und zeigte mit vieler Selbstzufriedenheit auf die Anstalten, die er zur Bequemlichkeit des jungen Herrn getroffen. Ein starker Neger, an einer Myrthe auf Händen und Füßen liegend, bildete eine bequeme Sitzbank, und ein Paar gelbbraune Wesen standen ihm zur Seite, die Pfeife und den Thee präsentirend. Beliebt Platz zu nehmen, mein edler Herr, fragte der Vogt, auf die lebendige Ottomanne deutend, doch erschrocken fuhr er zurück, als ihn des Jünglings Zornblick traf. Steh auf, mein Freund, rief dieser nun dem Schwarzem zu, und dann mit bittrer Ironie sich zu dem Vogte wendend: Ich bin zu stolz, um auf Schwarzen zu sitzen. Ich bedarf weißer Sitzbänke. Drum nimm des Sclaven Stelle ein, Freund Vogt, damit Du gelegentlich weißt, wie einer solchen Bank zu Muthe ist. Erschrokken starrte ihn der Vogt mit großen Augen und offnem Munde an, und wollte eben kläglich deduiren, daß eine solche Prostitution seinen Respekt bei den Sclaven auf ewig vernichte, aber die Glut, die in Benjamins Gesicht trat, und die drohende Stellung, mit der er auf die Erde wieß, belehrte ihn, daß mit dem jungen Menschen nicht zu scherzen sey. Mit einem schlecht gerathnen Lächeln sprach er, Ihr seyd recht spaßhaft, junger Herr, und ein alter treuer Diener darf dem Kinde des Hauses die Lust nicht verderben, und ließ sich stöhnend auf seine vier Extremitäten nieder. Auf seinem breiten Rücken sich wiegend, nahm Benjamin nun die Pfeife und Tasse, die gelbbraune Bedienung näher musternd. Es war ein Jüngling und eine Dirne, reinlich und geschmackvoll in ostindische Kattune gekleidet, welche, die widrige Farbe abgerechnet, auch dem verwöhnten Auge des Europäers für schön gelten konnten. Die schlanken, wohlgebauten Körper gaben wahre Akademiemodelle ab. Die großen flammenden Augen verklärten die dunkeln Gesichter, deren edle Züge bei dem Jüngling durch kecken Trotz, bei dem Mädchen durch unaussprechliche Anmuth verschönert wurden. Ein leichter Zug des Grams über den Augenbraunen machte Beide noch interessanter; mit Wohlgefallen flogen Benjamins Blicke von einem zum andern, und blieben endlich, der saugenden Biene gleich, auf den kußgerechten Lippen der Dirne haften, die ihn unter den langen seidnen Wimpern hervor, schüchtern doch freundlich, anblinzte.

Ihr seyd auch Sclaven? rief der junge van der Spuy mit Theilnahme.

Nicht etwas viel besseres, erwiederte der gelbe Jüngling mit verbissenem Unmuthe.

Sie sind von unsern Haushottentotten, seufzte der Vogt unter seiner Bürde herauf.

Unmöglich! rief Benjamin aufspringend, und winkte dem Vogt, sich auch zu erheben. Du lügst. Die Spielleute dort, und diese lieblichen Geschöpfe!

Sind Hottentotten, eines wie das andre, sprach ruhig der Vogt. Nur sind die Kerle dort in ihrer Landestracht, und an den beiden hier, hatte Eure selige Frau Mutter einen Narren gefressen, und sie haben sich immer waschen und sauber halten müssen.

Also Hottentotten Sclaven, sprach Benjamin, von seinem Entzücken zurückkommend, mit Bedauern, daß ihm das Paar nun nicht mehr halb so wohl gefiel.

Nein, mein edler Herr, belehrte ihn der Vogt. Die schwarzen Nationen, die am Kap wohnen, sind nicht unsere Sclaven. Aber wenn die Hottentotten aus ihren Kraals uns besuchen, und mit Weib und Kind bei uns gefüttert werden, so erwerben wir dadurch ein Herrenrecht auf die Familie, und jedes Glied derselben muß uns dienen bis zum 25sten Jahre.

Pfui der schändlichen Löwengesellschaft, rief

Benjamin mit edlem Unwillen, und wandte dann ein, daß der arme Kerl, der dort das trommelartige Ding pauke, offenbar schon über funfzig Jahr alt sey.

Der Hottentott weiß nie, wie alt er ist, raunte ihm der Vogt mit satanischem Schmunzeln zu, wir machen die Rechnung! und jetzt sprang er rasch fort, den Schambock von der Jacke losknöpfend, denn es hatte sich am andern Ende des Tanzplatzes zwischen Buchanen und Terletanen eine Rauferei erhoben, die zu schlichten war.

Da trat der junge Hottentott auf Benjamin zu, fixirte ihn scharf, und rief dann mit wilder Wallung: Ja, Baas. Ihr seyd ein guter Mensch. In Eures Vaters Hause aber geht es nicht menschlich zu. Ich habe Unerhörtes erduldet und hatte schon Böses im Sinn. Den Vogt wollt' ich erschlagen, und mit der Schwester zu den Buschmännern fliehn. Doch Eurer Mutter milde Züge, die Euer Gesicht mir zurückspiegelt, haben mich besänftigt, entwichen ist der giftige Groll aus meinem Herzen, und Dank und Liebe wieder eingezogen. Ihr könnt uns retten. Nehmt uns zu Eurer ausschließlichen Bedienung, so befreit Ihr uns von der Tyrannei des Vogtes, des schlechtesten Knechtes Eures Vaters, und besonders meine arme Schwester von seinen verliebten Verfolgungen, ihr verhaßter als selbst seine Mißhandlungen.

Deine Sprache ist über Deinen Stand, sprach erstaunt van der Spuy.

Das nicht! rief der Jüngling mit Selbstgefühl. Mein Vater war Fürst eines Stammes der Groß-Namaquas, aber Eure edle Mutter hat viel an uns gethan. Gott lohne es ihr!

Leicht sey die Erde über ihrem Grabe, flüsterte das braune Mädchen, während eine Thräne ihrem Auge entperlte.

Jetzt still, sprach Benjamin, und zeigte auf den Vogt, der, den Schambock gelassen wieder an den Knopf hängend, langsam zurück geschlendert kam. Gut, daß Du kommst, Freund, rief der Jüngling ihm entgegen: Die beiden Leutchen gefallen mir, ich nehme sie zu meiner ausschließlichen Bedienung, und werde mit meinem Vater darüber das Nöthige sprechen.

Alle Beide? Die Dirne auch? fragte der Vogt mit einem widerlich verzerrten Gesicht, in dem sich die unreine Ahnung eines unreinen Zwecks mit dem Schmerz vermählte, die gehoffte Beute eigner Lüste sich entrissen zu sehn.

Alle Beide! antwortete Benjamin ernst, und fragst Du mich noch einmal so, so könnte es Schläge regnen. Du gefällst mir überhaupt nicht, und ich rathe Dir fortan, mit den Sclaven so menschlich umzugehen, als Dir nur möglich ist, wenn Dir etwas daran liegt, meine Gunst zu gewinnen. Dann zog er seine Börse, warf sie unter die Tanzenden, rief: Vertrinkt das Bewußtseyn Eurer Rechte und Eurer Leiden, und flucht nur Euern Tyrannen nicht, unter die ich ja leider auch gehöre, und ging rasch von dannen. Ihm folgte das Geschwisterpaar, und hinter ihnen rang der Vogt, von immer trübern Ahnungen gefoltert, jammervoll die prügelfertigen Fäuste.

Wie heißt ihr, Kinder? fragte Benjamin seine neuen Aufwärter, als ihn im spiegelblanken Schlafkloset der Jüngling entkleiden half, während das Mädchen des Bettes seidne Pfühle auflockerte.

Ach, man hat uns schöne Namen gegeben, seufzte der Hottentott. Ganimed werde ich genannt, und Hebe meine Schwester, aber uns klingt das, wie das Klatschen des Schambock,

weil es uns an unser Knechtes-Loos erinnert. Wollt Ihr uns eine Freude machen, Baas, so nennt uns nach unsern vaterländischen Namen: Tgamma heiße ich, Gunima meine Schwester.

Tgamma? So nennt Ihr ja wohl den Löwen, fragte freundlich van der Spuy. Nun, Dein ganzes Wesen entspricht des Namens kühner Wahl, und auch die holde Gunima ist passend benannt, sie ist zierlich und schlank, behende und großäugig, gleich der Antilope, deren Namen sie trägt.

Gunima, die ihr Geschäft beendet hatte, und ihren Namen nennen hörte, sprang herbei, um die Befehle des jungen Herrn zu vernehmen. Liebreich trat dieser auf sie zu, und mit Ueberwindung gelang ihm endlich die Frage: Ist es Dir auch lieb, Gunima, daß ich zu Deinem Gebieter mich gemacht?

Da ergriff sie hastig seine Hand, preßte sie heftig an den jugendlich vollen Busen, dessen Gluth [illegible] Wogen ihn beinahe erschreckte. Dann drückte sie einen Feuerkuß auf die Hand, und mit einem Blick voll Scham und süßer Verwirrung entfloh sie aus dem Gemache. Mit unwilliger Befremdung folgte ihr der Bruder. Einsam blieb Benjamin zurück, die brennende rothgeküßte Hand betrachtend. Sobald ihn des Herzens unbändiges Pochen zum Worte kommen ließ, rief er mit Entzückung: Das Mädchen ist wunderlieblich! Ihre häßliche braungelbe Farbe ist ein wahres Glück für mich. Bei Gott, ich könnte mich sonst in sie verlieben! Dann warf er sich auf sein Lager.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Chur-Hessischen freiwilligen Jägers, im Befreiungskriege des Jahres 1814.

(Fortsetzung.)

Der Donner der Kanonen weckte mich am folgenden Morgen, aus einem ängstlichen, von schrecklichen Traumbildern durchwebten Schlummer.

Die Besatzung hatte einen Ausfall gethan, und war mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen. — Das Geschütz verstummte, und eine erwartungsvolle Stille trat ein. Mein Wächter sagte mir, daß ein Parlementair in der Festung sey. Ich schöpfte Hoffnung, und fand mich nicht getäuscht.

Gegen Mittag trat ein Unteroffizier zu mir ein, und bat mich höflich ihn zum Commandanten zu begleiten.

Gütig empfing mich der so rauhe, gefürchtete Mann.

„Ihr Chef hat sich für sie verwandt, redete „er mich an, und überdem nahm schon gestern „meine Nichte sich ihre Sache an, und so muß „ich wohl nachgeben. Sie können hier bleiben, „ich werde ihnen Beschäftigung geben, bis ich „mit ihrem Führer wegen der Auswechslung „einig bin. Doch da kommt ihre Vorsprecherinn, statten sie ihren Dank ab!“

Erröthend blieb das eintretende Mädchen an der Schwelle stehen; ich nahte mich ihr furchtsam, ergriff ihre Hand, preßte sie an meine Lippen, und die Thräne des Danks und der Bewunderung rann über meine Wange. Keines Wortes war ich fähig; aber ihr Blick sagte mir, daß sie mich verstand. Der Vater führte mich in seine Arbeitsstube und gab mir

einige Berichte an unsern General D. die ich ins Deutsche übersetzen mußte.

Meine Arbeit war beendet, da ertheilte er mir die Erlaubniß in den Garten zu gehen, der mit dem ersten Grün des Lenzes, der unter Frankreichs Horizonte so unbeschreiblich mild erscheint, das Haus umgab.

Dankend hob ich meine Blicke auf zur Frühlingssonne, und in jedem ihrer Strahlen, und in jedem leichten Wölkchen sah ich nur das Bild des Engels, der mir so hülfreich in der Mitte meiner Feinde entgegen kam.

So lebte ich mehrere Tage, — pflegte der Blumen des Gärtchens, und band sie zu Sträussen, die ich im Vorzimmer niederlegte, oder unterhielt mich mit einem alten Diener, der mir nur immer von der Güte, von der Frömmigkeit seiner jungen Gebieterinn erzählte, und mir sagte wie sie im Stillen die Noth so mancher armen Familie erleichtere, oder sich der kranken Gefangenen annehme, die sie als ihren Schutzgeist verehrten. Alles, alles erinnerte mich an sie; — aber sie blieb mir fern, — fern blieb mir Rosalie.

Endlich, an einem schönen Apriltage, weilte ich länger wie gewöhnlich im Garten. Die Sonne sank heiter hinter die Wälle hinab, und Gesänge meiner Brüder schwebten, in abgebrochenen Tönen zu mir her. Ich setzte mich in einem kleinen Pavillon nieder, eine unendliche Wehmuth überfiel mich. Der Wunsch nach Freiheit kämpfte heftig mit dem Feuer einer ersten, glühenden Liebe in meiner Seele. Ein Thränenstrom entstürzte meinem Auge, der Name Rosalie entglitt meinen Lippen. Da stand sie vor mir, ohne daß ich ihren Eintritt bemerkt hatte. — Ich warf mich vor ihr nieder, drückte ihre Hand an meinen pochenden Busen, und sagte ihr was Dankgefühl und Liebe mich ihr sagen hieß. Sie drückte meine Hand, und hieß mich aufstehn. „Still, sprach sie, mit den festen Ton voll Milde, „Still! und sie war verschwunden, unbemerkt, wie sie gekommen war.

Oefterer sah ich sie jetzt, täglich kam sie zu mir her, plauderte mit mir, und empfing die Blumen, die ich für sie zog, mit stummen und doch so sehr beredten Dank aus meiner Hand.

Den Oheim fesselten ernstere Geschäfte, nur selten sah er mich, doch immer gab er mir Beweise seiner Güte.

Meine Liebe war zur Leidenschaft geworden, sie betäubte alle anderen Gefühle: den Wunsch nach Freiheit, die Sehnsucht nach meinen Gefährten, ja selbst den Ruf heiliger Ehre.

Es war an einem heiterem Sonntage, als ich zum ersten Male an Rosaliens Seite, den, mit den jungen Knospen der erwachten Natur bekränzten Wall besuchte — da wo die Mosel mit kosenden Silberwellen seinen Fuß benetzt.

Wehmüthig warf ich meine Blicke über die Fluthen, der Gegend zu, wo ich die rauchenden Feuer meiner Freunde sah. Wohlbekannte Töne klangen an mein Ohr, der Wunsch nach Freiheit, sprach laut in meiner Seele; — ich streckte meine Arme unwillkührlich nach den Rebenhügeln aus, die mit ihren abwechselnden Grün, wie ein verlornes Paradies, so reizend vor mir lagen. Rosalie bemerkte meine Bewegung, ihr Auge netzte sich mit Thränen, und leise Worte bebten über ihre Lippen. Es war gewiß kein hartes Wort, was sie mir sagte, denn eine Thräne glitt aus ihrem Auge, dessen seelenvolle Blicke den meinigen begegneten.

Da fielen meine Augen von ungefähr auf das jenseitige Ufer der Mosel, und mit unbeschreiblichem Schrecken sah ich einen unserer gelernten Jäger im Schilf verborgen, der seine

Büchse auf den Engel an meiner Seite anschlug. Die Gefahr in welcher die Geliebte schwebte, überhob mich aller kleinlichen Besorgnisse, mich vor sie drängen, sie an meine Brust drücken, den Schuß hören, und einen leichten Schmerz an meinem rechten Arme fühlen, war das Werk eines Augenblicks. Noch immer hielt ich sie umfaßt, als befürchte ich, daß eine zweite Kugel noch auf sie gerichtet sey. Sie hatte von allen nichts bemerkt, meine heftige Umarmung hatte sie außer Fassung gebracht, und erst nach einigen Minuten fragte sie mich bebend: Was wollten Sie? —

Für Sie sterben! rief ich, für Sie sterben! — Das Blut strömte an meinem Arme hinab; da ward ihr alles hell, und mit dem Ausruf der schmerzlichsten Theilnahme und der höchsten Zärtlichkeit, sank sie an meine Brust.

(Der Beschluß folgt.)

Freiheit.

Die Freiheit ist ein Gut, welches kränkelnden und schwachen Völkern nicht auf einmal, sondern nur nach und nach verliehen werden muß, wenn sie solches nicht zu ihrem eigenen Schaden misbrauchen sollen. Es geht solchen Völkern wie den Fieberkranken, die nach ihrer Genesung eine so starke Eßlust fühlen, daß nur mit großer Vorsicht ihnen die Speisen gereicht werden müssen, wenn nicht ein ärgerer Rückfall erfolgen soll! Man kann wohl behaupten, daß die Vorsicht es fordere: denen grade, die am meisten und lautesten schreien, die kleinsten Bissen nur zu reichen. Denn ihr starker Hunger ist kein gesunder Hunger, sondern an sich schon eine Krankheit.

Wahrheit.

Daß die Wahrheit trotz allem Zwange, — mag er Preß- Schreib- oder Redezwang heißen, — endlich siegt, lehrt uns die Geschichte des Christenthums! Die höchsten Behörden in Rom, wie in Jerusalem, wollten es unterdrücken; man brachte den Mund zum Schweigen, und es hörte auf zu schlagen das große und kräftige Herz, das so muthig Wahrheit lehrte und bekannte: aber einmal war der kostbare Saame ausgestreuet, und so trug er mehr als tausendfältige Früchte.

Die Geschichte der Welt lehrt es, daß endlich alle Vorurtheile und Mißbräuche von dem siegenden Strom der Wahrheit verschlungen werden, und daß die Meinungen der Völker erst laut in Worten, und dann endlich laut in Thaten sich aussprechen!

Die Wahrheit ist kein stillstehender Bach, dem man durch Dämme und Deiche, Land abtrotzen kann, sondern ein mächtig dahin brausender Strom, dessen Lauf sich nicht auf immer hemmen läßt! Der endlich mit unwiderstehlicher Gewalt alle Dämme niederdonnert!

Anekdote.

(Eingesandt.)

Drei Reisende kamen in ein Wirthshaus, der Wirth hatte nur ein Bette; die Fremden waren daher sehr verlegen, welcher von ihnen, ohne die andern zu beleidigen, dasselbe einnehmen sollte. Endlich sagte der Wirth: ohne es übel zu nehmen, meine Herren, belieben Sie zu sagen, welches Amt Sie eigentlich bekleiden. — Der Erste gab vor, daß er ein Edelmann aus der nächsten Grafschaft wäre, wo er seinen Sitz dreißig Jahre gehabt, nun aber wegen der Kriegesunruhen vertrieben worden wäre. Der Zweite erzählte, daß er in der nächsten Festung fünf Jahre in Besatzung gelegen, der Dritte sagte endlich: ich bin ein Geistlicher, habe 15 Jahre in P. als Pfarrer gestanden. So! so! meine Herren, versetzte der Wirth, weil also der Edelmann schon 30 Jahren gesessen, und der

Soldat fünf Jahre gelegen hat, so ist es billig, daß der Herr Pfarrer das Bett erhalte, weil dieser 15 Jahre hat stehen müssen; die übrigen Herren können sich also mit der Streu behelfen.

Wunsch.

(Eingesandt.)

Die Theater-Direktion wird recht sehr gebeten bei der neuen zu verbessernden Einrichtung im Schauspiel-Hause, auch dahin eine Abänderung zu treffen, daß, durch das im Parterre, vor den Seiten-Logen so häufige Stehen der Herren, die Aufsicht auf das Theater nicht so beschränkt bleibe, wie bisher der Fall gewesen ist, und womit das Publikum so sehr unzufrieden zu seyn, Ursache hatte. —

Auf der Weser.

den 15ten Mai 1818.

Es schwankten rings des Wassers rege Fluthen
Und einsam drauf der schwebend leichte Kahn,
Er wandelt sicher still die feuchte Bahn,
Auf der Delphine einst und Schwäne ruhten.

Doch mit des vollen Herzens heißen Gluthen
Schwebt auf der Fluth ein Sänger still heran,
Und, wenn die Wasser wogend ihn umfahn,
Erglüht das Herz in seligen Minuten.

Die Erd' entflieht, und rings nur Phantasien,
Auf deren heil'ger Fluth der Sänger schwebt,
Wenn süße Flammen seine Brust durchglühen.

Der Kahn, mit dem der Sänger aufwärts schwebt,
Das ist das Herz, in dem der Himmel lebt,
Aus welchem Glaube nur und Liebe blühen.

Trügliches Simptom.

Die Magd.

Wie geht's denn dem Gebieter heut?

Arzt.

Er spricht nichts Kluges, ganz zerstreut,
Ich denk' er wird nicht lang mehr tragen.

Magd.

Herr Doctor! das hat nichts zu sagen,
Durch seine ganze Lebenszeit
Sprach unser Herr nie ganz gescheidt.

Verschiedene Sätze.

Die größte Freiheit des Menschen im gesellschaftlichen Vereine, im Staate — ist: das Luftschnappen! — Alles hat seine Gebote und Verbote, als: das Gehen, Stehen, Hören Fühlen, Sprechen, Nehmen, Thun und die unzähligen Schattirungen, die hieraus entspringen; nur das Einathmen und Fortlassen der Luft ist dem Menschen, so lange die Welt steht, noch nicht gesetzlich verboten worden, und hierin besteht seine einzige Freiheit!!

Man glaubt bisweilen schon darum Recht zu haben, weil man dem Andern beweisen kann, daß er Unrecht habe.

Es ist mit den Verdiensten wie mit den Früchten: man muß sie nicht vor ihrer Reife genießen wollen, wenn man nicht ungesund werden will.

Des Rächers Mitleid wird öfter, als man's sieht, zum Rächer der geübten Rache.

Heuchle nicht Empfindungen und nöthige Niemanden, Dir Empfindungen vorzuheucheln.

Vertrauen, das erst dem Mißtrauen abgewonnen werden muß, wurzelt selten tief.

Es gilt im Leben und in den Geschäften die nämliche Regel, wie in der Malerei: um aller Welt zu gefallen, muß man nur der einen Hälfte zu gefallen streben.

Correspondenz-Nachrichten.

Ein Londoner Abendblatt bemerkt unterm 8ten Mai, daß, vorausgesetzt die brittische und auswärtige Bibel-Gesellschaft vertheile alljährlich in's Künftige so viele Bibeln, als sie in den zwölf ersten Jahren gethan, in denen 1,675,994 Exemplare vertheilt sind, so würden noch 400 Jahre hingehen, ehe jeder Mensch auf der Erde eine Bibel hätte, und dabei werde noch vorausgesetzt, daß die Bewohner der christlichen Länder schon damit versehen sind(!)

In Madrit ist kürzlich eine königliche Verordnung für die dortigen Bühnen herausgekommen. Das Salair ihres berühmtesten Schauspielers Isidore Matquez (des spanischen Talma's) ist nur fünf Franken täglich. —

Bemerkungen über die Theaterkritik in Nro. 47 des Bürgerfreunds, das Trauerspiel: die Ahnfrau, betreffend. —

Wenn wir diesen vor uns liegenden Aufsatz betrachten, so fällt uns zuerst die natürliche Frage ein was der Herr Verfasser denn wohl eigentlich damit gewollt und wir müssen gestehen nicht leicht ist es zu enträthseln. War es Eitelkeit seine Ansicht dem Publikum gedruckt zu verkünden? vielleicht, doch wahrscheinlicher ist es uns daß Partheilichkeit oder sonstige uns unbekannte Absichten ihn dazu vermocht.

Weit entfernt in den Fehler jenes Herrn Kritikers(?) zu verfallen und über Dinge zu urtheilen die einst ein Lessing mit ganz anderer Art behandelte, wollen wir uns im Gegentheil recht gerne belehren lassen, nur müssen vernünftige Gründe uns vorgelegt werden und die Kritiken das Gepräge von Kunstsinn wie Kunstgefühl in sich tragen. Keines von allen finden wir aber in jener Ansicht und hätte der Herr Verfasser es nur hübsch bescheiden beim Lobe gelassen, was denn freilich nur sehr oberflächlich mit gut, vortrefflich, brav und sehr brav ausgedrückt wird, so hätte man wenigstens ein Gemüth erkannt daß sein überströmendes Gefühl gerne durch Worte erleichtern wollte und die Schwachheit, diese drucken zu lassen, verziehen.

Allein so war es nicht gemeint. Die Sucht zu tadeln regiert hier und der ganze Aufsatz scheint uns nur gemacht um ein verdientes Mitglied unserer Bühne, Herrn Clauſius, mit unzarten Händen anzutasten.

Es ist ganz wieder alle Regeln der Kritik, die der Verstand wie das Gemüth uns gebildet, den Schauspieler in einer Rolle wie die des Jaromir's so einseitig zu beurtheilen und von einem einzigen kurzen Monologe im fünften Akte auf das Ganze schließen zu wollen.

Dürfen wir das Kritik nennen, wenn gesagt wird „der Monolog des Herrn Cl. im 5. Akt war völlig unhörbar und unverständlich und ein Vorsichhinmurmeln und Poltergeschrei, welches letztere allenfalls in der ersten Scene des 3. Akts zu entschuldigen ist"? wenn bloß aus diesem einzigen Satze gefolgert wird Hr. Cl. habe die Rolle des Jaromirs schlecht gegeben?

Hätte der Herr Kritiker(?) wenigstens den Schauspieler mit einer Anleitung erfreut, wie denn eigentlich nach seiner Meinung dieser Monolog hätte vorgetragen werden sollen, so hätte man vielleicht noch seine Einsicht und den Beruf zum Kritiker erkannt und belehrend hätte er auf den Schauspieler gewirkt. Doch er dachte wohl auf Treu und Glauben solle man sein Urtheil annehmen und darum ließ er auch das ganze übrige Spiel des Herrn Cl. unberührt.

Warum erwähnt er nicht seines trefflichen Spiels gleich beim Eintritt in das grauenvolle Haus, wo den Verfolgten schon Ahnungsschauer durchbebten? warum nicht den Ausdruck des Entsetzens beim Erscheinen der Ahnfrau, wo Herr Cl. so ergreifend auf seine Zuhörer wirkte? warum nicht des schrecklichen Kampfes zwischen Liebe Pflicht und Gewohnheit der Sünde? und gedenken wir seines herzinnigen Gebetes das zu allen fühlenden Herzen so lebendig sprach, so begreifen wir in der That nicht wie man da tadeln kann, wo Fleiß, Liebe und Gemüth sich vereinigten uns eine höchst schwierige Rolle so treu darzustellen.

Das Publikum hat denn auch anders empfunden wie der Herr Kritiker denn einstimmig wurde Herr Cl. am Schluße hervorgerufen und wir erstaunen daß ein Einzelner demselben Publikum in einem öffentlichen Blatte sagen mag:,

„Herr Cl. wurde am Ende des Stücks ebenfalls gerufen; warum? wagen wir nicht definitiv abzurtheln."

Wir erklären noch einmal daß wir uns recht gerne belehren lassen und bitten darum den Herrn Kritiker sehr uns Hrn. Cl. Darstellung des Jaromir's so aus einander zu setzen wie wir es von der Kritik verlangen können; ja gewiß das Publikum selbst wird ihm dann mit Vergnügen zuhören. Wie aber eine Kritik beschaffen seyn muß sagt uns Lessing in seiner Dramaturgie 1ter Band Pag. 1 bis 8. und wir dürfen ihn wohl als Meister anerkennen.

Will der Herr Verfasser jenes Aufsatzes uns mit einer Antwort beehren und uns darin gründlich unterrichten so wollen wir ihm in dem darauf folgenden Blatte des Bürgerfreunds unsern Dank abstatten. Streitsüchtig aber sind wir nicht und lassen darum Ungründlichkeit unerwiedert.

Vocal-Charade.

Mit A hat Lina stets den Schelm darin
Und übt es immer gern mit E,
Und thu' ich dann, als ob ich böse bin,
Und auf die Lose nieder seh',
So naht sie mir und fragt mich leise:
Bist Du mir wieder gut? verzeihst mir meine Weise? —
Dann zürn' ich nicht und küsse freundlich sie,
Bejahe ihre Bitten stumm mit I.

N: 50.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag. den 21. Juni 1818.

Bremische Geschichte in Versen nach der gereimten Chronik von Johann Renner.

(Erste Fortsetzung.)

Sanct Wilhad, der Engländer, erster Bischof von Bremen.

To Bremen, in der werthen Stadt,
Wilhad de erste Bischop satt,
En Mann, von Gott sulvst uterwählt
Un tum Apostelamt bestellt.
En Englisch Mann, von Sachsen = Stamm,
De damals an de Weser kam,
Un lehrde Gottes Wort alldar
In Bedrefniß un in Lieves = Gefahr.
To Bremen un to Marisgal,
Dat jetzt heet Marssel averall,*)
Von sinen Jüngern etliche sund
Ermordet von Herrn Wittekind.
Wilhad entweek na Ostring = Land,
Darin ligt Jever wolbekannt,
Was do noch Heidenthum allgemeen.
In enen Busche bleev alleen,
Darin jetzt Ostringfelde ligt,
Ostring was da beboet slecht.
Von da tog he na Italien,
Un naher ook na Gallien,
Wit Gott de Herr vom Himmelriek
It so gewollt hätt gnädiglick,
Dat Wittekind sick deepen leet (785)
Un legte av dat Heiden = Kleed.
Do hätt de Kaiser upgericht
To Bremen dat genannte Stift,
Un henverordnet Sanct Wilhad,
Den ersten Bischop disser Stadt; —
De hätt mit siner goden Lehre
Gottes Lob, Glorie, Preis un Ehre
Wiet utgebreedet an dissen Ort,
De to dem Stifte Bremen hört'.
Do wurd desulve Ort un Land
Damals Wigmodia genannt.
Bleev sestein Weken un 2 Jahr,*)
Sturv un keem under de Engelschaar. (790)

*) Wahrscheinlich das Dorf Massel im Hannövrischen mit der Masseler Mühle auf den malerischen Anhöhen am rechten Ufer der Wumme jenseits der Burg, unweit Ritterhude. Aus dem adlichen Gute ist vielleicht der Name zu erklären (von Marschall?), oder von den Marsen und ähnlichen Völkernamen (wie Ditmarsen?) Ein Dorf gleiches Namens liegt in Schlesien.

Willerich, zweiter Bischof von Bremen.

Man sprickt, un't is gemeenlich recht,
So als de Herr, so is de Knecht.
Willerich, de fromme Mann,
Weer Sanct Wilhadus unnerdahn,

*) Bekannt ist die noch stehende Willehadi = oder Hopfenkirche, sonst zum Hopfen- jetzt zum Weinlager benutzt, an der Südseite des Doms, eine schöne Ruine, die ein interessantes Bild machen würde.

Un beende em mit ganzen Fliet. —
Man findet, dat to siner Tiet (823)
De Stadt Wildshusen is upgericht,
Ook to Hamburg dat Erzstift, (834)
Dat von Ansgarius is geföhrt,
Doch bald darna is wedder verstört.
Willerich regeerde lang.
Bi 50 Jahr, un leed väl Drang.
He was wol bit in't 12te Jahr
Ut sinen Stift gedräben gar,
Der Sachsen Bosheit to entgahn,
De jummer den Christen häbt wedderstahn.
Derna he wedder na Bremen kam,
Und ook een godet Ende nahm. (840)

Lüderich, dritter Bischof von Bremen.

Wat man von Bischof Lüdrich gelesen,
Is he ganz hoffärtig gewesen.
Hamburg wurd do wedder zerstört
Von den Normannen, als man hört.
De Wilzen und Wenden haren et
Schon zerstört bi Karls det Groten Tiet.
Dit weer also dat tweede Mal,
Un do däh et so en starken Fall,
Dat Stift un Chor wurd nahmen weg
Un to dem Stifte Bremen gelegt.
Pabst Nikolaus dat was de Mann,
De beide Stifter tosamen gedahn.
Acht Jahre man, un länger nich,
Seet de Herr Bischop Lüderich.

Preise einiger Lebensmittel und anderer Sachen im Anfange des 16ten Jahrhunderts. Aus des Bürgermeisters D. von Büren Denkbuche.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Nur dann kann man über die Preise der Sachen aus früheren Zeiten richtig urtheilen, wenn man den Werth kennt, welchen damals das Geld hatte. Ich halte es deswegen für nöthig, hierüber folgendes vorab zu bemerken.

Die alten Bremer Groten standen gegen die neueren, welche $\frac{1}{48}$ so viel Silber, als ein feines $\frac{2}{3}$ Stück enthalten, oder deren 48 ein feines $\frac{2}{3}$ Stück gelten, in dem Verhältnisse, daß, während dem Zeitraume, wovon hier die Rede ist, nämlich in den Jahren 1499 bis 1507, Eintausend alte Grote den Werth von 2653 der neueren Groten hatten. Erst in der letzteren Hälfte des 16ten Jahrhunderts ward das Geld von Zeit zu Zeit schlechter: Von dem Jahre 1580 bis 1615 hatte jenes Verhältniß zwischen den alten und neueren Bremer Groten sich so verändert, daß 1000 von jenen nur noch 1745 von diesen letzteren werth waren.

Eine Bremer Mark galt stets 32 Grote. Die Rechnung nach Gulden Munte entstand erst nach dem Jahre 1512, wie man anfing, Silberstücke von gleichem Werthe der Gold Gulden zu prägen, welche damals 36 Grote galten. Wie in der Folge die Groten schlechter wurden, und daher die Gold Gulden einen größeren nominellen Werth an Groten erhielten, so wurde für 36 Grote der Name von Gulden beibehalten, aber, um sie von Gold Gulden zu unterscheiden, wurden sie Gulden Munte genannt.

Will man den Werth einer alten Bremermark oder Gulden Munte wissen, so muß man den damaligen Werth eines Groten mit resp. 32 oder 36 multiplicirem. z. B. Im Jahre 1512 waren 1000 alte Grote 2625 neue Grote werth. — Frägt man nun, wie viel ist die Gulden Munte vom J. 1512 werth? So ist die Antwort: 36 mal $2\frac{625}{1000}$ Grote, oder $94\frac{1}{2}$ Grote, d. i. 1 Rthlr. $22\frac{1}{2}$ Groten in $\frac{2}{3}$ Stücken. Eine Bremermark von diesem Jahre würde 1 Rthlr. 12 Grote in $\frac{2}{3}$ Stücken betragen.

Bürgermeister von Büren hat in seinem Denkbuche die Preise verschiedener Sachen in

den ersteren Jahren des 16ten Jahrhunderts angezeichnet:

	Bremermark.	Grote.	Schw.
1 Tonne Tafelbier kostete . .	‘	14	‘
1 Tonne gutes Bier . . .	1	‘	‘
1 Tonne Butter	‘	14	‘
1 Tonne Hering	2	‘	‘
1 Käse von 20 Pfund . .	‘	6	2
23 Pfund Speck . . .	‘	20	3½
Schullen und Aale . . .	‘	‘	8
3 Lämmerbraten	‘	18	‘
1 Schinken	‘	8	1
1 Paar Schuhe für einen Stall ‘ Knecht . .	‘	‘	18
8 neu verfertigte Säcke .	1	14	‘
1 Paar Hosen	‘	2	‘
1 Frauen Mantel (Hoiken)	‘	4	‘
1 bunter gefütteter F. Rock	‘	6	‘
1 langer weiter M. Rock	‘	4	‘
1 Pfund Wachs . . .	‘	5	‘
1 Fuhr Stroh	‘	‘	4
1 Scheffel Haber . . .	‘	4½	‘
1 Scheffel Gerste . . .	‘	9	‘

Hiebei bemerkt Bürgermeister von Büren: Am folgenden Tage galt der Scheffel 2 Schwaren weniger: Es traf also das alte Sprichwort ein: Wer wohlfeil kaufen will, der übereile sich nicht.

Dieß will ich mir künftig merken.

Zu Michaeli 1504 ließ meine Hausfrau 14 Ellen Drell weben, wovon die Elle 4 Grote 1½ Schwaren kostete.

Im Jahre 1507 kaufte ich — schreibt Bürgerm. von Büren — von dem Organisten im Dom für meinen Sohn ein Gesangbuch für 4 Grote und schrieb mein Merkzeichen hinein.

Für einen großen frischen Wittling (eine Art Berger Fische oder Stockfische) bezahlte er 1 Rheinischen Gulden und für einen Hidländischen Fisch, welcher 100 Pfund wog, 2 Rheinische Gulden.

Im Jahre 1505 bezahlte der Apotheker (wahrscheinlich der einzige, welcher damals in Bremen war) jährlich eine Pacht von 40 Gulden.

Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Chur-Hessischen freiwilligen Jägers, im Befreiungskriege des Jahres 1814.

(Schluß.)

Wozu soll ich die Tage schildern, die diesem Augenblicke folgten? — sie sind hinabgerauscht zu den wenigen frohen, die mir seit meiner Wiege lächelten. Aber unvergeßlich sind sie mir — ewig unvergeßlich, und meine thränenschweren Blicke kehren oft noch zu ihnen, wie zu den Gräbern geliebter Verstorbenen, und meine Lippe flüstert sanft: Rosalie!

Ich wurde ausgewechselt, mit Frohlocken empfingen mich die Reihen meiner Brüder, von Neuem lieh ich meinen Arm dem Vaterlande, aber mein Herz blieb in der Mitte meiner Feinde. Der Friede war mein einziger, höchster Wunsch. Der Myrthenkranz beglückter Liebe schien mir süßer, als das Lorbeerreis des Ruhmes. Sanfter war mein Herz geworden — milder. Nicht, daß Gefahr mich schreckte — in ihrer Mitte kühlte sich die Glut, die wild in meinem Busen brannte; aber bei Rosalien hatte ich vergessen, wie man hassen konnte.

Meine Kampfgefährten wählten mich zum Oberjäger, an ihrer Spitze focht ich manchen heißen Kampf — in ihrer Mitte sang ich traute Weisen vaterländischer Lieder; aber öfter noch saß ich am Hange des Rebenhügels, und blickte trauernd auf die Wälle Thionville's, die alles in sich faßten, was mir das Leben theuer machte.

*

So ging ich eines Abends mit dreien meiner Freunde auf die Vorstadt zu — unter einer Ulme, an der Mauer von Chateau la grange setzten wir uns nieder. Mild wehte eine laue Frühlingsluft uns an, das Geläut der Abendglocken hallte friedlich zu uns her, und der Himmel prangte freundlich, mit seinem Ordensbande, der Milchstraße, über uns.

Plötzlich hörten wir Geräusch — es kam näher — drei Reuter sprengten auf uns ein! — Wir riefen sie an, — ein Pistolenschuß war die Antwort.

Da knallten unsre sichern Läufe, und getroffen sanken zwei der Verwegenen zu Boden; der dritte nahm die Flucht.

Als wir näher kamen, fanden wir einen jungen Offizier der mit dem Tode rang, und einen alten Diener, der leicht verwundet, uns flehend um sein Leben bat.

Ich sprach ihm Muth zu, da rief er mich bei Namen, und sagte mir mit schwachen Tönen, daß der Gefallene Rosaliens Bruder sey. Es war ein alter Diener ihres Hauses — meine Stimme verrieth mich ihm.

Starr ruhten meine Blicke auf dem Verscheidenden, auf dem Bruder des mir unaussprechlich theuren Mädchens. — Furchtbar griff der Schmerz in meine Seele, und bewußtlos sank ich auf den blut'gen Leichnam.

Meine Gefährten hatten mich fortgetragen, und die Leiche dem alten treuen Diener überlassen.

Fragend blickten mich die Brüder an, jeder wünschte Erklärung; doch nur am Herzen eines Freundes weinte ich mich aus, und trat ermuthigt in die Reihen der Genossen.

Bald nach diesem Vorfall ward es Friede, ungestüm schlug mein Herz dem Augenblicke entgegen, wo ich Rosalien wiedersehen sollte; — er war nahe, die Feindseligkeiten ausgeglichen, ich konnte in die Festung gehen! — — Da brachte mir ein Knabe einen Brief — von ihr; — ich erbrach, und las:

„Komm nicht! Deine Hände sind mit Blut „bedeckt, mit dem edlen Blute meines Bruders; „er war mir theuer, — und auch sein Mörder „ist mir theuer! — Sein Geist wird mir verzeihen, „daß ich Dich nicht vergessen, nicht hassen kann. „Aber komm nicht! Dein Anblick würde mir „Tod seyn. Lebe wohl, wir sehn uns wie„der! —

Ich wollte mich rechtfertigen, da rief des Führers Machtgebot uns aus dem lieben Rebenthale um Thionville. Traurend ging ich in der Mitte meiner jauchzenden Gefährten. Das Nachtigallenchor belebte mit seinen ersten, schmelzenden Accorden die Blüthenwälder Frankreichs — mir war es Grabgesang —; die Fluren hauchten Balsamdüfte um uns her — mir war die schönste Blume welk; die Sonne tauchte lächelnd hinter Rebenhügel, mir war sie trüb, denn meiner Hoffnung Sonne kehrte mir nicht wieder.

Nicht die grausen Felsen von Moyeuvre, nicht der wilde Wasserfall des Rupt-de-mance, nicht die Maienblumen Montretiennes erweckten mich aus meiner Trauer.

Das Vaterland rief uns zurück, wir kehrten über Thionville in seinen Schooß. Von einem schwülen Marsche ermüdet, ruh'ten wir in seiner Vorstadt, Tausende von Menschen strömten uns entgegen, Tausende! — aber sie kam nicht, sie, die ich so schmerzlich suchte.

Ein Zufall führt' mich auf den Gottesacker von La grange, wo unter schattigem Flieder ein großer Theil des Corps der Ruhe pflegte;

da fesselte meinen Blick ein schönes, noch fast neues Monument, ich las:

Ci-gît
Rosalie Alphonse de Rossert
La Parque cruelle et jalouse
Tranchâ le fil de ses jours au printemps
de sa vie.]

Nacht ward es um mich her! Krampfhaft umfaßte ich die Urne, und gelobte mit den heissen Schwüren meiner Seele, nie diese Edle zu vergessen.

Und ich habe Wort gehalten, denn noch oft, wenn das Leben mit den kalten Polypenarmen seiner Wirklichkeit mein Herz umfängt, wenn ich mich einsam fühle, wie ein Fremdling unter Fremden; trägt die Erinnerung mich sanft zu jenen Tagen und leise flüstert meine Lippe dann: Rosalie! A. D....s.

Gunima.

(Fortsetzung.)

Mit eisernem Fleiß widmete sich Benjamin, nach dem die unvermeidlichen Ehrenbesuche abgethan waren, dem kaufmännischen Geschäftstreiben, vorzüglich, um sich dem Vater, den er leider nicht achten konnte, unentbehrlich zu machen; und dadurch zu der Gewalt im Hauswesen zu gelangen, deren er bedurfte, um so manche Grausamkeit gegen die armen Schwarzen und Braunen zu verhüten, oder wieder gut zu machen.

Van der Spuy fühlte den höhern Handelsgeist, der aus dem Wirken des Sohnes wehte, wenn er ihn auch nicht begriff, und nahm zugleich bei der Bilanz den großen Unterschied zwischen dem Schalten der Miethlinge und der kindlichen Treue wahr. Diese Erfahrungen machten ihn so milde und freundlich gegen den Sohn, als sein schwammiges Gemüth es zuließ, und so gern er ihn lebenslang in völliger Abhängigkeit erhalten hätte, so beschloß er jetzt doch, ihn partiell zu emancipiren, und auf die Art, die er für die beste hielt, das Glück seiner Zukunft zu gründen. Zieh Dich heute sehr sauber an, sprach er eines Morgens zu diesem, der seine Befehle für den Tag zu vernehmen kam. Wir sind zu dem Herrn Director der Secretarei zum Mittagsessen geladen, und ich will, daß Du der Tochter des Hauses, dem Fräulein Constantia, gefallen sollst. Wenn es Dir bei ihr gelingt, so bist Du zeitlebens glücklich, denn sie ist eine Million Gulden schwer.

Dem armen Benjamin goß diese Ankündigung ein eisiges Sturzbad in den Nacken, und ein flüchtiger Gedanke an Gunima, über dessen Ungehörigkeit er sich selbst wunderte, fuhr wie ein scharfer Pfeil durch sein Herz, aber erwägend, daß er ja vorher sehen könne, und daß es zur offenbaren Insurrection gegen den väterlichen Willen immer noch Zeit sey, neigte er sich höflich und ging, sich pflichtmäßig in Galla zu setzen, und wenn auch die Tracht des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts zu den geschmacklosesten gehörte, so machte doch der schöne junge Mann in dem goldbetreßten Kleide von extrafeinem braunen holländischen Tuche mit massiv goldenen Knöpfen, der drapd'ornen Weste, den schwarzatlasnen Beinkleidern mit goldnen Kniegürteln, den blauweißseidnen Strümpfen und brillantnen Schuhschnallen, mit der Schneewäsche, mit den feinsten Brabander Spitzen besetzt und dem Solitär am Finger, trotz der wüthend gepuderten Perücke, eine bezaubernde Figur, und als sich der Vater von seinen Kammernegern in die Karosse schroten lassen, und der Sohn in seiner Reize Fülle zu ihm einstieg, rief er mit großem Wohlbehagen: Das Geschäft ist gemacht.

Der Wagen hielt. Die Neger hoben die Gebieter heraus. Oben an der Treppe stand em-

pfangend der stattliche Wirth, der die Gäste in das Versammlungszimmer führte, das die Proceres des Caps wimmelnd erfüllten. Benjamins große Augen öffneten sich noch weiter, als er die bunte Gesellschaft musterte. Die Section der jüngern Damen bot ihm einen wunderholden Anblick dar. Der hohe edle Wuchs, des Gliederbaues Fülle, die frische blühende Farbe und die sanften blauen Augen, sprachen ihn zauberisch an, und er fand selbst, daß die kleine Kornetthaube à la Fontange und das lange, über den Fischbeinrock gespannte Leibkleid von feinem Zitz, die Schönen sehr wohl kleidete. So stand er, in Anschaun versunken, als ihm Constantia, des reichen Hauses Erbin und der Capstadt Krone, freundlich begrüßend entgegen trat, und mit ihrer Silberstimme der Muttersprache breite Klänge, zu Flötentönen veredelte. Von der weiblichen Schönheit höchster Vollendung ergriffen, das Gesicht mit Blut übergossen, stand der Jüngling, keines Wortes mächtig, und unfähig auf das zu hören, was das Mädchen sprach, weidete er nur sein Ohr an den süßen Lauten. Da stand er, und unwillkührlich begann er zu vergleichen, und das Bild der braungelben Hottentottendirne trat vor der weißen Schönheit lieblichem Farbenspiele beschämt in das Dunkel zurück. Eben hatte er sich aus seiner Verwirrung, in der Constantiens weiblicher Instinkt die zierlichsten Redensarten las, so weit gesammelt, um die observanzmäßigen Complimente herzustottern, als er von dem Vater einen geheimen Rippenstoß mit der Weisung empfing, sich nun, wie es einem soliden Mann gezieme, dem Herrenkreise zu widmen. Er gehorchte, von Constantiens Blicken verfolgt, fand aber dort schlechten Ersatz für die aufgegebne Augenweide.

Außer mehreren Beamten der Compagnie war die Männergesellschaft aus Schiffscapitänen aller Zungen und einer Menge afrikanischer Bauern zusammengesetzt, die durch Landbesitz, Sclaven und Viehbestand, einem reichen Rittergutsbesitzer in Deutschland die Wage haltend, sich in Hinsicht der Ausbildung des Körpers und Geistes noch unter seinem Großknecht befanden. Da standen die vierkantigen Männer, gleich ehernen Kolossen mit ausgespreitzten Beinen, die Hände in den Taschen der plumpen Rockjacken, die Füße statt der Strümpfe in bunte seidne Tücher gehüllt, den großen runden Hut auf dem Kopfe, die Pfeife dampfend, und Benjamin mußte, als er den gebräuchlichen Handschlag bei allen herum überstanden, mit seinen Fingern allerlei behutsame Versuche machen, um zu erfahren, ob sie auch nicht durch die traulichen Händedrücken zum fernern Gebrauch untauglich gemacht worden wären? Jetzt sprangen die Flügelthüren des Speisesaals auf, in welchem die lange überladne Tafel gastfreundlich winkte. Van der Spuy, senior, mußte mit dem Wirth des Hauses allerlei interessante Dinge verhandelt haben, denn sein Sohn erhielt den Platz neben der schönen Constantia, die mit vielem Anstande die Honneurs der Tafel machte. Dadurch ward aber leider Benjamin im Anfange ihrer Unterhaltung beraubt und genöthigt, auf die Gespräche der Andern zu achten, deren Strom, kraft des holländischen Phlegma, nicht in raschem Laufe floß, sondern, einem Lava-Erguße ähnlich, seine compacten Wellen gemächlich über einander fortschob. Aber umsonst zwang er sich, der Conversation Interesse abzugewinnen. Die Seeleute unterhielten sich im unverständlichen Schiffsjargon über ihre Fahrten, und becherten dabei über die Ge-

bühr. Von den Kaufleuten und ihrem Anhange wurden die Resultate der letzten Auction abgehandelt, und die Bauern erzählten von den verzweifelten Weglöchern und Flußfurthen, die ihnen manchen braven Vorder- oder Hinterochsen gekostet, oder prahlten von den Gräueln, an den unglücklichen Buschmännern verübt. Endlich bekam Constantia Lust, mit dem angenehmen Nachbar ein Gespräch anzuknüpfen, und sie schürzte den Knoten mit einer Einladung, von den Krammetsvögeln zu essen, die nach ihrer Versicherung exitabel in Holland gebraten wären. Die Jammermiene Benjamins, die ihn der Schmerz entpreßte, aus diesem Grazienmunde eine solche Trivialität zu vernehmen, hielt sie für Unglauben, und nun mußte er sich mit wunderbarer Geläufigkeit und großer Breite aus einander setzen lassen, wie man die Vögel in Holland mit Salz und Nägelein reibe, und dann in Butter brate, dabei aber die Butter nicht schonen dürfe, von der die Vögel in den Töpfen ganz bedeckt seyn müßten. Denn seht, mein Herr, fuhr sie mit angenehmer Begeisterung fort, und legte die weiche, volle, warme, weiße, mit lieblichem Rosenhauch angeflogne Hand auf die seine, die darob stark zu pulsiren begann: seht, die Hauptsache ist, daß keine Luft zu den Vögeln kommt, denn diese ist es allein, die alle Speisen in Gährung und Fäulniß setzt.

Benjamin, der sich selbst wie ein gebratner, außer Luft gesetzter Krammetsvogel vorkam, bat, um eine Diversion zu machen, um eine Nomenclatur der Tafelgäste, und erhielt sie mit Anmerkungen gewürzt, die ihm die Ueberzeugung aufdrangen, daß die Schmähsucht der Damen ein, in jedem Klima gedeihendes Unkraut, und dazu weniger Witz, als etwas hinreichende Bosheit erforderlich sey. Besonders schonungslos ergossen sich Constantiens Lästerungen über eine junge schöne Frau, die, sehr reich gekleidet, eine der Oberstellen der Tafel einnahm, und bisweilen freundlich zu ihr herüber nickte. Als Benjamin seine schöne Nachbarin darauf aufmerksam machte, sprach sie mit einem Naserümpfen, das ihr nicht allzuwohl zu Gesichte stand: Ja, mein Herr, wir waren Jugendgespielinnen, aber mit unserer Freundschaft ist es jetzt aus, und wenn ich Euch den Grund sage, werdet Ihr mir Recht geben. Seht, mein Vater ist Director der Secretarei, und der erste der vier Kaufmänner der Compagnie. Der ihrige ist nur Dispensirer und zweiter Kaufmann, steht also hinter dem meinigen, und ich hatte natürlich den Rang vor seiner Tochter, als sie noch Mädchen war. Jetzt hat der Milizcapitän das eitle Ding geheirathet, und sie hat dadurch den Rang vor mir erhalten. Ihr werdet einsehn, daß das für ein Mädchen von Ehre schrecklich seyn muß. Ich verkehre auch nur noch so viel mit ihr, als ihres Mannes wegen durchaus geschehen muß, mit dem es mein Herr Vater nicht verderben darf, und als Wirthin oder Gästin kommt der Rang nicht in Consideration. Aber an einem dritten Orte mit ihr zusammen zu kommen, und meinen Platz hinter ihr zu nehmen, dafür soll mich Gott zeitlebens bewahren! Indem sie das sagte, warf sie der eben mentionirten Hauptmannsfrau, die wieder mit sanftem Lächeln auf sie blickte, einen Kuß zu, welcher dem frappirten Benjamin allerdings etwas Judasartig vorkommen mußte. Sein Entzücken über das vollendete Aeußere Constantia's, war durch die in Kopf und Herz wahrgenommenen Lücken und Schatten unter den Gefrierpunkt gesunken, und er wendete sich, überdrüssig des Wortschwalls, der durch die Quantität die Qualität schlecht ersetzte, an seinen Tischnachbar gegenüber, einen tapischen Incroyable,

der, gleich Wielands Anguloffer, breit geschultert und hochgebrüstet, mit einem wohlgenährten, roth strotzenden, selbstzufriednem Gesicht, auf nichts als auf den köstlich geschmorten Elephantenfuß schaute, den er in süßer Ruhe in seinen Nahrungssaft zu verwandeln bemüht war. Um Stoff verlegen, fragte Benjamin den afrikanischen Menalkas nach der Entfernung seines Gutes von der Capstadt.

Zehn Meilen, antwortete dieser mit triumphirendem Lächeln, aber ich und meine Ochsen machen ihn in fünf Stunden. Denn meine Ochsen kennen mich, fuhr er mit Enthusiasmus fort. Wenn ich mein Messer nur am Rade wetze, so galoppiren sie im schlimmsten Wege.

Ihr verletzt doch die guten nützlichen Thiere nicht muthwillig damit? rief Benjamin mit Abscheu, und erstaunt starrte ihn der Afrikaner an, der ihn für blödsinnig halten mochte. Dann fing er, einmal in den Gang gebracht, an, sich mit geläufiger Zunge über die Landzüge, auf denen er sich mit Ruhm bedeckt, über seine Haus- und Feldwirthschaft auszusprechen. Besonders aber weilte er con amore bei der Beschreibung der mannichfaltigen Mittel, Hottentotten und Sclaven zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten.

Beifällig horchte die schöne Constantia der Unterhaltung, die für sie viel Anziehendes hatte, und als eben Benjamin im Begriff war, dem humanen Jüngling zu sagen, daß sein Verfahren grausam und niederträchtig sey, mischte sich die Jungfrau in das Gespräch, und erzählte mit fröhlicher Lebendigkeit, daß ein Hottentottenmädchen, die ihr ein sehr werthes Porcellan-Service zerschlagen, jetzt schon im neunten Monat eiserne Fußschellen trage, die mit dem Fleische zu verwachsen begönnen.

Da fuhr, während dem applaudirenden Gelächter des Afrikaners, Benjamin mit einem Gesicht auf, vor dem Constantia erschrack, dann öffnete er den Mund, um sich über alle diese Gräuel einmal kräftig auszusprechen, besann sich aber noch zu rechter Zeit auf das alte bewährte Sprüchwort von der Wahrheit und dem Fidelbogen, und sich selbst vor einem Ausbruch seines empörten Gefühls fürchtend, riß er das Schnupftuch aus der Tasche, hielt es vor das Gesicht, und schob stürmisch den Sessel zurück.

Wohin? riefen die Tischnachbarn.

Wüthendes Nasenbluten, schrie er hinter dem Tuche hervor, und verließ schnell den Saal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verschiedene Sätze.

Auch in der Redseligkeit drückt sich der menschliche Hang zur Trägheit und zum bloßen Zeitvertreibe aus. Sobald der Mensch redet, feiert auch gewöhnlich seine selbst nur mechanisch arbeitende Hand, wenigstens auf Augenblicke. Je fleißiger, je einsilbiger. Es giebt Männer und Weiber, die man zu dem zwingen sollte, was die ungemein arbeitsamen Weiber zu Jerega in Afrika freiwillig thun: sie nehmen, so lange sie bei der Arbeit sind, den Mund voll Wasser, um nicht plaudern zu können.

Der Mensch der Natur flieht unaufhörlich die Selbstbetrachtung und das Gefühl seiner Selbst; daher sein steter Hang zur Unruhe, zur Thätigkeit, zur Zerstreuung, zum Leben außer sich.

Manche Menschen haben das mit dem Kalk gemein, daß sie nicht eher zischen oder laut werden, als bis sie sich begossen haben.

Charade.

Den stillen Freund, der nimmer Dir entweicht,
Nicht schmeichelt, wenn des Glückes Sonne lacht;
Den feige nicht das Unglück von Dir scheuchet
Der treu Dir folget bis zur Grabes Nacht.
Die Ersten nennen Ihn. Die Letzte suche
Bei Frohsinn, Heiterkeit und munterm Scherz;
Doch ohne dies Gefolge, fliehe, fluche
Der falschen, denn sie zeuget Reu und Schmerz.
O fromme Zeit! Du bist zu schnell entschwunden,
Wo mir schön Ganzes an der dunkeln Wand
Ein Götterschauspiel schien. Vergangner Stunden
Erinn'rung, Freud' und Leid, wie Schicksals Hand
Es gab, zieht, jetzt bald heller und bald trüber,
Wie jene Bilder, an dem innern Sinn vorüber.

Auflösung der Vocal Charade in Nr. 49.

Nacken. — Necken. — Nicken.

N: 51.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Donnerstag, den 25. Juni 1818.

Luther's lebendiges Denkmal.

„Herrlich und unvergänglich steht, was unser Luther gethan, in den Jahrbüchern der Geschichte. Darum werde, wie man früher schon wollte, ein Denkmal ihm gesetzt. Nur sey es nicht unter seinem Werthe, nicht ein todtes, aus kalter Masse noch so künstlerisch erschaffenes; — es sey in seinem Geiste gedacht, mit seinem frommen Sinn begonnen, mit seinem Muthe aus Gott fortgebaut und, so weit Menschenwerk der Vollendung fähig ist, mit Ausdauer vollendet. Es sey lebendig kräftig, daß es, wie der, dem es gesetzt wird, noch in späte Zukunft hineinrede und wirke, fernen Geschlechtern nicht zum Anstaunen, sondern zum Segen." —

In diesem Gedanken, der von keiner Zeit, am wenigsten von dem ersten Jahre nach dem dritten Jubelfeste der Reformation Widerspruch fürchtet, haben bereits hier und dort in und außer Luther's Vaterlande viel Geister und Herzen sich erwärmt und engverbunden zu

einem Vereine

für ein lebendiges Denkmal Luther's,

dessen er, käme er wieder, sich selbst erfreuen könnte, während er manchem andern Vorschlage unserer Zeit, sein Gedächtniß zu ehren, seinen Beifall versagen würde.

Jener Verein hat in Gemäßheit seines verbündenden Hauptgedankens auf die noch lebenden bildungs- und erziehungsfähigen Luther sein Auge gerichtet und es für würdiger und zugleich ausführlicher erachtet, diese geistig zu heben, als deren Eltern und die übrigen Verwondten Luther's, die, wenn auch sämtlich arm, doch zufrieden mit ihrem Loose, fast alle als Hirten, Knechte, Tagelöhner in Möhra, Liebenstein u. a. O. zerstreut leben, bloß bürgerlich emporzubringen, wovon, genau erwogen, der letzte Zweck doch nur seyn könnte, sie in einen Zustand zu versetzen, der es ihnen möglich machte, ihren Nachkommen diejenige Bildung zu geben, durch welche es nachmals den geistig begabteren leicht würde, sich fortzubilden und aus den engen, ärmlichen Grenzen des Hirten- und Tagelöhnerlebens herauszuschreiten. Der Verein wählt den kürzern Weg. Er läßt die Eltern in ihrem Zustande, der in jetziger Zeit für die wenigsten von ihnen ein Nothstand heißen kann; weil er

nicht weiß, ob drüber hinaus bei mehr irdischem Gut mehr Zufriedenheit und wahres Glück für sie seyn werde, und greift unmittelbar nach den Kindern, weil er weiß, daß Bildung dem Bildungsfähigen die höchste, beglückendste Gabe ist. Da des Vereines äußere Mittel in der Gegenwart noch beschränkt sind, hat er zunächst nur auf zwei junge Luther seine Thätigkeit gerichtet, auf die beiden Söhne des Kuhhirten, Nicolaus Luther, in Möhra, eines unmittelbaren Nachkommen von Heinz Luther, Dr. Martin Luther's Vatersbruder. Der ältere, Joh. Georg, wurde, obgleich schon 18 Jahr alt, darum erwählt, weil er von frühester Jugend an, nach dem Zeugnisse der Eltern, seines Schullehrers und des dortigen Herrn Pfarrers, einen unvertilgbaren Trieb und Drang nach höherer Bildung auf das unzweideutigste und noch im vergangenen Frühjahre einigen Geistlichen seiner Gegend herzlich ausgesprochen hat. Der jüngere, Joh. Ernst, eilf Jahre alt, wurde von einem in Möhra selbst psychologisch sich umblickenden Erziehungskundigen als ein geistig munterer, kräftiger und dabei gemüthvoller Knabe erkannt. Beide sind bereits, da das Alter des erstgenannten keinen Aufschub gestattete, in die Fröbelsche Erziehungsanstalt in Keilhau bey Rudolstadt vor etlichen Wochen freudig eingegangen, und äußern sich daselbst auf eine ihrem Pflegevater, Fröbel, der mit den Cand. d. Theologie, Langethal und Middendorf, den Unterricht selbst besorgt, wohlthuende, hoffnungnährende Weise.

Der Aeltere besonders bestätigt durch seinen ruhigen, ernsten und unermüdlichen Eifer, mit welchem er jedes ihm dargereichte Bildungsmittel ergreift, auf das unzweydeutigste das früher über ihn ausgesprochene Urtheil von einem seltenen, in ihm lebenden Bildungstriebe. Mit Schärfe und Bestimmtheit nimmt er alles, was ihm in Hinsicht auf ein reineres, edleres Leben sowohl, als auf ausgebreiteteres Wissen geboten wird, und bemüht sich, auf eine höchst ungezwungene, von jedem Scheine der Affectation entfernte Weise, es sogleich im Leben auf- und anzunehmen. So rechtfertigt er bis jetzt vollkommen die Hoffnung, mit welcher er, nicht ohne Kampf gegen das Vorurtheil in Betreff seines Alters, unter die Zahl der bildungsfähigen, bildungsfordernden Luther aufgenommen wurde.

Auch der Jüngere hat bereits seinem Alter und seiner früher genossenen wenig entwickelnden Bildung angemessene, erfreuliche Beweise eines in ihm schlummernden höhern Bedürfnisses und einer begabten Natur gegeben. Lernend gern beschäftigt und in Allem sich vorwärts wünschend, hat er in den letzten Tagen schon einigemale, durch freye Selbstbeobachtung zum Nachdenken über sich selbst gebracht, seinen Lehrern mit Bedauern geäußert: „daß er doch in Nichts seinem Bruder es gleich thun könne."

Indem wir dieß alles den entfernten hochverehrlichen Gliedern des Vereins in Berlin, Frankfurt a. d. O., Göttingen, Halle und Jena hierdurch anzeigen mit jener Freude, welche der Beginn jedes großen, guten, in Gott gethanen Werks giebt, laden wir zugleich nahe und ferne Verehrer Luthers zur Theilnahme in frommer Hoffnung ein, unsere Stimme werde nicht erfolglos in der Wüste verhallen und viele herbeirufen, welche mitbauen willigen Herzens am großen Denkmale und fromm das fromme Werk befördern.

Ja wir haben angefangen mit Gott frisch und fröhlich, eingedenk der herrlichen Worte unsers Luther:

„Häuet denn zu und richtet's fröhlich aus, ihr Bauleut und Gesellen! Lasset's wohl scheinen mit Knäusen und Stückwerk, die ihr arbeitet

in allerley köstlicher Zier. — Ob ihrs schon nicht wisset: werdet ihrs vollenden. Sehet auf den Erzkönig David, welcher nicht gesäumt, ob er wohl gewußt, er werde des Herrn Tempel nicht vollenden. Aber sein Sohn thäts und diente hernach das Werk vielen tausend Gläubigen. Also auch ihr sprecht: ich will schaffen das Meine mit gutem Fleiß, der Herr mags ordnen und einfugen!"

Auf denn, ihr Protestanten, mit gutem Fleiß! Das Große und Kleine, das Viel und Wenig wird der Herr ordnen und einfugen. — Schon glänzen viel große und herrliche Namen in der Zahl der Vereinsglieder, welche das Bild schon erwärmte, der Gedanke begeisterte, während die That noch schlief. Nun das Werk in's Leben tritt mit fröhlichem Beginn, hofft es der Freunde und Förderer so viele, daß es bald sich erweitern und nach dem Sinne und Vorschlage der hochverehrten Schleiermacher und de Wette die sämmtlichen bildungsfähigen Luther, von denen wir bis jetzt acht aufgefunden haben, wird umfassen können, damit es möglich werde, daß zu irgend einer Zeit, in irgend einer Generation, für welche Seite der menschlichen Thätigkeit und Bildung es sey, wieder ein Luther aufstehe und so die Lutherfamilie eine geschichtliche sey und bleibe, wozu schon die, besonders in den ältern Luthern unverkennbar ansprechende, von vielen Augen bemerkte Gesichtsähnlichkeit mit dem großen Ahnherrn, die sich wunderbar Jahrhunderte hindurch erhalten hat, Hoffnung geben möchte, wenn irgend ein Schluß vom Aeußern auf das Innere gilt.

Die Hauptcasse, wegen der Nähe der Erziehungsanstalt in Rudolstadt, steht unter der Aufsicht und Leitung des Herrn Assistenz- und Kammerraths Schwarz in Rudolstadt. Ihm werden die Rechnungen vierteljährlich vorgelegt und anders nicht als von ihm beglaubigt sollen sie zu öffentlicher Kunde kommen. Ein noch zu ernennender Ausschuß wird von Zeit zu Zeit über den Gang des Erziehungsgeschäfts gewissenhaft berichten und der Vorsteher der Anstalt selbst erforderlichen Falls jedem wohlgemeinten Zweifel, jeder wesentlichen Frage Rede stehen. Die bereits eingegangenen Beyträge mußten, da beide Luther, wie sie in Möhra als Hirtensöhne gingen und standen, in Keilhau angelangt sind, zunächst zur Befriedigung der äussern Bedürfnisse an Kleidung, Wäsche ꝛc. nach den Gesetzen der Anstalt verwandt werden. Uebrigens ist für jeden, so lange er in der Anstalt bleibt, die Summe von 200 Rthlr. jährlich angenommen zu allem, was gewissenhafte Geistes- und Körperpflege und völlige Unterhaltung der Kleidung erfordert.

Wozu nun die beiden zuerst Aufgenommenen sich besonders bilden, wie sie ihre Individualität entfalten, wohin sich neigen und welche Maßregeln daraus für ihre Zukunft sich ergeben werden, kann den jetzt mit Sorgfalt und Liebe über sie Wachenden nicht entgehen. Der nächste Zweck ist, ihnen die allgemeine Geistes- und Herzensbildung zu geben, die der Mensch als Mensch und Christ haben soll und die, wo er einst als Bürger stehe, welchen Beruf er treibe, sein höchster Schmuck ist.

So häuet denn fröhlich zu ihr Bauleut und Gesellen in Gottes Namen!

Dr. Joh. Aug. Nebe, Gen. Superint. und Oberconsistorialrath zu Eisenach.
Dr. Karl Gottl. Brettschneider, Oberconsistor. Rath und Generalsuperint. zu Gotha.
Joh. Georg Hieron. Weingärtner, Pastor zu Erfurt.
Joh. Friedrich Möller, Diacon. das.
Hofcollaborator Köhler in Weimar.
Professor Vent daselbst.
Hofprediger C. Zeh in Rudolstadt.

---

*

Dem vorerwähnten Vereine hat es bis jetzt hier und in unsrer Gegend an Mitgliedern gefehlt, die sich damit befassen, Beiträge zu diesen lebendigen Denkmal Luther's zu sammeln und an die in Rudolstadt sich befindende Hauptcasse gelangen zu lassen.

Herr Dr. Nicolai hieselbst hat sich jetzt dieser guten Sache mit Liebe und Wärme angenommen, und jeder Beitrag, sey er ein für allemal, oder alljährlich, oder auf eine bestimmte, bedingte Zahl Jahre wird dankbar von Demselben in Empfang genommen und an die Behörde befördert werden.

Unser Wunsch wird erfüllt, wenn viele, recht viele Beiträge aus frommen Gemüth von unsern lieben Mitbürgern zur Erreichung jenes Zwecks dargebracht werden. d. R.

Gunima.

(Fortsetzung.)

Als am Abend dieses Tages Benjamin nach seinem Zimmer ging, leuchtete ihm Gunima allein vor, weil Tgamma auf einem Jagdzuge abwesend war. Bedauernd blickte der Jüngling auf die schönen, schlecht gefärbten Formen des Mädchens, als ihre verweinten Augen seine Neugier rege machten. Du bist traurig Gunima, was fehlt Dir, fragte er, freundlich ihre Wange streichelnd.

Mit einem Blicke, in dem die sanfte Klage, die leise Bitte und das kindlichste Vertrauen lieblich verschmolzen, sah die Dirne zu ihm herauf, senkte dann schamhaft die Augen und flüsterte: Der Vogt verfolgt mich noch immer mit seiner Gunst und seinem Haß.

Mitleidig schaute Benjamin auf das arme Kind, und ward jetzt auf dem schön gerundeten Arm einige blutige Striemen gewahr, die ihm gleich als Liebespfänder, wie sie ein Sclavenvogt geben kann, einleuchteten. So soll den Schurken — brauste er auf, und rannte der Thür zu, in der guten Meinung, die Realinjurien, die Gunima erlitten, sogleich auf den würdigen Vogt zu retorquiren. Aber das Mädchen hielt ihn zurück, und rief: Um Gotteswillen nicht, mein edler junger Herr, Ihr verschlimmert unser Loos durch Eure gute Meinung. Der Vogt ist gar zu bösartig. Der Sclave, den ihr losbatet, fühlt im Stillen doppelt die Peitsche, und er hat geschworen, daß der von seinen Händen sterben soll, der Euch noch etwas klagt.

Von Schauer und Zorn ergriffen, stand der Jüngling, faßte sich gewaltsam und sprach dann sanfter: Den Vogt wird sein Gericht ereilen. Wie rett' ich aber Dich, arme Gunima?

Ein Mittel wüßte ich wohl, lispelte verschämt das Mädchen. Zwar scheue ich mich, es Euch zu entdecken. Aber es ist das einzige, und Ihr seyd ein so guter junger Herr und werdet es nicht mißbrauchen. Ihr kennt das Recht, das Euer Vater auf mich und meinen Bruder hat.

Sprich lieber das Unrecht, unterbrach sie Benjamin unwillig. Ich kenne es.

Laßt Euch seine Ansprüche an uns ganz abtreten, sprach schneller und leiser Gunima. Wir gehören dann Euch ganz allein zu und sind für immer geborgen.

Der Rath ist gut und ich will ihn befolgen, rief Benjamin, des Mädchens kleine Hände ergreifend, und sie so an sich ziehend. So willst Du mir also ganz zugehören, Gunima? und um den vollen Nacken schlang er nun, als das Mädchen in lieblicher Verwirrung dastand, seine Arme und auf ihre Rosenlippen preßten sich dürstend die Seinen, die eine leise Erwiederung fanden, und endlich umschlang auch Gunima, ihrer Gefühle nicht länger Meisterinn, den hol-

den Jüngling, und ihr Busen wogte und glühte an seinem pochenden Herzen. Seine Sinnlichkeit loderte in hohen Flammen auf, immer fester preßte er sie an sich, und heis glühten seine wildrollenden Augen, da fühlte er sich mit Löwenkraft bei beiden Armen ergriffen, saß im Augenblicke darauf, ohne recht zu wissen wie, in einem Armstuhle, auf seinem Munde brannte ein Flammenkuß, und Gunima war verschwunden.

Der Morgen des Geburtstages, an dem Benjamin seine Volljährigkeit erreichte, war angebrochen, und der Jüngling erstaunte nicht wenig, als er in des Vaters Gemach trat, und diesen, statt im Schlafrock und Pantoffeln, schon im großen Costüm mit Perücke, Tressenhut und Degen ausgerüstet fand.

Komm mein Sohn, sprach der Alte ohne sich weiter auszulassen, und führte ihn in den grossen Saal, in welchem alle Ober- und Unterbuchhalter, Diener, Lehrlinge und Vögte des Hauses van der Spuy in ihren Festkleidern en haye aufgestellt waren. Am grünbehangnen Tische saß ein Assessor des Justiz-Senats mit seinem Secretär, und mit feierlichem Ernst erklärte nun der Vater, daß er diesen, seinen eheleiblichen, einzigen Sohn zum Compagnon seiner Handlung auf- und annehme, und ihn als solchen seinen Comptoirbedienten zur geziemenden Venerirung vorstelle. Der Akt wurde protocollirt, die Comptoristen leisteten das hergebrachte Homagium, bei der ganzen Verhandlung kam aber der Sclavenvogt am übelsten weg, dem Benjamin bei dem Handkuß die Faust sehr unsanft in die Zähne drückte. Die Gerichtspersonen gratulirten in wohlgesetzten Terminis mit dem ungeheuchelten Respect, der vollen Geldsäcken von Rechtswegen gebührt, und den Compagnie-Contract in der einen, das neue Compagniesiegel in der andern Hand, stand Benjamin, freudig überrascht, und mit stillem Entzücken berechnend, wie viele Kummerthränen er Kraft der neuerworbenen Rechte nun werde trocknen können.

Du bist jetzt ein gemachter Mann, Benjamin, sprach der Alte, als sich alle entfernt hatten, und der Sohn dankbar seine Hand küßte. Nun kannst Du noch heute Deine Worte bei dem Fräulein Constantia anbringen. Ich gebe zur Feier Deines Geburtstages ein großes Abendessen, und das schöne und reiche Kind wird sich auch einfinden. Dann mache Deine Sachen klug. Wie ich erschnoben, ist sie Dir nicht abgeneigt. Ohne Dein einfältiges Nasenbluten neulich, wärst Du schon weit mit ihr gekommen, und bist Du heute recht pfiffig, so muß auch der Director sein Jawort hier lassen, wenn er Abends nach Hause fährt. Das warf denn freilich den armen Benjamin sehr unsanft aus seinen Traumhimmeln; so fest er entschlossen war, die häßliche Schöne nie die Seine zu nennen, so klar erkannte er die Folgen seiner Weigerung und die Nothwendigkeit, alle Bitten, zu deren Erfüllung die väterliche Gunst ein unentbehrliches Requisit war, bald zu thun, ehe der Krieg zu donnern und zu blitzen begönne, dessen schwere Wetterwolken sich bereits am Familienhorizonte zusammenzogen. Er neigte sich also vorläufig blos mit einem freundlichen Lächeln, das ihm sehr sauer wurde, weil es eine Bejahung vorstellen sollte, und im Grunde nichts als eine symbolische Reservatio mentalis war, und dann sprach er mit lustiger Keckheit: Ihr habt mir heute so viel gegeben, mein theuerster Herr Vater, daß ihr es Euch selbst zuzuschreiben habt, wenn das Uebermaaß Eurer Güte mich unbescheiden macht. Ich habe noch eine Bitte an Euch.

Bittet, so wird Euch gegeben, erwiederte van der Spuy schmunzelnd, weil der dem Vatertitel vorgesetzte „Herr“ um so angenehmer seine Ohren kitzelte, als sie dieses Klanges bei dem ungenirten Benjamin bisher entbehrt hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blüthen.

Es tritt für jeden zartfühlenden Menschen im Leben endlich ein Zeitpunkt ein, wo die reinern und höhern Anklänge seines Herzens ihm die Töne dieser Welt zum Eckel machen. Denn wie viele Mißtöne vernehmen wir nicht hier, die nie, so wie ein fühlendes Herz es wünscht, in süßen Einklang sich auflösen?

Manche Menschen sind so bescheiden und reden so wenig von ihren Kenntnissen, daß man fast glauben mögte: sie hätten nichts gelernt, wenn man nicht gelegentlich von Andern es erführe. Andere wieder verstehen es meisterlich die Paar Dutzend Begriffe, welche sie im Fluge aufgefaßt haben, so oft, immer anders geformt, auftreten zu lassen, daß man, nach einer kurzen mit ihnen gepflogenen Unterhaltung, sie für sehr geistreiche Menschen hält.

Nicht bloß in halbe Trauer gekleidet, schwarz und weiß, — doch auch auf goldnen Schwingen, fröhlich leuchtend, erhebt sich der Schmetterling empor zum Himmel! — Nicht bloß düsterer Frömmelei, auch Fröhlichkeit, liegt nur ein gutes Herz zum Grunde, findet endlich die goldenen Pforten des Friedens und der Ruhe.

Blind geladen.

Thaliens ambulanter Tempel
War meilenweit im Vorsprung schon,
Da kam, beladen mit dem Stempel
Des Priesterthums, ein Postillon
Ganz wacker blasend nachgefahren
Mit Fürsten, Gristern, Bettlern, Czaaren.

Vor einem Städtchen fand im Lager
Die müden Herr'n, gesetzt auf Sand,
Die beste Seel' von einem Schwager,
Zum Herzen ging ein Druck der Hand;
Er nahm die Matten auf im Wagen,
Um ihrem Ziel' sie nachzutragen.

Die müden Geister wurden munter,
Studirten ihre Rollen ein
Und sangen, lachten auch mitunter.
Wie wird's doch heute Abend seyn?
Fragt endlich einer von den Vielen,
Wir können nichts, und sollen spielen.

Was wird denn heut' für'n Stück gegeben?
Dreht fragend sich der Schwager um,
Ein Schauspiel sah ich nie im Leben,
Und kam doch weit genug herum.
Läßt meine Zeit es nur geschehen,
Wahrhaftig, ja, ich muß es sehen!

Wir geben heute: Blind geladen,
Erwiedern sie, von Kotzebue —
Behüt' uns doch in allen Gnaden!
Rief jener, und ihr lernt dazu?
Das mach' ich nach, so mit daneben,
Und hab's Euch heute selbst gegeben.

Kleinigkeiten.

An den Säugling.

Du ruhest am Mutterbusen und richtest die Blicke voll stiller Seligkeit empor. Schauest Du nach dem klaren, leuchtenden Himmel, aus dem Du herabgekommen, oder nach dem verklärteren Himmel des Mutterauges? aber wenn ihr Augenhimmel Deinem ruhigen begegnet, der so ganz ihr Eigenthum ist, dann wird jener wie ein Wellenspiegel erzittern, in einander schwimmen und Dein festes Bild verströmen in das ganze Wesen der Mutter. Sie wird fühlen, daß der Himmel an ihrer Brust den Himmel in ihrer Brust nur mit einem schönen Engel mehr bereichert hat.

An die Mutter.

O Du glückliche Mutter, der es vergönnt wird, ihre eigne Kindheit sich wieder zu schenken und mit jedem Tage die zarte Blume ihres schon vollendeten Fruchtlebens wieder aufblühen zu sehn, empfindest Du denn in Deiner Wunder- und Blumenwelt gar keinen Schmerz mehr? Aber die Schmerzen sind Regentropfen, die auf das Blüthenhaupt niederfallen und, anstatt es zu senken, es nur gestärkter seinem Himmel zuwenden.

Wenn der Mensch am Abend seines Lebens seine Blumenblätter zusammen suchen will zur süßen, letzten Stärkung — ach, wie oft greift er dann nur in die Dornen, welche seine Hand so verwunden, daß er die Blüthen darüber vergessen muß.

Der Styl ist vielen Lesern das, was ihnen Schnitt und Form an den Kleidern ist: man zieht ein modisches Kleid von schlechtem Zeuge dem feinsten Gewande von altem Schnitte vor.

Von Selbstverliebten versprich Dir nie Liebe.

Der Undank ist die linke Hand des Egoismus.

Küssen und Herzen.

Aus dem Herzen entsprang der Kuß, so war Küssen und Herzen
Eines sonst, aber jetzt — küßt man, doch herzet nicht mehr.

Zweysylbige Charade.

Erste Silbe, durch einen Endlaut in zweie verwandelt.

Reich glüht eine reizende Purpurflur,
Die rosige Gärten begränzen,
Dort winken — s folget der himmlischen Spur —
Die ersten — die Blumen Elysiums — nur,
Die Liebe mit Liebe bekränzen.

Es giebt eine Sprache im stummen Talar,
Verstanden von allen Nationen.
Die Worte umstehn sie in seliger Schaar,
Doch nur die ersten winden in's Haar
Ihr jauchzend die siegenden Kronen.

Zweite Silbe.

Es giebt eine heilige Wiege der Welt,
Die tausend Schleier umwallen,
Hoch über sie breitet sein blaues Gezelt
Der Vater, zum liebenden Wächter bestellt
In des Schlummers dämmernden Hallen.

Und d'rin liegt ein Kind in Traumeslust, —
Der Friede, — gebettet auf Rosen,
Das spielt mit den Rosen und wirft unbewußt
Sie nach der hochbrausenden Menschenbrust,
Mit der die Thränen nur kosen.

Und flammengeleckte Geschwister sie schau'n
Mit Liebe-leuchtenden Blicken,
Aus Vaters Gezelt nach den Kindesau'n,
Wo das Glück seine heitersten Hütten darf bau'n,
Der Schlaf seine Engel darf schicken.

Und eine Lampe von mattem Krystall,
Von Seraphsflamme gewoben,
Blickt durch die Schleier des schlummernden All,
Im Wiegengesang schickt die Nachtigall
Gebete der Liebe nach oben.

Das Ganze.

Es liegt von eisigen Höhen bewacht,
Ein Oct in jauchzenden Thälern;
Dort ist die Freiheit vom Schlummer erwacht,
Dort werden die göttlichen Opfer gebracht
An warnenden Grabesmahlern.

Wer nennt mir ein Wort, das Schöneres eint?
Wer nennt es? Ich rufe vergebens. —
Die Liebe, die selige Thränen nur weint,
Der Friede — der Engel, der's treu immer meint,
Die Freiheit — die Göttin des Lebens.

Antwort an die Herren Verfasser der Bemerkungen über unsre Theaterkritik des Trauerspiels „die Ahnfrau."

Als wir die in Nro. 49 des Bürgerfreundes gedruckten Bemerkungen lasen, verrieth uns schon gleich der Styl, aus wessen Feder sie geflossen, und daß deren Herren Verfasser eigentlich keine Antikritik dieses Stücks haben schreiben, sondern nur allein den in der Rolle des Jaromir aufgetretenen Schauspieler, Hrn. Claussius, welcher sich bei einer früheren Kritik des Spiels jener Rolle sogar selbst vertheidigte, weil er dieses vielleicht zum zweitenmal nicht wagen mochte, wahrscheinlich auf seinem eignen Antrieb, haben entschuldigen wollen, und dadurch die größte Partheilichkeit zu Tage legen.

Wir wissen recht gut, was einst Lessing über Theaterkritiken geschrieben hat, und sind weit entfernt uns diesem anerkannten ersten Kunstrichter gleich stellen zu wollen; daß aber jene Herren, die sich mit der Kenntniß der Dramaturgie jenes Dichters so gewaltig brüsten, ganz anders urtheilen wie er that, wenn er sagt: „Nicht jeder, der die Schönheiten ei„nes Stücks, das wichtige Spiel eines Akteurs „empfindet, kann darum auch den Werth aller An„deren schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn „man nur einen einseitigen Geschmack hat, aber „oft ist man desto partheiischer," ist klar, denn sonst würden sie in ihrer Gegenkritik (?) mehr Geschmack oder keinen so einseitigen Geschmack bewiesen, und auch ihre Gegenbemerkungen über unsre Kritik des Spiels der übrigen Schauspieler in dem erwähnten Trauerspiel dem Publikum mitgetheilt haben. Dies hielten sie aber überflüßig, und reden von keinem andern, wie von Hr. C. — Einseitiger Geschmack ist aus dem ganzen Aufsatz hervorleuchtend.

Wir haben in jener Kritik unsere Ansicht dem Publikum freimüthig, ruhig, ohne Leidenschaftlichkeit und Partheilichkeit mitgetheilt, keinesweges aber aus Eitelkeit oder Schwachheit, um nur einmal etwas drucken zu lassen. — Mit dieser Freimüthigkeit und Ruhe haben wir nur gelobt, was zu loben und getadelt, was zu tadeln war; wenn unsre dabei gewählten Worte „nur sehr oberflächlich" waren, so ist dies um so mehr ein Beweis, daß uns „unser überströmendes Gefühl" nicht geleitet habe, wie es auch keinem Kritiker geziemt. Tadelsucht aber kann nur ein Egoist aus unserm Aufsatz herausschnobern, und jeder Unpartheiische wird darin keine Stelle finden, in welcher Hr. Claussius mit groben Händen angefaßt ist.

Was wir von dem Spiel dieses Herrn als „Jaromir" sagten, wiederholen wir noch einmal, und können nicht in das Lob der Verfasser jener Bemerkungen einstimmen, da wir unpartheiisch seyn wollen. — Weil das Spiel des Hrn. C. uns nicht befriedigte und eine Auseinandersetzung seiner ganzen Darstellung nicht für diese Blätter, (wohl aber für eine Theaterzeitung) passend seyn würde, so erwähnten wir blos seines Monologs im letzten Akt, und was wir von diesem sagten, kann auch auf dessen Darstellung in den vorhergehenden Akten bezogen werden; denn in allen Scenen war sein Vortrag ein abwechselndes Murmeln und Schreien, folglich unhörbar und unverständlich. Da die Vertheidiger des Hr. C. aber eine Auseinandersetzung seiner Darstellung von uns fordern, so erwiedern wir:

Hr. C nahm in einer früheren Vorstellung der Ahnfrau die Rolle des Jaromir zu kalt und in Stellungen und Geberden zu abgemessen, in der jüngsten Darstellung verfiel er in den entgegengesetzten Fehler und gab sie zu leidenschaftlich.

Sein erstes Auftreten war dabei zu schüchtern und furchtsam; dem unter Räubern aufgewachsenen Jüngling geziemte beides nicht. Frei, wie der Sohn der Natur mußte er sich zeigen, und als Räuber keine Furcht vor Menschen kennen.

Bei dem Erscheinen der Ahnfrau war sein Entsetzen zu ungeberdig und sein gewaltsames Knieschlottern zu übertrieben; eine so große Furchtäusserung war dem Charakter der Rolle nicht angemessen.

Sein Gebet würde, wenn es herzlicher vorgetragen wäre, durch die schönen Worte des Dichters auf die Herzen der Zuhörer tief gewirkt haben; allein dieses wurde wie ein Stoß-Seufzer so geschwind hergeplappert, daß es keinen Effect machen konnte. Als der Hauptmann auftrat, die Untersuchung des Schlosses vorzunehmen wäre keine so große Leidenschaftlichkeit, als sie Hr. C. bewieß, dem Charakter folgerechter gewesen. Sein leidenschaftliches Auffahren bei jedem auf ihn bezughabenden Worte mußte ihn ja dem Hauptmann, als denjenigen verrathen, welchen man suchte, wogegen mehrere Mäßigung in Geberde und Mimik jeden Verdacht entfernt hätte. Die kühnste Phantasie kann sich eben so wenig denken, wie „Bertha" einem mit solcher übertriebenen Heftigkeit in allen Gemüthsbewegungen auftretenden „Jaromir" die Zusage zur Flucht aus dem väterlichen Schlosse, geben konnte. —

Dem Dichter hat gewiß ein ganz anderes Ideal bei der Zeichnung seines Jaromirs vorgeschwebt; so übertrieben wie ihn Hr. C. unsern Augen darstellte, wird er ihn nicht gedacht haben.

Wir gestehen, daß diese Rolle äusserst schwer, und sie richtig aufzufassen und durchzuführen nur dem ersten Künstler gelingen wird, und wünschen sehr, daß Hr. C. bei seiner Zurückkunft diesen Namen verdienen möge. —

Herr C. ist aber nach mehrerwähnter Vorstellung, nicht wie die Hrn. Verfasser der Bemerkungen behaupten, einstimmig, sondern nur von einigen Stimmen gerufen worden, die wahrscheinlich die ihrigen waren, wenn diese Herren sich auf den ersten Bänken des Parquets befanden, denn in der Mitte und auf den letzten Bänken blieb das Publikum ruhig und schwieg. —

Das Publikum selbst möge hierüber, wie über obige Gegenbemerkungen entscheiden, wir werden ruhig dessen Urtheil erwarten.

am 19ten Juni 1818.

Die Verfasser der Theaterkritik in Nro. 47 des Bürgerfreundes.

Auflösung der Charade in Nro. 50.

Schattenspiel.

N: 52.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Zweites Quartal.

Bremen, Sonntag, den 28. Juni 1818.

Die Genien des Lebens.

Drei Genien hat uns ein Gott gesendet! —
Zu Führern sind dem Menschen sie gegeben,
Daß, wenn sein Fuß sich hier durch Dornen wendet
Und dunkle Nacht und Grauen ihn umschweben,
Sie, bis der Lauf des müden Pilgers endet,
Die bange Brust mit Muth und Kraft beleben,
Und hat sein Herz hienieden ausgeschlagen,
Ihn sanft empor zur schönern Heimath tragen.

Der Glaube ist's! — Im leuchtenden Gewande,
Tritt er, ein Engel, in des Lebens Bahnen,
Sein Auge schaut hinauf nach jenem Lande,
An das uns ernst des Herzens Stimmen mahnen;
Den Himmel knüpft er, mit geweihtem Bande,
Der Erde an, läßt uns die Zukunft ahnen;
Und aus dem Blut, im heil'gen Kampf geflossen,
Sieht er den Kranz des Ueberwinders sprossen.

Die Liebe ist's! — Sie läßt, aus Edens Höhen,
Sich mitleidsvoll schon zu dem Säugling nieder.
Wir sehn sie treu an seiner Wiege stehen,
Und Ruhe weht der Fittig ihrer Lieder,
Dem Jüngling wird sie hold zur Seite gehen,
Sie grüßt, als Braut, den Hochentzückten wieder,
Und fühlt der Mann des Tagewerks Beschwerde,
Schaft sie nur ihm zum Paradies die Erde.

Die Hoffnung ist's — Am ewig grünen Stabe,
Begleitet sie uns in des Daseyns Schranken.
Verschlingen Fluth und Flammen ihre Habe,
Wird nimmer doch der feste Sinn ihr wanken,
Ihr Siegspanier pflanzt sie an unserm Grabe,
Lenkt himmelwärts des Scheidenden Gedanken,
Und zeigt dem Blick, dem Welt und Freunde schwinden,
Den bessern Stern, wo wir uns wieder finden.

Verlaßt uns nicht, ihr Genien des Lebens!
Geht uns voran, bis zu des Todes Pforten.
Sucht hier das Herz ein dauernd Glück vergebens,
Dann sprecht uns zu, in leisen Friedensworten.
Und irren wir, fern von dem Ziel des Strebens,
Ruft uns zurück, mit himmlischen Accorden.
Mag um uns her ein finstres Schicksal walten —
Wir folgen euch, ihr höhern Lichtgestalten! —

Gunima.

(Fortsetzung.)

Die Hottentotten, die mich bisher bedient, fuhr Benjamin mit affectirter Gleichgültigkeit fort, lassen sich so ziemlich an. Sie sind wenigstens

reinlich und ehrlich, Eigenschaften, die die schwarze Nation nicht immer zieren, und der Ganimed schießt gar. Da Eure Großmuth, mein Herr Vater, mich so selbstständig gemacht, als Kindesliebe und Dankbarkeit nur gestatten mögen, so wünschte ich wohl ein Paar solche Kreaturen eigenthümlich zu besitzen. Schenkt mir daher gütig Euer Recht auf sie.

Darauf kommt es mir gar nicht an, sprach der Alte. Nimm sie, aber halte sie kurz. Deine selige Mutter hat das Volk verwöhnt, wenn das gelernt hat, sich zu waschen und aus den stinkenden Schaffellen in ordentliche Kleider gefahren ist, so denkt es ein Mensch zu seyn wie unser eins. Bei dem Ganimed ist es mir sogar vorgekommen, als ob der Kerl Ambition hätte. Da laß denn nur die Peitsche sorgen, wozu ich Dir meinen Sclavenvogt empfehle. Der Mann führt einen Schambock zum Entzücken.

Ihr schenkt mir also Beide? fragte, den humanen Rath überhörend, der Jüngling mit einem Entzücken, das ihn beinahe verrathen hätte.

Ja so, erwiederte der Vater bedenklich, Du willst also die Hebe auch, und musterte den Sohn, der in der frischesten Jugendkraft und Fülle, ein schöner Fruchtbaum, dessen Blüthen, vom innern Ueberfluße gedehnt, eben zu bersten beginnen, vor ihm stand. Er glaubte nun leicht das Motiv der Bitte zu enträthseln, und bei der Freude über seinen Scharfsinn drohte er blos lächelnd mit dem Finger und sprach: O Schalk! Nun so nimm die Dirne nur auch noch dazu. Die Hochzeit kann sich ohnehin noch ein Vierteljahr verziehn. Beobachte aber den Anstand, damit das Fräulein Constantia kein Aergerniß daran nimmt.

Nun so gebt mir, um des Lebens und Sterbens willen, ein Paar Zeilen über die Abtretung, sprach Benjamin, sich freundlich verlegen die Hände reibend.

Der Vater dem Sohne, fragte van der Spuy, und stellte sich als ob er das übelnähme.

Im Geschäft giebt's keine Verwandschaft, rief dreist der Sohn. Ich wäre nicht werth, Euer Lehrling zu seyn, wenn ich mich von Euch malbog machen ließe, das Geschenk kann Euch morgen reuen, und Ihr könnt es widerrufen. Nein, Herr Compagnon, schwarz auf weiß. Littera scripta manet, sagen wir Lateiner!

Du bist mein Blut! rief van der Spuy in freudiger Rührung, und zog den Sohn an seine Brust. Ich habe Dich nur auf die Probe gestellt. Littera scripta manet. Es ist ein großes Wort. Du sollst das Giro haben. Ziehe die Glocke.

Die Glocke erklang, der eintretende Neger ward nach dem Oberbuchhalter, dem Vogte und den Hottentotten gesendet. Alle erschienen. Die Schrift ward aufgesetzt und von dem Alten eigenhändig vollzogen. Dann ward der Oberbuchhalter angewiesen: a dato Kost und Kleidung für Hebe und Ganimed a conto des van der Spuy junior zu buchen, und der Vogt die cedirten Objecte, die nun einmal auf dem Comptoir nirgend als Subjecte passiren konnten, dem neuen Gebieter zu übergeben. Mit dem grämlichsten Gesicht, dessen seine Larve fähig war, von Schmerz und Devotion kreuzlahm, genügte der Prügelknecht dem hohen Commissario, als sein Zerrbild; ihn mit Grimassen parodirend, schritt der Hauspavian neben ihm her. Darüber lachte der Alte, daß er sich den Bauch halten mußte, und freudig rief Benjamin sich im Stillen zu: Gott sey Dank, es ist gelungen!

Schon wimmelten van der Spuys Zimmer von Fantangen und Perrücken und breiten Schiff-

ferhüten, zwischen denen die zierlich gekleideten aber barfüßigen Negersclaven mit Erfrischungen herumsprangen, als der vergoldete Glaskasten des Secretarei-Directors vor dem Hause hielt. Der Hausherr machte seinem Sohne, der davon keine Notiz nehmen wollte, durch einen Privatarmkniff begreiflich, daß es an ihm sey, diese Gäste zu empfangen, und dieser gehorchte so zögernd, daß schon an der Hausthür ihm der Herr Director, und zwar wegen dem entbehrten Willkommen, mit einem sehr ergrimmten Gesicht entgegen schritt, und Benjamin eben noch zu recht kam, um zu sehen, wie die schöne Constantia sich ohne fremden Beistand dem Wagen entwand, was wegen des großen Reifrockes seine besondern Schwierigkeiten hatte. Da stand sie vor ihm, geschmückt wie die Königin Elisabeth von England, aber auch mit einem Gesicht, wie es diese gezogen haben mochte, als sie dem Grafen Esser die berühmte Ohrfeige gab. Doch mit allmächtigem Zauber wirkte des schönen Jünglings Anblick auf sie, und ihr Antlitz entwölkte sich zur Sonnenklarheit, als er ihr zierlich die behandschuhte Hand bot, welche sie noch zierlicher mit zwei seidnen Fingerspitzen ergriff, und so, von ihm geleitet, majestätisch und prächtig, wie der venetianische Bucentauro, der den Dogen zur Vermählung mit dem adriatischen Meere trägt, in den großen Gesellschaftssaal schwamm. Ein gleichzeitiges, unwillkührliches Ah! der ganzen Gesellschaft feierte den Eintritt des wunderschönen Paares, das wirklich sein Aeußeres anlangend, ganz für einander geschaffen schien. In Benjamins Brust, der es wohl wußte, daß seine Antinous-Formen dieser Helenengestalt werth waren, begann die männliche Eitelkeit, die wohl oft der weiblichen das Uebergewicht hält, ihr Pfauenhaupt zu erheben, und ihm zuzuflüstern, daß ein so schöner Europäer sich nur mit dem schönsten Weibe seiner Nation vermählen dürfe, und daß jedes nähere Verhältniß mit einer mißgefärbten Hottentottin ein schreiendes Mißbündniß und offenbarer Aufruhr gegen Gottes weisen Schöpferwillen sey. Mit einem Gemisch von Mitleid und Verachtung, welches wieder sein besseres Ich mißbilligte, sah er jetzt die arme Gunima an, die eben dem stolzen Fräulein demüthig den Thee präsentirte. Diese ließ die Hottentottin stehn, sie keines Blickes würdigend, und fixirte dagegen mit den tiefblauen Himmelsaugen, in die das sinnliche Wohlgefallen wirklich etwas Bedeutendes und Anziehendes legte, den Jüngling. Gunima folgte Constantia's einladenden, fragenden Blicken, nahm ihr Ziel wahr, glaubte in Benjamins Augen eine günstige Antwort zu lesen, und den ihren entquollen heiße Thränen, die unaufhaltsam in den duftenden Kaiserthee rollten. Benjamin sah der reinen Crystalltropfen Fall, die schon erwähnte Eitelkeit half ihm rasch zu ihrer Deutung, und der Wärmemesser seines Herzens stieg wieder um mehrere Grade für die braune Dirne, deren heiße, hoffnungslose Liebe, verglichen mit der Gunst der herzlosen Constantia, nothwendig den Preis gewinnen mußte.

Constantia, befremdet, des Jünglings Blicke einem andern Gegenstand zugewendet zu sehn, suchte diesen, und als sie Gunima wahrnahm, fertigte sie sie mit dem schnödesten: Ich mag nicht, ab, und forderte Benjamin auf, sie in den Garten zu führen, den sie, nach ihrer Versicherung noch nicht gesehen hatte.

Seufzend gehorchte er, und als das Paar nun, unter den regelrecht verschnittenen Baumwänden, unter den geschnörkelten, mit buntem Porzellan, Muscheln und Schlacken ausgefüllten Buchsbaumbeeten, zierlich und steif, wie

sie, lustwandelte, begann das Fräulein mit weiblicher Spürlust und Spürkraft ein peinliches Verhör über die Hottentottendirne, in welchem Inculpat um so mehr verlegne und unvollständige Antworten geben mußte, als sein Gewissen ihm sagte, daß sein rasches Niedersitzen an jenem Abend am wenigsten sein Verdienst sey.

Constantia's Verdacht wuchs, weil sie jedoch gleichwohl keine Lust hatte, den schönen, reichen Jüngling aufzugeben, so beschloß sie die Entscheidung schnell herbeizuführen, und sprach: Euer Vater, mein Herr, hat mit meinem Herrn Vater allerlei gesprochen, worüber sich eine wohlerzogene Jungfrau natürlich eine lange Bedenkzeit ausbitten mußte. Gleichwohl kann ich Euch meine Befremdung nicht bergen, daß Ihr des Antrages gegen mich mit keiner Sylbe erwähnt, so bequem sich Euch auch die Gelegenheit dazu darbeut.

Da stand der gute Benjamin, den die Verlegenheit, was er antworten solle, zu einem wahren Schmerzenssohne machte. Des Vaters wohlmeinende Intention ganz zu ignoriren, kam ihm doch zu unverschämt vor, und dennoch fühlte er nicht den Heroismus in sich, diesen Körperreizen gegenüber, und auf dieß schmeichelhafte Entgegenkommen der stolzen Schönheit ungeschliffner Weise eine reinnegative Resolution zu ertheilen. Er wand sich deshalb auf eine jammervolle Art zwischen der Bewunderung ihrer himmlischen Güte und der Versicherung seiner innigsten Verehrung durch. Mehr als seine schlecht gesetzten Worte sprach jedoch das Morgenroth, das sein Gesicht färbte, und das verlegne Senken seiner Augenlieder zu Constantia's Herzen. Sie deutete alles nach ihren Wünschen, zollte der Schicklichkeit durch gleichfallsiges Erröthen und Niederblicken den wohlhergebrachten Tribut, und reichte endlich, unfähig länger die Grausame zu spielen dem Jüngling mit einem so reizenden Lächeln die Alabasterhand, daß er ein Nilpferd hätte seyn müssen, um diese Hand nicht feurig an seine Lippen zu drücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Kapellmeister Himmel in der Dorfkirche.

Als Himmel noch unter Naumanns Leitung in Dresden Musik studirte, sprach er oft in den geselligen Zirkeln eines nahen Rittergutsbesitzers ein. Hier kam einst die Rede auf einen Schulmeister in dem nur einige Stunden entfernten Dorfe R..., welcher nicht blos Schul-, sondern auch Orgelmeister heißen solle, weil er seines Orgelspiels wegen weit und breit berühmt sey, und mit seltner Fertigkeit auf jenem Instrumente, besonders eine seltne Kraft besitze, das Vorspiel dem ganzen Liede, das Zwischenspiel aber jedem Liederverse, ja jeder Sangzeile trefflich anzupassen.

Himmel war neugierig den Hrn. Kollegen kennen zu lernen. Der nächste Sonntag ward bestimmt, diese Neugier zu befriedigen.

Man fuhr in großer Gesellschaft nach R... und wohnte dort in der herrschaftlichen Emporkirche dem Gottesdienste bei.

Der wackere Schulmeister schon aus Gewohnheit und Neigung sein Orgelspiel allemal, — wenn auch nur ländliche Ohren ihm horchten — meisterhaft übend, fühlte denn doch immer einen besondern Sporn zu besonderer Kraftäußerung, wenn er in der hochadlichen Emporkirche seine gnädige Herrschaft, oder wohl gar Gäste derselben bemerkte!

Er spielte also auch diesmal so recht con amore, und befriedigte nicht nur den großen Himmel, sondern übertraf sogar dessen Erwartung, so daß letzterer seiner Gesellschaft den Vor-

schlag that, den braven Virtuosen nach dem Segensprechen einen Besuch auf der Orgelbank abzustatten, ihm Dank und Achtung für sein meisterhaftes Spiel zu bezeigen und sich von ihm noch eine Fuge zum Besten geben zu lassen.

Nun hatte der wackere Schulmeister gegen seine gnädige Herrschaft oft den Wunsch geäussert, Himmeln kennen zu lernen und ihn spielen zu hören. Wie würde ihm das musikalische Herz im Leibe gehüpft haben, wenn er gewußt hätte, daß Himmel mit unter den fremden Gesichtern in der herrschaftlichen Emporkirche sich befand, ihn zu behorchen, daß Himmel es war, der jetzt, vertraulich auf die Achsel ihn klopfend, sagte: Bravo Hr. Schulmeister! Sie sind ein echter Orgelmeister! — daß Himmel es war, der sich sogar eine Fuge von ihm ausbat. —

Der ländliche Virtuos nahm natürlich die Bitte für Befehl und griff und trat nun wieder so kunstgerecht und genialisch in sein Orgelwerk, daß Himmel ihm nicht blos mit dem Munde, sondern auch im Herzen seine ganze Achtung zollte.

Als der Schulmeister, entzückt über des Fremden Lob, von der Orgelbank stieg, fragte er nur so gelegentlich Himmeln: ob er auch musikalisch sey. Ich klimpre und stümpre ein wenig — sagte Himmel, und griff dabei so auf den Tasten der Orgel herum, wie Einer, der kaum: Blühe liebes Veilchen! auf dem Klaviere zu geben, geschweige denn einen Choral auf der Orgel vorzutragen im Stande ist, setzte sich aber doch auf die Orgelbank und fing allmählich an, immer besser und besser zu greifen und zu treten, bis er sich endlich in Phantasieen verlor, daß dem Schulmeister Hören und Sehen verging, und er in die Worte ausbrach: Ach Gott! da ist man ja wie im Himmel! —

Das nun eben nicht — entgegnete lächelnd der Virtuos — aber doch in der Nähe, denn — ich heiße Himmel. —

Die Gesellschaft lachte — der Schulmeister war wie aus den Wolken gefallen. — Wer das im Augenblicke sich bildende Gemisch von Staunen und Ehrfurcht, Verlegenheit und Schreck in seiner Seele schildern könnte, der wär' in der Sprache, was der Schulmeister auf der Orgel war — Virtuos. —

Brief eines neugebackenen adlichen Fräuleins an eine bürgerliche Kunkel.

Endlich ist es mir und meiner Mutter gelungen, liebes Lottchen, durch vieles Bitten meinen guten Vater dahin zu bewegen, daß er sich vom Kaiser einen Adelsbrief hat kommen lassen. Es kostete diese Standeserhöhung 200 Dukaten. Grade so viel mußte mein Vater vor einigen Tagen für einen Grauschimmel zahlen, und unsre neue gelblackirte Berliner Kutsche kostet noch einmal so viel. Mein Herr Vater ist nun ein gnädiger Herr geworden, meine Mutter eine gnädige Frau, meine Schwester und ich — gnädige Fräulein, und meine Brüder — gnädige Junker!

Als der Adelsbrief angekommen war, ließ mein Vater alle Dienstboten unsers Hauses zusammenrufen und gab ihnen folgende Weisung:

„Da Kaiserliche Majestät allerhuldvollst geruhet haben, mich und meine Familie in den „Adelstand zu erheben: so habt Ihr von nun „an mich — gnädiger Herr ꝛc. zu nennen, und „Euer ganzes Benehmen um so viel unterthäniger und ehrfurchtsvoller einzurichten, als ich

„jetzt meinem Range nach, erhaben über Euch „stehe."

Ich danke Gott, daß es endlich dahin gekommen ist, denn es fehlte nicht viel daran, da wir aus Staatsgründen nicht länger Demoiselles heißen konnten, daß man uns, als bürgerliche Mädchen, Kunkeln und Jungfern genannt hätte. Meine gnädige Frau Mutter erklärte gestern über der Tafel, Junker Fritz soll General, Carl — Minister, Philipp — Oberappellationsgerichtspräsident, und ich und meine Schwester sollen Gräfinnen werden. Dann, sagt sie, erhält unser Adel sogleich ein antikes Ansehen. Aber warum, da man doch den alten Adel für besser hält, als den neuen, hat mein Vater nicht lieber einige Thaler mehr bezahlt und sich einen alten Adel kommen lassen? — Er beantwortete gestern meiner Mutter diese Frage also: Wenn der junge Adel nur alten Wein trinken kann, so ist er besser, als ein alter Adel, der jungen Wein trinkt!

Nun also, liebes Lottchen, bin ich ein gnädiges Fräulein geworden! Bitte Deinen Vater, daß auch er sich adeln läßt, damit Du auch nicht länger dem bürgerlichen Pack angehörest, sondern ein gnädiges Fräulein wirst. Denn sieh, wenn Du eine Demoiselle, eine Jungfer oder gar eine Kunkel bleibst: so muß die bisher zwischen uns bestandene Freundschaft ein Ende haben, und ich kündige Dir hiermit unsere Schwesterschaft auf! Ursula von Y.

Folgen einer Neckerei.

In Goselitz, bei Lommatsch, lebte ein junger, alberner Gesell, den sie gewöhnlich den Winzer nannten, weil sein Vater ein solcher gewesen war. Er erbte von diesem einiges Geld, das er fort und fort bei sich trug, um in den Wirthshäusern und Schenken damit groß zu thun. Drei seiner Bekannten kamen überein, den Prahler zu witzigen, ihm zu diesem Behufe bei der nächsten Gelegenheit den Geldbeutel aus der Tasche zu ziehen, und nach dem ersten Schreck wieder einzuhändigen. Sie bewerkstelligten solches auf der Straße, aber der Winzer ertappte den Andreas Burkhard auf der That, machte Lärm und ließ alle drei verhaften. Die andern befreite der Reinigungs-Eid. Burkhard aber ward trotz der Betheurung seiner guten Absicht, am 23. Juli 1745 enthauptet und verließ vier arme unerzogne Kinder: bedauernswerthe Opfer des Leichtsinns und unmenschlicher Gesetze.

Die häßliche Freiwerberinn.

Ein Graf von Penz war Befehlshaber der Festung Glückstadt in Holstein. Unter seiner Dienerschaft entstand ein Streit, und der Eine erstach den Andern mit einem Messer. Der Graf ließ den Mörder sogleich in Fesseln legen, und bestimmte ihn zum Tode.

„Un dat weer en Bengel — so lautet die „alte Erzählung — so fyn un raar, as ut dem „Ey gepällt, as wenn ut lichten Wolken un „Sonnenstralen he schaapen weer!"

Doch half ihm alle seine Schönheit zu nichts. Der Tag an dem er bluten sollte für seine Schuld, war anberaumt. Da kam ein Weibsbild,

„häßlich as'ne Krät, verwussen, krumm „un scheef von unner bet to baben; se scheelt „met beiden Ogen, un stamert as en Buck; mit „enem korten Foot un schefen Hals, von Pocken „so gewaltig geteknet, dat Näth un Näth dat „ganße Angesicht bedeckten, mit rodem Haar un „äwelrükend ut de Flabbe, all an de Föstib „gen. —"

Die kam zum Grafen und sprach also:

„Myn gnädigst Graf, o, makt den schmukken gleien Bengel doch nich doot, ick bidd' un

öldd' jug gar to seht! Ick kann en bruken, drüm schenkt dat Leben em; den seht, ick sülwst, ick will en frien!"

Meine Tochter, antwortete der Graf — „un grifflachte" wenn er Dich freien will: so mag das Leben ihm geschenkt seyn.

Als dem armen Sünder nun diese Zeitung gebracht ward, antwortete er:

„Söh'n möt ick doch myn Schätzken eerst, ob't sick de Meu verlohnt, to leben; ob't Brutbedd beter ober't Graß my schmeckt!"

Sie kam, sie kam, Triumph in ihren Mienen, die Jungfrau Unkeputz.

„Alleen, alleen, as se sick buken leet, da hel he syne Ogen to, da reep he ut, mit bangem Harten!"

O, schlagt den Kopp my jümmer weg! In't Gras noch lewer will ick bieten, as hier in dissen etickfuren Appel!

Mutterforge.

In den dichten, ganze Landschaften bedekkenden Wäldern des innern Brasiliens, hausen noch immer die unzähmbaren, Menschen-fressenden Botecudos und der Vertilgungskrieg, welcher seit Jahrhunderten gegen sie geführt ward, machte sie zu den grimmigsten Feinden der Portugiesen und ihre Vermenschlichung bis jetzt unmöglich.

„Wenn man diese Wilden an sich zu locken sucht," sagt Herr von Eschwege in seinem eben erschienenen Journal von Brasilien, „ihnen zu essen vorsetzt, und nun, während dem sie ihren Hunger stillen, Feuer auf sie giebt — wenn eine Heerde solcher Banditen-Soldaten, in die Wälder vordringt, den ruhigen Aufenthalt einer Botecuden-Familie ausspäht, sie bei nächtlicher Stille überfällt, und Männer, Weiber, Kinder umbringt — wenn ein Unmensch, vom Fanatismus angetrieben, die, sich aus List todtstellenden, Wilden erst tauft, und ihnen dann die Köpfe abschneidet, so muß dieses einen unauslöschlichen Haß gegen die Verfolger und den Abscheu aller fühlenden Menschen erregen. — Eine Wilde saß, während eines solchen Ueberfalls, welcher allen den Ihrigen, die nicht fliehen konnten, das Leben kostete, mit zwei Säuglingen auf dem Schooß, am Feuer und kochte. Auch sie erhielt einen tödtlichen Schuß, der zugleich das eine Kind verwundete. Sterbend winkte die Mutter dem Führer der Bande, übergab ihm, durch Worte und Geberden um das Leben der Kleinen flehend, die Säuglinge, zeigte auf den Topf, in welchem ein kochender Affe steckte, um zu bedeuten, daß man die Kinder damit speisen solle, und verschied."

Blüthen.

Dichter haben so oft des Auges Schönheit, und mit Recht, besungen. Aber es giebt auch in dem weiten Kreise der sichtbaren Natur keinen so anziehenden Punkt, wo das geistige und höhere Leben so rein und klar sich abspiegelt, als in einem schönen Auge. Es ist das Auge gleichsam ein Stern, der aus einer vollkommnern, lebenvollern Welt zu uns herüberschimmert, Liebe, Wohlwollen und Geisteskraft verkündend. Aber es giebt auch Augen, die es uns sagen, daß eine Hölle da wohnt, wo ein Himmel seine Freuden ausbreiten könnte, und daß Teufel da walten, wo die Liebe billig ihren Thron aufrichten müßte!

Ich habe immer gefunden, daß, alles in einander gerechnet, laufende Gerüchte eine wirkliche Begebenheit 16 bis 20 Mal vergrößern, und daß unter 11 Gerüchten kaum ein einziges wahr ist. — In Kriegszeiten nämlich; in Friedenszeiten ist das Verhältniß halb so groß.

Die Schmeichlerin.

Sie sagte zu dem Vetter: Ja, Ihnen könnte ich trau'n: Sie haben etwas Lammartiges im Gesichte.

Das höre ich ungern! erwiederte er: ein Lamm ist ja ein Schöps, der noch in den Flegeljahren steht.

Sie hatte es gut gemeint und versetzte, um ihn zu beruhigen: O, denen sind Sie längst entwachsen.

Kein Wunder.

Was doch die Zeit nicht ändern kann!
Sonst sah ich alle Mädchen an
Von keinem Schmerz besiegt,
Und wenn ich selbst kein Liedchen sang,
So labt' ich mich am Becherklang —
Das macht', ich war vergnügt!

Jetzt schleich' ich ohne frohes Wort,
Mich aus dem Kreis der Freude fort,
Die keinen Trost mir giebt,
Ich achte Klang und Becher kaum
Und geh' umher im stillen Traum,
Das macht, ich bin betrübt!

Die Freunde sehn mich fragend an:
„Wer hat Dir etwas angethan,
Das Dich so sehr betrübt?" —
Ich wein' und seufze dann zugleich
Und sage still: „Es wundert euch? —
„Das macht, ich bin verliebt."

Auf den Tod eines Schauspielers.

Hier ruhet H.., der oft zum Scheine starb,
Doch damit niemals Beifall sich erworben,
Heil ihm und uns, daß er ihn jetzt erwarb,
Weil er nicht blos zum Schein gestorben;
Die Kunst bei ihm war dürftig nur,
Nichts schön'rers gibt's als die Natur.

Erklärung.

Unsere Aeußerung in Nro. 49 des Bürgerfreunds: dem Herrn Kritiker der Ahnfrau auf Ungründlichkeit nicht weiter zu antworten, erfüllen wir, denn einmal unsere Meinung ausgesprochen sind wir weit entfernt uns fortdauernd in Streitigkeiten über eine Sache einzulassen, die jetzt nur noch in der Erinnerung lebt. — Allein dem Verfasser jenes Aufsatzes, der in seiner Antwort so gewaltig aufwirft, müssen wir einen Punkt wiederlegen, der mit der Kritik nichts gemein hat und Herrn Clausius sowohl wie uns persönlich angeht. —

Wir erklären also daß wir nicht, wie der Herr Verfasser in seiner Antwort so unfein andeutet, von Herrn Cl. zu unseren Bemerkungen aufgefordert wurden, sondern sie allein aus Wahrheitsliebe niederschrieben. Unfein nennen wir jene Aussage, denn sie ist nicht allein ganz unwahr, sondern der Herr Verfasser kann auch nicht einmal Scheinbeweise haben die ihn dazu berechtigen eine so harte persönliche Anklage öffentlich auszusprechen. Was aber sollen wir von einen Kunstrichter halten der sich solche Kunstgriffe erlaubt und die persönlichen guten Eigenschaften eines Schauspielers dadurch ohne alles Recht anzugreifen sucht? —

Uebrigens sind dieses unsere letzten Worte über diesen Gegenstand, die wir auch nur zur Rechtfertigung des Herrn Cl. aussprachen. —

Die Verfasser der Bemerkungen über die Theaterkritik in Nro. 47 des Bürgerfreund's.

Entschuldigung.

Der böse Star verläumdet mich:
Ich hätte kein Pulver gerochen.
Wohl roch ich Pulver, sonst hätt' ich mich
Ja nicht so plötzlich verkrochen.

Palindrom.

Ich reich' es Dir,
Und glaube mir:
Indem ich's werde reichen,
So mache ich drei Zeichen!

Ein Bild der Zeit
Und Ewigkeit —
Du wirst es sicher finden,
Es muß verkehrt sich künden.

Auflösung der Charade in Nro. 51.

Küßnacht.

N: 53.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag, den 2. Juli 1818.

*Noch einiges Bemerkenswerthes aus des Bürgermeisters D. von Büren Denkbuche.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Im Jahre 1496 zu Fastnacht wurde in Bremen ein Schoß — von 100 Bremermark 4 Grote — für jedes Haus 4 Grote und für jede Bude 2 Grote — gehoben, welcher eine Summe von 556 Bremermark einbrachte.

Im Jahre 1524 ward ein Schoß — von einem jeden Bremermark 1 Schwaren bewilligt. Eine halbe Bremerm. sollte von einem Hause und 8 Grote von einer Bude verschosset — die Armuth aber nach Möglichkeit damit verschont werden. Wenn jemand ein Vermögen von mehr, als 100 Bremermark besitzen möchte, so sollte er, wenn er auch in einem Keller oder in einer Bude wohnte, dennoch eine halbe Bremermark an Schoß entrichten.

*) Von heute an werden alle zum Einrücken eingesandte Sachen mit einem * bemerkt werden. d. R.

Im Jahre 1524 am Bartholomäus Tage legten die Rheder ihre Rechnung ab vor dem im Eide sitzenden Rath und außerdem vor den Bürgermeistern Herrn Johann Trupen und Herrn Marten von Heymburg, sodann vor denen aus der Gemeinheit dazu ernannten Arend Gröning und Everhard Speckhahn — vor den Kaufleuten Johann Havemann und Henrich Schwanken und vor denen dazu aus den Aemtern ernannten Johann Hofschläger und Heinrich Vollmers. Seit dem Jahre 1522 am Bonifacii Tage hatten sie ausgegeben 11065 Bremermark 16 Grote — dagegen nur eingenommen 11048 Bremermark 18 Grote 3 Schwaren.

Im Jahre 1509 klagten Johann von Büren, M. Domhof und noch 3 andere — sämtlich Bürger in Bremen, gegen Johann Helden: Sie wären in dessen Haus gekommen, und hätten ihn darüber, daß er des Henrich von Büren Erben verklagt habe, zu Rede gestellt, sonst aber ihm nichts übeles weder gesagt; noch gethan. Hierauf habe Johann Helden sie gestoßen, geschlagen, ihre Kleider zerrissen und sie für Diebe und Verräther gescholten. — Sie forderten dieserhalb von dem Rathe, daß ihnen Recht wiederfahre.

Johann Helden erwiederte: Henrich von Büren Erben hätten ihm einen Eckelnamen gegeben und er habe ihnen durch ihre Vettern erklärt, daß sie solches möchten bleiben lassen. Hierauf sey Johann von Büren mit 5 Mann in sein Haus gekommen und, ohne ihn zu grüßen, hätten sie ihn gefragt: Du Verräther, weswegen hast Du Johann verklagt? Du sollst übel dabei fahren u. s. w. Er, Johann Helden, habe geantwortet: Hier sey eine Stadt, worin das Recht gehandhabt werde. Nun hätten aber Johann von Büren und noch ein anderer nach ihren Degen gegriffen, gedrohet und 2 andere hätten große Bäume zur Hand genommen. Dagegen hab' er sich zur Wehre gesetzt und habe sie erst mit einer Heugabel und dann mit einem Baum aus seinem Hause gejagt, überzeugt, er habe dadurch, daß er den Frieden in seinem Hause gehegt hätte, nichts Strafbares begangen. Die beiden Priester, Herr Johann von Berken und Herr Erich Hammyngk wären dabei gegenwärtig gewesen; diese möchte man vorladen lassen und darüber verhören.

Der Rath trat hierauf mit der Wittheit zusammen und nachdem sie diese Sache wohl überlegt hatten, ward für Recht erkannt: Daß Johann Helden, da die Kläger nicht mit ihm zu Biere gesessen und zuvor keinen Streit mit ihm gehabt hätten, sondern mit ihren Fünfen ihm in's Haus gefallen wären und Drohungen gegen ihn ausgestoßen hätten, dieserhalb zu keiner Bestrafung zu verurtheilen sey.

Im Jahre 1509 am Sonntage nach drei Könige bezahlte der Schuster Heinrich Meier 13 Bremermark, weil er Jemand todtgeschlagen hatte und die nächsten Verwandten des Getödteten empfingen das Geld.

Im Jahre 1505 am Donnerstage vor Anthoni lieh Herr Bürgermeister Hinrich Tzirenberg von dem Herrn Bürgermeister Hinrich Schorhars 110 ganze vergoldete Schnallen und überdem noch 16 Stücke, welche 18 Loth weniger ½ Quentien wogen, zum Kleide seiner Tochter Gesche unter der Brust. Er will sie so gut, wie er sie empfangen hat, zurückgeben.

(Im Register wird bemerkt, daß Bürgermeister Tzirenberg diese Schnallen zu seiner Tochter Hochzeit geliehen habe.)

Im Jahre 1509 hatten 12 Männer aus Oiten dem Lüder Boschen ein Auge ausgeschlagen; dafür mußte ein jeder derselben ihm 1 Lüb. Mark bezahlen.

Im Jahre 1506 am Abend des Heil. Leichnamstage probirten wir im Weinkeller vor dem Schornstein des Henrich Boscharens Wein. — Wir konnten aber mit ihm des Handels nicht einig werden.

Hermann Vaged, welcher mit mehreren anderen, jemanden in Verden angegriffen hat, soll 2 Rhein. Gulden Strafe bezahlen, weil er des Herrn Bürgermeisters Tzirenbergs und mein Meyer ist; sonst würde er nicht mit 20 Gulden frei gekommen seyn.

Im Jahre 1507 am Donnerstage nach Invocavit brachte Klaus von Horn beim Rathe eine Klage auf 50 Bremermark an, welche der seel. Harm van dem Wege seinen Kindern im Testamente vermacht hätte. Rolf Woldenhusen trat dagegen auf und ließ das 10te Statut unseres Stadtbuches verlesen, worin es am Ende heißt: Stirbt ein Mann ohne Frau und Kinder, so mag er alle seine Güter, welche er mit

seiner Arbeit erworben hat, geben an wen er will. Da nun nicht erwiesen sey, daß der seel. Harm die 50 Bremermark mit seiner Arbeit erworben habe, so sey das Vermächtniß nichtig.

Der Rath trat hierüber mit der ganzen Wittheit zusammen und erklärte sodann, daß zwar das Statut allerdings hart und den übrigen geschriebenen Gesetzen und Gewohnheiten zuwider sey; daß demohnerachtet aber der Rath die Kraft des Stadtbuches aufrecht erhalten wolle und deswegen das Vermächtniß für nichtig erkläre.

Die große Zukunft.

Ein Traum.

Mit unwiderstehlicher Kraft zieht mich das Meer an. Ist es mir nicht möglich, seine Ufer zu erreichen: so suche ich so lange, bis ich einen Hügel finde, von dessen Gipfel ich es erblicke. Es stärkt dieser Anblick ungemein die Seele, und weckt so manchen herrlichen und großen Gedanken in uns.

Vor einigen Tagen schlummerte ich, gelehnt an eine Hecke, sanft und fröhlich ein. Diese stand auf dem Gipfel eines Hügels, der mir eine freie Aussicht ins Meer gewährte, und ich hatte vor dem Schlummer lange mich erlabt an dem Anblicke der großen Natur. Mit Gefühlen, die diese Sinnenwelt nicht zu fassen vermochte, eilte ich nun, in süßen, wunderbaren Träumen, dort hinüber, wo einst entfesselt der Geist des Menschen schwebt. Die Stellung, worin ich lag, war vielleicht anfangs für den Kreislauf des Blutes nicht die günstigste; oder ob der Genius des Traums das, was wir Tod nennen, durch ein passendes Bild andeuten wollte; — fast glaube ich es.

In die Zeit meiner Jugend zurück versetzt, ein Jüngling von zwanzig Jahren, lustwandelte ich an den Ufern des Meeres, versunken in den großen Anblick desselben. Zu wenig achtend auf meinen Weg, der an manchen Stellen nicht ohne Gefahr zu bereisen war, stürzte ich von dem schroffen Felsenufer hinab in die lebenvolle Fluth. Doch die Kraft des Wassers hob mich aus der Tiefe wieder empor. Da erblickte ich zu meiner unaussprechlichen Freude eine Höhle, deren Eingang sich bis an den Spiegel des Meeres hinabsenkte. Ueberall nur schroffe Felsenwände, bemühete ich mich, jene Höhle zu erreichen, ohne daran zu denken, daß, wenn ich auch glücklich meinen Zweck erreichte, nur eine andere Art des Todes auf mich warten würde. Doch der Hoffnungslose greift nach jedem Halm. Zeit gewonnen, alles gewonnen! spricht er. Mit unsäglichen Anstrengungen gelangte ich endlich, der widerstrebenden Brandung zum Trotz, dennoch bei dem Eingang der Höhle an. In dem ersten Augenblick fühlte ich mich unbeschreiblich glücklich, mein Leben gerettet zu haben; als aber die ruhige Ueberlegung wieder Raum gewann, da erst überschauete ich den ganzen Umfang meiner unglücklichen Lage. Denn es war unmöglich, ohne Hülfe eines Fahrzeugs, aus der Höhle zu entkommen, und nur äußerst selten, das wußte ich, besuchten Fischer diese Gegend des Meeres. Meine Freude verwandelte sich nun in Furcht und Sorgen, und ich bedauerte es fast schon, nicht in den Fluthen des Meeres meinen Tod gefunden zu haben.

Meine Kleider durchnäßt, ermüdet von gewaltsamer Anstrengung, angewehet von dem dumpfen, kalten Todeshauch der Höhle, versank ich, abgespannt, in einen dem Tode ähnlichen Schlummer. Doch bewußtseinlos schlummerte ich nicht. Alles dessen was mit mir vorgegangen war, erinnerte ich mich sehr wohl. Ich hörte sogar die Meereswogen brausen, hörte das Geschrei der Wasservögel, aber unvermögend, nur

ein einziges Glied meines Körpers zu bewegen, lag ich kalt und starr da. Einen auffallenden Unterschied bemerkte ich zwischen meinem jetzigen und vormaligen Zustande, denn das, Seele und Leib vereinigende, Band schien, wenn auch nicht gänzlich aufgelößt, doch sehr locker geworden zu seyn. So lange sich die Seele mit einem unglücklichen, hoffnungslosen Zustande beschäftigte, befand sich mein Bewußtseyn in meinem Körper; aber dachte ich lebhaft an meinen guten Vater, dachte ich an meine Julie, und an die Angst und an die Sorgen, die mein Verschwinden ihnen verursachen würde: so war ich mit meinem ganzen Bewußtseyn um und bei ihnen; vernahm ihre Worte, sah sie ihre Geschäfte verrichten, ja, entzifferte sogar die geheimsten Gedanken ihres Herzens, ohne doch ihnen nur einen Wink von mir geben zu können. Ich durchwandelte unsichtbar die Gassen meiner Vaterstadt, begegnete manchem meiner Freunde, und hätte so gern ihnen mein Schicksal geklagt, aber nichts von mir vernehmend, gingen alle kalt an mir vorüber. Unruhig rief mein Vater: Wo bleibt doch mein Eduard! — Gern hätte ich ihm geantwortet: dort liege ich hoffnungslos in jener Felsenhöhle, rettet mich; aber mein Vater vernahm nicht die laute Sprache meiner Gedanken. Meine Julie weinte und rang ihre zarten Hände, als schon Finsterniß den Erdkreis deckte; — ich tröstete sie, ich schloß sie in meine Arme; aber sie hörte nichts, sie fühlte nichts! Lange vergeblich suchte ich ein menschliches Wesen, das mich verstehen möchte, als es mir endlich gelang, zu finden, was ich suchte. Die Schwester meiner geliebten Julie nämlich, welche fast von frühester Jugend an unheilbar an Nervenzufällen litt, war es, der ich im Traume erscheinen, und meine hülflose Lage entdecken durfte. Sie offenbarte es Julien, und diese wiederum meinem Vater. Aber mein Vater schüttelte den Kopf, und erklärte alles, was die Nervenschwache von mir vernommen haben wollte, für Einbildung und leere Träume. Ich erschien ihr abermals, und, indem ich ihr den Ort genau bezeichnete, wo man mich finden würde, bat ich sie dringend, zu meiner Rettung schleunige Anstalt zu treffen.

„Um Dich zu beruhigen, Julie," sagte mein Vater, „wollen wir es versuchen; aber es wird leider umsonst seyn; denn gesetzt, wir finden ihn auch: so sind bereits schon vier Tage verflossen, daß Eduard verschwand." Mein Vater und alle meine Freunde suchten die verborgene Höhle und fanden sie endlich, aber erklärten mich für todt. Unter Wehklagen und Thränen brachte man meinen Leichnam in mein ältterliches Haus, aber mein Geist war nicht im Stande, mehr ihn zu beleben, so oft ich es auch versuchte. Und als man endlich mich in einen Sarg legte, diesen verschloß und in die Erde senkte, als tausend heiße Thränen Julie um mich vergoß, da konnte ich nicht länger an meinem Tode zweifeln, und ich verließ den Kreis meiner Lieben.

„Du hast Deine Rolle nun ausgespielt auf Erden," sagte ich zu mir selbst, — „laß sie nun meiner vergessen, die mir ewig theuer seyn werden! Es ist ja dies das endliche Schicksal aller, die dahin schlummern, und es ist ja gut, daß das menschliche Herz vergessen kann. Wenn ich freilich gestehen muß, daß in der ersten Zeit des Uebergangs in diese neue Art des Seyns die Sehnsucht nach der Erde und ihren Freunden, und insbesondere das Verlangen, meine Julie zu sehen, so unbeschreiblich groß war, daß ich, wie ihr Schatten sie umschwebend, immer wieder zu ihr zurückkehrte: so söhnte mich doch der Gedanke, daß alle meine Lieben mir

einst folgen würden, und die tausend Annehmlichkeiten eines erhöheten und vollkommenern Zustandes, sehr bald mit meinem Schicksale aus. Mein, von allen Banden des Körpers entfesselter, Geist schwebte, auf den Schwingen der Gedanken, in den Purpurgefilden der Morgen- und der Abendröthe, von keinem groben Bedürfniß des sinnlichen Körpers gepeiniget. „Aber warum weilest Du hier länger, da es Dir freisteht, höhere und vollkommenere Welten aufzusuchen? O, Theodor, Freund meiner Jugend, in welchen Regionen des unermeßlichen Alles schwebet Dein verklärter Geist? Begegnete mir doch in diesen weiten Räumen Dein holdes Bild. Unbeschreibliche Sehnsucht nach ihm füllte meine ganze Seele. Aber auch in diesem Augenblick schwand die Erde unter meinen Blicken, und es breiteten sich vor mir aus die Gefilde einer Lichtwelt voll Seeligkeit und voll Freude. In sprachlosem Entzücken ruhete ich in den Armen meines Theodors. „Nun trennt uns weiter kein Tod! —" rief er.

Die Freude des Wiedersehens bewegte so mächtig mein Herz, daß ich aus meinem Traum erwachte, dem ich gern eine ewige Dauer gewünscht hätte.

Gunima.

(Fortsetzung.)

Da trat sein Vater mit dem Secretarei-Director hinter dem kolossalen Wappen der Republik Holland hervor, welches des Gärtners Kunst grotesk aus einer Taxuswand geschnitten, und von reiner Vaterfreud über die Million Gulden beseligt, die dieß Negoce dem Hause van der Spuy zubrachte, rief er seinem Begleiter zu: Nicht wahr mein edler Herr, unser Compagnon versteht es, schnelle Geschäfte zu machen: die besten Häuser hasardiren nichts, wenn sie mit ihm in Maskopei treten? Beifällig nickte dieser, und schüttelte dem Herrn Schwager in Hoffnung freundlich die dargebotene Rechte. Verlegen und dadurch noch schöner zog Konstantia ihre Hand zurück; keines Wortes mächtig, stand Benjamin neben einem bunt gemalten Schäfer von Sandstein, welcher seine verunglückte Copie schien, und als der Director gravitätisch zwischen das Paar trat, und beider Hände ergriff, augenscheinlich um sie mit einer kleinen Oration zusammen zu geben, fühlte der arme Junge die letzte Kraft zum Widerstande von sich gewichen, und beschloß mit Resignation, für den Augenblick alles über sich ergehn zu lassen. Eben öffnete der Director den Mund, und hörfertig faltete der alte van der Spuy die Hände über dem stattlichen Unterleibe, als athemlos Gunima herbeistürzte, und sich zu des Jünglings Füßen warf. Baas, um des Gottes-willen, zu dem wir alle beten, rief sie mit herzzerschneidenden Jammertönen, rettet meinen armen Bruder, sonst ist er verloren.

Gunima, Du bist außer Dir, sprach erschrocken Benjamin, und mühte sich, das arme Mädchen mit der freien Linken vom Boden aufzuheben, so gut sich das bei der Gefangenschaft thun ließ, in der der Director seine Rechte hielt. Aber Gunima schrie verzweifelnd: Mein Baas, hier will ich liegen, zu Euern Füßen will ich mich winden gleich der zertretnen Schlange, bis Ihr der Gnade Götterwort gesprochen.

Beruhige Dich, armes Kind, bat sie Benjamin mit Tönen, an deren Weichheit Constantia mächtiges Aergerniß nahm. Dein Bruder ist jetzt mein Eigenthum. Wer mag ein Haar ihm krümmen?

Ach! er hat ja den Vogt erschlagen, schluchzte Gunima. Sie haben ihn schon gebunden und nach der Wache geschickt.

Was, meinen Vogt? schrie grimmig der alte van der Spuy, der Bösewicht! Nun Gott sey Dank, hier auf dem Cap giebt es eine Criminal-Justiz, die sich gewaschen hat, und der Herr Independent Fiskal ist mein guter Freund, das weitre wird sich finden.

Jetzt wälzte sich eine bunte Menschenmasse den Baumgang herauf. Der arme Tgamma, bleichgelb und blutig, die Hände auf den Rücken geschnürt, wurde von einigen Negern herbeigeschleppt, und der Oberbuchhalter, der den Zug führte, wollte eben den begangnen Frevel aus einander setzen. Aber Benjamin, der sich ungestüm von dem festhaltenden Director losgerissen, wendete sich sogleich an den Gefangenen selbst, und rief mit schmerzlichem Vorwurf: Tgamma, warum hast Du mir das gethan?

Es ließ sich nicht anders thun, mein edler Baas, erwiederte der Hottentott mit unerschrokkenem Muthe. Der Vogt, der sich zum heutigen Festtage einen Rausch angetrunken, wollte meine Schwester zu Ungebührlichem zwingen, und als sie ihm widerstand, mißhandelte er sie grausam. Ich sah's von weitem, sprang hinzu, packte den Buben und brachte ihn bald unter mich. Da stieß er mit dem Messer nach mir, hier seht Ihr die Wunde. Nun galt es Leben um Leben. Ich entwand ihm das Messer und stach ihn nieder. Jetzt Baas, sagt auf Euer Gewissen, ob Ihr nicht in meiner Lage dasselbe gethan hättet?

Du! hast Recht, armer Junge, rief der biedere Miliz Capitän, der mit einem Haufen Gäste herbeigekommen war, aber Du mußt doch sterben!

Nach welchem Gesetz? fragte trotzig Tgamma. Wenn nach den Gesetzen Eures Welttheils Nothwehr als Mord bestraft wird, wie mögt Ihr mich darnach richten, mich, dieses Landes eingebornen Fürstensohn? den nur unedle List unter Euer Joch zwang, der Euch nie freiwillig gehuldigt hat. Habt Ihr Weißen etwa dadurch die Herrschaft über uns erworben, daß Ihr ungeladen nach unserm Vaterlande schifftet, daß Ihr uns aus unsern gesegneten Thälern verdrängtet, unser Vieh raubtet, unser Wild vertilgtet und uns so nur die Wahl ließet, in Wüsteneien zu entfliehen, Räuber oder Eure Knechte zu werden? Kann solches empörendes Unrecht Rechte schaffen, und Rechte, nach denen Fremdlinge des Landes rechtmäßige Eigenthümer bestrafen dürfen? Laßt meine Brüder über mich nach meines Stammes Gebräuchen richten, und wollt Ihr das nicht, nun so laßt mich ermorden, aber prahlt und heuchelt nicht noch dazu, daß ich als ein Opfer Eurer Gerechtigkeit falle.

Der Kerl sagt Dinge, auf die ihm der Teufel antworten mag, murmelte der Miliz-Capitän, und wischte sich heimlich eine Thräne aus dem Auge.

Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Kluge beantworten können, äußerte bedächtig der Director, und der alte van der Spuy sprudelte: Das sind die Folgen, wenn man das schwarze Vieh lesen lehrt!

Jetzt kam ein Korporal mit einigen Mousquetiren, den Mörder abzuholen, und in den Händen der Kaffern, die ihn begleiteten, klirrten schwere Ketten.

Rettet Baas, wimmerte Gunima, Benjamins Füße küssend, und grimmig flüsterte Constantia ihm zu: Ich erwarte es als einen Beweis Eurer Achtung, daß Ihr den Mörder, so wie seine lüderliche Schwester Ihrem Schicksale überlasset!

Da ermannte sich Benjamin plötzlich, und trat kräftig dazwischen, als sein Vater eben den Gefangnen der Wache übergeben wollte. Mit

Eurer Erlaubniß, Vater, rief er heftig. Ueber diesen Hottentotten steht Euch keine Verfügung mehr zu. Ihr habt mir erst heute Euer Recht auf ihn abgetreten. Er ist mein Knecht, und da es noch nicht klar ausgemittelt ist, ob er einen Mord, und wie er ihn begangen, so protestire ich für jetzt gegen seine Auslieferung. Er werde verhaftet, damit der Gerechtigkeit auch auf den schlimmsten Fall ihr Opfer nicht entzogen werde, doch vor der Hand nur in unserm Sclavenkerker sicher aufbewahrt. Noch ist es nicht einmal gewiß, ob der Vogt todt, oder auch nur gefährlich verwundet ist, und ob sich daher nicht das Vergehen blos zu einer Hauszüchtigung eignet.

Gleich einem erbosten Rhinozeros fuhr der Alte auf den edeln Sohn los, der Director schüttelte vielsagend den Kopf, und Constantia, die Quelle aus der diese sophistische Deduction geflossen, wohl erkennend, zerriß in stiller Wuth ihr extrafeines, battistnes Schnupftuch. Mit einer Miene des innigen Bedauerns trat der Miliz Capitän hinzu, um den Jüngling, dessen Zweck er zu durchschauen begann, zu widerlegen; da erschien der Wundarzt, der den Vogt verbunden, und referirte, daß der Patient noch lebe, und seine Heilung zu hoffen stehe.

Da hört Ihr es, mein Vater, sprach Benjamin. Jetzt ist mein Verfahren völlig gerechtfertigt, und wenn ich als Freibürger der Capstadt und Compagnon des Hauses van der Spuy mich noch zum Ueberfluß mit meiner ganzen Habe für den Gefangenen verbürge, so wird, wie ich hoffe, der Herr Korporal keinen Anstand nehmen, seine Mannschaft wieder abzuführen, mit der er sich zur Feier meines Geburtsfestes eine fröhliche Nacht machen mag. Eine schwere Börse, die Benjamin dem Korporal in die Hand drückte, und ein genehmigender Wink des Miliz-Capitäns, dem dieser sich nicht versagen konnte, überwanden jede Bedenklichkeit. Die Soldaten wurden mit linksum kehrt Euch abgeführt, die Kaffern folgten. Tgamma ward in seinen Kerker gebracht, die beiden Alten gestikulirten auf eine furchtbare Weise mit einander, Benjamin blickte zärtlich auf die arme, ohnmächtig auf der Erde liegende Gunima, ohne auf Constantien zu achten, die, an Schönheit und Ingrimm, einem gefallnen Engel gleich, neben ihm stand. Der ehrliche Oberbuchhalter, dessen Distinctions-Vermögen für solche Extra-Fälle längst verrechnet war, aus der von weitem wahrgenommenen Zusammengebungs-Pantomine des Directors auf die bereits vollzogene Verlobung schließend, wendete sich mit einer schalkhaften Gratulation, im feinsten kaufmännischen Styl, an die böse Dame.

Diese aber sprudelte ihm die bei voreiligen Glückwünschen auf dem Cap übliche Frage: Wißt Ihr das gewiß? entgegen, und rauschte dann mit ihrem seidnen Reifrocke, wie vom Sturm getrieben ein brennendes Kriegsschiff, aus dem Garten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schlechter Trost.

Arill lag auf dem Todtenbette,
Daneben stand sein Weib Babette,
Es fehlte Beiden nicht an Ruh'. —
Der Priester sprach Arillen zu:
„Erwarte, Sohn! Dein End' geduldig,
„Du weißt Dich keines Lasters schuldig,
„Drum werden aus dem Thal der Plagen
„Die Engel Dich gen Himmel tragen,
„Und dort in jenen schönen Hainen
„Wird Gott mit Deinem Weibe Dich
„Auf's Neue wieder dann vereinen!" —
Bei diesem Wort fing bitterlich
Der arme Kranke an zu weinen.

Anekdote.

Man zog in einer Gesellschaft ein Frauenzimmer, das den Zucker sehr liebte, damit auf. „Ach er hat doch einen Fehler!" sagte sie. — „Nun welchen denn?" — „Daß man keinen dazu essen kann," antwortete sie.

Denksprüche aus alten Philosophen verschied'ner Völker.

Liebende sagen wohl Tausenderlei sich, ohne zu reden.

Jugend und Schönheit, Talent und Geist und Grazien-Anmuth
Fesselt die Herzen der Männer nicht lang, doch Weisheit und Tugend.

Ja, der geschlagenen Frau'n giebt's mehr auf dem Land', als in Städten,
Aber auch weit der geschiedenen dort und vergifteten minder.

Das Forschen des Manns und des Weibes ist eigen:
Er fragt: „Ist Sie reizend?" und Sie: „Kann er schweigen?"

Zunge, du Schwert, in dem Munde der Frau'n, kannst niemals verrosten.

Besser schminklos Einem nur von Allen,
Als geschminkt Zehntausenden gefallen.

Nie seit Even hat je sich ein Weib durch Schweigen geschadet.

Leichter sind hundert Frau'n Einerlei Meinung als zwei.

Männer hören sich zu, doch Frauen und Mädchen beschau'n sich.

Je schöner Mädchen sind, je köstlicher ihr Kleid,
Je mehr verlieren sie durch Unbescheidenheit.

Der Todte an den Lebenden.

Wie Du hier stehst, so stand einst ich,
Und sah hinab, wie Du auf mich.
In Kurzem liegst du hier, wie ich.
Und Andre steh'n und seh'n auf Dich.

* Gegenerklärung
als letzte Antwort auf die Erklärung in Nr. 52 des Bürgerfreundes.

Da in jener Erklärung mit dürren Worten gesagt wird, daß solche nur zur Rechtfertigung des Herrn. Claußius ausgesprochen sey, übrigens aber unsere Gründe, warum wir das Spiel dieses Hrn. tadelten nicht widerlegt werden — so wird jeder Unpartheiische nur allein Partheilichkeit in derselben finden, und diese zu beantworten ist nicht unsere Sache. — Persönliche Anklagen und Kunstgriffe wird hoffentlich das Publikum in unsre Antwort nicht hineinlegen können, deshalb auch dieses unsre letzten Worte über jenen Gegenstand, da wir ebenfals Feinde eines wortverdrehenden Federkrieges sind.

Die Verfasser der Theaterkritik in Nro. 47 des Bürgerfreundes.

Räthsel und Charaden von Hebel.

1) Die Rotunde.

In einer lichten Rotunde schaut
Hinauf mein staunender Blick.
Von Adam's Erzeugten hats keiner gebaut
Dies künstliche Meisterstück.
Seine Säulen sind nicht von Marmor, von Holz,
Von keinem Metall; doch schwebet es stolz
Im weiten Raume, trotzt großen Gewalten,
Sich selber vermögend im Sturme zu halten.
Wer mißt seine Balken, wer zählet die Menge
Der luftigen Hallen, der schwebenden Gänge?
In der Mitte die waltende Göttin wohnt,
In strahlender Mitte die Göttin thront.
Nun gebet mir Kunde:
Wie heißt die Rotunde?

(Hier macht der Vortragende eine Pause, in welcher die Zuhörenden ohne Zweifel auf das Firmament oder den Himmel rathen werden, und fährt dann fort:)

Es ist nicht des Himmels lasurner Bogen,
Der sich spiegelt und bricht in des Meeres Wogen
Eine Mördergrub' meine Rotunde ist,
Den Pilgrim zu ihr die Göttin frißt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Palindrom's in Nro. 52.

Das Vorwort: dar.

N: 54.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 5. Juli 1818.

*Rennersche Reim-Chronik von Bremen.

(Zweite Fortsetzung.)

Die folgenden Bischöfe sind Erzbischöfe gewesen.

Sanct. Ansgarius, vierter Bischof von Bremen.

Er ist zuvor, wie man gelesen,
Ein andächtiger Mönch gewesen,
Sein Leben führt' er tugendlich,
In Abstinenz und züchtiglich
Zu Corvei an dem Weserstrom.
Von da kam er zum Bischofthum
Nach Hamburg, wo er 16 Jahr
Gelebt in vielerlei Gefahr
Der Heidenkriege hin und wieder;
Zuletzt jedoch ließ er sich nieder
Geraume Zeit in Ramesloh.*) 842 u. folg.
Darauf ist er von Ludovico,
Dem Könige im deutschen Land,
Zum Stifte Bremen hingesandt.
Regierte hier gar tugendreich
Bremen und Hamburg auch zugleich.
Nun hört was dieser Gottes-Mann,
Was Sanct Ansgarius gethan.
In Dänemark und Schwedenreich,
Die ersten Kirchen in Schleswig zugleich
Und Rameslohe hat er gestiftet,
Das Kloster Barßen*) auch errichtet.
Hat Schweden auch zuerst bekehrt,
In Dänmark Gottes Wort gelehr't,
Die Könige getauft allda,
Und so vermehrt Gottes Gloria.
König Erich in Dänemark
Vollbrachte drum ein christlich Werk,
Denn er vergönnte Jedermann,
Die Taufe dort zu nehmen an.
Ansgarius drob erfreuet sehr,
Nahm zu sich noch der Hülfe mehr,
Die nun vermehrten Gottes Wort.
An der Schlie**) ist noch der Ort,

*) Ramslohe oder Rammelslohe, ein Stift im lüneburgischen Amt Winsen an der Luhe, mit einem Walde gleiches Namens 4 Meilen südöstlich von Harburg, vom Papst i. J. 862 bestätigt. — Da Ludwig der Fromme schon 840, also mit Willerich zugleich starb, so muß es Ludwig der Deutsche seyn, der erst 876 starb.

*) Ist vielleicht der Flecken Barmstedt in der holsteinischen Grafschaft Ranzau, oder das zerstörte Bardewiek im Lüneburgischen (bardorum vicus)

**) Die Schlie ist der Meerbusen, wovon Schleswig den Namen hat, denn Wiek heißt im Altsächsischen ein Meerbusen. s. Nieders. Wörterb.

Woselbst Ansgarius getauft.
In Holstein ward das Volk verkauft,
Doch solchen Mißbrauch, Schande und Wahn,
Den hat Ansgarius abgethan.
Als seine Zeit nun war gezählt,
Gab er den Geist in Gottes Gewalt, (865)
Und 34 Jahr, wie noch zu lesen,
Ist er ein Erzbischof gewesen.

Erzbischof Rembert, fünfter Bischof von Bremen.

Der fromme Pater Sanct. Rembertus
War des Ansgar Diakonus.
Da kamen Normannen überall
Hier in das Land mit großer Zahl,
Und schlugen von der Sachsen Heeren
Ein Theil von Ebbestorp*) nicht fern.
Doch ist Rembertus unterdessen
Im Norden an der See gewesen.
Allda in Friesland, hoch im Norden,
Sind von Normannen erschlagen worden
Durch tapfre Friesen 10,000 Mann,
Wie die Geschichte kund gethan,
Und noch 400 eben so,
Deß wurde Friesland herzlich froh. —
Wer seine Zuflucht nimmt zu Gott,
Dem hilft er auch aus Angst und Noth:
Wie auch Remberten oft geschehen.
Man sagt, thät er auf Reisen gehen
In Schweden, daß er durch Gebet
Oft Sturm und Meer beschwichtigt hätt'.
So ritt er auch einstmals nach Schleswig,
Hier hatten die Normannen bei sich
Gefangne Christen, in gutem Hort,
Dafür gab er sein Pferd sofort,
Worauf nach Hamburg er zu Fuße ging,
Und dann mit Bucken**) ein Convent anfing.
Starb endlich, seines Lebens satt, (838)
Ein andrer an die Stelle trat.

*) Der Flecken Ebsdorf, wo im 7 jährigen Krieg die Franzosen geschlagen wurden, liegt 3 Meilen südlich von Lüneburg.

**) Bucken ist uns unbekannt. Wir überlassen solche Erklärungen, wozu ohnehin der Raum nicht zureicht, künftigen Forschern zur Entscheidung.

Die bisher mitgetheilten Stellen aus der Rennerschen Chronik sind keineswegs der Originaltext, sondern aus dem unverständlichen altdeutschen Dialekt desselben ins jetzige Platt-Deutsch übertragen, und zwar nach der Ausgabe von 1583, nachgedruckt zu Stade 1707, dem 2ten Jubeljahr der Reformation. Zur Abwechselung theilte man diesmal lieber ein Fragment in hochdeutscher Uebersetzung nach der jetzigen Aussprache mit.

Gunima.

(Fortsetzung.)

Zwischen Actenthürmen, in denen eine große Masse Menschenelend steckte, matt beleuchtet vom Scheine der Arbeitslampe, saß der dürre Herr Independent Fiskal Blesius mit seiner scharfen Feder, die armen Inquisiten, deren Sündenregister vor ihm lagen, nach Befinden einkerkernd, geißelnd oder justifizirend, als unangemeldet der junge van der Spuy in das Zimmer stürzte. Der Actenmann, der über diese große Ungebühr schon jähzornig werden wollte, verzieh doch, als er den Sohn und Compagnon des Millionärs erkannte, dem Reichthum die angeborne Anmaßung, und deutete höflich auf einen Stuhl. Benjamin war aber zum Sitzen zu unruhig, und trug den unglücklichen Vorfall stehend, und mit so viel Feuer und Geschwindigkeit vor, daß ihn der phlegmatische Fiskal mehreremale ersuchen mußte, sich zu verschnaufen, und ihm Zeit zu lassen, das Factum gehörig zu capiren. Als der Jüngling geendet, lehnte sich Ehren Blesius, wie es nach der alten Vorschrift jeder Richter thun soll, gleich einem grießgrämigen Löwen in den Armstuhl zurück, schlug den rechten Fuß über den linken, nahm aus der kolossalen Silberdose eine ungeheure Priese, und sprach dann mit großer Ruhe: Man muß Eurer Jugend und Eurem kurzen Aufenthalt auf dem Cap, Eure Unbesonnenheiten zu gute halten, mein edler junger Herr. Der Fall quaestionis ist nicht so leicht, als ihr ihn genommen habt. Wer wird den schwarzen Nationen auf ihr Wort glauben? Wenn weiter niemand bei der That zugegen gewesen ist, als das Geschwisterpaar, so kommt alles auf die Aussage des Vogtes an, den ich morgen früh vernehmen werde. Auf jeden Fall ist der schwarze Bösewicht, der gegen einen Weissen das Messer gezückt, dem Fiskal

verfallen, und es hängt blos von dem Tode oder der Genesung des Vogtes ab, ob der Thäter stirbt.

Stirbt? schrie Benjamin mit gerungenen Händen.

Stirbt, wiederholte der Fiskal monoton. Das alte holländische Sprüchwort sagt: Mit den Eiern in die Pfanne, so werden keine böse Küchlein ausgebrütet. Was todt ist, beißt nicht mehr. Stirbt, oder lebenslong eingeschmiedet wird. Ihr habt sehr Unrecht gethan, seine Auslieferung zu weigern, und der Korporal, der sich abweisen lassen, sollte eigentlich zum Gemeinen degradirt werden, und durch eine Woche täglich acht Stunden vor der Hauptwacht Mousqueten tragen, wenn ich nicht aus Achtung für das Haus van der Spuy pardonnirte. Morgen werdet ihr mir den Gefangenen übergeben, sammt seiner Schwester, die auch verhaftet werden muß, weil sie der Theilnahme an dem Morde dringend verdächtig ist. Das Weitere wird sich finden. Hiermit griff der Fiskal gnädig an die Federmütze, zum Zeichen der beendigten Audienz. Benjamin aber, der das Letzte versuchen zu müssen glaubte, suchte durch eine Goldrolle, die er auf den Tisch legte, seiner Bitte um Gnade das gehörige Gewicht zu geben. Aber der Fiskal schob das metallne Argument zurück und sagte ruhig lächelnd: Nehmt mir es nicht übel, junger Herr, ihr seyd sehr dumm, und werdet noch viel Lehrgeld geben müssen. Wenn Ihr glaubtet, daß solche Mittel zum Zweck führen könnten, so mußtet Ihr sie seiner einleiten. Wenn Euer Herr Vater nicht mein sehr guter Freund wäre, so würde ich die Rolle als ein Corpus delicti in Beschlag nehmen, und Euch noch dazu den Prozeß machen, weil Ihr mich zu bestechen versucht. So — steckt sie nur in Gottes Namen wieder ein, traut dem alten Fiskal künftig so viel Klugheit zu, daß er sich gegen einen solchen jungen Windbeutel nicht blos geben wird, schlaft für jetzt wohl, und nehmt gefälligst das Geleit mit Euch.

Auf diese Art verabschiedet, blieb dem armen Benjamin nichts übrig, als beschämt das Zimmer zu verlassen, was er denn auch that, seine Unbesonnenheit und des Fiskals fürchterliche Besonnenheit verwünschend.

Als er nach Hause kam, führte ihn der Oberbuchhalter in des Vaters Schlafgemach, der eben, in Folge der erlittnen Alteration sich zu Bett bringen lassen und ein rothes Pulver einnahm. Das habe ich ja gefürchtet und prophezeit, rief er, schmerzlich zürnend, dem Sohne entgegen. Du hattest noch nicht geraset, und nun kommt der Koller auf einmal, und richtet meine beste Speculation zu Grunde. War das eine Aufführung gegen den Herrn Secretarei-Director und seine Fräulein Tochter? Das arme Kind ist in der eifersüchtigen Furie nach Hause gefahren, der Herr Vater ist ihr zu Fuße nachgerannt, und hier habe ich schon ein Billet von ihm, worin er mir das schöne Negoz mit schnöden Redensarten aufkündigt.

Gottlob! seufzte Benjamin aus voller Brust, und der Vater, dessen Zorn über dies Lob Gottes noch wilder entbrannte: rief nun:

Ich werde mich mit dem Phantasten nicht länger ärgern. Zum Glück habe ich mich bei dem Compagnie-Contract gehörig vorgesehen. Entweder Du überlieferst morgen den Ganimed der Criminal-Justiz, und versöhnst das Fräulein, dadurch, daß Du ihr mit der Hebe ein Präsent machst, oder wir sind geschiedne Leute für immer, und es müßte keinen pfiffigen Anwald mehr auf dem Cap geben, wenn Du dereinst von meinen Vermögen auch nur einen Stüber erben solltest. Das beschlafe, und komme mir

nicht eher wieder vor die Augen, als bis Du mir Deinen letzten Entschluß melden kannst. Damit drehte sich der Redner nach der Wandseite, und bald verkündigte sein fettes Schnarchen dem armen Benjamin, daß für heute hier nichts mehr zu thun sey. Verzweifelnd, aber entschlossen, verließ er das Gemach.

Den festen Schlaf des guten Gewissens schlummerte auf dem vermoderten Stroh seines Kerkers der unglückliche Tgamma, als leise die Riegel klangen, und mit einer Blendlaterne Benjamin eintrat, ihm folgte Gunima und der Neger, der vor der Gefängnißthür Wache gestanden. Benjamin schüttelte den Schläfer wach, und flüsterte ihm zu: Die Pforte steht offen, sage Deiner Schwester Lebewohl, und dann entfliehe rasch, denn anders vermag ich Dich nicht zu retten. Dein Wächter wird Dich begleiten, denn auch er wäre verloren, wenn morgen Deine Flucht kund wird.

Tgamma wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen solle, dann preßte er Gunima an sich, umschlang dankbar des Gebieters Füße, und sprach schluchzend zu ihm: Ihr seyd Eurer Mutter würdiger Sohn. Wie kann der arme Tgamma Euch vergelten?

Wenn einst Dein Geschick Dich an die Spitze Deiner Brüder stellt, sprach Benjamin düster, wenn Du die Waffen schwingst gegen die weißen Henker, dann übe mehr Menschlichkeit, als gegen Dich geübt worden. Das ist der einzige Dank, den Dein Freund von Dir fordert, und nun fort, die Augenblicke sind kostbar. Rasch stürzte der Hottentott fort, ihm folgte der Neger, und Gunima fragte bebend den Gebieter: Was nun aus ihr werden solle?

Auch Du darfst nicht hier bleiben, armes Geschöpf, erwiederte dieser traurig. Die getäuschte Rachsucht Eurer Tyrannen würde Dir ein schreckliches Loos bereiten, vor dem ich zu schwach bin, Dich zu schützen. Ich werde Dich zu dem Miliz-Capitän bringen, den ich für einen edeln Mann erkannt, er wird den Willen und die Kraft haben, Dich zu schützen, bis mein Schicksal entschieden ist.

Mit Dank und Liebe hob Gunima das große leuchtende Auge zu dem Retter empor, legte die Hand auf das hochklopfende Herz, und folgte ihm dann aus dem Kerker, den er sorgfältig verschloß, und die Schlüssel in den Hofbrunnen warf. Eilend verschwand dann das Paar in dem Dunkel der Nacht.

Als am andern Morgen der Fiskal und sein Secretär, begleitet von Soldaten und den Kettentragenden Kaffern in van der Spuys Hause eintrat, rannte alles in der größten Verwirrung unter und gegen einander. Der Vogt war in dieser Nacht an seiner durch die Erhitzung des Rausches verschlimmerten Wunde verschieden, man hatte Hebe, den wachhaltenden Neger und die Kerkerschlüssel vermißt, und als man die Gefängnißpforte gesprengt, auch Ganimeds Flucht entdeckt. Der Grimm des Fiskals, dem seine Justizopfer entzogen waren, wendete sich nun in voller Stärke gegen den armen Benjamin, der ihn eben im Namen seines noch schlafenden Vaters zu bekomplimentiren kam, und in dessen gestriger Protestation er wohl nicht mit Unrecht, die Quelle aller dieser Unbilden sah. Nachdem er ihm eine lange Strafpredigt gehalten, gab er ihm vorläufig, aus Achtung für seinen respectablen Herrn Vater, wie er sagte, blos Hausarrest, ließ einen Korporal und zwei Mousquetiere bei ihm zurück, und entfernte sich mit dem übrigen Gefolge, um dem Gouverneur Bericht zu erstatten. Aber

wer schildert die Wuth des alten Herrn, als der Sohn, von seiner Ehrengarde begleitet, ihm die neuesten Ereignisse melden mußte! Die vierfache Kränkung, seinen Liebling todt, dessen Manen unversöhnt, den Bruch mit dem Secretarei Director unheilbar, und den einzigen Sohn verhaftet zu wissen, hatte alles Phlegma aus ihm vertrieben, und Benjamin mußte jede Kraft des Gemüths aufbieten, um bei dem widrigen Auftritte, der nun erfolgte, in den Gränzen zu bleiben, die des Kindes heilige Pflicht ihm vorzeichnete. Ein willkommener Erlöser war ihm der Miliz-Capitän, der in Person kam, um ihn zu dem Gouverneur abzuholen. Getrost, mein junger Freund, raunte ihm der wackere Mann zu, während sie mit einander auf das Kastell zuwanderten. Die Dirne ist in Sicherheit, und bei dem Gouverneur habe ich unterbaut, so viel ich konnte!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zu der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Ich fragte einst den in einem Alter von 101 Jahren verstorbenen Henrich Otto Druve, bei einem Besuche über dem Brückthore, wo er wohnte; wie er es gemacht habe, daß er so alt geworden sey? Sehr naiv antwortete er: Ick hebbe my in mynem ganzen Leven ohk nig Eenmal argert. (Ich habe mich in meinem ganzen Leben auch nicht Einmal geärgert). Ich fragte ihn dann weiter: Ob er denn auch nie eine Veranlassung gehabt habe, sich zu ärgern? Er antwortete: Alle Tage; averst ik woll jo kyn Narr syn un argern my. (Alle Tage, aber ich wollte ja kein Narr seyn und ärgern mich).

Sollten Epiktet, Seneca, die Antonine, und wie die Stoiker alle geheissen haben mögen, es mit ihrer Philosophie wohl je in der Praxis so weit gebracht haben, wie unser ehrlicher alter Druve, der von dem Bitter-Süßen, welches jedem Sterblichen, wiewohl in ungleichem Maasse in seinen Schicksalen hienieden gereicht wird, das Bittere schnell zu verschlucken, das Süße hingegen auf der Zunge zu behalten, sich gewöhnt, und durch die strenge Uebung dieser einfachen Kunst sich ein so hohes und gesundes Alter bereitet hatte, wie wenige es erreichen?

Durch die treue Befolgung des Grundsatzes, sich über nichts zu ärgern, hat er sich stets einig mit sich selbst und mit andern Menschen, zufrieden, lebenskräftig und gesund erhalten. Bei einem rechtschaffenen, wohlgeführten Lebenswandel ängstigte ihn kein böses Gewissen im Innern, und von Aussem vrrmogten die Angriffe böser Menschen seinen unerschütterlichen Gleichmuth nicht zu zerstöhren und den klaren Strom, worin sein Leben in einer glücklichen Verborgenheit, still und ruhig dahinfloß, nicht zu trüben.

Er war, wie er mir versicherte, nie bedeutend krank gewesen; hatte nie irgend eine Arzenei gebraucht: Seine Sinne blieben so frisch, daß er noch in dem letzten Jahre seines Lebens täglich, wie er es von seiner Kindheit an gewohnt war, in der Bibel und in dem Gesangbuche ohne Brille lesen und ohne mühsame Anstrengung das, was mit ihm und um ihn her gesprochen wurde, hören konnte. Noch oft stieg er die Treppe zu seiner Wohnung hinauf und herab und eine ganz eigene, angenehme Unterhaltung gewährt' es ihm, wenn er bei einer Pfeife Toback, die er sehr liebte, so recht gemächlich die vorübergehenden Leute betrachtete und bald bei diesem, bald bei jenem sich erinnerte, daß er dessen Ueber Groß-Aeltern schon gekannt habe. Das Gedächtniß verließ ihn nicht: Gern und umständlich erzählte er Geschichten

aus den längst vergangenen Zeiten seiner Jugend. Uebrigens war er kein Freund von vielen Gesprächen, sondern meistens nur wortkarg und einsylbig: Er liebte daher keine Gesellschaften und verließ nie oder doch nur selten den häuslichen Kreis seiner Kinder und Enkel, bei denen er wohnte. Er speiste mit einem ununterbrochenen gesunden Appetit und sein Schlaf war stets ruhig und erquickend, bis ein sanfter Tod leise und kaum merkbar die so lange geleuchtete Fackel dieses Lebens ihm auslöschte.

Ohne vorhergegangene Krankheit oder auch nur Unpäßlichkeit, fand man ihn an einem Morgen todt im Bette. — Sein Gesicht war, wie das eines tief Schlafenden und auch nicht die leiseste Spur von irgend einem Schmerze darin sichtbar.

So wie keine Sorgen den Lebenden drückten; so beschwert auch kein Leichenstein das Prunklose Grab des Gestorbenen.

Diese wenigen Worte, welche leicht, wie ein Hauch in der Luft verwehen, mögen, wenn auch nur auf Augenblicke, das Andenken an ihn bei meinen Mitbürgern, die ihn gekannt haben, erneuern und ihnen beweisen, daß es einem Menschen, dem freilich so wenig, wie unsrem alten Druve, feuriges Blut die Adern durchglühen darf, möglich sey, ein hundertjähriges Alter zu erreichen, wenn er sich nie ärgere: Oder vielmehr, daß ein Mensch, welcher nie sich ärgert, hundert Jahre überleben könne — daß aber keiner auf die Meisterschaft in der Kunst: alt zu werden, Anspruch machen dürfe, welcher noch nicht ganz von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß er ein Narr seyn würde, wenn er sich über irgend Etwas ärgern wollte.

Die Hellsehende.

Eine Erzählung.

(Bis auf die kleinsten Umstände wahr.)

Sehr glücklich ward die Gattinn eines meiner Freunde entbunden. Sie fühlte sich schon so stark wieder, daß sie es wagte, in ein anderes Zimmer zu gehen, welches aber nicht unmittelbar, sondern vermittelst eines Ganges, mit der Wochenstube in Verbindung stand. In diesem Gange wehete gewöhnlich eine unangenehme Zugluft. Erkilt von dieser, ward meines Freundes Gattinn sterbenskrank. Man schickte augenblicklichst zum Arzte; aber die Kranke wollte sich nicht entschließen, von der verordneten Arznei nur das Mindeste einzunehmen. Mein Freund schickte nun zu mir, mit der Bitte, eiligst ihn zu besuchen. Denn ich sollte, nach seinem Wunsche, den Versuch machen, seine Gattin zu überreden, sich in die Anordnungen des Arztes zu fügen. Als ich kam, war die Kranke unbeschreiblich heiter und fröhlich gestimmt, ja, ich muß sagen: sie war ausgelassen munter. Der Arzt hatte verordnet, daß sie die Hände in ein Gefäß, mit kaltem Wasser angefüllt, halten sollte. Lachend und scherzend bespritzte sie alle, die ihr zu nahe kamen, mit Wasser. In ihrer fröhlichen Laune versprach sie mir es heilig, daß sie alle ihr verordnete Arzneien pünktlich einehmen wolle, und sie hielt auch Wort. Nachdem sie nun mehrere Stunden — ganz wider ihre sonstige Gewohnheit, unaufhörlich gesprochen, gelacht und gescherzt hatte — denn nur zuweilen unterbrach das Bild eines Todtenschädels, den sie zu sehen wähnte, ihre laute Fröhlichkeit — so ward sie immer einsylbiger, matter, stiller, und schlief endlich ein. Irre ich nicht, so lag sie zweimal 24 Stunden in einem unnatürlich festen Schlafe. Endlich erwachte sie mit lautem Geschrei, klagend über

einen Bekannten des Hauses, der ein [illegible]rer Zeisig war, daß dieser sie in ihrem Garten, wo sie gewesen wäre, verfolgt hätte. Sie freuete sich, als sie sich davon überzeugte, es sey nur ein Traum gewesen. Jetzt fing sie an, zu erzählen, wo ihr Geist so lange geschwebt hätte. Der Ton ihrer Sprache war unbeschreiblich sanft und zart, ihre Ausdrücke erhaben und gewählt, und kurz, alles Poesie an ihr, da sie sonst ein wackres, gutes, aber höchst prosaisches Weib war. In einer schönen Lichtwelt, bei ihren verstorbenen Freunden war sie gewesen, und besonders erzählte sie viel von ihrem jüngst erst verstorbenen Vater. Es hätte ihr dort oben so unbeschreiblich wohl gefallen, daß sie nun nicht länger zu leben wünschte, obwohl sie, wie sie selbst gestand, viel von ihrem Gatten und Kindern hielte. Nicht lange, mehr werde ich bei Euch seyn, sagte sie. An den Fingern zählte sie die ihr noch übrigen Lebenstage ab.

„Montag! Dienstag! Mittwoch! Donnerstag! Freitag! — Dies ist der Tag, an dem ich Euch verlasse! Bittet mich nicht, daß ich länger bei Euch bleibe. Ach, ich sterbe so gern! Unbeschreiblich schön ist es dort, wohin ich gelange! Keine Sprache ist im Stande, die Wonne auszudrücken, die ich dort empfand!“

Und wirklich, als der Freitag kam, schwand sie hinüber ins schönere Leben.

Die Verstorbene war noch eine junge Frau, von einigen und zwanzig Jahren. Sie lebte mit ihrem Gatten in einer sehr glücklichen Ehe. Sie hatte ein Vermögen von etwa 50000 Thalern. Dennoch war das Leben jenseits ihr so über alles theuer geworden, daß sie mit Vergnügen eine Welt verließ, in der sie so sorgenfrei, als glücklich leben konnte.

Die Kunde von dem Magnetismus — ich glaube, es war im Jahre 1799, als die Gattinn meines Freundes starb — war noch nicht so allgemein verbreitet, als jetzt. Darum hielt ich zu jener Zeit alles, was ich hörte und sah, für ein leeres Spiel der Phantasie. Indessen die Uebereinstimmung dieser Erscheinung mit den Aeußerungen eines magnetischen Zustandes, überzeugt mich nun davon, das die Verstorbene hellsehend war.

Gruß und Gegengruß.

Ein katholischer Feldgeistlicher, der auf einen Freibeuter stieß, begrüßte den Anführer desselben mit dem christlichen Wunsche:

„Gott gebe Euch Frieden!“

„Und Euch nehm' er das Fegefeuer“ — bekam er zum Gegengruß — „so sind wir beide Bettler.“

Verschiedene Sätze.

Vaterlandsliebe ist thätiger Eifer für das gemeine Beste.

Jede Sache ist früher, als ihr Begriff, und jede Handlungsweise älter, als ihre Regel.

Wo nicht völlige Freiheit zu reden ist, da ist keine innere ächte Gerechtigkeit. Diese ist nur da glänzend, wo ein Richter oder das Gericht Alles sagen kann, was sie auf dem Herzen haben.

Es ist eine seltene Glückseligkeit in Zeiten zu leben, wo man denken kann, was man will, und wo man seine Gedanken auch öffentlich sagen kann.

Auflösung des Räthsels in Nro. 53.

Spinnewebe.

Blüthen.

An die Stelle, wo ein Baum ausgegangen ist, pflanze man nicht einen Baum von derselben Art wieder hin, oder auch er wird bald wieder ausgehen! Wenn ich daran denke, daß man einen König in Frankreich da wieder hingepflanzt hat, wo vor wenigen Jahren einer ausging, so fällt mir immer diese alte Regel unserer Gärtner ein, deren Richtigkeit eine vieljährige Erfahrung verbürget!

Als Napoleon aus Frankreich wandern mußte, da dachte ich an eine verruchte Seele, die ihren Körper endlich verläßt. Aber diesem, durch Laster aller Art entweihten Körper, dessen Blut noch voll des empörendsten Giftes war, haben die verbündeten edlen Fürsten eine so fromme und zartsinnige Seele wiedergegeben, daß es immer unentschieden bleibt: ob diese überhaupt im Stande seyn wird das aufbrausende, immer zur Empörung geneigte Blut zu beschwören und zu beschwichtigen? Ich für mein Theil glaube, daß Frankreich nicht eher ruhig ist, bis man es geviertheilt haben wird!

* Gefühl eines Deutschen am Abend vor der Schlacht.

Eh der Tag im Osten grauet
Eh von Morgenluft bethauet
Sich die Blum' am Strauche wiegt,
Eh die Hörner uns erklingen
Eh das Schwert wir muthig schwingen
Eh den Franken wir besiegt.

Blickt der Geist empor zum Ziele
Schlägt das Herz voll Hochgefühle
Weil ein Jenseits für uns lebt;
In der Silberpappel Rauschen
Scheint der Ewige zu lauschen
Glaubt man sich von ihm umschwebt.

Betend knie ich in Nacht geschleiert,
Sey o Schöpfer hoch von mir gefeiert,
Stärk im Kampfe meinen Muth;
Schenk uns allen wieder frohe Zeiten
Laß des Adlers Fittig uns beschneiden,
Würdig ringen nach dem höchsten Gut.

Freiheit sey das Losungswort der Brüder,
Sehn wir hier uns auch nicht alle wieder
Dort wo keine Thrän' mehr fleußt,
Wo uns stete Blumen sprossen
Wo von Himmelsglanz umflossen
Unsre Seel' sich selig preißt.

Da da wehn der Freiheit Fahnen
Da, da lohnest Du den Mahnen
Die ihr Dichten ihr geweiht,
Wodans Geist mag uns umfliegen
Daß im nahen Kampf wir siegen,
Handeln für die Ewigkeit.

Helios entsteigt dem Meere
Und der Vögel muntre Chöre
Preisen Gottes mächt'ge Hand,
Nun denn aus der Scheide rost'ger Degen
Fort dem Feinde kühn mir mir entgegen
Fort es gilt für unser deutsches Land.

Wilhelm Fenner.

Räthsel und Charaden von Hebel.

(Forts. von No. 55.)

2. Die Kanzleiperson.

Das O und Ach vom müden Handwerksmann
Spricht in der ersten Sylbe Euch nicht an.
Die Axt, der Hammer schweigt in ihr,
Nur Sterne flimmern sehet Ihr.
Irrt Ihr im Dunkel, wißt nicht aus und an,
Hilft Euch die zweite wieder auf die Bahn.
Ihr denkt, Ihr habt's, und in dem Krankenzimmer
Verbreite sich des Nacht-Lichts sanfter Schimmer
Für dieswal nicht! Drum rathet nur auf's Neu:
Das Ganze lebt und sitzt in der Kanzlei.

So eben hat die Presse verlassen und ist bei allen Herren Buchbindern für 2 Grote zu haben: Verbesserter Kalender der freien Hansestadt Bremen für das Jahr 1819. Er enthält ausser der gewöhnlichen Kalenderrechnung nach der Bremer Uhr, die pünktliche Angabe der Ebbe und Flut, von den Jahreszeiten, von den Finsternissen, Bauern Practik, den Messen und Jahrmärkten, die dreißigjährige Reise des Dierk Wiet von Ganderkesee im Oldenburgischen, dessen Begebenheiten und Unglücksfälle, welche er in allen vier Welttheilen erlebt hat. Von ihm selbst beschrieben, Fahrelzeit, Ab- und Zugehezeit der Dienenden in Bremen und dessen Gebiet, und Anekdoten.

№ 55.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag, den 9. Juli 1818.

Gunima.

(Fortsetzung.)

Die Schildwachen präsentirten, die Mannschaft der Hauptwacht trat ins Gewehr, als der Capitän mit Benjamin in das Kastell trat, und dieser stieg doch mit etwas beklommenem Herzen durch die Grenadier-Garden des Gouverneurs in dessen Vorsaal hinauf, da er es bei alle dem für keinen Spaß hielt, dem allmächtigen Vicekönige der Republik in einer Sache Rede zu stehn, in der ihm sein Gewissen sagte, daß er vor dem Gesetz unrecht habe.

Die Ankömmlinge wurden gemeldet und nach kurzer Frist in das Sessionszimmer geführt, in dem der Gouverneur in seiner furchtbaren Majestät dem versammelten hohen Polizei-Rathe der Regierung präsidirte, bei dem nun auch der Miliz-Capitän seine Stelle einnahm, und den guten Benjamin, gleich einem armen Sünder, der den Bruch des weißen Stäbchens erwartet, vor den Schranken stehn ließ.

Ihr habt einen sehr dummen Streich gemacht, junger Mensch, sprach der Gouverneur mit tiefer, ernster Stimme, und Benjamin machte unwillkührlich eine tiefe, gleichsam bejahende Verbeugung, die dem ernsten Gouverneur doch ein Lächeln entlockte, und freundlicher fuhr er fort: Ihr scheint das selbst einzusehn, und das macht mich zur Milde geneigt, da das Erkennen des Fehlers der Anfang der wahren Buße ist. Ich wiederhole es Euch, Ihr habt einen sehr dummen Streich gemacht, denn wenn ich Euch auch die Flucht des Hottentotten nicht unmittelbar zur Last legen will, so habt Ihr ihn doch durch Eure unziemliche Protestation und unstatthafte Bürgschaft der gerichtlichen Haft entzogen und dadurch allein sein Entweichen möglich gemacht. Und dafür verdient Ihr allerdings Strafe, welche jedoch in Erwägung der Verdienste Eures Vaters, in Erwägung Eurer Jugend und Eurer sonstigen mir angerühmten guten Qualification gelinder ausfallen soll, als Ihr selbst hoffen könntet.

Mit frohem, leichten Herzen wollte Benjamin auf dem Gouverneur losstürzen, um ihm zu danken, aber dieser winkte ihm zu, geziemend hinter den Schranken zu bleiben, und fuhr gelassen fort:

Der Herr Miliz-Capitän tritt morgen einen großen Landzug bis an die Gränzen unserer Kolonie an, theils um die unbekannteren Gegenden des Landes und ihre Eigenthümlichkeiten zu erforschen, theils um einige Kaffernstämme zurückzuweisen, die in unserm Gebiete Excesse begehn. Die Expedition wird sehr beschwerlich und nicht ohne große Gefahren seyn. Wir bedürfen dazu jemanden, der mit dem Zeichnen, besonders aber mit der höhern Meßkunde vertraut ist. Unser Landmesser ist kränklich, und unfähig die Strapazen dieser Reise zu tragen. Eure Geschicklichkeit in diesem Fache ist mir angerühmt worden, ich liebe es, durch meine Strafen zugleich wo möglich dem Staate zu nützen, und ich lege Euch daher als eine willkührliche Buße auf, diesen Landzug ohne Sold, im Dienst des Herrn Miliz-Capitäns, als Volontär mitzumachen. Dagegen schlage ich Kraft der mir verliehenen Gewalt, die gegen Euch anhängige Untersuchung nieder.

Jetzt erhob sich giftig der Fiskal zum Widerspruch, und auch noch zwei Räthe standen auf um sich dieser himmelschreienden Willkührlichkeit zu widersetzen. Aber auch der Gouverneur stand auf, legte die Hand auf seinen Ordensstern und donnerte: Ich nehm' es auf mich! — Gegen diesen, durch die Observanz geheiligten Machtspruch, durch den alle Verantwortung auf den Gouverneur fiel, war nichts einzuwenden. Die Räthe setzten sich still nieder, und auch der Fiskal nahm, vor Aerger gelb, seinen Platz wieder ein.

Jetzt ließ sich aber Benjamin nicht länger halten. Er stürzte hinauf auf die Estrade und küßte feurig des Gouverneurs Hand.

Was macht Ihr, fragte dieser, sie zurück ziehend.

Der Sohn küßt die väterliche Hand, die ihn so liebevoll strafte, rief der Jüngling mit Enthusiasmus.

Wohlgefällig schaute der Gouverneur in das edle jugendlich schöne Gesicht, küßte Benjamin auf die Stirn und sprach: Nun, geht mit Gott mein Sohn, und rüstet Euch zu Eurer Reise, zu der ich Euch vom Herzen Glück wünsche.

Mit einem dankbaren Blick auf den Miliz-Capitän, dessen Fürsprache aus dem Urtheil so unverkennbar hervortrat, schied der Jüngling, und als er das furchtbare Kastell im Rücken hatte, jauchzte er: Wahrlich der Preis ist leicht, um den ich zwei gute Menschen gerettet habe!

Zur Reise gerüstet trat am andern Morgen Benjamin, um Abschied zu nehmen, vor das Lager des Vaters, der ihm mürrisch sagte: Es ist mir lieb, daß noch alles so gekommen und meine ehrwürdige Firma vor der Schmach fiskalischer Strafe gerettet ist. Der Landzug wird Dir gut thun. Du kannst Deinen Uebermuth an den wilden Nationen und andern Bestien, auf die Du stoßen wirst, austrasen, und Dir die Hörner an ihnen ablaufen, und gehst Du dabei zu Grunde, so ist auch weiter nichts an Dir verloren.

Mit diesem Segen entlassen, bestieg der Jüngling sein Roß und trabte zum Versammlungsplatze der Karavane. Dort wimmelte es bereits von großen Rüstwagen, mit zwölf und mehr Ochsen bespannt, von Kolonisten, die mit ihren schweren Büchsen bewaffnet, sich zu Roß aufgestellt, von Hottentotten, theils zu Fuß, theils mit Pferden und Reitochsen bereiten, von Jagdhunden, von Kühen und Ziegen, die mitgenommen wurden, um die Reisenden überall mit frischer Milch zu erquicken, und hoch über dem bunten Getümmel flatterte

die Flagge der vereinigten Staaten von dem Zelte des Oberbefehlshabers, der Benjamin freundlich entgegen kam, und ihn in das leinene Haus führte. Seyd mir willkommen, mein lieber Reise-Compan, sprach der Capitän. Ich werde alles aufbieten, um Euch den, zur Abbüßung Eurer Sünden auferlegten Kreuzzug so angenehm als möglich zu machen. Ihr seyd mein Tisch- und Zeitgenoß und daß nichts zu Eurer Bequemlichkeit mangle, habe ich Euch einen behenden, ehrlichen Burschen zur Bedienung bestimmt, der gewiß keine Mühe sparen wird, sich in Euch schicken. Auf einen Schlag in die Hand, sprang aus dem Hintergemach des Zeltes Gunima in männlicher Kleidung hervor, die sich die Hände über die volle Brust gekreuzt, in süßer Verlegenheit vor ihrem Herrn beugte.

Gott lohne Euch, was Ihr für mich gethan, rief Benjamin, den Capitän mit herzlicher Ehrfurcht umarmend, und gebe mir bald Gelegenheit, dem Gefühle der Dankbarkeit, das mir die Brust beengt, durch Thaten Luft zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hamster

Die menschliche Gesellschaft wird von so mancherlei Arten von Dieben heimgesucht und geplagt, als da sind Ehrendiebe, Felddiebe, Hausdiebe, Broddiebe, Holzdiebe, Cassendiebe, Wilddiebe, Tagediebe u. s. w., so daß es beinahe scheint, als ob das ganze menschliche Geschlecht auf diesen Ehrentitel Anspruch mache. Alles bestiehlt einander öffentlich und heimlich, und von jeher haben die Gesetzgeber diesen den Menschen angebornen Instinkt durch Strafen einschränken müssen. Diesen Hang zum Stehlen finden wir auch überall im Thierreiche verbreitet; ja sogar das Pflanzenreich hat seine Schmarotzer-Pflanzen. Noch haben die Moralisten nicht darüber eins werden können, welche Art von Dieben die schädlichste sey; ich meiner Seits halte die Ehren- und Felddiebe für die schlimmsten, weil man sich am wenigsten vor diesen hüten kann. Zu dieser, wenn schon sehr trivalen, Bemerkung veranlaßten mich die so häufigen Klagen über Felddiebe und ihre getreuen Gehülfen, die Hamster.

Ihre Menge war im abgewichenen Jahre ungeheuer groß, und ungeachtet man durch Anstellung von Hamsterfängern dem Uebel zu steuern gesucht hat, so behaupten doch die Ackerbesitzer, daß die dermaligen Maaßregeln zur Verminderung derselben noch lange nicht hinlänglich, und gerade die von den Behörden angestellten Hamsterfänger der Vertilgung hinderlich wären, da man bemerkt haben will, daß meistens nur männliche, wenig weibliche Hamster eingefangen und abgeliefert werden, und da manchem Hamsterfänger sein Patent als Hamsterfänger das Recht giebt, mit den Hamstern, die er verfolgen soll, auf Beute auszugehn.

Wie diesem Gebrechen abzuhelfen sey, mögen die entscheiden, denen Gott ein Amt gab; denn jedermann ist so gutmüthig, zu glauben, daß ihm — Gott auch den Verstand dazu verliehen habe.

Wie nothwendig es indessen sey, diesen grossen Korndieben das Garaus zu machen, und ernstlich daran zu denken, durch weise und kräftige Maaßregeln dieser Landplage abzuhelfen, möge nur folgende Berechnung eines erfahrnen Landmanns beweisen.

Ein Paar Hamster erzeugt in einem Jahre 15 bis 18 Junge dreimal, also 45 oder 54 Stück. Die erste Hecke, wir wollen nur 7 Paar annehmen, erzeugt wieder 7 mal 15 oder 18 Stück, folglich haben wir, wenn wir nur bei der kleinsten Hecke von 15 stehen bleiben, von

einem einzigen Paare in einem Jahre eine Nachkommenschaft von 150 Stück, oder 75 Paaren. Jedes dieser Paare trägt während der Erndte wenigstens 3 Viertel Körner ein; man thut der Sache nicht zu viel, wenn man annimmt, daß jedes Paar eben so viel verwüstet, verschleppt, verbraucht, verliert; folglich raubt ein einziges Paar Hamster und seine Nachkommen in einem Jahre 112½ Scheffel. In der Gegend von Magdeburg, Merseburg, Ammensleben, Haldensleben, Hundisburg und so weiter, kann man unbedenklich auf jeden Morgen zwei Paar Hamster annehmen im Durchschnitt, und man wird der Sache nicht zu viel thun, wenn man nach Abzug aller Ausrottungsmittel, welche die Natur selbst anwendet, annimmt, daß die Hamster den vierten Theil der ganzen Erndte consumiren, wo sie überhand nehmen. Es lohnt sich daher wohl der Mühe, weise Anordnungen zur Verminderung des Uebels von Seiten des Staats zu treffen. Die gewöhnlichen Hamsterfänger sind bei ihren Hamsterfängermaximen nicht hinreichend, sondern jeder Ackerbesitzer muß das seinige zur Vertilgung dieser Diebesbrut redlich und ernstlich beitragen. Man kann sie leicht ersäufen, erstikken, vergiften, ohne sich der Hamstergräber zu bedienen, welche selbst durch das Graben schon großen Schaden anrichten, andere Inconvenienzen ungerechnet.

Ob es unsern Naturforschern wohl bekannt ist, daß eben diese Hamster den Runkelrüben und Cichorienwurzeln im Herbste einen ungeheuern Schaden zufügen?

Töne aus der Vorzeit.

Unmenschliche That eines Edelmanns in Padua, im Jahre 1671.

Um auf einem bevorstehenden Feste im glänzendsten Prunke zu erscheinen, bestellte ein Edelmann in Padua bei einem dortigen Bildhauer einige Verzierungen, womit er seine Kutsche schmücken wollte. Der Mann versprach, zu einer bestimmten Zeit die Arbeit fertig zu liefern; hielt aber nicht Wort. Hierüber ergrimmt, verfügte sich der Getäuschte nach des Künstlers Hause; ihn nicht zu Hause treffend, wußte er dessen Frau durch Schmeichelei zu überreden, ihre beiden Kinder ihm in seine Wohnung folgen zu lassen, indem er durch nicht undeutliche Winke zu verstehen gab, daß er sie beschenken wolle. Als er aber mit den unglücklichen Kindern in seiner Wohnung angelangt war, führte er sie nach der Kutsche, und nagelte die Unschuldigen da an, wo immer noch die Verzierungen fehlten. Hierauf schickte er nach des Bildhauers Hause, und ließ ihm sagen, er solle doch geschwinde zu ihm kommen, weil er seine Meinung über ein Paar Gebilde hören möchte, die er so eben gekauft hätte. Man kann sich den Schmerz des unglücklichen Vaters denken, und seine Wuth! Nur mit Mühe ward er davon verhindert, den Mörder seiner Kinder auf der Stelle zu erstechen. Indessen erhielt der Bösewicht seine Strafe, obwohl er sehr viel und aus einem angesehenen Geschlechte war. Denn sein Lohn war der: er ward lebendig verbrannt.

Unbedachtsamkeit eines Lydischen Königs.

Krösus, der letzte König von Lydien, ist seines Reichthums und seines spätern Unglücks wegen, bekannt; Candaules aber, einer seiner Vorgänger, wegen seiner Unbedachtsamkeit. Das Schicksal hatte diesem Letzten nämlich eine überaus schöne und reizende Gattinn geschenkt. Auch andere sollten ihre Schönheit sehen und ihn glücklich preisen. Einstmals rühmte er ge-

gen seinen Feldherrn Gyges die körperlichen Reize seiner Gemahlin, in der Erwartung, daß dieser sagen würde: „O mein König, Du bist doch der Beneidenswertheste und Glücklichste unter allen Sterblichen? —“ Aber Gyges antwortete nichts darauf.

„Du glaubst es wohl nicht, was ich Dir gesagt habe,“ fing Candaules empfindlich an, ihm gleichsam Vorwürfe machend. „Aber ich ich will Dich davon überzeugen. Du sollst meine Gemahlinn sehen, wie sie nur mir im Schlafgemache erscheint.“

Gyges lehnte bescheiden und vorsichtig eine solche Gnadenbezeugung ab. Allein der König verlangte es ernstlich, daß er gegen die Nacht sich in sein Schlafgemach verfügen, dort sich verbergen, und in einem Versteck das Wunder der Schönheit erblicken solle.

Es war also durchaus nicht umhin, zu kommen. Nachdem die Königinn sich zu ihrem Gemahl auf's Lager verfügt hatte, schlich Gyges leise aus dem Gemache; aber die Königinn erblickte und erkannte ihn, verlor indessen hierüber kein Wort gegen ihren Gemahl. Am andern Morgen ließ die Königinn den Gyges zu sich entbieten, ihm sein unziemliches Betragen hart verweisend. Er aber entschuldigte sich mit dem Befehle des Königs.

„Hat mein Gemahl dir so etwas befohlen,“ fuhr die Königinn fort: „so sollst entweder Du für die genossene Augenlust mit dem Tode büßen, oder Du erwürgst meinen Gemahl, und ich vermähle mich Dir, und erhebe Dich auf den Thron!“

Unter diesen Umständen blieb dem Gyges, wie er dafür hielt, keine Wahl übrig. Die Königinn leitete es daher so ein, daß er in der nächsten Nacht, mit einem Dolche bewaffnet im Schlafgemache ruhig warten konnte, bis der König entschlummert war, und alsdann brachte er ihm den tödtlichen Streich bei. Gyges ward König und Gemahl der schönen Königinn. Justin. I. I. c. 7.

Kaiser Heinrich IV. legt einen unglücklichen Nachtbesuch ab bei seiner Gemahlinn.

Heinrich IV. faßte den Entschluß, die Treue seiner Gemahlinn auf die Probe zu stellen. Einer seiner Ritter mußte daher der Kaiserinn entehrende Anträge machen. Mit Unwillen wieß sie solche ab. Endlich, als der Ritter auf Verlangen des Kaisers immer zudringlicher ward, schien die Kaiserinn sich in sein Begehren zu fügen, und bestimmte die nächste Nacht zu einem Besuche für ihn. Der Ritter eilte sogleich zum Kaiser, ihm dies zu hinterbringen. „Die will ich anführen! —“ rief der der kluge Kaiser; und um seine Gemahlinn ganz sicher zu machen, gab Heinrich eine Reise vor, kehrte aber gegen die Nacht heimlich auf sein Schloß zurück, und verfügte sich sodann in des Ritters Kleidung zur bestimmten Zeit in das Gemach seiner Gemahlinn. Diese aber hatte schon für eine gute Aufnahme des Gastes gesorgt, und ließ den Kommenden mit so nachdrücklichen Schlägen empfangen, — indem sie ausrief: Du sollst ehrliche Weiber doch nicht wieder versuchen! — daß der Kaiser, um dem Ungewitter nur endlich auszuweichen, sich zu erkennen geben mußte.

S. Sachsen : Chronik Bl. 226.

Der Ursprung der Vermählung des Herzogs von Venedig mit dem Meere.

Pabst Alexander III. sah sich genöthigt, unter der Gestalt seines Kochs, dessen Kleider

er angezogen hatte, Rom zu verlassen, und flüchtete nach Venedig. Der Kaiser Friedrich Barbarossa war sein Feind; Venedig aber dem Papste treu ergeben. Hierüber kam es zu einer Seeschlacht zwischen beiden Mächten, und der Herzog von Venedig, Sebastian Ziani, erang einen vollständigen Sieg über die kaiserliche Flotte. Als der Herzog nun sieggekrönt aus der Schlacht zurückkehrte, zog ihm der Pabst und alles Volk an das Gestade entgegen. Und hier überreichte Alexander dem Herzoge einen kostbaren Ring, mit den Worten: Empfange, Herzog, diesen Ring! Kraft der mir verliehenen päbstlichen Gewalt sollst Du Dich mit dem Meere, wie ein Ehemann mit seinem Weibe, durch dieses Pfand vermählen. Welches Du und Deine Nachkommen alljährlich zu wiederholen haben, damit diese wissen und erkennen, daß Venedig die Herrschaft über das Meer durch Kriegsrecht erworben habe.

Reise über den Pol.

(verspätet)

Laut öffentlichen Nachrichten wagen die Engländer, jetzt den Versuch, den Nordpol zu beschiffen. Und gelingt ihnen dies, wozu allerdings unter den jetzigen günstigen Umständen, da, wie man weiß, bis über den 80sten Grad nördlicher Breite hinaus das Meer frei vom Eise, — einige Hoffnung seyn mag, so wird dies unstreitig die denkwürdigste Reise, welche je von Menschen unternommen wurde! Sollte indessen Kotzebue II., welcher auch nach jenen Gegenden hinsteuert, den Engländern zuvorzukommen: so findet der unternehmende Sohn unter dem Pol, was der geistreiche Vater im erleuchteten Europa fand — einen unvergänglichen Namen! Aber sonderbar muß den Reisenden es vorkommen, daß, so wie sie über den Pol hinaus sind, alle Himmelsgegenden in umgekehrtem Verhältniß ihnen erscheinen. Was Norden war, wird Süden; was Abend war — Morgen, und so umgekehrt. Die Sonne scheint unbeweglich am Himmel zu stehen; denn äußerst langsam geht sie auf, mit der Frühlingsnacht- und Taggleiche, steigt bis zum längsten Tage in grader Richtung empor, und senkt sich in eben dieser Richtung, bis sie endlich mit der herbstlichen Nacht- und Taggleiche verschwindet.

Das Leben des Menschen scheint, wie unsere Erde, auch seine zwei Pole zu haben, — Geburt und Tod! Und die Achse, um die das Ganze sich drehet, der immer rege Wunsch, Leben und Fortdauer zu erhalten. Der Tod ist der Nordpol, umlagert von den Schnee- und Eisgefilden des starren Alters. Hinüber indessen müssen wir; aber sind wir hinweggesegelt über diesen Mitternachtspunkt: so eilen wir auch einem andern Pole entgegen, und es verändern sich alle Himmelsgegenden gleichsam für uns! Den starren Gürtel des siechen Alters hinter uns nun belegen, breiten sich vor uns die reizenden Gefilde einer neuen Jugend aus, und wo für uns die Sonne unterging, bricht dann ein neuer, schöner Morgen wieder an. Neue und große Hoffnungen erfüllen unsere Seele mit verjüngter Kraft. Denn nachdem wir durch die enge Behringsstraße des Todes gesegelt sind, erblicken wir schon in der Ferne, in dem weiten stillen Ocean, die Inseln holder Freundschaft.

Das Maximum der Industrie.

Der Tagelöhner Matthias Ranny zu Stepanitz, ohnweit Brünn in Mähren, hatte seit 20 Jahren auf dem Rücken zwischen den Schultern ein Fleischgewächs, das bei seiner immer zunehmenden Größe ihm äußerst beschwerlich ward. Er wollte sich also der Operation, es wegschneiden zu lassen, gern unterwerfen; die Wundärzte

aber, an welche er sich deßhalb wandte, fanden es bedenklich, einen Fleischklumpen wegzunehmen, den man, seinem Umfange nach, wohl 18 Pfund schwer zu seyn schätzte. Endlich erklärte sich der Chirurgus Anton Henschel zu Tischnowitz bereit, die schwierige Operation vorzunehmen; er vollendete sie sehr geschickt, und heilte die daraus entstandene Wunde in Zeit von 33 Tagen vollkommen gut zu. Für seine Mühe und alle innerlich und äußerlich angewandten Mittel, forderte er am Ende der Kur nicht mehr, als 6 Gulden, „und diese zu bezahlen (fügt der Tagelöhner Matthias Ranny in seinem durch die Brünner Zeitung mitgetheilten Bericht, über seine Industrie gleichsam triumphirend, hinzu:) diese zu bezahlen, ward mir noch dadurch erleichtert, daß ich das mir vom Rücken geschnittene Gewächs auskochte, und das auf diese Weise gewonnene viele Fett, mit Wagenschmier vermengt, in meiner Haushaltung anwandte."

* An einen viel gereisten Geschäfts-Mann.

Verachte doch nicht ganz und gar
Den Stand der Stub'n Gelehrten,
Sie sind im Staat doch immerdar
Die Reichsten und Geehrten.

Der Handels-Stand hat gleichfalls zwar,
Auch Ehre, Glück und Würden; —
Doch, droht ihm nicht auch mehr Gefahr,
Mehr Sorge, Angst und Bürden? —

Wenn mancher gleich die Welt besah,
In Ost, West, Süd und Norden
Von Rußland bis Amerika,
Ist er drum froher worden?

Was hat er oft von aller Müh,
Daß er die Welt durchreiste?
Als Mann ward er ein Greis schon früh,
Und sich an Leib und Geiste! —

Oft ist des Viel-Gereisten Ruhm
Blos Farbe des Mulatten; —
Und sau'r erworb'nes Eigenthum
Verzehrt er wie ein Schatten.

Und wenn er mühsam kreuz und quer
Den Ocean durchschwommen,
Schlägt ihm das Herz nicht hoch und hehr,
Einmal zurück zu kommen?

Wird der Gelehrte nicht auch klug
Ohn' hochgepriesnes Reisen?
Land-Karte; — Freund — und nützlich Buch
Wird ihm, was du sahst, weisen.

Auch in der lieben Vaterstadt
Giebt's Häuser, Gärten, Schlösser;
Und ihm, der Geld und Ansehn hat,
Gefällt's daheim doch besser.

* Billet einer Mutter an ihre auswärtige Tochter.

Das weiße Tuch worin das Fleisch gewunden,
Hat in dem Kästchen richtig sich befunden;
Doch es gleicht Joseph's blutigem Gewand!
Dies nicht zu rein'gen — war ihm keine Schande
Er lag im Graben; — war im wüsten Lande, —
Wo man kein Wasser, — keine Seife fand.

Das blut'ge Tuch so plötzlich zu entdecken,
O Tochter! denk' Dir gerne mein Erschrecken,
Du weißt, wie leicht erschrocken Mütter sind.
Hätt' nicht Dein Brief mich aus der Noth gerissen,
Ich hätte schier mit Jacob rufen müssen,
„Ein böses Thier zerriß mein liebes Kind!" —

G — — .

Blüthen.

Unter allen Bengeln in der Welt ist wohl der Preßbengel, wenn er nicht in Zucht gehalten wird, der ungesittetste und frechste!

Der Wind reiniget, wie man sagt, nicht nur die Luft, sondern oft auch unsre Geldbeutel.

Auflösung des Räthsels in Nro. 54.

Hof-Rath.

Verschiedene Sätze.

Um glücklich zu werden, muß man erst ruhig seyn, und um diese Ruhe im bürgerlichen Leben zu erlangen, übertreibe man nichts; nur Mäßigung führt dahin; denn die Wahrheit liegt nie in der Uebertreibung.

Die Kriege fangen gewöhnlich aus dem Ehrgeiz der Fürsten an, und endigen mit dem Unglück der Unterthanen.

Neue Sprichwörter.

Vorwort.

Wie schlecht würde es um den Kleinhandel stehen, der so unentbehrlich ist, wenn wir nur lauter Fünfthalerstücke in der Welt hätten! Man gönne daher diesen Sprichwörtern es, daß sie, wie die Pfennige, manchen Armen erfreuend, aus einer Hand in die andere wandern. So wie manchen Städten nur das Recht verliehen ist, Scheidemünze zu prägen, haben manche Denker auch nur den Auftrag erhalten, die Wahrheit in Bruchstücken auszugeben.

* * *

Wer das Weib nicht achtet und ehrt, ist auch nicht eines guten Weibes werth.

Dem Fuchs sagt man auch viel Unwahres nach.

Wer selbst ist schwarz, macht andre schwarz.

Durch zwei Brillen sieht man weniger, als durch eine.

Lust und Unlust wohnen in einer Flasche beisammen.

Dem Blinden hilft keine Brille.

Dicke Bücher und reiche Freunde trösten oft am meisten.

Tiefe Wasser tragen ihren Reichthum an Fischen nicht zur Schau.

Wohin stolze Segel uns nicht führen, dahin führen uns Ruder.

Um groß zu seyn, dazu helfen keine Posaunen; aber um groß zu scheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel und Charaden von Hebel.

(Forts. von No. 54.)

3. Die Ordensdame.

Seht die edle Ordensdame!
Sagt, wie heißt ihr hoher Name?
Es glänzet an ihrem weiten Gewand
Ein langes und weißes Ordensband;
Es funkelt auf ihrem Kleide
Viel köstliches Ordengeschmeide.
Ihr Wappenmantel streift am Meer
Mit Gold bordirt vom andern Hemisphär.

So eben hat die Presse verlassen und ist bei allen Herren Buchbindern für 2 Grote zu haben: Verbesserter Kalender der freien Hansestadt Bremen für das Jahr 1819. Er enthält ausser der gewöhnlichen Kalenderrechnung nach der Bremer Uhr, die pünktliche Angabe der Ebbe und Flut, von den Jahreszeiten, von den Finsternissen, Bauern Practik, den Messen und Jahrmärkten, die dreißigjährige Reise des Dierk Wiet von Ganderkesee im Oldenburgischen, dessen Begebenheiten und Unglücksfälle, welche er in allen vier Welttheilen erlebt hat. Von ihm selbst beschrieben. Fahrelzeit, Ab- und Zugehezeit der Dienenden in Bremen und dessen Gebiet, und Anekdoten.

№ 56.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 12. Juli 1818.

Vom Selbstmorde.

Es ist schon viel über die bizarren Ideen, die in den Schriften der Engländer hervorstechen, geschrieben und gesprochen worden; aber es ist auch gewiß nicht zu leugnen, daß oft wirklich große und seltene Gedanken den wahren brittischen Schriftsteller characterisiren, wodurch er sich und die Literatur seines Volks, wenigstens in manchen Fächern, auf eine bedeutend hohe Stufe der Kultur erhebt.

Einen Beweis hiervon und zugleich von der Freimüthigkeit der englischen öffentlichen Blätter zu geben, diene folgendes:

Vor einiger Zeit wurde zu London in einem Unterhaltungsblatte, welches besonders in den vornehmern Zirkeln viel gelesen wird, die bedeutende Frage aufgeworfen: Was giebt jedem Menschen das Recht, das Leben zu verlassen, sobald es ihm nicht mehr gefällt? In vielen andern Blättern folgten bald nachher Antworten; die mehrsten erklärten es als Naturrecht, aus dem Leben, wie von einer Bühne zu treten, und als den einzigen bedeutenden Vorzug des Menschen vor dem Thiere. Der brittische Charakter, hohe Ideen zu fassen vorzüglich geeignet, zeigt sich hell in dem Aufstellen und Beantworten dieser Frage; in Paris war es ganz anders. Ebenfalls nahm sich dort eine Zeitschrift des Pro et contra an, aber die französische Lebenslust sprach fast in jedem Worte an, und man vergaß der Sache gar bald. — Hier, wo weder jenes englische noch französische Blatt gelesen wird, glaube ich wohl zu dienen, wenn ich die englischen Bemerkungen und Antworten auszugsweise mittheile, die französischen hingegen wegen ihrer Unbedeutenheit weglasse.

Wenn ich plötzlich und unerwartet aus der Reihe der lebenden Wesen ausscheiden müßte, wäre es ein Verlust für mich? — Aufrichtig und ohne vorurtheilige Meinungen geantwortet, ist zu glauben, daß das Verlieren des Lebens wohl nicht als ein Verlust zu fürchten ist; denn ist es schon entschieden, daß das Leben Vorzüge vor dem ewigen Todesschlummer hat? — Es treten Augenblicke ein, wo es einmal freundlich hervorblickt, aber diese lassen sich leider nicht halten, sie bleiben nur Augenblicke, und während man sie ergreifen will, verschwinden sie schon wieder.

Wenn man mehrere trübe Tage verlebt hat, und endlich wieder eine schöne Hoffnung der Seele entkeimt, so ist man immer geneigt, sich die Zukunft mit den reizendsten Farben auszumahlen, und der Gedanke an den Tod, der sich dann vielleicht einmischt, ist uns unangenehm; wenn aber nun jene Hoffnung auf die Zukunft anfängt, ihren Schein zu verlieren, und man sich plötzlich wieder in die lästige Gegenwart, in das mit Sorgen und Unannehmlichkeiten durchflochtene Leben zurück versetzt sieht, so fängt man auch allmählig an, den Tod gleichgültiger zu betrachten; man sieht bald ein, wie nichtig und täuschend alle Hoffnungen sind, und dann ist man oft geneigt, sich von diesem Leben loszureißen und in ein besseres hinüber zu träumen, oder — zu versetzen.

Ich betrachte — fängt ein anderer Schriftsteller an — das Leben wie eine mühevolle Fußreise; überall, wo man sich hinwendet, sind Hekken und Dornen, durch welche man von einem unerbittlichen Treiber — dem Schicksale — unaufhaltsam getrieben wird. Viele treffen auf ihrem Wege mitunter freie Plätze, manchen ist dann ein momentanes Ruhen vergönnt, doch äusserst wenigen, fast keinem gelang es je, einen solchen Platz zum beständigen Aufenthalte wählen zu dürfen. Neben dem Wege, mit ihm parallel, läuft ein tiefer Abgrund, der sich nur an den hellen und freien Orten dem Auge nicht zeigt; die Mehrsten beben schaudernd vor ihm zurück, sie drängen sich nach der andern Seite lieber tiefer in die Dornen hinein, um nur nicht in jenen zu versinken; doch giebt es auch Andere, die ihn angenehm finden, sind die des Drängens, Treibens und Leidens, welches unaufhörlich wiederkehrt, überdrüssig, so wagen sie einen herzhaften Sprung, und — haben nicht mehr nöthig, durch einen verwachsenen Wald sich mühsam hindurchzuarbeiten, sie wandeln in schönern Gefilden oder — ruhen ewig.

Dem von Natur oder durch Widerwärtigkeiten Schwermüthiggewordenen erscheint das Leben in einem noch weit gehässigeren Lichte; — den Schlaf des Todes, oder ein ganz anderes Seyn hält er für den wahren Zweck der Schöpfung; dieses, obgleich kurze, ihm doch schon viel zu lange Erdenleben nur für ein Fieber derselben. Weit entfernt ist er, und das mit Recht, es für Zweck zu halten, er betrachtet es wie eine höchst beschwerliche Arbeit, nach welcher er einst recht lange auszuruhen hofft.

Manchmal empört sich die Seele gegen den Gedanken, nicht mehr zu seyn, gewöhnlich in Augenblicken, wo eine erfüllte Hoffnung oder dergleichen die Lebenslust stärker wieder anfacht; oft aber scheint jener Gedanke sie sogar mit Sehnen, mit Entzücken zu erfüllen; Freude preßt uns Wehmuth aus über die Kürze des Lebens, — Traurigkeit macht, daß seine Länge uns überdrüssig, oft unausstehlich wird. Die einzigen Triebfedern, welche die Lust zum Leben noch im Menschen erhalten, sind Hoffnung und Verlangen, darum würde auch die Erde ungleich weniger bevölkert, vielleicht schon längst ausgestorben seyn, wenn alle Menschen wahre Philosophen wären; denn diese haben weniger Hoffnungen, weniger Wünsche und weniger Begierden.

Derjenige, welchen das Schicksal nicht in einen Stand gesetzt hat, wo er nur wenig von Andern abhängt, hat am ersten Gelegenheit, die Welt mit ihren tausend Mängeln kennen zu lernen und bittere Erfahrungen in Menge zu machen; ist er nur so viel gebildet, um Reflexionen anzustellen, so wird er durch jahrelange Sorgen und Widerwärtigkeiten nach und nach in einen gewissen Grad von Schwermuth versin-

ken, der ihn bald gegen sich selbst gleichgültig machen wird.

Erblickt man einige Augenblicke lang die Zukunft in dem Purpurgewande, und schmeichelt sich mit Hoffnungen, und sieht dann plötzlich ein, wie nichtig diese Hoffnungen sämmtlich sind, so ist man gestimmt, sich plötzlich aus diesem Leben in ein besseres hinüber zu träumen, oft zu versetzen; die Nichtigkeit dieses Lebens, ein erhabener Gedanke, der so leicht nicht ausgedacht werden kann, drängt sich uns dann unwillkührlich auf; hängen wir ihm nach, so sind wir auch fähig, uns einen Zustand zu denken, der von dem irdischen Leben so verschieden seyn wird, wie das Licht vom Schatten."

So sprachen die Schriftsteller in England, und bei solchen Grundsätzen ist es nicht zu verwundern, wenn man, vorzüglich in den Herbstmonaten, so viele auf den Londoner Todtenlisten findet, die das Irdische, Kleinigkeiten halber, verlassen haben.

Gunima.

(Fortsetzung.)

Die Karavane brach auf. Der Zug ging anfänglich an den Ufern eines stattlichen Flusses hin. Der Reichthum der afrikanischen Flora machte diese Gegend zu einem irdischen Paradiese. Das zahlreiche Wild dieser Zone, das wotzige Gnu, das stolze Hirschthier mit dem edeln Anstande, der gefleckte Buschbock, der schlanke, zierlich gebaute Springbock mit den schönen großen Augen, die Elenn-Antilope mit dem Mähnenbarte, der hochbeinige Kudu, der Blaubock mit dem lebendig sammtblauen Felle, die in Rudeln zu Hunderten an den Seiten des Weges weideten, und bei Annäherung des Zuges mit entsetzlichen Sprüngen Sicherheit in den Gebirgen suchten, belebten das reiche Landschaftgemälde auf eine höchst anziehende Art. Hier und da ragten einzelne kolossale Giraffen mit den gefleckten, unendlich langen Hälsen, gleich Kirchthürmen über Bauernhütten, aus den Heerden der kleinern Gazellen hervor, flohen jedoch, friedlich und furchtsam, gleich diesen, auf ihren langen Vorder- und kurzen Hinterfüßen in wunderlichem Galoppe davon.

Benjamin, der in ungeschwächter Jugendkraft, der Natur, der Reise und der Jagd, frische, immer abwechselnde Freuden genoß, gestand dem Capitän, daß er diesen Landzug eher für eine Belohnung als Strafe ansehen könne.

Geduldet Euch nur, bis wir in unfreundlichere Gegenden kommen, Herr Volontär, antwortete dieser. Ihr werdet dann der Drangsale nach Wunsch genießen können. Die Karuh-Wüsten nehmen sich anders, als diese lachenden Stromufer aus. Die Löwen- und Tygerjagd ist auch nicht so ergötzlich, als das Verfolgen der schüchternen Antilopen-Geschlechter, der Giftpfeile der Buschmänner, und der Hassagaien der Kaffern nicht zu gedenken.

An Eurer Seite, Herr Capitän, kommt es mir nicht vor, als ob ich mich vor allen diesen Schrecknissen sonderlich fürchten würde, rief Benjamin freudigen Muthes. Laßt sie nur kommen!

Und weiter ging der Zug, und der Abend begann zu dunkeln, als zwei Hottentotten, die die Umgegend als Seitenpatrolleurs durchstreift, zu dem Oberbefehlshaber gerannt kamen, und ihn um Erlaubniß baten, einen Elephanten, den sie im Ufergehölz entdeckt, malbog zu machen, daß heißt, nach ihrer Weise zu jagen. Der Capitän genehmigte, alle Hottentotten des Zuges vereinigten sich, und gingen, ihre Karosse auf den Armen, nur mit ihren Spießen bewaffnet, auf das Gehölz los. Die Büchsen schuß-

*

fertig auf den Sattelknopf gestützt, folgten ihnen der Capitän und Benjamin zu Pferde.

Beim Abreiten zupfte Gunima den Jüngling leise, und flüsterte ihm zu: Baas, die Elephantenjagd ist gefährlich. Wagt Euer Leben nicht unnöthig. Bricht der Elephant verwundet durch den Kreis, so seyd Ihr verloren.

Aber der Jüngling achtete der treuen Warnung nicht, sondern ritt lustig dem Gehölze zu, um welches die Hottentotten einen weiten Kreis gebildet hatten.

Ich bitte Euch, schaut den wunderlich schwarzgrauen Hügel, der so langsam hin- und herwackelt, rief Benjamin dem Capitän zu, und lachend erwiederte dieser:

Ihr habt wohl noch keinen Elephanten gesehn! Das ist er ja in höchst eigener Person! Von Erstaunen und Grauen ergriffen, erkannte jetzt der Jüngling näher tretend die Formen des ungeheuern Knochengebirges, welches sich, wie zum Verdauen, auf seinen vier Fußsäulen gemächlich hin- und herwiegte. Und immer enger schloß sich jetzt von allen Seiten gegen das Thier vorrückend, der Hottentotten-Kreis zusammen, und war ihm schon ziemlich nahe gekommen, ehe es sie einiger Aufmerksamkeit würdigte. Dann aber setzte es sich, ohne ein Zeichen von Zorn, in Bewegung, um friedlich fortzuwandern. Aber auf der Seite, wohin sich der Elephant wandte, traten die Hottentotten näher zusammen, und warfen ihm dann plötzlich ein Dutzend Karosse zugleich über den Kopf. Dadurch geblendet und verwirrt, blieb das Thier stehn, und suchte mit seinem Rüssel die unwillkommenen Decken wieder abzuwerfen. Aber von neuem flogen ihm eine Menge Karosse zugleich über den Kopf, und ein verwegner Hottentott sprang hinten an ihm in die Höhe, hielt sich an seinem Schwanze fest, und stieß ihm den Wurfspieß in das Eingeweide. Rasend vor Schmerz suchte das Thier seinen Feind zu erreichen, aber betäubt von den Decken, die unaufhörlich auf seinen Kopf geschleudert wurden drehte es sich nur, furchtbar brüllend, in einem kleinen Kreise um sich selbst herum. Jetzt sprangen mehrere Hottentotten herbei, ihm ihre Spieße unbarmherzig in den Leib stoßend. Aber in dem Augenblicke, wo die Wuth des Thieres durch die Wunden auf das Höchste getrieben war, gelang es ihm, den letzten Karoß von den Augen zu reißen, und ehe ein neuer Wurf gelang, büßten drei seiner Verfolger, zermalmt am Boden, ihre Unvorsichtigkeit.

Jetzt glaubte Benjamin, daß es Zeit sey, sich ins Mittel zu schlagen, legte an, und seine Kugel zerriß einen gigantischen Ohrlappen des Thiers.

Um Gotteswillen, was habt ihr gethan? schrie neben ihm der Capitän, schoß auch, fehlte, und beide wendeten und spornten nun ihre Rosse zur schleunigen Flucht. Aber schneller, als die ausgreifenden Pferde, schnaubte das Riesenthier ihnen nach, mit seltsamer, fürchterlicher Behendigkeit mit den ungelenken Füßen, die es wenig hob, über die Ebene wegschiebend. Auf Benjamin, dessen Schuß es verletzt, schien sein Hauptaugenmerk gerichtet, und schon langte der gräuliche Rüssel nach dem geängsteten Reiter, als auf einmal der Elephant stand, wankte, und röchelnd niederstürzte.

Das ist Gottes Finger! rief der Capitän käsebleich, vom Gaul springend, aber ein andermal laßt das unzeitige Schießen, Herr Volontär, wenn wir Freunde bleiben sollen.

Das Jagdgefolge sammelte sich nun um die ungeheure Leiche, und jeder Hottentott wollte für seinen Spieß die Ehre der Todeswunde vindiziren.

Ihr seid alle links, rief der Capitän, einen Giftpfeil aus dem Auge des Thieres ziehend. Ein unbekannter Schütze hat uns alle gerettet. Denn drang die giftige Spitze nicht augenblicklich in das Gehirn, so war dieser schnelle Tod unmöglich, und keiner von Euch hat den Bogen gebraucht. Das leuchtete allen ein, die sich nun die Köpfe über den Schützen zerbrachen.

Während dem fühlte Benjamin einen warmen, sanften Druck auf seinem Knie, er sah hin, und erblickte die treue Gunima, die neben dem Rosse stand, und, zärtlich besorgt, ihn fragte, ob er auch keinen Schaden genommen?

Wohlwollend blickte er auf sie hinunter, als er mit freudigem Erstaunen wahrnahm, daß sie mit einem Bogen und einem Köcher voll Buschmannspfeilen bewaffnet war. Wie, Gunima, fragte er zärtlich bewegt, Du warst der Schütze?

Ich war so glücklich, mein theurer Baas, sprach das Mädchen.

Meine Lebensretterin, rief der Jüngling, und drückte sie, vom Pferde herab sich beugend, so unbequem die Stellung auch war, lange entzückt an sein dankbares Herz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Himmel.

Wer da glaubt, daß in den schönen Garten des Himmels nur eine Pforte führt, der irret gewiß! Rund um diesen Garten liegen, wie Dörflein um eine Stadt, die angebauten Gefilde der verschiedenen Religionen; und jede hat ihr eigenes Pförtlein, durch welches die Bekenner derselben, von allen Seiten her, den Eingang finden.

Es ist abscheulich, nur von einer einzigen seligmachenden Kirche zu reden, und alle zu verdammen, welche sich nicht zu derselben bekennen. Liegt nicht der Glaube an ein höchstes Wesen, an Fortdauer und Vergeltung, allen Religionen zum Grunde? — Heiden, Juden, Mohamedaner und Christen, — alle finden den Pfad, finden eine Pforte, die in ein neues und schöneres Leben sie führt.

Wir alle haben schwache, blöde Augen; auch selbst derjenige, der seine Religion möglichst von allen Zusätzen der Menschen gereinigt hat, erkennt Gott dennoch nicht im reinen Lichte. O der Schande, die Andere darum verhöhnet und verdammt, weil sie den heiligen Namen: Vater, nicht so deutlich auszusprechen vermögen, als wir! Läßt sich Etwas, das Herz des Menschen mehr Schändendes und Herabwürdigendes denken, als daß man es wagt, dem Unmündigen die Pforten des Himmels zu verschließen? Aber wenn hier, abgesondert von einander, die Bekenner der verschiedenen Religionen nach eigener Weise singen: Ich gläub' an einen Gott allein! — so wird dort oben, im weiten Bruderkreise, erklingen: Wir gläuben all' an einen Gott! Erwürgt zur Ehre Gottes, sank so manches blutige Haupt von der Schulter; umloderte die verzehrende Flamme so manchen frommen Märtyrer der Wahrheit, schlachteten Heiden, Juden, Muselmänner und Christen zu Tausenden sich; ja würgten und schlachteten Christen sich untereinander! Das evangelische Christenthum hielt sich rein von solchen Verbrechen; aber das Pabstthum hat des unschuldig vergossenen Blutes zu viel auf sich geladen! Man denke nur an Peru, Mexiko, an die Niederlande, an die Bekehrungen durch Dragoner in Frankreich, Böhmen und Schlesien: an die Heidenbekehrungen in Preußen und im Wendenlande; an die Scheiterhaufen in Spanien und in Coßnitz! an das, was noch vor kurzer Zeit

Lügen! v. d. Calvin

im südlichen Frankreich vorfiel! Daß hier ein irdischer, alles Heilige verhöhnender Geist wüthete, durch Eigennutz, Dünkel und Herrschaft von Rom aus geleitet, ist gar nicht zu verkennen.

---

* Etwas Weniges über Logik (Vernunftlehre), Muttersprache, Rhetorik (Redekunst).

Jeder Sache die ihr gebührende Würdigung!

Dann tritt Logik als Mutter in jedem Zweige der Kunst und Wissenschaft auf, indem sie erst denken, und überlegen, dann entschließen, und handeln lehrt. Sie hält selbst während der Handlung den richtigen Gesichtspunkt fest, spannt die Denkkraft, und vermehret sie. Sie lehret freilich nicht unmittelbar, was z. B. im Ganzen zur Religion, zur Naturgeschichte, Chemie, Botanik, Astronomie, Kaufmannschaft, Schiffarth, Mechanik, Musik, Sprache, Rhetorik u. s. w. gehört: denn in allen Fächern hat jeder der Gegenstände seinen eigenen betretenen Unterrichtsweg; aber sie hebt jeden darin vorkommenden Begriff einzeln aus, und untersucht ihn, ob er nach ihren vorgeschriebenen Regeln, und nach ihrer angegebenen Weisung richtig, deutlich, und vollständig sey. Sie lehrt die Regeln der Combination und Abstraktion, das Conkrete und Individuelle, mit deren Hülfe die Vernunft vermögend ist, verschiedene Begriffe oder Sätze zu einem Ganzen zu ordnen, um dadurch jedem Fache seine Vollständigkeit zu bewirken. Sie lehrt durch die Angabe deutlicher und sicherer Regeln — Begriffe bilden, entstehen. Sie lehrt die feinsten und versteckteften Trugschlüsse durch richtige Sillogismen, Subsumtionen, oder Entimemen auflösen, und legt den berichtigten Satz mit Freuden auf den Altar der Wahrheit. Sie verbindet richtig, bejahend oder verneinend — Begriffe mit Begriffen — Urtheile mit Urtheilen — Schlüsse mit Schlüssen; so, daß auch im Sorites (eine Kette von Schlüssen) der letzte Satz so viel, und nur so viel Wahrheit enthält, als aus den vorhergehenden richtig gefolgert werden konnte.

Hierzu bedient sie sich ihrer eigenen inneren Regeln zu Real- oder Worterklärungen durch Angabe der erfoderlichen Eigenschaften zur Beurtheilung der Richtigkeit und Gründlichkeit der Begriffe. Sie benutzt als Lehnsatz so viel Axiomen und Grundwahrheiten aus andern Wissenschaften, als sie zum Beweise ihres Satzes bedarf. Bald führt sie ihre Beweise à priori, bald à posteriori, bald analitisch, bald sinthetisch, bald ab inductione, bald direct, bald indirect, bald apogogisch ꝛc. ꝛc., bis sie die volle Wahrheit aufgefunden und bewiesen hat.*)

Der Zweck der Logik ist Führung zu Weisheit und Wahrheit; ihre Mittel sind Wahrheit, und unser Geist ist geboren aus der Urquelle der Wahrheit: Ihr Paß zu uns ist gültig; ihr Lohn auf immer groß bei jeder Unternehmung.

So geh' dann hin, Vernunftlehre, und schaffe dir der Freunde und Freundinnen recht

---

*) Die deutschen Uebersetzungen dieser fremden Worte sind ohne Erklärung eben so undeutlich, als jene; und geben eher durch zu voreilige Deutung Gelegenheit zu irrigen Ideen: Daher sind diese bis zu näherer mündlichen Erklärung beizubehalten. Sie sollen auch hier nur die Menge der Wege, zur Wahrheit zu gelangen, anzeigen, die ein unverdorbener natürlicher Verstand wohl schwach mitfühlt, aber nicht klar darthun kann; woraus doch wohl folgt, daß dieser dem gebildeterem Geiste an Stärke, Scharfsinn, und Sicherheit, also auch unter gleichen Umständen am Glücke immer nachstehen müsse!

viele! Du als weisere Mutter seit dem Urtage belehrest ja gern deine jüngern Kinder, und diese nehmen so gern die gute, wahre, eindringende, und erfreuende Lehre aus dem Munde der Mutter an!

Die aber deine belehrende Weisung für unnöthig, unentbehrlich, oder durch bloßen Umgang in gesellschaftlichen Zirkeln, oder durch Mutterwitz für ersetzlich halten, denen bist du zu ihrem wahren Wohl am bedürftigsten: denn sie urtheilen ja über dich ab, ohne dich zu kennen; du aber lehrest erst kennen, dann urtheilen. Was ist besser? richtiger? angemessener? Oder warum giebt man Unterricht in der Muttersprache, da Alle, welche daran Theil nehmen, schon sprechen können? Finden gute Redner die Regeln der Grammatik auch unnütz? Würden sie ohne diese — gute Redner seyn? Wird jeder andere Inhaber der grammatikalischen Regeln sie gleichgültig wieder missen, oder entbehren wollen? Gewiß nicht. Wenn also zur geschwindern, und richtigeren Erlernung einer Sprache der Unterricht der Grammatik schon erforderlich ist; so ist, so lange Ursach sich früher denkt, als Wirkung, der Unterricht in Logik bei jedem Lehrgegenstande um so mehr nöthig. Denn, um nur bei der Sprache zu bleiben: will man richtig, vernünftig und bestimmt über eine Sache sprechen; so muß man zuvor richtig, vernünftig und bestimmt über diese Sache denken, und so setzt schon die Sprachlehre den Unterricht in Logik voraus. Werden nun bei dem Sprach-Unterrichte so viel Sätze aus der Logik und Rhetorik miteinander verbunden, als dafür passend und nöthig sind; so steht durch richtige Belebung des Geistes, und durch treue Anwendung der erworbenen Sprachregeln der gewollte Gedanke da, geschützt vor Mißverständniß, seines Zweckes sicher.

Ueber die Kraft und Wirkung der Redekunst ein andermal.

Henfell Dr.
Hutfilterstraße, Nr. 34.

Madame Potiphar.

Im Coran wird erzählt: als die Damen am Egyptischen Hofe der Madame Potiphar Vorwürfe machten wegen ihrer Zuneigung zu dem Joseph, stellte diese ein großes Gastmahl an, und ladete alle ihre Freundinnen dazu ein. Joseph hatte die Aufwartung. Die einnehmende Schönheit und Anmuth des Jünglings aber blendete die Augen der strengen Sittenrichterinnen dermaßen, daß sie alle beim Abschälen der ihnen dargereichten Zitronen mit dem Messer ihre zarten Finger verwundeten.*)

Anklänge.

Der wahre, unvergängliche Schmuck des Weibes ist die Demuth. Nichts schöneres giebt es doch im endlosen Kreise der lebenden Kreaturen, als ein Weib, das, im reichen Schmucke der Schönheit und des Liebreizes, sich tief in den Schleier der Bescheidenheit hüllt, und je mehr die Welt sie herauszuziehen will, desto mehr in sich zusammenschmiegt! —

Der Unglückliche ist oft der wahre Satyriker, nur verwunden oft seine Pfeile mehr, als daß sie heilen. Der Glückliche, aber zugleich

---

*) Auf einem Pokal fand man ein Paar sich herzlich und innig umarmende. Nicht weit davon guckt ein Greis aus dem Grabe und ruft verwundrungsvoll aus:

„Och, och, och!"

„Thun sie das doch noch!"

Weise, der des Lebens Eitelkeit, wie Salomo sagt, so recht von Grund aus durchschaut hat, züchtigt und verwundet, um zu heilen. —

Das ist wahrhafte Freude, die im Augenblick ihrer Geburt aufgefangen und genossen wird, aber die, der man sorgfältig auflauert und geheime Netze stellt, sie zu fangen, diese ist nur ihre Afterschwester, die im flüchtigem Genusse bald wegflattert. —

Im zarten Kinde ehrt selbst der Bösewicht die reine Unschuld, das Gefäß des Himmels, und wagt es nur mit unterdrücktem Grauen, die Blüthe seines Lebens anzutasten. —

So wie der Nachthau erst die von der Hitze des Tages versenkten Blumen erquickt und hebt, so erleichtert und sänftigt oft die heiß sich ergießende Thräne erst das mattgedrückte Herz.

Blüthe.

„Wer hat dich gerufen, Unbescheidener? — fragte der Busen. — „Die Sittsamkeit!" — antwortete der Schleier.

Neue Sprichwörter.

(Fortsetzung.)

Die Nachschrift lautet nicht selten anders, als der Brief.

Geld schenke oft Würden; aber keine — Würde.

Höflichkeit tödtet die Zeit.

Die Ehrlichkeit wandelt immer auf festem Boden.

Wer schmeichelt, der — heuchelt.

Auf Lügen folgt — Betrügen.

Brüllt das Meer, so suche der Nachen doch ja das Land!

Treibst Du es in der Ordnungsliebe zu weit, so stiehlst Du Dir und andern die Zeit.

Das Unglück hat keine Trompeten in seinem Gefolge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel und Charaden von Hebel.

(Forts. von No. 55.)

4. Seltner Fall.

Das Erste glänzt in weißem Schein
Gar schön und rein.
Es wird aus vieler Berge Nacht
An's Licht gebracht,
Und hat schon Viele reich gemacht.
Aus Deutschland zog's als großes Loos
Der Herr Franzos. —
Das Andre ward vom ersten Erdensohne
Und seinem Weib in Edens Siedelei
Nur still begangen, zweifelsohne,
Denn kein Herr Pfarrer war dabei.
Seitdem ist's in der Welt bekannt
Das Mädchen wird nach ihm nicht wie zuvor genannt;
Und manchem Mann kam Reue an,
Weil er den Schritt zu schnell gethan.
Wie wird's nun um das Ganze stehn? — —
Ich merke schon, Ihr wollt zur Kirche gehn,
Um eine Silber-Hochzeit anzusehn?
O nein! Gehört nur kann es werden,
In wenig Kirchen auf der Erden.
In Gottes höchstem Tempel steht's
Und über schroffe Felsen geht's.
Es donnert wie der jüngste Tag
Schlag auf Schlag!

Auflösung des Räthsels in No. 55.

Die Nacht am Himmel.

№ 57.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag, den 16. Juli 1818.

Weiblicher Heroismus.

Ein merkwürdiges Beispiel des weiblichen Heroismus erzählt uns Boncompagno in seiner Beschreibung der Belagerung der Stadt Ankona*) durch Friedrich Rothbart im Jahr 1174.

Bei der Hartnäckigkeit, womit die Eingeschlossenen, Mitverschworne des gegen Friedrich nach Mailands Zertrümmerung aufgestandenen lombardischen Rachebundes, sich gegen die Belagerer vertheidigten, war der Hunger auf's Aeußerste gestiegen. Es gebrach an allen menschlichen Lebensmitteln. Pferde- und anderes Thierfleisch, das Ungewohnheit und Ekel sonst verschmäht, wilde Kräuter, unter Felsen ausgegrabene Meernesseln, sonst für giftig gehalten, gekochtes Leder u. dergl. vertraten die Stelle gewöhnlicher Nahrung. Wenn auch öfter in verzweifelnder Noth viele der Bürger für die Uebergabe riethen, die entschlossenen, unter ihnen, besonders ein beredter, muthvoller, beinahe hundertjähriger Greis, einst Konsul der Stadt in den Tagen Lothars, wußten ihr Ansehn immer wieder bei den Murrenden zu längerer Ausdauer zu verwenden.

Des Greises Worte hatten mit neuer Begeisterung die Erschöpften, Ermatteten belebt, und so wie die Sturmglocke rief, schienen alle nur an Vaterland und Freiheit nicht an die dringende Noth, nicht an das Elend ihrer siechen ausgemergelten Körper zu denken; und sie stürzten dem Kampfe mit einer Hitze entgegen, die ihre Feinde in Bestürzung und Schrecken setzte.

Da begab sich's, daß eine durch Stand und Schönheit gleich ausgezeichnete Frau, denn auch den Frauen hatte sich gleiche heldenhafte Sorge für das Schicksal des Vaterlandes mitgetheilt, ihren Säugling auf dem Arm, einen wachhabenden Krieger auf dem Boden in todtenähnlicher Ermattung hingestreckt wahrnahm. Es war an der Porta Balista. Als er auf ihre Frage, was ihm sey, mit dumpfer erstorbener Stimme antwortete: Er sey am Rande des Todes, der Hunger verzehre ihn. Was? erwiederte die edle Mutter.

Seit vierzehn Tage habe sie nichts denn gekochtes Leder gekostet: die Milch beginne ihrem Kinde zu mangeln; dennoch könne sie ihn nicht

*) S. Obsidium Anconae C. II. P. 937.

verschmachten sehen. „Hebe Dich auf!" rief sie ihm zu. „Was meine Brust noch von Milch in sich faßt, sey Dein, werde Dir Labung, um mit erneuter Kraft kämpfen zu können für's Vaterland!"

Sofort richtet der Krieger sich auf, beschämt erkennt er die Frau, und weit entfernt, ihr großmüthiges Anerbieten zu benutzen, will er ihr nicht nachstehen an Heldensinn, ergreift Schild und Schwert und stürmt fort auf die Mauer. — Noch vier streckt er zu Boden, eh' er selbst leblos niedersinkt.

Gunima.

(Fortsetzung.)

Jetzt bemächtigten sich die Jäger der erbeuteten Fleischmasse. Die stattlichen Zähne und die als Leckerbissen bekannten Fußsäulen wurden für den Capitän abgeschnitten, der mit Benjamin und Gunima in das Lager der Caravane zurückkehrte, während die Hottentotten von dem Leichnam so viel Fleisch loszuschälen suchten, als in der Eile möglich war. Es war schon ganz Nacht geworden, als sie, mit den blutigen Lappen beladen und ganz umhangen, ein gräulicher Anblick, in dem Lager anlangten, und, um die Wachfeuer gekauert, zu kochen, und dann auf eine unglaubliche Weise zu fressen begannen; dann dampften sie ihren Dacha, und schliefen, und fingen bei dem Erwachen von neuem zu fressen an, und so würden sie den Morgen hergefressen haben, wenn nicht nach Mitternacht die allgemeine Ruhe sehr unsanft gestört worden wäre. Der Geruch des frischen Fleisches hatte die Raubthiere der Gegend näher gelockt; das grimmige Winseln der Hyäne, das heulende Aauo des Tigerwolfes hallte gräßlich durch das schweigende Dunkel, und plötzlich ertönte ein mehrstimmiges Brüllen, weniger dem entfernten Donner, als einem langsamen rauhen menschlichen Geschrei, durch ein gigantisches Sprachrohr tausendfach verstärkt, ähnlich. Jetzt schwieg das Bellen der Hunde, die den Zug begleiteten, die Pferde und Ochsen zitterten und seufzten, wie von menschlicher Angst gepeinigt, und suchten sich loszureißen; der Capitän rief, das ist Löwengebrüll, gab Befehl, mit den langen Ochsenpeitschen, die ärger als Flintenschüsse lärmen, rund um das Lager zu knallen, und Benjamin gestand sich im Stillen, daß dergleichen Landzüge doch auch ihre Schattenseiten hätten. Für diesmal kam man aber mit der Furcht weg. Die Löwen hatten sich wahrscheinlich, durch die Feuer und das entsetzliche Peitschenknallen geschreckt, wieder entfernt; als die Morgensonne emporstieg, fand man nichts von ihnen, als die Tapfen ihrer ansehnlichen Klauen im Sande, und mit leichter Brust wurde die Fahrt wieder angetreten.

Bald erblickten die Reisenden in einem sachenden Thale einen Halbkreis Backofen ähnlicher Gebäude, der sogleich für einen Hottentotten-Kraal erkannt wurde. In seiner Nähe schlug die Caravane ihr Lager auf, und Benjamin ging, von Gunima begleitet, in das wunderliche Dorf, um neue Schätze in seine Zeichenmappe zu sammeln. Mitleidig blieb er vor den armseligen Hütten stehn, die von ausgebogenen Baumästen leicht erbaut, mit Matten und Schaffellen umhangen, eher Thierhöhlen als Wohnungen vernünftiger Wesen glichen, und ihm die Bemerkung abdrangen, daß freilich die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Menschen mit geringem Aufwande zu befriedigen wären, daß aber dann an dem Leben auch fast gar nichts sey. Der Kraal war ziemlich menschenleer. Eine Quadrille von Greisen kauerte

um einen Aschenhaufen und focht unaufhörlich mit den Armen nach oben, nach unten und kreuzweis, schlug dazwischen einmal in den Haufen, daß die Asche umherstob, sang dabei mit heller Stimme: Hei pruah phanka, hei pruah thei, hei pruha ha, und ihr herzliches Gelächter bewieß, wie sehr sie sich an dem geistreichen Spiele ergötzten. Einige Weiber, die ihren auf den Rücken gepackten Kindern die Brust über die Schulter reichten, einige Mädchen mit Lederriemen um Arme und Beine, und Muschelschmuck zierlich geputzt, alle aber mit Fett und Buchustaub reich bekleidet, umgaben neugierig Benjamin, der durch Gunima ein Gespräch mit ihnen anfing, und erfuhr, daß die Männer der Horde auf der Verfolgung eines Haufens Buschmänner, der ihnen Vieh geraubt, begriffen wären. Vor Durst lechzend, bat er um einen Trunk Milch, und gastfrei schleppten die braunen Dirnen einen ansehnlichen Lederschlauch herbei, aus dem sie mit einer Holzkelle die Milch schöpften, die sie dann dem Jünglinge in feinen, dichtgeflochtenen Körben mit freundlicher Gutmüthigkeit darboten. Aber das Getränk war so in Gährung und die Gefäße so unsauber, daß er die Labung zurückweisen mußte. Zur Erkenntlichkeit ließ er den Schönen aus seinem Rüstwagen Brantwein und Taback herbei hohlen, und zu seinem nicht geringen Ergötzen kauerten die guten Kinder sogleich in einen Kreis zusammen, stopften ihre Pfeifen, und nahmen dazu ihre Schälchen mit vielem Anstande und sichtlichem Wohlbehagen. Plötzlich zischte etwas bei Benjamins Kopfe vorbei; eine der Dirnen sank getroffen zur Erde und heulend rannten die Andern auseinander. Heiliger Gott, das sind Buschmannspfeile, schrie Gunima, Baas, eilt zurück zum Lager, sonst seyd Ihr verloren. Laß mich, Mädchen, rief der Jüngling, der, in edlem Zorn aufwallend, seine Doppelbüchse lud, ich muß der armen Dirne Tod an den feigen Mördern rächen. Ihr kennt den Feind nicht, den Ihr bekämpfen wollt, rief Gunima in verzweiflungvoller Angst, indem sie ihn fortzuziehen suchte. Ihre Pfeile sind vergiftet, die leichteste Wunde giebt Euch den Tod. Eilt zurück in's Lager. Ich decke Euch den Rücken. Schande mir, wenn ich das zugäbe! sprach Benjamin, wieß die treue Warnerin von sich, und eilte mit gespanntem Hahn auf die Gegend zu, aus der die Pfeile gekommen waren. Eine neue Pfeilsalve flog ihm entgegen, die zum Glück fehlte, und nun stürzte mit widrigem, krächzenden Geschrei, die Hassagaien hoch geschwungen, eine Mandel Buschmänner aus dem Gebüsch hervor, das den Kraal umkränzte. Der Anblick dieser kleinen, dürren, affenartigen Ungeheuer, deren schiefgeschlitzte, tiefliegende Augen von Mordlust funkelten, deren thierische Gesichter durch die Wuth noch mehr verzerrt wurden, war wirklich entsetzlich. Benjamins Doppelschuß, mit Hagel geladen, streckte fünfe zu Boden, die andern griffen ihn aber dennoch grimmig an, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als kräftig mit der Kolbe darein zu schlagen. Tapfer focht die treue Gunima, mit seinem Couteau bewaffnet, an seiner Seite, aber dennoch hätten Beide der Ueberzahl erliegen müssen, wäre nicht in dem Augenblicke der dringendsten Noth der Capitän, durch die Schüsse aufmerksam gemacht, mit einigen berittenen Begleitern zur Hülfe herbeigesprengt. Was von den Raubhottentotten noch fliehen konnte, floh in das Gebüsch zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Trinkerlist.

(Nach Crusius Schw. Annal. II.)

Kurz vor der Reformationsperiode lebte zu Schwäbisch-Hall ein Baccalaureus, Widmann, der in Paris studirt hatte; ein offener, gewandter Kopf, von schönen Kenntnissen und dabei heiterer Laune, dem Lebensgenuß und Scherz unter lustigen Freunden nicht abhold. Seine Wohnung war in der Vorstadt in Hall, die durch den Kocher von der Hauptstadt gesondert ist.

Da begab es sich nun, daß er eines Abends mehrere seiner Gesellen bei einigen Flaschen bewirthete. Sie waren alle recht guter Dinge und die Becher feierten nicht. Ehe sie sichs aber versahen, war der Wein dem Gastwirthe ausgegangen, und schon hatte die Abendglocke geläutet, die das Zeichen war, daß das Thor, welches die Vorstadt von der Stadt schied, geschlossen wurde. Widmann hatte noch nicht Lust, seine Gäste zu entlassen, und in der ganzen Vorstadt war um Geld und gute Worte auch kein Tropfen trinkbaren Weins zu haben.

Nun war guter Rath theuer. Der lustige Baccalaureus gab die Hoffnung nicht auf, mit seinen Gästen doch sich noch länger ergehen zu können.

Noth bricht Eisen, dachte er, und sein erfinderischer Kopf half ihm durch einen gewagten Schwank aus der Verlegenheit, und ihm und seinen nassen Brüdern zu neuer Labung.

In aller Eile lief er nach einer Stange, befestigte an derselben verschiedenes brennbares Zeug, das er sofort anzündete und damit nach dem Rauchfange stieg, daß die Flamme lichterloh zum Kamin hinausschlug. Drüben, dachte er, werden sie schon aufpassen in der Stadt, und das verwünschte Thor, das ihn von der Fortsetzung seines Genusses so widerlich trennen mußte, im Nu öffnen.

Die List gelang. Die Hochwächter machten Feuerlärm. Alles drängte sich rottenweis an das jetzt plötzlich geöffnete Thor, um nach der Stelle des Brandes zu eilen und zu löschen.

Unterdessen hat der lustige Kauz, im vollen, wie der Erfolg zeigte sicher gegründeten Vertrauen auf die gute Polizei seiner wohlehrbaren Vaterstadt und ihrer Löschanstalten, seine eigene Löschanstalten in Betreff seines und seiner Gesellen noch nicht genug befriedigten Durstes gar weise getroffen.

Ein Diener ward mit einigen tüchtigen Humpen hart an das Thor postirt, mit dem Auftrage, sobald es geöffnet wäre, sich durch die Menge durchzuschleichen oder durchzudringen, wie es ginge, und bei einem der nächstangränzenden Gastwirthe neue Stärkung für die Kehlen der Zecher zu holen, und eben so unbefangen durch einen Umweg sich wieder durch die Hinterthür in das Haus seines Herrn zu begeben.

Als die bestürzten forschenden Reichsstädter herübergekommen waren und nach der Gegend, wo man den Brand gesehen zu haben vermeinte, hineilten, war der Baccalaureus längst wieder vom Kamine hinweg, und hatte sich zu seinen Freunden hingeduckt, als ob gar nichts geschehen wäre, und sie gar eine Erbauungsstunde zusammenhielten. Auch läugnete er hartnäckig, daß bei ihm Feuer wäre sichtbar gewesen. Die Herrn Reichsstädter zogen brummig ab, und der schlaue Baccalaureus und seine Genossen machten sich noch bis in die späte Nacht bei der so abenteuerlich errungenen neuen Weinbeute lustig über den gelungenen Streich und die Gutmüthigkeit ihrer Mitbürger.

Aus der Vorzeit.

Bei einem Hochzeitfest in Torgau (den 13. Jan. 1559.) erstach ein eifersüchtiger Schneider den Studenten, welcher das Mädchen des erstern zum Tanze geführt hatte, und stürzte sich dann in das Wasser. Den Vater des Ermordeten tödtete der Schreck auf der Stelle; er ward mit seinem Sohne in dasselbe Grab gelegt; des Mörders Mutter starb vor Gram.

Daselbst gab auch der dortige Nachrichter, Christoph Treutler (1569.) seinen Amtsbrüdern und Freunden einen Schmauß, der jenes Hochzeitfest noch überbot. „Denn er hieb etlichen, die nicht mehr trinken können, und ihre Häupter auf den Tisch gelegt, die Köpfe ab, verwundete andre tödtlich, welche ihn von diesem ungebräuchlichen Traktament abhalten wollten, ward, erst nach Verlauf von drei Jahren, eingefangen und noch peinlicher traktirt, als damals seine Gäste.“ (Aus dem sächs. Curiosiäten-Cabinet.

Der Glückwunsch beim Niesen.

Laurenberg Hist. 33. 4. erzählt: es sey einmal in Rom eine Art von Pest ausgebrochen, und alle, die während der Krankheit geniest oder gegähnt hatten, wären gestorben. Daher der Glückwunsch: Gott helfe! beim Niesen.

Die Griechen pflegten eben solchen Wunsch dem Niesenden zuzurufen.

Bei den alten Juden war es gebräuchlich, den Niesenden Erholung und kräftige Arzenei anzuwünschen. Sie hielten nämlich dafür, daß seit der Schöpfung der Welt eine erstickende Krankheit, Askera genannt, herumziehe, die durch das Niesen sich offenbare. S. Frisch Ruhestunden P. II. p. 357.

Andere leiten diese Gewohnheit von jenem heidnischen Aberglauben her, der die Menschen dahin brachte, zu glauben: daß das Niesen, besonders am Frühmorgen, entweder etwas Böses oder auch etwas Gutes bedeute.

Geiz.

Man hat eine große Menge Anekdoten über geizige Personen; viele davon sind vielleicht blos die Erfindung witziger Köpfe, aber auch die ausschweifendste Einbildungskraft vermag es nicht, auf solche Dinge zu fallen, wie sie die Wirklichkeit darbeut. Für die Psychologen sind daher solche charakterische Züge gewiß nicht uninteressant, und deshalb mögen hier einige aufgezeichnet stehen, die ganz auf Wahrheit beruhen.

Ein Gärtner in B..., der ein eigenes Haus besaß, und nach seinem Tode ein Vermögen von mehr als 20,000 Thlr. hinterlassen hatte, konnte es nicht über das Herz bringen, sich, ob er gleich sehr gern Tabak schnupfte, den Bedarf dazu für den sehr mäßigen Preis, wofür man den gewöhnlichen Schnupftabak haben kann, zu kaufen.

In den Tabaksläden fällt gewöhnlich bei dem Abwiegen des Tabaks etwas auf den Tisch. Dies kehren die Lehrlinge solcher Handlungen zusammen und pflegen es armen Leuten zum Geschenk zu machen. Der Gärtner ging in einen solchen Laden und bat, ihm davon 2 Loth für 1 Groten zu überlassen. Dieses wurde ihm gewährt, und er war höchst vergnügt, daß er auf diese Weise an jedem Lothe wenigstens zwei bis drei hundert Procent Vortheil hatte.

Ein sehr reicher Kaufmann in M..., der dort mehrere Häuser besaß, hatte den Vicewirthen in den Häusern, in welchen er nicht selbst eine Wohnung hatte, es zur Bedingung gemacht, daß sie für ihn, als Hauseigenthümer, die Anschlagzettel und sonstige gedruckte Bekanntmachungen, die gewöhnlich Haus bei Haus ab-

gegeben werden, aufheben sollten. Von Zeit zu Zeit holte er solche, sammelte sie sorgfältig und verkaufte sie als Makulatur.

Ein Offizier, ein starker Tabaksraucher, sammelte das Blei, in welchem der Tabak eingepackt war, schmolz es dann in einem Schmelztiegel und verkaufte es. Nach seiner Versicherung hatte er sich von dem daraus gelöseten Gelde in einer Reihe von Jahren eine Kaffe- und Milchkanne, eine Tasse und einen silbernen Theelöffel angeschafft.

---

* An den Logiker

Wer etwas über Logik schreibt, von dem erwartet man, daß er selbst ein Logiker, wenigstens in den Gesetzen des Denkens, kein Fremdling sey.

Wer „Etwas Weniges" über Logik schreibt, von dem erwartet man etwas Besonderes, und nicht etwas, was in jedem Compendium — besser — steht.

Wem aber sogar Logik und Vernunftlehre einerlei ist, (wie der Logiker durch seine Parenthese beweißt,) — von dem verlangt man noch mehr, — und mit Recht.

Diese Sätze giebt mir jeder Logiker zu. Sey es mir daher erlaubt, dem Herrn ad oculos zu demonstriren, daß derselbe nicht befugt sey über Logik zu schreiben, so lange er noch so schreibt; sey es mir erlaubt, ihn auf das viele Unlogische, in seinem Wenigen über Logik aufmerksam zu machen.

1.) „Dann tritt Logik als Mutter ꝛc. ꝛc. auf, indem sie."

Nach welchen Regeln, nach welchem Sprachgebrauch folgt auf dann: indem?

Die Logik untersucht, nach des Herrn Doctor's eigenem Geständnisse, ob jeder Begriff richtig deutlich und vollständig sey."

Ey, warum legte der Hr. Dr. diesen Maaßstab nicht an seine eignen Begriffe?

2.) Denn ist ein solcher Satz: „Sie (nämlich die Logik) lehrt — Begriffe bilden und entstehen" — ist ein solcher Satz richtig? ist er deutlich? ist er vollständig?

Ein actives und ein intransitives Zeitwort: bilden und entstehen als gleich bedeutend zu gebrauchen, und von Einem Zeitwort regieren zu lassen! — Die Logik lehrt also Begriffe entstehn! —

3.) „Der Zweck der Logik ist Führung zu „Weisheit und Wahrheit; ihre Mittel „sind Wahrheit ꝛc. ꝛc."

Nach der Logik brauche ich also keinen Zweck, denn im Mittel habe ich schon den Zweck; Mittel und Zweck ist in ihr Eins. Wahrheit ist ja ihr Zweck und auch ihr Mittel. —

„Sie urtheilen über dich, ohne dich zu kennen; du aber (Logik) lehrest erst kennen, dann urtheilen!"

Möge der Herr diesen selbst ausgesprochenen Satz, besonders dessen letzte Hälfte recht zu Herzen nehmen, erst kennen lernen, dann urtheilen!

Was ist besser? richtiger? angemessener als dieses?

Einiges aus Zinkgrefs deutschen Klugreden.

Philipp Freiherr zu Winneberg meinte: ein deutscher Magen könne sich wohl mit deutschen Gewürzen behelfen.

Kein Fisch ohne Gräten, kein Mensch ohne Mängel, sagte Lorenz Zinkgref.

Livius Fink von Grätz wurde gefragt, welches das beste Deutsch wäre? Er antwortete: dasjenige, so von Herzen geht.

* Bitte um Aufschluß.

In Nro. 192 der Bremer Zeitung ist ein Beispiel von auffallender Magerkeit bekannt gemacht worden, wobei schließlich bemerkt wird: „daß bei dieser fast beispiellosen Magerkeit die Entwickelung aller Organe des Körpers regelmäßig erfolgt sey." Dieß wäre nicht fast, sondern wirklich beispiellos! — Vermuthlich hat man hierdurch etwas ganz Anderes sagen wollen, als gesagt ist: denn es ist nicht wohl möglich, daß bei einem, von der Geburt an sehr schwachen, und nunmehr fast 7jährigen, nur 2 Fuß 10 Zoll großen, nicht viel mehr als 11 Pfund schweren, einem Gerippe gleichenden Kinde, die Entwickelung aller Organe regelmäßig habe vor sich gehen können. Aufschluß über dieser Worte Sinn, würde dankbar erkannt werden.

Distichen.

Schönheit und Anmuth.

Ueberall flieget die Schönheit, die Mächtige, wo sie nur nahet:
Doch in der Anmuth allein blühet ihr süßester Reiz.

Liebe.

Ewig bleibe die Liebe die freundliche Heimath der Frauen,
Wie ohne Blume der Lenz, ist ohne Liebe die Frau.

Neue Sprichwörter.

(Fortsetzung.)

Der Rauch folgt dem Luftzuge; aber nicht der Feuerheerd.

Kannst du auch die Packnadel nicht zum Sticken gebrauchen, so ist sie gleichwohl sehr nützlich.

Ehre den schmutzigen Düngwagen; denn er ernährt die Kutsche.

Wo Elephanten tanzen, da bleibt die Ameise weg.

Das Stimmen muß nicht länger dauern, als das Konzert.

Kronen sind keine Fallhüte.

Ueberfluß macht nicht selten Ueberdruß.

Krumm führt — um!

Die Unschuld darf kaum aus dem Fenster schauen.

Wer Groten zählt, zählt auch endlich Thaler.

Das Unglück ist kein Kostverächter!

Wer sich am längsten besinnt, trifft selten die rechte Wahl.

Manches Schiff segelt jubelnd und stolz aus dem Hafen, und kehret nie wieder!

Diejenigen Klippen, welche der Schiffer nicht sieht, sind gerade die gefährlichsten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachricht.

— Zu Paris ist eine Räuberbande entdeckt worden, deren Anführer, ein entlaufener Galeerensclave, unter erborgtem Namen die besten Gesellschaften besuchte. Er pflegte in seiner Equipage vor den Häusern, welche er einige Nächte

später ausrauben wollte, vorzufahren, um, wo möglich, die Schlüssel in Wachs abzudrücken. Der Anführer obgedachter Räuberbande, welcher am 22sten Mai zu Paris in der Straße St. Maur verhaftet wurde, heißt eigentlich Cognard, und war zu 15jähriger Galeerenstrafe verurtheilt worden. Er war aus dem Bagno entwichen als er noch neun Jahre dieser Strafzeit auszuhalten hatte. Um sich den Verfolgungen der Justiz zu entziehen, flüchtete er im Jahre 1806 nach Spanien, wo er sich für einen französischen Ausgewanderten ausgab; er fand Dienste bei einem Provinzial-Regiment, und kehrte unter dem angenommenen Namen eines Grafen Pontis de St. Helene nach Frankreich zurück. Im Jahre 1815 stand er im Dienste Bonaparte's, ward bei Waterloo verwundet, und als er die Schlacht verloren sah, stellte er sich im Hauptquartier der Verbündeten als ein Opfer der französischen Armee dar. Durch Ränke und Verstellungen brachte er es dahin, in einer Legion als Bataillons-Chef angestellt zu werden. Bald aber ward seine Frechheit entdeckt, und ein Galeerensclave, der mit ihm an derselben Kette geschmiedet gewesen, zeigte ihn der Polizei an. Sogleich ward er von der Obrigkeit ergriffen; allein es gelang ihm, die Wachsamkeit zu hintergehen, und durch eine verborgene Thür zu entkommen. Seitdem war die Polizei auf seiner Spur, und nachdem sie seinen Schritten sechs Wochen lang nachgespürt, ward die Ueberzeugung erlangt, daß dieser Mensch Haupt einer Diebsbande sey. Der angebliche Graf von St. Helene ist ein Mann von 40 Jahren, von ausgezeichnetem Aeußern, der mit Gewandheit spricht und sich im Französischen und Spanischen mit Geschmack ausdrückt. Sein Anstand ist ungezwungen, und auf alle Weise geeignet, andere zu täuschen. Man sagt, daß er Fechtmeister bei einem Regimente gewesen sey. In Spanien hat er eine Frau geheirathet, die entweder von ihm betrogen worden ist, oder im entgegengesetzten Falle wenigstens die Stelle der Gräfinn mit vieler Wahrheit spielt. Man versichert, daß sie mit ihm verhaftet worden sey. Man glaubt, daß diese Frau, die alle Auskünfte verweigert, welche ihrem Mann oder Geliebten nachtheilig seyn könnten, in sehr vertrauten Verhältnissen mit jenem Officier, dessen Namen Cognard angenommen, gestanden, und letzterem sehr genaue und detaillirte Notizen gegeben habe, wodurch derselbe einen Betrug, dessen Strafe er nun empfangen wird, in Spanien und in Frankreich so lange fortspielen konnte.

Räthsel und Charaden von Hebel.

(Forts. von No. 56.)

5. Das grausame Mädchen.

Rathet aus, rathet ein!
Wie heißt des Kaisers Töchterlein?
Wie heißt das grausame Mädchen?
Einst spann es am blutigen Rädchen,
Und schürte helle Flammen an
Zum Menschenbraten lobesan.
Dann zeichnet' es rothe Stickerei
Auf Judenhaut zu guter Frist.
Anjetzt es eine alte Jungfer ist,
Doch bleiben ihr Männer noch treu.

6. Das räthselhafte Kind.

Mein Vater ist ein harter Mann,
Die Mutter: Asche, — Jedermann
Hat einst dies Schicksal zu erfahren.
Ich selber bin ein räthselhaftes Kind,
Wohlthätig schon seit vielen Jahren.
Ich bringe Licht in düstre Hallen,
Bin gern dabei, wo frohe Menschen sind
Und lustige Gesänge schallen.
Dem Kranken bring' ich heilende Arznei;
O seht, er athmet wieder frei,
Und dankt es mir, daß er gesundet.
Doch traut mir nicht! Oft hab ich auch verwundet,
Und Lügen kann ich baß als die bekannten
Frau Basen bei'm Kaffee, beim Spinnen oder Stricken,
Aus Elephanten mach' ich Mücken
Und aus den Mücken Elephanten!

7. Pflanzenthier.

Den Reichen trägt's als Thierlein durch den Koth,
Als Pflänzlein speist's die Armuth auf dem Brod.

Auflösung des Räthsels in Nro. 56.

Rhein : Fall.

N: 58.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 19. Juli 1818.

Aus der Geisterwelt.

Kein menschlicher Verstand hat noch jemals den wunderbaren Zusammenhang der Geisterwelt mit unserer sinnlichen zu erklären vermocht, und keiner ihn ganz abzuläugnen. Eine der schauervollsten Erscheinungen ist wohl ohnstreitig das Erblicken seiner selbst. Ein Schauder muß das furchtloseste Menschenherz ergreifen bei einem Ereignisse, das gleichsam in die Wirklichkeit unsres Daseyns greift, das es in seinen Wurzeln zu erschüttern droht, und Wahnsinn regende Zweifel in uns weckt. — Und gleichwohl bietet uns die Erfahrung mehrere verbürgte Beispiele davon; selbst die Geschichte des Alterthums zeigt eins der allergraunvollsten in dem bekannten des Brutus, wo er, der große Römerfeldherr, einst noch in später Nacht einsam wachend noch in seinem Zelte sitzt, und plötzlich sich gegenüber: „Ein erschreckliches Etwas" stehen sah; so drückt sich der römische Geschichtschreiber aus. Wer bist du? fragte der Unerschrockenste der Römer.

Ich bin Du selbst, kam die furchtbare Antwort wieder. Und unwillkührlich rieselte ein Schauder durch des Helden ergriffenes Herz. —

Bei Philippi sehen wir uns wieder, sprach der Schreckliche und verschwand. —

Und bei Philippi an seinem Todestage sah Brutus das Gesicht wieder, in dem Gewühle der Schlacht. —

Ein Beispiel dieser Art aus jetziger Zeit verdient zwar jenem großen nicht an die Seite gestellt zu werden, doch ist es merkwürdig, da seine Wahrheit von so glaubwürdigen Zeugen bestätigt ist.

Ein junger Edler der sich durch Geist und Herz gleich vortheilhaft auszeichnete, lebte vor nicht geraumer Zeit auf einer norddeutschen Akademie, wo er sich die Achtung der Lehrer und die Freundschaft seiner Mitgefährten so ungetheilt erworben hatte, daß man das nachfolgende Ereigniß mit allgemeiner Theilnahme betrachtete.

Er ging einst, bei schon einbrechender Abenddämmerung, mit einem Freunde durch die Straße seinem Hause zu. Der Freund sprach lebhaft über einen wichtigen Gegenstand; er aber hörte nur mit zerstreuter Aufmerksamkeit zu, denn

seine Blicke waren auf einen Gegenstand gerichtet, welcher nur wenige Schritte vor ihnen seine ganze Seele beschäftigte. Es war eine Gestalt, die ihm selbst glich, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Wuchs, Gang, und selbst genau dieselbe Kleidung, die er in diesem Augenblicke trug. — Eine seltsame Scheu hielt ihn zurück, auch seinen Gefährten darauf aufmerksam zu machen, bis sie jetzt an die Thür des Hauses kamen, wo er wohnte, und wo eben der Unbekannte kurz vor ihnen an die Thür trat, sie öffnete und hineinging. Im Hineingehen wandte er noch das Gesicht zu den Beiden — und — zusammenzuckend erkannte jetzt der Jüngling deutlich sein eignes Gesicht. —

Auch der Freund hatte jetzt die Erscheinung bemerkt, auch ihn wandelte ein Schauer an; ohne ein Wort zu sagen, drückten die beiden Freunde den Arm fester in einander und lenkten, statt in die Thür links zu gehen, sich rechts zu dem gegenüber stehenden Hause, wo die Wohnung des Freundes gerade in derselben Höhe war. Hier eilten sie die Treppe schnell hinauf, und gingen unwillkührlich durch das schon dunkle Zimmer, dem Fenster zu, aus welchem man die gegenüber liegende Wohnung ganz übersehen konnte. Dort ging eben die Thür auf, und sie sahen bei der dämmernden Helle, die von einem etwas hellern Vorsaale kam, — eben jene Gestalt eintreten.

Der Unbekannte schlug Licht an, gerade so, wie es der lebende Bewohner dieses Zimmers zu thun gewohnt war. Sie sahen nun wieder bei dem Scheine der Kerze, die er anzündete, die ganze schauerliche Aehnlichkeit mit diesem, so wie er ihn in jeder seiner Gewohnheiten, in jeder seiner Bewegungen auf das Täuschendste darstellte. Eben so warf er den Mantel flüchtig auf einen Stuhl, holte einige Bücher auf den Tisch, las darin, legte dann alles wieder an den gehörigen Ort, zog sich aus und legte sich nieder.

Erstarrend hatten die beiden Freunde dies alles angesehen. Erst spät suchten sie ihr gemeinschaftliches Lager auf, und fielen in den festen Schlaf der Jugend.

Als sie am andern Morgen erwachten, beschlossen sie doch, sich in der gegenüber liegenden Wohnung zu erkundigen; und siehe da, die Decke des Zimmers war eingestürzt, gerad' über dem Bette des Jünglings, und würde ihn, hätte ihn nicht jenes Gesicht davon verdrängt, unfehlbar erschlagen haben. —

Mildernd ist dieser Schluß für das Furchtbare der Erscheinung; doch dunkel ist und dunkel bleibt der Vorhang, der die Geheimnisse von Jenseits deckt.

Nach dem dritten Gesichte des Hermas.

Welches ist der sicherste Grund und das stärkste Fundament zu einem Gebäude für die Zeit und für die Ewigkeit? Sind es die Granitmassen der Alpen, oder der Anden? Meinst du, es müsse mindestens der Kaukasus seyn, oder der Atlas? Mit nichten! sondern drei Tropfen Wasser sind's, gesprengt aus hohler Hand, mit dreien Worten, in dreien Namen. Denn auf diesen Tropfen baut sich die Stadt Gottes seit achtzehn hundert Jahren, und wird sich bauen und weitern, bis Erd' und Himmel in einander fließt.

Weil denn die Kirche ruhet auf dem Wasser; siehe! so muß sie sich regen und bewegen und Wellen schlagen, als Zeichen des innern Lebens; denn sie ist getauft mit dem nie schlummernden Elements.

Wie aber die ewigen Gewässer, auch wenn die Oberfläche schäumt und brauset, doch in ihrer unendlichen Tiefe heiter sind und lind' und stille: so strebt der Bau der Kirche ruhig in die Wolken, und ihre Zinnen schüttern nicht von dem Sturme, der um die Grundsäulen wehen muß, daß sie fester in dem Boden wurzeln, und nie ein Todesgeruch die Stadt des Herrn verpeste.

Gunima.

(Fortsetzung.)

Ich bin unverletzt, rief wohlgemuth Benjamin dem Capitän zu.

Das ist mir lieb zu hören, Herr Volontär, erwiederte dieser, aber jetzt thut mir den Gefallen, und scheert Euch schnell mit uns zum Lager zurück, sonst schicken uns die Unholde noch einige Pfeile zum Geleite nach.

Dem Himmel sey Dank, so seyd Ihr doch gerettet, rief mit schwacher Stimme Gunima, die jetzt blutend zur Erde sank.

Heiliger Gott! sie stirbt, schrie der Jüngling mit wüthendem Schmerze.

Wenn ein Giftpfeil sie traf, so ist sie verloren, sprach der Capitän, doch wollen wir die Möglichkeit versuchen. Hebt sie zu mir auf das Pferd und setzt Euch hinter meinem Hottentotten auf und nun zurück ins Lager, sonst gehn wir hier alle zu Grunde.

Benjamin gehorchte, und mit verhängtem Zügel sprengten alle zur Karavane zurück. Ohnmächtig ward Gunima vom Rosse gehoben. Endlich brachten kräftige Geister sie ins Leben zurück, und der Capitän, der unterdeß die tiefe Armwunde untersucht, rief fröhlich: Dießmal kommen wir mit dem Schrecken weg. Die Haßsagaie, die sie verletzt, war nicht vergiftet.

Entzückt küßte der Jüngling den schönen verletzten Arm, und das treue Mädchen seufzte, die Augen mit unendlicher Liebe auf ihn heftend: Ach, Baas, ich wäre so gern für Euch gestorben!

Der Jugend ungeschwächte Kraft und die unverdorbenen Säfte vollendeten Gunima's Heilung in unglaublich kurzer Zeit, und sie war bald wieder im Stande den Jüngling auf den Streifzügen zu begleiten, die er zu Roß und Fuß, theils der Jagd, theils dem Messen der Höhen, der Erforschung und Zeichnung der Gegend und ihrer Naturmerkwürdigkeiten wegen, oft ziemlich weit ab von der Karavane unternahm. Umsonst bat er sie, zurück zu bleiben. Vergebens befahl er ihr sogar, was er sonst nie that. Sie gehorchte scheinbar, er bemerkte aber bald, daß sie ihm dann von weitem nachfolgte, um bei jeder Gefahr gleich bei der Hand zu seyn. Wenn er ihr dann Vorwürfe über ihren Ungehorsam machte, sagte sie blos sanft und freundlich: Glaubt mir Baas, ich kann nicht anders!

Einst streifte er, von ihr begleitet, zu Roß durch den wilden Wald, als ein nahes, dumpfes Gebrüll an sein Ohr schlug, und bald erblickte er durch die Zweige ein großes, plumpes, schwarzbraunes Thier, das mit den krummen Hörnern, deren Wurzeln über den tückisch funkelnden Augen ungeheure Knochenwülste bildeten, in die Erde wühlte. Benjamin lud die Büchse, aber Gunima hielt hastig seine Hand zurück, und flüsterte ängstlich: Um Gotteswillen, Baas, schießt nicht, zur Büffeljagd gehören mehrere wohlgeübte Schützen. Er ist das böseste Thier unsers Landes, und mir fürchterlicher als selbst der Löwe, den er, ohne Raubthier zu seyn, an Hinterlist und Grausamkeit übertrifft. Fehlt Euer Schuß, so stürzt er sich

auf Euch. Ihr werdet dann das gejagte Wild, und erreicht er Euch, so zertritt er Euch mit seinem Huf, und zerfleischt Euch langsam mit Hörnern und Rachen. Seht die wunderlich krausen Ausschnitte an den ungeheuren Ohren. Diese seltsamen Zierrathen haben, wie unsere Zauberer sagen, böse Geister gemacht, um dadurch das ganze Thiergeschlecht als ihr Eigenthum zu bezeichnen.

Du bist sonst so klug, Gunima, erwiederte Benjamin, sie sanft zurückdrückend, schäme Dich des kindischen Aberglaubens. Eben wollte er das Gewehr anlegen, da rauschte es im Gebüsch, und ein großer Löwe fuhr mit einem fürchterlichen Sprunge auf den Büffel zu. Grimmig setzte dieser sich zur Wehr, aber der Löwe hatte sich schon auf den ersten Griff seiner Beute zu sicher bemächtigt. Mit den Vorderklauen klemmte er dem Feinde Rachen und Nase zu, während sein scharfer Zahn in dessen Nacken nagte. Vergebens stampfte das geängstete Thier mit ohnmächtiger Wuth den Boden, vergebens suchte es die schreckliche Bürde dadurch los zu werden, daß es sich an die umstehenden Bäume andrückte. Der Löwe ließ nicht los, und bald verwandelte sich des Büffels dumpfes Geschrei in Todesstöhnen, und er stürzte mit schwerer Wucht zur Erde. Als nun das Raubthier brüllend den letzten tödtlichen Schlag auf seine Brust gethan, und ihn gemächlich zu zerfleischen begann, da konnte Benjamin der Jagdlust nicht länger widerstehn, seinem edlen Rosse gleich, das bei des Löwen Anblick durch Bewegungen im Innern des Leibes, durch Spitzen und Zucken der Ohren, die Begier kund gab, sich mit dem furchtbaren Gegner zu messen. So ruhig und bequem konnte ihm kaum je ein Löwe wieder zum Schuß kommen. Er legte daher die Büchse an, ohne sich durch Gunima hindern zu lassen, die aus Furcht einen Fehlschuß zu veranlassen, nur mit stummen Kopfschütteln die Hände bittend zu ihm empor hob. Scharf und lange zielte er, aber im Augenblick des Abdrückens stach ihn ein Muskito auf die Hand, er zuckte, und die Kugel streifte nur leicht des Löwen Brust. Majestätisch, von der blutigen Mähne umwallt, richtete sich das königliche Thier in die Höhe, wendete brüllend den Kopf nach der Gegend des Schusses, und grimmig funkelten die großen Augen in blutrothem Feuer.

Nach der Ebene jagt jetzt, Baas! schon rüstet er sich zum Sprunge! so rief Gunima Benjamin zu, auf die Croupe seines Pferdes springend, und ihn umfassend.

Es war hohe Zeit, daß dieser gehorchte, denn als das Roß zur gestreckten Carriere ansetzte, schnaubte es schon gräßlich hinter ihnen, und sie dankten dem Himmel, als sie die Ebene erreichten, wo ihr Pferd gegen den noch immer verfolgenden Löwen im Vortheil war. Schon hatten sie einen bedeutenden Vorsprung, da stürzte das Pferd, und beide Reiter küßten die Erde. Aufjagen wollte rasch der Jüngling das Roß. Neuer entsetzlicher Schrecken! Es versuchte aufzuspringen, sank aber gleich wieder um, denn der Fall hatte ihm ein Bein gebrochen, und in mächtigen Sätzen kam der Löwe immer näher.

Fort auf jenen Steinhaufen, Baas, rief Gunima, ihn fortreißend, dort ist die einzige Möglichkeit der Rettung!

Und sie erklommen den Steinhaufen, von dessen Gipfel Benjamin dem Verfolger die zweite, sichere Kugel zuzusenden hoffte, aber das Pulverhorn war bei dem Sturze verloren gegangen, und näher und immer näher kam der Löwe. So will ich doch wenigstens dem Unge-

heuer unser Leben nicht wohlfeil verkaufen, schrie entschlossen Benjamin, hoch den Büchsenkolben zum zerschmetternden Schlage schwingend. Und immer näher kam der Löwe, dessen stolzer Zorn das gefallne Pferd keines Blickes gewürdigt, auf den Steinhaufen zugeraset. Als er aber des Jünglings drohende Stellung sah, blieb er, wenige Schritte davon, plötzlich stehen, heftete die rollenden Augen auf den verzweifelten Gegner, und — wagte es nicht, weiter vorzudringen. Eben so wenig verließ Benjamin seinen Platz, und unverwandt und grimmig blickten die beiden Todtfeinde einander an. Endlich legte sich das Unthier, den Mordblick immer auf den Jüngling geheftet, ruhig auf die Erde, gleich der geschlechtsverwandten Katze, die das arme Mäuslein belauert. Eine lange qualvolle Stunde, wo in jedem Augenblick des Löwen Todessprung erwartet werden mußte, verstrich. Da erhob sich endlich das Thier und schlich langsam einige Schritte zurück, gleichsam als wolle es sich aus des Feindes drohender Nähe wegstehlen. Auf einmal aber begann es aus allen Kräften davon zu laufen, so daß Benjamin, ungeachtet der eben erlittenen Angst, sich doch nicht enthalten konnte, über die unerwartete Feigheit des Waldkönigs, ein helles Gelächter aufzuschlagen, in welches Gunima fröhlich einstimmte.

Nun habe ich erst Athem Dich zu schelten, sprach er zu ihr. Warum machtest Du mir den Kummer, die Gefahr mit Dir theilen zu müssen? Im Klettern geübt, konntest Du Dich rasch auf einen Baum retten, und mich der Schnelligkeit meines Pferdes anvertrauen.

Verzeiht Baas, sprach das zärtliche Geschöpf. Der Löwe konnte Euch erreichen. Dann hätte er mich zuerst vom Roß gerissen, und Ihr hättet dadurch aufs neue Zeit zur Flucht gewonnen.

Treue, treue Seele, rief Benjamin, und drückte den Kuß der Dankbarkeit und höhern Seelenfreundschaft, dessen Reinheit durch keine sinnlichen Wünsche befleckt war, auf die braunen Wangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mißheirath.

Nachdem man einen eigenen Namen für jene Fälle erdacht hat, da eine Person aus höherm Stande mit einer Person aus niederm Stande sich verheirathet oder vermählt: so fällt so Etwas mehr auf, als vormals. Man denkt dabei an Mißgeburt, Mißfall, Mißverstand, Mißgeschick u. dgl. Da wir aber doch annehmen müssen, daß bei einer zu schliessenden Ehe auf künftige Zufriedenheit und Eintracht der Verheiratheten, vor allen Dingen, Rücksicht genommen werden müsse; dieses aber vorzüglich auf gleicher Bildung des Geistes und Herzens beruhet; Geistes und Herzensbildung aber nicht bloß ein Vorzug fürstlicher und adelicher Personen ist, sondern auch den Personen bürgerlicher Stände zugesprochen werden kann: so darf, meine ich, da gar von einer Mißheirath die Rede nicht seyn, wo Gleichheit der Bildnng des Herzens und Geistes ein eheliches Bündniß schließt. Oder man müßte denn, ganz wider alle Vernunft, behaupten: Geist und Herz hätten keine Stimme bei der Wahl eines Gatten. Wenn grobe, überflügelnde Sinnlichkeit eine Person verleitet, alle Ansprüche des zarteren Geistes und Herzens bei der Wahl eines Gatten nicht zu beachten; wenn ein zartfühlendes, sinniges Herz mit Roheit; hohe Gabe des Geistes mit Unverstand und Einfalt; die Anmuth der Sitten mit einem plumpen, unzarten Wesen sich vermählt,

— das verdient allerdings mit dem Namen Mißheirath belegt zu werden. Aber wo eine Gleichheit geistiger Ausbildung sich findet, und wo diese ein Ehebündniß stiftet — und wenn auch ein Fürst ein Fräulein bürgerlichen oder adelichen Standes sich vermählte, da müßte billig der dumme Stolz schweigen und seine Zunge bezähmen, oder man beurkundet dadurch eine Rohheit der Denkungsart, die uns verleitet, Geist und Herz, das Vorzüglichste am Menschen, dem armseitgen Körper unterzuordnen!

Andeutung.

Die Schmeichelei der Gräfinn Orlow, bei Gelegenheit eines in Moskau im Jahre 1816 gegebenen Feuerwerks, ging offenbar zu weit! Fürsten bleiben Menschen, und selbst der größte und mächtigste Kaiser ist doch kein Gott! Alexanders geschlungener Name brannte nämlich da mit der Umschrift:

„Dein Name werde geheiliget!“

Muß nicht wirklich ein großer Fürst erröthen, den man einen Gott nennt? — Und sind nicht solche schaamlose Schmeichler Schuld daran, wenn Fürsten von schwachem Verstande sich endlich stolz für Götter halten, und als Götter verehrt seyn wollen?

Anekdote.

Man könnte ein köstliches Buch aus dem machen, wovon Sie nichts wissen; sagte ein Witzbold zu jemand, den er schrauben wollte. Gelassen antwortete dieser: aber wahrlich ein recht schlechtes aus dem, was Sie wissen.

Leseblüthe.

Ein böser Rath geht über das Urtheil hinaus.

Epigramme von A. Gebauer,

zu Cöln am Rheine.

Treib' und quäle das gierige Volk sich Schätze zu sammeln;
Rosen und Myrten im Haar leb' ich und lieb' ich indeß.

Sonst war alles zu eng mir, doch jetzt scheint selber das kleinste
Winkelchen, birgt es nur Sie, eine unendliche Welt.

Dort im Rosengarten verglich ich Sie einen den Rosen;
Unter den Lilien hier prangt sie als Lilie mit.

Naht sich der kräftige Jüngling der holdaufblühenden Jungfrau,
Traun! Da stellet sich leicht Amor als Dritter auch ein.

Neue Sprichwörter.

(Fortsetzung.)

Die Sterne theilen wir nur nach ihrer scheinbaren Größe ein.

Wenn die Aerzte sich die Beine ablaufen, so hat der Reiche gleichwohl nur die Strümpfe.

Der Arme giebt am liebsten.

Das Gewicht, und nicht die Farbe, entscheidet über die Aechtheit des Goldes.

In der Dunkelheit bemerkt man auch den höchsten Thurm nicht.

Die kühle Luft erquickt zwar, aber stillet nicht den Durst! Schöne Worte ersetzen Wohlthaten nicht.

Ist der Abend erlabend, redet nicht selten der Morgen von Sorgen.

Wer anders redet, als er denkt, der handelt auch anders, als er redet.

Das Spiel hat noch nie einen Menschen gut, und selten nur reich gemacht.

Wer vier Thaler für fünfe annimmt, der giebt auch sechse für fünfe.

Das Unglück schlägt aus uns leuchtende Funken.

(Der Schluß folgt.)

Distichen.

Gnome.

Jüngling! mühe dich nicht, der Liebe Flamme zu schildern:
Fühle die himmlische Gluth, aber beschreibe sie nicht.

Warnung.

Kühnes erstrebt sich und Großes mit Kraft ein beharrlicher Wille
Doch es meide der Geist stets was das Herz ihm verbeut.

Vermischte Nachrichten.

— Kaum hatte die englische Armee von der Hauptstadt Candy auf der Insel Ceylon (den 17ten Februar 1815) Besitz genommen, so fand sich ein Mann in candischer Tracht, aber mit europäischen Gesichtszügen im Hauptquartiere ein. Dieser Mann hieß Thomas Thoen, und erzählte, er sey im Jahre 1803 mit der brittischen Armee nach Candy gezogen, und gehöre zu den 150 Kranken, die man im Spitale gelassen habe, als diese Hauptstadt dem Feinde übergeben worden sey. Als seine Unglücksgefährten niedergemetzelt wurden, rißen ihm die Barbaren die Blasenpflaster ab, welche man ihm kurz vorher im Spitale auf den Magen gelegt hatt, schlugen ihn mit einem Gewehrkolben zu Boden, und liessen ihn für todt unter der Menge liegen. Er kam jedoch wieder so weit zu sich, daß er in die nächste Rinne kriechen konnte. Als man ihn hier den Morgen darauf entdeckte, hing man ihn an einem Baume auf, in der festen Ueberzeugung seines Todes. Zum Glück riß der Strick; als man ihn von neuem bemerkte, hing man ihn wieder auf die nämliche Art auf, aber der Strick riß noch einmal, und er zu einer nicht weit entfernten Hütte zu kriechen suchte, wo er zehn Tage lang von nichts als Gras, das an der Thür wuchs, lebte, und die Regentropfen trank, welche vom Dache herab fielen. Hierauf wurde er zufälliger Weise von einem alten Candyer entdeckt, der ihn starr ansah und dann plötzlich verschwand; allein er kam bald darauf mit einer Schüssel voll Reis zurück, die er ihm hinsetzte und wieder fort ging. Der König von Candy, der nie Mitleid gegen Menschenunglück gefühlt hatte, ward von der Erzählung betroffen, welche er von Thoens wunderbarer Rettung erhielt. Aberglaube, statt Mitleid, bemächtigte sich seines Geistes; er glaubte, Thoen würde nicht so oft erhalten worden seyn, wenn er nicht ein besonderer Günstling des Himmels wäre. Er gab daher Befehl, einer der Obern solle für ihn sorgen, und derselbe solle jede Bequemlichkeit bekommen, die er verlange. Der König, den jetzt die Engländer abgesetzt haben, und als Gefangenen in Bengalen aufbewahren, räumte ihm ein Haus in der Stadt Candy ein, worin er bis zur Ankunft der brittischen Armee blieb. Er erlitt weiter keine üble Behandlung von dem eifersüchtigen Tyrannen; aber die schrecklichen Barbareien, die er mit ansah, und die man sich durch die geringste Beleidigung zuzog, erhielten ihn in steter Unruhe und Besorgniß. Eine Frau, von der man entdeckt hatte, daß sie dem Major Davie bloß eine Nachricht zugebracht hatte, wurde zum Tode verurtheilt. Der einzige Trost, welchen dieser Unglücklichen während der traurigen Stunden seiner langen Gefangenschaft erhielt, bestand in dem Lesen eines abgerissenen Stücks von einer englischen Bibel, welches einige Kapitel aus dem Propheten Jeremias enthielt.

Nach dem Theater de Porte St. Martin in Paris hat den meisten Zulauf ein Schauspiel, das erst seit Kurzem besteht, und nur fürs Auge berechnet ist. Dieses gibt nämlich ein geschickter Taschenkünstler, Namens Chalon, und ein Springer, der vielleicht nicht seinesgleichen hat.

Ersterer ließ bei den erstern Vorstellungen, nach mehrern gewöhnlichen Kunststücken acht Soldaten vor sich stellen, und ihre Gewehre von den Zuschauern selbst laden; dann schossen sie auf ihn, und siehe! die Kugeln fielen vor ihm auf die Erde. Allein dieß Erschießen erregte so unangenehme Erinnerungen bei den Zuschauern, wovon mancher wohl in der vorigen Zeit einen Verwandten, einen Freund durch jene Hinrichtungsart konnte verloren haben, daß es der unerschießbare Tausendkünstler in der Folge weislich unterließ. Seitdem aber treibt er es mit seiner Kunst noch weiter; denn er läßt nunmehr alle Abende eine kleine Kanone laden und auf sich abschießen, er bleibt unerschrocken stehen, und fängt die Kugel auf, das heißt eine Kugel, die aus der Kanone zu fliegen scheint: daß sie mit einer Kugel geladen wird, kann Jedermann sehen; wie diese aber wegpraktizirt wird, und in die Hände des Künstlers geräth, das eben ist was man nicht sieht. Der Springer treibt es auch crescendo, wie sein Kollege; zuerst sprang er über einige Soldaten, mit ihren Gewehren und Bayonetten hinweg; jetzt fliegt er gar alle Abende über eine Equipage, Pferde und Wagen hinüber.

In dem letzten Vierteljahre hat sich auch eine weibliche Bibel-Gesellschaft vereinigt, und zwar zu Manchester. Es haben sich dazu an 8000 Damen unterzeichnet, und die Stadt ist in 332 Distrikte getheilt, in welchen die edlen Frauen die Winkel des Elends und Jammers aufsuchen, um Thränen zu trocknen, Ordnung und Reinlichkeit wiederherzustellen und durch Austheilung von Bibeln Tugend und Frömmigkeit zu beleben. Sie haben an milden Gaben bereits nahe an tausend Pfund zusammen, und sind dadurch im Stande gewesen, schon über 1300 Bibeln und neue Testamente auszugeben.

Zu Worchester hat Jemand eine Pumpe erfunden, durch welche aus dem Flusse Severn Wasser in die Höhe getrieben und in ein breites Bassin des Worcester Kanals geschöpft wird. Diese Pumpe zieht jede Minute 900 Gallons Wasser durch eine zehnzöllige Röhre. Gewiß eine höchst wichtige Erfindung.

Auflösung der Räthsel in Nro. 57.

5. Die Carolina. (Das peinliche Gesetzbuch)
6. Glas.
7. Schimmel.

Räthsel und Charaden von Hebel.

(Forts. von No. 57.)

8. Saubres Logis.

In einem runden Hof steht ein dreistöckigt Haus;
Der Mann der drin logirt, zieht nimmer wieder aus.
Gar helle Fenster hat's, doch schaut er nie hinaus,
Sie glänzen nicht im Sonnenschein,
Kein Hagel schlägt die Scheiben ein.

---

9. Gottes- und Menschen-Gabe.

Gott gibt's im Mutterleib, der Mensch gibt's auf Papier.
Dies letztre putzet uns, das erste putzen wir.

---

10. Error loci.

Rathet liebe Leser, was hab' ich im Sinn?
Einer hat es an dem Kopf, ein Andrer hat es drin.

---

11. Der Spiegel.

Nun rathet, was ist das?
Ein Spiegel ohne Glas,
Habt Ihr ein ehrlich Angesicht
Schaut herzhaft drein, Ihr seht Euch nicht.
Drin sieht sich nur ein Bösewicht.
Und sieht er sich so läuft er fort
Und flieht an einen andern Ort.
Auch schaut er nie daheim hinein
Er muß auf einer Reise seyn.

---

12. Undank.

Ich schaffe Euch das Korn zu Eurem Brod in's Haus,
Und komm' ich selbst, so werft Ihr mich zum Dank hinaus.

---

13. Oeffentliche Dirne.

Sie läuft auf allen Straßen aus,
Schleicht unverschämt in jedes Haus,
Verrathet Alles, was sie kann,
Lügt Alle, die ihr glauben, an
Und ziert sich noch mit Fürstenschmuck die Stirne.
Wie heißt die freche Gassendirne?

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler in Nr. 57. statt des Räthsels lies der Charade.

N: 59.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag, den 23. Juli 1818.

Ein Wort

an Deutschlands aufblühende Jugend.

Zu Euch, Ihr Lieben! die das junge Leben
Mit seinen bunten Farben noch umspielt;
Zu Euch, die Ihr, von Duft und Glanz umgeben,
Noch nie des Schicksals schwere Hand gefühlt;
Zu Euch dringt jetzt mein langverhaltnes Flehen,
Und was so lang im tiefsten Busen schlief,
O laßt es jetzt enthüllet vor Euch stehen,
Und wahrt es Euch im Innern fest und tief! —

Noch schmücket Euch der Unschuld Perlenkrone,
Und ihre Veilchen blüh'n an Eurer Brust,
Noch naht sie Euch mit ihren süßen Lohne,
Und ihrer Wonnen fleckenlosen Lust, —
O laßt sie ewig, ewig bei Euch weilen,
Verscheucht sie nicht durch frecher Willkühr That;
Sie kann allein die schwersten Wunden heilen,
Bestreut allein mit Blumen Euern Pfad! —

Denn was erhebt uns zu dem Kreis der Engel? —
Was adelt uns schon hier und macht uns groß? —
Der lichte Sieg nur über Fehl' und Mängel,
Das Weilen in der Unschuld Blumenschoos! —
O Jüngling! Jungfrau! Eure schönste Krone
Ist Unschuld, und ein reiner, frommer Sinn;
Und weicht Ihr von der Göttinn Strahlenthrone,
Zerfällt in Staub ihr Sonnenschimmer hin!

Verderblich ist des Lasters scheues Walten,
Und unheilbringend seines Fußes Gang;
Euch kann kein Gott, Euch kann kein Engel halten,
Wenn einmal Euch sein weicher Arm umschlang,
Dann fliehen schnell — mit losgebundenen Schwingen —
Die Geister Eurer reinen, frommen Lust,
Und andre finstre Unheilsmächte dringen
Mit ihrem Gift in Eure offne Brust! — —

Noch hütet Euch — es ist der Gott der Zeiten! —
Vor böser Lügen ränkevollem Geist;
Er ist es, der, das Schwerste zu bereiten,
Den Freund vom Freund, vom Sohn den Vater reißt; —
Enthüllet offen, was im Innern wohnet,
Und sprecht es aus der Seele tiefstes Wort!
Da, wo Verschlossenheit und Lüge thronet,
Da flüchtet stets sich das Vertrauen fort. —

Vernahmt Ihr nie aus Eurer Väter Munde,
Wie in der alten Vorwelt grauer Zeit
Die Ahnen sich im ewigfesten Bunde
Dem graden Sinn der Redlichkeit geweiht? —
Und wollt Ihr jetzt — in dieser Stürme Zeiten —
Wo einzig noch Vertrauen uns erhält,
Euch selbst bethört, den Untergang bereiten,
Vom Freund der Lüge rings umher umstellt? —

Vertrauen, sie, des Lebens treue Amme,
Die Gott an unser niedres Leben band;

Und Hoffnung!, sie, die reine Himmelsflamme,
Die er im Elend huldreich uns gesandt, —
Sie mögen Euch in Euerm Pilgerleben
Mit ihres Glanzes freudenvollen Schein,
Mit ihrem Immortellenkranz umgeben,
Und ewig Eure treuen Schützer seyn! —

Dann mag das Leben feindlich Euch umtoben,
Es mag der Sturm durch Eure Tage ziehn;
Euch winket noch ein Zufluchtsort da oben,
Wo Unschuld, Redlichkeit und Treue blühn;
Und wie die Sonne sanft hinuntersinket,
So wird auch Euer Leben still vergehn,
Bis liebend Euch der Himmelsbote winket
Und Edens Palmen flüsternd Euch umwehn! —

Gunima.

(Fortsetzung.)

Seit diesem Abentheuer war der kecke und besonnene Uebermuth von Benjamin gewichen; überzeugt, daß er bei jedem Wagestück, außer dem seinigen, noch ein geliebtes Leben Preiß gebe, hielt er sich immer nahe zur Caravane, und wenn die Antilopenjagd, oder die Pflichten des übernommenen Amtes ihn von ihr entfernten, so geschah es nie ohne starke, wohlgewaffnete Begleitung. So rückte der Zug immer näher auf des Kafferlandes Gränzen zu, und bald begegneten ihm einzelne Kolonistenfamilien, die, vor den feindlichen Nachbarn fliehend, mit Kindern und Hottentotten und Rossen und Ochsen, und mit Wagen, worauf ihr gesammtes bewegliches Vermögen gepackt war, der schützenden Capstadt näher zogen. Die Erzählung der Gräuel, welche die Kaffern überall verübt, trieb der Mannschaft des Landzuges die Haare zu Berge, die feigsten der begleitenden Hottentotten verschwanden nach und nach, ohne Tkabee zu sagen, und selbst dem tolldreisten Benjamin fing an etwas weichlich um's Herz zu werden, als er wahrnahm, daß der Milizcapitän so unerschrocken er Anstalten zu kräftiger Gegenwehr traf, doch nicht weiter vorrückte und in stiller Nacht im Zelte seinen letzten Willen aufsetzte, den er dann durch einen Eilboten, mit dem dringenden Befehl, Sukkurs zu senden, an den nächsten Landdrost abfertigte. Endlich verkündete die Flamme, die von der nächsten verlassenen Colonistenwohnung aufloderte, die Annäherung des Feindes, und die ausgesandten Späher brachten die Hiobspost, daß derselbe nicht blos, wie man sich geschmeichelt, aus einigen, in der Regel nicht starken Stämmen bestehe, sondern gegen dreitausend Köpfe zähle. Bald wimmelte es auch in der Ebne vor der Caravane von den schwarzen Gestalten, die, ein Lager aufschlagend, sich förmlich im Gebiet der Kolonie häuslich niederlassen zu wollen schienen. Immer ernster ward der Capitän, und endlich rief er Benjamin zu geheimer Berathung in sein Zelt. Ihr habt Euch mir bei mancher Gelegenheit als Mann bewiesen, sprach er dort, drum will ich Euch allein vertrauen, daß wir uns in großer Gefahr befinden. Das trotzige Wüthen der Kaffern beweißt, daß sie sehr ergrimmt auf die Weißen sind, und alle Gränzen, die ihnen sonst die Furcht und die Achtung vor unserm höhern Wissen vorzeichnete, übersprungen haben. Und vielleicht mangeln ihnen nicht einmal gerechte Ursachen; denn unsere Kolonisten sind meistens Ungeheuer, die sich gegen die armen, wilden Nachbarn alles erlauben zu dürfen glauben. Wer weiß, welche Gräuel vorangegangen, die die Kaffern zu diesen Repressalien gereizt! Dem sey indeß wie ihm wolle, so ist es zur Flucht zu spät, sie würde uns nur verderblich seyn, da uns die Heiden einholen würden. Wir haben kaum neunzig kampffähige Leute, unter ihnen funfzig Hottentotten, und ich stehe nicht dafür, daß diese im Augenblicke

der Gefahr davon laufen oder gar zu den Feinden übergehn. Den Sieg durch Gewalt der Waffen zu erringen, halte ich daher für unmöglich. Nur wenn es uns gelingt, dem rohen, unwissenden Volke, durch Geistesgegenwart und durch das höhere Wissen zu imponiren, ist die Rettung möglich. Ich habe lange hin und her gesonnen, wie das durchzuführen seyn möchte. Einige physikalische Spielereien könnten uns wohl als Zauberer in Respekt setzen, aber es fehlt uns an Hülfsmitteln, große Effekte hervorzubringen, und wenn wir diese Horden nicht durch etwas Extra-Entsetzliches in Schrecken setzen können, so lachen sie uns am Ende mit unsrer Experimental-Physik aus. Wie wäre es, schlug Benjamin vor, wenn wir, nach dem Beispiel der Spanier in Amerika, Branntwein der wie Wasser aussieht, anzündeten, und den Kaffern drohten, eben so ihre Flüsse in Brand zu stecken. Der Rath wäre gut, meinte der Capitän, wenn die Kaffern nicht, leider! mit unserm Branntwein schon allzu genaue Bekantschaft gemacht hätten. Eine Sonnen- oder Mondfinsterniß, bei der ich den Columbus spielen könnte ist auch nicht gleich bei der Hand, darum bleibt uns, wenn Ihr keinen bessern Rath ersinnt, nichts übrig, als das Aergste zu erwarten und im ehrlichen Gefechte zu sterben. Ueberlegt kurz und sagt mir Antwort. Ich lasse unterdeß die Feldstücke laden und unsre Schaar unter das Gewehr treten. Er ging, und Benjamin zog das sehr blaß gewordene Gesicht in sinnende Falten. Da trat Gunima, welche gehorcht, freundlich auf ihn zu, und sprach: Baas, wenn Ihr die Hottentottin nicht auslachen wollt, das sie sich anmaßt, in solcher hochwichtigen Angelegenheit mitzusprechen, so wüßte sie wohl einen Rath, der auf der Kaffern Unwissenheit gegründet, zur Rettung führen könnte. Trittst Du schon wieder als Schutzengel zu mir, liebliches Kind? fragte gerührt und überrascht der Jüngling, und führte sie, den Vorschlag ungestört zu vernehmen, in das tiefere Dickicht des Waldes, an dem die Caravane lagerte.

Die Kaffern hielten sich an diesem Tage noch ruhig. Einzelne abgerechnet, die auf eine etwas unverschämte Art, um Taback und Branntwein bettelnd, in's Lager kamen, fand gar kein Verkehr mit ihnen statt; und Benjamin, der Gunimas Vorschlag angehört, gebilligt, und zu dessen Ausführung des Capitäns Genehmigung erhalten, war mit allen nur irgend entbehrlichen Weißen und Braunen im Walde mit Erbauung einer Hütte, und allerlei andern sonderbaren Anstalten beschäftigt, deren Zweck dadurch möglichst verheimlicht wurde, daß jede Abtheilung der Arbeiter nur von dem eignen Geschäft, nicht von dem Treiben der andern Kenntniß erhielt. So kam der Abend heran, so verstrich die Nacht, und der anbrechende Tag ward von dem wilden Gesange der Kaffern begrüßt, die ihre Kriegstänze hielten. Dann rückte ihre gesammte Heerschaar vor das Lager. Ein Haufen trennte sich von ihr, und näherte sich dem Lager der Caravane. In reicher Uniform, von seiner Mousquetierwache umgeben, schritt ihnen der Milizcapitän stolz entgegen. Jetzt traten, durch Haarbusch und Muschelschmuck ausgezeichnet, drei Anführer aus dem Haufen, deren hohe, kräftige Heldengestalten, deren muthig blitzende Augen, deren trotzige Züge, verbunden mit dem halben Dutzend Hassagaien, das jeder in der Faust hielt, beinahe auf den guten Capitän den imponirenden Eindruck gemacht hätten, den er auf sie zu machen wünschte. Dann kam noch ein entlaufener Hot-

*

tentott hervor, der, als Dollmetscher der Kaffern, eine lange Rede beginnen wollte. Aber der Capitän, der sich schnell ermannte, fiel ihm mit einigen zornig und volltönend gesprochenen lateinischen Redensarten in das Wort, welche, nach seiner Absicht, die Kaffern gerade darum frappirten, weil sie gar nichts davon verstanden. Bestürzt sahen sie einander an, und der Capitän befahl nun mit finsterm Ernst und rauher Stimme seinen Dollmetscher, sie zu fragen, von welcher Nation sie wären und was sie begehrten? Die Antwort fiel ziemlich bescheiden dahin, daß sie vom Konagflusse kämen, und von Jan Compagnies Söhnen gegen ihr Vieh Eisen und Messing eintauschen wollten. Denn so pflegten damals die Wilden jener Zone die Holländer zu nennen, welche, um ihrer Einfalt Ehrfurcht einzuflößen, die ostindische Compagnie für einen mächtigen Fürsten, Namens Jan Compagnie, ausgegeben hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berechnung über den Ab- und Zufluß der Meere.

Das Wasser verliert, durch Ausdünstung, in 24 Stunden ohngefähr $\frac{1}{10}$ Zoll, — das macht aufs ganze Jahr etwa 30 bis 32 Zoll. Erinnern wir uns nun daran, daß die Oberfläche aller Gewässer auf unserer Erde 4,644000 Geviertmeilen beträgt: so steigt die jährliche regelmäßige Ausgabe, aller Gewässer auf unserer Erde, auf 61 Würfelmeilen.

Dagegen, um von den feststehenden Einkünften des Meeres zu reden, strömen in dasselbe aus der alten Welt 400, und aus der neuen Welt 200 große Flüsse. Ferner die zufälligen Hebungen an Regen, Schnee, Schlossen, Reif ꝛc. kurz der Niederschlag aus dem Dunstkreise, mag sich im Durchschnitt auf 28 Zoll belaufen.

Man erkennt hieraus, daß durch die zufälligen Hebungen aller Ausgaben die Meere größtentheils schon gedeckt werden, und da nun noch die stehenden Einkünfte dazu kommen: so müßte sich das Meer überaus wohl befinden, und an Umfang zunehmen. Denn, — reden wir hier nur von einigen Flüssen, die als Generalpächter ihre, so sehr bedeutende Jahrespacht, in den grossen Schatz des Meeres schütten, — so hat man berechnet, daß unter andern die Wolga, in einer Stunde, 1000 Würfelfuß Wasser und der Po eben so viel dem Meere zuführt; ja, man weiß, daß, wenn das ganze Meer ausgetrocknet wäre, der Zufluß von den Strömen in 1000 Jahren die Meeresgründe wieder füllen würde.

Das Mittelmeer, dessen Oberfläche 20000 Quadratmeilen beträgt, dünstet, nach dem oben angenommenen Maßstabe, täglich 5300 Tonnen Wasser aus. Die Einnahme und Ausgabe, durch die Straße von Gibraltar, mag gegen einander aufgehn. Aber man bedenke nun die so bedeutenden stehenden und zufälligen Einhebungen dieses Meeres, und doch steigt es nicht, sondern, wie man an den Küsten von Frankreich und Aegypten wahrnehmen will, — es fällt eher.

Acht große Ströme fallen in dieses Meer, unter denen der Po jährlich 3 Billionen, der Nil wenigstens 109 Billionen und 500 Millionen Würfelfuß Wasser demselben zuführt.

Hierzu kommt der jährliche Niederschlag aus dem Dunstkreise, der bis auf einen Zoll den täglichen Ausgabegroten der Ausdünstung decken

Folglich dürften die Ströme aber nur, durch Zufluß, den Spiegel des Meers um einen Zoll erhöhen, um das Gleichgewicht zu erhalten. Da aber dieser Zufluß weit mehr beträgt: so muß das Mittelmeer gewisse, nicht bekannte, geheime, sehr bedeutende Ausgaben haben, die wir nicht im Stande sind, in Rechnung zu bringen.

Eben dieß ist der Fall mit dem Caspischen Meere. Die Wolga, die Naal u. a. führen derselben täglich wenigstens 64,800 Millionen Würfelfuß Wasser zu, und also 23 Billionen 652000 Millionen jährlich. Hierzu kommt der Niederschlag aus dem Dunstkreise. Da nun die Oberfläche dieses Meers mit Bestimmtheit auf 3650 Quadratmeilen berechnet wird: so macht nach obigem Maaßstabe die bekannte Ausgabe dieses Meeres nur 14 Billionen 191000 Millionen Würfelfuß jährlich aus. Wer ist im Stande, zu sagen, wo der große Ueberschuß der Einnahme am Ende bleibt, da dieses Meer, so viel wir wissen, außer der Ausdünstung, gar keine Ausgaben hat?

Ja, Parrot und Engelhardt wollen sogar bemerkt haben, daß dieses Meer, bei seiner so beträchtlichen Einnahme, in einem nicht zu bestimmenden Zeitraume, 200 Fuß gefallen sey, und 30,000 Quadratmeilen an Oberfläche nach und nach verloren habe! Da steht freilich unser Verstand still, und man kann, bei einer solchen Wirthschaft, sich nicht des Gedankens erwehren, daß es in dem Laufe der Jahre endlich ganz austrocknen und bankrott werden müsse.

Eben so unverantwortlich wirthschaftet unsre liebe Nachbarinn, die Ostsee, und da die Tiefe derselben an den meisten Orten nur 50 Faden beträgt, so müßte sie freilich nicht so in den Tag hineinleben, sondern bedenken, daß ein solcher unbedeutende Schatz sich endlich vergeuden lasse.

Sie hat eine Oberfläche von 3600 Quadratmeilen, und kann daher ihre zufällige Einnahme ziemlich hoch anschlagen. Dazu sind die stehenden Hebungen von ihren Generalpächtern, den Flüssen, auch sehr bedeutend. — Die Oder, die Weichsel, die Düna, die Newa, welche Flüsse! Und doch senkt sich ihr Wasserspiegel jährlich um einen halben Zoll! Hinfolglich, wenn alle Vordersätze ihre Richtigkeit haben, wird die Ostsee nach 7200 Jahren verschwunden seyn, und nur ein großer mächtiger Strom wird Schweden dann von Deutschland trennen.

Es ergiebt sich aus Obigem, daß unsere Erde, wenn alle Meere so unverantwortlich wirthschaften wollen, als die auf unserer nördlichen Halbkugel, endlich blutarm an Wasser werden, und daß die Menschen endlich verdursten und verschmachten müssen. — Aber was helfen alle Vorstellungen bei denen, die nicht hören wollen!

Man kann freilich nicht allen Meeren in die Tasche kucken, auch hüten sie sich wohl, wie es in ordentlich eingerichteten Staaten einmal hergebracht ist, über jährliche Ausgabe und Einnahme einen Bericht bekannt zu machen, woraus sich dann diese üble Wirthschaft ergeben müßte. Aber wie mir es scheinen will, sind die Meere unter der Linie bessere Wirthe, und es ist höchst wahrscheinlich, daß dorthin unser Wasser, wie nach China unser Gold, strömt, um niemals wieder zurückzukehren. Obgleich man es nicht unterlassen hat, dieser längstens ausgesprochenen Meinung öffentlich zu widersprechen, — welches ich mir für die Zukunft, im ganzen Ernste, verbitten muß; denn es ist höchst verdrießlich, die herrlichsten Wagesätze, Vermuthungen und Meinungen mit Mühe zu ersinnen, damit naseweise Männer solche widerlegen! — daß nämlich durch den Achsenschwung der Erde die Gewässer aus der südlichen und nördlichen Halbkugel immer mehr nach der Linie hingezogen werden: so bleibe ich dennoch dabei, und nehme noch den Einfluß des Mondes, der Sonne und Planeten zu Hülfe, die bekanntlich in den Gränzen des Thierkreises wal-

ten, und durch ihre anziehende Kraft das Meer in dieser Gegend immer höher hinaufziehen, sammt dem Dunstkreise. Woher kommt es, meine weise Herrn, daß das rothe Meer seinen Spiegel und auch seine Nase 27 Fuß höher trägt, als das Mittelmeer? Woher kommt es, daß unter der Linie die Fülle des Wassers jetzt schon überschwenglich groß ist? Alles dies sind Folgen des Achsenschwunges unsrer Erde und der anziehenden Kraft jener Himmelskörper.

Es ist also wohl möglich, wenn nach 30000 Jahren wir Nordländer alle verschmachtet und die Südländer verdurstet sind, daß die Menschen, unter der Linie im Ueberflusse umkamen, ja, daß endlich die Erde nicht abgeneigt seyn dürfte, mit einem Kranz oder Wasserring, als Siegerinn, sich zu schmücken, so wie schon Saturn und Uranus, ihre Herren Brüder, freilich nicht aus Edelgesteinen, sondern vielleicht aus Granitblöcken, sich eine Krone gebildet haben.

Bruchstücke aus dem Tagebuch eines Deutschen von Bremen nach Süd-Amerika.

(Wir übergehen die Unannehmlichkeiten, welche Wind und Wetter den ungeübten Festlands-Bewohner von seiner Abreise von Bremen vom 10ten November an, bis zu seiner Ankunft in dem nördlichen Wendezirkel verursachte, und nehmen den Faden seiner Erzählung erst am fünften Januar auf, wo er die Küste von Brasilien erblickte.)

Am 5ten mit Tages-Anbruch entdeckte der Steuermann Land — in S. W. die Küste Brasiliens — zögerte der Tag noch um eine Stunde, so liefen wir, sehr wahrscheinlich, mit vollen Segeln auf den Strand. Wir hatten noch nichts weniger als Land vermuthet. Als wir vom Schlafe erwachten, sahen wir selbst den Kapitän im Hemde am Ruder und das Schiffsvolk, aus allen Kräften bemüht, die Segel zu stellen, um das Schiff wenden zu können. Statt beim Kap St. Augustin, wie es seyn musste, zu landen, thaten wir dieß höher und gerade bei Kap St. Roch in dem Gouvernement Fernambuc. Den 6ten und 7ten kreuzten wir, wegen Mangel an gehörigem Winde, hin und her, aufs Land zu und wieder davon ab. In der Nacht vom 7ten — 8ten besserte sich der Wind um einige Striche und gestattete uns, südlich zu steuern. Von nun an erblickten wir alle Tage Fischerbarken und bewohnte Ländereien; am 8ten kam uns ein schwarzer Fischer zur Seite. Wir hatten Gelegenheit, die Gebrechlichkeit ihrer Fahrzeuge zu bewundern, die aus 4 — 5 neben einander befestigten Balken bestehen, in der Mitte eine Stange mit einem dünnen Lappen, von einem Segel aus baumwollenem Zeuge, worein sie beständig Wasser sprützten, daß ihn der Wind schwellen könne. Ein Mann regiert das Segel, der andere eine Art von Ruder, und so, beständig bis an den halben Leib im Wasser, wagen sich diese armen Menschen 2 — 3 Meilen weit in See und bleiben wohl oft über Nacht in derselben. Ihr ärmlicher Mundvorrath hängt in einem Körbchen an der Segelstange. Der Fischer sprach portugiesisch; wir riefen ihm zu: „ob er Fische zu verkaufen habe?" — Und sogleich machte er, mühsam mit unserm Schiff gleichen Schritt haltend, Versuche, welche zu fangen — aber vergeblich, und verließ uns endlich wieder. Eine zerrissene Unterhose und ein alter Strohhut war dieser Leute Anzug. Die folgenden Tage ging es bei gutem Wind, aber den 10. und 11. Januar außer Angesicht des Landes, in hoher See, brav vorwärts. Am 12. näherten wir uns, weil wir nach unserer Rechnung an diesem Tage Bahia finden mussten, der Küste; bald befanden wir uns in der Mitte einer Menge jener oben beschriebenen Fahrzeuge; ein Dorf nach dem andern liessen wir

hinter uns — wir waren denn wirklich endlich in der Nähe von St. Salvador. Gegen 10 Uhr riefen wir einen jener schwarzen Fischer an Bord, der uns als Lootse dienen musste. Um 12 oder 1 Uhr, warfen wir im Angesicht der Stadt, in einer Entfernung von einer starken Viertelstunde, Anker. Gleich wimmelte es an Bord von englischen und portugiesischen Kaufleuten und andern Neugierigen, die sich nach der Ladung erkundigten. Zinebra Genever war das Loosungswort, das Alles in Bewegung setzte. Die Stadt litt Mangel daran, ehe wir ankamen. (Mit diesen Waaren wäre 100 pCt. verdient worden, wenn man es vorher hätte wissen können.) Die Mauth und Mauthangestellten sind bei weitem nicht so strenge, als wie in Holland oder andern Staaten.

Um in der Reise fortzufahren — so kam denn endlich (vermuthlich nach gehaltener Sieste — Tagesruhe —) um halb vier Uhr die Sanitäts-Kommission an Bord, und kaum war diese von uns weg, so machten wir eine eilfertige Toilette und schickten uns an, ans Land zu fahren. Unser kleines Boot war durch die Reise so leck geworden, daß unser schwarzer Lootse aus allen Kräften zu schöpfen und die beiden Matrosen eben so zu rudern hatten, um die Schaluppe einer auf unserm Wege liegenden Fregatte zu erreichen, in die wir unsere Zuflucht nahmen, um unser Fahrzeug mit Hüten ausschöpfen zu lassen. Wir bestiegen unser Boot aufs neue und gelangten endlich, nicht ganz ohne Furcht, weil das Wasser immer von Neuem eindrang, an Wall.

So hübsch die Stadt, die zum Theil unten, zum Theil oben auf einem Berge liegt, sich von der Seeseite aus betrachtet, ausnimmt, so sehr wird man getäuscht, wenn man sie betritt und näher in Augenschein nimmt. Ich fand mich weniger dadurch betroffen, da mir das Eigenthümliche der spanischen und portugiesischen Städte im Mutterlande schon bekannt war. Für nur etwas delikate Sinne, die diese Erfahrung noch nicht gemacht haben, bedarf es wohl geraumer Zeit, um sich an die, alle Gränzen übersteigende, Unreinlichkeit, die in den Straßen und Häusern herrscht, zu gewöhnen, um seinen Ekel, bei dem Anblick der in den meisten Straßen zerstreut herumliegenden Aeser, zu überwinden. Ueberall nichts als lastragende Neger (alles wird getragen in der bergigen Stadt, selbst die schwersten Zuckerkisten) die durch ihr außerordentliches Taktgeschrei, von allen Seiten, ein fürchterliches Konzert machen. Der Anblick dieser unter großen Lasten daher schwankenden, meistens schwächlichen Menschen, denen der Schweiß in Strömen über Gesicht und Körper läuft, ist betrübend. Hier befriediget einer ohne Schaam, mitten im Wege, ein natürliches Bedürfniß, dort sucht ein anderes, eben so zinisches Pärchen, sich das Ungeziefer vom Kopfe oder aus dem Hemde. Selten stößt man auf ein menschliches Gesicht, es müsste denn ein kränklich aussehender Franzose oder Engländer seyn, deren es hier, besonders der letztern, ziemlich viele gibt. Aber auch der neu angekommene Europäer, er sey von welcher Nation er wolle, verliert seine frische Farbe, einen Theil seiner Munterkeit und Kraft. Alte Negerinnen, mager, wie lebende Skelette, mit Gesichtern, die sich die menschliche Einbildungskraft nicht abscheulicher denken kann, und mit langen Pfeifen im Munde, sind zu abschreckend, um ihnen von den lieblichen Früchten, die sie feilhatten, etwas abzukaufen. Weisse Menschen sieht man nicht arbeiten, es müssten denn Europäer, Franzosen oder Engländer seyn; die Kreolportugiesen oder Portugiesen aus dem Mutterlande, rühren die Hand nicht von der Stelle — und viele, besonders die Ungebildetsten und Eitelsten aus den geringern Ständen, lassen sich an der einen oder

der andern Hand die Nägel an den Daumen wachsen, zum Zeichen, daß sie nicht nöthig haben, Handarbeit zu verrichten.

Handwerker und Künstler sind hier die beliebtesten Fremdlinge. Schuster und Schneider dürfen wahrlich nicht verlegen seyn, um Unterkunft und reichlichen Verdienst. So kam vor 15 Monaten, nebst seinen Kameraden ein französischer Schneider hieher, ein junges höfliches Männchen, bei dem sich eben mein Reisegefährte verschiedene Kleidungsstücke machen lässt, richtete mit dem wenigen ihm übergebliebenem Gelde eine Schneidersboutique ein — und hält gegenwärtig schon 28 gelbe und schwarze Gesellen, verfiel darauf, Damenhüte zu machen, das er vorher nie versucht hatte, und kann schon nicht mehr alle Arbeit, die man bestellt, fördern.

(Der Beschluß folgt.)

Die Biene.

Deutsche Mädchen, wollt ihr ein wahrhaft belehrendes Vorbild?
Nehmt die Biene! — sie lebt, wie es den Himmel erfreut,
Nützlich, geschäftig und treu, gedenkt sie dem Ganzen zu nützen,
Doch auch den Blumen bleibt sie, dem Schönen befreundet und hold;
Frei schweift ihr fröhlicher Sinn durch die Gebiete des Lebens,
Doch nie vergißt sie des Zwecks, dem die Natur sie bestimmt
Und was so schön ist, sie saugt aus Disteln so gut wie aus Rosen
Gleichen Balsam für sich, denn alles nur dient ihr zum Heil.

Wegen Mangel an Raum hat die Antwort des Herrn Logiker bisher nicht eingerückt werden können, wird aber am Sonntag erfolgen.

d. R.

Etwas zu zeitig.

Ehrwürd'ger Greis! sprach ich den Fremden an —
„Herr! Sind Sie toll? — entgegnete der Mann —
In diesen Tagen will ich mich vermählen —
Und Sie — welch' Unvernunft!
Sie können mich zur Zunft
Der Schüttelköpfe zählen —
Mich — der ich zähl' kaum 40 Jahre." —
Verzeihn Sie — Ihre Silberhaare — —
„Ha ha ha ha — auf dieser Spur,
Mein Herr — da sind Sie falsch gegangen —
Die Greisenfirma hab' ich nur
Etwas zu zeitig ausgehangen. —"

Räthsel und Charaden von Hebel.

(Forts. von No. 58.)

14. Die kluge Tochter.

Meine Mutter ist ein dummes Thier,
Doch große Weisheit fließt aus mir.

15. Das unauflösliche Räthsel.

Ich weiß ein Räthsel, das kein Mensch ergründet,
Und dessen Aufschluß nie der Weise findet,
Studir er auch ein ganzes Leben aus;
Und doch bringt jede Hebamm' es heraus.

16. Logogriph.

Ein R. macht mich zum Herrn der Universität,
Ein S. bringt am Theater mir Celebrität,
Ein T. schafft mich zu einer Rheinbundsdignität.
Ihr rather's leicht, denn keiner fehlt,
Wenn er statt Pro nicht Contra wählt.

17. Sonderbare Leiche.

Nennt mir den Mann, den gestorben ihr wißt,
Ohn' daß ein Menschenkind minder auf Erden ist!

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthsel und Charaden in Nro. 58.

8. Der Galgen.
9. Die Nase.
10. Haarbeutel.
11. Steckbrief.
12. Flegel.
13. Die Zeitung.

N: 60.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 26. Juli 1818.

Gunima.

(Fortsetzung.)

Der Capitän, die Richtigkeit des vorgewenderten Tauschhandels erkennend, ging gleichwohl herablassend, in den Ideengang der Kaffern ein, und nachdem er sie gnädig aufgefordert, sich auf ihre Fersen niederzukauern, ließ er jedem der Anführer ein Stück Taback reichen, und ihnen dann zu erkennen geben, daß Jan Compagnies Söhne ihre Freunde, die Kaffernhauptleute, gern auf diese Art bewirthen wollten, daß jedoch ihr Metallvorrath schon an andere Kaffersche Freunde abgesetzt sey.

Sobald diese Abweisung den Naturföhnen verdollmetschet worden, war es ihnen nicht mehr möglich, die bisher mühsam erzwungene Höflichkeit länger zu behaupten. Ihre Blicke begannen Tod zu sprühen, und sie ließen dem Capitän höhnisch sagen: Sie wüßten von keinem Freundschaftsbündniß, das sie mit Jan Compagnies Söhnen geschlossen. Es habe der große König vielmehr viele sehr schlechtgeartete Kinder, die schon oft in ihr Gebiet eingebrochen, ihre Kraals und Fruchtfelder verwüstet, ihr Vieh geraubt, ihre Männer erschlagen, ihre Weiber und Kinder in die Sclaverei geschleppt hätten. Um diesen Frevel zu rächen, hätten alle Stämme von beiden Ufern des Konagflusses zu den Hassagaien gegriffen, und wollten alle ihre Beleidiger umbringen, wodurch sie dem alten würdigen Jan Compagnie selbst einen großen Dienst zu erweisen glaubten. Auf die drohende Frage des Capitäns: ob er diese Worte für eine Kriegeserklärung gegen sich nehmen solle? erwiederten sie trotzig, daß er sie noch nicht beleidigt, und daß sie ihm daher mit den Seinen Leben und Freiheit schenken wollten, wenn er alles, was er an Waffen und Metallen besitze, ihnen ausliefere. Der Capitän, wohl erkennend, daß die Erfüllung dieser Amnestiebedingung sein und der Seinen Todesurtheil sey, sprach nun im tiefsten Baß, dessen sein Organ fähig war, wie folgt:

Ihr Führer der Stämme vom Flusse Konag, die Ihr frech das Land unsers mächtigen Königs und Vaters verheert, Ihr müht Euch vergebens mich zu täuschen. Untrüglich ist di-

Stimme des Gottes der Weißen. Sie sagt mir, daß Ihr Verrath gegen mich brütet, daß Ihr mir nur darum meine Waffen abfordert, um uns alle ungestraft zu ermorden. Ob Eure Götter Euch erlauben, kaum geknüpfte Verträge so schändlich zu brechen, weiß ich nicht. Dem Meinen ist solches Beginnen ein Gräuel, und ich sehe schon, wie sein rächender Blitz sich, von Euch unbemerkt, über Euern Häuptern sammelt. Ihr pocht umsonst auf Eure große Menge. Der Sieg wird auf der Seite des Rechts seyn. Doch es jammert mich, so viele tapfre Krieger zu verderben, darum habe ich den Zorn der meinen bisher gezügelt, die mich beschworen, das Zeichen zu Eurer Vernichtung zu geben. Ich bin sogar nicht abgeneigt, Bündniß mit Euch zu schließen, doch nicht eher als bis die Götter dieses Landes mir kund gethan, wie die Entscheidung fallen wird, wenn es zwischen uns zum Kampfe kommt. Ich habe in meinem Gefolge eine eingeborne Zauberin, die sich eben jetzt rüstet, ihre Geister zu fragen, und ich erlaube Euch mich zu begleiten wenn ich ihre Antwort vernehme. Der Hottentott dollmetschte die lange Rede mit vieler Beredsamkeit, und sie verfehlte bei den Kaffern, die ihre plumpe List entdeckt, und zugleich am Horizont wirklich angedrohtermaßen einige Gewitterwolken aufsteigen sahen, ihre Wirkung nicht. Sie sprachen lange leise und heftig mit einander, und dann erboten sich die drei Führer mit dem Dollmetscher und einen steinalten Kaffer, den mannichfaltige Riemen, Muscheln, Knochen und Knopfbehänge als einem Zauberer bezeichneten, zur Begleitung des Capitäns. Dieser ging mit spanischen Schritten und großem Herzpochen vor ihnen her bis zur Hütte, die Benjamin im Walde erbaut. Blitze sengten den Eintretenden die Krausköpfe, der Donner rollte über ihnen. Der Dollmetscher und Zauberer fielen mit kläglichem Geschrei auf die Knie, doch keck und trotzig blickten die drei Kriegsmänner um sich, gleichsam die Elemente zum Kampf herausfordernd. Jetzt schwebte im phantastischen schwarzen Gewande, Gürtel und Saum mit Todtengebeinen desorirt, einen Zauberstab in der Hand, ihnen Gunima entgegen, und gebot ihnen, sich an einen runden Altar zu stellen, den ein von der Decke herabhängender transparentglänzender Todtenkopf erleuchtete. Dann zeichnete die Zauberin mit ihrem Stabe einen Kreis von flammenden Hieroglyphen um sie herum, vor dem doch die Hauptleute bedächtig ihre Füße zurückzogen. Nachdem nun die nöthigen Grimassen, Zauberworte und Stockgesticulationen eine Weile fortgedauert, stand Gunima plötzlich mit einem entsetzlichen Schrei still, mit dem Stabe auf den Altar deutend. Der Donner krachte, als wolle er die Hütte zerschmettern, die in Feuer zu schwimmen schien. Dann ertönten einige sanfte Flötenaccorde, des Todtenkopfes Licht war erloschen, und auf der weißen Obrrfläche des Altars erschien in verjüngten Bildern ein wunderliches lebendiges Zaubergemälde. Das Waldlager der Holländer mit dem Zelt des Capitäns zeigte sich. Im Hintergrunde schaufelten Hottentotten Gräber auf, dann trat ein Capitän, gleich seinem in der Hütte zuschauenden Urbilde in reicher Uniform aus dem Zelt, hinter ihm stellten sich seine Leute, ein geringes Häuflein, auf, und eine starke Kaffernschaar ihm wohl fünfmal überlegen, an der dunkeln Farbe, dem drohenden Haarschopf, den langen Schilden und den Hossagaien kenntlich, kam angezogen, und griff die Weißen an, die sich muthig vertheidigten. Das Feuer der Mousqueten und Feldstücke streckte die Kaffern haufenweise nieder, wobei es einen geheimnißvollen Schauer erregte, daß, ungeachtet des unaufhörlichen Schießens

und der verzerrten Gesichter der Kämpfenden und Fallenden kein Knall, kein Geschrei hörbar wurde. Endlich waren die Kaffern in die Flucht geschlagen, und ihre Anführer gefangen. Während man die Gefallnen in die frischen Gräber warf, wurden die Hauptleute zu einem Blocke geführt. Schon legte der erste sein Haupt knieend darauf, schon ward das Beil zum Todesschlage gehoben, da zerfloß das Gemälde in ein undeutliches buntes Gewirr. Wieder tönten die Flötenaccorde, wieder zischten die Blitze und krachte der Donner. Der Todtenkopf leuchtete aufs neue, und Gunima deutete mit königlichem Anstande durch ihres Stabes Schwingen den Kaffern an, die Hütte augenblicklich zu verlassen. Keines Lautes mächtig, gehorchten sie, und schlichen trübselig zu ihren Brüdern zurück, die bei des Capitäns Zelte ihrer harrten. Mit kläglichen Tönen erzählten sie diesen, was sie gesehn, und dann erhoben alle einstimmig ein jammervolles Geheul.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus dem Tagebuch eines Deutschen von Bremen nach Süd-Amerika.

(Beschluß.)

Der da herrschenden großen Hitze ungeachtet, hatten wir schon ziemliche Spaziergänge um und in der Stadt zurückgelegt. Der auf dem Berge am höchsten liegende Theil derselben ist etwas freundlicher und hier sieht man hin und wieder hübsche, in modernem Geschmacke aufgeführte Häuser, besonders jene der englischen Kaufleute. Die Umgebungen der Stadt sind angenehm, zum Theil reizend, überraschend für den Europäer, durch die Mannigfaltigkeit der Bäume, Stauden und Gewächse, die mehr oder weniger niedlichen Landhäuser und die Aussicht auf die, das Land in allen Richtungen durchschneidende, Bay von Bahia. Doch nirgends äußert sich europäische Kultur, nirgends das einladende Aussehen einer deutschen oder holländischen Landparthie. Früchte, die ich bis jetzt gesehen, oder deren Namen ich kenne, sind: Orangen, von ungeheurer Größe, wie ein Kinderkopf und größer; der Genuß davon ist für den angekommenen Fremdling am wenigsten schädlich, vielmehr heilsam. Ananas, 5 und 6 Pfund schwer, Bananien, Limonien, Yams-Wurzeln, Melonen, Mammets, Kokosnüsse, Liebesäpfel, ohne eine Menge anderer, die ich noch nicht mit Namen kenne. Diese alle sind nicht sehr wohlfeil, theils weil das Geld häufiger ist, und zum Theil, weil dieß produktive Land nicht genug angebauet ist, also für das Bedürfniß nicht genug liefert. Eine Ananas kostet 2 Vintin,*) 2 Stück Orangen 1 Vintin, 4 bis 8 Stück Limonen 1 Vintin ꝛc.

Kirchen und Klöster prangen inner- und ausserhalb der Stadt. Weisse, schwarze, braune — kurz Mönche von allen Farben sieht man aller Ecken. Sie erfüllen des Abends die Spaziergänge und die Kaffeehäuser und besuchen ohne Rückhalt Schauspiele und sonst öffentliche Häuser.

An artige Gesellschaften und Unterhaltung ist unter einem Volke, wie das portugiesische, nicht zu denken. Kaffeehäuser wenig, Limonadier in Menge — und das ist der Ort ihrer Zusammenkunft, wo sie von nichts, als von Albernheiten oder höchstens von öffentlichen Frauen reden; weil sie von Politik und Religion nicht

*) Portugiesische Silbermünze, ungefähr 6 Groß.

sprechen dürfen, und aus Mangel an Unterricht von etwas Andern nichts zu sprechen wissen.

Alle Fremde sind bei ihnen Engländer (Inglezes), und unsere bis jetzt noch frischen Gesichter sind für sie ein Gegenstand der Bewunderung.

Die Lebensweise nach europäischer Art ist außerordentlich kostspielig und überhaupt alle Bedürfnisse auf und in den Leib ungeheuer theuer.

Bis Montag den 19. Januar l. J. werden wir ohne Zweifel wieder unter Segel gehen, nach Rio de Janeiro. In 6 bis 10 Tagen kann diese Reise von ungefähr 300 Stunden vollendet seyn, dort schreibe ich über Vieles ausführlicher.

Es ist viel Lärm am Bord mit Ausladen, mit betrunkenen Matrosen, und ich werde aus einer Ecke in die andere getrieben.

Nun muß ich eilen. Uebermorgen sollen zwei Schiffe, eines nach London und eines nach Hamburg, gehen. Diese Gelegenheit lasse ich nicht vorübergehen, auf diese Art erhältst Du vielleicht einige Zeit eher Nachricht von mir. ꝛc.

---

* An den ungenannten Einsender des Aufsatzes: An den Logiker.

Sie sind so gütig gewesen, über meinen Aufsatz: Etwas Weniges ꝛc. ꝛc. Ihre Bemerkungen zu machen. Dafür meinen Dank. Erlauben Sie mir aber, Sie an zwei erforderliche Punkte eines ordentlichen Kritikers freundschaftlich zu erinnern, die Ihnen, der Eile wegen, wohl nicht beigefallen sind.

Der erste ist: Sich selbst eine richtige Ansicht von einer vorgelegten oder dargestellten Sache zu machen. Ist dann die Sache gut, und beförderenswerth: die Sache gut zu lassen, und sie, durch innere humane Aufforderung, nach Kräften zu unterstützen. Die richtige Ansicht einer Sache, oder die Auffindung der Haupttendenz, liegt aber mehr in dem Ganzen einer Darstellung als in einzelnen Wörtern, und man hat sich in Acht zu nehmen, daß man nicht auf Kosten einiger Wörter der im Ganzen flach liegenden Ansicht zu nahe trete, sie übersehe, oder verdrehe.

In meinem Aufsatze: Etwas Weniges: ist die Haupttendenz: Ermunterung zum Studium der Vernunftlehre, unverkennbar. Dies beweiset das Wochenblatt Nro. 50., und der Bürgerfreund Nro. 56., worin man lieset: Geh, Vernunftlehre, verschaffe dir der Freunde und Freundinnen recht viele; — sie lehrt eine Menge Wege, die Wahrheit aufzufinden, kennen, damit, wenn ein Weg nicht gleich zum Ziele führt, ein anderer einzeln oder in Verbindung mehrerer möge genommen werden; — der unverdorbene natürliche Verstand reicht nicht hin, dem verdorbenen natürlichen mit nöthiger Wahrheitsdeutlichkeit, und gehörigem Nachdruck zu begegnen ꝛc. ꝛc. Man suche sich daher die Vortheile der Vernunftlehre eigen zu machen; man studire sie.

Das öffentliche Auftreten als Kritiker verpflichtet jeden, über den Werth oder Unwerth einer Sache, wie sie ist, mit richtig fühlendem Sinn zu entscheiden; und dann mit den Werthe öffentlich zu halten, und den Unwerth öffentlich und gründlich zu bekämpfen. Ist dies des Kritikers Absicht nicht, so gehört die Sache auch nicht für ein öffentliches forum, und seine Absicht wird verdächtig. Ob das Studium der Logik, und meine Ermunterung dazu, zum Werthe gehöre? oder nicht?!

Der zweite Punkt ist: als öffentlicher Kritiker — wirkliche, versteckte oder gemuthmaßte Fehler nicht blos zu rügen, sondern auch, der Sache, und dem Publikum zu Gefallen sie kurz

und bescheiden zu verbessern. Sonst liest ja das Publikum die Fehler zweimal, das hieße doch es zwingen, die Zeit mit dieser Lectüre zu verderben.

So viel im Allgemeinen.

Der Beantwortung Ihrer gegen mich gestellten einzelnen Sätze mögte ich gern überhoben seyn. Die Ursach wird sich finden. Doch ich muß antworten. Also frisch ans Werk.

„Wer etwas über Logik" — am Ende hierüber.

„Wer „Etwas Weniges" über Logik schreibt, von dem erwartet man etwas besonders. Eine wunderliche Logik! den logischen Begriff von etwas Wenigem mit dem etwas besonderem gleichbedeutend zu nennen! Aus etwas Wenigem etwas Besonders zu machen, und das auf Kosten der Logik."

„Von dem erwartet man" der Logiker (des Namens werther) erwartet nicht. Die Logik giebt ihm für einen Satz die darin liegende Wahrheit ohne fernere Erwartung.

„Man erwartet nicht etwas, was in jedem Compendium — besser — steht." Etwas Weniges kann ja für kein Compendium gelten. Es bleibt etwas Weniges. Das Wörtchen: — besser — soll hier wohl heißen, was in jedem Compendium weitläufiger, in mehreren Abschnitten und §. §. steht, sonst wäre hier wieder sehr gegen die Logik gefehlt. Denn die Wörter: Begriff, Urtheil, Schluß, directer, analitischer ꝛc. ꝛc. Beweis, Beweis à priori ꝛc. in meinem vorigen Aufsatze — stehen auch in jedem Compendium; verbinden aber überall mit dem nemlichen Worte einen gleichen Begriff, nirgend einen bessern.

„Wem aber sogar Logik und Vernunftlehre „einerlei ist, von dem verlangt man noch mehr, „und mit Recht." Aus Unkunde in logischen Schlüssen widersprechen Sie sich hier selbst. Denn, wenn Sie annehmen, daß Jemand Logik und Vernunftlehre für einerlei hält, so können Sie ja nur von dem einem Theile so viel als vom andern, also nur einerlei verlangen. Soll aber Logik mit Verbindung der Vernunftlehre der Sinn von Ihnen seyn, daß man alsdann berechtigt sey, mehr zu verlangen; so ließe sich das zugeben. Doch so lauten Ihre Wörter nicht, die ohnehin auf etwas Besseres zielen, als die Logik oder Vernunftlehre geben kann, wenn sie bleiben soll, was sie ist. Soll aber der Sinn witzig, beissend, oder spöttelnd seyn; so legen Sie die Feder nieder, denn Ihr Schreiben ist unnütz. Der Thermometer eines ächten Logikers steht bei Aufsuchung der Wahrheit immer auf beständig Wetter. Er kennt den Siedepunkt der Brauseköpfe nicht, noch den Gefrierpunkt des Handwerksneides; es ist ihm einerlei, ob er das Geschriebene mit überzuckerter, oder mit Galleschwangerer Dinte durchliest, und Logik bleibt sich und ihm Logik!

„Diese Sätze giebt mir jeder Logiker zu" Mein Herr Ungenannter! haben Sie auch bedacht, was Sie hier gesagt haben! Nein, kein Logiker, außer von Ihrem Schlage, wenn es deren, leider, noch geben sollte, die offen und dreiste Logik und Vernunftlehre verunehren. Ich darf mich im stillen des Namens: Logiker erfreuen, nicht, weil Sie mich damit beehret haben, sondern weil ich auf zwei verschiedenen Universitäten jedesmal zwei Jahre nicht so ganz nachlässig Philosophie studiert habe.

Bis hiehin haben Sie nun ihre Logik gespart, und thun's auch in den bezifferten Sätzen, in welchen Sie mir mein vieles Unlogische vor Augen zu legen, sich eine doppelte Erlaubniß ausgebeten haben.

1. „Dann tritt Logik als Mutter ꝛc. auf, indem sie ꝛc." „Nach welchen Regeln, nach „welchem Sprachgebrauch folgt auf dann: indem?" Mein Hr. Ungenannter! Schreiben Sie einmal die Wörter dann, indem auf die Tafel, und lassen Sie sich von dem besten Logiker den Sinn dieser beiden Wörter sagen! Herr! Sie sind dreist genug Ihre unbiegsame Wortkrämerei für etwas Logisches auszugeben! Haben Sie gefühlt, das schwerere Wörtchen dann passiren zu lassen; so mußten Sie selbst auch nach dem Sprachgebrauch das Wort: indem nicht mal berühren.

Eben so ist's bei Nro. 2. mit Ihrem activen und intransitiven Zeitworte. Hat Ihnen die Logik richtige Begriffe ꝛc. Wahrheit von einer Sache gegeben; so werden Sie nicht ängstlich fragen; Ist's auch durch ein in- oder extransitives Zeitwort geschehen? Sie entstellen die Logik, weil Sie sie nicht würdig kennen.

Nro 3. Zeugt wieder davon: denn hätten Sie gelernt, gleiche Wörter in verschiedener Ausdehnung logisch anwenden zu können; so wäre Ihnen Mittel und Zweck als Eins darin zu finden, nicht eingefallen. Und dabei schliessen Sie noch von Einem Falle, auf alle. Wie unlogisch!

Und nun kann ich, beim Monde! den Grund nicht begreiffen, wie Sie zu solch einem unnützen Wischwasch gekommen sind. Ich empfehle die Logik, und Sie scheinen dagegen zu arbeiten, zu Zeiten in nicht genug abgewogenen Ausdrücken, ohne Namens-Unterschrift, und ohne alle Logik! Zu Ihrer Belehrung habe ich diesmal geantwortet — ich antworte nicht wieder — das wäre unter der gehörigen Würdigung der Logik, welche nur gern mit wirklichen Wahrheitsfreunden umgeht.

Wenn ein Erzlogiker an den Logiker über Logik etwas schreibt, von dem erwartet man, daß er selbst ein Logiker, wenigstens in den Gesetzen des Denkens kein Fremdling sey.

Hensell, Dr.

Fragment aus Ch. Temple's hinterlassenen Schriften.

Streben nach Reichthum soll nie den Geist einnehmen. Wir müssen immer an das denken was wir haben, nicht an das was uns fehlt. Nur bei dieser Ansicht sind wir reich; wer die entgegengesetzte hat, wird immer arm seyn. Allein der Werth des Reichthums oder Verstandhabens wird nicht von allen Menschen gleich geschätzt: der Reiche glaubt sich durch sein Geld eine gute Portion Verstand kaufen zu können; kommt er aber durch Zufall in die Gesellschaft geistvoller Menschen, so sieht er erst ein, daß er nicht reich genug ist, um ihre Worte, noch weniger ihre Gedanken zu erkaufen, indeß sie ihn mit sammt seinem Reichthum für ein ziemlich unreifes Naturprodukt halten. Um sich vor seinem Unbehagen zu retten, bleibt ihm nichts übrig, als daß er die Gesellschaft solcher wunderlicher Gesellen fliehe, die am Ende noch klug genug sind, sich zu freuen, wenn sie seiner los sind.

Sehnsucht.

Ich weiß ein Thal,
Doch sag' ich's nicht,
Wo ichs gesehn
So wonniglich,
So traulich still
Und schauerlich.
Da schwebet auf
Da schwebet ab
Ein mächt'ger Geist,
Der flatternd irrt,
Und immerfort
Nur von sich selbst
In banger Pein
Verfolget wird.
Er schleicht
Und girrt
Traurig
Und schaurig.

Ich weiß einen Bach,
Doch sag ich's nicht,

Wo er sich schlängelt
Kühl und frisch.
Am Bache weilt
Der irre Geist,
Er blickt hinauf
Die steilen Höhen,
Und kommt herauf
Zum Felsensitz,
Vielleicht im Hain
Etwas zu sehen,
Vielleicht ein Wild,
Ein schüchtern Reh
Am Felsenhange
Zu erspähen —
Ein kühner Schütze,
Daß er leise
Im Waidwerke
Aufmerke
Der raschen Gemse Spur.

Ich weiß ein Haus,
Doch sag ich's nicht,
Wer drinnen wohnt
So still und mild.
Es steht am Hügel
Nah dem Bach,
Und schaut hinein
Mit kühnem Blick,
Vom Berg herab
In's Thal hinab. —
Ich weiß eine Fluth,
Doch sag' ichs nicht
Was sich drin spiegelt
Schlank und rein,
Und schuldlos wie
Die reine Welle,
All Morgen
Ohne Sorgen,
Lieblich
Und säuberlich.

Ich weiß ein Zelt,
Ich weiß ein Dach,
Da ruht sich's kühl
Im schwarzen Schatten,
Ein grünes Dach,
Es wölbt sich hoch
Es steht am Bach —
Im Sonnenschein
Da wölbt es sich
Hoch über mich.
Es krümmt der Pfad
Sich durchs Gebüsch
Und eh du's weißt,
So stehst du im
Akazienhain —
Schneeweiß die Blüthe,
Unschuld und Güte,
Sie kamen
Zusammen,
Sie wohnen bei ihr.

Sie sieht hinab
Aus ihrer Burg
Ins grüne Thal
Und in den Bach.
Die blauen Blumen
Blicken hin
Zum blauen Auge
Und winken schön.
Und ihr erscheint
Der mächt'ge Geist
Im Traum am Bach,
Er fragt sie nach
Dem Minnesold,
Und sie verheißt
Ihm Kuß und Scherz
Und mehr als Gold —
Ihr eigen Herz,
Doch trüglich,
Besieglich,
Tändelnd und schalkisch.

Doch kann er nicht
Zur steilen Burg
Er wagt sich nicht
Den Bach hinüber,
Denn sie steht hier
Und er steht drüben,
Doch über Fels
Und über Fluth
Reicht sie die Hand
Ihm treu und gut.
Ihm dünkt, es weicht
Nun alle Last
Des schweren Herzens,
Er ist hinüber
Den bangen Steg,
Sie hält ihn sicher
Auf seinem Weg.
Im Strom der Zeit
Schwimmt hin das Glück,
Er will zurück,
Er will es fassen
Das Jugendglück,
Doch faßt sie ihn
Den Augenblick
Und läßt ihn nun
Nicht mehr zurück.

Anekdote.

Der Graf d'Esparbés war Kommandant von Montauban, und bewohnte oft ein Schloß, was er in jener Gegend hatte, als ein Offizier bürgerlichen Standes — damals, vor dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, ein seltner Fall — mit einer kleinen Pension und seinem Ludwigskreuz, zu Agen lebte. Dieser hatte seine Kost in dem vornehmsten Gasthof, wo er jährlich, bei der Auszahlung seiner Pension, seine Rechnung berichtigte. Nach einigen Jahren blieben seine Gelder aus, und sonach auch seine Bezahlung im Gasthof. Zwei Jahre sah er das mühselig mit an, dann ging er zum Kommandanten und vertraute ihm seine Lage. „Mein Herr, sagte dieser, der stolz in seinem Wesen, aber edeln Herzens war, ich habe keine Mittel ihre Bezahlung vom Könige zu bewirken, stockt sie, so hat das eine vorübergehende Verlegenheit der Finanzen zum Grund; allein das weiß ich, daß ein Krieger, der wie Sie diente, seines Unterhalts sicher seyn muß. Ziehen sie mich Ihrem Gastgeber vor, wohnen Sie bei mir: bis Ihre Pension wieder ausgezahlt wird." — Den Vorschlag nehme ich an, Herr Graf, sagte Ritter Rigal, allein ich bitte nichts desto weniger, daß Sie dem König meine Bittschrift zukommen lassen. — Das ist billig; ich werde Sie nach Kräften unterstützen. — Den andern Morgen bringe

Rigal seine Bittschrift. Er zählt darin seine Dienste auf, sein Fortkommen von seinem Eintritt in das Heer, als gemeiner Krieger; fordert dann seine Pension als ein rechtmäßig erworbenes Gut, dessen er nicht entbehren könnte; dann schloß er: „dennoch aber, bedürfte der König meiner Pension, so gäbe ich sie ihm, wie ich ihm mein Blut gegeben habe; wenn es aber wahr ist, wie man sagt, Sie hielten die Pensionen der alten Krieger zurück, um Ihr Chanteloup bauen zu lassen, und Ihre Buhlerinnen zu besolden, so erkläre ich, daß das eine Schändlichkeit ist, und daß ich auf meine Bezahlung dringe,„ — Der Graf las dieses saubre Schreiben und sagte: Herr so schreibt man an keinen Minister; das brächte sie um den Hals. — Und damit zerreißt er die Bittschrift. Rigal, der überzeugt war, einen höchst beredten Aufsaß verfaßt zu haben, und ihn auswendig wußte, schreibt seinen Brief noch einmal und schickte ihn an Hrn. von Choiseuil, denn unter seiner Verwaltung hatte dieser Vorfall statt. Bald nachher erhielt der Kommandant einen Brief des Ministers mit der Abschrift von Rigals Bittschrift und einer Antwort. Er lässt Rigal holen. — „Gut, mein Herr! ungeachtet meines Raths haben Sie darauf bestanden, Ihren Brief an den Minister abzuschicken. Hier ist die Abschrift und die Antwort. Erbrechen Sie solche doch!" — Rigal liest: „Mein Herr" ich habe Ihren Brief erhalten, er ist so außerordentlich, daß ein wackerer Offizier wirklich in der höchsten Verzweiflung seyn muß, um ihn zu schreiben. Ich sende Ihnen einen Befehl, um sich das, was man Ihnen schuldig, auszahlen zu lassen, außerdem ein Geschenk von 600 Franken, welche ich für Sie, auf die Erzählung ihrer Dienste und Ihrer Anhänglichkeit, von dem Könige erhalten habe." Jetzt sieht der Graf Rigal an, überzeugt, seine Beschämung in seinen Augen zu lesen. — Nun, sagt er, was halten Sie von so einem Benehmen, nach so einem Brief? — „Ich halte davon, daß ich Recht hatte, Herr Graf, und daß man an ** wie diese also schreiben muß."

Räthsel und Charaden von Hebel.

(Forts. von No. 59.)

18. Das Gesetzbuch.

Wer frevelnd die Gesetze bricht,
Den straft ein jegliches Gericht.
Wer kann nun mein Gesetzbuch nennen
Das mit Gerichten lohnt, die sich zu ihm bekennen?
Kluge Frauen haben's geschrieben,
Kluge Männer es ehren und lieben.

---

19. Vielseitigkeit.

Der Eine bläst mich voll, der Andre bläst mich leer,
Dem schaff' ich süßen Ton, dem süße Düfte her.

---

20. Der Furchtbare.

Ich trage der Furien Schlangengestalt;
Ich bin wie die Schlange gewunden und kalt.
Die Farbe, vor welcher Jedermann graut,
Die Schwärze des Todes bedeckt meine Haut.
Ich folge, wie die zürnende Rach'
Tagtäglich dir auf den Rücken nach!

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthsel und Charaden in Nro. 59.

14. Die Schreibfeder.
15. Der Mensch.
16. Pro — rector / Pro — sector / Pro — tector
17. Adam.

N: 61.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag. den 30. Juli 1818.

Gunima.

(Fortsetzung.)

Da trat herrisch der Capitän auf sie zu, und ließ ihnen durch seinen Dollmetscher befehlen, sogleich das Lager zu verlassen, und das Heer, auf das die frischen Gräber im Walde schon warteten, zum Kampf herbei zu führen, da er sonst mit seinen Kriegern kommen werde, um sie in ihrem Lager zu vernichten. Jetzt stürzte die ganze Schaar zerknirscht und mit erbärmlichem Geschrei zu seinen Füßen, und ihr Dollmetscher übersetzte zähneklappernd ihre Reue, ihre Bitten um Gnade, und ihr Versprechen, augenblicklich mit dem ganzen Heere das Gebiet von Jan Compagnie auf Nimmerwiederkehr zu räumen. Der Capitän stellte sich aber sehr erzürnt, ließ sich erst nach langen Flehen erweichen, und verkündete ihnen dann, daß ihr Heer verloren sey, wenn es nicht vor Sonnenuntergang ganz aus seinem Gesichtskreise verschwunden wäre. Mit gesenkten Häuptern zogen die betrognen Wilden ab, und noch stand die Sonne hoch am Himmel, als das feindliche Lager abgebrochen ward, und sich das ganze Heer in übertriebener Eil dem Gefilde entschaarte. Ihr habt großes Blutvergießen erspart, habt neunzig Seelen gerettet, und das Gebiet der Colonie von einem furchtbaren Feinde befreit, rief der Capitän, Benjamin umarmend. Ich werde dem Gouverneur treu berichten. Die Compagnie mag Euch das vergelten, was ich nur verdanken kann. Hätte ich mir dadurch ein Verdienst um Euch erworben, sprach bescheiden der Jüngling, so wäre es doch nur eine Abschlagszahlung auf das große Capital, womit ich Euch verschuldet bin. Doch haben wir eigentlich alles meiner Gunima zu danken, da ich nur das ausgeführt, was ihre Schlauheit erfunden. Und hätte ich hundert Jahre gesonnen, ich hätte die große Camera obscura, deren ich mich zur Zeichnung der Gegend bedient, nicht zu diesem erfolgreichen Comödienspiel zu benutzen gewußt. Jetzt kamen die weißen und schwarzen Akteurs des großen Spektakelstückes aus dem Walde. Dankend umringten die Weissen Benjamin, während die Pseudo-Kaffern sich mit Kuhmist von der häßlichen schwarzen Farbe reinigten, und durch frisches Einreiben

mit Fett und Einpudern mit Buchu wieder zu ehrlichen Hottentotten umschufen. Dann kam auch Gunima, des Zauberschmucks entkleidet. Meine Tochter! rief der Capitän, ihr entgegeneilend. Meine Geliebte! jauchzte rücksichtlos Benjamin, an dessen Brust sie, Freudenthränen vergießend, sank, und das Chor der Weißen, über der Rettungsfreude allen Kastenstolz vergessend, schrie: Vivat die Hottentottin Gunima hoch!

Jetzt trat der Landzug, dessen Zwecke erfüllt waren, die Rückreise an. Ihm begegnete der Eilbote, der von dem Landdrosten, statt dem verlangten Succurs, eine schriftliche Jeremiade brachte. Einige unterworfene Hottentottenstämme im Innern der Kolonie, durch der Holländer Raubsucht und Grausamkeit gereizt, hatten sich empört, und durch Kaffern, Buschmänner, entlaufene Sclaven und Hottentotten, selbst durch weiße Bösewichter, die dem rächenden Arm der Gerechtigkeit entflohen, verstärkt, waren sie rasch zum Heere angewachsen, und suchten nun, wiedervergeltend, die selbst erdulderten Gräuel zu überbieten. Der Landdrost, der mit seiner ganzen Macht gegen die Insurgenten ausgezogen war, warnte den Milizcapitän vor der Reise durch die Gegend, die er auf der Hinfahrt berührt, weil er dort auf das Rebellenheer stoßen könne, das aller Weißen Tod unter ausgesuchten Qualen geschworen. Finster rief der Capitän: So müssen wir, leider! den Weg durch die große Karruh-Wüste nehmen, die ich in dieser dürren Jahreszeit so gern vermieden hätte. Gott schütze uns, und gebe uns Standhaftigkeit, alle die Leiden zu ertragen, die unserer harren. Benjamin, dem die Gefahren, denen er bisher Trotz geboten, das non plus ultra aller denkbaren schienen, konnte sich in des sonst so standhaften Hauptmanns Stoßgebet nicht finden, und begann den Zug freudigen Muthes. Aber dieser Muth fing an gewaltig zu sinken, als nach den ersten Tagereisen in die große Karruh, die Fahrt mit jeder Stunde Weges beschwerlicher wurde. Die sparsam gesäeten Kolonistenansiedelungen waren, wegen der fürchterlichen Dürre, von ihren Bewohnern mit allem Zubehör verlassen worden, und der Mangel an Erfrischungsvorräthen und Vorspann wurde in dem Verhältnisse fühlbarer, als die Natur immer feindseliger ward. Die unermeßliche Ebene, durch die sie zogen, war so grasleer, wie eine ungeheure, kahlgetretene Landstraße. Der hartgebrannte Boden klaffte in entsetzlichen Spalten, und außer einigen kolossalen stachlichten Mimosen, einigen verdorrten Euphorbien, Rhinogerosträuchern, Kannastauden und andern Salzpflanzen, schmückte ihn keine Vegetation. Den Horizont umgränzten hohe, kahle, eisenhaltige, wunderlich geformte Felsgebirge, die mit ihren schroffen Spitzen und Zinnen gleich ehernen Burgen in die Thäler hinab schauten. Außer einigen Rudeln gestreifter Quaggas oder wilder Pferde, und einer Heerde Strauße, die, die langen Hälse hoch haltend, und die Reisenden mit den großen dummen Augen rückwärts gewendet anschauend, nach der Seite schiebend, fortschnurrten, war in der gräulichen Einöde kein Leben zu entdecken. Und über dieser unglücklichen Gegend brannte, wie der Fluch Gottes, der glühende, trockne, afrikanische Himmel, der gerade in der Jahreszeit, die dessen so dringend bedurfte, keinen Tropfen Regen herabsandte. Bald entschwand die Kraft den Menschen und Thieren, deren Körper den zurückprallenden Sonnenstrahlen ausgesetzt waren, während die erhitzte Erde ihre Füße wie glühende Kohlen brannte. Alle zerflossen in Schweiß, und dur-

steten, wie die sie umgebende Natur. Und gerade die Mittel, diesen fürchterlichen Durst zu löschen, wurden immer unzureichender. Denn die spärlichen Wasservorräthe, die man am Wege fand, waren Sumpflachen oder Salzquellen, die das Uebel eher vermehrten. Die Folgen dieser Entbehrungen blieben nicht aus und äußerten sich zuerst an den armen Thieren. Schon waren mehrere Zugochsen todt niedergestürzt, und andere hatten sterbend ausgeschirrt und ihrem Schicksal überlassen werden müssen, als die Caravane mit Sonnen Untergang bei einer Quelle anlangte, von deren Reichhaltigkeit sich alles Erquikkung versprach. Aber es war schon eine böse Vorbedeutung, daß zwei ungeschlachte Nashörner, bei der Annäherung des Zuges das Wasser verließen an dem sie ihren Durst gelöscht hatten, und grunzend und tölpelhaft davon rannten. Wirklich war auch der sumpfige, zum Theil ausgetrocknete Wasserpfuhl, den man hier mit dem Namen einer Quelle beehrte, durch diese und andere Gäste so getrübt nnd durch ihre Ausdünstungen so verpestet, daß ein heldenmüthiger Entschluß dazu gehörte, daraus zu trinken. Sogar die heftig durstenden Pferde zitterten vor diesem Höllentranke, der eigentlich mehr ein flüssiger Koth zu seyn schien, und bei dem Durchseihen in den Tüchern eine gesättigte, tiefeingedrungene Schmuzfarbe zurückließ. Bei dem fürchterlichen Leiden des Augenblicks, bei der bangen Aussicht auf die nahe Zukunft, konnte sich aber dennoch Benjamin eines Lächelns nicht enthalten, als er bemerkte, wie der Capitän, der holländischen Reinlichkeit auch in der Wüste getreu, es nicht versäumte, die bereits wohlgereinigte Tasse vorher abermals mit einer reinen Serviette sauber auszuwischen, um dann den Schmuz lothweise daraus zu trinken. Bei diesem Lagerplatze fielen wieder mehrere Zugochsen, und der Capitän sah sich genöthigt, hier, aus Mangel an Gespann, einen Rüstwagen sammt seiner Ladung unter der Wache einiger Hottentotten zurück zu lassen, um nur mit den übrigen weiter reisen zu können. Aber die fürchterliche Trockenheit hielt an. Vergebens hoben die unglücklichen Reisenden die von der Hitze entzündeten Augen sehnsuchtsvoll und flehend nach dem klaren Azurgewölbe empor. Keine Wolke zog am Horizont herauf und mit jedem Tage stieg das Elend. Der Weg, den die Caravane gezogen, war mit todten und sterbenden Thieren bezeichnet, bei jedem Lagerplatze mußte ein Wagen zurückbleiben, und bald sah sich der Capitän genöthigt, blos von Benjamin, Gunima und zwei Hottentotten begleitet, die Reise weiter fortzusetzen. Nur er und Benjamin hatten noch Pferde, die die sorgende Gunima mit der Ziegenmilchportion, die sie sich abgespart, bisher erhalten; aber auch die Ziegen waren verschmachtet, und die Pferde, die seit zwei Tagen jedes Naß entbehren mußten, stürzten fast zugleich todt unter ihren Reitern zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges aus Mozarts Kinderjahren.

Mozart, in seiner Familie bei seinem Taufnamen Wolfgang genannt, war kaum drei Jahr, als sein Vater seine siebenjährige Schwester im Klavierspielen zu unterrichten begann. Sogleich zeigte sich seine erstaunenswürdige Anlage zur Tonkunst. Er fand sein größtes Vergnügen darin, die Terz anzuschlagen, und nichts ging über seine Freude, wenn er diesen harmonischen Akkord getroffen hatte. Nach seinem vierten Jahre lehrte ihn sein Vater, gleichsam zum Scherz, einige Menuetten, und andere Musikstückchen, wobei Lehrer und Lehrling sich

sehr ergötzten. In kurzer Zeit machte er so schnelle Fortschritte, daß er nach dem fünften Jahr schon kleine Kompositionen erfand, und sie dem Vater vorspielte, der, um sein emporkeimendes Talent zu ermuthigen, sich die Mühe gab, sie aufzuzeichnen. Bevor Wolfgang die Musik liebgewann, waren ihm alle Kinderspiele, die ihn nur einigermaßen interessiren konnten, so lieb, daß er Essen und Trinken darüber vergaß. Bei jeder Gelegenheit verrieth er ein sehr lebhaftes Gefühl. Zehn Mal des Tags konnte er seine Umgebungen fragen: „Hast du mich lieb?" und wenn Einer, um ihn zu plagen, mit Nein antwortete, so brach er in Thränen aus. So bald er aber die Musik kennen lernte, legte er alle Kinderspiele bei Seite; sollten sie ihm noch gefallen, so mußte Musik dabei seyn. Ein Freund seines Vaters spielte oft mit ihm, da erfreute es ihn zuweilen sein Spielzeug von einem Zimmer ins andre zu tragen, wobei ein Marsch gesungen, oder auf der Geige gespielt werden mußte.

Während einiger Monate bekam er eine solche Vorliebe für die gewöhnlichen Lehrgegenstände der Kindheit, daß er ihnen sogar die Musik aufopferte; so lange er Rechnen lernte, waren Wand und Hausgeräth mit Ziffern bemahlt. Doch bald gewann die Musik wieder die Oberhand, und er machte darin solche Fortschritte, daß sein Vater, der ihn doch stets beobachtete, und seiner Entwicklung folgte, sich selbst nicht erwehren konnte, sie vor ein Wunder zu halten. Folgender, von einem Augenzeugen erzählter Zug, mag einen Beweis davon geben.

Wie der alte Mozart eines Tages mit einem Freund aus der Kirche kam, fand er seinen Sohn schreibend. Was treibst du denn da, kleiner Mann? fragte er. — Ich komponire ein Klavier-Konzert und bin fast mit dem ersten Theil fertig. — Laß uns doch die saubre Arbeit sehen; — Nein. Ich bin noch nicht fertig. — Dennoch nahm der Vater das Papier und zeigte seinem Freunde ein Blatt voll Noten, die man aber vor lauter Dinten-Klexsen kaum lesen konnte. Beide lachten Anfangs herzlich über das Geschmier, aber nachdem sie es eine Weile betrachtet hatten, hefteten sich des Vaters Augen unverwandt darauf, und überflossen von Freuden-Thränen und Erstaunen. Seht her, sagte er zu seinem Freund, alles ist nach den Regeln gesetzt; es ist ein Jammer, daß man das Ding nicht spielen kann; aber es ist zu schwer. Niemand kanns ausführen. — Es ist ein Konzert, bemerkte der Knabe, und muß einstudirt werden, bis man es gehörig ausführen kann. Sehen Sie; so muß es vorgetragen werden. — Nun fing er an zu spielen, kam aber nicht weiter als es nöthig war, um einen Begriff von seiner Absicht zu geben. Damals glaubte Wolfgang steif und fest, ein Konzert zu spielen wäre eben so leicht, wie ein Wunder zu thun, daher häufte er in der erwähnten Komposition Noten auf Noten, auf das regelmäßigste gestellt, aber in der Ausführung so schwer, daß sich der geschickteste Klavierspieler in der Unmöglichkeit sie zu spielen befunden hätte.

Der Vater war über dieses Talent seines Sohnes so erstaunt, daß er auf den Einfall kam, den Knaben an die deutschen Höfe zu führen. In Mozarts Vaterlande (Salzburg) war dieses gar nichts Außerordentliches. Sobald Wolfgang sechs Jahre alt war, machte sich die ganze Familie auf den Weg und zog nach München. Der Knabe und seine Schwester*) spielten vor dem Kurfürsten und empfingen den größten Beifall. Dieser erste Ausflug gelang in jeder Rücksicht; die Kinder kamen entzückt nach Salzburg zurück, verdoppelten ihren Fleiß und entwickelten bald

*) Diese verließ das Kunstleben und heirathete einen salzburgischen Regierungsrath.

nachher ein solches Kunsttalent, daß ihre Jugend nichts mehr dazu beitrug, es vorzüglich zu machen. Im Herbst 1762 reiste die ganze Familie nach Wien, wo die Kinder sich bei Hofe hören liessen. Kaiser Franz der Erste sagte scherzend zu Wolfgang: das ist nicht schwer, mit allen Fingern spielen! wenn du nur mit einem spieltest, und ohne die Tasten zu sehen, da wärs der Mühe werth. — Ohne über diesen wunderlichen Vorschlag im mindesten befremdet zu seyn, fing der Kleine sogleich an mit einem Finger zu spielen, so rein und bestimmt wie möglich. Nachher forderte er, daß man die Tasten zudecke, und fuhr dann zu spielen fort, als sey er an diese Manier schon lange gewöhnt.

Von dem wahren Geiste der Kunst durchdrungen war Mozart von seiner zarten Jugend an, nie über das, ihm von Großen gezollte, Lob eitel. Hatte er es mit Leuten zu thun, die nichts von Musik verstanden, so spielte er nur nichtsbedeutende Dinge; in Gegenwart Kunstverständiger bemühte er sich hingegen mit dem möglichsten Fleiß, so daß sein Vater oft die List brauchen mußte, vornehme Leute für Kunstgenossen, auszugeben. Wie Wolfgang als sechsjähriger Knabe vor dem Kaiser Franz spielen sollte, sagte er zu diesem: Herr Wagenseil nicht da? den muß man kommen lassen, der versteht das Ding. Der Kaiser schickte nach ihm, und räumte ihm seinen Platz neben dem Flügel ein. Herr Wagenseil, sagte der kleine Mozart zu dem Tonsetzer, ich will eines ihrer Konzerte spielen, aber Sie müssen mir nichts überschlagen.

Bisher hatte Wolfgang nur Klavier gespielt, und seine außerordentliche Geschicklichkeit auf diesem Instrument verhinderte ganz daran zu denken, daß er noch ein anderes lernen sollte; nun brachte er aber von Wien nach Salzburg eine Geige zurück, die man ihm dort geschenkt hatte. Kurz nach seiner Rückkehr kam Wenzl, ein guter Violinist, der so eben zu komponiren anfing, zu seinem Vater, um ihn über sechs Trios zu Rathe zu ziehn, die er während dieser seiner Wiener Reise gesetzt hatte. Schachtner, des Erzbischofs Trompeter, der eben gegenwärtig war, erzählte: der Vater spielte den Baß, Wenzl die erste Geige und ich sollte die zweite spielen. Da bat Wolfgang um Erlaubniß diese zu übernehmen; sein Vater verwies ihm ernstlich so ein kindisches Verlangen, da er nie nach Regeln gelernt hatte und zu so einem Geschäft gar nicht fähig sey. Der Kleine antwortete: es scheine ihm gar nicht nöthig Unterricht erhalten zu haben, um die zweite Geige zu spielen. Halb zornig befahl ihm der Vater fortzugehen und ihn nicht zu stören. Wolfgang war darüber so empfindlich, daß er bitterlich zu weinen begann; da er nun aber mit seiner kleinen Geige abzog, bat ich den Vater, er möge ihn mit mir geigen lassen; doch nur ungern willigte dieser ein. Gut sagte er zu ihm, Du magst mit Hrn. Schachtner spielen, aber nur so leise, daß man Dich gar nicht hört, sonst schick ich dich gleich fort. — Wir begannen unser Trio, der kleine Mozart spielte mit mir, aber bald bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß ich völlig überflüssig dabei war. Stillschweigend legte ich meine Geige hin und blickte auf den Vater, der bei dem Vorgang vor Rührung weinte. Das Kind spielte alle sechs Trios also mit durch. Das Lob, was wir ihm gaben, machte ihn glauben, er könne auch die erste Violine spielen; um ihn anzuführen liessen wir es ihn versuchen, und konnten uns bei seinem Vortrag, der freilich sehr unvollkommen war, doch ohne, daß er je stecken blieb, des Lachens nicht enthalten.

Furchtlosigkeit.

(Wahre Begebenheit.)

Eben hatte sich die fröhliche Gesellschaft vom Mittagsmahle erhoben, die der Herr des Schlosses, ein polnischer Edler, von Nachbarn und Freunden um sich versammelt hatte. Nachdenkend ging er jetzt allein in seinem Zimmer auf und nieder, ein Gespräch bei der Tafel schien ihn aufgeregt zu haben. Er selbst, ein Mann von ausgezeichneter Herzhaftigkeit, pflegte auch bei der Wahl seiner Diener vorzüglich auf diese Eigenschaft zu sehen. Jetzt glaubte er Einen in ihrer Zahl zu haben, dessen Muth ihm unübertrefflich schien.

Alesky! rief er ihm jetzt zu, und der junge Pole trat gehorchend in das Zimmer; eine hochgewachsene, muthversprechende Gestalt, wie die mehrsten seiner Landsleute. Alesky, hast Du Muth? redete sein Herr ihn an.

Gnädiger Herr —? — erwiederte der Jüngling, und seine großen hellblauen Augen funkelten so muthvoll, fast zürnend, als ob sie sagen wollten: Nur Du durftest mich so fragen!

Ich weiß wohl, erwiederte der Herr begütigend, Du bist ein wack'rer Kämpfer gegen den Feind, ich habe Dich erprobt im letzten Feldzug. Allein getrautest Du Dich auch wohl es mit Schrecken aufzunehmen, welche Du noch nicht kennst? Getrautest Du Dich heut um Mitternacht mir einen Gang zu gehen, bei dem Dir vielleicht Schauer des Geisterreichs aufstossen könnten? — Den Dienst, den Du mir dadurch thust, ist von der größten Wichtigkeit für mich, und ich will Dich reichlich belohnen, wenn Du ihn treu vollbringst.

Der Jüngling liebte seinen Herrn von Herzen, und ohne Rücksicht auf den ihm verheißnen Lohn, versprach er treulich auszuführen, was man von ihm verlangen würde.

Wohlan! sagte der Herr, Du kennst den wüsten Gottesacker, der eine Stunde weit von hier im freien Felde liegt; dorthin mußt Du zur Stunde der Mitternacht gehen, und mir aus dem alten Beinhause ein Todtengebein holen. Nimm Deinen grauen Mantel um, und mache Dich um eilf Uhr auf den Weg dahin, denn pünktlich mit dem Schlage der Mitternacht mußt Du im Thore des Gottesackers seyn. — Und hüte Dich einem Menschen etwas davon zu sagen! denn sonst ist Alles verloren.

Der Jüngling nahm seinen Schutzheiligen zum Zeugen, daß er den Auftrag pünktlich und treu vollbringen wolle.

Als es eilf Uhr auf dem Schloßthurme schlug, warf er, wie ihm sein Herr befohlen hatte, in aller Stille seinem grauen Mantel um, schlich sich verstohlen aus dem Schlosse, und trat beherzten Schrittes die schauervolle Wanderung an.

Es war eine düstre Novembernacht; zwar dämmerte ein sparsames, schwermüthiges Licht des Halbmonds durch das Dunkel, doch machte es die Einsamkeit und Stille nur noch grauenvoller; denn auch der Himmel hatte seine dichteste graue Hülle umgenommen aus feuchtem Nebel, der sich eben so einförmig verbreitet, als hier das öde, verlassene Feld und seine Todtenstätte lag. Nur in der Ferne düsterten die finstern Schwarzwälder, und zogen sich im Halbkreis um den flachen Horizont. Nirgend nur eine Spur von Leben. —

Der Pole schritte über den wüsten Anger; und jetzt lagen die alten Mauern des Gottesackers vor ihm. Das halbversunkene Thor ließ ihn ein; — und — in dem Augenblicke schlug es zwölf auf der Thurmuhr der kleinen halbverwitterten Kapelle. Heulend strich jetzt ein Zugwind herüber und warf den Flügel des Thor-

res zu; ein schauerliches Knistern und Knarren ward allenthalben in dem morschen Holzwerke rege, aus der Ferne tönte das todtverkündende Geheul der Eulen.

Unwillkührlich pochte das Herz des Jünglings und seine Haare sträubten sich, als er zwischen dem flüsternden Grase der Gräber wandelte. Gänzliche Finsterniß wäre für ihn beglükkender gewesen, als diese zweifelhafte Düsterheit, die ihm nur das Schreckliche seiner Umgebungen sichtbar machte.

Doch ging er festen Schrittes weiter, und stand jetzt vor dem alten Beinhause, dem Ziele seiner sonderbaren Wallfahrt. Ein großes Gitter schoß es von der Erde an und ließ ihm aufgethürmt seinen schauderhaften Inhalt sehen. Herzhaft langte Alesky durch die Stäbe hindurch, um eines von den aufgethürmten Gebeinen zu erfassen, — doch unwillkührlich bebte er zurück: — denn auf dem Haufen von Todtengebeinen saß eine dunkle schreckliche Gestalt, die, so wie er hindurch langte, nach seiner Hand zu fassen schien. Er konnte nicht zweifeln, daß es Wahrheit war, was er sah, denn dumpfe fürchterliche Laute drangen zugleich aus dem Munde der Schreckgestalt, so oft er seinen Versuch wiederholte. Er stand einige Augenblicke in unentschloßnem Grauen und fast hätte das Schreckliche des Anblicks gesiegt, als er sich schnell wieder ermannte. Und wenn du der Böse selbst wärest! rief er, griff rasch durch das Gitter und riß Eins der größten Todtengebeine an sich, womit er, als mit einer köstlichen Beute, nach Hause eilte.

Der Herr des Schlosses saß indeß schon mit einem seiner Freunde beim Frühstück; beide hatten mit einander den Morgen erwartet, und waren gleich gespannt auf den Ausgang des Unternehmens. Nun wird es sich bald ausweisen, fing der Schloßherr an, wem von uns beiden die Ehre ziemt, den Unerschrockensten in seiner Dienerschaft zu zählen! — Ich denke sicher, mein Alesky gewinnt mir die Wette.

Ich denke immer mein Petrowsky gewinnt mir sie! erwiederte der andere parodirend.

In diesem Augenblicke erschien Alesky; mit glühendem Gesicht und freudefunkelnden Augen, doch schweigend blieb er am Eingange des Zimmers stehen. Du kannst hier offen sprechen! sagte sein Herr, mein Freund weiß das Geheimniß. Gib mir Bericht, wie Du Deinen Auftrag ausgerichtet hast?

Schweigend öffnete der Jüngling sein Oberkleid, zog sein Todtengebein hervor, das er sorgfältig auf der Brust verwahrt hatte, und überreichte es ehrerbietig, doch mit zufriedener Miene, seinem Herrn. Hier, gnädiger Herr, ist mein Bericht, sagte er.

Dieser warf einen sieglächelnden Blick auf seinen Freund. — Und ist es Dir denn so leicht geworden, diese Beute zu erlangen? fragte der Freund ein wenig kleinlaut.

So leicht gerade nicht, gnädiger Herr, erwiederte Alesky, denn der böse Feind selbst saß auf dem Beinhaufen in düstrer entsetzlicher Gestalt, und vertheidigte ihn verzweifelt; er wollte mich durchaus nicht ein Gebeinchen nehmen lassen. Allein was konnt' es helfen? gegeben hatt' ich einmal mein Wort und meinen Schwur, und so griff ich hindurch, — wenn er mich auch zerrissen hätte!

In diesem Augenblicke ward auch der Diener des Gastfreundes, Petrowsky, gemeldet. Die Freunde hießen Alesky sich auf die Seite stellen, und Petrowsky trat herein; ein schöner junger Pole, wie der andre, mit dem Ausdrucke des Muths in seinem Wesen. Auch er schien sehr erhitzt, doch nahte er sich seinem Herrn mit einiger Verlegenheit. Ach gnädiger Herr, sagte er treuherzig, Gott weiß! ich habe treulich Wacht gehalten in dem Beinhause, wie ihr mir befahlt; aber ein Todtengebein hab' ich doch verlieren müssen! — Eine Stunde lang saß ich ganz still, ohne mich an das Rauschen und Aechzen rings um mich her zu kehren; allein nach Mitternacht da hört' ich Tritte nahen, — und es kam ein so ungestümer Geist, — ganz grau und schrecklich anzusehen — und so ungestüm war er, daß er mir mit Gewalt, trotz alles meines Abwehrens, ein Bein von meinen Haufen durch das Gitter riß! — Bin ich nun straffällig, setzte er traurig hinzu, so kann ich mir nicht helfen. —

Die beiden Freunde sahen einander glückwünschend an. Die Uebrigen der Gesellschaft hatten sich indeß auch um sie versammelt. Sie waren gestern bei der Mittagstafel Zeuge der Wette gewesen, welche die beiden auf den Muth ihrer Diener eingegangen waren, da jeder von beiden behauptete, den Allermuthigsten in seinem Dienste zu haben, worauf die beiden die grausenvolle Probe bereiteten.

Alle kamen jetzt darin überein, daß keinem von den beiden muthigen Jünglingen der Siegespreis vor dem andern zuzugestehen sey, — sondern daß beide ihn im vollen Maße verdienten. Denn das furchtlose Harren in der grausenden Einsamkeit, und bei dem Nahen der grauen Schreckgestalt ward noch beinahe über den kühnen Angriff gegen die furchtbar wachende Gestalt gesetzt. — Fürwahr rief ein alter, rühmlicher Kriegsanführer, der von der Gesellschaft war, Kinder, wenn Euch Gott einst, Dir Petrowsky, eine Festung des Vaterlandes zu vertheidigen, Dir Alesky, ein Feindes Lager zu erstürmen gäbe, ihr würdet nicht ruhmlos dabei bestehen.

Die beiden Herren belohnten reichlich ihre unerschrocknen Diener, und verschaften ihnen selbst in der Folge einen würdigen Wirkungskreis für ihren Muth.

Warum steigt jetzt der Caffee im Preise?

Diese uns eingesandte Anfrage beantworten wir folgendergestalt.

Vor einiger Zeit enthielten die Zeitungen die Nachricht: es wären in Triest bedeutend grosse Ladungen mit Caffee angekommen, welche alle Liebhaber dieses Getränkes mit froher Hoffnung erfüllte, aber sie hat sich leider nicht bestätigt. Unsre Handlungshäuser haben dagegen sogar beunruhigende Nachrichten über den gegenwärtigen Vorrath.

Sie stellen folgenden vergleichenden Status der Vorräthe von Caffee in Europa vom März 1817 und 1818 auf:

	Im Jahr 1817
In Frankreich circa . . .	22,000,000 Pfund
— Belgien — . . .	11,000,000 —
— Holland — . . .	15,000,000 —
— Hamburg und hier . . .	15,000,000 —
— England — . . .	22,000,000 —
Total im März 1817 . .	85,000,000 Pfund

	Im Jahre 1818
In Frankreich circa	2,500,000 Pfund
— Belgien —	3,500,000 —
— Holland —	7,500,000 —
— Hamburg und hier	6,500,000 —
— England —	18,000,000 —
Total im März 1818 . .	38,000,000 Pfund

also Deficit im März 1818 circa 47,000,000 Pf.

Ueberdies sey zu berücksichtigen, sagen sie, daß im März des vorigen Jahres das Innere Deutschlands und Frankreichs (Italien und der Levante gar nicht zu erwähnen) mit Caffee stark versehen war, und jetzt das Gegentheil statt findet; daß sich weder in den ost- und westindischen Pflanzungen als auch in den nordamerikanischen Freistaaten der geringste alte Vorrath befindet, und solche auf den Ertrag der letzten Erndte reducirt, dabei auch dort die Preise überall übertrieben hoch sind und daß der Ertrag der letzten Caffee-Erndte in Ost- und Westindien sehr geringe und kaum halb so groß wie der des vergangenen Jahres ist:

(Wir machen diese Nachrichten mit betrübtem Herzen den Schwestern bekannt, welche keine Freundinnen von Surrogaten sind, denn die Brüder wird wahrscheinlich die gute Weinlese trösten.)

Räthsel und Charaden von Hebel.

(Forts. von No. 60.)

21. Die Mißgeburt.

Der arme Tropf
Hat keinen Kopf;
Das arme Weib
Hat keinen Leib;
Die arme Kleine
Hat keine Beine;
Sie ist ein langer Darm,
Doch schlingt sie jeden Arm
Bedächtig in den andern ein;
Was mag das für ein Weiblein seyn?

22. Zunftgenossen.

Ein Andrer wird durch Blei und Zinn,
Das was ich durch die — Zeitung bin.

Auflösung der Räthsel und Charaden in Nro. 60.

18. Kochbuch.
19. Pfeife.
20. Der Zopf.

№ 62.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 2. August 1818.

Die wilde Jägerin.

Wohlauf, mit knallendem Peischenhieb
Ging's fort zur lustigen Jagd,
Gesattelt, gezäumt,
Mit Mann und Roß,
Mit dem wüthenden Troß
Ins Feld, in den Wald hinein!
Sassa, hallo, wie die Peitsche knallt
Wohl durch den wilden, dickigten Wald.

Und auf, und fort, die wilde Maid voran,
Sie ritten fein lustig am Hügel vorbei,
Sie jagte vorauf
Mit dem Amazonenhauf,
Ich lag im Busch
Und lauerte auf,
Da schoß sie mir einen Pfeil durch's Herz,
Nun blutet es noch zur Stund'.

Und wüthend sprang ich zum Busch heraus,
„Hallo, verfolgt sie mit Roß und Mann,
Und setzt ihr nach,
Durch das Thal, durch den Bach,
Laßt ihr keine Ruh,
Denn sie setzte uns zu,
Die wilde Jägerin wollte mich jagen,
Von der wilden Jagd soll sie Leid wohl tragen."

Und immer seitdem treibt uns die Wuth,
Die alte Wunde wird nicht wieder gut.
Ich traf sie wieder
Mit des Pfeils Gefieder,
Wie die Brust mir flog,
Wenn der Schuß nicht betrog
O Himmel! wann endet die rastlose Pein,
Wann wird der Schmerzen ein Ende seyn?

Eidli.

Meine Wünsche.

Gesundheit, jugendliches Blut,
Bei Geistesruhe heitern Muth,
Zum weise leben Geld und Gut;

Gerechten Sold für stillen Fleiß,
Zuweilen Spiel um kleinen Preis,
Erwählter Freunde trauten Kreis;

Die besten Bücher, keine Schuld,
Begeisterung am Schreibepult,
Und eines treuen Liebchens Huld. —

O schöner Traum! — Wenn ich's erbat,
Und der Erfüllung Stunde naht,
Dann fahre wohl, du große Stadt!

Gunima.

(Fortsetzung.)

Zu Fuß mußten sich die Armen bis zum nächsten Wasserpfuhle fortschleppen, und hier sank endlich Benjamin, dessen jugendliche Kraft dem ungewohnten Klima und den unerhörten Beschwerden nicht länger widerstehn konnte, ohnmächtig nieder. Die Andern rannten alle zugleich zu dem Pfuhle, um dem von allen geliebten Jüngling schnelle Erquickung zu bringen. Neuer, gräßlicher Schrecken! Der Sumpf war durch die ungeheure Hitze ganz versiegt, und sein ausgedorrter Grund in tausend Spalten zerrissen. Da rang selbst der eisenfeste Capitän die Hände, die Hottentotten wickelten sich nach einem kurzen Jammergeheul in ihre Karosse, und legten sich in dumpfer Resignation auf die Erde, um sich zum Todesschlafe anzuschicken. Nur Gunima verzweifelte noch nicht. Sie schüttelte heftig den Capitän und rief: Baas, ermannt Euch, Ihr seyd ein kluger Mann, ersinnt etwas, das uns retten mag. Ich bin der Gegend unkundig und vermag nicht zu rathen.

Das ist die letzte Möglichkeit, rief nach kurzem Besinnen der Capitän, und riß die Knechte vom Boden auf. Geht mit Euren Wasserkrügen rechts und links in die Wüste, gebot er, um Quellen zu suchen. Es müssen hier herum noch einige seyn, wenn auch stundenweit. Ich gehe vorwärts, denn wenn mich nicht alles täuscht, so sind wir nahe am Ende der Karruh. Gunima bleibt bei dem jungen Menschen zur Pflege, und hier treffen wir wieder zusammen. Gott mit uns!

Die drei gingen, Gunima sah ihnen mit stillem Gebete nach, und als sie in den Thränen verschwunden waren, die des armen Mädchens Augen füllten, wendete sie sich zu dem Liebling ihrer Seele, der, bleich wie ein Todter, am Boden lag. Ihre Küsse und Liebesworte weckten ihn endlich aus dem schweren Schlummer, und die Augen matt aufschlagend, fragte er mit leiser, heiserer Stimme: Du hast wohl nichts mehr zu trinken, liebe Gunima? Mein Schlund ist durch die Hitze und salzige Schlammwasser wund und geschwollen und ich durste mit entsetzlicher Pein.

Jetzt blickte das sanfte Mädchen mit bitterer, zorniger Klage nach dem verschlossenen Himmel, und vermochte es nicht, dem Jüngling, der unterdeß wieder in eine neue Ohnmacht zurücksank, durch ein trostloses Nein alle Hoffnung zu rauben. Heiliger Gott! er stirbt, rief das treue Geschöpf in wilder Verzweiflung, und zuckte schon ihr Messer, um ihren Geist rasch mit dem auffliegenden Geiste des Geliebten zu vereinigen. Doch als sie düster die scharfe Eisenspitze betrachtete, überflog plötzlich ein freudiges Lächeln das dunkle Gesicht. Sie hatte ein Mittel gefunden, den Jüngling zu tränken. Ueber den Wasserkrug hielt sie den schönen linken Arm, mit dem Messer geöffnet, strömte eine Blutader die rothen Lebenswellen in reicher Fülle in das Geschirr, und mit der Freude eines Engels sah das Mädchen der rinnenden Quelle zu. Dann verband sie die Wunde, küßte den Jüngling wieder wach und bot ihm den Krug, dessen Inhalt ihn mit wunderbarer Schnelle erquickte und stärkte, ohne daß er, an des Getränkes mannigfaltigen schlechten Geschmack gewöhnt, über seine Beschaffenheit Verdacht schöpfte. Dieser Trunk rettete ihn vom Tode, dem er sonst unfehlbar entgegen geschlummert wäre, denn schon sank die Sonne hinter den Eisenfelsen nieder, und noch war niemand von den Ausgegangenen zurückgekehrt. An Gu-

ma's Brust gelehnt, schlief Benjamin einen leichten erquickenden Schlaf, bis wieder die Sonne in Osten emporflammte, und, gleich dem Auge Gottes auch in das Elend der Wüste tröstendes Licht sandte. Eben erwachte Benjamin mit neuer Kraft, als lechzend der Capitän von seiner Wallfahrt zurückkam, und sich neben ihm auf die Erde warf. Ich bin aus Reih und Gliedern, stöhnte er, aber Gott sey Dank, wir sind gerettet. In drei Stunden haben wir das Ende der Karruh erreicht, und finden eine köstliche klare Quelle in kühler Felsenkluft, die mir besser als Malvasier gemundet hat. Ich habe mir einige Grobheiten gesagt, weil ich keinen Krug mitgenommen, aber die Dummheit bestraft sich selbst, denn von des Weges Erhitzung durste ich bereits wieder schrecklich, und wie ich sehe, ist hier noch kein Getränk zu finden.

Doch Herr Capitän, rief Benjamin, und reichte ihm gutmüthig seinen Krug hin. Trinkt den Rest, ich bin hinreichend erquickt.

Der Capitän trank, fixirte dann den Jüngling mit Befremdung, trank wieder, und schrie dann mit Entsetzen: Wo habt Ihr das Getränk her? Von meiner Gunima, antwortete Benjamin, und zeigte auf das Mädchen, das in sanftem Schlummer neben ihm lag.

Mensch, sie hat Euch mit Blut getränkt, rief der Capitän, den Krug zurückgebend.

Nicht möglich, sprach Benjamin, wo hätte sie es hergenommen? Da fiel sein Blick von des Mädchens bleichgelbem Gesicht auf den blutigen Verband am linken Arm und auf das Messer, das mit blutgefärbter Klinge auf der Erde lag, und mit Entsetzen wurde ihm plötzlich alles deutlich. Engel des Himmels, rief er begeistert, wie werde ich Dir je Deine Treue vergelten! und vergoß heiße Thränen, von Schmerz und Dankbarkeit, und inniger Liebe entpreßt, an der Hottentottin Busen.

Da kommen rechts und links unsre Leute, rief fröhlich der Capitän, und wirklich erschienen jetzt die treuen Knechte mit gefüllten Krügen.

Gunima erwachte in Benjamins Armen; wie im Himmel, der frische Trunk erquickte sie, und neu belebt trat die Gesellschaft die Reise an. Land, Land, jauchzte der Jüngling, als die ersten grünen Bäume am Horizont des Wüstenmeers emporstiegen, und der Capitän steuerte den Zug auf einen Felsenhügel rechts vom Wege zu, um die Durstenden zu der angepriesenen Quelle zu führen.

Seh' ich recht, rief beim Nähergehn Gunima erschrocken, so sitzen Kaffern um die Quelle.

Nicht doch, tröstete ein Hottentott, sie sind von unserer Nation, und ehe die fremden Gestalten näher geprüft werden konnten, ertönte ein gellendes Geschrei, und die Gesellschaft sah sich plötzlich von einem wilden Haufen umringt, der, aus Hottentotten, Kaffern und Buschmännern gebildet, und mit geraubten europäischen Kleidern und Waffen prunkend, sich als einen Theil des Insurgenten-Heeres kenntlich machte, dem der Capitän durch den schrecklichen Wüstenzug hatte entgehen wollen.

Der Capitän und Benjamin, die sich zur Wehre setzen wollten, waren in einem Augenblick entwaffnet und gebunden, und alle wurden nun an die Quelle geschleppt, an der der Führer der wüsten Schaar in seiner nackten schwarzbraunen Majestät thronte. In verdorbenem holländisch, das er mit der lingua franca untermischt, mit großer Geläufigkeit sprach, hielt er den Gefangenen das Sündenregister der Hol-

*

länder seit Gründung der Kolonie summarisch vor, und fällte dann das Urtheil über die Gesellschaft.

(Der Beschluß folgt.)

Schulden.

Ehemals hielt man sich nicht nur für höchst unglücklich, wenn man Schulden hatte, sondern man schien sich auch derselben zu schämen, weil man dadurch den Verdacht einer übeln Wirthschaft auf sich ladete. Zuerst suchten junge Offiziere und Studenten, bekanntlich die stärksten unter allen Geistern, sich über dieses kindische und alberne Schamgefühl wegzusetzen, und manche suchten sogar eine Ehre darin Schulden zu haben, da nur derjenige, der lustig, d. h. ohne Nachdenken in den Tag hinein lebte, ein Allerzehntausendteufelskerl, und in der Burschensprache ein fideles L...r genannt zu werden verdiente. Sie redeten daher vom Schuldenmachen als von Heldenthaten.

Scheint es doch fast, als ob heutiges Tages, nicht wie sonst, die junge Welt nur von den Alten etwas lernen könne, sondern als ob die Alten auch gerne von den Jungen etwas annehmen. Denn man hat die Neigung, Schulden zu machen, wie manches tropische Gewächs, aus den heißen Gürteln der Jugend in das gemäßigte Klima des männlichen Alters mit sehr glücklichem Erfolge verpflanzt. Seitdem nämlich große Staaten — ich will hier nur Frankreich und England nennen — eine so ungeheure Schuldenlast, welche sie nie abbezahlen können, auf sich ladeten, ward durch ein solches, von oben herab gegebenes Beispiel den Unterthanen es um so leichter, über das Vorurtheil, als ob Schuldenmachen eine Schande sey, sich wegzusetzen. Denn es kann kein Bursche mit liebenswürdigerer Offenherzigkeit über seinen Schuldenstand reden, als unsere Staaten dieses öffentlich thun, und über neue Anleihen wird so laut und öffentlich verhandelt, daß ein jeder Leser öffentlicher Blätter, also jeder Spießbürger, weiß: ob und wie vielen Glauben ein europäischer Staat verdient.*)

Ich bin überzeugt, daß Englands ungeheure Schuldenlast einmal bei der späten Nachwelt zu einem Sprichworte werden wird. — So viel schuldig als England! — wird man sagen.

Schon im Jahr 1791 war England bei einer Einnahme von 16 Millionen ꝛc. und bei einer Ausgabe von 15 Millionen ꝛc. 240 Mill. ꝛc. Pf. Sterl. schuldig.

Im Februar des Jahrs 1802 belief sich die Schuld auf 489 Mill. ꝛc. Pf. St. Aber im J. 1817 hatte sich diese Schuldenlast bis auf 900 Millionen Pf. St. vermehrt. In diesem letzten Jahre betrug die ganze Einnahme 46 Mill. Pf. St., dagegen die Ausgabe an Zinsen und übernommenen allgemeinen Verpflichtungen 43¾ Millionen Pf. St. Es blieben daher nur 2¼ Millionen übrig, um die übrigen Staatsausgaben, welche jährlich 30 Millionen Pf. St. betragen, zu decken!!

Schon im Jahr 1802 gab diese ungeheure Nationalschuld Englands zu so manchen scherzhaften Berechnungen Veranlassung, und jemand brachte heraus: daß wenn ein Mensch diese Schuld in englischen Schillingen zahlen wollte, der würde gerade 1917 Jahre damit zubringen,

*) Wer in der unglücklichen Lage sich befindet, Schulden machen zu müssen, der wird von dem großen Haufen nur verachtet. — Und wer seine Schulden nicht bezahlet, den nennt der große Haufe einen Betrüger, wenn er auch ganz ohne seine Schuld in eine solche unglückliche Lage gerieth.

wenn er nämlich in einer Minute 30 Stück zählte und 10 Stunden des Tages dazu anwendete; jetzt also 2800 Jahre.

Ein Anderer rechnete im Jahr 1817 aus, daß diese Schuld, in reines Dukatergold verwandelt, 5000 vierspännige Wagen, jeden derselben mit 3000 Pfund Hamburger Gewicht beladen, erfordern würde.

Fragen wir: Woher entstand diese ungeheure Schuld? — Kriege waren die Veranlassung! — Und woher entstanden die Kriege? — Daher, weil England der Alleinhändler in der ganzen Welt und der einzige Großfischer seyn wollte! — Gewinnsucht und kaufmännischer Geist führten Kriege und Blutvergießen und jene ungeheuren Schulden herbei!

Und wer hat durch alle diese Kriege gewonnen? — Der Kaufmann! — Wer mußte mit seinem Blute für diese Gewinnsucht büssen? — Der gemeine Mann in England! — Wer muß zu seinem Theil diese ungeheure Schuldenlast mittragen? — Der gemeine Mann in England, und wir alle, die wir mit England handeln!

Der Kaufmann in England gewann durch alle diese Kriege ungeheure Summen und ungeheure Landstriche in Ostindien. Aber die große Schuldenlast des Staats muß der gemeine Mann, der nur Blut und Leben im Kriege verlor und nichts gewann, mittragen, und es sind dadurch die öffentlichen Abgaben so erhöht worden, daß er, unvermögend, solche zu entrichten, sich gezwungen sieht, aus seinem Vaterlande zu wandern! — O der Unmenschlichkeit! — Das heißt englische Freiheit!

Der Zustand der übrigen europäischen Staaten ist noch weit bedenklicher, da diese verhältnißmäßig eben so viel und zum Theil noch mehr an auswärtige schuldig sind, als England Gläubiger in seinem eigenen Lande hat. Endlich werden unsere Staaten alles ihr Einkommen auf die Bezahlung der ungeheuren Zinsen nur verwenden müssen, ohne im Stande zu seyn, ihre sonstigen höchst nöthigen Ausgaben zu bestreiten.

Die größte bekannte Masse gediegenen Kupfers.

Man hat das gediegene Kupfer (cuivre natif) in gar manchen Ländern, vorzüglich häufig in Siberien und im nördlichen Amerika, doch selten in größeren Stücken angetroffen. Die größte bisher bekannte Masse ist, so viel ich weiß, in Link's Reise nach Portugall erwähnt; sie ward in Brasilien gefunden und war 2616 Pfund schwer. Der Doctor Francis le Baron, Ober-Apotheker in den vereinten Staaten, hat nun kürzlich in den südlichen Gegenden des obern Sees, eine noch viel beträchtlichere Masse entdeckt, die zwölf Fuß Umfang am einen und vierzehn am andern Endtheil hat. Man fand dieses ungeheure Metallstück im Flußbett des Onatanagan. Wer es gesehen hat glaubt, es müsse aus einer mehr oder weniger entfernten Lagerstätte durch die Strömung des Wassers an seinen gegenwärtigen Standort gelangt seyn. Bey niedrigem Wasser ragt es zum Theil aus demselben hervor, während es bei angeschwollnem Flusse völlig verdeckt ist. Das davon abgeschlagne Metall erscheint überaus rein, ist sehr dehnbar, lässt sich gut hämmern und nimmt eine schöne Politur an. (Medic. Repository, Vol. 4. N. 1.)

Von der Abweichung der Magnetnadel.

Ein gewisser Herr Steinhäuser in Halle hat aus den gesammten Beobachtungen von den Ab-

weichungen der Magnetnadel den Schluß gezogen, daß ein mit besonders starker magnetischer Kraft begabter Weltkörper, in der Entfernung von einem fünftel des Halbmessers der Erde, innerhalb 444 Jahren in einer planetarischen Bahn (welche ihre größte südliche Abweichung ziemlich im ersten, durch die Insel Ferrö gezogenen, Meridian hat,) einmal um den Mittelpunkt der Erde von Westen nach Osten herumläuft; daß also unsere Erde eine Hohlkugel sey, die in ihrem Innern vielleicht wieder ein kleines Weltsystem in sich schließt. —

Der Urheber dieser Hypothese hat schon im Jahre 1805 in Voigts Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde (Bd. 10. B. 11.) den Anfang der Rückkehr der Magnetnadel nach Osten auf die jetzige Zeit, vorausgesagt.

Aus dem Leben des Erbprinzen von Hessen-Homburg.

— Bei der jetzt erfolgten Heimkehr des Erbprinzen von Hessen-Homburg und seiner königlichen Gemahlin, wird es nicht unanziehend seyn, hier aus seinen frühesten Kriegesjahren einige Züge zu finden, welche schon damals hinreichend bewiesen, was er, gleich seinen Heldenbrüdern, gebildet von der Lehre und dem Beispiel ihres höchst einfachen, edeln und ehrwürdigen Vaters, auch in der Folge, und in so vorzüglichem Grade seyn werde, durch Muth und Entschlossenheit. Der Deutsche fügt hinzu: Möchte der menschliche und kräftige Mann sich und seine kriegerischen Talente dereinst noch ganz geltend machen, für das wahreste Wohl, für die feste Unabhängigkeit, und für die volle Würde seines Vaterlandes! — Im letzten Kriege Oestreichs gegen die Türken befiel den Erbprinzen, zu Anfange des zweiten Feldzuges (seinem ersten) das bösartige Fieber, welches bekanntlich in dem Heere weit mehr Menschen hinraffte, als der Krieg selbst. Kaum war er aus der höchsten Gefahr, so erhielt er Nachricht von dem beschlossenen Sturme Belgrads; ihm wollte er durchaus beiwohnen. Umsonst beschwor man ihn, seine völlige Genesung abzuwarten, da es ihm unmöglich sey, in so mißlichem Zustande das fern entlegene Belgrad zu erreichen: er bestand darauf, mit seinem Regiment zu leben oder zu sterben. Nachdem man ihn sorglichst in den Wagen gebracht, sagte der Feldarzt nicht ohne Wehmuth: Lebendig wird er den Wagen schwerlich wieder verlassen! — Wirklich befielen ihn noch unter Weges tiefe Ohnmachten. Er bat dann seinen, ihm mit ausgezeichneter Verständigkeit und thätiger Treue sehr ergebenen Kammerdiener Detnoyers, aus dessen Munde in dem gegenwärtigen, seitdem unter anderen Papieren vergrabenen Aufsatz in jener Zeit manches aufgenommen wurde, was von der männlichen Bescheidenheit des Erbprinzen nicht zu erhalten war — ihn bat er denn: Suche mir an der Heerstraße irgend eine grüne Stelle, dort erwart' ich ruhig meinen Tod. — So kraftlos wie er war, kam er nach Lugos, in eine elende Hütte, wo ihm die Menschenliebe des nachmaligen General Wermeck eine bessere Wohnung und eine angemessenere Pflege bot, und so kam er endlich in das Lager, noch immer sehr geschwächt. Dennoch vermochte Niemand, ihn von der Erstürmung abzuhalten. Während des fürchterlichen Auftrittes, mußte er, aus Erschöpfung, sich mehrmals niedersetzen; über die Pallisaden hoben ihn seine Soldaten. Es war am 5. April 1789. — In dem Herr kennte man nun beurtheilen, was sich von einem solchen Jüngling noch erwarten lasse, und er rechtfertigte dieses am 23 Juny 1789. — Die bei Brajowa befindlichen Truppen erhielten Befehl, die Türken bei Schedate anzugreifen, bald

aber erfuhr der Erbprinz, sein Bataillon werde nicht weiter vorrücken, als bis gegenüber Florentin, einer türkischen Palanka. Alle erfindliche Mittel bot er auf, den Angriff mitmachen zu dürfen, aber vergeblich. Schon trennten sich die Truppen. Er weinte Thränen des Schmerzes, der Ehrbegier und der Ungeduld. — Endlich ertheilte ihm Clairfait, dem es vorbehalten war, den letzten bedeutenden Sieg über die Türken zu erfechten, die Erlaubniß, ihn als Freiwilliger zu begleiten. Wer schildert die Freude des jungen Helden? Bei Schedate fand man keinen Feind; erst später erblickte man Abends das türkische Lager bei Kalafat. Die Schlacht ist bekannt. Hier nur das, was näheren Bezug hat auf den Erbprinzen. Das Feuer der Türken war mörderisch; am meisten litten die Regimenter Jordis und Reisky. Vieles stand auf dem Spiel. Kaum hatte Clairfait befohlen, die Reiterei solle sogleich vor- und das Fußvolk nachrücken, so sprengte der Erbprinz, vor der Fronte her, mitten durch das wütende Feuer, den dringenden Befehl des Oberfeldherrn desto schneller zu überbringen. Allein das war ihm nicht genug. Einer ihm aufgestoßenen Abtheilung vom Husarenregiment Toskana rief er zu: „Wer ein braver Soldat ist, der folge mir nach!" An ihrer Spitze drang er gegen die Türken vor, und über ihre Graben weg. Umsonst suchte der menschliche Krieger dem Gemetzel dadurch Einhalt zu thun, daß er seinen Leuten zurief: Haltet euch doch dabei nicht auf! Nur vorwärts! vorwärts! — Die Türken wichen, und fanden keine Schonung. Giebt es etwas Entsetzlicheres, als den Krieg, bei seinem näheren Anblick? — Der Erbprinz, mit den Husaren, war nun jenseits der Anhöhe, unfern der Donau. Links näherten sich einige hundert Türken, mit ihrer großen Fahne, und wadeten durch den an dieser Stelle seichten Fluß. „Die Fahne muß ich haben; folgt mir, ihr braven Leute," rief der Erbprinz, und ritt auf die Türken los. Kaum aber hatte er sich in Galopp gesetzt, so stürzte sein Pferd unter ihm zusammen: es war von einem feindlichen Schuß getödtet. Er, nur wenig beschädigt, zog sich unter ihm hervor, und rettete nur seines Urgroßvaters Pistolen, die vormals so manchen ruhmwürdigen Zug jenes tapfern, in der Kriegsgeschichte sehr ausgezeichneten Feldherrn mitgemacht; dem würdigen Enkel waren sie ein heiliges und unzertrennliches Erbe. „Kehrt Euch an nichts, schrie er den vordringenden Husaren zu: nur mein Pferd ist todt!" Er, zu Fuß, eilte mit ihnen dem Feind entgegen. — Aber man blies Appell, die Husaren sprengten zurück. Der Erbprinz sah sich allein, er war noch immer zu Fuß: er befand sich in einer mißlichen Lage. Jeden Augenblick konnten die nacheilenden Türken ihn erreichen, ihm den Kopf spalten. Doch ging er in edlem Stolze, gehalten fort; die ihm so theuern Pistolen hielt er fest im Arm. Jetzt kamen ihm zwei wackere Husarenoffiziere mit ihrer Schwadron zu Hülfe, sie brachten ihm ein Pferd, und so sprengte er wieder mit ihnen voran. Die Türken wurden geworfen. — Der Feldzeugmeister umarmte den Erbprinzen in Aller Angesicht, und schickte ihn mit dem Bericht von dem glücklichen Ausgange, wozu er so wesentlich beigetragen, an den Prinzen von Koburg; dieser ihn unverzüglich mit der großen allgemeinen Siegesnachricht weiter an den damaligen Kaiser Leopold. Auf der Stelle ward er zum Major ernannt, und wenige Monate darauf erhielt er den Mariathe resienorden. Die Aussagen der aufzuführenden sieben Augenzeugen, welche statutenmäßig die ausgezeichnete That des Ordensfähigen nach strengster Vorschrift erhärten müssen, waren in den ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßt.

Lückenbüsser.

Der französische General L....i wurde 1815 von den Oestreichern verhaftet. Sein wärmster Freund, der Generaladjutant L...., wußte, daß gewisse, von verdächtigen Personen herrüh-

rende, Briefe seinem Freunde gefährlich werden konnten, und suchte sie daher den Augen der Polizei zu entziehen. Es gelang ihm auch wirklich, unbemerkt alle Papiere aus des Generals Schreibpulte zu entwenden, welche er dann zu Hause gleich untersuchte. Aber welch Erstaunen! welche süße Ueberraschung! Dem Freunde konnten diese Papiere keine Gefahr bringen, denn keine Zeile politischen Inhalts war zu finden, — wohl aber mehrere hundert Liebesbriefe von seiner — des Generaladjutanten Frau!

Der Präfekt von Florenz hatte bei der Konskription die äußerste Strenge geübt, und auch die Gebrechlichen mit den Worten: „Gut zum Marschiren!" höhnend unter die Waffen gestoßen. Beim Anmarsch der Oesterreicher 1815 wußte das Volk sich nicht lächerlicher an ihm zu rächen, als daß es seine Lieblingsworte: Gut zum Marschiren! mit großen Buchstaben über seine Hausthüre schrieb.

Die Flecken der Schönen.

Wie ärgern sich die Schönen nicht,
Zeigt sich ein Flecken im Gesicht;
Schnell suchen sie ihn zu vertreiben.
Die Seelenflecken können bleiben:
Die sieht man nicht.

Räthsel und Charaden von Hebel.

(Forts. von No. 61.)

23. Kein Grabtuch.

Das Ding, von dem die Erste Silbe spricht,
Freund, wem man's macht, der sieht es nicht.
Die zweite schneidet Euch zu Ellen oder Stab,
Nachdem ihr lange hin und her geboten,
Der Kaufmann in dem Laden ab.
Das ganze hat der Färber schwarz gesotten.
Es deckt, was meint Ihr? etwa Sarg und Bahre?
Gott bewahre!

---

24. Das Klösterlein.

Ich weiß ein kleines Klösterlein
S'hat mehr als zwanzig Brüder.
Die armen stehn Jahr aus Jahr ein,
Und keiner setzt sich nieder.
Der Eine zischt, der andre brummt,
Der dritte lallt, der vierte summt,
Der fünfte mit dem sechsten murrt,
Der sieb'nte mit dem achten knurrt.
Doch dieser Hader währt nicht lang,
Schon abnd' ich frommen Chorgesang.
Jetzt stimmen sie das Credo an,
So rein als je der Pabst es kann,
Jetzt beten sie das Pater noster
So gut als je in einem Kloster.
Sie beten dies, sie beten das,
Sogar das fromme Gratias.
Das Klösterlein hat keine Uhr,
Auch weiß es Nichts von der Clausur.
Kein Maurermeister hat's gemacht,
Kein Zimmermann daran gedacht.
Doch hat's gefügt ein Handwerksmann,
Der noch viel Andres fügen kann.
Nun rathet auf und rathet nieder:
In schwarzen Kutten gehn die Brüder!

---

25. Schwester Langbein.

Mein Kopf ist klein, | Der Mägdlein Brust
Lang ist mein Bein. | Ist meine Lust,
Mein Fuß ist spitzig, | Den ernsten Mann
Macht manchen witzig. | Ich missen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthsel und Charaden in Nro. 60.

21. Bretzel.

22. Kannegießer.

Druckfehler in Nro. 61.

In Nro 60. dieser Wochenschrift in dem Liede: Sehnsucht, ist zu lesen:

nächt'ger Geist, statt mächt'ger Geist.

N: 63.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 6. August 1818.

Seelenadel.

An den Freund K. Th. —

Geh' rein von bösverübten Schulden
Durch Deiner Jugend Rosenzeit,
Und alle Schmerzen wirst Du dulden,
Und siegen über jedes Leid;
Wenn Dich mit machtvoll schweren Händen
Die dunkle Gegenwart erfaßt,
Vergangenheit wird Trost Dir spenden,
Und Linderung erhöh'ter Last!

Beglückt, wem im beschränkten Kreise,
Schuldlos des Lebens Zeit entflieht,
Er würkt nach ächter Frommen Weise,
Ob ihn auch nie ein Blick ersieht;
Ihm nur allein blühn alle Blüthen,
Ihm singt der Hain, ihm rauscht der Quell,
Die frommen Lämmer will er hüten,
Und seine Sonne scheint so hell!

Doch wehe, wen die wilde Sünde
In ihrem Schmeichelarm umschlingt,
Sie fleckt die schöne Priesterbinde,
Den Gürtel, der verletzt zerspringt;
Schnell muß die keusche Scham entweichen,
Ein fremder Geist durchzieht die Brust,
Die milden Farben all' erbleichen,
Und Höchstes beut ihm ird'sche Lust!

Weh', alle Thore sind verschlossen
Zum frechentweihten Paradies;
Ein breiter Strom hat sich ergossen,
Der alle Brücken scheitern hieß;
Nur dräuend mit dem Flammenschwerdte
Erhebt der Cherub sich von fern,
Und schützt die Gott erkor'ne Erde,
Und wahrt des Lebens gold'nen Stern!

Drum ehrt der Unschuld reine Sitten,
Bewahrt der Keuschheit Eigenthum,
Befleckt nicht mit gewalt'gen Schritten
Was sie erhebt zu Glanz und Ruhm!
Ein reines Herz ist Göttersegen,
Es ist der Engel stiller Sitz,
Sie schirmen es auf allen Wegen,
Und werfen rächend ihren Blitz!

---

* Eine abentheuerliche Seereise der Bremer im 11ten Jahrhundert.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Unsre Vorfahren haben zuweilen ihren häuslichen Heerd verlassen und sich auf weiten Reisen versucht. Die älteste Nachricht, welche wir von einer solchen Reise in der Chronik lesen, klingt ein wenig abentheuerlich und giebt

uns keine hohe Begriffe von den geographischen Kenntnissen der damaligen Zeiten.

Einige Friesische Edelleute entschlossen sich, ohngefähr in den Jahren 1035 und 36 zu untersuchen: ob sich von der Weser aus, gegen Norden, kein Land mehr fände. In der Gegend von Bremen rüsteten sie Schiffe zu dieser Unternehmung aus, seegelten von der Weser in die See, liessen England links, Dännemark rechts liegen, und kamen nach Island. Von dort seegelten sie weiter nach Norden, fanden aber dort kein Land mehr — sie empfahlen sich Gott und dem heilgen Willehad. Sie geriethen (wie es in der Chronik heißt) in die Finsterniß der See; sie konnten nichts mehr sehen: Unaufhaltsam wurden sie von der Schnelle des Wassers fortgerissen: Einige Schiffe blieben, andere wurden aus der Finsterniß errettet und an eine, mit hohen, steilen Gebirgen umgebene Insel verschlagen. Die Reisenden stiegen ans Land und fanden es zwischen den Bergen bewohnt. Vor den Thüren der Häuser lag goldenes und silbernes Geräth: dessen Glanz reizte ihre Begierden. Sie fielen darüber her, und schleppten so viel, als sie nur tragen konnten, davon mit sich nach ihren Schiffen: Aber — wie erschraken sie — als sie sich umsahen und gräßliche Riesen erblickten, die mit fürchterlich großen Hunden sie verfolgten. Einer aus ihrer Gesellschaft ward von diesen wüthenden Hunden zerrissen; die übrigen entkamen diesen und den Riesen, welche tief ins Wasser ihnen nachliefen. Froh über ihre Beute seegelten sie von dannen und kehrten glücklich nach Bremen zurück, wo sie dem Bischof Alabrand — nicht ihren Raub beichteten — sondern ihre Thaten rühmten und öffentlich in den Kirchen durch feierliche Gesänge und Gebete Gott lobten und dankten, für den Beistand, den er auf ihrer gefahrvollen Reise ihnen geleistet und für den reichen Seegen, womit er ihre kühnen Unternehmungen belohnt hätte.

Die Wissenschaften mögen durch eine solche gelehrte Reise wohl nicht viel gewonnen haben: Mit dem Nebel, welcher das Meer im Norden verfinsterte, wird wohl nicht zugleich der Nebel von abergläubischen Vorurtheilen und von unaufgeklärten Ideen, welche die Köpfe der Reisenden verfinsterte, zerstreut seyn. Ihr größter Gewinn war das goldene und silberne Geräth, welches sie den sorglosen Bewohnern der unbekannten Insel geraubt hatten, die, durch das böse Gewissen und durch die Furcht vor Verfolgung in Riesengestalten ihnen erschienen waren.

Doch bald darauf zeigte sich die Nemesis:

Die am Ende des 10ten Jahrhunderts unter dem Erzbischof Adaldeg so kräftig aufgeblühte und im Jahre 1035 zuerst gegen die wiederholten Normännischen Verheerungen mit einer Mauer umgebene und mit prächtigen in Italiänischem Geschmack erbauten Thürmen geschmückte Stadt wurde im September des Jahres 1042 mit allen ihren Kirchen — mit dem Dom und den darin befindlichen seltenen Büchern — kostbaren Priester Kleidungen und übrigen Schätzen ein Raub der Flammen: Inzwischen gelang es der Thätigkeit des stolzen Adelberts, welcher das Jahr darauf die Erzbischöfliche Würde in Bremen, Hamburg und allen Nordischen Reichen erhielt, die Stadt aus ihren Ruinen wieder zu erheben: Seine Größe — sagt der Geschichtschreiber Adamus Bremensis — machte das kleine Bremen berühmt wie Rom.

Der Staat und die Bühne.

(Ein Seitenstück zu dem Aufsatz: Die Menschheit und der Staat, im Weimar. Oppositionsblatte Nro. 27. und 28. Monat Febr. 1818.)

Als vor sechs Jahren in Deutschland die Freiwilligkeit einriß, war bekanntlich jeder

mann gezwungen, Soldat zu werden, mit Ausnahme derjenigen, welche dem Staate zu anderm Zweck durchaus unentbehrlich waren. Von einer solchen anerkannten Unentbehrlichkeit aber gab es fast kein Beispiel, außer dem Schauspiel. Niemand war sicher davor, mit Gewalt zum Freiwilligen gemacht zu werden, als die Schauspieler, die man keinen Abend entbehren konnte, wenn man nicht die Schauspielhäuser schließen wollte: welches denn wiederum nicht anging, weil man fast jeden Abend im Schauspielhause eine Siegesnachricht, auf gallisch: ein Bulletin, bekannt zu machen, entweder Gelegenheit oder doch wenigstens Lust hatte. Da es mir auf Eins hinauszulaufen schien, ob ich meine Brust unter dem großen Ordenskreuz der militärischen Tragriemen, oder an der Kunstposaune ruinirte, welche heut zu Tage ein Schauspieler blasen muß, um die Trommelfelle auf den Gallerien zu erschüttern; so wurd' ich damals Schauspieler, und endlich Theaterdirekteur. Daß ich von der Dramaturgie nichts verstehe, versteht sich sonach von selbst; denn die Schauspieler müßten sich schlecht auf ihren Vortheil verstehen, wenn sie Jemand über sich leiden wollten, der ihre Kunst gründlicher verstünde, als sie selbst. Aber in der Regierungskunst und in den Staatswissenschaften hab' ich in dieser meiner theatralischen Laufbahn Fortschritte und Entdeckungen gemacht, die ich für wichtig genug halte, daß sie den Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten und Exzellenzen dieser Erde bekannt gemacht werden. Ich habe nämlich eine so große Menge von Aehnlichkeiten zwischen dem Staat und der Bühne, der Regierung und der Direktion, der Stempelregie und der Theaterregie, dem Komödienzettel und der Gesetzgebung u. s. f. gefunden, daß ich fast rathen möchte, die Kron- und Erbprinzen in der Welt unmittelbar nach der Turnkunst, die freilich die Hauptsache bleiben muß, einen kleinen, praktischen Kursus der Schauspielerprofession machen zu lassen, gleichsam als den Stempel oder die Krone ihrer Erziehung, und als ihre Firmelung oder geistige Konfirmation für das ernste, schwierige, Völkerregierende Leben auf dem Throne, im Kabinet und im Staatsrath. Ich habe diese Aehnlichkeiten, so wie sie mir nach und nach eingefallen sind und als wohlgegründet eingeleuchtet haben, in mein Tagebuch verzeichnet, und will daraus den Lesern von Zeit zu Zeit einiges mittheilen, jedoch ganz zwanglos, d. h. ganz ohne System. Eine kurze Ueberschrift wird jedesmal auf den Hauptinhalt des Aphorismus hindeuten.

Beifall.

Es scheint in der Welt eine Zeit gekommen zu seyn, wo ohn' ihn weder die Bühnen noch die Staaten bestehen können, und welchen mithin die Könige wie die Theaterdirektoren und Schauspieler brauchen. Die Schwierigkeit, ihn zu erhalten, liegt hauptsächlich in der Verschiedenheit des Geschmacks und des Kulturstandes im Publikum, wovon der eine Theil den Schiller, der andre den Pumpernickel vorzieht; der eine Freiheit, Feinheit, Tugend und Ehre auf den Brettern triumphiren, der andere Grobheit, Pöbelhaftigkeit und Prügel daselbst herrschen sehen will. Was ist da zu thun? Soll man sein Verfahren ausschließlich auf die Mehrzahl berechnen, welche stets für die Pumpernickelei ist? Ich hab' es versucht; aber — tausend Blitz! — wie bin ich angekommen? die Kritik fiel mir mündlich und schriftlich dergestalt auf den Leib, daß ich dabei Ehr' und Reputation verlor, und, was das seltsamste war, am Ende sogar der Menge lächerlich und verächtlich wurde. Ich will wünschen, daß es den Regenten und Regierungen nicht eben so gehe, welche glauben, man könne sich auf die

Länge den Beifall der Mehreren im Volke erhalten, wenn man die Achtung der Besseren verscherzt; man könne mit der herrschenden Klingel in der Hand dem menschlichen Geiste trotzen, dessen Mund die gelesenen und geachteten Schriftsteller sind: oder man könne wohl gar diesen Mund mit dem Pechpflaster der Censur verkleben, um der Nation desto bequemer die Baarschaft der innern Freiheit aus dem Schubsack zu stehlen. Darf der Geist hier nicht laut werden, so thut er es wo anders; darf er es auf diese Art nicht, so versucht er es auf jene: und zieht man ihn nach der That, wie einen Verbrecher, vor Gericht, so hat er doch gesprochen, die Nation spricht von seinem Leiden, und seine Kreuzigung würde nur die gepredigte Wahrheit zur Würde der Offenbarung erheben.

Wahrhaftigkeit nicht blos darum, weil ich der Kritik nicht wie ein König das Maul mit Pech versiegeln kann, werb' ich um den Beifall der Bessern und Mündigen, die da Mund haben zu reden zu den Geringern. Ich will Achtung, will sie gesichert, und anders ist dieser Zweck durchaus nicht zu erreichen: nicht für mich, den Schauspieler und Direkteur, noch auch für irgend einen König, irgend eine Regierung in Europa. Wenn es eine durchsetzt ohne dieß Mittel; so will ich mich alle Abend auf Wechsel arretiren lassen!

Gunima.

(Beschluß.)

Die Knechte sollten unter seiner Schaar Dienste nehmen, Gunima ihm zugehören, und die beiden Weißen auf der Stelle hingerichtet werden. Vergebens warf sich, um Gnade flehend, Gunima zu des Hauptmanns Füßen; der Wüthrich, der Kássau hieß, wollte dem Tygernamen durchaus Ehre machen, stieß das jammernde Mädchen von sich, und gab den Befehl zur Vollstreckung des Urtheils. Mit männlichem Muthe nahmen der Capitän und Benjamin von einander Abschied. An des Gliebten Halse hing mit verzweifelndem Geschrei Gunima, und schon hoben Kássaus Henker die Hassagaien zum Todesstoße, da durchbrach ein Hottentotten-Jüngling, mit den Zeichen höherer Führerwürden geschmückt, den dichten Haufen der Schwarzen, und gebot die Weißen zu schonen und loszubinden. Grimmig widersetzte sich Kássau, und nach kurzem brüllenden Wortwechsel riß der neue Ankömmling einen Mallayen-Kriß vom Gürtel und stieß den blutdürstigen Tyger nieder, während seine Begleiter, die sich unterdeß eingefunden, die Bande der Gefangnen lösten. Tgamma! rief freudig überrascht Benjamin, jetzt erst den Retter erkennend. Bruder! jauchzte Gunima, und mit ernster, feierlicher Rührung sprach der Capitän, die freien Hände zum Dankgebet faltend: Ja, auch schon hienieden waltet manchmal, strenge und mild, die ewige Vergeltung!

In einem Palmenthale, aus dem man in blauer Ferne den hohen Tafelberg erblickte, schied Tgamma von den Reisenden, die er mit seinen treuesten Leuten bis hierher geleitet. Eure klugen und guten Worte sind nicht auf harten Felsen, sondern auf guten Boden gefallen, sprach er zu Benjamin. Es ist mir klar, daß dieser fürchterliche Aufruhr nur zum Verderben, nicht zum Heil meines Volkes führen kann. Kássaus Beispiel hat mir gezeigt, wie viele Gräuel von nichtswürdigen Unterführern verübt werden mögen, die die Feldherren bei dem besten Willen nicht immer zu hindern im Stande sind, und für die dann das Ganze büßen muß. In diesem Vertilgungskriege zerfleischen wir und werden

zerfleischt wie wilde Thiere, und das Land wird zur Wüste, während Eure Kolonie sich dennoch durch die Unterstützung aus Europa erhält. Guka, Tgao und Karangaha, unsre ersten Feldherren, sind meine Freunde, und ich gelte selbst viel bei Koa, dem obersten Heerführer. Ich werde ihnen sagen, was ich von Euch gehört, und sie werden meiner Stimme gehorchen. Da man uns nun einmal in unserm Mutterlande nicht dulden mag, so werden wir unsere Schaaren in das Kaffernland führen und uns dort ansiedeln; dort sind Krieger, wie wir, willkommen, und ich hoffe, jene kriegerische Nation durch das bischen Kultur, das sie tragen kann und das ich zu geben vermag, in kurzer Zeit auf einen höhern Standpunkt zu heben. Sagt das Eurem Gouverneur zur Warnung, daß er fortan den Kolonisten die immerwährenden Mißhandlungen der armen Kaffern streng verbiete. Denn wird die Nation von neuem gereizt, und ziehe ich mit meinen neuen Landsleuten gegen die Holländer, so trage ich, ohne mich unterwegs mit Sengen und Plündern aufzuhalten, den Tod gerade in das Herz Eures Reichs, in die Capstadt selbst, und es würde mir sehr wehe thun, wenn ich gegen Männer, wie Ihr und der Capitän, fechten müßte; denn ich liebe Euch herzlich. Ihr habt ächte Hottentottengemüther, und mögt nur durch ein unglückliches Naturspiel zu der häßlichen weißen Farbe gekommen seyn, die Euch verunstaltet. Dann warf er einen spöttischen Blick auf Gunima und fuhr fort: Ich würde die Dirne mit mir nehmen, wohin sie eigentlich gehört; aber ich will sie glücklich wissen, darum lasse ich sie Euch. Sie ist doch durch Euch für ihre Landsleute auf immer verdorben, und ich glaube, sie ist schon so verrückt, Eure Farbe schön zu finden. Haltet sie gut. Ich sehe es Euch an, das Ihr sie heurathen wollt. Das ist rechtschaffen von Euch gedacht; aber bei solchen Ehen kommt selten etwas Gutes heraus. Wie würdet Ihr mit meiner armen Schwester vor den Naserümpfen der weißen Schönen bestehen können? Gebt mir wenigstens Euer Manneswort, nicht eher mit Gunima vor den Altar zu treten, als bis Euch ihre Farbe so schön vorkommt, als ihr die Eure. Dann erst seyd Ihr vor jeder Reue sicher. Lächelnd gab Benjamin der Hottentottin die Hand, weil er in des Herzens Tiefe empfand, daß die Bedingung der Hochzeit schon jetzt erfüllt sey. Lachend küßte Tgamma die Schwester, rief noch Allen ein herzliches Tkabee zu, und ging mit seinem Gefolge von dannen.

In der nächsten Kolonistenwohnung, in die die Reisenden traten, um einen Ochsenwagen zur Fahrt nach der Capstadt zu dingen, fanden sie eine Gesellschaft afrikanischer Holländer, die, auf Tabourets sitzend, das linke Bein über das rechte Knie gekreuzt, auf dem oben liegenden linken Knie mit dem linken Ellenbogen ruhend, mit der linken Hand das Knie stützend und die Tabackspfeife haltend, die rechte Hand zur Umfassung des rechten Beines brauchten, wenn sie nicht damit die Theetasse zum Munde führten. So bildeten sie einen afrikanisch-holländischen Tenier, der bei der Vergleichung mit einer Gruppe kauernder Hottentotten noch bedeutend verlieren mußte. Durch zahllose Fragen quälten die Reisenden den phlegmatischen, wortkargen Thiermenschen die neuesten Neuigkeiten aus der Capstadt ab, von denen Benjamin, die ihn zunächst betreffenden, mit schmerzlichem Entsetzen hörte. Der alte van der Spuy war, nach des Sohnes Abreise, aus Unmuth noch härter gegen seine unglücklichen Untergebenen geworden, und drei Buchanen-Sklaven, durch seine ungerechte

Grausamkeit empört, hatten ihn in der Nacht überfallen, geknebelt, und, menschlicher als er, sich damit begnügt, zur Vergeltung so vieler Mißhandlungen, nur eine leichte Sklavenzüchtigung an ihm zu vollstrecken. Dann waren sie zu den Rebellen entflohen, und der Alte, durch Aerger, Zorn und Schmerz im Gemüthe zerrüttet, war völlig schwachsinnig geworden, hielt sich von jetzt an selbst für einen Sklaven, und sah in jedem Menschen einen Sklavenvogt, den er zitternd und jammernd um gnädige Strafe bat. Der Gouverneur, der sich für Benjamin interessirte, hatte sich durch das kräftige: „Ich nehm' es auf mich!" zum Vormunde des Alten gemacht, und so das unermeßliche Vermögen vor dem Independent-fiskal geschützt, der dem Jüngling Tgammas Flucht noch immer nicht verzeihen konnte. Als die Reisenden endlich in der Capstadt anlangten, zog ihnen der Leichen-Conduct des alten van der Spuy entgegen, dessen trauriges Pflanzenleben ein glücklicher Schlagfluß schnell und schmerzlos geendet hatte. Benjamin erwieß durch seine Begleitung der väterlichen Leiche die letzte Pflicht, und weinte am offnen Grabe dem Manne aufrichtige Thränen, der, bei der großen Macht, Menschenglück in reicher Fülle um sich her zu verbreiten, aus schnöder Ichsucht des Lebens heilige Zwecke so ganz verfehlt hatte.

Einen Monat darauf empfing Hebe Gnnima, wohl unterwiesen in den Dogmen des evangelischen Bekenntnisses, in der Kirche der Capstadt durch die Taufe den Namen Christine. Der Milizcapitän und der Gouverneur selbst waren ihre Pathen, und als, nach Beendigung des heiligen Aktes, der Millionär Benjamin van der Spuy, der auch des Vaters Amts-Nachfolger geworden, mit der neuen Christin vor den Altartisch trat, und der Prediger das Tranformular begann, verließ die schöne Constanzia, die diese zweite Erhöhung der verhaßten Hottentottin nicht geahnet hatte und nicht mit ansehen konnte, stürmisch ihren Sitz, und rauschte, wie an jenem Abend aus dem Garten, so schnell, als ihr das Menschengedränge erlaubte, aus der Kirche. Benjamin der es schaudernd wahrnahm, wie des edel geformten Gesichts Lilien und Rosen durch des Neides Gelb und der Bosheit Blauroth entstellt wurden, wendete den Blick auf den Himmelsfrieden in dem dunkeln Gesicht der geliebten Christine, und gestand sich entzückt, daß er nicht besser wählen können.

Als schon die Sonne des Doppelfesttages sank, und der Gäste lauter Freudenjubel in van der Spuys Hause lärmte, führte er das liebliche Weib in den Garten, in dem die Gesellschaft des Landzuges, die der treue Tgamma mit Geschirr und Ladung aus der Wüste erlöst, fröhlich bescherte und mit schweren Zungen dem Brautpaare ein Vivat brachte. Von da zog Benjamin die geliebte Christine vor das Torus-Wappen der Republik Holland, um auf der Stelle, auf der sein Schicksal damals die entscheidende Wendung erhalten, Gott zu danken, daß er alles so wohl gemacht. Als er dann sein junges Weib mit liebedurstigen Blicken anschaute, fragte diese ihn schalkhaft: ob auch wirklich Tgammas Bedingung erfüllt sey, und ihm ihre Farbe jetzt so schön vorkomme, als einst Milch und Blut auf Constanzias seidnen Wangen? Da zeigte Benjamin auf die Opfernarbe an Christinens linkem Arm, und rief mit lodernder Glut: Muß des verwandten Blutes Farbe mir nicht theuer seyn? Fließt nicht Deines rosigen Blutes Welle in meinen Adern, Gnnima? giebt es engere Vereinigung der irrdischen

Körper, und bedarf es noch einer Bürgschaft, daß dieser Blutbund uns beglücken wird, so lange diese Lebensfluthen rinnen?

Die Wahrheit dieser Prophezeihung ward durch das stille aber vollkommene Eheglück bewiesen, das Benjamin bis an seinen Tod in den Armen seines edlen Weibes, die er von ihrer weißen, wie von der schwarzen und braunen Mitwelt geehrt und geliebt sah, genoß und schuf.

Höchst merkwürdige Fabrik in England.

— Oeffentliche Blätter geben folgende Nachricht von einer höchst merkwürdigen Fabrik:

„Die Engländer spekuliren auf Alles! Jeden Artikel, der irgendwo gebraucht wird, oder Abgang findet, ziehen sie in Berechnung der Kosten, wie des möglichen Ertrags, und suchen, falls er Gewinn verspricht, ein Monopol für sich daraus zu machen. Solchen scharfsehenden, aufspürenden Handelsleuten konnte er nicht entgehen, daß in neueren Zeiten große Geschäfte getrieben werden mit einem gewissen Artikel, den man Revolution nennt. Was war also anlockender für sie, als sich des Handels mit demselben zu bemächtigen? — Ein reiches, jedoch nicht immer solides Haus in L., faßte den Gedanken, eine Revolutions-Fabrik anzulegen, und böse Waare zu den wohlfeilsten Preisen auf alle Märkte zu bringen.

Einige Nachrichten von der innern Einrichtung der Fabrik werden für das wißbegierige Publikum nicht uninteressant seyn.

Ein großes Rad, von Dunst und Wind getrieben, setzt Maschinen in Bewegung, welche Intriguen so fein, als man will, spinnen, und von Kindern, ja sogar von Blödsinnigen regiert werden können. So wird der erste rohe Stoff für die Manufaktur zugerichtet. Nach dem Grundsatz der Theilung der Arbeit wird sodann das Gespinnst an verschiedene Partheien ausgetheilt; einige müssen Verschwörungen anknüpfen; andere machen ein Gewebe daraus, wobei Anschwärzungen zum Anzetteln und Bedrückungen zum Einschlag genommen werden (aus diesem Zeuch werden Ehrenbinden zugeschnitten); wieder andere stricken grobe Netze fürs Volk und feine für große Herren, an welche Netze man Säcke mit Guineen als Gewicht anbindet, damit sie beim Fischen in die Tiefe gehen, und das Verborgenste fangen; eine dritte Parthei macht Freiheitsmützen; eine fünfte en filét gestrickte oder durchlöcherte Konstitutionen; eine sechste dreht Seile, mit welchen man Philosophen und hellsehenden Schriftstellern die Brust zusammenschnüren, oder auch leichtgläubige Vaterlandsfreunde umstricken kann; eine siebente webt dichte Schleier, den Verstand zu umhüllen, und eine achte endlich produzirt grobe, mit Dornen und spanischen Fliegen durchwirkte, Hemden für den gemeinen Mann, wodurch dieser zum Jucken bis zur Verzweiflung gereizt und so weit gebracht werden kann, daß er Blut schwitzt. — Außerdem sind Leute angestellt, welche die Moral in eine kunst- und sinnreiche Stämpfe bringen, und eine Art Papiergeld daraus machen, dem man leicht einen erzwungenen Kurs geben kann; ferner werden Hunde abgerichtet, an ein, aus englischem Gelde gehämmertes Ressort zu drücken, welches eine doppelte Schreibmaschine treibt, die auf einer Seite liberale, auf der andern obskure Ideen zu Papiere bringt.

Wenn alle diese einzelnen Materialien fertig und gehörig geglättet oder polirt sind, so werden sie auf die sogenannte politische Tafel gesetzt, welche, wie ein Schachbret, aus weißen und schwarzen Feldern besteht. In die eine Reihe wird Alles, was der Freiheit, in die andere, was der Despotie angenehm seyn kann, gleichsam in Schlachtordnung einander gegenüber gestellt.

Das ganze Werk, das also vollendet ist, sieht wie ein unschuldiges Schachspiel aus, und kann, wie dieses, nicht von Jedermann, sondern nur von geschickten, mit der Bedeutung und dem Gange aller einzelnen Bestandtheile genau bekannten, in Leitung derselben von den Manufakturisten abgerichteten Meistern gespielt werden.

Auch auf Deutschland hat der Revolutionsfabrikant sein Augenmerk gerichtet. Man will behaupten, er hätte auf günstigen Bericht seiner Beobachtungsgesellen, in ein Paar großen deutschen Städten bereits Filiale seiner Manufaktur angelegt, wo besonders seine Schreibmaschinen

und die Kinderspielfabrik guten Fortgang haben. Zugleich, heißt es, läßt er durch einige berühmte oder berüchtigte Schriftsteller, die er in Sold genommen, ein Packet finstere Ideen, zum Schrecken der Aufgeklärten, umsonst unter die armen Leute austheilen und sucht die Vernünftigen durch eine unvernünftige Opposition aufzureitzen. Ein Geschrei von drohendem Ausbruch einer Revolution soll die Deutschen an die Möglichkeit der Sachen gewöhnen und mit ihr vertraut machen; sie sollen am Ende glauben, es bliebe ihnen nichts übrig, als sich mit dem Spiel einzulassen, um vielleicht von diesem so viel zu gewinnen, daß sie die schweren Abgaben leichter aufbringen können. In ähnlichen Absichten müssen die Söldlinge der Fabrikanten, wo sie bei Höfen Zugang haben, in dem Fall, daß irgendwo schwache Regenten zu finden wären, diese zu harten Maaßregeln gegen das Volk verleiten, und die Tortur, die Sklaverei, das Feudalsystem, den Preßzwang und die Jesuiten wieder einzuführen suchen; die aufgeklärten Fürsten aber sind mit den oben erwähnten feinen Netzen so zu umstricken, daß dieselben auch gegen ihre Ueberzeugung die Erfüllung gegebener Versprechungen immerfort verzögern. Dadurch hofft der Fabrikant rechtliche Männer, die es gleich gut mit dem Fürsten, wie mit dem Volke meinen, zur Verzweiflung zu bringen und von dem Fürsten zu entfernen; er hofft, sie würden dann sich Unklugheiten erlauben, und, in der Ueberzeugung, es sey ihre Pflicht, dem Despotismus zu widerstehen, zum Spiel des Revolutions-Schachs leicht zu überreden seyn."

*Anfrage und Bitte.

Wir haben kürzlich unter den „vier schönen neuen Liedern," einer Sammlung von Volksliedern unter diesem Titel, die so bekannt und beliebt unter dem Volk ist, auch eine Fortsetzung des schönen Liedes von Göthe aus Egmont: „Freudvoll und Leidvoll" gelesen, welche Aufmerksamkeit verdient, da sie ganz in dem Geiste dieses kleinen Liedes gelungen ist, welches freilich genau genommen keine Fortsetzung verträgt. Man würde sich demjenigen sehr verbunden fühlen, der den Verfasser dieser Fortsetzung wüßte und dessen Namen in diesen Blättern gütigst anzeigen wollte.

Da das Gedicht durch mehrere bedeutende, Sinn-entstellende Druckfehler sehr verstümmelt ist, so hat es von Unkundigen leider einige harte Urtheile erfahren müssen, denen wir durchaus nicht beipflichten können, so sehr wir auch das Göthische Original-Lied allerdings über diese Fortsetzung oder Verlängerung ohne Widerrede setzen, weil es in einem kurzen Hauche das Höchste und Tiefste des menschlichen Lebens gedrängt zusammenfaßt. Um unser Urtheil zu rechtfertigen, sey es uns erlaubt, jenes fortgesetzte Gedicht, von Druckfehlern gereinigt, hier folgen zu lassen:

Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll seyn,
Langen und bangen in schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt!

Thränen auf Erden, ach! fließen so viel,
Kummer belastet so manches Gefühl,
Schwermuth macht Herzen zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.

Veilchen und Rosen im Garten verblühn,
Jugend und Anmuth im Leben entfliehn,
Ahndung und Hoffnung uns himmlisch betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.

Geister beschwören den heiligen Bund,
Liebevoll schwöret der rosige Mund,
Ewiger Treue das Herz sich ergiebt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.

Winket das Schicksal, so ruft uns das Grab,
Alles was athmet sinkt endlich hinab,
Selig, wem Liebe den Todestrank giebt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt!

Räthsel und Charaden von Hebel.

(Forts. von No. 62.)

26. Das böse Wort.

Häßlich ist es als Thier, und mit dem häßlichen Namen
Spricht die Mutter doch oft zärtlich dem Töchterlein zu.

27. Logogryph.

S. macht mich zum König, und P. zum göttlichen Dichter
M. zum Bastardgeschöpf, G. zum Pflüger im Feld.

(Der Schluß folgt.)

Auflösung der Räthsel und Charaden in Nro. 61.

23. Zopfband.
24. Die Fibel.
25. Stecknadel.

N: 64.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 9. August 1818.

*Eine Reise Bremischer Kaufleute nach Liefland im 12ten Jahrhundert.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Verschiedene vermögende Kaufleute in Bremen sannen auf Erweiterung ihrer ohnehin schon sehr bedeutenden Handlung, — und ihren Speculationen gelang es, einen Mann zu finden, welcher die zu einer solchen Unternehmung erforderliche Eigenschaften, insbesondere auch eine damals äußerst seltene Länderkunde besaß. Der Name dieses verdienstvollen Mannes ist uns in der Geschichte nicht aufbewahrt. — Diesem vertrauten jene Kaufleute sich an und seegelten unter seiner Führung im Jahre 1158 in die Ostsee. Sie wollten nach Wisby in Gothland; allein die Vorsehung wollte es anders. Ein heftiger Sturm trieb sie in die Dwina, wo sie von den Liefländern, welche sie für ihre Feinde, für Dänen und Norweger hielten, zu Wasser und zu Lande angegriffen wurden. Die Bremer kämpften tapfer, tödteten viele ihrer Gegner und nöthigten sie zum Waffenstillstand. Die Liefländer erfuhren nun, daß sie sich geirrt hätten, daß diese Ankömmlinge keine Feinde, sondern Kaufleute wären und schlossen Frieden mit ihnen. Sie trieben jetzt einen lebhaften Tausch-Handel mit einander und wie nun die Bremer sich zur Abreise rüsteten, so wurden sie von den Liefländern, denen sie Wein und Meht geschenkt hatten, gebeten, bald wieder zu kommen und mehrere ihrer Landsleute mitzubringen, die sie als Freunde aufnehmen wollten. Mit reich beladenen Schiffen seegelten die Kaufleute, froh über ihr so glücklich gelungenes Unternehmen nach Hause, wo sie die Ihrigen mit manchen Seltenheiten jenes entfernten Landes erfreuten.

Das Gerücht von dieser Reise verbreitete sich bald und kam unter andern auch zu den Ohren des Canonicus Meinhard zu Segeberg in Wagrien.

Diesen frommen Mann ergriff ein heiliger Bekehrungs-Eifer. Er wandte sich an Bischof Hartwig und an das Dom-Kapitel zu Bremen und erhielt die Erlaubniß, eine Reise nach Liefland mitzumachen, um dort den Heiden das Evangelium zu predigen. Die Kaufleute wieder-

hol'ten die Reise und fuhren nun sechs Meilen tiefer ins Land, als sie vorhin gewesen waren, und wärend dem sie mit den Einwohnern ihren Handel trieben, sang und las Meinhard die Messe, predigte und errichtete auf einem Holm oder auf einer Insel in der Dwina ein Haus, wo jetzt Kirchholm liegt. Dort wohnte er und erlernte die Landessprache: Auch die Kaufleute bauten dort einige hölzerne Häuser zur ersten Niederlage ihrer Waaren, dann errichteten sie die Burg Irkul und nachhin das Schloß Dalen. Immer blühender ward die Handlung, wovon ein Hauptzweig in Wachs bestand, welches die Kaufleute in ganz vorzüglicher Güte zu äußerst wohlfeilem Preise von den Liefländern erhielten.

Meinhard verschaffte sich indessen durch die sanft erwärmende Kraft seiner Predigten, welche aus der Tiefe und Fülle des Herzens kamen und in die Herzen der Zuhörer drangen, so wie durch seinen einfachen — anspruchlosen frommen Wandel bald eine allgemeine hohe Achtung. Durch ihn gewannen die Heiden das Christenthum lieb. Einer der reichsten unter ihnen, Namens Kope, ließ sich nebst vielen seiner Freunde taufen. Anfangs zeigten zwar die Lithauer, Russen, Semigallen und Kurländer einiges Mißvergnügen über die Einführung des Christenthums, welches ihnen die Könige von Dännemark bisher mit bewoffneter Hand hatten aufdringen wollen: Allein nicht durch diese Gewalt gezwungen; sondern durch die unwiderstehbare eindringende Beredsamkeit des Meinhards überzeugt, nahmen auch sie bald die christliche Religion an.

Da indessen sich neue Feindseligkeiten mit den noch übrigen dort wohnenden heidnischen Völkern entspannen, so ward eine Gesandschaft nach Rom beschlossen. Meinhard und Kope nebst einigen bremischen Kaufleuten begaben sich dahin: Freimüthig traten sie vor den Pabst, und wie dieser sich nach der Beschaffenheit des Landes, woher sie kamen, und nach dem Zustande des dort eingeführten Christenthums, erkundigte, so gab Meinhard ihm einen vollständigen Begriff von den Eigenthümlichkeiten jenes Landes und dessen Bewohner und klagte über die feindlichen Behandlungen, welche die Christen dort von den noch nicht bekehrten Heiden dulden mußten. Der Pabst ernannte nun Meinhard, der ihm schon als ein verständiger, gottesfürchtiger Mann bekannt war, zum Bischofe in Liefland.

Vom päbstlichen Seegen begleitet, zogen die Gesandten mit diesem ihrem neuen Bischofe nach Liefland zurück; wo sie Ehrenvoll empfangen wurden. Eifrig setzte Meinhard sein Bekehrungswerk mit Hülfe des ehemaligen Abts zu Lockum Adelberts fort, errichtete eine Kirche und ein Kloster zu Irkul und spendete bei einer Theuerung so viel Speise und Korn unter die Arme, daß er selbst würde Noth gelitten haben, wenn er nicht von den bremischen Kaufleuten wäre unterstützt worden. Drei und zwanzig Jahre stand er seinem Amte treu und fleißig vor und nach seinem Tode ward er, als ein Heiliger in Liefland verehrt: Ihm folgte Balduin, ein ebenfalls sehr frommer Mann, den der Bischoff Hartwig zu Bremen ordinirte.

Doch — es würde mich zu weit führen, wenn ich hier die weitere Geschichte dieses Landes, vorzüglich die der von den Bremern unternommenen und unter mannigfachen Hindernissen im Jahre 1193 zu Stande gebrachten Erbauung der Stadt Riga — so, wie des dort gestifteten Ordens der Schwerdt-Ritter und der fernern Begebenheiten, wozu jene von mir erzählte Reise den Grund gelegt hatte, mittheilen würde: Ich begnüge mich damit, nur darauf hinzuwinken, um meine Mitbürger aufmerksam darauf zu machen, daß auch hier, wie bei mehreren anderen Veranlassungen unsre biederen Vorfahren eine wichtige Rolle in

der Geschichte gespielt und es wohl verdient haben, daß wir das Ehrenvolle Andenken an sie zuweilen noch unter uns erneuern.

Das Pistol.

(Eine völlig wahre Begebenheit.)

Der Baron von S..., ein sehr reicher Mann von altem Adel, verlor seine Gattin bei der ersten Niederkunft, wo sie ihm einen Sohn gebar. Dieser wurde der Pflege einer Amme übergeben, und nach einigen Jahren nahm der Vater ein junges gebildetes Mädchen von guter bürgerlicher Herkunft in sein Haus, um die erste Erziehung und Bildung des Kindes so lange zu übernehmen, bis es der Obhut und Bildung eines männlichen Erziehers anvertraut werden könnte.

Die Jungfrau H... unterzog sich diesem mühsamen Geschäfte mit vieler Sorgfalt und Treue, sie gewann durch ihre liebevolle fast mütterliche Behandlung die ganze Zuneigung des Knaben, und erwarb sich auch die Achtung aller derjenigen, die auf dem Gute des Barons von S..., bei den Besuchen, die sie ihm abstatteten, ihre Bekanntschaft zu machen Gelegenheit hatten.

Von dem benachbarten Adel wurde sie daher mit vieler Auszeichnung behandelt, vorzüglich von den gebildeten Damen, die in der Regel die anspruchlosen Tugenden eines edlen weiblichen Herzens noch mehr zu schätzen wissen, als die Männer. Die zuvorkommende Güte aller den Baron besuchender Nachbarinnen und Bekanntinnen bestimmten auch ihn, sie, wider seine sonstige Gewohnheit gegen diejenigen, die in seinem Dienste standen, oder nicht von adlicher Geburt waren, auszuzeichnen; er lernte dadurch die schönen Eigenschaften ihres Kopfs und Herzens näher kennen, und da sie überdies in der Blüthe ihrer Jahre, und von der Natur mit körperlichem Liebreiz reichlich ausgestattet worden, so fühlte er eine Neigung zu ihr, die er fälschlich für Liebe hielt.

Seine frühere kalte Höflichkeit wurde warme Freundschaft, kleine Aufmerksamkeiten, die er der Erzieherin seines Kindes erwies, verriethen ihr, daß sie ihm nicht gleichgültig sey, und sie benutzte oft diese nicht durch Kunstgriffe erlangte Gewalt über ihn, Gutes zu wirken, seinen Zorn über die Versehen seiner Untergebenen zu besänftigen, Dürftigen eine Unterstützung zu verschaffen, und überhaupt wohlthätig auf die Sonderbarkeiten seines Charakters, hauptsächlich auf die Unterdrückung unpassender Ausbrüche eines Adelstolzes zu wirken, der gar zu grell mit dem Geiste der Zeit im Widerspruche stand.

Es wurde auch wirklich eine auffallende Verwandlung in dem Benehmen und den Aeusserungen des Barons von S... sichtbar und ein paar alte Freunde gaben ihm treuherzig zu verstehen, daß sie recht gut wüßten, wem er dies zu verdanken habe, und erschöpften sich dabei in Lobeserhebungen seiner liebenswürdigen Hausgenossin.

Man scherzte sogar in ihrer Gegenwart mit ihm: daß er wohl bald zu einer zweiten Ehe schreiten werde, und gab dabei nicht undeutlich zu verstehen; auf wen seine Wahl fallen müsse. Der Baron lehnte dies nur halb und halb ab, und diese Anspielungen, als auch das zuvorkommende Benehmen des Barons, erweckten endlich in dem weltunkundigen Mädchen die Idee, daß diese Scherze wohl Wirklichkeit werden könnten.

Arm und älternlos sah sie darin für sich und ihre verwaiseten hülflosen Geschwister ein unerwartetes großes Glück, und wenn sie gleich keine leidenschaftliche Liebe für den Baron fühlte,

so hegte sie doch keine entschiedene Abneigung gegen ihn. Ihr Herz war noch frei, seine zuvorkommende Güte schmeichelte ihrem Stolze, — denn tief in ihrer Seele lag ein geheimer Keim dazu, der aber durch die Grundsätze einer trefflichen Erziehung unterdrückt worden war, — und sie überredete sich, daß eine höhere Macht ihrem Schicksale eine günstige Wendung geben würde.

Durch das tägliche Beisammenseyn wuchs das Vertrauen zwischen beiden immer mehr, und immer deutlicher verrieth sich die Leidenschaft des Barons. Das junge Mädchen hielt ihn durch ihren edlen Ernst und ihre Sittsamkeit zwar immer in Schranken, aber dies geschah doch mit jener zarten Schonung, die ihre Verhältnisse zu ihm und ihre heimlichen Hoffnungen, ihrer Meinung nach, erheischten.

Er ward dringend, und bei einer förmlichen Erklärung seiner Liebe machte er zugleich das unzweideutige Versprechen sie zu ehelichen. Dies letzte nahm sie an, und hielt sich von diesem Augenblicke an für seine verlobte Braut.

Ihre Schüchternheit und Zurückgezogenheit schwand nach und nach immer mehr; er benutzte einen schwachen Augenblick und ward Sieger ihrer Unschuld.

Die Folgen dieses Fehltrittes zeigten sich bald, und sie drang nun auf die Erfüllung seines Versprechens. Er hatte seinen Zweck erreicht, und mit ihm war auch das, was er fälschlich für wahre Liebe gehalten, verschwunden. Anfänglich suchte er ihre Anträge durch falsche Vorspiegelungen von Hindernissen, bis auf eine schicklichere Zeit abzulehnen, als sie aber dringender ward, und seine treulose Absicht ahnete, sie durch Täuschungen hinzuhalten, überhäufte sie ihn, im Gefühl der durch ihn gemordeten Unschuld, mit den bittersten Vorwürfen. Kalt erklärte er ihr nun bestimmt: wie sie so thöricht hätte seyn können, sich einzubilden, daß er, ein Mann von altem Adel, je eine Bürgerliche heirathen würde. Schonungslos setzte er hinzu: Sie habe kein schriftliches Eheversprechen von ihm, und also könne ihm kein Gericht etwas anhaben. Er wolle ihr jedoch eine Entschädigung an Gelde geben, und für das von ihr zu gebärende Kind sorgen.

Auf das Innerste empört und erschüttert, wies sie dies schnöde Anerbieten mit stolzer Verachtung zurück. Sie verließ ihn mit dem Fluche der Verzweiflung und eilte auf ihr Zimmer.

Ihr Zustand war fürchterlich. Sie fühlte alle Qualen der Hölle. Es war ein harter Kampf zwischen der langen süßen Gewohnheit des Lebens, dem mächtigen Gefühle, bald Mutter zu werden, und dem Gedanken, entehrt zu seyn. Ihr tief gekränkter Stolz siegte, ihr Entschluß war gefaßt: sie ging in die Gewehrkammer des Barons, nahm ein von ihm geladenes Pistol und zerschmetterte sich damit, im Beiseyn ihres kleinen Pfleglings, das Gehirn.

Dieser Selbstmord machte sowohl auf dem Gute des Barons von S..., als auch in der ganzen umliegenden Gegend eine große Sensation. Die Unglückliche wurde von allen, die sie näher gekannt hatten, innig bedauert, und es war die wahre Veranlassung dieser schauervollen That kein Geheimniß. Das Publikum fällte darüber in Ansehung des Barons von S... kein schonendes Urtheil, nur die Gerechtigkeit schwieg, um zu beweisen, daß sie nicht ohne Ursache mit verbundenen Augen abgebildet wird. Der Grundsatz: wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter, wurde hier streng in Ausübung gebracht; wer hätte wohl gegen den Verführer auftreten sollen oder können? . . . . . .

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

In dem ersten Augenblicke erschrak zwar der Baron von S... heftig; doch dieser elektrische Schlag des erwachten Gewissens war schnell vorübergehend, wie der Blitz einer Gewitterwolke. Er ließ die Entseelte beerdigen, nahm das Pistol wieder zu sich, und da es zu einem Paar seiner besten Pistolen, von einem berühmten Waffenschmidt, gehörte, so hing er es sorgfältig in seine Gewehrkammer wieder an den alten Platz. Er tröstete sich bald über den Vorfall und daß er die Veranlassung dazu gewesen, daß unschuldiges Blut vergossen worden; hatte er doch sein altadeliges Blut vor einer Mißheirath bewahrt.

Sein Sohn, der künftige einzige Erbe seiner großen Güter und seines beträchtlichen Vermögens, wurde einer andern weiblichen Pflege übergeben, die aber gar nicht dazu gemacht war, seine erste Pflegemutter, die mit liebender Sorgfalt über ihn gewacht hatte, zu ersetzen. In spätern Jahren erhielt er mehrere Hofmeister, aber auch ihre Wahl war nicht die glücklichste, weil sich junge Männer von Geist und Herz, im Gefühl ihres angebornen Menschenwerths, nicht den stolzen Launen des Barons mit verächtlicher Kriecherei fügen wollten. Endlich gab er den Knaben in eine adliche Erziehungsanstalt.

Der schreckliche blutige Tod der lieben Pflegemutter hatte auf das Kind, so klein es noch war, doch einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Seine kindliche Heiterkeit war von dem Augenblicke an auffallend verschwunden, und von dieser Zeit an äußerte sich eine Art von Stumpfsinn, der mit zunehmenden Jahren in Verschlossenheit und Anlagen zur Melancholie ausartete.

In der Erziehungsanstalt wurde diese so auffallend sichtbar, daß man solches dem Vater melden mußte. Dieser eilte zu seinem Sohne, und nach dem Gutachten sachverständiger Aerzte wurde es dringend nöthig, ihn in eine öffentliche Anstalt, wo Melancholische und Wahnsinnige geheilt werden, unterzubringen.

Dies geschah. Der junge Mensch schien auch nach einigen Monaten sich sehr zu bessern, er wurde theilnehmender, gesprächiger, las gern, und die, seinen Fähigkeiten angemessenen Arbeiten, die er machen mußte, verriethen keine auffallende Spuren einer Abwesenheit des Verstandes.

Der Arzt, dessen Kur und Obhut er anvertraut war, meldete daher dem Baron von S..., wie sein Sohn so weit hergestellt sey, daß er ihn, ohne Gefahr, abholen und in seine vorigen oder ähnlichen Verhältnisse zurücktreten lassen könne.

Der Baron von S... machte, gleich nach Empfang dieses Briefes, in andern Angelegenheiten, eine Reise nach ..., wo sein Sohn in der Kranken- und Irrenanstalt untergebracht war. Er schickte einen Bedienten an den Arzt, ließ ihm seine Ankunft melden, und bat ihn, seinen Sohn zu ihm in das Wirthshaus, wo er abgestiegen, auf den folgenden Nachmittag, durch einen sichern Krankenwärter zu senden.

Dies erfolgte. Der Vater empfing seinen Sohn mit so vieler Zärtlichkeit, als sein Herz fähig war, der Sohn war tief gerührt, aber in diese Rührung mischte sich ein bitteres Gefühl über den Abstand zwischen seiner Innigkeit und der Kälte des Vaters. Die beständigen Be-

schäftigungen, die fremden Umgebungen und der Mangel an Gegenständen, die ihn an frühere Zeiten erinnerten, hatten seine Schwermuth nicht ganz verscheucht, sondern nur unterdrückt. Sie kehrte mit voller Kraft zurück.

Der Baron von S... verließ auf einige Augenblicke das Zimmer, um in dem daran stoßenden Schlafkabinet etwas aus seinem Reisekoffer zu holen. Diesen Moment benutzte der junge Mensch, er ergriff ein geladenes Pistol, das auf der Klappe des offenen Sekretärs lag, und erschoß sich.

Es war das nämliche Pistol, mit welchem sich vor mehrern Jahren seine unglückliche Pflegemutter den Tod gegeben hatte.

Die Pflanzung des Oelbaums.

Man hat lange Zeit vergebens die Olivenbäume durch Aussaat zu vermehren gesucht, und man mußte sich beim Mißlingen dieser Versuche theils mit Steckreisern, theils mit Wildlingen behelfen, die in den Wäldern gesammelt wurden. Ein Bewohner von Marseille, dem es befremdlich schien, daß man durch Kultur nicht sollte erzielen können, was die Natur von selbst hervorbringt, erforschte woher jene Wildlinge in den Wäldern kommen? Es sind die Olivenkerne, welche von Vögeln, die sich mit Oliven nähren, verschluckt, in die Wälder getragen und hier ausgesäet werden. Der Aufenthalt der Kerne im Verdauungs-Kanal jener Vögel hat ihnen ihr natürliches Oel entzogen und sie dadurch für die Feuchtigkeit der Erde zugänglich gemacht, und der Mist der Vögel diente als Dünger; auch mochte vielleicht die in dem Vogelmist enthaltene Sode sich mit einem Theil des während der Verdauung ausgetretenen Oeles verbinden und die Keimung befördern. So dachte vermuthlich der provençalische Landwirth, und dieß führte ihn zu folgenden Versuchen.

Er ließ reife Oliven von Truthühnern in einem eingeschlossenen Raume fressen, sammelte alsdann den Mist dieser Vögel, welcher die Olivenkerne enthielt, und brachte denselben in ein Gartenbeet, das er fleißig begoß. Die Kerne keimten und die nachher verpflanzten Olivenstämmchen gediehen recht gut. Durch diesen ersten Versuch belehrt, versuchte er die Hühner zu beseitigen und ließ die Oliven in einer alkalischen Lauge einweichen, worauf er sie alsbald aussäete, und wie beim ersteren Versuch, recht schöne Olivenpflanzen erhielt. Die Landwirthe werden in diesem gelungenen Verfahren eine Entdeckung wahrnehmen, welche mehrfacher Anwendung fähig ist. Es gibt Saamen, die einen so starken Oelgehalt haben, daß es überhaupt günstiger Umstände bedarf, wenn das Wasser in sie eindringen und sie entwickeln soll; so zum Beispiel die Muskatnüsse, die in unsern Treibhäusern nicht keimen, vielleicht aber aufgehen werden, wenn sie entweder in alkalischer Lauge eingeweicht oder durch eine Hühnerverdauung vorbereitet würden.

Anekdote.

Sheridan reiste einmal, als eben die Parlamentswahlen geschahen, nach London, um dort sich dafür zu bewerben. Zwei Wahlmänner, die aber weder er kannte, noch sie ihn, waren mit im Postwagen. Einer von diesen fragte den andern, ob er Sheridan oder dessen Nebenbuhler, Paull, seine Stimme geben werde. Natürlich Paull, antwortete dieser, er taugt freilich auch nichts, aber es ist mir jeder, sey er auch so schlecht, als er wolle, doch lieber als dieser Schurke, der Sheridan. — Kennen Sie denn Sheridan? — Gott bewahre, ich mag ihn auch gar nicht kennen lernen. — Hier war die Unterredung abgebrochen, weil man ausstieg und

frühstückte. Beim Frühstück nahm Sheridan den andern Reisegefährten bei Seite, und fragte ihn, wer denn der sey, der mit ihm reise? Er gefällt mir sehr, fuhr Sheridan fort, es ist der lustigste und liebenswürdigste Compagnon, den ich noch je gesehen habe. — Er heißt M. T., antwortete jener, ist ein sehr berühmter Advokat, und wohnt in Lincoln' Innfield.

Das Frühstück war vorbei, man setzte sich wieder in den Wagen und fuhr weiter. Sheridan lenkte unvermerkt das Gespräch auf die Advokaten. Ja, sagte er, man muß gestehen, das Loos eines Advokaten ist das beneidenswerthste, sein Stand sehr ehrenvoll, er kann es bis zu den höchsten Staatsämtern bringen, und hat stets Gelegenheit, seine Talente geltend zu machen. Viele der ausgezeichnetsten Personen die uns die Weltgeschichte nennt, waren Advokaten, und doch giebt es auch unter diesem Stande wieder Personen, wie man sie in keinem andern schlechter finden kann. Unter allen den Spitzbuben dieser Art, ist mir aber doch keiner vorgekommen, der dem Advokat M. T. in Lincoln's Innfield den Rang streitig mache. — „Das bin ich!" rief der Unbekannte. — „Und ich bin Sheridan," setzte der Sprecher hinzu. — Man sah sich an, verstand sich, reichte sich die Hand, und der spitzbübische Advokat wurde der innigste Anhänger des Schurken Sheridan.

Correspondenz-Nachrichten.

Achen, den 15ten Juli.

Aachen ist jetzt so volkreich, daß es mit den bevölkertesten Städten wetteifern kann. Das Gedräng und Gewühl geht über alle Beschreibung. Schon die Kurgäste machen nach der heutigen Fremden-Liste, die bekanntlich alle Wochen mit dem Namen und den Titeln der ankommenden Fremden erscheint, eine Zahl von 800 aus, und füllen die Gasthäuser und Bäder. Unter diesen sind Herzoge, Fürsten, Grafen, Ordensmänner aller Art, Marschälle, Marquis, Generale, Adjutanten, Ober-Präsidenten, Staatsräthe, Minister, Gesandten aus England, Spanien, Holland, Rußland, Polen, Schweden, Dänemark, Sachsen, Oestreich u. s. w. Ein Heer von Frauenzimmern, eine Menge novi homines, und zahllose ignoti terrae filii.

Die Kurgäste machen indessen den geringsten Theil der ankommenden Fremden aus; das große Schauspiel, welches alle 7 Jahre gegeben wird, zieht die meisten Menschen nach Aachen. Die hier aufbewahrten Heiligthümer, als da sind: der Unterrock, in welchem Maria Jesum gebar; die Windeln Christi; das Hemd, in welchem Maria den kleinen Jesum säugte; . . . . . ein Stück Leinewand, auf welches das blutige Haupt Johannis des Täufers fiel, und eine Menge andrer Heiligthümer werden jetzt 14 Tage hintereinander gezeigt. Karl der Große hat sie durch seine Gesandten in Constantinopel und Jerusalem gekauft und der Krönungs-Kirche zum Geschenk gemacht. Einige Monate vorher war die Feierlichkeit in allen Zeitungen unter der Rubrik: Cimelia publice ostenduntur angekündigt, und eine genaue Beschreibung derselben mit allen Wunderkräften gegeben. Vierzehn Tage vorher wurden unter Pauken- und Trompetenschall auf dem Altan des Doms, von welchem herab das Schauspiel gegeben wird, die Tücher ausgebreitet. Vorigen Freitag, den 10ten Julius, Morgens halbzehn Uhr, begann die Feierlichkeit. Eine Anzahl Menschen, die man ohne Uebertreibung auf eine halbe Million anschlagen kann, hatte sich auf den Plätzen rings um den Dom, auf den Bergen und Anhöhen der Stadt gelagert, und erwartete voll der sehnlichsten Hoffnung den Anblick der Heiligthümer. Das Kapitel hatte für die Armen im Theresianer Kloster Eingangs-Billette in die Heiligthums-Kammer ausgeben lassen. Man kann diese auf 2000 rechnen und jedes Billet auf 1 Franc. Im größten Ornat und festlichsten Pomp versammelte sich das Kapitel und die übrige Geistlichkeit. An ihrer Spitze waren die zwei General-Vikarien; der Weihbischof von Münster wurde noch erwartet. Die Musik begann; mit weissen Handschuhen angethan, nahmen die General-Vikarien die Heiligthümer aus der grünen Seide, worein sie gewickelt waren, befestigten sie an einen Stock, und jeder von ihnen trug ein Ende. Ein Herold geht vor, die übrigen folgen in tiefer Ehrfurcht die Treppe hinauf auf oberwähnten dazu bestimmten Altan neben dem Thurme des Doms. Der Altan besteht in einem runden Umgang, in welchem nach den vier Wänden vier Oeffnungen angebracht sind, in welchen die Tücher ausgebreitet liegen, von welchen jedes Heiligthum gezeigt wird. Vor dem Herold geht eine Bande Musikanten und führt eine Symphonie auf. Die Musik schweigt. Der Herold legt sich in die Oeffnung auf dem Altan und singt mit deutlicher Stimme die Worte herab: Jetzt wird euch gezeigt werden das Hemd der Mutter Gottes. Er geht weg, und die Geistlichen legen das Heiligthum auf das ausgebreitete Leinen zur Schau. Einige Minuten lassen sie es in dieser Stellung,

und weisen mit einem Stock auf die charakteristischen Auszeichnungen, ... Das Hemd ist groß, von feiner orientalischer Leinewand und orientalischer Mahlerei. Es ist gelb von Farbe, wie Leinen, welches lange gelegen hat. Das Alterthum ist sowol in der Nähe, als in der Ferne sichtbar. Die ganze Menge Zuschauer liegt größtentheils in der heiligsten Andacht auf den Knieen. Den Honoratioren, die für ihren Franc auf den Altan folgen dürfen, werden die Heiligthümer noch besonders gezeigt. So geht es rund um den Altan in allen Oeffnungen. Alsdann beginnt die Musik, und ein anderes Heiligthum wird auf die nämliche Art gezeigt. Am Schlusse der Ceremonie, die über eine Stunde dauert, werden die Gläubigen zum Gebet für alle christliche Fürsten und den Papst aufgefordert. Die ganze Stadt bildet alsdann den feierlichen Anblick der Betenden. In stiller Prozession werden die Heiligthümer von dem Altan in die Kapelle zurückgebracht und auf die Seide hingelegt. Hier kommen Tausende mit Rosenkränzen, Ringen, Ohrgehängen u. s. w., die an die Heiligthümer angestrichen werden und ihrem Besitzer Ruhe, Vertrauen und hohen Gottesfrieden bringen. Auf diese Art wird die Feierlichkeit 14 Tage hintereinander erneuert. Noch sollen die Heiligthümer alle die Kraft haben, die ehemals das Kleid Jesu hatte, welches jene kranke Frau berührte und die von diesem Berühren schon gesund wurde. Noch jetzt werden Blinde sehend, Lahme gehend und Aussätzige rein. Alle Genesungen, die in dieser Zeit geschehen, sie mögen von den Bädern oder andern Arznei-Mitteln herrühren, werden den Heiligthümern zugeschrieben. Das größte Schauspiel wird an dem letzten Tage gegeben. Alsdann werden die Heiligthümer in neue grüne Seide gewickelt und weggelegt. Die alte Seide, in welcher sie seit 7 Jahren gelegen hatten, wird in Tausend kleine Stückchen geschnitten, die als die kostbarsten Geschenke nach Italien, Spanien und in alle Welttheile versendet werden.

Diese Feierlichkeit ist es, die jetzt Aachen zur volkreichsten Stadt macht. Die Straßen, die dahin führen, sind Tag und Nacht mit frommen Pilgern angefüllt. Alle Häuser und Hütten an den Landstraßen sind Wirthshäuser. Eine arme Frau in Vorweiden, ungefähr zwei Stunden von Aachen, deren ganzes Haus in zwei kleinen Stübchen besteht, versicherte mich, jede Nacht blos für Obdach, ohne Bett oder Stroh oder sonst das Geringste zu geben, einen Reichsthaler zu lösen. Diese Leute verzehren nun freilich in Aachen wenig; aber man nehme nur an, daß jeder ein Glas Bier trinkt, so macht dieses schon viel. Ein Wirth auf dem Kapuziner-Graben, der ein schönes großes Haus bewohnt, hat an einem Tage 12,000 Gläser Bier verzapft, wovon jedes Glas drei Mark kostete. Die Gasthäuser sind alle besetzt. Die tables d'hôte sind gedrängt. Die Equipagen aus Cleve, Wesel, Düsseldorf, Köln, Coblenz, Trier, Malmedi, Lüttich und Mastricht rollen jetzt über die Straßen in Aachen. Die Diligencen sind bis zum 25sten bestellt; kein Fremder bekommt einen Platz darauf. Die Posthalter haben sich, um Extrapost geben zu können, bei ihren gewöhnlichen Pferden noch funfzig neue anschaffen müssen. Hiezu rechnet man 600 000 Menschen, die aus Dörfern, Flecken, Bauerschaft und Schlössern, in Cabriolets, Chaisen, Kutsch und Hufkarren oder zu Fuß kommen. Ganze Prozessionen kommen barfuß ohne Geld und Lebensmittel; sie betteln sich durch und liegen Land und Leuten zur Last.

(Der Beschluß folgt.)

Jno Cleves Symmes von Ohio in den vereinigten Staaten, ein ehemaliger Infanterie-Capitain, hat öffentlich erklärt, er wolle mit seinem Leben dafür stehen, daß die Erde hohl und innerhalb bewohnbar sey, eine Menge fester concentrischer Sphären enthalte, wovon eine in der andern eingeschlossen wäre und daß sie an den Polen 12 bis 16 Grad offen sey. Er hat 100 brave Genossen aufgefordert, von Spitzbergen aus die Reise zu Rennthier nach dem Pol mit ihm zu machen und verspricht ihnen einen Grad nördlicher als 82°, ein reiches und warmes Land, Vegetabilien, Thiere ꝛc. ꝛc.

Räthsel und Charaden von Hebel.

(Beschl. von Nro. 63.)

28. Viel in Einem.

Einen römischen Kaiser und Pabst und einen der Zwölf
Denk' ich in Einem Wort; rathet es, wenns Euch beliebt.

---

29. Schlußcharade.

Die erste Silbe findet Ihr in jeder Schaar.
„Ade!" so ruft die zweite immerdar
Den Scheidenden, wenn sie uns lieb gewesen.
Das Ganze habt Ihr eben jetzt gelesen!

Auflösung der Räthsel und Charaden in Nro. 63.

26. Spinne.
27. Saul, Paul, Maul, Gaul,

N: 65.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag, den 13. August 1818.

Die Liebespost.

Postmeister Amor läßt Euch sagen,
Daß er das Porto nicht erhöht,
Und daß, wie sonst, zu allen Tagen
Gelegenheit der Liebe geht.
Wohin Ihr wollt, nach allen Winden
Könnt stündlich Ihr Bestellung finden;
Die Post geht über Land und Meer
Und Hymen ist Postsecretär.

Daß schnell mit Extrapost man reise,
Wird Euch Erröthen, Druck der Hand
Und Kuß und Blick der liebeheiße,
Als rascher Postzug vorgespannt;
Doch wollt Ihr zum geliebten Herzen
Die Kunde nur von Euren Schmerzen,
Gott Amor war besorgt dafür,
Er schickt den Seufzer als Courier.

Im Schauspiel und im Conzertsaale,
In kühler Laube, unbelauscht,
Bei Spiel und Tanz und frohem Mahle,
Wo laut der Freude Flügel rauscht,
Im Frühling, bei des Abends Röthen,
Am Quell, bei Nachtigallenflöten,
In stiller Nacht, bei Mondenschein,
Spricht Amor, wird Hauptpostag seyn.

Seyd Ihr von Hymen eingeschrieben,
Sitzt in der Diligence Ihr weich,
Fahrt nun allein mit Eurer Lieben,
Nehmt Eure kleine Fracht mit Euch.
Die Ordinäre geht mit Weile,
Die Diligence hat grösre Eile,
Und fährt ein Passagier auch blind —
Gott Amor ist nicht streng gesinnt.

Die Briefe sind nicht zu frankiren,
Sie gehen frei in alle Welt,
Er sorgt für schnelles Expediren,
Wie man es wünscht, wird es bestellt,
Nur bei zerbrechlichzarter Waare,
Wie Küsse sind, und Ring' und Haare,
Muß alles richtig seyn signirt,
Daß nicht Verwechselung passirt.

Und also ist es stets gewesen,
Und Amor haftet für den Schwur.
Für Stationgeld, Porto, Spesen,
Nimmt Dank er, Treu und Glauben nur.
Er fördert schnelle Liebeskunde,
Es geht die Post zu jeder Stunde,
Versäumet die Minute nicht! —
So lautet Amors Postbericht.

Das Schlachtschwert.

1.

„Nummer dreihundert und eins," rief der rothnäsige Auctionator, und steckte die bebrillte Kupferne in den Auctions-Catalog, „ein halb Dutzend mediatisirte Fürsten, zwölf Grote zum ersten!"

Zeichnung und Stich waren einander werth! kein Mensch wollte bieten. Der Bilderhändler Iconoclas endlich setzte einen Groten auf das Spiel, und — Purdautz, schlug ihm der Auctionator die Erlauchten für den Pappenstiel zu.

Ein junges Mädchen, das neben ihm stand, warf einen Seitenblick in die sechs Blätter, die Herr Iconoclas wie ein Spiel Karten in der Hand vor sich aukeinander faltete, und fragte auf das Dritte tippend, ob er die Kupferstiche vereinzele, der Getippte war ein alter Herr freundlichen Angesichts, zwei Sterne auf der Brust und ein breites Ordensband über der Schulter.

„Warum nicht Mamsellchen," entgegnete Herr Iconoclas, „dem Kaufmann ist alles feil, der Rock am Leibe, die Braut im Kranze."

„Nummer dreihundert und zwei," unterbrach den Handel der Auctionator, und rief ein Dutzend sehr geschmackvoll geschliffene Champagnergläser aus; einer überbot den andern, und der Nachbar, der Obersteuer-Director, der selbst sie erstehen wollte, und mitbot, bemerkte lächelnd, daß die Zeiten bei weitem nicht so schlecht seyen, als die Steuerpflichtigen sie immer zu machen pflegten.

„Ach die Zeiten," fiel ihm das Leckermaul, der Kriegssekretär Lepores in das Wort, „die Zeiten sind wohl gut, wenn der Champagner nur besser wäre; von Rheims habe ich neulich einen Korb bekommen; nein, es ist Gott zu klagen, 180 Thlr. habe ich dafür bezahlt und er zieht Fäden, wie der beste Hanf; nur mit Burgunder, Apfelsinen, Zucker und Maraskino versetzt, kann man zum Punsche ihn brauchen." Er erstand die Gläser fast über den Preis, und das erwähnte Mädchen schüttelte schweigend den Kopf.

„Nummer dreihundert und drei," schrie wieder der Proklamator, „ein altes mit Steinen und Silber beschlagenes Schlachtschwert, fünf Thaler zum ersten."

„Sechs und dreißig Grote," sagte kaum hörbar das Mädchen, und alles sah auf die Erröthende, und schien sich zu wundern, warum die jungfräuliche Schöne der alten Waffe begehre.

„Sechs Thaler voll," kreischte eine lange Knochengestalt, eine Trödlerin, heimisch auf allen Ausrufen, den Juden ein Dorn im Auge, den Christen ein Gräuel, weil, wenn sie einem oder dem andern ein Stück nicht lassen wollte, sie den Preis hinaustrieb bis zum letzten Groten des Werthes.

Das Mädchen ließ sich nicht stören und bot immer einen halben Thaler höher, und die Alte schrie immer „voll."

Jetzt ward der kleine Kain, der in Juwelen große Geschäfte machte, auf das Schlachtschwert aufmerksam. Noch ehe es an die Reihe gekommen, hatte er sich dasselbe dreimal zum Besehen geben lassen; er ließ sich es zum viertenmale reichen, und rief während der prüfenden Besichtigung „noch einen Thaler."

Der Jude, die Trödlerin und das schöne Mädchen, eins bot immer hitziger als das andere, und die Umstehenden ergötzten sich an dem

lebhaften Wettgebot. Das Mädchen ward immer ängstlicher, ließ noch einmal den Bestand seiner geschmackvollen Börse durch die zarten Finger laufen, ward, wahrscheinlich weil diese kein höheres Gebot erlaubte, verlegen und im ganzen Gesichte roth und schwieg.

Die Trödelfrau und Kain behielten sonach allein das Feld, allein ein frisches „noch zehn Thaler" das aus einem Winkel des Saales erscholl, brachte neues Leben in die Versteigerung. Ein junger hübscher Mann war es, der in die Schranken trat; Kain besah zum fünftenmale das Schwert und bot immer höher; die Trödelhexe ließ nicht locker; der junge Mann rief jedesmal „noch zehn Thaler" und so ging durch Speculation von Seiten des Juden, durch Auctionswuth von Seiten der Knöchernen, und durch die Dazwischenkunft des Unberufenen, das alte Ritterschwert, das Letzterer noch gar nicht einmal recht in Augenschein genommen hatte, in Zeit von wenigen Minuten, bis auf dreihundert Thaler hinauf.

Der junge Mann hatte das letzte Gebot; „Drei hundert Thaler" schrie der Ausmiemer mit seinem kräftigen Bierbaß, „zum ersten, zum zweiten und — drittenmale."

Der Hammer fiel.

Das Mädchen erbleichte. Es wendete sich rasch, damit Niemand die Thränen sehe, die ihm in die Augen getreten waren, und eilte aus dem Auctionssaale hinaus.

Der junge Mann zahlte den Betrag in Golde, nahm den erstandenen Schatz, zog das Schwert ohne viel auf die Steine und den Beschlag zu achten, und freute sich in diesem eine damascirte Solinger Klinge von Peter Simmelpuß zu finden.

„Wenn sie ächt ist" meinte ein Daneben-stehender, „muß man damit in Eisen hauen können, wie in Butter," und der kräftige junge Mann hieb, statt der Antwort, einen Nagel von einer alten Kiste herunter, ohne in der Schärfe eine Scharte zu verspüren.

„Die hat den Türkenkrieg mitgemacht," sagte er halblaut vor sich hin, und als einer fragte, woran er das sähe, zeigte er die Inschrift auf der Klinge: „Zu uns komme Dein Reich" und erzählte, daß Peter Simmelpuß der Solinger, dieß auf alle Klingen damascirt habe, die in seiner Werkstatt, zum Streite gegen die Muselmänner, gefertiget worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Thé dansant.

Kann mir niemand sagen, ob Thé dansant — zu Deutsch: Thee mit Tanz — ächtes Französisch, oder ob es, mit Verletzung der Sprachähnlichkeit, der Wortfügung der englischen Sprache nachgebildet worden ist?

Mir ist schon vor mehr als zwanzig Jahren folgender Ursprung des Thé dansant erzählt worden:

Ein französischer Düc, den man schon nach dem damaligen Sprachgebrauche durch Herzog übersetzen konnte und mußte, weil er ein Mitglied eines der ältesten und mächtigsten regierenden Häuser in Europa war, und der jährlich sechszehn Millionen Livres Einkünfte hatte, machte zu seinem Vergnügen eine Reise nach London, und kam völlig anglisirt nach Paris zurück. Er ließ über seinen Marstall die Aufschrift setzen: „Honny soit qui mal y panse!" — und alle Tagesblätter, sowohl der Hauptstadt, als der Provinzen, hatten damals auf jeder Seite, ja auf jeder Seitenspalte, wenigstens Einmal das Wort Anglomanie.

*

Auf einem der großen Ströme von Nord-Amerika — ich glaube, auf dem Lorenz-Strome — gab es vor funfzig Jahren eine Insel, die von der ungeheuern Menge von Klapperschlangen, von denen sie bewohnt wurde, die Klapperschlangen-Insel hieß. Einst kam in einem fürchterlichen Sturme ein Kauffahrtheischiff, das Sauen geladen hatte, bis an diese Insel. Um sich zu retten, mußte man das Fahrzeug erlöschen. Die Sauen wurden ausgesetzt, und man entging glücklich dem Schiffbruche. Nach einiger Zeit wollte man verstohlen nachsehen, ob die Klapperschlangen von den armen Thieren etwas übrig gelassen hätten. Aber die armen Thiere hatten sehr wenig von den Klapperschlangen übrig gelassen. Die Sauen befanden sich frisch und munter, und waren speckfett geworden. So etwas mag freilich nur dem Borstenviehe begegnen!

Zwei solche Klapperschlangen-Inseln waren damals Figaro's Hochzeit und der Prinz Tarare — zu Deutsch: Papelpapel — von Beaumarchais. Zwei bis drei geschriebene Erläuterungen (Commentaires) darüber, die damals, freilich nur in die vertrautesten Hände, gekommen, und längst verschwunden sind, und immer noch auf drei Menschenalter verschwunden bleiben mögen, deuteten recht umständlich die Skorpionen, Vipern und Brillenschlangen an, die nicht blos hie und da, sondern fast in allen Zeilen versteckt lagen.

Eine ganz unschuldige Hausunke, mit der allenfalls ein zweijähriges Kind aus ebendemselben Näpfchen Milch essen kann, ist in Figaro's Hochzeit — gegen jenes Ungeziefer gerechnet — Figaro's Behauptung, daß keine Sprache in der Welt so leicht sey, als die englische, weil sie aus dem einzigen Worte, God dam! bestehe. Unser Duc hatte nämlich von der englischen Sprache weiter nichts mitgebracht, und sprach dennoch manche Tage nichts als Englisch. — Und ebenderselbe soll bei seiner Ankunft nach Frankreich den Thé dansant an Bord gehabt haben.

Um jene Zeit lebte in einer großen deutschen Residenz eine schöne junge Gräfin, welche die Liebe zur Geselligkeit mit ihrem sehr reichen Gemahl theilte. Sie gab sehr fleißig Feste, und ihre Feste waren nicht blos glänzend, sondern auch gut angeordnet.

Sechs bis sieben Meilen von der Residenz saß auf seiner Hufe, wie er sich selbst auszudrükken pflegte, der Kammerherr von N., ihr einziger und älterer Bruder, für den sie viel Liebe und Hochachtung hatte, und der bei einem Alter von sechs und dreißig Jahren, über die Wahl einer Gattin noch immer nicht mit sich einig geworden war. Er verwaltete seine Güter selbst, war der Schiedsrichter seiner Unterthanen, brachte oft halbe, ja ganze Tage in seinem Büchersaale zu, sah seine Nachbarn ringsumher gern bei sich, und war wieder von ihnen gern gesehen. Dennoch sagte man ihm dann und wann ganz treuherzig ins Gesicht, daß er ein dreifacher, ja wohl gar ein neunfacher und zwölffacher Bösewicht wäre.

Eines Abends, im späten Herbste, erschien bei ihm ein reitender Bote, und dieser übergab eine französische Einladungs-Karte zum Thé dansant bei der Gräfin. Es war der erste Thé dansant, der vielleicht in ganz Deutschland gegeben wurde; aber von der Sache selbst hatte der Kammerherr schon recht gute Kunde. Er schrieb seiner Schwester auf Italienisch zurück, er bedauerte unendlich, daß er sich das Vergnügen versagen müßte, ihrem Thé dansant, der vermuthlich durch Elektricität bewirkt würde, mit zuzusehen, weil er wegen einer heftigen Verkäl-

tung, die er sich bei der großen Fischerei zugezogen hätte, vom Arzte mit Stuben-Verhaft belegt wäre.

Nach den Weihnachtsfeiertagen kam abermals ein reitender Bote; aber die Einladungs-Karte war durchaus englisch, und meisterhaft in Kupfer gestochen. Die Gräfin war wiederum die erste. — Er antwortete ihr in englischer Sprache — sie verstand von dieser Sprache, außer den Wörtern, Mylord und Mylady, wohl nichts weiter — der Corregidor von O., der durch die Gegend kommen wollte, hätte sich gerade auf den von ihr bestimmten Tag angesagt, und er selbst habe bereits den benachbarten Grand-Baillt von S. und den Podesta von F. zur Gesellschaft eingeladen.

Endlich kam, kurz vor Fastnachten, ein dritter reitender Bote! die Karte war durchaus Deutsch! die Einladung zu Thee mit Tanz! — „Ich komme! ich komme!" war die Antwort. Der Kammerherr kam wirklich, bekam zum Willkommen einen Trotzkopf, ein Paar Backenstreiche und ein Dutzend herzliche Küsse. Er war heiter und unterhaltend, neckte sich mit allen Bekannten, nahm Theil am Tanze, verschwand Eine Stunde vor Mitternacht, und schlief Eine Stunde nach Mitternacht schon ruhig in seinem Nachtquartiere, eine halbe Meile weit von der Residenz.

Leibliche Töchter des Thé dansant sind höchst wahrscheinlich die Assemblées dansantes, zu Deutsch: Tanz-Vereine. Ob die Académie françoise ihnen, wenigstens in den vorigen Zeiten, einen Geleits-Brief gegeben hätte, steht dahin. Sie erkannte ehedem nur solche Gesellschaften, die eben jetzt im Tanze begriffen waren, für Assemblées dansantes an. — Und es giebt nur eine einzige tanzende Gesellschaft, die Tag und Nacht, und unausgesetzt, und für und für tanzt und schwebt und walzt. Es ist der unermeßliche tanzende Verein, auf dessen Belauschung die Herschel, die Schröter, die Bode ihre Lebenstage verwendet haben, und die unser Olbers noch täglich belauscht. Die nächsten Mitglieder dieser Gesellschaft necken sich sichtlich und aufhörlich, und es läßt sich denken, daß diejenigen, die in einer Entfernung von viermal hundert tausend Billionen deutscher Meilen walzen, auch nicht unschuldig sind. Ja, der Geist des Menschen ist in den letztern Jahren mit einem Scharfsinne, der zur tiefsten Bewunderung auffordert, so weit in die verborgensten Geheimnisse dieser Neckereien eingedrungen, daß er Ort und Zeit der Neckerei mit dem Stabe in der rechten, und mit der Sekunden-Uhr in der linken Hand anzudeuten im Stande ist.

Jene ehrliche Großmutter sagte einst halb lustig, halb verdrüßlich zu ihren Enkelinnen: „Ih, das ganze Tanzen ist weiter nichts, als ein beständiges Necken. Ich weiß es ganz gewiß." Die gute Großmutter hatte Recht. Man sieht, daß sich selbst der große tanzende Verein neckt; ja, hört er einmal auf, sich zu necken, so sind wir allesamt verloren.

Aphorismen.

Der Christ hat seinen Tempel überall! Er tritt hinaus unter den gestirnten Himmel, und der Abendwinde Hauch rührt das Saitenspiel in seiner Brust, daß es überwallt in feurige Lieder zum Lobe des Weltenmeisters. Die Bergsäulen sind seine Altäre; und seines Gottes Angesicht strahlt ihm wieder in der aufgehenden Frühsonne. Der Herbststurm — wenn er über die nackte Halde fährt, predigt ihm das Evangelium der Buße; und wenn der Ostermorgen die Erde

Auf einem der großen Ströme von Nord-Amerika — ich glaube, auf dem Lorenz-Strome — gab es vor funfzig Jahren eine Insel, die von der ungeheuern Menge von Klapperschlangen, von denen sie bewohnt wurde, die Klapperschlangen-Insel hieß. Einst kam in einem fürchterlichen Sturme ein Kauffahrtheischiff, das Sauen geladen hatte, bis an diese Insel. Um sich zu retten, mußte man das Fahrzeug erlöschen. Die Sauen wurden ausgesetzt, und man entging glücklich dem Schiffbruche. Nach einiger Zeit wollte man verstohlen nachsehen, ob die Klapperschlangen von den armen Thieren etwas übrig gelassen hätten. Aber die armen Thiere hatten sehr wenig von den Klapperschlangen übrig gelassen. Die Sauen befanden sich frisch und munter, und waren speckfett geworden. So etwas mag freilich nur dem Borstenviehe begegnen!

Zwei solche Klapperschlangen-Inseln waren damals Figaro's Hochzeit und der Prinz Tarare — zu Deutsch: Papelpapel — von Beaumarchais. Zwei bis drei geschriebene Erläuterungen (Commentaires) darüber, die damals, freilich nur in die vertrautesten Hände, gekommen, und längst verschwunden sind, und immer noch auf drei Menschenalter verschwunden bleiben mögen, deuteten recht umständlich die Skorpionen, Vipern und Brillenschlangen an, die nicht blos hie und da, sondern fast in allen Zeilen versteckt lagen.

Eine ganz unschuldige Hausunke, mit der allenfalls ein zweijähriges Kind aus ebendemselben Näpfchen Milch essen kann, ist in Figaro's Hochzeit — gegen jenes Ungeziefer gerechnet — Figaro's Behauptung, daß keine Sprache in der Welt so leicht sey, als die englische, weil sie aus dem einzigen Worte, God dam! bestehe. Unser Duc hatte nämlich von der englischen Sprache weiter nichts mitgebracht, und sprach dennoch manche Tage nichts als Englisch. — Und ebenderselbe soll bei seiner Ankunft nach Frankreich den Thé dansant an Bord gehabt haben.

Um jene Zeit lebte in einer großen deutschen Residenz eine schöne junge Gräfin, welche die Liebe zur Geselligkeit mit ihrem sehr reichen Gemahl theilte. Sie gab sehr fleißig Feste, und ihre Feste waren nicht blos glänzend, sondern auch gut angeordnet.

Sechs bis sieben Meilen von der Residenz saß auf seiner Hufe, wie er sich selbst auszudrükken pflegte, der Kammerherr von N., ihr einziger und älterer Bruder, für den sie viel Liebe und Hochachtung hatte, und der bei einem Alter von sechs und dreißig Jahren, über die Wahl einer Gattin noch immer nicht mit sich einig geworden war. Er verwaltete seine Güter selbst, war der Schiedsrichter seiner Unterthanen, brachte oft halbe, ja ganze Tage in seinem Büchersaale zu, sah seine Nachbarn ringsumher gern bei sich, und war wieder von ihnen gern gesehen. Dennoch sagte man ihm dann und wann ganz treuherzig ins Gesicht, daß er ein dreifacher, ja wohl gar ein neunfacher und zwölffacher Böswicht wäre.

Eines Abends, im späten Herbste, erschien bei ihm ein reitender Bote, und dieser übergab eine französische Einladungs-Karte zum Thé dansant bei der Gräfin. Es war der erste Thé dansant, der vielleicht in ganz Deutschland gegeben wurde; aber von der Sache selbst hatte der Kammerherr schon recht gute Kunde. Er schrieb seiner Schwester auf Italienisch zurück, er bedauerte unendlich, daß er sich das Vergnügen versagen müßte, ihrem Thé dansant, der vermuthlich durch Elektricität bewirkt würde, mit zuzusehen, weil er wegen einer heftigen Verkäl-

tung, die er sich bei der großen Fischerei zugezogen hätte, vom Arzte mit Stuben-Verhaft belegt wäre.

Nach den Weihnachtsfeiertagen kam abermals ein reitender Bote; aber die Einladungs-Karte war durchaus englisch, und meisterhaft in Kupfer gestochen. Die Gräfin war wiederum die erste. — Er antwortete ihr in englischer Sprache — sie verstand von dieser Sprache, außer den Wörtern, Mylord und Mylady, wohl nichts weiter — der Corregidor von O., der durch die Gegend kommen wollte, hätte sich gerade auf den von ihr bestimmten Tag angesagt, und er selbst habe bereits den benachbarten Grand-Baili von S. und den Podesta von F. zur Gesellschaft eingeladen.

Endlich kam, kurz vor Fastnachten, ein dritter reitender Bote! die Karte war durchaus Deutsch! die Einladung zu Thee mit Tanz! — „Ich komme! ich komme!" war die Antwort. Der Kammerherr kam wirklich, bekam zum Willkommen einen Trotzkopf, ein Paar Backenstreiche und ein Dutzend herzliche Küsse. Er war heiter und unterhaltend, neckte sich mit allen Bekannten, nahm Theil am Tanze, verschwand Eine Stunde vor Mitternacht, und schlief Eine Stunde nach Mitternacht schon ruhig in seinem Nachtquartiere, eine halbe Meile weit von der Residenz.

Leibliche Töchter des Thé dansant sind höchst wahrscheinlich die Assemblées dansantes, zu Deutsch: Tanz-Vereine. Ob die Académie françoise ihnen, wenigstens in den vorigen Zeiten, einen Geleits-Brief gegeben hätte, steht dahin. Sie erkannte ehedem nur solche Gesellschaften, die eben jetzt im Tanze begriffen waren, für Assemblées dansantes an. — Und es giebt nur eine einzige tanzende Gesellschaft, die Tag und Nacht, und unausgesetzt, und für und für tanzt und schwebt und walzt. Es ist der unermeßliche tanzende Verein, auf dessen Belauschung die Herschel, die Schröter, die Bode ihre Lebenstage verwendet haben, und die unser Olbers noch täglich belauscht. Die nächsten Mitglieder dieser Gesellschaft necken sich sichtlich und aufhörlich, und es läßt sich denken, daß diejenigen, die in einer Entfernung von viermal hundert tausend Billionen deutscher Meilen walzen, auch nicht unschuldig sind. Ja, der Geist des Menschen ist in den letztern Jahren mit einem Scharfsinne, der zur tiefsten Bewunderung auffordert, so weit in die verborgensten Geheimnisse dieser Neckereien eingedrungen, daß er Ort und Zeit der Neckerei mit dem Stabe in der rechten, und mit der Sekunden-Uhr in der linken Hand anzudeuten im Stande ist.

Jene ehrliche Großmutter sagte einst halb lustig, halb verdrüßlich zu ihren Enkelinnen: „Ih, das ganze Tanzen ist weiter nichts, als ein beständiges Necken. Ich weiß es ganz gewiß." Die gute Großmutter hatte Recht. Man sieht, daß sich selbst der große tanzende Verein neckt; ja, hört er einmal auf, sich zu necken, so sind wir allesamt verloren.

Aphorismen.

Der Christ hat seinen Tempel überall! Er tritt hinaus unter den gestirnten Himmel, und der Abendwinde Hauch rührt das Saitenspiel in seiner Brust, daß es überwallt in feurige Lieder zum Lobe des Weltenmeisters. Die Bergsäulen sind seine Altäre; und seines Gottes Angesicht strahlt ihm wieder in der aufgehenden Frühsonne. Der Herbststurm — wenn er über die nackte Haide fährt, predigt ihm das Evangelium der Buße; und wenn der Ostermorgen die Erde

neu mit Blumen bekleidet, so zieht die himmlische Versöhnung wieder in sein Herz ein. —

Sterben ist leicht! Ein Augenblick, und es ist vollbracht. Aber Leben heißt die große Kunst, die wir in einem Jahrhundert nicht auslernen. —

Stammbücher sind Selbstbiographien in Hieroglyphen. Nur der versteht ihren Inhalt, dem die Blätter angehören. Jede Seite ist für ihn ein Monument verrauschter Freuden und Leiden. —

Gelüstet Dich's nach Ruhm? frage die Bären des Nordpols, wie sie's machen! Begehr'st Du Liebe? geh' zu den Schlangen hin und lerne! Willst Du allein seyn? werde Mensch und tritt unter die Menschen! —

Einige Gedanken aus Ludovicus Vives.

(Aus dem Lateinischen.)

Uebermuth und anmaßliches Ansehen erträgt kein freies Herz, und wollte es auch der Ruhmvollste und Verdienstreichste ausüben.

Einzig frei ist der, der nur begehrt, was in seiner Macht steht, ein Sklave, der Unmögliches ertrotzen will.

Scheinst Du gelehrt zu seyn, gieb Dir dann auch Mühe es in der That zu seyn!

Ein jeder gewöhne sich von zarter Jugend an daran, von allen Dingen die wahren Meinungen zu haben, die zugleich mit dem Alter jung bleiben.

Trotze dem Schicksal nicht; ihm trotzen, heißt, sich selbst muthwillig zerstören, am Felsen seinen Kopf zerschellen!

Das Laster lockt. Hast Du einmal aus seinem Becher getrunken, es steht Dich mit Macht, daß Du ihn wieder leerest!

Welcher Unterschied ist im Schlummer und in der Einsamkeit zwischen dem größten König und niedrigsten Diener? Keiner!

---

* Vortheilhafte Erinnerung.

Sehr vortheilhaft ist es gewiß für einen jeden, welcher Zimmer oder sonstige Haus-Räumte zu vermiethen hat; solches an den Fenstern bemerkbar zu machen. Denn mancher würde auf solche Art seinen Zweck erreichen, ohne Umstände sich die Gegend wählen können, wo man zu seyn wünscht. Zumal ist es bei Fremden sehr anwendbar, die oft sagen: in dieser oder jener Straße mögte ich wohl wohnen, wüßte man nur wo? Beiden Theilen ist also damit gedient; daher es zu wünschen, daß dieser in andern großen Städten allgemeiner Gebrauch, auch hier allgemein eingeführt würde. —

* Beantwortung der Anfrage und Bitte in Nro. 63 des Bürgerfreundes.

Die in Nro. 63. des Bürgerfreundes eingerückte Fortsetzung des schönen Götheschen Liedes: „Freudvoll und leidvoll" hat den am 10ten Februar 1807 verstorbenen Ober-Appellations-Rath Georg Ernst von Büling zu Celle zum Verfaßer. N.

Correspondenz-Nachrichten.

Aachen, den 15ten Juli.

(Beschluß.)

Es ist Kunst, bei dieser außerordentlichen Volksmenge Ordnung und Ruhe zu behaupten. Doch herrscht sie im Allgemeinen. Alle Behörden der Stadt tragen das Ihrige dazu bei, und der Herr Oberburgermeister hat mit den Consuln des alten Roms den Auftrag: Ego consul videam, ne quid respublica detrimenti capiat. Indessen kann er unmöglich allen Prellereien und Unglücksfällen zuvorkommen. Am vorigen Sonntag wurde ein Kind von 8 Jahren todt gedrückt. Der Vater schrie um Hülfe; aber umsonst war alle Anstrengung zur Rettung. Man brachte das Kind an die Heiligthümer, um es ins Leben zurückzurufen, aber es blieb todt. Die Beutelschneider machten es es an eben dem vorigen Sonntag zu arg. Sie stahlen Schnupftücher, Uhren, Ringe und Ohrgehänge; Geld aus den Beuteln, Schnallen von den Schuhen wußten sie im Gedränge sich zuzueignen.

Für den Beobachter ist es interessant, die Urtheile der verschiedenen Nationen und Confessionen über diese Heiligthümer zu vernehmen. Während der Feierlichkeit beweiset jeder Achtung gegen das, was dem Volke heilig ist. Aber an den tables d'hote, auf Spaziergängen und in Gesellschaften, auf den Märkten und in den Boutiquen urtheilt man. Der Portugiese, Spanier, Italiener und der ganze plebs plebejorum haben nicht den mindesten Zweifel. Der Protestant protestirt seinem Wesen nach dagegen. Aber man weiset ihn auf einen der gelehrtesten und tiefdenkendsten Historiker, auf Bousset, der in seinem Discours sur l'histoire universelle p. 102 sagt: „Mais Constantin deshonoré par la malice de sa femme, reçut en même tems beaucoup d'honneur par la pieté de sa mère. Elle decouvrit dans les ruines de l'ancienne Jerusalem la vraie croix, feconde en miracles etc. Vergebens sind nun alle Einwendungen, die von der physischen und historischen Revolution in Jerusalem, von der Unmöglichkeit, nach 325 Jahren das Kreuz wiederzufinden; von dem Unsinn, Hemd, Kleider ꝛc. aufzusuchen und von tausend andern Widersprüchen hergenommen werden. Dessen ungeachtet behauptet der Holländer nach seinem Heidelbergischen Katechismus, daß so etwas Abgötterei und abergläubische Satzungen seyen. Der Franzos macht es am kürzesten, sprechend: ce n'est pas grand chose. Der Engländer meint, es sey ein Handlungszweig. Die Deutschen, die nicht zum großen Haufen gehören, urtheilen Jeder nach der Schule, zu der er eben sich hält. Die Schleiermacher wollen gern Opfer und Priesterthum wieder herstellen, und meinen, so etwas sey doch Nahrung für das religiöse Gefühl; die Kantianer behaupten geradezu, die menschliche Vernunft vermöge nichts im Gebiet der Heiligthümer; die Fichteaner nennen unser Zeitalter das der vollendeten Sündhaftigkeit; man müsse, meinen sie, alles benutzen, um die Idee ins Leben zu rufen; der Verstand, der Alles erklären und mit Händen greifen wolle, habe hier gar keine Stimme; die Schellingianer halten die Heiligthümer nicht für das Stehende, sondern für das Fließende in der Religion; es komme hier, sagen sie, auf die Totalität und Identität des Effekts an; auch so etwas müsse, wie die ganze Natur, vergeistigt und vergöttert werden.

Merkwürdig ist ein Urtheil, daß die Stadt-Aachner Zeitung unter dem 11. Juli enthielt. Es lautet also: „Gestern war der erste Tag, an welchem die hier aufbewahrten Heiligthümer der Verehrung der Gläubigen vorgezeigt wurden. Diese feierlichen Epochen sind zugleich Veranlassungen, bei welchen die Menschen wieder sich nähern, die durch das persönliche Interesse, den Götzen des Tages, nur zu sehr getrennt wurden. Solche Epochen sind, abgesehen von ihrem religiösen Zweck, Leuchtthürme, die aus der Nacht der Vergessenheit hervorragen. Selbst der Philosoph, je aufgeklärter er ist, desto ehrwürdiger erscheint ihm das kindliche Vertrauen des Volks, das seine religiösen Gefühle an diesen von seinen Vorfahren ihm treu aufbewahrten Reliquien stärkt und erweitert. Will der sogenannte Starke das nicht daran finden, was dem großen Haufen heilig ist, so muß ihn doch der Gedanke erheben, daß diese Schätze der Vorzeit historische Zeugen jener folgenreichen Begebenheit sind, durch welche ein Theil des deutschen Volks aus dem Heidenthum zum Christenthum übertrat, wodurch alle Aufklärung und also auch die Philosophie bei uns Wurzel faßte. Möge der Geist der Versöhnung und der Bruderliebe uns Alle beseelen, damit das zweifach starke Band der religiösen und politischen Eintracht uns umschlinge und die zum Gemeinsinn so nothwendige National-Einheit endlich begründet werden könne." Wer so etwas nicht Galimathias nennt, der hat schwerlich einen Begriff von diesem Worte!

So glänzend diese Feierlichkeit die Stadt Aachen macht, so ist es doch nur der Anfang des Glanzes, der über ihr aufgeht. Der Souveraine-Kongreß wird unmittelbar auf die Heiligthumsfahrt folgen. So war es auch im Jahr der französischen Republik. Napoleon kam damals mit seiner ersten Gemahlinn Josephine unmittelbar nach der Feierlichkeit der Heiligthümer nach Aachen. Wichtige und wohlthätige Stiftungen machte die fromme Kaiserinn, und nach ihrem Namen wurden die wohlthätigen Stiftungen genannt, die jetzt sammt dem Bienenkleide in die Nacht der Vergessenheit gesunken sind.

Die außerordentlichsten Anstalten zum Kongreß sind schon im Werden. Der österreichische Gesandte hat erklärt, sein Herr werde mit allem Glanze eines deutschen Kaisers erscheinen. Er steht wirklich in Unterhandlung mit einem Kaufmann Schlösser, dessen großes schönes Haus er zu miethen sucht. Der russische Gesandte ist in Unterhandlung mit einem Stephani, der 16,000 Fr. Miethe für sein Haus verlangt. Ob der russische Kaiser dieses Haus, oder das Schloß Kalkofen miethen wird ist noch unentschie-

den. Gewiß ist, daß der König von Preußen daß Offermann'sche Haus auf dem Kapuziner-Graben beziehen wird. Der spanische Gesandte suchte ebenfalls ein Logis für seinen Herrn; aber seitdem dieser vom Kongreß abgewiesen ist, spricht man nicht mehr davon. Andere Gesandten bewerben sich ebenfalls um Logis für ihre Herren. Die prächtigsten Häuser werden gesucht. Der Kongreß der Souveraine wird sicher den Glanz der Stadt ausnehmend erhöhen. Die vollendeten Verschönerungen, so wie die neuangelegten, sind überraschend für einen jeden, der nur eine kurze Zeit aus der Stadt abwesend war. Man eilt, zur Ankunft der Großen Alles auf das vollkommenste in Stand zu setzen.

Auf dem Theater macht Hr. Eßlair große Sensation. Er hat verschiedene Gastrollen unter allgemeinem Beifallklatschen gegeben. Er trat in der Schuld als Graf Hugo auf, wo man seine reine Sprache, seine schöne Diction und natürliche Gestikulation bewunderte. In Dienstpflicht hatte er als Kriegsrath Dallner eine minder glänzende Rolle, als in der Schuld; sein schlichtes Aeußere schien anfangs sein Talent zu verdecken, aber bald brach die innere Kraft und die Kunstgewandheit hervor, und rauschende Beifalls-Bezeugungen empfingen und begleiteten den dramatischen Künstler bei seinem Erscheinen und Abtreten. Wallensteins Tod wurde zum Benefiz des Herrn Eßlair gegeben, wo er den Grafen Wallenstein machte. Das Haus war so besetzt, daß kein Platz mehr zu bekommen war. Man ließ den Talenten des Hrn. Eßlair Gerechtigkeit widerfahren, und gab dem Dichter die Schuld, daß das Stück nicht den gehofften Effekt machte. Aber die Aachener sollten bedenken, daß ihre Bühne sich für dergleichen Stücke schlechterdings nicht schickt. Sie ist viel zu klein, und was man auch von den darin getroffenen glücklichen Veränderungen sagen mag, mir kommt es vor, als wenn das Haus dadurch ganz verhunzt wäre. Es ist, wie ein Krebs mit ausgebreiteten Scheeren gebildet. Jede Veränderung an diesem Hause ist Thorheit. Es muß abgerissen und ganz neu aufgebaut werden, wenn dergleichen Stücke gelingen sollen.

Der Buchhandel und die Pressen beschäftigen sich mit Verkauf und Drucken solcher Schriften, die sich auf die Heiligthümer beziehen. Die Geschichte dieser Reliquien; die Wunderkuren, die sie verrichteten; die Gebete, die vor, während und nach dem Zeigen der Reliquien gebetet werden müssen, findet man auf allen Märkten, an allen Ecken der Straßen und auf dem Rücken der Colporteurs mitten unter der ungeheuren Menschenmasse. Sie werden spottwohlfeil, für 1 oder 2 oder 10 Mark, verkauft. Der Absatz beläuft sich auf einige Tausende. In den Schulen und christlichen Kinderlehren werden sie erklärt, und das Pilgern nach Aachen als ein Dienst Gottes vorgestellt. Die Fruchtbarkeit dieses Jahres ist eine Folge dieser religiösen Handlung. Die Königinn des Himmels sieht mit Wohlgefallen auf die Pilger herab und bittet für sie um die Seligkeit des Himmels und der Erde bei ihrem Sohne. Die Bewohner der vielen Dörfer, die um Aachen herum zerstreut liegen, laufen regelmäßig alle Sonntage nach Aachen, um die großen Reliquien zu beschauen. Wenn um diese Zeit ein Brand in den Dörfern entstünde, so würde es an Händen zum Löschen fehlen. Man spricht davon, daß ein Bischof auch einmal die Reliquien zeigen werde. Dadurch wird die Feierlichkeit erhöht. Dem Bischof allein ist es erlaubt, die Heiligthümer mit bloßen Händen anzufassen. Kein Wunder, daß dadurch der Pomp erhöhet wird!

Charade.

Mein Erstes schwebt, wenn sich Aurora zeiget,
In trüben Säulen, auf des Wassers Flut;
Und, wenn die Sonne sich im Westen neiget,
Ruht's auf der Flur, und kühlt des Tages Glut.

Du findest es, wo sich zwei Heere schlagen,
Wie wo der Kaiser seine Tafel hält;
Und in der Vorzeit fabelreichen Tagen,
Stieg's oft versöhnend auf zum Sterngezelt.

O, trüge mich, geführt von Charons Händen,
Das Zweite sanft, an Lethe's Zauberstrand;
So, mit der Hoffnung grüngeschmückten Wänden,
Wie ich das Ganze, hocherstaunend, fand!

Das Ganze? — Wenig schwer ist's ja zu fassen
Wohl schwerer war's für den, der es erfand;
Zwei Elemente die sich ewig hassen,
Vereinte hier des Menschen kühne Hand,

Und zwängte sie in eine schöne Hülle,
Wo sie den furchtbar wilden Kampf bestehn;
Ein Fingerdruck gebeut die tiefste Stille,
Ein Fingerdruck heißt sie zum Kampfe gehn.

Sanft hat das Ganze Dich mit mir getragen
Wir sah'n die Ufer uns zur Seite flieh'n,
Da wagte ich's, mir leis' den Wunsch zu sagen;
An Deiner Hand, durchs Leben so zu zieh'n.

D . . v . t.

Auflösung der Räthsel und Charaden in Nro. 64.

28. Julius.
29. Schaar-Abe!

№ 66.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 16. August 1818.

Nachtgedanken.

Düstrer wird's, die Sonne sinkt in Westen
Sanft hinab, in Thetis reine Fluth;
Säuselnd spielt der Zephyr in den Aesten,
Und verscheucht des Tages heiße Gluth.
Heller Wolken liebliche Gebilde
Seh' ich dort am Horizonte ziehn,
Alles schweigt, — nur durch des Abends Milde,
Wirbelt Philomele Elegie'n

Lebe wohl, des Tages letztes Glühen!
Deiner düstern Schwester harr ich hier,
Wenn gleich keine Rosen ihr entblühen,
Stille Lotuskränze reicht sie mir.
Nimmer dürft ihr liebend euch umfangen,
Scheidend sah euch ewig nur die Flur,
Und des Abschieds stille Thränen hangen
An den Gräsern eurer leisen Spur.

Warum hass't man deine dunkle Hülle,
Nenn't Dich, Nacht, des Menschen argen Feind?
Warum flieht man deine sanfte Stille,
Und das Diadem, das dich umscheint? —
Tausend Stimmen, die am Morgen schallen,
Schweigen, wenn die Abendröthe nah't,
Wenn die nächtlich, trüben Schleier wallen;
Und verlassen ruht der öde Pfad.

Zwar das Böse ist dir angetrauet,
Manchen Frevel hüll't dein dichter Flor,
Wenn dein Schatten durch die Thäler grauet,
Tritt das Laster ohne Scheu hervor:
Wollust athmet ihre gift'gen Hauche,
Schwelger feiern ein bachantisch Mahl;
Aus dem dichtbelaubten Rosenstrauche
Zuckt des Mörders blutbefleckter Stahl.

Sey's! — mir bringst du stillen Herzensfrieden,
Frohe Ahndung dringt in meine Brust,
Und mein Blick enteilt der Welt hienieden,
Weil't an deinem Dom mit hoher Lust.
Mich ergreift des Höchsten heil'ger Schauer,
Mein Gedanke wird ein still Gebet:
Deine Flammenkränze sind von Dauer,
Und kein Leben ist, das untergeht!

Hoffnung schöpf' ich aus dem Sonnenmeere,
Sphärentöne dringen zu mir her,
Flüstern leise: Mensch, kein Zweifel störe
Das Gebäude deines Glaubens mehr.
So soll mich die Hoffnung dann umglänzen,
Wie der Arctur, der uns nie entweicht;
Schmückt sie mich gleich nicht mit Rosenkränzen;
Ist's ein Lotus doch, den sie mir reicht.

A. D . . v . S.

* Auch an den Kreutz-Zügen haben die Bremer Theil genommen.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Die durch abergläubische, unaufgeklärte Religionsbegriffe, und durch den romanhaften Rittergeist entstandene schwärmerische Stimmung des 11ten Jahrhunderts machte es der Politik der Könige und Fürsten, und der List der Hierarchie leicht, die Völker nach despotischer Willkühr zu leiten. Es bedurfte nur eines Funkens, und die brennbare Materie schlug in volle Flammen aus. Den fanatischen Peter den Einsiedler (Petrus Eremita) hätte man zu andern Zeiten ins Tollhaus gesperrt. Damals aber war er ein brauchbares Werkzeug in den Händen der Grossen. Er durfte ungehindert, wohin er kam, die Leiden der Pilger beim heiligen Grabe mit allen Uebertreibungen einer erhitzten Einbildungskraft erzählen und als ein kriegerischer Apostel das Kreutz predigen. Der Pabst ergriff mit Freuden diese Gelegenheit zur Erweiterung seiner geistlichen Macht und die weltlichen Monarchen lockten die Angesehensten in ihren Reichen durch ein Spielwerk der Phantasie nach entfernte Länder, um inzwischen ihre Güter durch wohlfeilen Kauf, oder nach den Gesetzen des Lehnsystems zu erwerben, und von ihrer Aufsicht befreit, mit ungebundenen Händen zu herrschen. Sie unterstützten daher die in ihre Pläne passenden Bemühungen Peters, und gaben durch ihre Authorität und durch ihre Versprechungen, womit sie den ehrgeitzigen und eigennützigen Absichten der Völker schmeichelten, der religiösen Schwärmerei einen neuen Zunder. So wird uns das sonst so unbegreifliche Räthsel gelöset, wie es einem fanatischen Mönche gelingen konnte, durch eine von der nüchternen Vernunft bald zu bemerkenden Täuschung der Einbildungskraft, ganz Europa aus der Ruhe aufzustören, und ungeheuere Heere von sechs Millionen Menschen, aus dem Schooß' ihrer Familien und von ihren friedlichen Besitzungen weg, in einen andern Welttheil zu locken, um dort einigen Pilgern den Platz um's heilige Grab zu ungestörten Andachtsübungen zu ebenen.

An diesen Kreutzzügen nahmen unsre treuherzigen Vorfahren auch Theil. Pabst Urban der 2te hatte in den Concilien zu Clermont und zu Tours die Christenheit, zur Erretung des gelobten Landes aus den Händen der Ungläubigen aufgefordert. Jedem Lande ward vorgeschrieben, eine gewisse Anzahl bewaffneter Mannschaft zu stellen und das Stift Bremen und die Herrschaft Oldenburg wurden dabei nicht vergessen. Die Bremer sahen diese großen Zurüstungen in ihrer Nachbarschaft — ihr Ehrgefühl erwachte: Sie wollten, daß auch Bremen in der Geschichte der damaligen Zeit glänzen und seine allgemein gepriesene Frömmigkeit durch Thaten beweisen sollte. Verschiedene der reichsten Rathsherren und Bürger entschlossen sich daher freiwillig, dem Kreutze nach Palästina auf eigene Kosten zu folgen. Sie schlossen sich dem Zuge an, den der tapfre Gottfried von Bouillon im Jahre 1097 in Palästina einführte: Sie erfuhren alle die unglaublichen Gefahren und Beschwerden, womit die mehr schwärmerischen als klugen Krieger kämpfen mußten, ehe es ihnen gelang, Nicäa, Tarsus, Alexandrien, Edessa, Antiochien und endlich Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu winden, und bis darauf im folgenden Jahre 1099 der siegreiche Gottfried zum Könige gewählt ward.

Die Bremer, unter denen nur Gerd Frese und Albert bei der Waage gestorben waren, kehrten mit dem frohlockenden Heere auch in ihre Heimath zurück. Indessen wollten sie doch ihrer Vaterstadt Früchte von ihren Bemühungen

mitbringen. Sie suchten daher bei dem Kaiser Heinrich dem 5ten eine Audienz zu erhalten; berichteten demselben ihre im heiligen Lande zur Ehre des Reichs vollführte Thaten und erbaten sich dafür eine Vermehrung der von Carl dem Großen der Stadt Bremen bereits ertheilten Privelegien.

Der Kaiser soll ihre Verdienste anerkannt und der Stadt Bremen ein wichtiges Privilegium im Jahre 1111 ertheilt haben: Die Aechtheit desselben wird inzwischen von verschiedenen Geschichtsforschern, vorzüglich von Winkelmann in Exequiis Rulandi bezweifelt; von anderen aber, vorzüglich von Goldast in Vindiciis hujus Privilegii vertheidigt: Uebrigens sind unsrer Stadt die Rechte, welche sie aus diesem vom Kaiser Wenzelaus im Jahre 1396 bestätigten Privilegis Henrici Vto genoß, nicht weiter bestritten. Bremen ward dadurch von den Vehmgerichten befreit. — Es erhielt eine unabhängige unbeschränkte Gewalt über den Weserstrom. Es durfte in Rolands Schild, statt des bisherigen Stadt-Wapens den doppelten Kaiserlichen Adler zum Zeichen der Immedietät setzen und den Bürgermeistern und Rathsherren ward der große Vorzug ertheilt, ritterliche Kleidung zu tragen.

Wir finden diese Geschichte in alten plattdeutschen Versen an der Wand auf dem Saale des Rathhauses aufbewahrt.

Das Glück blieb den Christen im gelobten Lande nicht lange günstig: Durch schwärmerischen Muth hatten sie sich den Sieg errungen; allein sie verstanden nicht, durch vernünftige Politik ihn zu sichern. Die wenigen, welche in Palästina zurückgeblieben waren, vermogten nicht, den Türken und Arabern, die von ihrem ersten Schrecken sich erhohlt hatten, auf der Dauer zu widerstehen. Die Helden, welche Tasso's Gedicht besingt, waren schon verschwunden, und eine verderbliche Weichlichkeit hatte sich immer mehr zwischen dem kleinen Haufen der dortigen Christen verbreitet. Der tapfre Araber Atabeck Zengi eroberte im Jahre 1144 Edessa und war im Begriff Antiochien anzugreifen. In dieser Noth mußte der heilige Bernhard von Clairveaux wieder in Europa das Kreutz predigen. Es gelang ihm:

(Der Beschluß folgt.)

Mann und Weib.

Man klage doch ja das Weib nicht an als erste Verführerinn des Mannes! Denn es streitet gegen das natürliche Zartgefühl, daß, durch sich selbst veranlaßt, irgend ein weibliches Wesen aus dem magischen Kreise, welchen Sittsamkeit und Schamgefühl um dasselbe zu ziehen pflegen, keck und frech hervortretend, der rohen Zügellosigkeit sich hingeben sollte! Immer war der Mann der erste Verführer des Weibes! Roh und gefühllos drängte er sich, den schwachen Widerstand überwältigend, in das Heiligthum des Weibes ein, und einmal besiegt, flohen nun Ehr- und Schamgefühl davon, wie Engel, die traurig und schweigend eine sündige Welt verlassen, deren Bewachung ihnen anvertraut war. Denn wo auch nur ein Weib in Schönheit und Anmuth aufblühet, da strecken sich auch lüstern ungeweihte Hände aus!

Ist aber einmal das Weib so tief gesunken, hört es nicht mehr auf den warnenden Ruf des Ehrgefühls; so kann es erst, verworfen und entartet, Verführerinn des Mannes seyn!

Der Glaube an weibliche Tugend, der in Deutschland nie aufhörte, ist eine der wirksamsten Stützen der Sittlichkeit. Sobald dieser aber aufhört, sinkt unaufhaltsam, zuerst der

*

Mann und dann das Weib, in die Arme des ungebundenen Lasters!

Dem herrlichen, großdenkenden deutschen Volke bleibt das unvergeßliche Verdienst, gerecht und billig gegen das Weib von jeher gewesen zu seyn. Mit dem siegenden Schwerdte unserer Väter breitete sich der Ruhm und die Herrlichkeit des Weibes über ganz Europa aus! Denn selbst auch unter Griechen und Römern lebte das Weib in einer Art von Sklaverei — und das soll nicht seyn! Vernunft und Zartgefühl sollen herrschen, nicht des Mannes rohe Faust!

Der Herr Ad. Jul. Th. von Berge hat eine kleine Schrift, unter dem Tittel: Antihymen, Warnungstafeln für alle Männer geschrieben, die sich zum Heirathen versucht fühlen, herausgegeben. Es füllet dieses Büchlein eine Menge, angeblich wahrer Anekdoten, gesammelt von Frauen aus allen Ständen. Gelesen habe ich dies Buch nicht; aber giebt der Titel den Geist desselben richtig an: so muß es eine Aufforderung zur Sittenlosigkeit und zur Verwilderung des menschlichen Geschlechts enthalten. In welchem schmutzigen Winkel der Menschenwelt der Herr von Berge seine Erziehung wohl erhielt, und welch' eine Mutter, welche Schwestern und Freundinnen muß der gehabt haben, der so herabwürdigend von dem herrlichen weiblichen Geschlecht denkt! — Verdient auch der Undankbare es wohl, daß eine Mutter ihn unter ihrem Herzen trug? — Denn stürzen wir das Weib von dem Throne herunter, welchen zuerst die Gottheit und dann unsere Väter ihm errichteten: so sind Sklavinnen und nicht freie Weiber die Mütter unserer Söhne, so versinket die Welt in Rohheit und Wildheit wieder!

Das Schlachtschwert.

(Fortsetzung.)

2.

Selbstbetrachtungen.

Der junge Mann sah sich nach der Lieblichen um, die vorhin auf das Schwert so lebhaft mitgeboten, und schien sich zu ärgern, daß sie, während er die Güte der Klinge erprobt, ihm aus den Augen gekommen war.

Er fragte mehrere der Umstehenden, wer sie gewesen, — aber Niemand kannte sie. Mißmuthig ging er, warf sich in seinen Wagen und fuhr, ohne den Lohnlakey, mit dem er gekommen, davon; dieser erzählte, es sey der Graf Law.

Der Graf ging den ganzen Auftritt zu Hause noch einmal durch, blieb bei dem Bilde der Liebreizenden mit stiller Behaglichkeit stehen, und zürnte mit dem Zufall, mit sich selbst, daß er seinen Zweck verfehlt hatte.

„Nimm dich der Bedrängten an", hatte seine fromme Mutter ihm gesagt, als er das Vaterhaus verließ, um auf Reisen zu gehen. „Hilf, wo du kannst; doch ehe du handelst, frage dein Herz, und wo dieses dir überwallt und bei dem fremden Leiden dir lauter schlägt in der Brust, da lindre die Noth deiner Mitmenschen, und, auch wenn sie dir nicht danken, wird das selige Gefühl, Gutes gethan zu haben, dein Lohn seyn."

Nach seiner Ansicht zählte er jetzt das alles zu den von der Mutter gemeinten Fällen. Bedrängt war die Auctionslustige bestimmt im höchsten Grade gewesen; denn sie hatte in ängstlicher Verlegenheit ihre kleine Casse durchschossen, und war sichtbar roth geworden, als ihr Fonds nicht zureichte, um die Trödelfrau und den steinkundigen Kain zu überbieten. Schon das Oeffent-

liche der Versteigerung schien seinem Zartgefühle für das blöde siebenzehnjährige Mädchen, dem man ansah, daß es in sittsamer Eingezogenheit zu leben gewohnt war, ein Bedrängniß gewesen zu seyn; darum hatte es mit leiser, erpreßter Stimme sein Gebot gethan, darum die Augen niedergeschlagen und sich hier nicht an seinem Platze gefühlt.

Als der Kriegs-Sekretär Lepores die Champagnergläser erstanden, hatte die Arme mit dem Köpfchen geschüttelt; wieder ein Beweis ihres Bedrängnisses! Der leckermäulige Kriegssekretär in Friedenszeiten konnte im Champagnerschaume schwelgen, während sie sich mit Quellwasser begnügen mußte; bestimmt wollte das ihr Kopfschütteln sagen, das der junge Graf jetzt unwillkührlich ihr nachmachte.

Das größte Bedrängniß aber war auf jeden Fall, daß sie das Schwert nicht errungen. Was sie eigentlich damit gewollt, war ihm unerklärlich; aber genug, sie hatte es gewünscht, und den Wunsch aus Armuth unerreicht lassen müssen.

Sein Herz — das hatte er gar nicht Zeit gehabt zu fragen, es hatte ihm ungefragt gesagt, daß er hier etwas thun müsse, um dem bedrängten Mädchen den Glauben an das Schicksal zu retten. Die Mutter hatte vom Ueberwallen des Herzens gesprochen, auch dies war buchstäblich eingetroffen; die jugendliche Gestalt, der braune Ringellocken-Kopf, der Schnee des Halses, die Rosen auf den Wangen, der Purpur auf den Lippen, das Metall in der Stimme, die Engelsmilde im seelevollen großen Auge — sein Herz wallte ihm noch in diesem Augenblick über, als er an alles das dachte.

Auf den heimischen Fluren, in den waldigen Gebirgen seiner väterlichen Grafschaft, hatte er noch kein solch' lieblich schönes Mädchen gesehen, und weiter war er nicht gekommen. Diesem blühenden frischen Gesichtchen ein freundliches Lächeln des Dankes abzugewinnen, hätte ihm namenlose Freude gemacht; jetzt lag das dumme Schwert da, und er sah es an wie der Trinker die leere Flasche, wenn er mit stechendem Kopfschmerz an den gestrigen Rausch denkt.

Statt des gehofften Dankes — was hatte er gewonnen! Natürlich nichts, als die Mißgunst, als den Haß des Mädchens. Er hatte das, wonach die Mittellose umsonst gestrebt hatte, in Händen; daß er im geheimen den edlen Plan gehabt, sie damit zu überraschen, konnte sie gar nicht ahnen. Sie mußte bitterböse auf ihn seyn, und nun hätte er das heillose Schwert in tausend Stücke brechen mögen. Er zog im Unmuthe die Klinge, und erstaunte; denn auf der Kehrseite obengedachter Inschrift, fand er dicht unter dem Griff den Namen seines Ahnherrn, John Law, nnd darüber stand: Edinburg 1689. Seine Familie stammte aus Schottland. „Unbegreiflich!" sagte er laut vor sich hin und besah nun das räthselhafte Schwert von allen Seiten, und konnte nicht ergrübeln, wie dies Eigenthum seiner Familie hieher, wie es in die Versteigerung gekommen, und wie es die Aufmerksamkeit der Unbekannten hatte auf sich ziehen können. So sehr er sich vor einer Minute über sich geärgert hatte, blos um eines freundlichen Blicks von einem hübschen Mädchen willen, für ein altes Schwert 300 Thaler weggegeben zu haben, die, da er um den Dank des Mädchens gekommen, nun so gut wie weggeworfen waren, so sehr war er jetzt über seinen Kauf erfreut; er hätte das Schwert jetzt nicht für tausend Dukaten verkauft. Es sollte ihm noch theurer werden.

Auf jeden Fall, meinte er, sey sein Ahnherr, der zur Zeit der Union seines Vaterlandes mit England (1707) gelebt hatte, unter dem unsterblichen Marlborough, auf dem berühmten Heereszuge in Deutschland mit begriffen gewesen, habe die blutigen Schlachten bei Donauwörth und Höchstädt (1702 und 1704) mitgefochten, und sey hier geblieben oder gefanden worden. Aber wie kam denn der Peter Simmelpuß aus Solingen auf die Klinge seines Ahnherrn? Was hatte diese mit dem Türkenkriege zu thun gehabt?

Er erhielt noch denselben Abend hierüber unerwarteten Aufschluß.

3.

Die Staroſtin.

Bei der jungen Staroſtin Mitmagowska, die seit einigen Monaten ihre sarmatischen Steppen verlassen, und ihren Wohnsitz hier aufgeschlagen hatte, war große Gesellschaft.

Das Haus der eleganten Polin stand jedem Manne vom Range, Bildung und feiner Welt offen, und daher fand sich zu bestimmten Tagen in der Woche ein Kreis von Menschen allerlei Standes, Geschlechts, Glaubens und Alters ein; auch der Graf war bei der Staroſtin eingeführt worden; und da ihn mehrere der Gesellschaft, in der heutigen Auction, auf das alte Schwert, so eifrig mitbieten, und ihn es erstehen gesehen hatten; so sollte er erzählen: was er an der rostigen Waffe vor einen besondern Geschmack gefunden.

Die schöne Sarmatin schien mit Antheil zu hören, daß der junge Fremde sein blankes Gold für das alte Eisen so verschwenderisch weggegeben hatte, und als der Graf bei der Gelegenheit, daß er das Schwert für das ehemalige Eigenthum eines seiner Vorfahren ansehen zu dürfen, behauptete, in die Vorgeschichte seines alten Geschlechts zurückging, stieg er in ihren Augen sichtbar im Preise, denn so liberale Ansichten sie auch im Umgange mit Personen bürgerlicher Abkunft beurkundete, so ging doch aus mehreren ihrer Aeußerungen über Stand und Geburt unverkennbar hervor, daß sie auf die Reinblütigkeit des Adels mit einer Strenge hielt, welche die Gränzen des heutigen Zeitgeistes sehr stark überschritt. Mehrere Emporkömmlinge des Tages, die bei Lazarethverpflegungs-Entreprisen, aus menschenfreundlicher Sorge für die Verwundeten und Kranken durch Einführung der beliebten Hungerkur, und bei Lieferungs-Geschäften, durch die Erfindung optischer Brillen, die sie den Abnahme-Commissarien auf die Nase setzten, unermeßliche Reichthümer zusammengebracht hatten, waren von den Reizen der liebeglühenden Staroſtenwitwe, wohl zuweilen versucht worden, das goldgespickte Herz ihr zu Füßen zu legen, allein, wenn sie auch dem Werthe des gelben Metalls, durch das die Schmachtenden ihren Liebesseufzern Ton und Melodie zu geben, sich auf vielerlei Weise erkühnten, alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ; so konnte doch keiner sich eines Vorzuges vor dem andern rühmen, denn sie alle traf der Vorwurf, daß sie, wie die stolze Staroſtin sich ausdrückte, nicht von Geburt waren.

Ihr seliger Gatte hatte unter Kosciuſko gegen die Russen, unter Jourdan, für Frankreichs Revolution, unter Dombrowski in Neapel, unter Napoleon in Spanien, Rußland und Preußen, gefochten, und an den Grundpfeilern des chinesischen Tempels, unweit der Funkenburg bei Leipzig, sein mit Ruhm und Ehre geschmücktes Leben in der Elster ausgehaucht. Sie selbst stammte von Wladislaw Lokietek, dem

Könige der Crakauer, in gerader Linie her, und hatte ihre polnischen Familiengüter gegen weitläufige Besitzungen vertauscht, die am Liman Aschl, zwischen den Mündungen des Dniesters und Dnepr, unweit Odessa lagen.

Bei ihrer Jugend, ihrer Schönheit und ihrem Vermögen, konnte sie wohl auf die Hand eines der vorzüglichsten jungen Männer der höhern Welt, Anspruch machen, und der Graf Law, der frische, kräftige, junge Mann, schien ihr nicht zu mißfallen.

Zur nähern Bekanntschaft sollte eine Parthie Whist führen; im Spiel, hatte sie den alten Grundsatz, lernt man die Leute am besten kennen; sie bat ihn, nach dem Thee, von ihrer Parthie zu seyn, und nannte ihm die beiden übrigen Personen, welchen diese Ehre zugedacht war.

Er verbeugte sich, von der Auszeichnung der schönen Wirthin geschmeichelt, und ein kleines dürres Männchen, gepudert, die magern Beinröhren in vergelbten seidenen Strümpfen, und den Mumien-Leib in einem stark abgetragenen gestickten Hofkleide, faßte zierlich mit den beiden Fingerspitzen der Rechten den Aermel des Grafen am äußersten Ellenbogenspitzchen, zupfte daran leise, und wisperte dem Grafen, als dieser sich rasch umsah, mit knechtisch freundlichem Blinzeln entgegen, „auf ein Wort, Ew. Hochgräfl. Gnaden.“

Spanische Hof-Etikette, unter Karl II.

Der bestimmten Hofvorschrift gemäß, mußte die Königinn sich im Sommer um 10, im Winter um 9 Uhr zu Bett legen. Karls junge Gemahlinn dachte oft nicht daran, und vergaß die bestimmte Stunde.

Da erschienen ihre Kammerfrauen noch während der Mahlzeit, und nahmen ihr schweigend das Kopfzeug ab, indeß andre sie unter dem Tische entkleideten, und so ward sie denn, ehe sie sichs versah, zu Bett gebracht.

Wenn der König des Nachts in seiner Gemahlinn Schlafzimmer begab, so mußte es vorschriftmäßig in folgendem komischen Aufzuge geschehen: die Schuhe mußten eingetreten seyn, der schwarze Mantel über der Schulter hangen; eine Art von Schild hing an einem Arme; am andern, an einer Schnur ein silbernes Nachtgeschirr. In der einen Hand hielt der König seinen großen spanischen Degen, und in der andern eine Blendlaterne; so musste er, und zwar ganz allein, zur Königinn schleichen!

Die drei Worte der Neuvermählten.

Das erste dem Brautstand sich paarende Wort
Ist der Unschuld Sinn im Gemüthe,
Sie ist der Liebe sicherster Hort,
Der Hausfrau köstlichste Blüthe,
Und wie sich auch Schicksal an Schicksal reiht,
Die Unschuld bewährt sich zur rechten Zeit.

Und der stille Sinn, der emsig bemüht,
Im Hause segnend zu walten,
Aus dem des Hauses Glück erst erblüht,
Sich gleich bleibt bei Neuem und Alten,
Die Häuslichkeit Großes durch Kleines wirkt
Und stetes Glück dem Geliebten verbürgt.

Es werde auch manche Freude zerstört,
Ein Wort noch bleibet der Liebe,
Mit dem sie des Schicksals Zürnen beschwört,
Daß Ruhe dem Herzen doch bliebe:
Der Treue freundlich leuchtendes Licht,
Das die tobende Welle gar leichtlich bricht!

Correspondenz-Nachrichten.

Vom Rhein.

Die schönste Hoffnung muß jetzt den Rheinbewohner erfüllen, wenn er die reichen Fluren seiner Gegend überblickt. — Nicht das Bild der Verwüstung, wie im J. 1816, erblickt er vor sich, sondern das Bild des Segens, der reichsten Spende der Natur! — Damals spendeten viele Gegenden Deutschlands, selbst deutsche Brüder aus Frankreich, reiche Gaben den bei uns Nothleidenden. — Schenkt der Himmel uns in diesem Jahre den durch unsere Fluren jetzt verheißenen Segen, so kann das Rheinland da, wo es Noth thut, einen Theil seiner Schuld zurückzahlen, und hierzu werden des Rheinlandes Bürger gewiß bereit seyn. — In üppiger Fülle stehen die Saaten der Winterfelder, und reich ist die Sommersaat aus dem Schooße des Mutterlandes emporgekeimt. — In den vollen grünen Weiden finden wohlgenährte Rinder die reichste Grasung. Schon die letzte Erndte war günstig, die kommende wird uns, wenn nicht unvorherzusehende Schickungen eintreten, Früchte aller Art im Ueberfluß liefern. Schon jetzt sind die Preise der Lebensbedürfnisse auf einem mäßigen Standpunkt. Die arbeitende Klasse kann keine Noth mehr empfinden. Selbst in dem Nothjahre trug man sich schon mit der Verkündigung, das Jahr 1818 werde ein Jahr des Segens werden. — Möchte es doch ein solches in jeder Hinsicht für unser deutsches Vaterland werden, welches jetzt in seiner wichtigsten Gestaltung begriffen ist! — Trifft unsere Hoffnung ein, dann fülle man doch ja die Vorrathshäuser! — In der Natur wechselt Segen und Strafe, das magere mit dem fetten Jahre. — Der Mensch soll ein guter Haushalter seyn, eben so auch der Staat. — Unsere Vesten können uns ohne Lebensvorräthe nichts nützen, und vom Auslande müssen wir in jeder Hinsicht unabhängig zu seyn streben. — Der Staat verwendet große Summen zur Verbesserung und Anlage fester Plätze; wir sehen, daß er nie gesonnen ist, uns Preis zu geben. Dies muß dankbar anerkannt werden, und der Rheinländer sich gern mit den Waffenübungen, welche die Volksbewaffnung so weise vorschreibt, vertraut zu machen suchen. — Landwehr und Landsturm sind das Palladium unserer Selbstständigkeit und Bürgerfreiheit. — Daß unser Fürst seinem Volke vertraut, beweist diese Einrichtung, mit ihr wird nie eine Soldatendespotie, unstreitig unter den Staatsübeln eines der größten, den Bürgerrechten Hohn sprechen können, Ehre und Freiheit werden geschützt bleiben, und Unabhängigkeit vom Auslande ist bei einer zweckmäßigen Einrichtung der Landwehr und des Landsturms natürliche Folge.

Aus Berlin.

Der Grundstein zu dem neuen Schauspielhause ist am 4. Juli feierlichst gelegt. Der Hr. G. Intendant hielt vor einer glänzenden Versammlung eine kurze, zweckmäßige Rede. Eine zweite, von dem Direktor des Baues, Hrn. Baurath Triest gehalten, war gleichfalls sehr gut, und enthält eine Stelle aus Schillers Glocke; doch bei den Worten: „Von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß!" lächelten viele von der Versammlung; man weiß, wie schwer bei unsern Maurergesellen der Schweiß zum Durchbruche kömmt. Manchem Zuhörer fiel dabei eine Anekdote ein, die sich hier vor Kurzem zutrug. In einem bekannten Weinhause waren einige frohsinnige Männer versammelt. Gerad gegenüber wird gebauet. Auf dem Gerüste drüben steht ein Maurer; man bemerkt, daß dieser seine Tabaksdose herauszieht. „Was gilt es?" sagt einer der Herren; „ich trinke eine Flasche Champagner aus, eh' der Mann da mit der Prise fertig ist?" Man wettet einige Flaschen Wein; der Champagner kömmt und der Kühne hat eben das letzte Glas getrunken, als der Maurer den Tabak zur Nase führt. — Woher soll da der Schweiß kommen?

Vor Kurzem fiel hier in der Nähe ein Zweikampf vor. Ein Hauptmann blieb; in seiner krampfhaft geschlossenen linken Hand fand man das Bildniß seiner Verlobten. Schon tödtlich verwundet und zur Erde gesunken raffte er sich wieder fast sterbend auf, schoß und zerschmetterte seinem Gegner die linke Schulter. Der Anlaß zu diesem Zweikampfe war ein — Stuhl in einer Klasse der Kriegsschule, auf den sich beide setzen wollten.

---

* Charade von vier Sylben.

von D — e.

Die erste Sylbe droht Verderben,
Sie schreckt den irren Wandersmann.
In der Geburt ist schon ihr Sterben
Stets fängt ihr neues Leben an.
Am Ganzen hat sie sich schon oft gerieben
Und ist dann nicht mehr was sie war geblieben.
Das zweite Sylbchen ist nur klein
Und läßt sich wenig deuten,
Hört man es im Theater schrei'n
Nichts Gut's hat's zu bedeuten.
Die letzten sind für Liebesritter
Ein hulfsbedürftig Instrument,
Auch sind sie über alles bitter
Für manchen schlimmen Delinquent,
Sie sind bei Hofe wie im Stalle,
Und leiten oft zum schlimmen Falle.
Das Ganze dient uns oft zur Sicherheit;
Blick Himmelwärts, nur such' es nicht zu weit.

Auflösung der Charade in Nro. 65.

Dampfschiff.

№ 67.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag, den 20. August 1818.

Auch an den Kreuz-Zügen haben die Bremer Theil genommen.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

(Beschluß.)

König Ludwig der 7te von Frankreich hatte über die von ihm zu Vitry angezündete Kirche Gewissens Angst, die er durch das fromme Werk, wozu Bernhard ihn aufforderte, zu vertreiben hoffte, und Kaiser Conrad der 3te hatte sich zum Kreuzzuge schon in seinen jüngeren Jahren verpflichtet. Ludwig brach mit einem Heere von 200,000 Mann auf und der Kaiser hielt einen Reichstag zu Frankfurt, wo Bernhard mit solchem Nachdruck predigte, daß beinahe 400,000 Deutsche zum Zuge gegen die Ungläubigen sich rüsteten. Sie theilten sich in drei Heere. Eins sollte zu Lande, das zweite zu Wasser nach Palästina und das dritte von Heinrich dem Löwen gegen die Wenden geführt werden. Bremen ward zur Ausrüstung der Schiffe fürs zweite Heer bestimmt. Eine Menge von Adeligen aus Sachsen und Westphalen kamen hier zusammen, die mit einer großen Flotte von der Weser auslief. Ein ungünstiger Wind trieb sie an die englische Küste, wo der König sie freundschaftlich aufnahm. Sobald der Wind wieder gut ward, ging die Flotte unter Segel und landete in Gallicien. Der König von Spanien begab sich, sobald er ihre Ankunft erfuhr, selbst zu ihnen und erbat sich ihre Hülfe gegen die Saracenen. Dies passte in ihre Pläne. Sie erklärten sich hiezu bereit und kämpften gegen die große Macht der Ungläubigen mit glücklichem Erfolg. Sogar Lissabon ward von ihnen erobert.

Auch diese Thaten sind auf dem Saale des Rathhauses in plattdeutschen Versen beschrieben.

Die Bremer erfuhren also auf diesem Zuge nichts von dem unglücklichen Schicksale des Heeres, welches zu Lande nach Palästina gezogen war, wo so viele statt des Sieges ihr Grab gefunden hatten. Kaum der zehnte Theil der ungeheuern Schaar kehrte, ohne sich einmal großer Thaten erfreuen zu können, in seine Heimath zurück. Die Bremer hingegen waren von der Vorsehung durch widrige Winde in Gegenden geführt worden, wo man grade ihrer Hülfe bedurfte und, wo sie sich

nicht nur Ruhm, sondern auch den großen Vortheil erwarben, daß sie künftig mit den Einwohnern gleiche Rechte genieſſen sollten.

Zu dem dritten Kreutzzuge, der im Jahre 1187 begann, rüsteten die Bremer drei Schiffe aus, um dem Kaiser Friederich den 1sten, welcher sich an der Spitze von 150,000 Kriegern gestellt hatte, ihre Dankbarkeit für ein damals ihnen ertheiltes Privilegium zu bezeugen. Auch die Lübecker, welche dem Kaiser, weil er ihre Stadt ans deutsche Reich gebracht hatte, verpflichtet waren, sandten 24 Bürger mit zum Kreutzzuge. Die Lübecker und Bremer vereinigten sich mit dem Heere, welches Graf Adolph von Holstein anführte, nach Syrien. Der Kayser, welcher mit unsäglicher Mühe sich durch Griechenland gekämpft und dem Sultan schon manche Vortheile abgewonnen hatte, ertrank, zur größten Betrübniß seines Heeres, im Flusse Seleph bey Seleucien. Hiernächst unternahm man die Belagerung von Akon, die über ein Jahr dauerte, bis diese Stadt erobert wurde. Dort war es, wo acht Bürger von Lübeck und Bremen, von einem edlen Mitleiden bewogen, ihre Seegel zu Zelten über die ohne Hülfe zerstreut auf dem Felde liegenden Kranken und Verwundeten ausbreiteten, diese mit Speisen und Arzeneien pflegten und dadurch den deutschen Orden gründeten, welcher in der Folge so weit wirkte und die Quelle von mancher Weltbegebenheit wurde. Henrich Walbede war der erste und ein Bremischer Bürger Otto von Karpen, ein Mann von 80 Jahren, den selbst das hohe Alter nicht von dem Zuge abgehalten hatte und der in Hinsicht des göttlichen Wandels seines Gleichen nicht gehabt haben soll, war der zweyte Ordensmeister.

Der Eintritt in den Orden, welcher im Jahre 1191 vom Kayser Heinrich den sechsten und dem Pabst Cölestin den 3ten bestätigt war, wurde in der Folge nur Adliggebohrnen verstattet, jedoch ward bei den Bürgern von Bremen nnd Lübeck eine Ausnahme gemacht und diesen der erste Rang in dem Gebete des deutschen Ordens gegeben.

An dem vierten Kreutzzuge scheinen die Bremer ebenfalls Antheil genommen zu haben. Der Erzbischof Hartwig zu Bremen und der Bischof Rudolph zu Verden seegelten mit einer zahlreichen Mannschaft im Jahre 1196 nach Lissabon und von dort weiter nach Sicilien, wo sie zu Messina lange verweilten. Das Kriegsvolk zog hierauf übers Meer nach Syrien, wo es anfangs die drey großen Städte: Sidon, Sarepta und Beruth eroberte, nachher aber nichts weiter ausrichtete, sondern größtentheils umkam. Im Jahre 1198 kehrte Hartwig nach Bremen zurück und brachte Reliquien von der heiligen Anna und das Schwerdt mit, womit der Apostel Petrus dem Malchus das Ohr abgehauen hatte.

Von den nachherigen Kreutzzügen schweigen unsre Chroniken. Wahrscheinlich sind die Bremer zu Hause geblieben und haben sich mit den Vortheilen begnügt, die sie sich bey den vorigen Zügen erworben hatten.

Die Spuren von dem tapfern Muthe und dem Biedersinn unsrer Vorfahren sind in dem Laufe der Zeiten längst verwischt; aber dennoch bleibt es eine heilige Pflicht für uns, als würdige Enkel solcher Väter zu wandeln, und das Andenken an die Thaten derselben recht oft unter uns zu erneuern; bis endlich einmal ein Mann mit dem Geiste, womit Möser einst die Osnabrückische Geschichte schrieb, sich entschließen möchte, uns die Geschichte Bremens in einem vollständigen lebendigen Gemälde darzustellen, und die großen Schwierigkeiten zu bekämpfen und zu überwinden, welche selbst die gründlichsten Gelehrten von solchem Unternehmen bis jetzt zurückgeschreckt haben.

Möchten doch bald die reichen Schätze von ächt gediegenem historischen Werth ans Tageslicht gefördert werden, welche in den Handschriften eines Mannes*) verschlossen liegen, welcher erst kürzlich unserem Staat entzogen ist, dem er nicht nur seit einer Reihe von 40 Jahren in den höchsten Würden mit einer nie ermüdeten Kraft thätig vorstand, sondern dessen Geschichte und Verfassung auch die Hauptgegenstände seiner gelehrten Muße waren, die er durch ein stets fortgesetztes gründliches Forschen aus den mit der größten Sorgfalt von ihm gesammelten, ächten und sehr reichhaltigen Quellen, in solch einer Tiefe und in solch' einem Umfange erkannt und mit solch' einer Richtigkeit und Bestimmtheit in mehreren auf das Sorgfältigste ausgearbeiteten Werken dargestellt hat, wie es bisher noch keinem Forscher unsrer Vaterländischen Geschichte und Verfassung gelungen ist, oder auch nur hat gelingen können!

Unvergeßlich bleiben mir die mannigfaltigen, so äußerst anziehenden Belehrungen, welche ich in den Stunden einer freundschaftlichen Unterhaltung, von diesem, um unser Bremen so höchst verdienstvollen Staatsmannes erhalten habe; dessen Andenken nie unter uns erlöschen wird, da die wohlthätigen Folgen seines vielseitigen Wissens und seines kräftigen Wirkens in der ferneren Entwickelung der Schicksale unsres glücklichen Freistaates stets fortdauern werden.

*) Des im Juli verstorbenen Bürgermeisters Herrn C. A. Heineken.

Das Schlachtschwert.

(Fortsetzung.)

4.

Die genealogischen Nachrichten.

Der Graf und das Männchen gingen in den nächsten Fensterbogen; der Graf fragte die bleiche Haut- und Knochengestalt, in der nur das Auge lebte, mit wem er die Ehre habe zu sprechen, und der kleine Magere entgegnete unter vielen raschen Bücklingen, daß er Hocker heiße, Professor der Geschichte hieselbst sey, und das Glück genieße, bei der Frau Starostin, welche ein wahrer weiblicher Mäcen für jede Kunst und Wissenschaft seyen, und eine besondere Passion für die Historia hätten, Zutritt zu haben; „unter den hohen Annehmlichkeiten," fuhr er redselig fort, „an denen ich in diesem allgemein ästimirten Hause zu participiren die Ehre habe, darf ich auch das unschätzbare Vergnügen rechnen, Ew. Hochgräfliche Gnaden mir höchst ehrenwerthe Connaissance gemacht zu haben, und ich bitte, es als ein schwaches Argument meiner gränzenlosen Devotion aufzunehmen, wenn ich um die huldvolle Permission ersuche, Ewr. Hochgräflichen Gnaden dasjenige submissest zu Füßen zu legen, was mir, hinsichtlich des alten, auctionis lege erstandenen Schlachtschwertes, in Bezug auf Hochdero genealogische Data, theils durch die specielle Kunde des Hochgräflichen Law'schen Stammhauses, theils durch Combinirung mit andern Evenements der damaligen Zeit, wissend und wahrscheinlich ist."

Der Graf neigte sich ihm näher, denn hier in dem lebenslustigen Zirkel um die galante Frau Mitmagowska einen Gelehrten zu finden, der in der Geschichte Schottlands so heimisch war, daß er jeder einzelnen Familie Begebnisse kannte, und der ihm über das Schwert einiges Licht geben konnte, war ihm eine ganz unerwartete Erscheinung.

„Ew. Hochgräflichen Gnaden Familien-Name" hob der dürre Herr Professor Hocker an, „kommt zuerst unter Carl dem Ersten vor."

*

So lange, meinte der Graf im Stillen, ist das just nicht *).

„Der König schätzte diesen Law ganz vorzüglich, er hatte ihn immer um sich, und zeichnete ihn vor vielen andern seines Gleichen aus."

Der Graf hob die Brust höher; einer seiner Ahnherrn war einer der Nächsten um den König gewesen, er war von ihm geschätzt, von ihm ausgezeichnet worden. „Diente" fragte er mit Achtung vor den seltenen Kenntnissen des erdfahlen Stubengelehrten, „diente mein Ahn in der Armee, oder —

„Bitte tausendmal um Verzeihung!" fiel der Geschichtskundige, drei Bücklinge vorn überschießend, dem Grafen in das Wort. „Ewr. Hochgräflichen Gnaden wird bekannt seyn, wie lebhaft König Carls Höchstselige Majestät die freien Künste fürnehmlich in Protektion nahmen; die Niederländer, Rubens und Vandyck, standen bei ihm in hohem Aestim; Inigo Jones, ein Ingenium von Architekten, und Pembroke's Günstling, lebten mit Sr. Majestät in amicabeln Umgange; aber noch intimer waren Allerhöchstdieselben mit Law, Ihrem Hof- und Leib-Geiger."

Dem jungen Grafen zuckte das Wort Geiger unwillkührlich durch das Gesicht; er war nicht ahnenstolz, aber er hatte erwartet, diesen Law wenigstens als Admiral, als Grafen, Präsidenten oder dergleichen kennen zu lernen, und er war nichts als Geiger gewesen.

Mit der entsetzlichsten Höflichkeit floß der im Umgange mit der Welt steinfremde Professor in die entsetzlichsten Impertinenzen über, und meinte, daß die neueste Geschichte unserer Zeit der ältern immer ähnlich bleibe. Aus einem Violinspieler sey vor hundert und funfzig Jahren ein hochachtbares Grafenhaus hervorgegangen, und jetzt habe ein Küchenjunge auf dem Throne von Neapel gesessen, um da eine neue Dynastie auszubrüten; wer sonst eine rechte Lohgerberfaust geführt und ein tüchtiger Raufbold gewesen, sey zum Ritter geschlagen worden, und jetzt, wo Handel und Ackerbau höher im Werthe ständen, als vordem, ließen sich reiche Kaufleute und glückliche Landwirthe zu Baronen umstempeln; zum Beleg seiner Behauptung wieß er versteckt mit dem Finger auf einen dicken Kornchristen, und einen langen Mann, der noch vor wenigen Jahren Schäfer gewesen war.

Der junge Graf, von alle den Bitterkeiten, die dem unbesonnenen Professor vom Munde strömten, und die durch das süße Ceremoniell, mit dem dieser sie versetzte, nur noch widriger wurden, ein wenig gereitzt, fragte, trotz seiner natürlichen Gutmüthigkeit, etwas spitz, wie es denn komme, daß er bei diesen seinen Ansichten solche Zirkel besuche, als dieser hier sey.

Da indessen der Arme achselzuckend heimlich erwiederte: „Gnädigster! Holz und Licht sind theuer, die Abende lang, und das bischen Thee hilft in der Woche wenigstens einmal über die Abendbrod-Zeit weg," ward der Graf wieder freundlich, denn es schmerzte ihn, in einem Lande zu seyn, wo ein Professor nicht einmal so viel hatte, daß er zu Hause sein Stübchen erwärme und beleuchte, und sich gesättigt zu Bette lege.

„Doch auf vielbesagte Familie Ew. Hochgräflichen Gnaden wieder zurück zu kommen," sagte der von langjährigem Hunger und Stubenfrost zusammengeschrumpfte Hocker, „so findet sich außer jenem Musikus Law, noch ein zweiter, der in Edinburg 1671 geboren, 1710 Su-

*) Am 30sten Januar 1649 ward König Carl I. zu St. James bekanntlich enthauptet.

neral-Controlleur und 1720 Finanzminister ward."

„Edinburg?" fragte der Graf, in dessen Ohr der General-Controlleur und Finanzminister noch widerhallten, mit wohlthuendem Selbstgefühl; „ja, das kann der Stammherr meines Hauses gewesen seyn, jener, Ihr Geiger, wohl nicht.

„Dieser Law, er hieß mit Vornamen John —

„John?" — rief der Graf erfreut, „ganz recht; John Law hat, wie mir mein Vater oft erzählt, unser erster Ahnherr geheißen; er begab sich mit seinem Vermögen nach Deutschland, und starb späterhin in Venedig." —

„Sehr richtig," entgegnete der Professor, „1729 gesegneten H-hdieselben das Zeitliche. Der Herr Vater dieses John Law waren Messerschmidt. Sie selbst hatten sich der Profession gewidmet, und arbeiteten bereits als ehrsamer Geselle, und wahrscheinlich ist die Klinge des vielbesagten Schwertes das Werk eigener Kunst, was nachher Peter Simmelpuß zu Solingen, der für die Truppen gegen die Türken überhäufte Bestellungen hatte, und sich zu dem Ende englische Schwert- und Säbelklingen kommen ließ, blos damascirt hat; daher die beiden Namen auf die Klinge gekommen seyn mögen."

„Dieser John Law also," fragte der Graf, um nur über den ihm unwillkommenen Messerschmidt wegzukommen.

„Dieser John Law also" fuhr der Professor fort, „war der erste Ballspieler Schottlands, ein gewandter Galanthomme und Avanturier, gab sich für einen Edelmann aus, verführte als solcher die Tochter eines edlen Lords, ermordete deren Bruder und ward zum Strange verurtheilt." —

„Herr Professor!" sagte der junge Graf unwillig, die Wurzel seines Stammbaumes am Galgen suchen zu müssen. —

„Permission, Ew. Hochgräflichen Gnaden," versetzte der Schriftgelehrte, „die Historie ist incorruptible, und ich habe, als ihr Professor, beim Antritt meines Lehramtes in die Hände Sr. Magnificenz, des Herrn Rektors geschworen, jederzeit die simple Wahrheit zu sagen. Also verurtheilt war John Law, gehangen hat er aber nicht; er flüchtete nach Holland, gewann im falschen Spiel 360,000 Ducaten, ging mit diesem Vermögen nach Frankreich, legte durch Frau von Maintenon dem Hofe einen Finanzplan vor, und —

Hier unterbrach den Gesprächigen der lange, baronisirte Schäfer, der, vom Lande her eingekommen, mit den Sitten der Stadt noch nicht recht Bescheid wußte, und den Professor, seinen frühern Bekannten, fragte, wenn denn endlich hier gegessen werde?

„Gespeist, Ew. Freiherrlichen Gnaden, wird hier gar nicht," versetzte der Gefragte, und rieb sich verlegen die Hände, denn die Starostin stand in der Nähe; „wir nennen eine solche Gesellschaft eine Soirée, wo man um neun Uhr ungefähr zusammen kommt, eine Partie spielt und eine Tasse Thee trinkt."

„Eine Hundewirthschaft könnt Ihr es nennen," erwiederte der Schäferbaron, „reines Tollmannswerk; Abends bei später Nachtzeit, wenn alle vernünftige Menschen zu Bette gehen, erst zusammen kommen; aus Tag Nacht, aus Nacht Tag zu machen; aber dafür sieht das ganze Weibsvolk hier auch aus, als sollte es morgen zu Grabe getragen werden. Schmierten sie nicht das bischen Ziegelmehl auf die Silhouetten, Ihr solltet mal die kranken Leichengesichter sehen, Professerchen, und damit Punktum.

Hocker lächelte, halb todt vor Angst, denn zwei junge Damen standen mit der Frau vom Hause dicht hinter ihnen und hörten jedes Wort.

„Da lob' ich mir," fuhr der edle Schaafherr fort, „da lob' ich mir unsere Mädels draussen, Hockerchen! eins wiegt zehn solche arme hiesige Dingerchen auf; frisch, wie die Rehe, lustig wie die Kälber, und treuherzig und ohne Ziererei. Bäckchen haben sie, wie die Borsdorfer, und säh' Euer Polizeipräsident ihnen in die Augen, so ließ er gleich Feuerlärm schlagen — und damit Punktum. Was aber Eure Diarrhée hier anbelangt —

„Soirée, Soirée!" fiel der Professor ihn, verbessernd, in die Rede.

„Die habe ich bis an den Hals dicke; wenn meine Alte zu Hause einmal krank ist, nu, da kocht sie sich ihren Thee von Himmelsschlüsselchen oder Flieder, das laß ich passiren; aber einen vernünftigen, gesunden Menschen auf eine solche lauwarme, bittersüße Wasserlutsche zu sich zu Gaste zu bitten, ist bloß Narretheі, nichts als Dickthuerei. Es soll was heißen und ist nichts; Pauverté ist's. Kommt einmal zu mir heraus, Professerchen! — Schwere Wispel! Da sollt Ihr mal sehn, was meine Alte auftischt; wenn jemand mir die Ehre authut, mich in meinem Hause zu besuchen, der soll sich satt essen, und trinken soll er, bis er lustig wird; dafür ist das liebe Gotteegut da. Wenn ich das nicht bezahlen kann, so bitt' ich mir keine Gäste, und damit Punktum; und warum sie zusammen kommen, das wissen sie hier, mein Seel', selber nicht. Wir draußen, Mohrensapperment, was wird da gelacht und getollt; alles ist da ein Herz und eine Seele; stundenweit muß man uns hören, so laut geht's uns aus der Brust heraus; aberst hier! J, daß du die Motten kriegtest; Eins nuschelt dem Andern in's Ohr, das Dritte hält sich über den Vierten heimlich auf; das Fünfte spricht deutsch; das Sechste französisch, das Siebente wälsch, das Achte englisch, das Neunte polnisch, wie beim Thurmbau zu Babel, das Zehnte gähnt, das Eilfte steht vor sich hin, als könnt's nicht drei zählen, das Zwölfte treibt sich aus einem Fensterbogen in den andern, das Dreizehnte hält Maulaffen feil. — Sehen Sie hier bei der ganzen Diarrhée ein einziges fröhliches Gesicht? Ich habe allewelle lachen müssen; fragte mich der Narre, der Lakai, ob ich Mist spielte. Mit solcher Gotteegabe sein Spiel und Spott zu treiben?

„Whist, Whist, Herr Baron," versetzte der Professor, und der Schweiß stand ihm, dem Kleinlichen, auf der Stirne; denn schon hatte sich ein ganzer Kreis um den reichsfreiherrlichen Schäfer versammelt und ergötzte sich an dessen idyllischen Ansichten des Stadtlebens, die er, dem Zuhörer wider Willen, dem Professor, aufdrängte.

„Ach, dummes Zeug — mag das Spiel heißen, wie es will," erwiederte der Baron, „Schafkopf, Stoßen, Grobhäusern — das sind meine Spiele. Hockerchen, im Stoßen, Schwenzelenze, da suche ich meinen Meister; — zehen Thaler invisis, — zehen Thaler besser, anders geht's bei uns nicht; das ist mein Rummel; und nachher so nach dem Essen, wenn die Köpfe weinwarm sind, ein bischen „Gut stehn sie," und damit Punktum." —

Die paar Worte: „zehn Thaler besser," weckten in dem jungen Grafen die Erinnerung an die heutige Auctionsgeschichte. Das Bild der Schwertlustigen stellte sich ihm wieder vor die Seele. So platt und gemein der Schafbaron über den Abendzirkel absprach, der junge Graf konnte ihm im Ganzen nicht Unrecht geben; auch ihm ward in dem gemüth- und herzlosen Kreise die Zeit lang; auch ihm gefielen die Mädchen und Frauen nicht, wenn er sie dem Auctions-Kinde gegenüber stellte. So ausdruckvoll,

so sanft, so leidend war hier kein Gesicht; so schuldlos, so kindlich fromm und gottergeben kein Blick; so züchtig — schien es ihm — keine Brust.

Die Langeweile und der Unmuth überwältigten ihn auf einmal so, daß es ihn hier nicht länger duldete. Der Baron, der laut erklärte, daß ihn schläfere, daß er zu Hause gehen wolle, um sich niederzulegen, und daß er das französische Abschiednehmen, wie alles Französische, nicht leiden könne, ging Reihe herum, und sagte einem jeden, mit einem derben Handdruck, gute Nacht. Mehrere Witzlinge wollten sich über seine breite Verabschiedung vor Lachen ausschütten.

„Und wenn Ihr Euch in den Sack und aus dem Sack lacht," hob er etwas empfindlich an, „so gefällt mir meine Weise doch besser, als Eure; und hätte Euch Eure Theejauche nicht die ganze christliche Religion aus Leib und Seele weggeschwemmt, so würdet Ihr einsehen, daß keiner vom andern über Nacht scheiden soll, ohne ihm die ehrliche Rechte zu geben; denn es weiß keiner, ob er den andern am Morgen wiedersehe. Aber weil Euch das einerlei ist, wenn Ihr nur leben bleibt, und morgen Euer nutzloses Wesen treiben könnt, wie heute, so schiert es Euch auch nichts, ob ein anderer die Nacht über in das Gras beißt. Eure Zusammenkünfte sind keine Gesellschaften mehr. Es ist ein bloßes Zusammentreffen, wie in der Schenke, nur daß Ihr Euer Täßchen Thee nicht bezahlt, sondern den Narren, den Wirth, für die Prahlerei, mit der er Euch sein Haus öffnete, wacker durchhechelt, wenn es an irgend einer Kleinigkeit fehlte; und so lebt denn ohne Abschied wohl; und damit Punktum! Hol' Euch alle der Henker."

Der Grobe ging, und Alles wollte platzen vor Lachen; bien joli, — a fool — a Ninny — fantastico — grupice — Mymnukb *) — der Narr — der Hanswurst — erscholl es von allen Seiten hinter ihm her; zehne stellten sich gleich hin, und machten es ihm nach. Er diente der respektabeln Gesellschaft den ganzen Abend zur Unterhaltung; nur die Starostin war über den Abschied des Mannes sichtbar erschüttert; sie wechselte einmal über das andere die Farbe, und that sich alle Kraft und Gewalt an, ihrer Gefühle Herr zu bleiben, und nur mit der angestrengtesten Mühe gelang es ihr, die Thränen zu ersticken, die sich ihr in das Auge preßten.

Natürlich, meinten die Gäste, müsse diese Unart die Wirthin empfindlicher treffen, als alle Andere. Einige sahen weiter und glaubten, die Starostin habe den reichen Grobian im weitmaschigen Netze ihrer Reize, als einen goldenen Haifisch, fangen wollen, und habe sich geärgert, den schon halb Angebissenen wieder abspringen zu sehen. Daß das letzte Wort des Scheidenden, durch eine schauerliche Ideen-Association, ihr Hals und Kehle zuschnürte, das Blut in die Wangen und das Wasser in die Augen trieb und ihr das ganze Gesicht kreideweiß übertünchte, ahnete keiner.

*) Wird ausgesprochen: Schutnik.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Anfrage und Bitte, die Raute betreffend.

Es ist kürzlich ein Kupferstich von dem Portrait des Königs von Sachsen erschienen, mit der Umschrift: „Heil Dir im Rautenkranz." Dies erinnerte uns an die bekannten Worte des Liedes: Heil Dir im Siegerkranz (oder God save the King,) welche aber zu dem Portrait wohl nicht so gut gepaßt hätten. Indeß, was hat denn die Raute für eine

passende symbolische Bedeutung? Bekanntlich ist in dem Königl. sächsischen Wappen ein Rautenzweig befindlich, aber woher dieses Sinnbild? Wir erinnern uns nur so viel, daß die Wahnsinnigen und melancholisch Kranken im Shakespeare, wenn wir nicht sehr irren, auch Raute pflücken. Es schwebt uns so vor, als wenn es ein Bild der Treue wäre, welche die melancholisch-Liebenden suchen und nicht finden, oder wohl gar an ihrem Gegenstand verloren haben. Die Raute hat einen erquickenden, kräftigen, obgleich bittern Geschmack und manche Eigenthümlichkeiten. Lippolds Natur- und Kunstlexicon, Funke u. a. Werke geben über die sinnbildliche Bedeutung, die fast alle Blumen haben, leider nicht die mindeste Auskunft. Bei dem gepriesenen Conversationslexicon haben wir gleichfalls vergebens angeklopft. Das einzige Werk, welches wahrscheinlich keinen zweideutigen Orakelspruch geben wird, uns aber nicht zur Hand ist, wäre wol folgendes: die Blumensprache oder Bedeutung der Blumen nach orientalischer Art. Ein Toilettengeschenk, mit 1 Kupf. Berlin bei Enslin 1818. Und sodann ein ähnliches Werk der Frau von Genlis. Man ersucht um gütige Antwort in gegenwärtigen vielgelesenen Blättern.

* Bitte.

Bei der bevorstehenden nahen Ankunft des berühmten Künstlers Herrn Eslair, der uns nach der Versicherung unsers Theater-Directors Herrn Ringelhardt mit einigen Gast-Darstellungen beglücken wird, nehmen wir uns die Freiheit den Herrn Direktor Ringelhardt angelegentlichst zu ersuchen, doch ja dahin zu wirken, daß uns Herr Eslair als Wallenstein in: Wallenstein's Tod — nicht entgehe! Dieser allgemeine geschätzte Künstler, soll in dieser Rolle am vorzüglichsten excelliren, und daher, gewiß auch hier, gern darin auftreten. Wenn Herr Eslair hier und dort, nicht darin auftrat, so ist dies wohl blos dem Mangel an brauchbaren Subjekten, die zu diesem Stücke erforderlich sind, zuzuschreiben. Wir können uns nun leider dieser Furcht nicht so ganz überheben; verlassen uns jedoch darauf, daß Herr D. R. die Rollen so, und zeitig genug, austheilen wird, damit Hr. Eslair doch wenigstens nicht nöthig hat zu äußern: er habe in Bremen als: Wallenstein nicht auftreten können.

— Uebrigens wissen wir sehr wohl, daß an unserer Bühne, die Rolle des Wallenstein blos für Herrn D. R. ist; indessen ist derselbe vielleicht so gütig, zur Erreichung unsers Wunsches, vorzüglich aber um dem Publicum sich gefällig zu beweisen, in einer, wenn auch minder bedeutenden Rolle aufzutreten?

Einige Freunde des Theaters.

* An Bolivar, den Märtyrer der Freiheit.

Ein Akrostich.

Bolivar! o laß im vollen Angriff retten,
O Higgins, den dir anvertrauten Schatz der Ahnen!
Lopez Mendez, rette deine Helden, Gott vertrauend!
Iose San Martin und Paez und Belgrano retten schon das Innre,
Venezuela schützt Arismendi, Brion, Aury jetzt mit Ruhm und Lob,
Artigas und Pueyridon, und Toro schlug Morillo und gewann die Oberhand!
Real arbeitete, vermittelnd innre Leidenschaft,
Ordnung, Beschluß!

Berichtigung.

In Nr. 65 des Bürgerfreundes, Seite 518 Spalte 2 Zeile 2 von unten.

Der Verfaßer der schön gelungenen Fortsetzung des Götheschen: „Freudvoll und leidvoll" war ein Herr von Rüling, nicht von Bülin, als welchen Namen Rüling R. nie ein hannöv. O.A. Rath geführt hat, wie er denn, meines Wissens überhaupt im Hannöverschen sich nicht findet.

N.

Auflösung der Charade in Nro. 66.

Blitzableiter.

N: 68.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 23. August 1818.

Bericht des Schiffers Arend Wencke über seine Gefangenschaft in Tunis.

Am 24. Junius 1817. Morgens 5½ Uhr wurde das Bremer Kuffschiff Leda, geführt von Arend Wencke, mit einer Ladung Wein, Branntwein ꝛc. auf der Reise von Bordeaux nach Bremen, in der Nähe von Brest oder Ouessant, bei dickem Nebel, von zwei Kapern aus Tunis, einer Corvette von 18 und einem Schooner von 6 Kanonen, überfallen. Die Corvette unter Holländischer Flagge und der Schooner ohne Flagge feuerten auf uns, daß wir unsre Flagge aufziehen sollten, und kamen auch zugleich mit der Schaluppe an Bord. Um ihrer Wuth vorzubeugen, zeigten wir unsere Flagge. Nach vorgenommener Untersuchung der Schiffspapiere, ließen sie die Holländische Flagge nieder, und setzten ihre Tuneser an deren Stelle. Die Leda ward sogleich mit Türken besetzt, worunter auch die Capitäns beider Schiffe waren. Ihr erstes Probestück bewiesen sie in Rauben und Plündern; ihre Fertigkeit darin war wirklich zu bewundern. Wir wurden für gute Prise erklärt. Nach dem Befehl des Dey gab man uns Ordre durch den Steuermann, unsre Kleidungsstücke einzupacken, um sie zu behalten. Dieser Befehl war aber ganz unnütz, weil es an allen Zwangsmitteln gegen Plünderung fehlt. Wir packten unsre besten Kleider ein; aber sie waren gleich darüber her, sie wieder auszupacken, und zu rauben. Sie zogen das Geraubte sogleich an, und brüsteten sich in unsern guten Kleidern. Ich wurde mit 5 meiner Schiffsleute beordert, uns mit den Kleidungsstücken, die wir noch behalten hatten, in die Schaluppe zu begeben, welche uns an Bord der Corvette brachte. Meine Begleiter waren: der Zimmermann Johann Hinrich Haselmann aus Brake, der Koch Johann Diedrich Kamermann aus Warfleth, der Matrose Jacob Lüken aus Brake, der Kochsmaat Hinrich Addicks von Klippkann, und Niclaus Nuttelmann aus Hamburg; wie auch ein Passagier, der sich nach seinem Paß Nicolaus Buht nannte, und für einen Holländer ausgab, der auch in Tunis gleich frei kam. Mein Steuermann Berend Kimme aus Fünf-

hausen bei Brake blieb unter einer Türkischen Besatzung bei der Leda am Bord.

Bei unserer Ankunft auf der Corvette sahen wir ungefähr 125 Mann Türken, Araber oder Berbern*) in lumpigen Kleidern, mit Ungeziefer bedeckt. Ein Christ, katholischer Religion, ein Malteser, befand sich als Lootse unter ihnen; er war der Englischen Sprache ziemlich mächtig, und diente uns als Dollmetscher. Man stellte uns auf's Verdeck, und legte den noch behaltenen Rest der Kleidungsstücke vor uns hin. Nach einer Berathschlagung brachten Türkische Matrosen auf Befehl des Capitains unsre Kleider nach dem Vordertheil des Schiffs in ein finsteres Loch. Wir mußten auf Befehl folgen, um zu sehen, wie die Sachen in das Loch gebracht würden; die Sachen gingen aber durch ein anderes Loch wieder heraus, und der Rest unsrer Kleidungsstücke wurde in der größten Geschwindigkeit geraubt und getheilt. Es wurde uns ein ausgeräumtes Zimmer zum Gefängniß angewiesen. Man hatte aber das Ungeziefer nicht mit ausgeräumt; dies liebte die frische Kost, und quälte uns desto heftiger. Unsre Seufzer, die zu Gott empordrangen, wurden erhört. Die Herzen der Mahomedaner neigten sich zu uns; sie gaben uns von der kümmerlichen Kost, die sie an Bord hatten, bessere Ration, als ihren eigenen Leuten, welche jedoch zuletzt mit etwas verschimmeltem Brod, Oehl, Oliven und Wasser endigte. Geduld, Unterwürfigkeit und Beihülfe zur Beförderung der Reise verschafften uns Freiheit und freundliche Behandlung. Bald nach unsrer Gefangennehmung wurden wir, als sich der Nebel vertheilte, 3 Englische Kriegsschiffe, nämlich eine Brick, einen Schooner und einen Kutter gewahr. Wir erfuhren bald, daß diese von der Englischen Regierung den Türken zur Fortsetzung ihrer Reise zurück als Begleiter mitgegeben waren, um bis auf 30 Leagues von der Englischen Küste allem Unfug zu wehren. Sie hielten aber bald vor dem Winde nach England, ohne sich zu nähern. Wir wurden so lange in unserm Gefängniß verwahrt, damit die Engländer uns nicht ansichtig würden. Aus Mangel an Wasser und Proviant liefen wir in Majorca ein, wo dieser Mangel ersetzt wurde. Man zögerte dort nicht lange. Am 1ten August langten wir auf der Rhede von Tunis an.

Am dritten August wurden wir ans Land gebracht, und nach der Festung und dem Flecken Golette vor den dortigen General geführt, und über unsre Abkunft, Schiff, Ladung und Bestimmung abgehört. Ein Ingenieur der dortigen Batterie, ein Niederländer und Schwager des dortigen Niederländischen Consuls, war unser Dollmetscher. Man fragte uns um die Behandlung an Bord der Corvette, die wir günstig für den Capitain beantworteten. Jedoch erzählten wir, daß uns viele Sachen gestohlen worden, und daß der Lieutenant mit daran Theil genommen, indem er des Schiffers Uhr mit goldnem Petschaft und viele andere Sachen aus der Cajüte gestohlen habe. Der General wurde sehr zornig hierüber, und forderte von uns eine schriftliche Angabe der geraubten Sachen, mit dem Versprechen, es solle uns alles wieder ersetzt werden. Die schriftliche Angabe erfolgte sogleich durch Hülfe des Herrn Ingenieurs, der sie übersetzte; aber die Wiedererstattung erfolgte nicht. Starke Wache erhielten wir nicht, doch war das Entlaufen nicht möglich. Die Nacht erhielten wir ein Loch, eine Art Caserne, zum Aufenthalt; Wasser und Brod war unsre Speise und Trank.

Der bei der Leda gebliebene Schooner war indeß, etliche Tage nach unsrer Gefangennehmung,

*) Barbaren: da sie die Küsten der sogenannten Barbarei bewohnen.

mit seiner Prise zu Corunha in Spanien eingelaufen. Hier haben die Türken während der Quarantaine von der Ladung und von dem Schiffszubehör vieles geraubt und verkauft. Auf Andringen des Königlich Preußischen und des Königlich Französischen Consuls ist hierauf das Schiff und die Ladung verkauft. Diese Herren kauften es, für Eigenthümer Rechnung, an sich, und sandten es durch den Steuermann Berend Kimme mit einer gehörigen Schiffsbesatzung nach Bremen, wo dasselbe auch angekommen ist.

Am 4. August wurden wir von Golette nach Tunis und von dort 1½ Stunde weiter nach dem Pallast des Dey geführt, um vor demselben abgehört zu werden. Drei Tage hielten wir uns daselbst auf, und wurden von der Tafel des Dey gespeiset. Unsre Schlafstelle war ein steinernes Pflaster, und eine Matte unsre Decke. Den dritten Tag wurden wir vor den Dey geführt. Die Schuhe mußten wir vorher ausziehen. Wir erschienen vor ihm unter einer Versammlung von Fürsten, Generalen und Herren, die uns nur ansahen, und wieder entließen. Wir waren nun zu Kriegsgefangenen verurtheilt, und wurden an demselben Tage, unter Begleitung eines Generals, des Schwagers des Dey, und des Türkischen Steuermanns, nach Tunis zurück ins Gefängniß geführt. Unser Begleiter, der General, ritt auf einem Pferde; wir ritten auf kleinen Mauleseln.

In Tunis führte man uns in ein altes verfallenes Gebäude, mit doppelten Mauern versehen; die äußere Mauer mag wohl beinahe eine halbe Meile im Umkreise haben. Unsre Wohnung war das ehemalige Arbeitshaus der Sclaven, die daselbst Pulver hatten machen müssen. Jetzt aber war daselbst zu Bereitung des Pulvers eine von Pferden getriebene Maschine eingerichtet, die von zwei Juden als Taglöhnern besorgt wurde. Das Pulver wurde in dem mittlern offnen Platze in der Sonne getrocknet, und dann daselbst in Magazine gebracht. Der Platz war viereckigt, und an den Mauern waren Wohnungen angebracht. Diese waren länglicht viereckigt, oben wie Casernen oder Backösen gestaltet, und ohne Licht, außer dem, was die Thüre gab.

(Die Fortsetzung folgt).

Das Schlachtschwert.

(Fortsetzung.)

5.

Der Rath Matthes.

Der Graf schlich unbemerkt aus dem Zimmer, ließ sich im Flure den Oberrock anziehen und befahl vorzufahren; in diesem Augenblick gewahrte er durch die Glasthüre, die von hier aus auf einen Gang führte, den freiherrlichen Schäfer, eine lange grünseidene Geldbörse in der Linken, und mit seiner Rechten ein Mädchen auf die Schulter klopfend, das ein Licht in der Hand hielt; das Gesicht der Geklopften aber konnte der Graf nicht sehn, weil der Freiherr davor stand.

Der Graf wollte das unerwartete Stelldichein näher belauschen, und öffnete leise die Glasthür; diese aber knarrte; das Pärchen fuhr überrascht auseinander; das Mädchen flüchtete in das nächste Zimmer.

Trog den Grafen sein Auge nicht, so war die Fliehende seine Schwertschöne.

„Was Teufel, Baronchen," fragte der Graf den alten Herrn, „was war denn das?"

„Das?" — meinte dieser, schürzte in die lange Grüne einen großen Knoten und lachte, „das ist nichts für Euch, junge Schnüffelanten; das Mädel ist honett; rein wie Ducaten-Gold; da heißt's: Hand von der Butte, Herr Graf, und damit Punktum."

„Zweifle nicht im mindesten daran," entgegnete der Graf, „aber was wollten Sie bei

dem Mädchen? was mit dem Beutel? wer war die Kleine? Sie scheinen doch mit ihr auf einem sehr vertraulichen Fuße zu stehen."

„Mordvertraulich" erwiederte der Baron, nahm den Grafen unter den Arm, und ging mit ihm von dannen; „kommen Sie, wir wollen zum Garkoch draußen am Gänseteich; ich bin hungrig wie ein Wolf, und damit Punktum."

Nur mit Mühe gelang es dem Grafen, den Gemeinen von dem Gange nach der vorstädtischen Garküche abzubringen; er schlug ihm, neugierig, bei der Gelegenheit Näheres über das fragliche Mädchen zu erkundigen, vor, mit ihm zum Italiener zu fahren, aber in seinen hohen Wagen, der vor dem Hause hielt, konnte er den Schäfer platterdings nicht bringen.

„Lassen sie das vierrädrige Luftschiff nur nach Hause fahren," brummte der Baron, „in dem schauklichen Dinge da oben würde mir in der nächsten Straße schon schwindlich werden, und dann ist es auch unchristlich, Menschen und Vieh in der Nacht so lange auf der Straße stehen zu lassen; die Pferde gehören jetzt in den Stall, und der Kerl ins Bette, und damit Punktum!"

„Sie wollten von dem Mädchen —" begann der Graf, dem dieses mehr am Herzen lag, als die Equipage seines Gastwirths, die jetzt nach Hause fuhr.

„Ei was Mädchen —" fiel ihm der Freiherr in das Wort, erst muß ich essen, und dann trinken wir eins. Dabei wollen wir plaudern, aber lange wird der Spas nicht dauern, denn mich verlangt nach dem Bettzipfel, wie dem Hirsch nach frischem Wasser, und damit Punktum."

Tenerelli war endlich erreicht, aber den Baron hier zufrieden zu stellen, hatte der Graf seine tausende Noth.

„In der Garküche am Gänseteich," beheuerte jener mit mehrern kräftigen Eiden, „esse ich mich für neun Grote satt, da hab' ich meine Bratwurst mit Sauerkraut, oder mein Schweinefleisch mit gelber Tunke, oder meinen Speck mit Klößen, und will ich lucae leben, so setze ich für drei Grote Goldwasser drauf; aber hier? Die Sardellen hier kommen mir vor, wie unreife Heringe; eher mag ich unsere Kien- Gall- und Holzäpfel, als die vertrockneten Oliven; die Wagenschmiere, den Kaviar, schenke ich Euch gratis, und mit Euern Austern bleibt mir nun vollends vom Leibe. — Gebt einen Westphälischen Schinken her, und ein halb Spint Kartoffelsallat, und zwei drei Flaschen Madera, dann wird mir wohl besser werden, und damit Punktum."

„Sie wollten mir von dem Mädchen," hob der Graf, seine Neugierde nicht länger bändigend, wieder an, als der Baron die größte Hälfte des Westphälingers verarbeitet hatte, und sich mit gemäßigterm Appetit nun an die kleinere machte. —

„J, Gräfchen," erwiederte dieser, „da ist nicht viel davon zu sagen; das soll einmal meine Schwiegertochter werden, und damit Punktum."

„Ihre —"?

„Schwiegertochter sag' ich Ihnen. Jetzt ist das arme Ding Kammerjungfer bei der Starostin, aber die traktirt das Mädel handisch; pfui Teufel, Herr! die Leute raisonniren immer, daß es keine Gesindeordnung giebt; erst schafft nur eine Ordnung für die Herrschaften. Das Gesinde ist meiner Seel' nicht so schlecht, als Ihr es macht, und wo es nichts taugt, ist der Mangel der Gesindeordnung nicht Schuld, sondern die jämmerliche Einrichtung unserer Dorf- und Stadtschulen, und damit Punktum."

„Das Mädchen ist bei der Staroſtin so übel aufgehoben?" fragte der Graf, um das Gespräch, in dem sich der Baron nach seiner Weise nur gar zu gern vom Ziele verlor, wieder festzuhalten.

„Infam, sage ich Ihnen, infam! Die Brodherrschaften denken heut zu Tage, wenn sie nur ein tüchtig Lohn geben, ist die Sache abgemacht. Zwanzig Thaler sind jetzt so viel als sonst zehne; das Lohn ist das wenigste. Gräfchen, ich habe dreizehn Jahre als Knecht gedient, ich weiß, was es heißt, seine Beine unter fremden Tisch stecken. Der Knecht und die Magd, es sind auch Menschen; beide wollen mit Liebe behandelt seyn, und ihre Freiheit genießen, wer das seinem Gesinde gewährt, hat immer gute Leute, und damit Punktum."

„Nun, und die Staroſtin sollte das arme Mädchen — —" sprach der Graf, und, wenn das Kammermädchen mit dem aus der heutigen Auction eines und dasselbe war, so schnitt ihm der Gedanke, dies liebreizende Kind hart behandelt zu wissen, das Herz entzwei.

„Die Staroſtin," fiel der Schafherr ihm ärgerlich in das Wort, „die Staroſtin ist eine vornehme Frau, und sie wissen ja, wie die vornehme Sorte heut zu Tage ist."

„Lieber Baron" entgegnete der Graf, „werfen Sie nicht alles in eine Klasse; Sie gehören, dem Stande nach, auch zu der Kaste."

„Ich mag zu dem Kasten nicht gehören," erwiederte der Baron hitzig, „ich bin ein Esel gewesen, daß ich mich habe zum Edelmann machen lassen, nun habe ich sie alle vor den Kopf gestoßen: den hohen Adel und das bürgerliche Grobzeuch; aber was wollte ich denn mit meinem Gelde hier zu Lande anders machen? Sie sind fremd hier, und damit Punktum."

„Lassen wir das," erwiederte der Graf, dem der Messerschmidt und der Galgenstrick in seiner Familie, mit denen er erst heute Abend durch den historischen Professor bekannt geworden war,*) noch als fatale Schmeiß-Fliege auf seinem reingeträumten Stammbaume saßen, und ihm diese Seite etwas wund gestochen hatten; „Sie wollten mir von der Kleinen erzählen."

„Nu ja doch, aber Sie unterbrechen mich ja alle Augenblicke. Das Mädel gehört auch in meine Geschichte. Sehen Sie, da hab' ich einen Jungen, einen Elementer, der — doch erst müssen Sie wissen, war ich von hier zu einem großen Herrn nach Polen verschrieben; dort sind alle Schäfer Kafuben; nun, das ist doch ein Volk zum Thüreinrennen; ich besah mir die Gelegenheit und machte meinen Schnitt. Vorher war ich, noch als Junge, mit meinem Vater in der spanischen Barbarei und in Castilien, in der Montana und in der Herrschaft Molina**) gewesen. Hören Sie, das ist ein Hundeland, das Spanien, ein Zipfelchen Wurst, so lang, sehen Sie, Sie mögen mir's nun glauben, oder nicht, drei Grote, und was die Reisenden davon schreiben, ist auch nicht alles wahr; so hatte ich z. B. vor den spanischen Fliegen eine Heidenfurcht; stechen dich so ein Paar Bestien, dacht' ich in meinen dummen Gedanken, so kommst du, das ganze Leder voller Blasen, nach Hause; und — Gott bewahre, die Fliegen dort sind akkurat so, wie die hiesigen, und ich bin doch wohl recht tief drinn gewesen, in Spanien; nachher war ich in Treswater, Wiltschire, Norfolk, Wallis und Moß, und in Deutschland in allen Löchern herumgekrochen, wo nur eine,

*) Genealogen wird erinnerlich seyn, daß Professor Hocker mit seinen Nachrichten über die Lawsche Familie, vollkommen Recht hatte.

**) Schäfereikundige werden wissen, daß die Montana die höchste und die Molina die niedrigste Weide in Alt-Castilien ist, und daß in den übrigen genannten Orten die vorzüglichsten Schafheerden sich befinden.

ein bischen berühmte Schäferei zu sehen war; ich kannte also meinen Rummel. Mein polnischer Herr wollte auf zehn bis zwölf Jahre nach Paris, und brauchte Geld; ich machte also mit ihm einen Contrakt, und kaufte ihm, mit Huthungs- und Winterfütterungsrecht, seine ganze Schäferei nach einem Taxpreis ab, mit der Verbindlichkeit, ihm nach zwölf Jahren meine Heerden wieder nach dem Taxwerthe zurück geben, und für jedes übernommene Stück ihm jährlich ½ Thaler Futter- und Weidegeld zahlen zu müssen. Kuczinski, ein reicher Jude, dem ich die Heerde verpfändete, gab mir das Geld dazu. Seht, Gräfchen, das war mein ganzes Kunststück. die Heerden, die ich übernahm, zählten 4000 Stück, niederträchtiges, langzottiges Vieh, pockig, räudig und vom Gliedwasser, der Fäule, den Egeln, der Drehe und allen Seuchen ruinirt. Die Taxateren schätzten das Stück auf einen Thaler ab; und wie mein Herr Pole mit wüstem Kopfe und leerem Beutel wieder kam, hatte ich meine Schafe so vermehrt und veredelt, daß ich ihm eine Heerde von 9000 Stück zurück gab, die er mit zehn Thaler per Stück durch die Bank bezahlen mußte, die zwölfjährige Nutzung meiner Heerde noch ungerechnet. Zwei Vorwerke war er genöthigt zu verkaufen, um die stipulirte Kaufsumme zu erschwingen, und nun er mich ausgezahlt, wusste ich nicht mit dem Gelde wohin. Dort in Polen wollte ich nicht bleiben, und meine Alte auch nicht. Also ging's mit unserm Schatze hieher in die alte Heimath. Hier wollte ich mich ankaufen, ein großes Gut mit Feld und Wald, und Jagd und Dienften, wie ich ihrer in Polen hätte dutzendweise kaufen können. Da meinten aber die närr'schen Kauze, die Advokaten, die sich in die Kaufgeschäftchen solcher Art nur gar zu gern hineinmengeliren, das geht hier nicht so, das sind Rittergüter; wenn Ihr aber Edelmann werdet, könnt Ihr das ganze Land kaufen, falls Ihr so viel Geld im Beutel habt. Ich lachte ihnen in das Gesicht, und meinte, für meine Paar Thaler, auch ohne ihre Rittergüter und ihren Edelmann, schon leben zu wollen; ich hielt meinen schlichten Namen dazu viel zu lieb und in Ehren, und damit Punktum!"

„Da sind wir ja aber immer noch nicht bis zu dem Mädchen?" unterbrach ihn der Graf.

„Wir werden schon drauf kommen," versetzte der Baron; „laßt mich nur reden, Gräfchen, — also wo waren wir denn stehen geblieben? ja, beim Adelichmachen; ich sagte nein, und blieb schlechtweg was ich war. Aber nun wuchs mir mein Junge, der Matthes, heran; der war ein bischen schwach am Verstande und platterdings zu nichts zu brauchen. In Polen schon, wo ich ihn zum Hüten anzog, überrieb er mir einmal meine beste Mutterheerde, und war Schuld, daß sie mir total verlammte; und hier machte er nichts, als dumme Streiche. Zum Soldaten taugte er nicht, denn er fiel einmal vom Heuboden herunter, und schlug sich alle Vorderzähne aus; da rieth mir denn der Scharfrichter, unser Nachbar, ein grundgescheuter Kerl, ich sollte ihn studiren lassen. Drei Jahre lang studirte er frisch weg, und ich habe jährlich meine baaren tausend Dukaten bezahlt, wie ein rechtschaffener Mann; aber nun saß er da, und kam weder zu Brod noch Ehren; da meinte er denn selber, so ginge das hier zu Lande nicht; wenn er nicht Baron würde, käme er sein Lebelang nicht in die Höhe. Sehen Sie, Gräfchen, was thut man nicht um der lieben Kinder willen; da kaufte ich mir das Stückchen Pergament für zweihundert blanke Louisd'ors, und nun ging's. Mein Matthes sitzt nun

recht breit als Rath da, und hat seinen Sekretär, der muß für ihn schreiben, daß ihm das Fell raucht, und damit Punktum."

„Und nun soll wohl Ihr Herr Sohn? —" fing der Graf besorglich an, den es jammerte, daß das schöne Mädchen dem zahnlosen Taugenichts anheim fallen sollte.

„Ja, Mattheschen soll und muß heirathen; er macht mir sonst zu viel Skandal. Da ist Patriks Clementinchen, das ist die bei der Starostin, die haben wir, ich und meine Alte, für ihn ausersehen. Arm ist sie, wie eine Kirchmaus; aber Schade auf das Geld, von dem Quark haben wir mehr, als wir brauchen. Das Mädel ist hübsch, fromm, fleißig und klug; sie wird den Matthes, den Schlingel, schon kurz halten; und ihr Adel, Schwenzelenze, der ist bald so alt wie unser Glaube, und lange vor Doctor Luthern, wie Irrland noch Hibernien geheißen, hat dort ihr Stammherr das Christenthum gepredigt *), das hat ihr Vater, mein Nachbar, der selige Herr Forstrath Patrik, wohl zwanzigmal erzählt. Als Nachbars-Kinder haben sich die Beiden kennen gelernt, und wenn sie sich einander heirathen, trifft das Sprichwort ein, von den guten Nachbarn, und desgleichen, und damit Punktum."

„Liebt denn Clementine Ihren Sohn?" fragte der junge Graf.

„Was soll sie nicht," entgegnete der Baron lachend, „Mattheschen ist, die Zahnlücken oben und unten abgerechnet, ein recht derber Bursche, und zwischen einer blutarmen Kammerjungfer und einer steinreichen Baronin ist doch, meiner Seele, ein hoher Unterschied. Da wird ihr die Wahl nicht schwer fallen. Sie ist auch schon herumgekriegt; meine Alte hat ihr unsre Pfarrfrau auf den Hals geschickt, die hat ihr die Hölle recht heiß gemacht, und da hat sie denn schon so halb und halb ja gesagt, und damit Punktum."

„Ja gesagt?" schrie der Graf schmerzlich auf.

„So gut wie Ja," erwiederte der Freiherr, und nun wollen wir nicht lange mehr fackeln; noch in diesen Tagen soll die Verlobung seyn. Dazu wollte ich ihr eben heute ein Paar Goldstückchen in die Hand stecken, damit sie sich ein recht nettes Fähnchen auf den Leib schaffen könnte; aber sie wollte platterdings mein Geld nicht nehmen, und meinte, das sie von der Starostin Kleider im Ueberfluß habe, und damit Punktum."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Patrik heißt der erste Missionär in Irrland, der im J. 420 dahin gesandt worden, um die dortigen Heiden zu bekehren.

Ein Beispiel von Feinheit.

Madame de Stael, geborne Delaunay (und folglich nicht die neuere reisende Philosophin, sondern die ältere Verfasserin einer interessanten Sammlung von Briefen) lebte in ihrer Jugend, Armuth halber, bei der Herzogin de la Ferte als Kammerfrau. Einst saß die Herzogin an der Toilette und verlangte Puder. Unsere Stael faßte das Puderkästchen am Deckel und schüttete allen Puder der Herzogin auf den Leib. Diese sagte sehr sanft: Wenn Sie etwas angreifen, so muß dies unten geschehen. Mamsell Delaunay hatte sich die Lehre gemerkt. Sehr behutsam faßte sie den Geldbeutel, den die Herzogin bald darauf verlangte, unten an, und hundert Goldstücke rollten im Zimmer umher. Die Herzogin — lachte.

Neues musikalisches Instrument.

Marstrand in Kopenhagen hat ein neues musikalisches Instrument erfunden, das er Harpinella nennt. Es hat die Form einer Leier, ist kleiner als die gewöhnliche Guitarre nnd im Tone doch der Harfe ähnlich. Durch einen sehr einfachen Mechanismus werden die Halbtöne eben so leicht und genau hervorgebracht, als auf der Pedalharfe.

In tiefster Ehrfurcht.

„Der ich lebenslänglich in tiefster Ehrfurcht verharre — oder: der ich in tiefster Ehrfurcht ersterbe Ew. Königl. Majestät unterthänigster ꝛc.“ So schließen sich, wie bekannt, die meisten Memoriale.

Ein Bittsteller aber, dem dergleichen Submission noch nicht submiß genug schien, submittirte sich also:

Der ich in tiefster Ehrfurcht lebenslänglich ersterbe —

Gedanken und Einfälle.

Der Engländer füttert seine Dichter, der Deutsche läßt sie verhungern.

Ein Gelehrter stellte die Meinung auf: daß die Erneuerung des Evangeliums allen Künsten und Wissenschaften, nur nicht den Aerzten, Schaden gebracht habe! Alle Maler, Bildhauer und Goldarbeiter nämlich hungerten jetzt sehr, nur den Aerzten hätte es Nutzen gebracht, weil man, nachdem die Heiligen aufgehört hätten, zu heilen, nun zu ihnen allein seine Zuflucht genommen!

Ein Weib, das mit Schönheit und Körperreiz zugleich ein demüthiges, zu Gott und den Heiland hingewandtes Herz verbindet, ist der Abdruck des Himmels. Schönheit ohne Adel der Seele ist ein Spiegel voll Rostflecken.

Gehe nicht murrsinnig oder das Leben verachtend durch das Leben! Schätze es, lerne es achten, aber auch weise benutzen. Ein Mensch, dem das Leben gleichgültig ist, ist entweder ein Thor oder ein Bösewicht! Ein guter Mensch liebt in der Welt Gott, und in Gott die Menschheit!

Logogryph.

Im Lande nur, wo ich geboren,
Giebt Scheidung mir geringen Werth,
Hab' ich in's Ausland mich verloren,
Auch nicht der Aermste mich begehrt.

Doch nimmst Du mir das letzte Zeichen,
Verbreit' ich Glanz und Licht um Dich,
Und willst Du auch den Nachbar streichen,
Nennt ein beliebter Dichter sich.

Und willst Du, statt des Dichters Lieder,
Gar machen einen Baum aus mir,
Gieb mir die beiden Letzten wieder
Und streich das Erste weg dafür.

Noch hab' ich einen fünften Namen,
Wird End' und Anfang abgetrennt,
Hat mich der Kaufmann oft, auch Damen
Ergreifen gern das Instrument.

Leicht, Leser, bin ich zu erreichen,
Lies nur sechs Zeilen mit Bedacht,
Entnimm von ihnen vorn sechs Zeichen,
Reih' sie nur gut, dann ist's gemacht.

Verbesserung.

In der vorigen Nummer des Bürgerfreundes, sind in der letzten Berichtigung die Worte Rälin R. wegzulassen. d. R.

N: 69.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag. den 27. August 1818.

Das Schlachtschwert.

(Fortsetzung.)

6.

Der Aufschub.

Der Graf holte wieder Odem. In der Verweigerung das Gold anzunehmen, las er den Beweis, daß Klementine zu der Verlobung keine Neigung habe; er setzte sich mit seiner lebendigen Phantasie die gepreßte Lage des armen Mädchens zusammen, die um den Mißhandlungen der Starostin zu entgehen, den schaudervollen Schritt thue, und sich in die Arme eines Mannes werfe, den sein eigener Vater als einen vollendeten Taugenichts geschildert hatte, und der Worte seiner christlichen Mutter eingedenk, beschloß er bei sich, der Bedrängten sich männlich anzunehmen, und sie von der drückenden Last, die man ihr auf das ganze Leben legen wollte, von dem ungeliebten Manne zu befreien. „Ist denn," fragte er, um das Terrain besser kennen zu lernen, auf dem er manövriren wollte, „ist denn die Starostin wirklich gegen das Mädchen so hart, als Sie vorhin sie schilderten?"

„Ach, das ist eine Bestie," sagte der Baron, und schüttelte lachend den Kopf, „hören Sie, Gräfchen, eine gemeine Kreatur. Denken Sie sich, aber es bleibt unter uns, um tausend gotteswillen darf davon meine Alte nichts wissen, sie drehte mir den Hals um; denken Sie sich: die Starostin hatte, so was man sagt, Absichten auf mich; sie hatte zur Kammerherrin, — Sie werden sie wohl heute gesehen haben, die Alte in dem grasgrünen Moorkleide, mit dem geschminkten Gesichte und eingefallenen Augen, — zu der hat sie gesagt, sie möchte mich wohl einmal sprechen; sie wäre aus Polen, ich wäre dort bekannt, da möchte sie einmal mit mir so recht von der Leber weg reden; überdem hätte sie gehört, ich sey ein charmanter lustiger Herr, und so hätte sie eine ordentliche Passion, mich kennen zu lernen. In den Trödelbuden, draußen vor dem Thore, stoße ich heute früh auf die Kammerherrin; da erzählte sie mir das alles von Wort zu Wort, und sagte, ich müßte partout einmal hinkommen zu der Starostin, und heute noch, da sey Gesellschaft, wo ich viel Bekannte treffen würde. Von der Starostin

munkeln sie zwar hier so unter der Hand wohl mancherlei; aber der Haber stach mich alten Narren doch: ich dachte, wenn sie eine so große Sehnsucht hegt, mußt du doch einmal hin, du kannst sie dir doch wenigstens ansehen. Wie ich also hinkomme, um mit ihr von Polen zu reden, ist sie unmenschlich freundlich und führt mich in ihr Kabinet, wo mir, hol's der Schneider, ganz zweierlei ward, denn als ich mich aufs Sopha setzte, plauzte ich fast drei Fuß tief in die Kissen, so gaben die Federn nach, und alles roch nach Spicköhl oder Lavendel, oder was es sonst mochte seyn; und vor dem Fenster standen lauter Blumen, daß kaum das liebe Tageslicht herein konnte. Bei Kutno, in Cujavien, lägen ihre vormaligen Güter, erzählte sie; in der Gegend dort bin ich wie ein Pudel bekannt; Herr, da habe ich Fetthammel geholt, wie die Schweine, das ist so eine rechte Pflege für das liebe Gottesvieh, wenn's in die Wolle nicht mehr trägt; nun, also, da wußte ich alle große und kleine Starosten und andere Edelleute an den Fingern herzuzählen, aber von einem Mitmagowski hatte ich mein Lebtage dort nichts gehört, und doch, meinte sie, wäre die Familie dort bis Warschau und noch tiefer ins Land, weit und breit zu Hause, halt, dacht' ich, das sind faule Fische mit den Gütern und mit der ganzen Geschichte; aber ich war nicht dumm, ich ließ mir nichts merken und äußerte, daß ich in dem Striche von Polen nicht sehr bewandert sey; nun fing sie an tüchtig zu lügen; bis nach Plock herunter, das war alles ihr gewesen, und Gräfchen, dort sind Wälder, Mohrenfapperment, blos mit dem Lagerholze will ich drei solche Residenzen, wie unsere ist, Jahr aus Jahr ein heitzen; und Klee wächst Euch wild dort, daß das liebe Rindvieh bis an den Bauch darin herumpanscht. Am Ende kam sie dann und rückte mir auf dem Sopha näher, und legte ihre Hand, so wie par Husar, mir auf das Knie, daß mir so Angst dabei ward, als zwickten mich zehntausend Schafzäcken *) auf dem ganzen Leibe herum; sie sagte, daß sie jetzt 10,000 Thl. aus dem Tauschgeschäft ihrer Güter zu erwarten habe, von denen in Kurzem 2000 Thlr. fällig wären; ich könnte ihr einen großen Gefallen thun, wenn ich ihr darauf so etwa ein 500 Thälerchen — verstehn Sie, doch der alte Schäfer ist nicht so dumm als er aussieht; um nun ihrer auf gute Manier los zu werden, sagte ich, das würde sich wohl machen lassen, aber da kann sie lange warten, und damit Punktum."

„Und damit Punktum," wiederholte sinnend der junge Graf; er wußte nun, was er wissen wollte; nur hatte er keinen festen Plan, wie er Klementinen retten könnte. Daß diese den baronisirten Matthes nicht heirathe, und bei der Betrügerin keinen Tag länger bleibe, damit war er mit sich selbst im Reinen, nur kam es ihm abentheuerlich vor, sich als Steinfremder in eine Sache unberufen zu mischen; doch in seiner Brust lag der Beruf.

Wohl der Welt, wenn alle Menschen so fühlten; es wäre manches Leiden, manche Noth, und manche Thräne weniger.

Er schied vom Baron, der am Schinkenknochen knabberte, und ging beim Nachhausegehen vor der Gräfin Haus vorbei, um vielleicht Klementinen zu gewahren.

Noch waren alle Zimmer erleuchtet. Jetzt erst fiel ihm auf das Herz, daß er die Frau vom Hause sammt ihrer Whistpartie im Stich gelassen hatte. Er wollte hinauf und sich entschuldigen, und bei der Gelegenheit suchen, Klemen-

*) Acarus ricinus Lin., in einigen Gegenden auch Zecken genannt.

tinen auf einen Augenblick zu sprechen. Aber in der späten Nacht in die Gesellschaft zu treten, die vielleicht eben im Begriff war, aus einander zu gehen, schien ihm nicht schicklich; er schob seinen Besuch also bis auf morgen auf.

Unglücklicher — glücklicher Aufschub.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausgestorbene Völker.

Ein neuerer Reisender erzählt uns bei der Beschreibung der kanarischen Inseln — vor der Ankunft der Europäer: die glücklichen genannt — daß vor einigen sechszig Jahren der letzte Sprosse ihres ureinwohnenden Volkes in einem einsamen Thal von Teneriffa verschieden sey. — Das ist ein Gegenstand, der nicht für den Mahler, der nicht für den Dichter gemacht ist, und dennoch — bot je die Phantasie ein ähnliches Bild, als das des letzten Sprößlings eines vertilgten Geschlechts? Seht hier diesen Greis einsam an dem Bergstrome des Thals, das sonst die Hütten seiner Väter beschirmte; seine letzten Schritte wanken um die Höhlen, wo die starren Leichen seiner Vorfahren, besser vor der Verwesung, wie ihr Enkel vor dem Verderben bewahrt, Menschenalter durch zürnend harrten: ob denn Keiner ihres Stammes komme, ihren schweigenden Kreis zu vermehren? Seht den letzten ihrer Enkel in der Nacht des Alters und des Verlassenseyns lautlos vergehen. —

Nun seht dort in den Höhlen von Kentuky einen Leichnam, dessen Volksstamm Europa nie kannte, der keine Spur hinterlassen, dessen Lage und Umgebung uns aber zu sagen scheint, daß er nicht der letzte seines Stammes unter der Geissel eines gebildetern Eroberers hinsank.

In dem Staate Kentuky, in der Nähe des grünen Flusses, befinden sich unermeßliche Höhlen, die zum Theil schon lange bekannt und zu verschiedenem Gebrauche benutzt sind. Drei englische Meilen in der Tiefe von einer derselben ward der Leichnam eines starken, sechs Fuß hohen Weibes gefunden, dessen Masse aber bis auf die Schwere von zwanzig Pfund verflüchtiget war. Er saß in einem roh von vier Kalksteinplatten zusammengefügten Sarkophage, ein fünfter diente ihm zum Deckel, ganz den alten Denkmalen gleich, die unter dem Namen Cromleihs in vielen Theilen des brittischen Reiches bekannt sind. Die Knie des Leichnams waren nah an den Leib gedrückt, die Hände über die Brust gefaltet, das Haupt in aufgerichteter Stellung, mit einem kronähnlichen Schmucke geziert, der ganze Körper mit einer Menge Gewänder von grobem Hanf und Weidenrinde verfertigt, bedeckt und behangen. Mehrere Beutel lagen neben ihm mit runden Kügelchen, kleinen Geräthschaften und allerlei Handwerkszeuge angefüllt; eben so, eine Art Arbeits Korb, ein sonderbares musikalisches Instrument und ein Federfächer, fast wie alte holländische Gemählde sie uns zeigen.

Kein nah oder fernes Volk lehrte uns gleiche Gegenstände kennen. Diese Landstriche fand man bei ihrer ersten Entdeckung von Wilden bewohnt, die an Leibesgröße und Kleidung keine Aehnlichkeit mit dieser Todten hatten. Wie manches Jahrhundert mochte sie schon in ihrer stillen Höhle schlafen, bis sie jetzt mit ihrem stummen Munde ihren Störern zuruft: Sohn des gestrigen Tages, du erkennst mich nie!

Die Erste der Hölen, in deren einer diese merkwürdige Entdeckung gemacht ward, ist 40 Fuß hoch und bei 30 weit; vor einigen Jahren ward Salpeter darin gewonnen und Ochsenkar-

ren fuhren zwei englische Meilen tief hinein. Herr Ward untersuchte sie vor Kurzem bis zu einer Tiefe von zehn Meilen. Nachdem er mit seinen Begleitern einige Meilen weit vorgedrungen war, trafen sie auf einen Schlotförmigen Durchgang und nachdem sie von Stein zu Stein gegen vierzig Fuß aufwärts geklettert waren, gelangten sie in einen Raum, dessen Umfang 1800 Fuß, dessen mittelste Höhe 150 betrug. Von hier gingen sie noch eine Meile weiter, und würden vielleicht ihren Weg noch lange haben fortsetzen können. Endlich traten sie in einen Raum, wo ein Anblick ihrer wartete, wie vielleicht noch nie einem forschenden Auge vorkam. Ein einziger Bogen lebendigen Felsens, der in hundert Fuß Höhe acht Morgen Landes überdeckte! — Ihren Beobachtungen nach erwies es sich unwidersprechlich, daß der grüne Fluß, ein Strom der hundert Meilen weit schiffbar ist, an drei verschiedenen Orten über ihren Häuptern geflossen war.

Eine Menge andere Entdeckungen, die in Kentuky gemacht worden, beweisen das ehemalige, in undenkliche Weite entfernte, Daseyn eines Volkes, dessen gesellschaftlicher Zustand, Künste und Bedürfnisse von einem weit größern Grad von Bildung zeugt, als seine jetzigen Ureinwohner bei der Ankunft der Engländer besaßen.

Bericht des Schiffers Arend Wencke über seine Gefangenschaft in Tunis.

(Fortsetzung und Schluß.)

Bei unsrer Ankunft in dem Gefängnisse zu Tunis, trafen wir Landsleute als Gefangene an, nämlich Capitain Gerd Galles mit seinem Sohn und 4 seiner Schiffsleute von dem Schiffe Ocean aus Hamburg, und Capitain Cassen Jansen Cassens aus Horum in Jeverland mit einem Mann.*) Diese bewohnten eines jener Löcher, und wir erhielten ein anderes derselben. Unser Begleiter kündigte uns unsre Ration an, die aus ungefähr 2 Pfund Brod und einen Corub (eine Münze von ungefähr 1½ Groten) für jeden Mann den Tag bestände, und Wasser, so viel man trinken wolle. Die Schiffer erhielten diese Ration doppelt. Dieser Mann, der der Englischen Sprache mächtig war, zeigte sich mitleidig gegen uns; er verschaffte uns Decken zum Ueberdecken, besorgte auch, daß unsre Kleidungsstücke uns zugeführt wurden. Hier lebten wir eingesperrt, und wenn man einmal herausging, welches jedoch nicht weiter als innerhalb der Mauern erlaubt wurde, war einer mit einem Stocke hinter uns her. Auf unserm Lager waren Wanzen, Ameisen und sonstiges Ungeziefer unsre Gesellschafter und Ruhestörer, die uns Jucken und Beulen am Körper verursachten. Man fand auch Scorpione; und im geheimen Gemach hörte

*) Nach einer am 26. Jul. 1817. vor dem Amte Minsen zu Hooksiel aufgenommenen Schiffs-Verklarung des Steuermanns Paul Cassens von Horummersiel, des Sohns des obgedachten Schiffers Cassen Jansen Cassens, war das von letzterm geführte Kuffschiff Christina, von Lübek nach Calais bestimmt und am 13. Apr. 1817. von Lübek abgesegelt, am 15. May in 52° 15′ nördl. Br. bei den Hoofden unweit der Mündung der Maas von zwei Tunesischen Dreimastern genommen. Der Capitain wurde auf eines der Tunesischen Schiffe abgeführt; auch wurden die Schiffspapiere nebst einigen Kleidungsstücken, Kochgeräthschaften und andern Sachen weggenommen. Sieben Tuneser kamen an Bord der Christina als Besatzung. Am folgenden Tage aber wurde das Schiff durch einen Englischen Kutter und eine Englische Brick wieder befreit. Das Schiff kam am 18. in den Dünen an, ging am 29. von dort ab, und lief an demselben Tage zu Calais ein. Das Schiff war leck geworden, wurde mit Ballast geladen, segelte erst am 13. Jul. von Calais ab, und kam am 17. Jul. bei Horummersiel an. — Außer dem befreieten Schiff Christina war auch von den Engländern Eines der Tunesischen Schiffe genommen. Aber dasjenige, auf welchem sich der Capitain Cassens befunden hatte, war entkommen.

man Schlangen zischen. Die Ratzen mußte man immer mit einem Stocke abwehren.

Bald nach unserer Ankunft wendeten wir uns an den Herrn Gerlew, Königlich Dänischen Canzleirath, Chargé d'Affaires und General-Consul in Tunis, mit einer Bitte an alle Herren Consuln der benachbarten Mächte, sich unsrer anzunehmen, für das Nothdürftige unsrer Erhaltung zu sorgen, und um unsre Freiheit Fürsprache zu thun. Wir erhielten die günstige Antwort, daß er und der Königlich Großbritannische Consul alles mögliche zu unsrer Befreiung anwenden würden, und daß sie uns die nothwendigste Unterstützung, so weit solches in unsrer Lage möglich sey, zukommen lassen würden. Wir bekamen auch bald täglich Suppe und Fleisch: auch besuchte uns der Arzt, wenn es nöthig war. Dieses that Herr Gerlew gleich aus freiem Herzen. Als demnächst, durch die Verwendung Sr. Durchl. des Herzogs von Oldenburg bei dem Königlich Dänischen Hofe, auch aus Copenhagen der Befehl an den Herrn Consul erfolgte, uns Hülfe und Beistand zu leisten, erhielten am 23. September wir drei Schiffer und des Cap. Galles Sohn, unter Bürgschaft des Dänischen Consuls, die Freiheit, das Gefängniß zu verlassen, und in der Stadt zu logiren. — Der Herzoglich Oldenburgische Consul in Rotterdam war auch von Oldenburg aus aufgefordert worden, bei dem Niederländischen Consul in Tunis sich nach uns zu erkundigen, und beizustehen und unsre Befreiung zu befördern. Dieser erzählte mir es in der Folge selbst. Vermuthlich hatte er es nicht für nöthig gehalten, seinen Auftrag auszurichten, da der Dänische Consul sich bereits so kräftig für uns verwandt hatte.

Durch thätiges Wirken der Oldenburgischen und Bremischen Regierung wurde inmittelst unsre gänzliche Befreiung vorbereitet. Welche Mittel und Wege dazu angewandt worden, blieb uns unbekannt. Bald erschien zu unsrer Erlösung eine Englische Fregatte. Die Fregatte Ganymed, von Malta kommend, geführt von Capitain Spencer, an deren Bord sich der Gesandte General Maitland befand, kam am 15. October zu Tunis an, und am 18. Oct. erhielten wir unsre Freiheit. Wir wurden vor den General Maitland und Capitain Spencer vorgefordert, und uns wurde angezeigt, daß wir alle frei wären, obgleich die Mannschaft von dem Bremer Schiffe Leda, da dies Schiff nicht in der Nähe von England genommen sey, eigentlich keinen Anspruch darauf machen könne. Ich mußte durch Handschlag auf mein Ehrenwort versprechen, nicht gegen die Türken fechten zu wollen. Man fragte uns hierauf, ob wir unsre Freiheit in Tunis haben wollten, und uns von hier selbst wegschaffen, wobei wir jedoch der Gefahr einer abermaligen Gefangenschaft uns aussetzen würden; oder ob wir unter gewissen Bedingungen mit der Englischen Fregatte nach Malta fahren wollten. Diese Bedingung war: man mußte sämmtliche Kleidungsstücke zurücklassen, sich bei dem Schiffe nackend ausziehen, sich baden und alle Haare auf dem Kopfe abscheren lassen. Dieses mußte geschehen, um dadurch die sonst erforderliche 42tägige Quarantaine in Malta bis auf wenige Tage abzukürzen. Capitain Galles aus Hamburg war, weil er krank war, genöthigt, in Tunis zu bleiben; sein Sohn blieb bei ihm; sie sind über Livorno früher als wir zu Hause gekommen.

Alle übrige, unserer 12, willigten ein, alles zu verlassen, und nackend zu den Engländern überzugehen; wie auch geschah. Wir erhielten zur Bekleidung jedweder eine Jacke, eine lange Hose, ein Hemd, ein Paar Strümpfe, ein Paar Schuhe und einen Hut; welches jedoch alles nicht recht paßte. Am Bord der Fregatte erhielten wir

Königliche Ration, wie es bei englischen Seeleuten Gebrauch; man gab uns auch eine Matraze und eine Decke zum Bett.

Am 23. October kamen wir in Malta an. Wir wurden in das Quarantaine-Haus geführt, wo man zur Ration bei Nacht eine kümmerliche Lagerstätte, und des Tages 8 Pences à Mann erhielt. Ich schrieb hier einen Brief an den Herrn Gouverneur daselbst wegen unsrer Aufnahme, Versorgung und Transportirung nach Hause oder an einen Ort, wo wir unsre Consuln treffen könnten.

Am 7. November kamen wir von der Quarantaine frei, und wurden nach dem Marine-Office oder Zollhause geführt. Man nahm uns hier sehr freundlich auf, versprach, uns behülflich zu seyn, und verwandte sich für uns bei dem Gouverneur. Das Betragen des Herrn Capitains der Polizei, des Marine-Capitains Master Cordes und mehrerer anderer dortigen Beamten macht der Englischen Nation und der Englischen Regierung große Ehre. Man wies uns eine Wohnung in den Soldaten-Baracken an, wo wir zu unsern eigenen Matratzen Pritschen mit Strohsäcken und Decken erhielten, und täglich einen Schilling à Mann an Ration. Auch gab man uns eine Jacke, eine Hose, zwei Paar Strümpfe, zwei Hemde, eine Weste, ein Halstuch und ein Paar Schuhe.

Am 2. December kam das Transportschiff Thomas and Mary aus Corfu an, um sogleich nach Portsmouth abzusegeln. Da aber dasselbe nur für 6 Mann Raum übrig hatte, weil es mit Truppen besetzt war, so mußte ich für mich und meine 5 Leute, und Cap. Cassen Janßen Cassens für sich und seinen Mann und die 4 Hamburger, das Loos werfen. Uns fiel das Loos, mitzufahren. Es wurde eine Rechnung über alle empfangene Sachen gezeichnet.

Am 3. December gingen wir an Bord; unter der Bedingung, am Bord des Schiffs mit zu arbeiten, erhielten wir die Ration der Englischen Seeleute. Wir gingen an demselben Tage unter Segel. Wir hatten viel Sturm, und waren genöthigt, 2 Tage wieder in Malta, 7 Tage in Siragossa in Sicilien, 3 Tage in Gibraltar, 2 Tage in Scillys einzulaufen. Erst am 20. Februar 1818. kamen wir vor dem Hafen von Portsmouth an, nachdem wir unsre Quarantaine bei der Insel Wight gehalten hatten. Am 21. entstand ein heftiger Sturm, und das Schiff war in Gefahr, an der Mauer zu scheitern. Wir verloren zwei Anker und Taue, hatten aber doch das Glück, das Schiff in den Hafen zu bringen, wo man es ohne Anker und Taue auf den Grund setzte.

Am 23. Februar wurden wir ans Land nach dem Zollhause gebracht. Hier gab man uns unsre Pässe, und wir wurden zur fernern Fortsetzung unsrer Reise uns selbst überlassen. Ich wendete mich an die Herren Vanderberg et Hanbury in Portsmouth, die sich unsrer liebreich annahmen, und uns nach London bringen ließen, woselbst wir von dem Hanseatischen Herrn Minister und General-Consul wohl aufgenommen, und mit dem Nothwendigsten versehen wurden, und — nach abgelegter und unterzeichneter Rechnung — mit einem Hamburger Schiff, Capitain Suhr aus Hamburg, nach Cuxhaven abgingen.

Von Cuxhaven gingen wir über Land nach Gestendorf; am 10. März kamen wir daselbst, und am 11. März bei unsern Familien zu Hause glücklich an. Wir trafen unsre Familien munter und wohl an. Unsre Freunde und Bekannte gaben uns ihr inniges Mitleid und ihre aufrichtige Theilnahme durch einen herzlichen Druck

der Hand, bei manchem von Thränen begleitet, zu erkennen. Waren sie freilich nicht im Stande gewesen, uns thätige Hülfe zu leisten, so gebührt doch ihrem wohlwollenden Herzen mein innigster Dank, und ich wünsche, daß der Dank, den ich ihnen hier darbringe, von ihnen möge gelesen und verstanden werden. Ich wünsche aber auch zugleich, daß sie, durch die von mir gemachte Erfahrung belehrt, beherzigen mögen: daß der feste Glaube an Gott, der aus väterlich weiser Absicht uns Leiden auflegt, daß ein ruhiges Gewissen und geduldige Ergebenheit in das anscheinende Unglück, uns nicht verzagen lassen, sondern selbst im härtesten Kampfe mit dem Schicksal uns Muth und Frohsinn geben. Mögen die Lieder Nr. 263. und 265. des Oldenburgischen Gesangbuchs allen Leidenden den Unterricht und Trost geben, den sie uns in der Stunde der Prüfung gewährt haben!

Möchte mein größter Wohlthäter der Durchlauchtigste Herzog von Oldenburg, die hohe Regierung in Bremen, meine Herren Rheder, und alle andre, die durch Rath und That zu meiner Erlösung aus der Sclaverei beigetragen haben, hier meinen Dank finden, und ihn genehmigen! Ich kann ihnen nichts wiedergeben, als ein Herz voll Dankbarkeit und Liebe; es ist zwar wenig, aber alles, was ich besitze.

Arend Wencke.

Die Gerichtsnacht.

Ein Traum.

Die Posaunen schmetterten zum Weltgericht. Und die Gräber thaten sich auf, und die Sünder traten vor den Weltrichter. Und sie fielen alle vor ihm nieder und zitterten, und horchten mit ängstlicher Erwartung auf seinen Spruch. Er schüttelte ernst sein Haupt. Da stieg einer von den untersten Stufen des Thrones nieder, der hielt ein Buch in der Hand: und jeder Buchstabe darin war ein Ton aus der Vergangenheit, eine Erinnerung aus dem Leben. Und die Töne kreischten zusammen in einen gräßlichen Chor, und lagerten sich um die Verbrecher herum; und vor den Augen der Sünder lagen alle ihre Thaten mit ihren Folgen aufgedeckt. Sie wandten wohl Augen und Ohren ab; aber vergebens! denn vor und hinter ihnen klangen die Töne ohne Ende, und das Echo gab sie heulend wieder, wenn sie in der Unendlichkeit verzittern wollten. Da trat der Vergeltungs-Engel vor den Weltrichter und sprach: „Herr! was soll der Lohn seyn, der Bosheit, die Deine Saaten frech zerstörte?" Und der Richter rief das eine Wort: „Ewigkeit!" Die Sünder hörten es, stürzten nieder in ihre Knie, und jammerten: „Vernichtung komme daher und begrabe uns!" Aber es war leer und still ringsum; und durch die Todtenstille hallte es gräßlich nach: „Erinnerung und Ewigkeit!" —

Die Champagnerflasche.

August der Starke, König von Sachsen, hatte einst während eines Landtages zu Dresden die vornehmsten Stände zur Tafel geladen. Natürlich fehlte es dabei nicht an Champagner. Ein Page kaperte bei der Gelegenheit eine Bouteille und steckte sie in seine Rocktasche, welches sich recht bequem thun ließ, indem die Pagenuniformen damals ziemlich lang und weitfaltig getragen wurden. Unausgesetzt beschäftigt, ist der Page unglücklicherweise nicht im Stande, des feurigen Kleinods sich zu entledigen. Des letztern Geist aber wird durch die starken Dienstbewegungen des Pagen rebellisch, sprengt, als letzterer eben hinter dem König steht, den Stöpsel, und wirft diesen nach der Decke, wäh-

rend der Champagnerschaum aus der Tasche gerade die Richtung nach der Perücke des Monarchen nimmt und diese so taufft, daß die Allongen zu Weintraufen werden. Ein Theil der Gäste erschrickt, der andere kann kaum das Lachen verbeißen — der Page, mehr todt als lebendig, stürzt dem König zu Füßen, und der König — schickt den Champagner-Dieb auf der Stelle fort, — — ja — aber — nicht aus dem Dienste, sondern nach — einer trocknen Perücke — und rieth ihm dabei, dergleichen Flaschen ein andermal nicht so lange mit sich herumschleppen, denn — setzte er gutmüthig hinzu: — Monsieur le vin de Champagne n'est pas de la bierre de Dresde.

Gedanken.

Jener sprach von den schlechten Zeiten und meinte in vollem Ernste, daß sogar die Vögel jetzt nicht mehr so fröhliche Lieder sängen als sonst.

Seitdem das Gold die menschlichen Kräfte bezeichnet und repräsentirt, kann man ein Land ohne Waffen erobern; bei Sparta wäre dies nicht angegangen.

Der Held.

A.

Wild stürzt er sich in's Schlachtgetümmel —

B.

Der Reiter?

A.

Nein, sein braver Schimmel,
Und denkt! wo blieb der wack're Groß?
Er ward —

B.

Blessirt?

A. Nein, bügellos

Und fiel —

B.

O weh! in Feindes Hand?

A.

Vor'm Schlachtbeginn noch in den Sand!

Neue Sprichwörter.

(Fortsetzung.)

Krankheiten sind oft herbe Früchte unserer eigenen Saat.

Sieht man die Gänse nicht, so hört man sie doch.

Wer nicht zu reiten versteht,
Weit sicherer zu Fuße geht.

Sandkörner giebt es mehr in der Welt, als Goldkörner.

Die Unordnung ist ein kostbarer Hausgenosse.

Zuerst der Mann macht schlecht das Weib,
Zuletzt den Mann macht schlecht das Weib.

Wer barfuß reiset, reiset zwar unbequem, aber am sichersten.

* Zweysylbige Charade.

Die erste Sylb', ein kleines Wörtchen nur,
Das ausgesprochen Weniges bedeutet. —
Gleichgültigkeit zeigt's an, jedoch man leitet
Den Sprecher selbst, oft auf des Wörtchens Spur.

Doch wandeln wir vergnügt auf freier Flur,
Und ist der Blumen Pracht stolz ausgebreitet,
So ruft die zweite Sylbe man; und scheidet,
Gott preisend, als den Schöpfer der Natur.

Bei Namensfesten, wird sehr oft das Ganze,
Als opfernd Denkmal innig dargebracht. —
Auch oft gewunden, zu 'nem Musenkranze;

Wer lösen will, den Sinn von diesem Wesen;
Hat sicher auch darüber nachgedacht;
Obgleich er eben jetzt es erst gelesen.

Z.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 68.

Heller.

N: 70.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 30. August 1818.

* An G.

O theurer Meister, bleibe verehrt du mir,
Des Dankes Wonne und des beseligten Herzens
Empfindung weihe ich dir! Ich winde des Kranzes
Dunkles Grün im Geist um die hohe Schläfe
Dir, dem Heiliggesprochnen!

Wer faßt dich, wer faßt deinen Geist, wer fühlte
Nicht an sich selbst, daß er dir nachstehn muß,
Wenn er versucht, dir nachzuempfinden,
Oder zu forschen, zu denken, zu überwinden
Welten des sinnenden Geistes.

Als ein Neugeborner, ein Neuerschaffner
Fühle dich heut, der selbst du erschufst
Schöpfungen ewiger Kraft, Himmel und Welten,
Und flammende Höllen — am Grab, an der Wiege
Lieblich dämmernde Träume.

Alles hülltest du ein in der Sanftmuth Gewand,
Daß es Anmuth werde — es rolle der Donner,
Oder es lächle der Stern, es tobe die Meerfluth,
Oder es säus'le der West — Die Kraft mit der Anmuth
Ists, die dein Eigenthum bleibt!

„Nirgends walte ein Dorn" — so sprechen die Züge
Noch in deinem Antlitz, jugendlich-heiter
Blickst du noch mit dem Feuer des Jünglings,
Heil uns! Er welkte nicht, wenn er auch alterte,
Heil uns, er alterte nicht!

Noch steht er kräftig und jugendlich da,
Und die Erde schlang fast siebenzig kreisende Bahnen
Schon um die Sonne! Auf seine Werke gestützt,
Wird unsterblich der Sterbliche. Wird ihm ein Lohn,
Ist es die Ewigkeit! — n.

Bremen,
am 28sten August 1818.

Das Schlachtschwert.

(Fortsetzung.)

7.

Die Courierreise.

Die Starostin war verschwunden; am frühen Morgen war sie abgereist; mit ihr Clementine.

Aus Polen waren, bei der Polizeibehörde des Orts, Nachrichten eingelaufen, daß die sogenannte Starostin Mitmagowska, eigentlich Maruscha Kosmowska heiße, in einem der angesehensten Häuser Cujaviens Szlachecka*) gewesen,

*) Die in Polen befindlichen Deutschen sprechen dies Wort gewöhnlich Schlachtschunka aus; es wird darunter ein unbemitteltes Fräulein, in der Regel weitläuftig oder näher mit dem Hause, in dem es sich befindet, verwandt, verstanden, das mehr Gesellschafterin als Dienerin ist, und

ihrer Herrschaft, durch deren Güte sie erzogen und in allem wohl unterrichtet worden, mehrere tausend Dukaten entwendet habe und landflüchtig geworden sey. Man hatte dieser Benachrichtigung eine genaue Personbeschreibung, die Bemerkung, daß Maruscha Französisch und Italienisch ziemlich geläufig spreche, und das Ersuchen beigefügt, die Strafbare aufzuheben und zurückzuliefern.

Die schlaue Maruscha mußte, durch ihre Verbindungen mit mehrern jungen Leuten im Polizei-Bureau, von dieser Correspondenz Wind bekommen haben, und hatte sich unverzüglich auf- und davon gemacht. Kein Mensch wußte wohin; aber allen, ohne Ausnahme, mit denen sie irgend in Verbindung gestanden, hatte sie entweder im Spiele große Geldsummen abgewonnen, oder ihnen nicht unansehnliche Posten abgeborgt, oder sie sonst sich von ihnen zu verschaffen gewußt, und der Betrag der hinterlassenen Schulden bei mehrern Kaufleuten und Gewerken aller Gattung beurkundete den alten Satz, daß, tausend gemachter Erfahrungen ungeachtet, der feine Gauner in dem rechtlichen, ehrlichen Deutschland, sein Glück zu machen immer gewiß seyn kann, wenn er nur den äußern Anstrich von Wohlhabenheit zu behaupten weiß.

Die Gläubiger der mittlern Stände, die auf offenem Wege ihr geborgt hatten, und jetzt, bei der Betrügerin ihr Geld zu verlieren, Gefahr liefen, drangen auf Verfolgung der Abscheulichen durch Steckbriefe und alle andere gerichtliche Mittel; andere aus höhern Klassen die wahrscheinlich wünschen mochten, mit der verführerischen Polin nie wieder in Berührung zu kommen, schrieben die an sie verlornen Summen lieber in das große Buch ihrer Geheimsünden, als daß sie dieserhalb laut geworden wären, und noch andere, das böse Publikum sagte: sogar Herren mit hohen Titeln und blitzenden Sternen, mochten mit der hübschen Sünderin in so sonderbaren Verhältnissen gestanden haben, und bei der Freizüngigkeit der Schaamvergessenen von der Einfangung derselben so mancherlei Enthüllungen menschlicher Schwächen befürchten, daß dem Polizei-Vorgesetzten die, ohnehin sehr klaren, Flügel ganz gebunden waren, und, um vor den Augen des rechtlichen Theils doch etwas zu thun, erst mehrere Tage nach Maruscha's Entweichung in Berathung gezogen wurde, welche Schritte zu deren Nachspürung gethan werden sollten.

Der junge Graf war über diese Zögerungen außer sich. Er sprach darüber in den Häusern seines Ranges, in die er eingeführt war, laut; aber Niemand antwortete ihm, denn jedes that, als ob es ihn nicht höre; jedes war ja in dem Hause der polnischen Maruscha gewesen; alle, selbst die ersten Damen der Stadt, hatten sich zu ihren Assembleen, Soirees, Thees, Diners, Gouters und Soupers, parties fines ꝛc. gedrängt; von allen hatte sie ja Mittags 12 Uhr im Bette die Morgenvisite empfangen; natürlich war allen den Kreisen der feinen Welt jetzt jedes Wort von der Verlaufenen eine Wehthat, und in ihrem Sinne verrieth der junge Graf einen auffallenden Mangel an Conversationston, diese fatale Seite nur im mindesten berührt zu haben.

Aber dieser ließ sich nicht stören, er gestand, daß ihm die Schlauheit, mit der die polnische Kammerjungfer hier die ganze große Welt ge-

---

daher mit der Familie speist und sich immer in ihrem Kreise aufhält. In großen polnischen Häusern auf dem Lande giebt es oft fünf bis sechs solcher Mädchen, die dem Fremden, der bei den gastfreundlichen Polen immer willkommen ist, dem Aufenthalt im Hause ihres Gebieters auf mannigfache Weise angenehm zu machen wissen.

täuscht, Spaß mache; er ließ ihr, hinsichtlich der Haltung ihrer Rolle, alle Gerechtigkeit widerfahren, und bemerkte, daß sie nur ein einzigesmal aus dem Takt gefallen, als der Schäfer-Baron bei seinem etwas kurzen Abschiede in die Gesellschaft das Wort Henker gerufen, bei dem sie wohl eine Ahnung ihres Schicksalsstricks möge angeweht haben; allein, er fand unbegreiflich, wie man eine Person, die gewiß im nächsten großen Orte ihrem betrügerischen Spiele eine neue Bühne baue, so unverfolgt in das Blaue fahren lassen könne; und wie gefunden war ihm Matthes, auf den er in einem dieser Zirkel stieß, und den er mit gefaltenen Händen fragte, ob er denn seinerseits nichts gethan, um wenigstens Clementinen zu retten.

„Aber sagen Sie mir," hob dieser an, und warf den Blick seines verliebten Auges verwundert und hohnlächelnd auf den Frager, „was geht mich denn die ganze Geschichte an? Meinetwegen mag die polsche Maruscha mit ihrem Tinel fahren, wohin sie will."

„Clementine ist ihre Braut," entgegnete der Graf mit Bestimmtheit, „so sagte mir Ihr Herr Vater selbst."

„Ach, ich dachte, was mich bisse," erwiederte Rath Matthes lachend. „Mein Vater ist ein Narr, und wenn ich wollte, könnte ich es übel nehmen, daß sie denken, ich würde einer Zofe — — so einer Jungfer Zimp — —

„Was wollen Sie mit dem Worte sagen, Herr Baron?" fragte der Graf mit einer Heftigkeit, als juckte es ihm nach einer guten Klinge in allen zehn Fingern.

„Jungfer Zimp?" wiederholte Matthes, von dem dunkeln Auge des jungen Grafen unangenehm getroffen; „I nu, Zimp heißt in unserer Sprache hier zu Lande so viel, als ehrbar. Papa hatte mit der Tinel einmal die Marotte; aber, Gott sey Dank, da sind, wenn ich per forge heirathen soll, noch ganz andere Mädchen von Familie; ich brauche nur zu pfeifen; nicht wahr, Rosälbchen?"

Rosalba, des Ministers wunderholde Tochter, wendete sich schaamglühend gegen das Fenster, ihre Mutter schüttelte indignirend den Kopf, die andern lachten.

„Clementine ist auch von Familie, sagt Ihr Herr Vater," versetzte der Graf, von dem Lachen ein wenig gereizt.

„Pfaimus sprechen die Lateiner," erwiederte Matthes, und feixte, als hätte er etwas recht Witziges gesagt: „das heißt, wir sind es gewesen; aber jetzt passirt davon nichts mehr; Patriks Tinel heißt Mamsell, und damit Punktum, sagt mein Papa; ihr Großvater schon hat den Adel fallen lassen; das geht so in der Welt, wenn die Leute kein Geld mehr in der Tasche haben, dann machen sie den Finger naß und streichen sachtchen die Sylbe von weg; wutsch sind sie wieder bürgerliche Leute, wo sie sich schon eher etwas gefallen lassen können."

Die Ministerin — man sah ihr den Unmuth an — wollte etwas Bitteres sagen, doch der Graf fragte rasch: „aber rein, fleckenlos, unschuldig ist Clementine doch?"

„Wie ein Bälämmchen," sagte der Rath, und zog das zahnlose Maul, sich vor Lachen ausschüttend, über das ganze sinnige Gesicht. „Wenn die halbwege hätte gewollt, Herr, nach der sind sie doch gewesen, wie die Falken, aber, ne, das ist wahr, da kann ihr keiner was nachsagen."

„Also nicht Ihre Braut?" hob der Graf an, und ein Stein fiel ihm vom Herzen, der zweite aber lastete ihm noch schwer. „Das Mädchen muß aus den Klauen der Polin und das je eher je lieber, sonst geht sie unter."

*

„Aber, Menschenkind," fragte die Kammerherrin, die neulich bei der Soirée, in dem grasgrünen Moorkleide geglänzt hatte, heute aber ihre sechszigjährige Gestalt, altdeutsch zum Besten gab, was nehmen Sie denn an dem Mädchen vor einen sonderbaren Antheil? Kennen Sie denn das Ding?"

„Gnäd'ge Frau," antwortete der Graf empfindlich, „in jener Zeit, als Ihr Gewand noch Mode war, frugen das die Frauen nicht. Ein unschuldiges Mädchen, in den Händen einer ehrvergessenen Weibsperson, steht an einem schroffen Abgrunde; vielleicht nur noch ein Schritt, und es stürzt, unwiederbringlich verloren, in die Tiefe des Lasters hinab; das Mädchen ist arm, es hat alles verloren, seinen Namen, sein Vermögen, seine Eltern, seine Freiheit; bedarf es noch dringenderer Ansprüche, an jeden, der helfen kann?"

Rosalba hatte sich, wie die Lupine zur Sonne, ohne es zu wissen, zum Grafen gewendet, und sah den jungen fremden Mann, der für Clementinens Unschuld, das aus diesem Kreise längst verlorene Ritterwort so rasch und lebendig führte, mit Wohlgefallen an.

„Aber Schatz!" hob spöttisch lächelnd die Kammerherrin zum Grafen an, „was wollen Sie denn nun beginnen? Sie können hinter der Jungfer Unschuld durch die ganze Welt reiten, ehe Sie zum Ziele kommen; und gesetzt, Sie finden endlich den gesuchten Engel, wissen Sie denn, ob er nicht unterdessen gefallen? Die Flammenschwerter vor dem Paradiese sind nicht mehr gäng und gäbe."

„Leider nein," sagte verdrüßlich der Graf, und sein Auge fiel ohne Willen auf die Juwelenbelasteten gelben Halsrunzeln der Kammerherrin, unter denen eine Busennadel funkelte; diese aber steckte dies Flammenschwert höher, um jedem Unberufenen die Aussicht in das steinige Arabien, wo vordem ihrer Reize Paradies gelegen, zu benehmen.

„Und gesetzt, mon cher," fuhr sie schreiend fort, „Sie finden die Mamsell noch ohne Makel, was wollen Sie mit ihr beginnen?"

Rosalba schlug ihr schönes großes Auge, ohne es zu wissen, bei der Frage fester auf den Grafen an, als fragte sie das mit.

Bis dahin hatte sie den jungen Fremden, den sie hier zum ersten Male sah, mit gefälligem Antheil betrachtet; sein jugendliches Aeußere, seine kräftige Frische, das lebhafte Gefühl für Recht und Zucht in der hochgewölbten Brust, das freie Wort auf den blühenden Lippen, das ernste Feuer in dem blitzenden Auge. — Rosalba hatte sich sonderbar bewegt gefühlt; ein nie bekanntes Wohlbehagen hatte ihr den Schwanenbusen süß und heimlich durchschauert, und leise hatte sie sich gestanden, daß das ganze Wesen dieses Fremden, dessen Namen sie nicht einmal kannte, so recht gemacht sey, um die flachen Pflastertreter und Windbeutel ihrer gewöhnlichen Zirkel, in den ihnen eigenthümlichen Schatten der Erbärmlichkeit zu stellen; aber als der junge Graf auf jene Frage lächelnd erwiederte, „nur erst haben, um das Beginnen alsdann ist mir nicht bange," da flog der kalte Reif über die ersten zarten Keime des stillen Wohlwollens, was in ihrer jungfräulich reinen Brust Wurzel geschlagen hatte. Nach ihrer Ansicht hätte der Graf antworten müssen, daß er für Clementinens anständiges Unterkommen sorgen werde, das wäre keusch und ritterlich gewesen; auch konnte sie sich eine kleine, sie überwallende Empfindlichkeit nicht bergen, daß der Graf über die durchgegangene Clementine, sie, die fast dicht vor ihm Stehende, so ganz und gar übersah, daß er für sie keinen einzigen Blick hatte, daß

er that, als ob sie gar nicht da sey. Die ganze Stadt nannte mit Recht Rosalba eines ihrer schönsten Mädchen; die junge Männerwelt feierte jedesmal, wenn sie, was selten geschah, in ihre Kreise trat, ihre Erscheinung als ein Fest; Hunderte umschwärmten die Liebenswerthe, und wenn die eine Hälfte über den kleinen Fuß, die zarte Flaumenhand, den herrlichen Wuchs, die Himmelsmilde im Engelsgesichtchen, die knospenden Rosen auf den Wangen, die schwellenden Lippen und das niedliche Näschen, den Verstand aufs Grundeis setzte, daß er vor ihren sichtlichen Augen unterging, so wußte die bessere ihren klaren Sinn, ihr reines Herz, ihr weiches Gemüth zu würdigen. Mit den fadesten, wie mit den feinsten Schmeicheleien hatte man den Weihrauch versetzt, der von allen Seiten qualm- und duftweise zu der Sonnenhöhe ihres Liebreizes emporstieg; nur der junge Graf war der Einzige, der ihr noch kein freundliches Wort gesagt hatte.

„Wollen Sie im Ernst etwas für das arme Mädchen thun," sagte die Mutter jetzt zum Grafen mit der sanften Stimme, in der sich die Theilnahme an dem Wohle des gefährdeten Wesens aussprach, so lohne Sie Gott dafür; es ist recht edel von Ihnen, sich des unerfahrnen Kindes anzunehmen, das nach dem Tode der Eltern ganz allein steht; die Mutter war eine wackere Frau, das Mädchen ist ihr Ebenbild, fromm und von unbescholtenem Wandel."

„Dann ist meine That eine gute," rief der Graf begeistert, „und Eile ist vonnöthen."

Er ergriff seinen Hut, verbeugte sich gegen die Gesellschaft und brauste von dannen.

„Noch ein Wort, Herr Graf," rief die Ministerin, und der Eilige kehrte zurück, und sein Blick fiel jetzt auf Rosalba, die neben der mütterlichen Excellenz stand, wie ein Engel der Unschuld und des Friedens, und als träfe ein electrischer Schlag ihn mitten in das Herz, so zuckte es ihm durch alle Glieder, wenn er dem schönen Mädchen in das Auge sah. Er schlug das Seine nieder, als könne er vor dieser Klarheit im Ebenbilde seines Gottes, nicht bestehen. Rosalba aber lächelte still freundlich vor sich hin; man hätte ihr für diesen Augenblick alles Geschwirre eines zehnjährigen Hof-Glanzes bieten können, sie hätte ihn nicht verkauft.

„Sollten Sie" sprach die Ministerin weiter, „Clementinen finden, und sie sich bis dahin der Aufnahme in ein rechtliches Haus nicht unwürdig gemacht haben, so steht ihr gern das unsrige offen."

Der Graf, von der mütterlichen Güte der alten Ministerin angenehm überrascht, wollte ihre Hand an seine Lippen ziehen und ergriff in der Hast Rosalba's kleine Rechte, die auf der Mutter Arme lag, drückte einen so glühenden Kuß in die rosigen Grübchen, daß ihr alle fünf Fingerchen den ganzen Tag weh thaten, und stürmte zum Zimmer hinaus.

Schon in einer Viertelstunde raste er in einer leichten Chaise unter den Fenstern der Gesellschaft vorbei; der Postillion wollte blasen, aber der Wagen schutterte auf dem Pflaster so gewaltig, daß das Posthorn ihm vor dem Munde wackelte, und der arme Schmettervirtuose keinen Ton finden konnte. Alle lachten; Rosalba aber schwamm in Seeligkeit, denn als der Verfolger herauf gegrüßt, hatte er, meinte sie in der Tiefe ihres stillentzückten Herzens, nur sie im Auge gehabt.

(Die Fortsetzung folgt).

Welche Tänze waren in Deutschland vor hundert Jahren Mode?

Das nützbare, galante und curiöse Frauenzimmer-Lexicon, auf Begehren ausgestellet von Amaranthes (Leipzig, bei Johann Friedrich Gleditsch und Sohn 1715.) giebt hierüber folgende Auskunft: „Die bekannten und dem Frauenzimmer gewöhnlichsten Französischen Tänze seynd nachfolgende: Courant simple und figuré, Menuet, Passepied auf vielerlei Arten, Aimable Vainqueur, Charmant Vainqueur, Guastalla, Menuet d'Anjou, Menuet Allide, le Contretems, Menuet figuré, Menuet en quatre, la Princesse, Rigoudon, Bourrée, Gavotte und dergl., deren fast alle Monate in Frankreich neue erfunden werden. Die Englischen aber, so mit vielen Personen getanzet werden, seynd der Schieß-Tanz, Leyer-Tanz, Namen-Tanz, Jalousie-Tanz, Großvater-Tanz, Wink-Tanz, Licht-Tanz, Hahne-Tanz, Reverenz-Tanz und dergl." Andere als französische und englische Tänze, kennt der Lexicograph nicht.

---

* Schutzpockenimpfung.

In der am 3. d. M. publicirten obrigkeitlichen Verordnung über diesen Gegenstand, hat man, was den medicinischen Theil derselben betrifft, mehrere Lücken bemerkt, die, wenn sie nicht ausgefüllt werden, wesentliche Nachtheile für die Impflinge und das Impf-Institut veranlassen müssen. Zwei der auffallendsten und wichtigsten mögen hier erwähnt werden.

Erstlich ist nicht bestimmt worden, welches Alter Kinder erreicht haben müssen, um des Vortheils der Schutzpockenimpfung im Institut theilhaft werden zu können. Nun ist aber leicht vorherzusehen, daß, vorzüglich wenn (wahre oder falsche) Gerüchte von in der Nähe befindlich seyn sollenden Menschenblattern sich verbreiten, viele Kinder von 3 bis 4 oder 5 Wochen dem Impf-Institute, vielleicht aus ziemlicher Entfernung, zur Impfung werden zugeführt werden. Jeder vernünftige Arzt und Wundarzt wird jedoch bei dergleichen zarten Geschöpfen die Impfung abrathen, weil bei denselben, sowohl durch die örtliche Entzündung und Eiterung, als auch durch das Vaccinefieber, in der Regel sehr leicht heftige und selbst gefährliche Zufälle entstehen. Daher wäre es sehr zweckmäßig gewesen, wenn in dieser Rücksicht ein gewisser Zeitpunkt festgesetzt worden wäre. — In dem musterhaften Vaccine-Pock Institution in London wird kein Kind vor der siebenten Lebenswoche eingeimpft.

Zweitens. In dem 8. Paragraph der angegebenen Verordnung ist vergessen worden zu bestimmen: unter welchen Verhältnissen die im Institut geimpften Kinder acht Tage nach der Impfung der Commission nicht vorgezeigt zu werden brauchen.

Von sehr vielen Krankheiten, worunter Zufälle des Zahngeschäftes und epidemische Kinderkrankheiten wohl die häufigsten seyn möchten, können Kinder jeden Tag nach der geschehenen Impfung befallen und dadurch der Transport derselben in das Impfhaus für die leidenden Kleinen höchst nachtheilig und gefährlich werden. In welche Verlegenheit kommen hier nicht die Angehörigen! Werden die Kinder nicht vorgezeigt, so wird zufolge der Verordnung, kein Impfschein ausgestellt, die Impfung ist null und nichtig und muß, zur großen Unbequemlichkeit der schuldlosen Unglücklichen, unnützerweise noch

einmahl vorgenommen werden. Also um dieses zu vermeiden werden viele, besonders aus den untern Classen, die Kinder der Gefahr, welche der Transport mit sich bringt, aussetzen. Glück genug, wenn weiter keine nachtheiligen Folgen davon entstehen! Dies ist aber nicht stets zu erwarten, und es müßen, gegen den guten Willen desjenigen, welcher den 8. § entworfen hat, nicht allein die kranken Individuen, sondern auch das Institut in Nachtheil kommen, weil jeder, der seine Kinder liebt, Anstand nehmen wird, dieselben im Institut impfen zu lassen.]

Graf Marchmont.

Lord Binning saß wenige Stunden ehe Marchmont starb, an dessen Bette. Der Sterbende lächelte, da fragte ihn dieser, weshalb? Marchmont antwortete: „Ich habe so meinen Spaß, wenn ich mir überlege, wie verdrüßlich die Würmer seyn werden, wenn sie denken, sich ein recht gutes Mittagsbrod an meinem Leichnam zu machen, und nichts als Knochen finden.“ Marchmont war 84 Jahr alt und sehr mager.

Lesefrüchte.

1.

Bredows Chronik des 19ten Jahrhunderts, Jahrgang 1807, enthält eine Anekdote, welche mir ein so herzliches Lachen abgenöthigt hat, daß ich den Lesern dieser Blätter, von denen wohl der geringste Theil jenes instruktive, aber bändereiche, Werk ganz durchliest, durch deren Mittheilung ein Vergnügen zu machen hoffen darf.

In einem französisch-lateinischen Wörterbuche von Boiste findet sich in der 2ten Auflage vom Jahre 1803, Seite 750, buchstäblich folgender Artikel, also gedruckt:

Spoliateur, s. m. Spoliator; qui dépouille, qui vole.

C. C. Spoliatrice, s. f. Buonaparte.

Im Jahr 1804, als schon mehrere hundert Exemplare des Wörterbuchs verkauft waren, bemerkt man diesen Artikel. Der Verfasser, der Verleger, der Drucker werden arretirt, alle Exemplare des Wörterbuchs weggenommen und die Pressen versiegelt. Boiste kommt zum Verhör, beschwert sich mit Trotze über dieß Verfahren: Und wozu dieß Alles? — Haben Sie, fragt man ihn, dieß Wörterbuch geschrieben? — Ja! — Haben Sie diesen Bogen, dieß Blatt, diesen Artikel geschrieben? — Ja! — Und Sie fragen noch? was hat, mein Herr! der Name „Buonaparte“ in Ihrem Wörterbuche zu thun? — Mich zu rechtfertigen; es war meine Pflicht, meine Quellen zu nennen: das Wort: „Spoliatrice“ hab' ich sonst nirgend gefunden, als in einem Aufsatze des Moniteur, von dem und dem Tage, Monate und Jahre, wo es heißt: „la nation Angloise, cette nation Spoliatrice.“ — Aber warum ist der Name mit so ausgezeichnet großen Lettern gedruckt? — Aus Respekt, weil es der erste Konsul ist. — Man sah nach im Moniteur, fand die Sache wahr, alle Arretirten wurden freigelassen, dem Verleger indeß aufgegeben, das Blatt umdrucken zu lassen, und den Namen Buonaparte auszustreichen. In den neuen Exemplaren liegt ein Carton ein und hinter spoliatrice, s. f. steht ein einfaches B; doch cirkuliren noch mehrere Exemplare, in denen sich der Name vollständig findet.

Gedanken.

Gewöhnlich entsteht durch den Tod eines Familienvaters eine Störung der Ordnung in der Familie; wenn derselbe aber nach Jahr und

Tag wieder erschiene, so würde die Störung, die er alsdann verursachte, oft größer seyn als die erstere.

Nichts macht leichter tolerant im Umgange mit Menschen, als der Gedanke, daß das Amt eines Lehrers und Erziehers eines der schwersten und undankbarsten ist, und daß man also thörigt handelt, sich unaufgefordert damit zu befassen.

Die Systeme der Menschen über die Entstehung der Welt gleichen den Betrachtungen der Käsemilben über die Verfertigung des Schweizerkäse.

---

* Einige sehr schöne Worte, als Todes Anzeige bei Sterbefällen zum Abschreiben zu empfehlen.

(Aus einem der Juli Stücke des Osnabrücker Anzeiger.)

Es ist mir einerlei, was ferner das Schicksal über mich verhängen mag, nachdem ach! der grausame Tod mir meinen zärtlichen Jodocus Peter Prätzel, vormals Kaufmann auch Succentor an der hiesigen Kirche, im 80sten Lebensjahre an der Folge einer hartnäckigen Diarrhée am 9. dieses Monats entrissen hat.

Ach! einsam traure ich am Grabe meines Prätzel, dessen Stelle mir wohl sobald nicht ersetzt werden dürfte.

Die von dem verstorbenen geführte Handlung werde ich aber mit Hülfe eines mannhaften Handlungs Dieners, nach welchem ich mich umsehe, nach wie vor fortführen und bemüht seyn, das Publikum so zu bedienen, daß es hierinn die Lücke nicht fühlen wird, welche der Tod in meinem Herzen und auch in meinen Armen gemacht hat, indem er unerbittlich Prätzel als Opfer forderte. Die Asche des Verblichenen, welche in meinen Thränen schwimmt, empfehle ich dem geneigten Andenken meiner Freunde und Verwandten. Langenberg, den 11. Juli 1818.

Wittwe Thekla Prätzel
geborne Hund.

Feine Artigkeit.

Lady C. scherzte mit dem türkischen Gesandten über das Gesetz des Korans, das jedem Muselmanne mehrere Frauen zugleich erlaubte. „Der Koran hat sehr Recht," antwortete der Türke, „er erlaubt uns dieses, nur, damit ein türkischer Ehemann in mehrern Frauen zusammen diejenigen Vorzüge vereint finde, welche in England, bei Damen gleich Ihnen, ein Einziges Weibliches Wesen allein schon besitzt.

---

* Dreysylbige Charade.

Das Ganze war ich oft in frühern Jahren,
Kein Baum zu hoch, kein Sprung für mich zu weit.
Und kam zum Ufer ich, war mir kein Fluß zu breit.
Ein thöricht Ding, Gedanken an Gefahren.
Ob gut, ob nicht da meine Schritte waren,
Hab' ich zu untersuchen stets gescheut;
Den Ersten Zwei, hab' ich mich nur geweiht.
Trotz allem Warnen, allem Offenbaren.
Doch kam dabei mein Drittes in's Gedränge,
Wollt ich in meines Liebchens Kämmerlein,
Deß Fenster ziemlich hoch, und oft sehr enge, —
Daß ich Gefahr lief leicht es einzubüßen;
Verführte mich einzig zerischer Schein, —
Anstatt der Liebe Freuden zu genießen.

Z.

Auflösung der Charade in Nro. 69.

Sonett.

N: 71.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag, den 3. September 1818.

Die Welt des Gefühls.

Habt ihr sie wohl je ermessen
Des Gefühles Wunderwelt,
Habt ihr jemals ihre Tiefen
Mit dem Grubenlicht erhellt,
Jemals ihre Riesenberge
Kühn erstiegen himmelan,
Euch versenkt in ihre Meere,
Die kein Blei ergründen kann?

Arme Sterbliche, ihr haschet
Eine Hand voll flücht'gen Staub,
Und ein Reich aus ihren Reichen
Nennt ihr diesen kargen Raub,
Einen Tropfen ihrer Fluthen
Faßt ihr in ein schimmernd Glas,
Und nennt trügrisch diesen Tropfen
Des Gefühles Uebermaaß.

Nein, Du Welt in unserm Busen,
Du Gefühl, das, reich belebt,
Von des Abgrunds tiefsten Tiefen
Bis hinauf zur Gottheit hebt,
Dich hat noch kein Sinn ergründet,
Der mit kaltem Wissen naht,
Noch kein Maaß hat sie gemessen
Deiner Erndten Wundersaat.

Wer will Deine Fluth erkennen
Muß in ihr erst untergehn,
Wer will Deine Berge schauen
Muß auf ihnen glaubend stehn,
Wer in Deinen Schoos will dringen,
Sey wie in der Wieg' ein Kind,
Wer will Deine Früchte kosten
Prüfe nicht wes Stamm's sie sind.

Denn Vertraun ist Deine Losung,
Abthun alles Dünkelwahns,
Alles schulgerechten Grübelns,
Alles fein durchdachten Plan's.
Wer Dich klügelnd will umfangen,
Endlos dehnst Du dem Dich aus,
Wer sich fromm Dir hingegeben
Dessen Busen wird Dein Haus.

Drinn, in diesem kleinen Raume,
Waltest unermessen Du,
Strömst aus allen Freudenquellen
Ihm die reinsten Perlen zu,
Deckst vor Erdennoth sein Auge
Durch der Himmel Wiederschein,
Und führst alle Freudenengel
In sein stilles Kämmerlein.

O Du Herz! in dem verschlossen
Der Gefühle Wunderwelt,

Mag Dich selten auch verstehen
Was sich klug und weise stellt,
Zage nicht, was sie ergrübeln,
Bang in vieler Jahre Lauf,
Schließt sich Dir in Einer Ahnung
Seel'ger Himmelsblüthe auf.

Das Schlachtschwert.

(Fortsetzung.)

8.

Der Liebe erstes Erwachen.

Der Mond stand klar am Himmel. Rosalba hatte in ihrem jugendlichen Muthwillen sonst so oft die Schmachtenden aufgezogen, die an die gelbe blanke Scheibe ihr ganzes zeitliches Glück hingen. Jetzt, von der Gesellschaft im Hause der Kammerherrin eben zurückgekommen, stand sie im leichten Nachtkleide am offenen Fenster, das in den an ihre Wohnung stoßenden Garten ging, und sah in das schwarze, unermeßliche Luftgewölbe hinauf, und grüßte den ewigen Freund der keuschen Liebe, der, seit des ersten weiblichen Engels Leben, mit den Frauen und Mädchen im geheimsten Bunde steht, der — wie sie — immer freundlich und still auf seiner Bahn wandelt; — wie sie, die dunkeln Stunden in die glücklichsten umwandelt, und — im wässerigen Einerlei des menschlichen Treibens — in allen Meeren der Welt, Ebbe und Fluth bereitet; der — wie sie, den Mißmuth auf der Stirn des grämlichen Mannes — die Donnerwolken am schwülen Horizonte der Sommernacht bannt, der — wie sie, sonst hinter Fächern, jetzt hinter Kanten und Volles — hinter dem Schleier silberfarbener Wölkchen, sein hohes Antlitz oft verbirgt, und — wie sie, vor keinem Trimeaux, und Groschenspiegel vorbeigehen können, ohne einen Blick hinein zu werfen, — sein Bild in jedem Oceane und jedem Weiher spiegelt.

„Wo mag er jetzt seyn?" fragte sie den stillen Vertrauten der schönen Schwanenbrust, auf die der Himmlische den milden Glanz seiner Lichtblüthen kosend herabgoß.

Niemand antwortete auf die geheime Frage der ersten Liebe; alles war still.

Ein leises Abendlüftchen nur flog über den Garten herüber, und küßte der Liebreizenden die glühende Stirne und den stürmischwogenden Busen.

„Vielleicht von ihm," sagte sie heimlich, öffnete die süßen, granatblüthenen Lippen lächelnd und sog den Geisterkuß ein. Sie nahm jetzt die kleine Hand, auf die er den Scheidekuß gedrückt hatte, und legte den Pfirsichsammet ihrer Wange darauf, blickte schmollend, daß er gefahren war, zu ihrem neuen Freunde hinauf und sagte halb laut: „gute Nacht."

In diesem Augenblicke steckte Lisette Läppores, des leckrigen Kriegssekretärs Tochter, die im Hause der Ministerin als Kammermädchen ihr Brod suchen mußte, ihr Köpfchen zum Nebenfenster begierig heraus, um zu sehen, mit wem das Fräulein denn spreche.

Rosalba zog sich eilig zurück, schloß das Fenster, und war vom Purpur der Schaamhaftigkeit überdeckt, als Lisette aus dem Nebenzimmer hereintrat und fragte, ob sie im Garten jetzt zur Mitternachtzeit vielleicht jemand bemerkt habe, und ob etwa der Portier geweckt werden solle, um nachzusehen?

Rosalba bedeckte, unter dem Vorwande, daß das Licht, was Lisette in der Hand hatte, sie blende, mit der Hand das Gesicht, damit das Mädchen die dunkeln Rosen nicht gewahren solle, die es ihr mit der Frage auf die Wange gejagt, und erwiederte mit weggewandtem Gesichte, daß sie Niemand im Garten gesehen, und als Lisette erwähnte, auf die Vermuthung blos

gekommen zu seyn, weil sie das Fräulein habe sprechen gehört, fragte Rosalba, wie aus einem leichten Traume erwacht: „Sprach ich denn laut?"

„Ich hörte Sie nur „Gute Nacht" sagen," versetzte Lisette, „und das mit wohlwollendem Tone, so ungefähr und noch viel gütiger, als wenn Sie vor Schlafengehen zu mir sagen: „Gute Nacht."""

„Ich wiederholte nur ein Lied, daß ich gelernt, und in dem die Worte vorkommen," antwortete Rosalba, und legte die zarten Glieder auf das weiche Lager, barg das von Liebe und tausend neuen Gedanken ganz wirr gewordene Lockenköpfchen in die blähenden Kissen, drückte die kleine Rechte auf die schöne Brust, als steche sie da auf dem Fleckchen ein wundersamer Schmerz, schloß die Aeuglein, und sagte mit dem freundlichsten Tone, den sie nur finden konnte: „Gute Nacht, liebe Lisette."

Gott sey Dank, die Lästige ging. Sie wollte noch etwas sagen, aber das Fräulein war gar zu schläfrig; morgen, dachte Lisette, ist es auch noch Zeit.

Ach, wie alles so still und lautlos jetzt war. Die Schlaue freute sich, der plaudersüchtigen Lisette so bald losgeworden zu seyn, nun konnte sie ungestört an ihn denken. Das Zimmer war vom Mondlicht hell beleuchtet; sie hätte es lieber dunkler gehabt; sie huschte unter die leichte, seidene Decke, legte sich auf die linke Seite und wiederholte sich nun jedes Wort, was er gesprochen und wie er dabei ausgesehen, und wie er sie zum erstenmale erblickt, und durch welchen Fehlgriff er ihre Hand, statt der der Mutter erfaßte; aber es ward ihr in dem brühenden Versteck bald zu heiß; sie zog die Decke vom Köpfchen und legte sich rechts.

So war ihr viel wohler. — Wenn er Clementinen nur nicht findet! darum drehte sich ihre ganze Gedankenreihe; um des armen Mädchens willen hätte sie es wohl wünschen mögen, daß er nicht erfolglos in der Welt herumreise; aber, wenn er sie nun fand, mit ihr zurückreiste, mit ihr allein, und der Mond schien so mild und freundlich als diese Nacht; Clementine war sehr hübsch, sehr angenehm und sehr lieblich. Wenn Beide nun auf der Rückreise übernachten mußten! Gasthöfe niederer Klasse sind oft von beschränktem Raume; der Wirth, mit dem besten Willen, er kann nur ein Zimmer bieten; der Graf und Clementine; beide wollen nicht, aber das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit; sie müssen es beziehen. Das Schicksal hat sie hier zusammengeführt. Ungesehen von der ganzen Welt, ungehört vom eigenen, auf der langen Reise müde gewordenen Gewissen — nein, Rosalba konnte nicht so liegen bleiben; es war als läge sie in lauter Feuer.

Weiter noch lüftete sie die heute centnerschwere Decke; auch das niedliche Nachthäubchen ward ihr zu heiß; sie löste die Schleifen, und athmete freier.

Weg mit dem Bilde jener unglücklichen Möglichkeit — ich will schlafen, sagte sie zu sich, und hing mit den Augen in dem Mohnkranze, der am Plafond ihres Schlafkabinettchens, kunstvoll gemalt, den Zweck des stillen Gemachs andeuten sollte. Bald fielen ihr auch die langbewimperten Augenlieder zu; und der von ihrer Phantasie aufgestellte Fall, wenn sie Clementine wäre, beschäftigte nunmehr wohlthuender ihre Seele.

Und der Alp, der gewöhnlich den auf dem Rücken liegenden mitzuspielen pflegt, sendete ganze Schwärme scherzender Träume über sie, die sie in süßes Entzücken wiegten, und ihr das Bild des Ersehnten so täuschend vorgaukelten, daß sie ihn zu erfassen vermeinte, erwachend

aber das Kopfkissen gewahrte, das sie im Schlafe an das liebekranke Herz gedrückt hatte.

Horch, über den Garten herüber schmetterte ein fröhliches Posthorn das alte schöne Lied: Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade! Es war der zurückkehrende Postknecht der den Grafen auf die nächste Station gebracht hatte.

Rosalba sprang vom Bett auf und öffnete das Fenster; ihr galt ja der Scheideruf des davon Geeilten; die zitternden Nachtlüftchen trugen sein wehmüthiges Ade, Ade, Ade! ihr zum lauschenden Ohr; sie nickte ihm, ohne es selbst zu wissen, ihren freundlichen Dank auf den fernen Pfad nach, den der Mond ihm mit lichten Silberblüthen wohlwollend bestreute, und kühlte sich Busen und Köpfchen in der Frische des Nachtthaues; als aber der Postknecht seine Kunstfertigkeit in seinem, ihrer seligen Stimmung hohnsprechenden, Leibstückchen: „Ich bin liederlich ꝛc." erschöpfte, warf sie unwillig das Fenster zu, legte sich, von innen und außen abgekühlt, wieder in ihr Bettchen, und schlief bis am hellen Morgen.

Die Liebe soll glücklich machen, sagte Rosalba am Abend zu sich selbst; ich kann das nicht glauben. Alle Welt fragt mich was mir fehle, ich sähe blaß und trübe aus, und heute, die ganze Tafel eine Reihe sonstiger Leibessen für mich, und keines mundete mir mehr; mir ist bang' und doch so wohl; ich nehme mir vor, nicht beständig an ihn zu denken; und doch steht er immer und immer vor mir. Ich erschrecke, wenn die Mutter von ihm spricht, und doch höre ich so gern von ihm reden; ich möchte denen um den Hals fallen, die ihn loben; und doch überhaucht mich ein eigenes Gefühl, wenn ich sehe, daß er andern auch gefällt. Ich weiß nicht, was ich will, und doch ist mir gerade recht, daß mir so ist, wie mir ist; mir ist so leer und so voll im Herzen, so eng und so weit. Ob nur anderu Mädchen auch so seyn mag.

Nach wenigen Tagen, man kennt ja das ewige Treiben der großen Städte, sprach kein Mensch mehr von der Starostin, noch von Clementinen, noch vom Grafen; aber in Rosalba's stillem Herzen lebte dieser fort und fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Besorgnisse und wohlgemeinter Rath.

Es steht zu befürchten, daß bei den Kartoffeln durch den Regen nach der langen dürren Zeit, wodurch auf mehreren Feldern das Laub oder die Ranke abgestorben ist, die vorhandene Erndte dermassen durch die Erquickung des Regens, aufs Neue belebt wird, daß ein Auswuchs der neuen Kartoffeln kann hervorgebracht werden: jener Ertrag aber nicht für Menschen, sondern höchstens als Futter fürs Vieh genutzt werden kann. Daher wohl anzurathen ist, daß man fleißig und besonders bei den abgestorbenen Früchten nachsehe, ob ein neuer Auswuchs an den Kartoffeln sich zeigt, in welchem Fall das sicherste Mittel, den Vorrath aufzunehmen; wo aber das Laub noch grün steht, da ist weniger Besorgniß zu vermuthen, indem die neuen Säfte in der vorhandenen grünen noch lebenden Ranke sich um so mehr vertheilen. —

Taufceremonien der armenischen Christen in Bushire. *)

Nahe der Thür der Wöchnerinn, der Frau eines reichen armenischen Kaufmanns, steht ein

*) Aus Oberstlieutenant Johnsons Reise durch Persien, Georgien u. s. w. 1817.

Priester in seiner Amtskleidung. Er liest ein funfzehn Minuten langes Gebet über dem Kinde, das in Kissen gewickelt, von dem Gevatter gehalten wird. Gevatterinnen sind, selbst wenn der Täufling ein Mädchen ist, nicht Sitte; die Frau des Gevatters ist stets dafür angesehen. Dieser wiederholt manchen kurzen Spruch, den ihm der Priester vorsagt; als den Namen des Kindes, sein Versprechen als Bürge u. s. w. Dann wird das Kind in der Kindbetterinn Zimmer gebracht, die Thür geschlossen und der Priester hält außen vor derselben ein Gebet, wobei er die Hand auf das Thürschloß legt; darauf wird es geöffnet und der Priester, sein Gehülfe und der Gevatter gehen hinein. Ein großes Becken steht zwischen vier Kerzen auf einem Tisch, über diesem in einer Blende ein goldenes Kruzifix mit sieben Edelgesteinen, und ein großes Gefäß mit geweihtem Oel. Der Priester betet über dem Becken, dann gießt der Gehülfe Wasser hinein, erst heißes dann kaltes, nach Vorschrift; nun taucht er das Kruzifix hinein, indeß er immerfort betet, und sein Gehülfe antwortet. Der Gevatter hält das Kind indeß immer, flach auf dem Kissen liegend. Sobald das Kruzifix wieder aus dem Wasser genommen ist, schüttet der Priester Tropfenweise etwas weniges Oel in das Wasser, dann wird das Kind völlig entkleidet in das Wasserbecken gelegt, der Priester wäscht ihm mit seiner Hand alle Theile des Körpers, dann nimmt man es heraus und hüllt es ein; der Priester nimmt das Gefäß mit Oel in seine Hand, spricht einige Gebete, die der Gevatter nachspricht, naht sich dann dem Kinde, taucht seinen Daumen in das Oelgefäß und salbt das Kind an der Stirn, hinter beiden Ohren, Kinn, Mund, Nase, Brust, Hände, Rücken, Bauch nnd Füßen, fortwährend betend und der Kirchendiener antwortend. Das Kind, welches indessen von der Wärterinn reich angezogen wurde, wird jetzt dem Gevatter gereicht, der Bischof in kostbarem Amtsschmuck, eine schwarze seidene Kappe über dem Kopf, von zwei, drei Priestern begleitet, tritt ein, stellt sich an die Spitze des Zugs, je zwei und zwei Priester, nebst den Taufenden folgen ihnen der Gevatter mit dem Kinde; in dieser Ordnung gehen sie in das Gesellschaftszimmer, wo die Frauen in ihrem besten Putz an drei Seiten der Wände auf Kissen sitzen. Die Mutter sitzt ihnen gegenüber eben so, aber verschleiert. Wenn der Bischof eintritt, stehen sie alle auf, und bleiben stehen. Der Gevatter legt das Kind der Mutter auf den Schoos, der Bischof liest einige Gebete, bei denen die andern Priester antworten, während dessen hält der mitstirende Priester sein Gebetbuch in Berührung mit dem Kopfe der Mutter; sobald dieses Gebet beendigt ist, verneigt sich der Gevatter und geht mit Bischof und Priestern in den von den Männern bewohnten Theil des Hauses, wo ein reichliches Mahl bereitet ist.

Schauderhaftes Geständniß eines Russen.

Der Haß kann selbst bei dem gutmüthigsten Volke in unmenschliche Grausamkeit ausarten, wenn sein Heiligstes angegriffen wird. Bei dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland wurde ein Adjutant des Generals Miloradowitsch beauftragt, die feindlichen Nachzügler zu sammeln und sie seitwärts in einen Verwahrungsort abzuliefern. Eines Tages kam er durch eine noch unverheerte Gegend, und ritt in ein Dorf, um sich einen Trunk zu verschaffen. Er bemerkte ein gutgebautes Bauernhaus und ging hinein. Sogleich fielen ihm zwei Franzosen in die Augen, die an einem besondern Tische saßen und sich wohl seyn ließen. Betroffen hierüber, erkundigt er sich, und hört aus dem Munde des Bauern folgen-

bes schauderhafte Geständniß: „Ja, mein Herr, diese Schurken da kosten mich fünf Rubeln; ich kaufte sie einem Baschkiren ab; sie waren ganz ausgehungert und elend. Nun mäste ich sie mit dem Besten, was ich habe, und wenn sie so recht wieder mitten im Leben sind, dann sperre ich sie ein und lasse sie verhungern. Dies wird meinem Vater, den diese unter tausendfältigen Qualen hinmordeten, ein angenehmes Todtenopfer seyn. Gern hätte ich sie nach dem Kaufe in Stücken zerrissen; doch glücklicher Weise erinnerte ich mich, daß in diesem Augenblick der Tod Wohlthat für sie wäre. So wie ich jetzt im Sinne habe, ist es besser.“ Der Adjutant benutzte seinen Einfluß, die unglücklichen Schlachtopfer sogleich zu befreien, und der Bauer wurde zur Warnung für Andere, die wilder Haß barbarisch gemacht hatte, bestraft.

Merkwürdiger Betrug.

In Neapel ist folgender merkwürdiger Betrug verübt worden. Am 16. Juli traf daselbst im ersten Gasthofe ein junger stattlich gekleideter Mann ein und verlangte beim Wirth für sich und sein Gefolge die besten Zimmer. Kaum waren ihm diese angewiesen, so erkundigte er sich nach einem Dollmetscher, der Englisch verstände, und nach einem Wechsler, der ihm gegen spanische Realen Dukaten verschaffen könnte. Es erschien bald darauf ein Wechsler, der ihm aber nur 400 Dukaten, gegen Achtrealenstücke und ein ansehnliches Agio auswechseln konnte, ihm aber versprach, von den gewünschten funfzehn bis zwanzig Tausend Dukaten wohl noch den vierten Theil anzuschaffen. Am Abend desselben Tages kehrte der Wechsler noch mit 7275 Dukaten zu dem Fremden zurück und zählte sie auf. Dieser nahm hinter dem Bette eine schwere Cassette hervor, öffnete sie und sagte zu dem Wechsler der die Rollen anstaunte: Hier sind Guineen und Sovereigns in Rollen; machen Sie Ihre Rechnung und nehmen Sie so viel von diesem Gelde, als Ihnen zukommt; ich bin überzeugt, daß Sie mir kein Unrecht thun werden. Hierauf nimmt er die Dukaten und geht damit in ein Nebenzimmer. Der Wechsler, der wegen des ihm anvertrauten Geldes nicht vom Flecke gehen kann, wartet, aber der Herr kömmt nicht wieder und der Betrug wird entdeckt. Die Rollen haben zwei Guineen oder Sovereigns an beiden Enden, das übrige war Kupfer und das Ganze keine 24 Dukaten werth.

Grausames Verbrechen.

— Bei dem Städtchen Brie wurde ein gräßliches Verbrechen begangen. Ein Hausirer wurde mit seiner Frau auf Bitte bei einem Pächter aufgenommen und über Nacht behalten. Morgens geht der Pächter mit seinen Leuten zur Kirche ins nächste Dorf; der Hausirer folgt ihm. Nun geht die Frau des Hausirers mit einem Messer auf die Pächterinn los, welche als Kindbetterinn noch zu Bette liegt, und erpreßt von derselben die Schlüssel zum Geldschrank. Die Hausirersfrau geht in die Kammer, die Pächterinn springt auf und schließt sie ein. Nun schickt sie ihren Sohn ins Dorf, den Vater zu holen; unterwegs begegnet ihm der Hausirer, der Knabe erzählt ihm den Vorfall; er eilt mit ihm zum Pachthof, droht der Pächterinn, sogleich aufzumachen oder ihr Kind ermordet zu sehen. Die Pächterinn öffnet die Thüre nicht; er bringt das Kind um; und da er die Hausthüre nicht sprengen kann, so steigt er auf das Dach, um durch den Kamin ins Haus zu kommen. Die Pächterinn zündet entschlossen den Strohsack ihres Bettes unter dem Kamin an, und der Hausirer fällt halb verbrannt und vom Rauche erstickt ins Zimmer. Während dessen kommt der Pächter und sein Gesinde aus der Kirche zurück, und der Hausirer und dessen Frau erwarten ihr Urtheil.

Anekdoten.

Als Lord Ligonier während der Regierung König Karl III., Großvater des jetzigen Königs, Gesandter in Madrid war, ward er eines Morgens zum Lever bei Karl IV., damaligen Prinzen von Asturien, beschieden. Als er in's Vorzimmer kam, sah er mehrere Granden aus dem Audienzgemach in vollem Staatsanzuge treten, die gravitätisch bei ihm vorbei gingen, von denen aber jeder eine Narrenkappe auf dem

Kopfe trug. Dem Lord fiel dieses natürlich gewaltig auf, und er fragte daher, was es zu bedeuten habe? Der spanische Minister, der ihn eingeführt hatte, antwortete darauf: es wäre dies blos eine kleine Laune des Prinzen, der in seinem Kabinet eine ganze Menge solcher Kappen habe, von denen er stets der Person, mit welcher er eben gesprochen, eine aufsetze. Lord Ligonier fragte darauf, ob er etwa auch eine so hohe Ehre zu erwarten habe? denn, setzte er hinzu, der König, mein Herr, dessen Person ich hier vorzustellen das Glück genieße, würde sich eben nicht geschmeichelt finden, wenn man auch mich eine so unwürdige Behandlung erdulden ließe. Der spanische Minister versprach ihm darauf, sein möglichstes zu thun, um diesen Theil der Einführungsceremonien ihm zu ersparen. Er ging also in das Kabinet des Prinzen, um deshalb mit ihm zu sprechen, kam aber mit der Antwort zurück: Lord Ligonier müßte sich auch der Krönung eben so gut, wie die andern, unterwerfen, welche Se. Königl. Hoheit besucht hätten. Wenn dem so ist, antwortete der Lord, so lasse ich Sr. Königl. Hoheit mich zu Füßen legen, und ihm einen guten Morgen wünschen. Nein, nein, entgegnete der Spanier, warten Sie nur ein wenig, ich will noch einmal mit dem Prinzen sprechen. So that er denn auch, und versicherte dem Lord bei seiner Rückkehr, er könne jetzt in des Himmels Namen und ohne Furcht vor jener Aufmerksamkeit in des Prinzen Zimmer treten.

Lord L. trat nun auch ein, und ward von dem Prinzen, der sich dann sehr lange und sehr traulich mit ihm unterhielt, auf's artigste empfangen. Doch entging es des Lords Blicken nicht, daß der Prinz, der mit dem Rücken gegen den Kamin zu stand, die eine Hand stets hinter sich hielt, und es daher leicht möglich sey, daß er auch ihm noch zuletzt einen Streich spielen wolle. Er gab daher ganz genau acht und verfolgte sorgfältig alle Bewegungen Sr. Königl. Hoheit. Sein Verdacht war auch nicht grundlos. Als er sich dem Prinzen nahte, um Abschied zu nehmen, verbeugte er sich daher nicht allzu tief und hielt sein Auge immer auf dessen Hand gerichtet. Richtig! In dem Augenblicke, als er sich von der Verbeugung wieder aufrichten wollte, sah er, wie Se. Königl. Hoheit die Narrenkappe von hinten hervorholte und in die Höhe hielt, um ihn damit zu krönen. Da der Lord jedoch auf ein solches Manövre gefaßt war, schlug er das papierne Kompliment, gleichsam unversehens, so heftig aus des Prinzen Hand, daß es bis an's andre Ende des Zimmers flog, machte noch eine, nun weit tiefere, Verbeugung und empfahl sich.

(Aus der so eben in England erschienenen Lebensbeschreibung des Dr. Archibald Macleine, von R. Warner.)

Als im Winter 1716 der Graf Podotzky mit seiner Gemahlin von Wien nach Krakau reiste, kamen die Wölfe, die in den karpatischen Gebirgen sehr häufig und in der strengen Kälte wilder und kühner sind als gewöhnlich, in Schaaren herab und verfolgten den Wagen zwischen den beiden Städtchen Oswiezk und Zator, welches letztere nur wenige Stunden von Krakau liegt. Von den beiden Bedienten war einer vorausgeschickt, um Postpferde zu bestellen. Der andere, ein Heiducke, dem der Graf seiner Treue wegen besonders zugethan war, sahe, daß die Wölfe immer näher heranstürzten, und bat nun seinen Herren, ihm zu erlauben, daß er ihnen sein Pferd überließe, wodurch sie in ihrer Wuth aufgehalten und man Zeit gewinnen würde, Zator zu erreichen. Der Graf war es zufrieden; der Heiducke stieg nun hinten auf den

Wagen und ließ sein Pferd laufen, das bald von den Wölfen ergriffen und in tausend Stükke zerrissen wurde. — Unterdessen wurde die Reise schleunigst fortgesetzt, in der Hoffnung, die nicht mehr ferne Stadt zu erreichen. Die Pferde waren aber schlecht, und die Wölfe, noch wilder geworden, nachdem sie einmal Blut gekostet, hatten den Wagen beinahe eingeholt. In dieser äußersten Noth rief der Heiduck: „Hier ist nur ein Weg zur Rettung. Ich will den Wölfen entgegengehen, wenn Sie mir schwören, für mein Weib und meine Kinder wie ein Vater sorgen zu wollen. Ich bin verloren; während sie aber über mich herfallen, entkommen Sie.“ — Podotsky stand eine Weile an, dies Anerbieten anzunehmen; aber ohne Aussicht auf Rettung willigte er ein, und versicherte feierlich, wenn er sich für die Rettung Aller opfern wolle, stets für seine Familie zu sorgen. Der Heiduck stieg sogleich ab, ging den Wölfen entgegen, ward umringt und zerrissen. Der Graf erreichte die Thore von Zator und war gerettet. — Der Heiduck war ein Protestant, sein Herr ein Katholik, der sein Wort gewissenhaft hielt.

Neue Sprichwörter.

(Fortsetzung.)

Will Dir nichts glücken: so fange an, Dich zu bücken.

Die Sonne ist nicht ohne Flecken; kein Schiff so leicht ohne Lecken.

Ausgelassenheit macht — Ungelegenheit.

Wer Hoffnung stiehlt, der raubt dem Armen seinen letzten Pfennig.

Auf einem Kreuzwege befinden wir uns immer.

Wo die Klugheit nur strauchelt, da bricht die Einfalt den Hals.

Vorschlag.

„Ein trunkner Mund
„Macht Wahrheit kund.“

Laßt dies, Ihr Richter, Euch zu Herzen bringen;
Wollt Ihr Verbrecher zum Geständniß bringen,
Laßt, statt des Wassers, künftig Wein
Im Kerker ihr Getränke seyn.

* Bitte an die Theater-Direction.

Die Theater-Direction wird recht sehr gebeten, den im Schauspiel-Hause angestellten Billetteurs etwas mehr Höflichkeit zu empfehlen, damit man in Zukunft nicht wieder ausgesetzt ist, von ihnen öffentlich Grobheiten anzuhören, ja sogar wie am Montag der Fall war, unrechtmäßig, als Verfälscher der Contremarque beschuldigt, sich den Eingang ins Parquet verweigert sehen muß. St.

Anagramm.

An den Kaufmann Bleicher, als er sich etabliren wollte.

Willst, Freund, Du viele Kunden zählen,
So laß ein Wörtchen Dir empfehlen,
Ein Wörtchen, was den Kaufmann ehrt
Und seine Kundschaft täglich mehrt.
Jedoch nicht jeder soll's erkennen,
Drum will ich's Dir als Räthsel nennen.

Sey stets, im Großen wie im Kleinen,
Was Dich dies kleine Wörtchen lehrt,
Und wenn viel Käufer dann erscheinen
Und Deine Kasse sich vermehrt,
Dann fülle wieder deine Speicher.
Verhüte stets, daß man nicht klagt:
Das Lager bei dem Kaufmann Bleicher
Sey, was das Wörtchen rückwärts sagt.

Auflösung der Charade in Nro. 70.

Wagehals.

№ 72.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 6. September 1818.

Der Elephant und die Maus.

Eine Fabel.

In eine Grube, tief und breit,
Die man mit Zweigen überdecket,
Worauf man dürres Laub gestreut,
Sie so dem ersten Blick verstecket,
Fiel, mit der Arglist unbekannt,
Hülflos herab ein Elephant.

Er ächzt und stöhnet jämmerlich,
Von drohender Gefahr umgeben,
Umsonst ist sein Bemühen, sich
Von seinem Sturze zu erheben,
Zu Boden drückt ihn sein Gewicht,
Und aus der Grube kann er nicht.

Trostlos blickt er nach Rettung auf,
Zu Hülfe ruft er seine Brüder,
Ach! keiner hört und bald darauf
Stürzt eine Maus zu ihm hernieder,
Die vor der Katze tück'schem Droh'n
Blindlings in größter Eil entfloh'n.

Dem Mäuschen schmerzet nicht der Fall,
Es wühlt bald in den dürren Blättern,
Und sucht am schroffen Erdenwall
Der Grub' an's Licht empor zu klettern,
Bald steht es an des Abgrunds Rand,
Und schmerzlich seufzt der Elephant.

Verzweiflung in dem finstern Blick,
Spricht er: „Weh mir, ich muß erliegen!
„Dir wird es leicht, das Mißgeschick,
„Das dich betroffen, zu besiegen.
„Jetzt lern' ich es zu meiner Pein,
„Gefährlich ist es, groß zu seyn."

Das Schlachtschwert.

(Fortsetzung.)

9.

Gefunden.

Noch vor seiner Abreise hatte der Graf von der Reiserichtung, welche die falsche Starostin genommen, Kunde erhalten; er fuhr daher nicht in's Blaue, sondern immer seinem Ziele nach.

Bis Leipzig hatte er sie glücklich verfolgt; hier mußte sie seyn, aber wahrscheinlich wieder unter anderm Namen; denn unter dem bisher angenommenen fand er keine Fremde in den Polizeiverzeichnissen. Die Möglichkeit, daß sie unter einem neuen Namen mit falschen, damals überall zu habenden Pässen, oder, mit irgend einem dritten, von Leipzig bereits abgereist seyn könne, fiel ihm zwar wohl bei; allein, wo sollte

er, hier selbst fremd, genauere Nachricht von ihr einziehen?

Er besuchte mit unermüdlichen Eifer, alle öffentliche Vergnügungsorte und alle Spaziergänge nach allen Winden zu; sah überall, weil er nichts, als den Zweck seiner Reise, im Kopfe hatte, zehen Maruscha's und zwanzig Clementinen, und kehrte immer zu der Beschämung zurück, daß er sich getäuscht habe. Er durfte nur noch einige Tage hier verweilen, so ward er zum Gespräch der ganzen Stadt; denn wo er hinkam, begegnete er gewiß Damen, die er gestern oder vorgestern für verkleidete Mitmagowska's oder für unkenntlich gemachte Clementinen gehalten und in der Uebereilung angesprochen hatte, und die, ihn jetzt wieder erkennend, sichtbar das Lachen verbeißen mußten, wenn sie an ihm vorüberstrichen und er in gepreßter Verwirrung die Augen niederschlug.

Müde der vergeblichen Mühe, Zeit und Geld verloren, glückte es dem jungen Mann endlich, der Sache eine ruhigere Seite abzugewinnen. Er schalt sich einen gutwilligen Thoren, hierher auf die Mädchenjagd geeilt zu seyn, und beschloß, morgen zurück zu reisen, und Clementinens Schicksal dem zu überlassen, der Aller Wege leitet.

Er war im Theater gewesen, und wollte von da noch in das Rosenthal gehen, um den schönen Abend zu genießen.

Bekanntlich führt vom Ranstädter Steinwege ein schmaler Damm mit einer Brücke in das genannte mückenreiche Lustwäldchen. Auf letzterm holte er einen russischen Stabsofficier ein, an dessen Arm eine Dame hing.

Im Vorbeigehen wendete er sich zufällig nach dieser, und er erkannte die Polin.

Ueberrascht sah er sich noch einmal nach ihr um. Sie war es, sie war es gewiß.

Um nicht von ihm erkannt zu werden, hielt sie das Tuch vor das Gesicht, und beschwerte sich, das beleidigte Näschen hochgerümpft, mit vornehmer Wegwerfung in französischer Sprache, gegen ihren Führer, über die abscheulichen Dünste, die das schöne Tempe der Pleisathener so mephitisch verpesteten. Hinter sich die Stockfisch-Buden; links das Ambra aus den Goldgruben der löblichen Lohgerbergilde; rechts, auf dem Sonnenhügel der aromatischen Wachsbleichen, die Düfte des ranzigsten Oels — sogar der Weihrauch des beliebten Einquartierungsknasters, der, in der blauen Mütze, von hundert Altären, in die, mit dem würzigen Geruche der lieblichen Knoblauchblüthe übersättigte Abendluft, emporqualmte. — Alles war der Feinnäsigen so unausstehlich, daß sie den früher gehabten Plan, nach Gohlis zu gehen, aufgab, selbst bis zur sogenannten kalten Madam zu gelangen, sich für unfähig erklärte, und auf der Stelle umzuwenden dringend bat.

Der Russe machte in seiner gutwilligen Fügsamkeit Kehrt, meinte, daß alle sich hier kreuzenden Naseninjurien, gegen die Trockenhütten der Finnlappen, in denen der Kabeliau zum Stockfisch umgewandelt werde; gegen die heimathlichen und bulgarischen Juchtengruben; gegen die Erdlöcher, in welchen die Perser aus den Wurzeln des Steckenkrautes *), das, unter dem Namen Assa foetida bekannte, gummigte Harz zögen; und gegen manche andere Anstalt immer noch die Wage hielten, und setzte der ziemlich unaufmerksam scheinenden Zuhörerin mit recht gewandter Gelehrsamkeit auseinander, daß, wenn sie das erste Capitel im dritten Buche des Aelianos lesen könnte, sie finden würde, daß in

*) Fluta assa foetida nennt sie Kämpfer: in Persien, ihrem Vaterlande, heißt die Wurzel Hingise.

dessen Beschreibung des wirklichen Tempe, an den Ufern des Peneos, im Olympischen Thale, auch von Oel und Opferaltar-Weihrauch die Rede sey, und jenes daher mit diesem, trotz ihrer Antipathie, doch manche Aehnlichkeit haben möchte, „nur" fügte er lächelnd hinzu, „in jenem Thessalischen Tempe fehlten die Stockfische.

„Lo sei Tu stesso" *), murmelte die Verhüllte halb laut vor sich hin, und der Graf, der dem Paare auf dem Fuße gefolgt war, schloß daraus, daß sie italienisch auf den Russen schimpfte, sehr richtig, daß der Russe bei ihr in nicht zu großer Achtung stehe, und der italienischen Sprache nicht mächtig sey. In dieser faßte sich der Graf das Herz, die vermeintliche Mitmagofska auf dem Flecke anzureden. Ohne sich bei der Vorrede lange aufzuhalten, fragte er sie nach einer, dem Gesetz der allgemeinen Höflichkeit entlehnten, leichten Verbeugung, wo Clementine sey?

Maruscha stellte, ohne im mindesten die Fassung zu verlieren, den Grafen ihrem Führer, in französischer Sprache, als einen sehr geachteten Freund vor, warf ihm seitwärts italienisch ein Paar Worte zu, daß er morgen um 11 Uhr, wo ihr Mann auf der Parade sey, zu ihr kommen möge, führte nun die Unterhaltung wieder französisch fort, und war die gute Laune, die Unbefangenheit, die Fröhlichkeit selbst. Sie erkundigte sich nach dem Befinden aller der Leute, die sie bestohlen und betrogen hatte, mit einer Theilnahme, als sey ihr ganzes Wesen in das Interesse aller der lieben himmlischen Menschen, wie sie die Uebertölpelten nannte, auf das Engste verwebt; erschöpfte sich in der Aufzählung aller der Umstände, die sie zu dem Entschluß bestimmt hätten, die Mühseligkeiten des Feldlebens mit ihrem angebeteten Freunde, den sie, um keinen Preis der Welt, nur eine Stunde verlassen könnte, zu theilen, und betheuerte in zarter Besorglichkeit für die Gesundheit ihres über alles theuern Begleiters, der eintretenden kühlen Abendluft halber, mit diesem schon so früh aus des verehrten Herrn Grafen höchst angenehmer Gesellschaft scheiden zu müssen.

Im Wenden zum Heimgehen nickte sie verstohlen noch einmal dem Grafen, verließ auf einen Augenblick die vor dem russischen Krieger angenommene steife fremde Haltung, sagte freundlich und heimlich „domattina alle undici *), nannte ihm die Hausnummer ihres Quartiers, und streichelte dann, als ob nichts vorgefallen, den Arm des nordischen Gebieters.

Der Graf stand lange und sah staunend dem Paare nach. Anfangs ärgerte er sich, daß er nicht gleich beim ersten Erkennen die Betrügerin entlarvt hatte; aber je mehr er es überlegte, desto lieber ward es ihm, seinen Unwillen in diesem Augenblicke gezügelt zu haben. Bei der Geistesgegenwart der besonnenen Kosmowska, wär' es dieser ein leichtes gewesen, ihm in das Gesicht zu läugnen, daß sie die wäre, für die er sie hielte. Es hätte sie nur ein Wort gekostet, ihrem Begleiter den Grafen als einen gefährlichen Menschen zu schildern, dessen man sich bei den gegenwärtigen Zeitumständen versehen müsse, und der Graf, der seine Behauptung gegen die Abenteuerin mit nichts erweisen konnte, wäre Gefahr gelaufen, sich dem Nordpol wider Willen zu nähern. Was gingen ihn ihre Riemstecherstückchen an! warum hatten sich die von ihr Betrogenen, durch ihr hübsches, glattes Gesicht, durch den erlogenen Glanz ihrer Geburt blenden lassen! Er suchte Clementinen, und diese hoffte er auf dem ruhigen Wege, mit Vermeidung alles öffentlichen Aufsehens, am gewis-

*) „Das bist Du selbst."

*) „Morgen früh 11 Uhr."

sesten zu retten. Morgen sollte er sie sehen; bis dahin mußte er sich schon gedulden.

(Die Fortsetzung folgt).

Lucian Bonaparte.*)

1.

König Karl IV. von Spanien war ein großer Bewunderer Bonapartes, und empfing Lucian, der ihm als Gesandter zugeschickt wurde, mit vielem Vergnügen. Lucian, der die Kunst zu gefallen besaß, ward bald eine Art Liebling; dieser Vortheil ward ihm für das, was er zum Besten seiner Familie erreichen wollte, sehr schätzbar. Er hatte sich in der Gunst der königlichen Familie bald so festgesetzt, daß er nicht der Zeit vorzugreifen fürchtete, und schon 1801 das für den ersten Konsul zu thun, was der Kaiser Napoleon 1810 erst dann, wie er Europa unterjocht hatte, zu thun wagte. Josephine konnte nicht mehr Mutter werden, ein Thronerbe war zur Befestigung von Napoleons Macht nothwendig, Lucian entwarf den Plan, die unfruchtbare Gattinn mit einer schönen jungen spanischen Infantinn, aus dem Blut der Bourbonnen, zu ersetzen, und auf diese Weise der neuen Dynastie Ansprüche zu begründen, wenigstens sie der ehemals in Frankreich herrschenden anzuschließen. Dieses war die Infantinn Isabelle, die jetzige Erbprinzessin von Neapel. Lucian theilte seinem Bruder seinen Plan und seine Ansichten mit; man heißt sie gut, und er wird förmlich autorisirt, Unterhandlungen zu eröffnen. Der gute König von Spanien läßt seine Familien-Rücksichten sehr bald von seiner Bewunderung für Napoleons Größe beseitigen; die Königinn, verführt oder nothgedrungen, gibt ebenfalls nach; Alles ward abgeredet, und Napoleon sollte, ohne den Titel eines ersten Konsuls abzulegen, schon damals die Erblichkeit der französischen Monarchie erklären. So weit war die Sache gediehen, wie Madame Bonaparte, der man sie verschwiegen hatte, diese geheime Unterhandlung entdeckte; mochte sich ihr Gemahl selbst durch eine Unvorsichtigkeit verrathen, oder der Minister Fouché sie benachrichtigt haben. Der Einfluß, den sie auf Bonaparte hatte, ist bekannt; sie verdoppelt ihre Bemühungen um ihn, weint, bittet, läßt ihre Tochter Hortense für sich sprechen, erregt Befürchtungen in politischer Hinsicht und trägt endlich den Sieg davon. Statt der letzten Unterschrift, die man in Madrid erwartete, erhält der Gesandte gemessene Befehle, Alles abzubrechen. Außer sich vor Zorn nimmt Lucian die ganze, diese Unterhandlung betreffende, Korrespondenz, eilt in den Palast, schließt sich mit dem König und der Königinn ein, und legt ihnen sein ganzes Betragen vor Augen. Das königliche Paar wusste zwischen diesem und dem seines Bruders zu unterscheiden, und sein Zorn traf den ersten Konsul allein.

Wie Lucian wieder nach Paris kam, sagte Madame Bonaparte zu ihm: Mein Bruder, Sie wollten mich von der Familie trennen? Ja, antwortete er, indem ich unsre Liebe für Sie dem Staate zum Opfer brachte. — Diese Antwort entwaffnete Josephine nicht sondern man kann die Feindseligkeit, welche mehr oder weniger sichtbar aber unabläßig die

*) Auszug aus den vor Kurzem erschienenen Memoires de Lucien Bonaparte, Prince de Canino. Lucian selbst erklärt ihre Unächtheit, und ihr Inhalt beweist, daß er schwerlich sie je selbst verfassen noch publiziren konnte. Die Aechtheit der darin enthaltenen Thatsachen wird dadurch aber nicht aufgehoben, und ob folgende, die uns interessant schienen, unwiderleglich sind, wird die Urtheilskraft und der Vergleichungsfleiß der künftigen Geschichtschreiber lehren.

Beauharnois von Lucian trennte, von daher rechnen.

2.

Während seiner Gesandtschaft in Spanien war es auch, wo Lucian den größten Theil des Vermögens gewann, das ihm jetzt seinen Unterhalt sichert. Einige Monate vor dieser, Napoleons zweite Ehe betreffende, Unterhandlung, hatte man Portugall zu einigen Abtretungen an Spanien gezwungen, um einem französischen Heere, das sich schon an seinen Grenzen zusammenzog, zu entgehen. Vermöge eines geheimen und vorbedungenen Artikels des Vertrags von Badajoz, zahlte der Prinz von Brasilien dreißig Millionen Franken. Diese Summe ward zwischen Frankreich und Spanien gleichmäßig getheilt. Der Friedensfürst, Lucians Freund, behielt funfzehn Millionen für sich. Lucian, der diese Zahlung für sich gefordert zu haben schien, eignete sich nur zwei Drittel des Ueberrestes zu; die fünf andern Millionen wurden der zufällige Grundstein zu Bonapartes Privatkasse, in welche bisher wenige Quellen geflossen waren. Diese zehn Millionen waren ungefähr der Hauptgewinn, welchen Lucian aus Spanien davon trug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seltene Resignation einer Schauspielerinn.

Signora Tesi, eine im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts berühmte Schauspielerinn und sehr beliebte Sängerinn bei der italienischen Oper in Wien, lernte in ihrem dreißigsten Jahre in einer Gesellschaft einen deutschen Grafen von hohem Range und großen Vorzügen kennen, der nicht nur von ihrer Schönheit bezaubert, sondern auch von dem liebevollen Benehmen und der geistreichen Unterhaltung so hingerissen ward, daß er sich sterblich in sie verliebte und ihr schon nach einem zweiten Zusammentreffen seine Hand anbot. Hindernisse glaubte der liebende Graf bei dem einzigen Gegenstand seiner Wünsche nicht zu finden, da ihm, außer den körperlichen Vorzügen und dem Rang, den er bekleidete, auch noch ein ansehnliches Vermögen zu Gebote stand; allein er irrte; denn Signora Tesi war nichts weniger, als eigennützig, und sah auf den Rang und Stand, zu welchen sie sich hätte empor schwingen können, nur mit Gleichgültigkeit; und dies um so mehr, da ihre ausgezeichneten Talente ihr überall, auch in die größten Zirkel, Eintritt verschafften, in welchen sie dann, wegen ihrer körperlichen und geistigen Vorzüge, so manche Gräfinn überstrahlte und die Blicke und Aufmerksamkeit Aller auf sich zog.

Nach der Erklärung des stürmischen Grafen bemühete die Signora sich erst, ihm diesen Gedanken zu benehmen; sie bediente sich hierzu aller nur möglichen Gründe, ihm von einer Verbindung mit ihr abzurathen, und stellte ihm jede der unangenehmen Folgen vor, die hieraus in Rücksicht seiner Familie entstehen würden; aber alle Mühe und Ueberredungskünste waren vergeblich; er blieb fest auf seinem einmal gefaßten Entschluß und wollte durchaus von keiner abschlägigen Antwort wissen.

Als die Signora sah, daß alle ihre Vorstellungen nichts fruchteten, sondern ihren Liebhaber nur noch mehr nach ihrem Besitz anzufeuern schienen, so faßte sie den Entschluß, sich schnell mit einem andern zu vermählen. Sie ging eines Morgens ganz früh auf eine benachbarte Straße, redete einen armen Tagelöhner, der erste Mensch, der ihr aufstieß, an, und versprach ihm 50 Dukaten zu schenken, wenn

er sich mit ihr verehelichen wolle, jedoch unter der Bedingung, ihr nie Gatte zu seyn, auch nach der Vollziehung der Trauung weiter keine Bekanntschaft mit ihr zu haben. Der arme Mann, von Freude und Erstaunen außer sich, willigte gern ein, und nahm ohne Widerrede die Bedingung an, einer schönen Dame nur seinen Namen zu geben. Beide wurden sogleich, nachdem die Bedingungen schriftlich aufgesetzt waren, gesetzmäßig getraut.

Nach Beendigung der Feierlichkeit ging Signora Tesi nach ihrer Wohnung zurück, wo bald darauf der Graf erschien und seine Anträge erneuerte. Sie antwortete ihm, daß ihr eine eheliche Verbindung mit ihm jetzt ganz unmöglich sey, weil sie schon die Frau eines Andern wäre; eine Aufopferung, die sie sowohl seiner Familie, als seinem Ansehen schuldig zu seyn glaube. Aus Schmerz, seine Hoffnung so plötzlich vernichtet und den schönen Gegenstand seiner Wünsche einem Andern geopfert zu sehen, verließ der Graf die Residenz und begab sich auf seine Güter.

Denkwürdige Reden.

Ein Klügling fragte den Galilei: wozu nützet doch die Mathematik? „Sie lehrt — antwortete er — messen, wägen und zählen! Messen die Dummköpfe, wägen die Idioten und zählen beide!“

Confucius sagt unter andern in seinen Schriften:

„Wer nach der Vollkommenheit strebt, der muß sich selbst erst beherrschen.“

„Hat ein Fürst seine Meinung schon vorgetragen, wer kann es dann wagen, ihm noch einen Rath zu geben?“

„Ohne Dünkel offenbare man seine Gelehrsamkeit, aber auch ohne Schaam seine Unwissenheit!“

„Zwei Dinge findet man sehr selten in der Welt: einen Armen, der nicht schmeichelt, und einen Reichen, den der Hochmuth nicht plaget!“

Der weise Empedokles pflegte zu sagen: Die Menschen jagen so eifrig dem Vergnügen nach, als ob sie heute noch sterben müßten; aber sie bauen ihre Häuser, als ob sie ewig in der Welt lebten.

---

* Englische Volkslieder.

1.

König Lear, altenglische Ballade.

Ein König herrschte in Engelland
Mit königlicher Pracht,
Er hatte all was man nur fand
An Schätzen und an Macht.
Drei Töchter wurden ihm geboren,
Von schlankem Wuchs, von Antlitz schön,
So lilienweiß, so auserkoren,
Nichts Schöneres war zu sehn.
Da fiel es einst dem König ein,
Zu fragen, welche von den dreyn
Dem Vater, also forschte er,
Die allertreuste wär.

„Ihr seyd mir meines Alters Trost,
Wolan, sprach er, so sagt mir an,
Auf wen von euch ich wol getrost
Am meisten mich verlassen kann.“ —
Drauf Gonnerill, die älteste, sprach:
Ich wollte, Vater, um dein Leben,
Wenn ich's erkaufen könnte, ach!
Mein eignes ohne Reue geben.
Euch froh zu machen, seht, sogar
Wollt ich mein Herz in Stücke schneiden,
Eh daß ich Euer graues Haar
Den kleinsten Kummer sähe leiden.

Auch ich, sprach Regan drauf, die Zweite,
Ich leide Hunger, Angst und Noth
Gern, wenn ich Euch nur Lust bereite,
Und süß wird mir der bittre Tod.
Ich lebe gern, lebt Ihr mit mir,
Ich freue mich in Euren Freuden;
Nur halb lebt' ich, ach stürbet ihr;
Und leide nur in Eurem Leiden. —
„Das freut mich, sprach der alte Mann,
Das sind der Kinder zarte Triebe.
Was sagt mein jüngstes Kind denn an,
Wie weit erstreckt sich deine Liebe?" —

Die Liebe, sprach Kordelia still,
Ist ja der treuen Kinder Pflicht,
Die Vater, ich Euch leisten will,
Von größrer Liebe weiß ich nicht. —
„So kalt sprichst du, so ungerecht?
Soll ich, sprach Lear, nichts weiter finden?
Ich sehe wol, die liebt mich schlecht,
Die sich nur läßt von Pflichten binden!
Vermeide meinen Hof mit Schande,
Ein Bastard bist du, und nicht mein,
Dir geb ich nichts von meinem Lande,
Du kannst davon nicht Erbe seyn.

Mehr haben deine Schwestern Liebe,
Als ich von ihnen fordern kann,
Mit meinem Reich, aus edlem Triebe,
Wird ihnen diese gut gethan.
Drum sey für sie mein Land, mein Reich,
Was meine Liebe geben mag,
Mit Vorbedacht geb' ich es euch
Schon jetzt vor meinem Sterbetag." —
Also gewannen diese beiden
Ein Königreich mit Schmeichelei;
Die Dritte muß von ihnen scheiden,
Doch liebte sie mit stiller Treu.

Das Land hinauf, das Land hinab,
Verlassen, hülflos, unbeklagt,
Geduldig ging an ihrem Stab
Kordelia, die gute Magd.
Am Ende kam nach Frankreich sie,
Wo sie mehr Glück und Freude fand.
Bloß, arm und nackend sah man sie,
Die schönste Maid im ganzen Land.

Der König hört die Nachricht an,
Er sieht sie schön und tugendreich,
Und macht zur Königin sie dann
Und Gattin in der Franken Reich.

Bei ihren beiden Schwestern lebt
Ihr Vater Lear, krank, schwach und alt;
Sie dachten nicht an ihr Versprechen,
Die Lieb ist hin, das Herz ist kalt.
Er lebt an seiner Gonnerill Hof,
Die war sein erstgebornes Kind,
Sie nahm den letzten Pfennig ihm,
Und all sein dienendes Gesind.
Denn da zuerst ihn hundert Ritter
Bedienten oder wol noch mehr,
Erlaubt sie ihm nur noch zehn Ritter,
Dann nur noch drei und keinen mehr.

Da es an dreien noch zu viel
Der ungetreuen Tochter schien,
Nahm sie die drei ihm auch und meint,
Er würde gerne weiter ziehn.
Beraubt, verstoßen ward er balde,
Der seinen Töchtern alles gab,
Von seinen Kindern muß der Alte
Jetzt bitten, was er ihnen gab. —
„Ich geh zu meiner Regan itzt,
Sprach er, zu meinem andren Kind,
Ich weiß es, meine Regan ist
Weit zärtlicher als die gesinnt." —

Er eilt zu ihr, noch halb erfreut,
Und klagt mit Schmerzen ihr sein Wehe.
Sie sprach: es sey ihr herzlich leid,
Daß es um ihn nicht besser stehe.
Nur wenig hätte sie für ihn,
Doch, wenn er bei ihr wollte leben,
So sollt ihm nicht verweigert seyn,
Was ihm die Köchin wolle geben.
Er hörte sie mit bittren Thränen:
„An dem, was ich mir selbst gethan,
So rief der gute alte König,
Verwarne sich doch jedermann!

Ich geh zu meiner Gonnerill wieder,
So hart begegnet sie nicht mir." —
Als er zu Gonnerill kam hinwieder,
Verschloß sie selber ihm die Thür.

Sie sprach: „Ihr hattet's bei mir gut,
Ihr wolltet's aber besser haben,
Geht hin zu Regan, und dort ruht,
Da könnt' Ihr's ja doch besser haben." —
Und König Lear, so tief gebeugt,
Geht wieder nun zu Regan hin,
Zu nehmen, was ihm gerne reicht
Die Küchenmagd, die Dienerin.

Hier ward er wieder abgewiesen,
Sie sagte: „alter Mann, da Ihr
Zu schlecht mein Brod und Mahl gepriesen,
So kommt nicht mehr vor meine Thür." —
Von beiden so verdammt zum Fluch,
Klagt er dem Himmel seine Noth.
Der jüngst noch eine Krone trug,
Sucht jetzt vor fremder Thüre Brod!
Nun sann er jenen Worten nach:
„Sie wolle leisten Kindes-Pflicht,"
Die seine jüngste Tochter sprach,
„Von größrer Liebe wüßt' sie nicht." —

Doch durft er sich zu ihr nicht wenden,
Der er so großes Unrecht that.
Er wird wahnsinnig, da der Zorn
Ihm den Verstand genommen hat!
Er schlägt sich an die kahle Stirn,
Er raufet seine weißen Haare,
Kratzt sich auf's Blut, zerstört sein Hirn,
So ehrenvoll, so nah der Bahre!
Dem Wald, den Hügeln und den Quellen
Erzählt er stündlich seine Plagen,
Vom Wald, vom Hügel, von den Quellen
Erschallt zurück des Echo's Klagen.

Er wanderte von Land zu Land,
Kam dann nach Frankreich über See,
Kordelia, einst von ihm verbannt,
Vernahm des alten Vaters Weh.
Sie spürt ihn auf, die Edelsten
Von ihrem Hofe sendet sie;
Sie brachten ihn zu seinem Kind,
Sie weint an seinem Hals und schrie.
Und Frankreichs König nun gebot,
Den Pairs und seinen Edelleuten,
Sie sollten sich zusammenziehn,
Mit ihm nach Engelland zu reiten.

Er wollt in Engelland allda
Dem König Lear sein Recht verschaffen,
Dem Vater der Kordelia,
Und ihre bösen Schwestern strafen.
Mit ihnen ging Kordelia,
Doch ward im Schlachtfeld sie erschlagen.
Für ihren Vater stritt sie da,
Todt ward sie aus dem Kampf getragen.
Er fiel der Leiche um den Hals,
Die so viel Treue ihm bewies,
Er stand von ihr nicht wieder auf,
Alsbald das Leben ihn verließ.

Die edlen Herrn im Kampfgefild
Beklagten sein und ihr Geschick;
Sie fingen beide Schwestern bald
Und hängten sie an einem Strick.
Der König Frankreichs siegte dann
Mit seinen tapfren Mannen,
Viel edle Ritter mußten dran,
Drauf zogen sie von dannen.
So fanden ihren Lohn die Beiden.
Ach, daß uns Treue doch verpflichte!
Drum sang ich, euch zur Pflicht zu leiten,
Die schwarze, traurige Geschichte.

Der geehrte Herr Verfasser vorstehender Ballade, wird die Güte haben, nächstens noch einige andere Volkslieder folgen zu lassen.

Wir konnten nicht unterlassen, heute die obige Ballade mitzutheilen, indem sie durch die unübertreffliche, höchstvollendete Darstellung des „König Lear" durch Herrn Eßlair einen doppelten Werth erhält, und gewiß bei Vielen unsrer Leser das Gemüthergreifende, Herzerschütternde und rührende Spiel dieses gefeierten Künstlers und lieben Gastes in lebendiger und bleibender Erinnerung erhalten wird. d. R.

Palindrom.

Ein Ding, mit dem im jungen Jahr'
Der Landmann macht die Erde klar,
Stellt, lieber Leser, hier sich dar
In einem kleinen Sylbenpaar,
Das wieder selbst sich gleicht auf's Haar.
Noch mehr: ist es nicht sonderbar?
Sie bleiben umgekehrt sogar
Einander gleich, und, ist's nicht rar?
Auch jenes Ding bleibt immerdar
Von rückwärts, was es vorwärts war.

Auflösung des Anagramms in Nro. 71.

reel — leer.

N: 73.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag, den 10. September 1818.

* Johann Renners Reimchronik von Bremen.

(Dritte Fortsetzung.)

Adalgarius de 6te Bischop tho Bremen.

Na hundert Jaren als dit Stickt,
Van Carolo was upgericht,
Adalgarius Bischop wort
Na Remberts Dode alsoforth,
Einhellichliken eligert,
Denn he was aller Ehren wehrt,
He was Remberts Coadjutor
Und stund der Kercken flitig vör
Twintig Jar, und hadde vörhen
Remberto helpen predigen.
He hest gar vele guts gedan,
Vele Noth und Gefahr bestan,
Als de Heiden breith unde wilh
Daveden tho desülven Tidt.
Da he to olden Dagen quam,
Den Abt van Corvei tho sick nam,
De sin Mithülper lang gewest,
Als man in den Geschichten lest,
Nach langer Krankheit für the Godt,
Dem he truwlick gedenet hat. — (908)

Hoierus de 7te Bischop tho Bremen.

Hoier, wo jetzund gelesen,
Iß Abt tho Corvei gewesen,
Heft vörhen Adalgario
Gehulpen im Officio.
Wes he sust averst fullenbracht,
Wert in specie nicht gedacht,
Allein dath he sat söven Jahr,
Do fur he in der Engeln Schar.
Do soß Stige Jahr wern vorgan,
Und men syn Graff heft upgedan,
Do wort gefunden nichtes mehr
Dann syne Hare ungefehr
Und Grütze des Mantels allein,
Sust was dar nicht, noch groth öft klein.

Reinwardus de 8te Bischop tho Bremen.

Van Reinwart buten den Namen,
Iß nichts an den Dach gekamen,
By siner Tidt was Jammer groth,
Och We, und We der groten Noth;
Bremen van Ungern iß verstört,
Hamborch van Wenden destruert,
De beiden Stede Ehrentrick
Sind schier sunderet thogelik.

Itzund se beid tho Grunde gan,
Doch heft se Godt noch ne vörlahn,
Hierna wedder tho rechte bracht. —
Ny hort wath tho Bremen geschach:
Als de Ungern den Dohm entstickt,
Heft Godt ein groth Weder geschickt,
So en dath Fuir dref int Gesicht.
De Bremer do sümeden nicht,
Se slogen vele Ungern doth.
Wath averblef van Fuires = Noth
Dath wort in de Wesser dreven,
Dath nichts darvan averbleven.
Reinwardt by einem Jare satt,
Unno in sine Stede tratt. — (916)

Unno de 9te Bischop tho Bremen.

Unno de godtfurchtige Man,
Was des Dompravstes Capellan,
Is them Stifft van Godt erhöget
Dorch sine Framheit und Döget.
He heft gedahn ein Christlich Werck
Und den Köning van Dennemarck
Harald mit sinem Sohn Svino
Gedofft, unde Gunnilt dartho,
De was Köning Haralds Gemal.
Der Undersaten was kein Tal,
So sich darsulvest dopen leth.
Unno hadde gar kein Vordreth,
Uth Dennemark in Sweden toch,
Vor dat Folck grote Sorge droch
Wo einem Herden wol geböhrt.
In Sweden kranck und swecklich wort
By Birca, unde starf aldar, — (934)
Als he geseten achtein Jahr.

(Damit unsre Leser selbst beurtheilen können, wie die alte niederdeutsche Sprache und Schreibart des in historischer Hinsicht schätzbaren Rennerschen Originalgedichts sich ausnehme, und wie schwer verständlich manche Stellen derselben sind — weshalb Erörterungen darüber wohl einer Mittheilung werth seyn möchten — haben wir diesmal eine Stelle nach der Ausgabe von 1717 (fast gleich mit der ersten von 1583) treu und unverändert in seiner ältesten Gestalt mitgetheilt.)

Das Schlachtschwert.

(Fortsetzung.)

10.

Der kranke Kriegsheld.

Schlag eilf Uhr stand der Graf vor dem bezeichneten Hause. Der hier einquartirte russische Stabsoffizier, hieß es, wohne im ersten Stocke.

Er hatte da gewohnt; diesen Morgen, mit Sonnenaufgang, war er an der Spitze seines Regiments ausgerückt, und hatte bei seinen Wirthsleuten, der Familie eines wohlhabenden Kaufmanns, das Lob eines bescheidenen, unterrichteten und rechtlichen Mannes hinterlassen; nicht so beifällig war der Geruch, den die polnische Gingise hinter sich gelassen. Am Silberzeuge fehlte Bedeutendes; auch wurden mehrere Servietten vermißt, und eine niedliche Stutzuhr, reich verziert mit Bronze und dendritischem Marmor, hatte der Kunstliebhaberin so gefallen, daß sie sich bewogen gefunden hatte, dieselbe als Andenken an die liebevolle Aufnahme im wohl eingerichteten Hause, mit sich zu nehmen.

Clementine war, nach übereinstimmender Aussage der ganzen Hausgenossenschaft nicht bei ihr gewesen; sie war ohne Mädchen gekommen, und hatte sich erst in Leipzig eines gemiethet.

Dem Grafen wär' es ein leichtes gewesen, das Regiment einzuholen: allein würde ihm Maruscha, die gestern recht gut wußte, daß das Regiment morgen früh vor Tagesanbruch marschiren werde, und den Grafen um eilf Uhr zu sich bestellte, folglich ihm offenbar ausweichen wollte, heute Rede gestanden haben?

So war denn der Faden, an dem er sich bis zu der gesuchten Clementine fortspinnen wollte, auf einmal wieder abgeschnitten, und er kehrte, der mißlungenen Ritterfahrt sich schämend, mißmuthig zurück.

In den Ort, von dem er ausgegangen war, wollte er nicht wieder, um dem lästigen Gefrage nach der Entflohenen auszuweichen. Er bog also von der Straße ab, verfolgte den frühern Plan seiner Reise durch Deutschland weiter, ließ sich in den nächsten Ort, wo er sich eine Weile aufhielt, sein Gepäck nachkommen, schweifte einige Monate umher, und ging dann in eins der besuchtesten Bäder.

Eines Vormittags saß er im herrschaftlichen Garten, als die lange Seiten-Allee herauf ein alter zerschossener Oberster, den er vor wenigen Tagen im Ballsaal kennen gelernt hatte, auf einem Krückstock gestützt, von einem jungen Mädchen geleitet, langsam anspazirt kam.

Das Mädchen war Clementine.

Er eilte auf beide zu. Clementine verfärbte sich. Es war als fiele der Blitz, der ihre zarte Wange röthete, in seine Seele; die Frage: Wie kommen Sie hieher? lag ihm auf der Zunge, aber er schwieg und that, als kenne er das Mädchen nicht. Er begrüßte blos den Obersten, fing, nach gewöhnlicher Badesitte, das Gespräch mit der Erkundigung nach dessen Befinden an, und schien Clementinen gar nicht zu bemerken. Clementine holte freier Athem, und in ihrem etwas freundlicher werdenden Gesicht, lag der stillschweigende Dank für sein Benehmen.

Natürlich mußte er hieraus folgern, daß Clementine in sehr abhängigen Verhältnissen lebte, und daß entweder der alte Herr etwas grämlicher Natur war, oder gar sein besonderes Auge auf das Mädchen hatte. Er nahm sich daher vor, behutsam aufzutreten, um Clementinens Lage nicht noch mehr zu erschweren. Gelegentlich hoffte er sich ihr doch einmal zu nähern, um die Geschichte ihres Schwertes und der Manier, wie sie von der Polin losgekommen, zu erfahren. Das alles brütete er bei sich, während er auf der andern Seite des Obersten ging, im Stillen aus, und hatte nun, um den Grämling zu täuschen, gar keinen Blick für Clementinen, aber — und das fing ihm an empfindlich zu werden — diese hatte auch keinen für ihn.

Man setzte sich. Clementinens kindliche Sorgfalt, den verwundeten Fuß des Alten in seine rechte Lage zu bringen; die Behutsamkeit, mit der sie den Schadhaften handhabte; die aufmerksame Theilnahme, mit der sie, vor dem Greise knieend, in sein Auge lauschte, um zu sehen, ob sein Gesicht Schmerz oder Zufriedenheit mit der gewählten Wendung des Fußes spräche, dies alles rührte den Grafen unbeschreiblich.

„Ist alles gut so?" fragte mit der Milde eines Engels die Blühende den Silberkopf, und als der Alte freundlich nickte und ihr die Rosenwange streichelte, küßte sie ihm die Hand, und sprang, weil es eben eilf schlug, zum mitgebrachten Körbchen, holte Arzneiflasche, Löffel und Glas heraus, flog mit letzterm zur nahen Marmorgruppe, welche die Entführung des schönen Hylas von lustigen Najaden darstellt, und zu deren Füßen ein kühlender Quell sprudelt, kam schöner als Hylas und alle Najaden, mit dem geschöpften Krystall zurück, und reichte dem Schwachen das stärkende Heilmittel.

Und das alles machte sie mit so viel natürlicher Anmuth, daß dem Grafen um den Preis, von diesem Mädchen gepflegt zu werden, seine gesunden Beine anfingen, gar nichts mehr werth zu seyn.

*

Absichtlich war Clementine so behende gewesen, um den Grafen nicht Zeit zu lassen, den Obersten etwa über sie zu fragen. Da hätte sie indessen viel langsamer gehen können, denn der Oberste — so viel sah der junge Graf wohl deutlich — schien sich, über das Verhältniß zum Mädchen gegen ihn, gar nicht auslassen zu wollen.

Nur erst, als sie sich wochenlang täglich in der stillen Seiten-Allee gesehen, und als der alte Oberste bei dieser Gelegenheit des Grafen vielseitige Kenntnisse und die Gediegenheit seiner Grundsätze kennen gelernt hatte, faßte er zu dem jungen Manne allmählig mehr Vertrauen.

Eines Nachmittags — der Alte war vom Weine etwas erwärmter geworden — faßte sich der junge Graf das Herz, den Obersten gesprächsweise über Clementinen fragen zu wollen. Er wollte, damit diese auch über das Schicksal des Schwertes beruhigt werde, die Auctionsgeschichte in ihrer Gegenwart erzählen, und hinzusetzen, daß er es erstand, um es der unbekannten Besitzerin einmal wiedergeben zu können, die mit des Obersten Pflegerin eine sprechende Aehnlichkeit habe, und wenn diese dann, wie er voraussetzen konnte, sich entfernt haben würde, um ihre Verlegenheit und ihr Rothwerden zu verbergen, so wollte er, so hingeworfen, fragen, wie der Oberste zu dem Mädchen gekommen sey.

Bis zur Auctionsgeschichte kam er; Clementine horchte mit sehr gespannter Aufmerksamkeit. Als er nun aber eben im Begriff war, hinzuzufügen, daß er das Schwert erstanden, um es der Besitzerin wieder auszuhändigen, unterbrach ihn der Oberste mit einem Auftrage an Clementinen, die ihm vom Hause etwas holen sollte.

Als das Mädchen sich entfernt hatte, hob der Oberste vertraulich an: „Ihr Schwert, lieber Herr Graf, wenn Sie es noch haben, und es Ihnen anders feil ist, lassen Sie mir ab; mein Sohn kommt in kurzem zum Besuch hieher; der ist ein enthusiastischer Freund von dergleichen altem Waffengeräthe. Er hat eine Sammlung solcher Armaturstücke aus allen Zeiten und Ländern, die ihm viel Geld kostet, und ich wüßte keine größere Freude, die ich ihm zum Willkommen im Bade machen könnte, als wenn ich ihn damit anbinde."

„Ihr Herr Sohn?" fragte der Graf, sonderbar ergriffen von dem Gedanken, in Clementinens Nähe, in der Nähe dieses wundersüßen niedlichen Mädchens, mit dem er, außer dem faden Schäferbaron und dem silberharigen Kranken, noch keinen Mann hatte sprechen gesehen, unter einem Dache mit ihr, jetzt einen fünf und zwanzigjährigen Hauptmann zu wissen, von dessen Wildheit er schon manche Züge aus des Vaters Munde gehört hatte.

„Ja," entgegnete der Vater freundlich, im Vorgefühl des baldigen Wiedersehens, und rückte dem Grafen auf der Bank näher. „Es ist mir da eine sonderbare Idee durch den Kopf gefahren, die Sie — ich rechne darauf, daß Sie mir und Clementinen ein bischen gut sind — die Sie mir ausführen helfen sollen."

„Ihnen und Clementinen?" fragte der Graf in der höchsten Spannung, und starrte in das Dunkel, das ihm der Alte vor die Augen schob.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lucian Bonaparte.

3.

Es ist bekannt, wie Napoleon in den Tagen seiner Größe mit Lucian entzweit war. Dieser war nach Italien verwiesen, wo er große Güter gekauft hatte, dann hielt man ihn gefangen in England; späterhin nach Rom, wo man

ihn zum Prinzen von Canino gemacht hatte, zurückgekehrt, verband er sich wieder mit seinem Bruder, der jetzt unglücklich und verwiesen nach Elba geschickt war. Er entwarf den Plan, seine Macht in Frankreich wiederherzustellen. Der schriftliche Verkehr ward durch Menschen betrieben, welchen das Unglück die beiden Brüder noch theurer gemacht hatte. Die häufigen Reisen von Madame Lätitia und ihrer Tochter Pauline zwischen Elba und Rom, brachte Napoleon und Lucian einander bald näher. Lucian, ehemals ein Schüler und Apostel der Revolution, sah die Wiederherstellung der Bourbonen als den völligen Untergang aller der Schöpfungen an, die für unentbehrlich zu halten er sich gewöhnt hatte. In Frankreich und Europa erblickte er eine Partey, die dem Unterliegen nahe war, er wollte ihr wieder aufhelfen, indem er sich in die Hand der Menschen gab, die allein seinem Bruder die Herrschaft zurück zu geben vermochten.

4.

Wie Bonaparte zu seinem letzten Feldzug von Paris abreiste, ward alles so eingerichtet, daß die Macht gänzlich in den Händen seiner Vertrautesten blieb. Lucian nahm Platz im Staats-Rathe. Voll Vertrauen in Napoleons Glücksstern, erwartete er zuversichtlich den Ausgang, als dieser, von dem Schlachtfelde von Waterloo hinweg eilend, plötzlich, ehe er den Palast des Elisée betrat, bei seinem Bruder eintraf. Einen Augenblick ward Lucian von der Katastrophe erschüttert, bald aber seine Kraft wieder gewinnend, wollte er das Schicksal bekämpfen, tadelte seinen Bruder das Heer verlassen zu haben, rieth ihm, sich nicht in Paris zu zeigen, sogleich zurück zu kehren und die Trümmern seiner Schaaren zu sammeln. Er sagte ihm mit Wärme: Du giebst das Spiel auf, ohne es verloren zu haben. Allein Napoleon schien keines kräftigen Entschlusses mehr fähig, eine mächtige Partey nahm über seine vertrauten Anhänger die Ueberhand.

Lucian entwickelte in der Kammer der Repräsentanten alle Hülfsmittel seiner Beredsamkeit, um sie zur Treue an seinen Bruder zu bewegen, er rief endlich sogar den allgemeinen Edelmuth und die Heiligkeit des Eides an, und endete mit der dringenden Bitte: der französischen Nation den Vorwurf des Wankelmuths, der ihr so oft gemacht worden sey, zu ersparen. Bei diesen Worten brach der Unwillen der Versammlung aus: Herr von Lafayette eilte auf den Rednerstuhl, sprach mit Worten und Geberden zu Lucian und sagte schließlich: „Sagen Sie Ihrem Bruder, daß die Nation kein Vertrauen mehr in ihn haben will, daß wir nun selbst das Wohl des Vaterlandes, über das er den Zorn von ganz Europa herbeizog, in die Hände nehmen." Lucian begab sich nun in den Palast des Elisée, wo alles in Bestürzung war, er steigt schnell aus dem Wagen und eilt in die Gärten, wo sich Napoleon aufhielt. Bei seinem Anblick wechselt dieser die Farbe. Lucian zieht ihn in einen dunkeln Laubgang und dort fand ein Gespräch statt, von dem eine Person aus Napoleons nächster Umgebung Ohrenzeuge war.

Lucian. Wo ist aber Deine Festigkeit? Lege diese Unentschlossenheit ab! Du weißt was es kostet, wenn man nicht wagt. — Bonaparte. Ich habe nur zu viel gewagt. — Lucian. Zu viel und zu wenig. Wage zum Letztenmal. — Bonaparte. Einen achtzehnten Brümaire? — Lucian. Gar nicht! ein sehr konstitutionelles Dekret. Die Konstitution giebt Dir das Recht dazu. — Bonaparte. Sie werden diese Konstitution nicht ehren. Und wie

dann, wenn sie sich dem Dekret widersetzen? — Lucian. So sind es Rebellen, und um so leichter aufgelöst. — Bonaparte. Die Nationalgarde würde ihnen zu Hülfe kommen. — Lucian. Die Nationalgarde hat nur Widerstandskraft; wenns Handeln gilt, denken diese Krämer an Weib und Laden. — Bonaparte. Ein verfehlter achtzehnter Brümaire kann einen dreizehnten Vendemaire herbei ziehen. — Lucian. Du überlegst, da du handeln solltest. Jene handeln und überlegen nicht. — Bonaparte. Was können sie thun? sie sind Schwätzer. — Lucian. D[illegible] Meinung ist für sie. Sie werden die Absetz[illegible]g aussprechen. — Bonaparte. Absetzung! das wagen sie nicht! — Lucian. — Sie werden es, wenn Du nichts wagst. — Bonaparte. Ich will Davoust sprechen! — Jetzt verließ er schnell den Garten und begab sich, von seinem Bruder begleitet, in sein Kabinet, wo er in Unentschlossenheit und Träumereien versunken blieb, ungeachtet Lucian in ihn zu dringen fortfuhr, bis er endlich in der höchsten Unruhe plötzlich das Gemach verließ und beim Austritt zu einem Sekretär, der ihm seine Aengstlichkeit ausdrückte, sagte: Was ist zu thun? Sein Muth ist erloschen; er ist verloren. — Jetzt eilte er in die Pairs-Kammer, wo seine Bemühungen ebenfalls fruchtlos waren, und wo man ihm sagte: der Prinz von Canino sey kein Franzose. Er sprach zu Gunsten Napoleon II., und hoffte die Regentschaft unter dessen Minderjährigkeit; allein Fouché, der in dieser Kammer seine Vertrauten hatte, brachte die Bildung eines provisorischen Regiments zu Stande. So verschwand das Ansehn der Bonaparte'schen Familie ganz und gar. Nachdem Napoleon gezwungen gewesen war, seine Absetzung einzugehen, drang Lucian in ihn, mit ihm und seiner ganzen Familie nach Amerika zu fliehen; er ging selbst unter dem Namen eines Grafen von Chatillon nach Boulogne, um von England Pässe zu erlangen. Wie er sicher ward, daß dieser Schritt zu nichts führen konnte, eilte er unter dem Namen des Grafen Casalis an die savoyische Grenze, und nannte sich bei den Vorposten des General Bubna. Man erlaubte ihm nach Turin zu gehen, wo er einige Zeit gefangen blieb. Auf seine Forderung erlaubten ihm die vereinigten Mächte bald darauf, nach Rom zurück zu gehen, wo ihn der Papst, der ihm immer wohl wollte, gut empfing. Dort lebt er ruhig mitten in seiner Familie, die er sehr liebt. Seine Gemahlinn, eine ehemalige Jouberteau, hat ihm vier Kinder gegeben, ist eine gute Mutter und sehr treue Gattinn.

(Der Schluß folgt.)

Blinden-Anstalt in Schaffhausen.

J. J. Altorfer in Schaffhausen, dem eine glückliche Operation seine, von Kindheit an verblinderten Augen wieder gab, und der sich, buchstäblich im evangelischen Sinn, nun ganz seinen leidenden Mitbrüdern widmet, hat im Anfange durch Zusammensparen weniger Batzen, in Verbindung mit noch ein paar anderen eben so unvermögenden Menschenfreunden eine Unterstützungs-Gesellschaft für Blinde gegründet, die er nun 7 Jahre mit völliger Hingabe fortsetzt und zu vergrößern bemüht ist. Wenn wir sagen, daß nach sieben Jahren allseitiger, vielleicht hie und da, den selbstbeschränkten und dem bequemen Geber, nicht sehr gelegnen Bitten, sich der unermüdete Mann in seinem dießjährigen Bericht freut, ein Kapital von vierthalbtausend Gulden zu besitzen, so können wir uns kaum einer kleinen Schaamröthe, und sicher nicht eines Seufzers

erwehren, wenn wir der Summen gedenken, deren Ausgabe jeder von uns, nach seinem Gesichtspunkt, für überflüssig hielt.

Von der Hülfs-Anstalt wurden dieses Jahr funfzehn Personen operirt und verpflegt. Wenn wir uns deutlich machen, welche bittre Mühseligkeit derjenige überwindet, der in sieben Jahren erst 4500 fl. zusammen brachte, und dabei durch seine persönliche Zusprache, Fleiß und Gegenwart seine geringe Hülfsquellen ersetzen, vergüten muß, so steht Altorfer freilich höher als der Glückliche, der eine Million zur Erleichterung seiner leidenden Mitbrüder aufopfern kann. Wir wünschen, daß Altorfers Bemühen bekannter werde, und mancher Menschenfreund, unsicher wie er mit seinem Wenigen am besten nutzen möge, Altorfers fromme Anstalt unterstütze.

Anekdoten.

* Als jemand im Beiseyn einer Dame die großen schwarzen Augen einer gewissen Demoiselle R..... rühmte, erwiederte die Dame unwillig: „Schwarze Augen werden jetzt nicht mehr getragen.“

Ein Engländer befindet sich in Paris auf einem Familienballe; mit gewohntem Gleichmuth geht er stumm im Tanzsaale auf und ab, da nahet die Dame des Hauses mit der Frage: et vous ne dansés pas, Monsieur? — Der Britte, durch die unvermuthete Anrede verlegen, erwiedert: Madame, je ne danse pas en societé. —

Ein türkischer Gesandter ehrte bei seiner Antritts-Audienz den Pabst Leo den Eilften auf eine eigenthümliche Weise; wahrscheinlich sehr voll von der Größe der Ottomanen, gab er dem heiligen Vater den Titel: Großtürke der Christenheit.

Ein Ignorant wurde zum Bibliothekar erwählt; das heißt einen Eunuchen zum Vorsteher des Serails bestellen, sagte ein Witzling.

* An die Theater-Direction.

Das laute und hörbare Weggehen der Musici aus dem Orchester, besonders aber das geräuschvolle Weglegen der Musikalien, beim Anfange des letzten Akts eines Trauerspiels, Schauspiels oder Lustspiels, verursacht den auf die Handlung des Stücks aufmerksamen Zuhörern manche unangenehme Störung, und macht, daß (gewöhnlich an jedem Sonntage) die ganze erste Scene des Schluß-Akts für dieselben verloren geht.

Wir hoffen, es bedarf nur dieser Anzeige, und die Direction des Theaters wird die Gefälligkeit haben, solche Einrichtungen zu treffen, daß diese unangenehmen Störungen in Zukunft aufhören; sehr leicht sind solche zu vermeiden, wenn nur ein Mitglied des Orchesters den Auftrag erhält, bis zum Ende des Schauspiels zu verweilen, und dann die Notenbücher ꝛc. in den Schrank, zu legen. —

Mehrere Freunde des Theaters.

Neubekehrte Christen in Sognio.

(Aus Kapitän Tuleys Entdeckungsreise auf dem Congo.)

(Folgender kleine Abriß muß uns an die vielen Missionsberichte erinnern, welche uns in dieser Zeit vorkommen, und da schon hier bei dem Unterschied zwischen portugiesischen und französischen Bekehrten der Unterschied sichtbar ist, können wir erwarten, daß die aufgeklärten, rein religiösen Bekehrer aus unserer Nation, den guten Willen dieser unwissenden Völker wohlthätiger benutzen werden.)

Mehrere der Sognio-Bewohner (Sognio wird der Landesstrich am linken Flußufer, gegen dem Meere zu, benannt), die an Bord kamen, waren Christen von portugiesischer Fabrik; einer derselben hatte sogar ein Priesterdiplom. Er und noch einer dieser Christen konnten ihren Namen und den des h. Antonius schreiben, auch die römische Litaney auf Lateinisch lesen. Alle diese Bekehrten waren eben so mit Kruzifixen und Reliquien behangen, wie ihre unbekehrten Landsleute mit Fetischen. Der Priester schien übrigens von etwas loser Sittlichkeit, da er eingestand, ein Weib und fünf Beischläferinnen zu haben; mit der Bemerkung, der heilige Petrus, indem er ihn auf ein Weib beschränkt, habe ihm nicht verboten, sich mit so viel Dienstmädchen zu trösten, als er ernähren könne. Alle diese Besucher, Christen und Heiden, hatten durch Narben hervorgebrachte Figuren auf ihrer Haut, und die zwei obern Schneidezähne linker Hand weggefeilt, in deren Lücke sie die Tabakspfeifen steckten, so daß dieß der Zweck letzterer Verstümmlung schien; bis auf nähere Anfrage verlautete, daß alles bloßer Zierrath sey, dem schönen Geschlecht besser zu gefallen.

Alle diese Sognio-Einwohner waren ohne Ausnahme grämlich aussehende Gesellen, unsläubig, voll Läuse und schuppig vor Krätze, alles starke Kennzeichen, daß sie ihre Kultur von den Portugiesen erhalten hatten, in auffallendem Abstich mit den Malemba-Gästen, die freundlich, reinlich, ja wie Putznarren angezogen waren, ihre Gläser mit anstießen, und ganz Herren á la Françoise vorstellten, der Nation entsprechend, mit der sie am meisten Umgang gehabt hatten.

Fächersurrogat.

Herr.

Die guten Mädchen schwitzen sich zu Tode,
Seitdem die Fächer aus der Mode
Gekommen sind.

Dame.

Dafür umgaukeln jetzt wie Zephyrs Spiele,
Galante Herrchen unsre Stühle
Und machen Wind.

* Charade.

Zwei engverbundne Sylben nennen
Das schönste Bild in der Natur;
Blos Hymen kann die Sylben trennen,
Des Lasters Hauch entweiht sie nur.

Anbetung schall't ihm von Altären,
Es gab der Welt ein theures Gut;
Es stillt des frommen Pilgers Zähren,
Und giebt dem Dulder hohen Muth.

Die Oriflamme hat's getragen,
Das Panzerhemd, den Hirtenstab;
Der Feinde wilde Schaar geschlagen,
Und in den Flammen fand's sein Grab.

Es ruht sich sanft in seinen Armen;
Doch nicht von Eisen darf es seyn,
Denn sonst zermalmt es schnell den Armen.
Es war der Vorzeit größte Pein.

Ein Berg ist's; — zu der Wolken Sitze,
Hebt er das eis'ge Haupt empor,
Nur selten, daß zu seiner Spitze,
Der Fuß des Forschers sich verlor.

Am Himmel hat es Sitz und Stimme,
Es glänzt so freundlich durch die Nacht;
Daß es des Säuglings Loos bestimme,
Gab ihm der Aberglaube Macht.

Und sitzend — hieß nach alter Sitte,
Dieß Sylbenpaar, ein Theil der Welt,
Du selber lebst in seiner Mitte,
Er ist der Künste reiches Feld.

Nun löse mir der Sylben beide!
Nie nennt den Greis der Ersten Laut.
Und nie das Mädchen meine Zweite;
Am nächsten steht ihm noch die Braut.

A. D..v.t.

Auflösung des Palindroms in Nro. 72.

— Egge. —

Commandir-Zettel zur Bürgerwehr à 100 — 18 Grote
am Dom Nr. 2.

№ 74.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 13. September 1818.

Weibliche Ehrliebe und Gerechtigkeit.

Kurz nach dem Frieden von Utrecht ward ein junger Engländer, dessen Vater königlicher Leibarzt war, auf die Akademie zu Montpellier gesandt, um sich der Heilkunde zu widmen. Das frische Roth seiner Wangen über den Werken des Hippokrates erbleichen zu sehen war nicht seine Absicht, und der Beruf, sich den Damen dieser Stadt angenehm zu machen, für ihn weit einladender. Er war eben so wohlgestaltet als bemittelt, aber zu eitel und ungenügsam, um mit zwei so wesentlichen Vorzügen zufrieden zu seyn. Seiner Meinung nach bedurften diese Eigenschaften noch einer Folie. Zufälligerweise führte er den Namen eines berühmten reichen Lords, und nahm keinen Anstand sich für dessen einzigen Sohn auszugeben. Unter diesem Titel gelang es ihm, sich bei den Aeltern der Fräulein v. N... einzuführen, für welche eine heftige Leidenschaft in ihm entbrannte. Eitel und thöricht genug, um in einer artigen Aufnahme und Behandlung sprechende Erwiederungen feuriger Gegenliebe zu erblicken, säumte er nicht, sich allerhand zärtliche Beweise davon auszubitten, des Erfolgs so sicher wie seiner Verdienste. Seine Bestürzung war nicht gering, als er wider alles Erwarten einen so entschiedenen Widerstand fand, der keine seiner Hoffnungen rechtfertigte. Indeß diente diese Kränkung seines Stolzes nur dazu, das Feuer seiner Begierden noch mehr anzufachen. Mit steigender Lebhaftigkeit verdoppelten sich seine kühnen aber vergeblichen Angriffe, und endigten damit, daß Fräul. v. N... ihm ihre Achtung und Umgang entzog. Tief beschämt durch ein Abenteuer, das für seine Eigenliebe so wenig schmeichelhaft war, nahm der angebliche junge Lord zur Verläumdung seine Zuflucht, und gab überall ganz deutlich zu verstehen, daß er sich von Fräul. v. N... im Gefühle eines gewissen Ueberdrusses zurückgezogen habe, der häufig eine Folge des Besitzes zu seyn pflegt. —

Das junge Mädchen genoß des unbescholtensten Rufes. Dennoch fand die Verläumdung nicht überall den verdienten Widerspruch, sondern wurde von jener zahlreichen Menschenklasse, deren unglücklicher Hang zur boshaften Nachrede

überall Befriedigung sucht, begierig aufgegriffen und geschäftig verbreitet. Fräul. v. N... hatte einen Vater, der sie zärtlich liebte. Ihr Schmerz war grenzenlos, als sie sahe, daß die Nachrede ihm zu Ohren gekommen war und sein Herz mit einer peinlichen Ungewißheit über die Sittlichkeit seiner Tochter erfüllte, über deren tadellosen Wandel er sich bisher nie die geringste Ahnung von Verdacht erlaubt hatte. Eine zweite Gattin, welcher dieser ihr Vater seine Hand gegeben hatte, betrachtete insgeheim die jugendlichen Reize ihrer Stieftochter mit Mißgunst und Eifersucht, unterstützte mit vieler Gewandheit den Verdacht, und war darauf bedacht, dem Vater seine Tochter, wenn nicht als schuldig, doch wenigstens als ein Opfer eines unvorsichtigen und leichtsinnigen Betragens darzustellen. In dieser peinlichen Lage war Fräul. v. N... nahe daran, unter der Last schwerer und nagender Kränkungen zu erliegen, als ein zufälliger Umstand in ihrer Seele die Hoffnung und den Gedanken an Rache erweckte. Sie erfuhr nämlich, daß ihr unwürdiger Verläumder einen sehr heftigen Wortwechsel mit einem andern Engländer, der ein Anhänger der Partei des Königs Jakobs war, gehabt hatte und betrachtete diesen Vorfall als eine Gelegenheit sich für die erlittene Kränkung Genugthuung zu verschaffen. Der angebliche Lord erhielt sofort im Namen des Jakobiten ein Cartel, worin er in den beleidigendsten Ausdrücken eingeladen ward, mit Anbruch des folgenden Tages sich hinter der Mauer eines bezeichneten Klosterkirchhofs zu einem Zweikampfe auf Pistolen einzufinden. Er erschien, aber welche Bestürzung, als er statt des erwarteten Gegners Fräul. v. N... in männlicher Kleidung traf, die mit wenig Worten ihm sein ehrloses Betragen vorwarf und dafür Genugthuung forderte. Seine Erwiederung war höhnender Spott, durch welchen seine Gegnerin im Gefühle erneuter Kränkungen dergestalt außer sich gerieth, daß sie ihrer nicht mehr mächtig, ihr Pistol auf ihn abdrückte und ihn zu Boden streckte. Unbemerkt kehrte sie nach dieser blutigen Rache in das Haus ihrer Aeltern zurück, begab sich zu Bett und erschien am Morgen, wie gewöhnlich, im Kreise ihrer Familie. Der gewaltsame Tod des jungen Engländers ward in der Stadt bald ruchbar. Die Gerichte hatten von dem zwischen beiden Engländern vorgefallenen Zwiste Nachricht erhalten, bemächtigten sich der Person des Jakobiten und verfuhren mit Untersuchung gegen ihn als höchst wahrscheinlichen Mörder seines Landsmanns. Der Angeschuldigte läugnete beharrlich, allein der Schein und die Menge der Verdachtsgründe sprach so sehr wider ihn, daß möglicherweise ein Verdammungsurtheil zu befürchten stand, als unerwartet Fräul. v. N... vor Gericht erschien.

Mein Name — sagte sie — ist lange Zeit das Opfer einer schwarzen Verläumdung gewesen und zu sehr besprochen worden, als daß er dem Gerichte unbekannt seyn könnte. Auf mir ruhte die Pflicht meiner Ehrenrettung und der Bestrafung eines Frevlers. Ich war es, die unter dem Namen des Angeklagten meinem Feinde die Herausforderung zuschickte und meine Hand streckte ihn zu Boden, als er sich weigerte für die Beschimpfung meiner Ehre mir Genugthuung zu geben. Dem angeklagten Schuldlosen gebührt die Freiheit, mir sein Platz.

Die Richter bewunderten diese seltene Festigkeit eines weiblichen Gemüths, das nur durch leidenschaftliche Ehrliebe sich zu einem Verbrechen hinreissen ließ, und beeiferten sich bei dem Könige, ihre Begnadigung auszuwirken. Die Begnadigung erfolgte, und einer ihrer Richter, auf den ihr Heldenmuth einen eben so tiefen Ein-

druck gemacht hatte, als ihre Jugend und Schönheit, schätzte sich glücklich, die Hand der Fräul. v. N... zu erhalten.

Das Schlachtschwert.

(Fortsetzung.)

11.

Der Brautwerber.

„Sehen Sie," hob der Alte an, und stützte sich mit beiden Händen auf den Krückenstock, den er zwischen die Beine zog, „ich bin ein alter, schwacher Mann, und stehe in der ganzen weiten Welt allein; ich stehe schlecht, Freund, denn beide Beine sind mürbe und morsch, und dem da hat eine Kartätschenkugel so unmanierlich zugesprochen, daß ich wohl, bis der Todes-Engel „Los" commandirt, hienieden herumkrüppeln werde. Meine Alte — Herr, das war eine Ehrenfrau, — die ist schon lange durch die Enge-Pässe des Grabes und steht vor der Allmächtigkeit Gottes. Töchter habe ich nicht, und mein Sohn gehört in die blanken Reihen der Krieger, aber nicht in das Krankenstübchen des Vaters. Da habe ich mir denn nun oft im Stillen gewünscht, mein Junge möchte eine Frau wählen, die sich des Hülfebedürftigen Graukopfs mit kindlicher Liebe erbarme, wenn, bei der Frontveränderung nach dem Grabe zu, der letzte Jaloneur *) mir auf dem stillen Rückzuge aus diesem Leben mit seinem Glaubensfähnlein winkt, mit mir bete, und, wenn die drei Salven mir den Scheidegruß meiner Kampfgefährten in die Gruft nachdonnern, die kleine Erdschanze, die der — der Vauban, der Coehorn *), draußen auf dem Kirchhofe, über die alte zusammengehauene Hülle aufwerfen wird, mit ihren Blumen und Thränen schmücke. — — Unsere vornehmen jungen Mädchen passen dazu nicht; die haben nichts im Kopfe, als kalte Kenntnisse und trockne Vielwisserei, und im Herzen Sucht nach Wechsel und Zerstreuung. Solch ein elegantes Modeding läßt den alten Vater daheim sitzen, und denkt alles gethan zu haben, wenn es am Morgen befiehlt, was ihm zum Mittag gekocht werden soll. — — Da habe ich denn so mein Auge auf Clementinen gerichtet. Der Zufall — nein, mein grundgütiger Herrgott hat sie mir zugeführt. Im Pfarrhause zu Buchenrode fand ich das Engelskind; dorthin war ich nach dem mörderischen Vorpostengefecht, was wir in der Gegend hatten, krank gebracht worden; meine frühern, halbgeheilten Wunden brachen fast alle wieder auf und machten mich zum Dienst unfähig; ich erhielt vom Monarchen den gesuchten Abschied, und vom Arzt die Vorschrift, in das hiesige Bad zu gehen. — Die ganze Zeit meines Aufenthalts im Pfarrhause hatte Clementine mich mit einer Aufmerksamkeit, mit einer Liebe behandelt, die nur ein Kind gegen seinen Vater haben kann. Herr, auf dem Krankenlager, wenn wir egoistischen Männer schwach und hülflos da liegen, und der bösen Lüste Teufelsmacht keine Gewalt über uns hat, da erst — da erst lernen wir den Werth der Frauen ahnen; ihn ganz zu überschauen, sind wir wahrhaftig zu schlecht, zu sündhaftig. Clementine trug meine mürrischen Launen mit himmlischer Langmuth,

---

*) Mehrere Armeen haben bei ihren Infanterie-Bataillonen sogenannte Jaloneure, welche bestimmt sind bei jeder Frontveränderung, die Hauptlinie der neuen Richtung zu bezeichnen; sie führen gewöhnlich auf dem Gewehre ein kleines farbiges Fähnchen.

*) Zwei bekannte Schriftsteller über den Schanzenbau.

linderte meine Schmerzen durch ihren Trost, theilte die Wolken meines Mißmuths durch das milde Licht ihres heitern Sinnes, besorgte meine tausend Bedürfnisse mit unermüdlicher Thätigkeit, und füllte die Langeweile meiner schmerzlosen Stunden durch Vorlesen, durch ihr Zauberspiel auf Guitarre und Harfe, durch ihren lieblichen Gesang und durch ihr trauliches Plaudern; — und das alles thut sie aus Mitleiden — Freund — was muß Clementine erst dem seyn, den sie mit ihrer schuldlosen Liebe umfaßt. — Darum ist mein Plan gewiß von Gott mir eingegeben, aus Clementinen und meinem Sohne ein Pärchen zu machen! und dazu, mein lieber Freund, sollen Sie mir behülflich seyn."

„Ich?" fragte der junge Graf, und sah, wie durch einen boshaften Trugspiegel, mit gebrochenem Herzen die Reizende weinend sich in des Hauptmanns Arme legen.

„Ja," entgegnete heimlicher der Alte, und rückte dem Grafen näher; bringen Sie ihn auf die Idee, mir Clementinen als Tochter zuzuführen; erzählen Sie ihm, was sie mir alles ist, sagen Sie ihm, daß sie mir am herandämmernden Abende meines Lebens das sey, was dem Müden der letzte freundliche Blick der untergehenden Sonne ist; mein Sohn ist ein redlicher, wackerer Junge; dieß wird ihn bestimmen, Clementinen seine Hand zu bieten, auch wenn sie weniger liebenswürdig wäre, als sie ist. Machen Sie ihn auf des Mädchens innern Gehalt, auf dessen Liebreize aufmerksam! manche Menschen finden das Gute erst ihrer Beachtung werth, wenn es andern als etwas Vorzügliches gilt; zu solchen gehört mein Sohn; wenn Sie ihm das Mädchen schön, wenn Sie es ihm interessant und liebenswerth nennen, so findet er es nun um hundert Procent schöner, liebenswerther und interessanter, als er es ohne Ihre Anpreisung würde gefunden haben. Ich kann ihm davon nichts sagen; einmal würde er im Stillen bei sich denken, der alte Mann versteht davon nichts, und dann möchte er auch meinen, ich wollte mir von ihm nur eine Krankenwärterin heirathen lassen; auch muß sich eigentlich der Vater um des Sohnes Herzensangelegenheiten nicht in der Art bekümmern, daß er ihm die Braut selbst zuführe — wenn Sie aber, selbst ein junger lebenslustiger Mann, ihm das Mädchen —"

„Wird aber," hob der junge Graf an, von dem Auftrage, das selbstgeliebte Mädchen einem Dritten zu empfehlen, in peinliche Verlegenheit versetzt, "wird Ihr Herr Sohn nicht Bedenken tragen —"

„Wegen des Standes, meinen Sie?" fiel der Oberste ihm in das Wort, „an sich sind das Possen, wir haben jetzt viele Grafen und Barone, die sich an der Seite ihrer Gattinnen bürgerlicher Abkunft ganz vortrefflich befinden, weil diese durch ihr ehrliches vieles Bürgergeld, ihre sträfliche, gräfliche und reichsfreiherrliche Schuldenlast tilgten, und ihnen die Möglichkeit verschafften, von dem mitgebrachten unadlichem Vermögen, adelich leben zu können. Wenn Sie, Freund, ein Bürgermädchen einen Edelmann heirathen sehen; so glauben Sie nur, daß es in der Regel allemal nur des lieben Geldes willen geschieht, und daß die bürgerliche Braut auch in der Regel, allemal vom Hochzeit- bis zum Sterbetage, um ihre Liebe, um ihr Herz betrogen werde; denn der unedle Freier mag ihr noch so viel vorlügen, daß ihr Geld für ihn keinen Reiz, daß er sie blos um ihrer selbst willen zur Frau erkohren habe, es ist doch nicht wahr; Ausnahmen sind selten, und der Fall, daß der Mann, in adelichen Kreisen sich seiner kleinen Seele, nicht schäme, ist noch seltener. Aber von all den Anstößen der erbärmlichen Ur-

berreste der Feudal-Zeit, ist bei Clementinen keine Rede; ihr Großvater war der Freiherr von Patrick. Was hat es denn auch überhaupt, aufrichtig gestanden, mit dem Alter unsers Adels zu bedeuten; sechshundert Jahre ungefähr ist es her, daß er in Deutschland begründet ist, wenn Sie anders den Kaiser Friedrich II. in so fern als den Stifter des deutschen Adels ansehen wollen, als er in der damaligen Kriegsverfassung das Ritterthum einführte — nun, und haben wir denn in Deutschland eine — nur eine einzige Familie, die bis 1210 hinauf ihre Ahnen kennt? Lassen wir also die Vorzüge des sogenannten alten Adels denen zur Ergötzlichkeit, die flach genug sind, in etwas einen Werth zu finden, das keinen hat. Es sollte mir lieb seyn zu wissen, daß ich seit 1000 Jahren von lauter berühmten Männern abstamme, aber bei Gott im Himmel, ich gebe diese Ehre gern für die Freude hin, selbst ein ehrlicher und ein unbescholtener Mann zu seyn, und meinem Vaterlande in meinem Sohne, einen ritterlichen und edlen Menschen erzogen zu haben. An der Vorwelt haben wir keinen Theil, und mit dem Namen gehen die Großthaten unserer Vorfahren nicht auf uns über. Tugenden sind nicht erblich. Die Mit- und die Nachwelt, das sind unsere Richter, diese werden nach Maaßgabe unsers Wandels, unsere Namen ehren oder verachten, ohne sich von dem Alter und der Berühmtheit unserer Vorväter bestechen zu lassen. Wer dennoch ein genealogischer Botaniker ist, und an alten Stammbäumen vorzüglichen Gefallen findet, dem wird Clementinens lange Ahnenreihe recht respectabel seyn, denn seit Wilhelm dem Eroberer,*) der aus seiner Normandie Ritter und Barone, und mit diesen das Adelssystem zuerst nach England brachte, erwähnt die britische Geschichte der Edlen von Patrick, und Clementinens Familienpapiere weisen bis auf jene graue Vorzeit zurück, von der sich ihre Altvorderen in ununterbrochener Folge herschreiben, bis auf ihren Vater, der, beschränkter Vermögensumstände halber, auf seinen Adel freiwillig verzichtete. Bei der Lage der Sache also wird über die Verbindung meines Sohnes mit Clementinen — —"

In diesem Augenblick kamen zwei Damen die Allee herauf; Rosalba und ihre Mutter, die Ministerin. Beide schienen hocherfreut, den jungen Grafen zu finden; man unterhielt sich, nachdem der Oberste den Damen vorgestellt war, von Maruscha's Abentheuern, die sich, nach der Ministerin Nachrichten damit geendet hatten, daß die Pseudostarostin, der Spionerie überwiesen, im Hauptquartiere vor wenigen Tagen vom Henker gestäubt und dann auf die Festung gebracht worden war, daher der Graf, der gern an Ahnungen glaubte, innerlich zusammen schauerte, denn er gedachte der Leichenblässe, die auf der Hochseligen Gesicht, an jenem Abende sichtbar ward, als sich der erzürnte Schäferfreiherr mit einem, „Hol Euch der Henker," verabschiedete. Rosalba's süßer Liebesblick aber hing mit sichtbarem Wohlgefallen an dem Grafen, der von seiner Verfolgungsreise mit Witz und Laune erzählte. Doch schien dieses Wohlgefallen sich etwas zu mindern, als er Clementinen, die jetzt zurückkehrte, als Fräulein von Patrick und als des Obersten liebe Pflegetochter, den beiden Damen empfehlend vorführte. Clementine, die nie so genannt worden war, ob sie gleich volles Recht darauf hatte, verneigte sich erröthend; es that ihr wohl, vor Rosalba, die bei ihrer vielen Herzensgüte, von ihrer Standeshöhe doch immer etwas demüthigend auf das arme Kam-

*) 1066.

mermädchen herabgesehen hatte, jetzt eine Stufe höher, jetzt ihr gleich gestellt worden zu seyn, von dem ihr gleich gestellt zu seyn, der in der tiefen Stille ihres Gemüths ihr der liebste Mensch auf der Welt war, wenn er gleich ihr Schwert, ihr liebes Schwert ihr entwendet, und wo er es hingethan, noch mit keiner Sylbe erwähnt hatte. Daß der Graf für sie den Bräutigam werben solle, davon hatte sie in dem Augenblicke keine Ahnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gottesurtheile in Malabar.

Auf der Malabar-Küste sind noch einige Arten jener Gottesurtheile gebräuchlich, wodurch im europäischen Mittelalter so oft über Schuld und Unschuld entschieden wurde. Ist eine Anklage zweifelhaft und durch Zeugen nicht genugsam erweisbar, so wird der Beschuldigte vor den Fürsten geführt, der ihm die Hand mit einem Bananenblatte bedeckt und alsdann das glühende Eisen eines Beiles so lange darauf hält, bis es erkaltet ist. Darauf umwickeln die Wäscher des Fürsten die gebrannte Hand mit einem leinenen Tuche, welches mit einem aus Reis verfertigtem Wasser (? vielleicht Arak?) befeuchtet ist, und der Fürst drückt sein Siegel auf die Knoten der Stricke, womit man das Tuch befestigt. Ist nach acht Tagen, wo der Verband abgenommen wird, die Hand gesund und ohne Spur des Brandes, so wird der Gefangene losgesprochen, aber auf der Stelle verurtheilt, wenn sich eine Brandwunde zeigt. — Gerichtliche Zweikämpfe sind ebenfalls üblich, wie einst in Europa. Gerathen zwei Edelleute in Streit, so fechten sie nie mit einander; sie halten ihr Blut für viel zu kostbar, als daß sie es um solcher Dinge willen vergießen möchten. Gewöhnlich endigt Schelten oder Faustschlag den Zwist. Kann aber der Streit nicht ohne Blut geschlichtet werden, so wählt sich jeder einen Fechter aus einem geringeren Volksstamme. Die beiden Kämpfer werden wohl genährt und in den Waffen geübt, und wenn man sie für hinlänglich vorbereitet hält, auf den Kampfplatz geführt, wo sie, in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes, mit kurzen zweischneidigen Schwertern auf Tod und Leben fechten. Ist durch die Niederlage des einen Fechters der Sieg für den Gegner entschieden, so umarmen sich die beiden Edelleute mit ruhiger Fassung und der Streit ist versöhnt.

Mittel gegen Verschwörungen.

Ein Fremder trat zu dem Tyrann Dyonis in Gegenwart dessen ganzen Hofes, und sagte, er wolle ihm heimlich ein untrügliches Mittel lehren, sofort diejenigen zu entdecken, die gegen ihn irgend eine Verschwörung unternähmen. Dyonis nahm ihn bei Seite und drang in ihn, dieses Mittel ihn zu lehren. Da sagte der Fremde ihm in's Ohr: Gieb mir vor aller Augen ein Talent, damit das Volk glaube, ich habe Dir das Mittel wirklich gesagt, und Du seyst damit zufrieden, und sey versichert, niemand wird dann etwas gegen Dich zu unternehmen wagen. Dyonis fand dieses in dem Sinne der Menschen begründet, und gab dem Fremden in Gegenwart aller, was er verlangt hatte.

Polizei-Anekdote.

Einige Jahre vor der Revolution erschien in Paris täglich ein Zeitungblatt, das die ge-

heimsten Dinge veröffentlichte, ohne daß jemand den Verfasser oder auch nur den Drucker hätte errathen können. Je länger es herauskam, um so mehr wunderte man sich über die Menge Geheimnisse, die es kund that; aber endlich ward die Sache so ernsthaft, daß sich die Großen des Reichs fürchteten, früh in diesem Blatte die Gespräche wieder abgedruckt zu lesen, die sie in der Nacht vorher hinter ihren Bettgardinen gehalten hatten. Die Polizei wendete alle mögliche Mittel an, die Quelle dieser gefährlichen Publizität zu entdecken; aber lange vergebens. Endlich erfuhr man, daß das Blatt des Nachts auf der Seine mit einer Handpresse, jedoch bald auf diesem, bald auf jenem Schiffe, gedruckt werde. Man beschloß also, in Einer Nacht, in Einer und derselben Minute alle Schiffe auf der Seine zu untersuchen, um die geheimen Drucker zu entdecken. Da man jedoch zu dieser Expedition Maaßregeln ergreifen mußte, die in demselben Augenblicke nicht auszuführen waren, so ward die Expedition bis auf die nächstfolgende Nacht verschoben. Aber schon an demselben Abend erschien, wie gewöhnlich, das fragliche Blatt, nur daß zuletzt noch folgender Artikel darin stand: „Da die geheime Polizei beschlossen hat, noch in dieser Nacht die Drukker dieser Zeitung aufzuheben, so benachrichtigen wir das Publikum, daß von morgen an kein Blatt mehr davon erscheinen wird.“

Lebendes Mammuth in Neu-York.

Ein Schreiben aus dem Fort Wayne, das in dem Columbian von Neu-York abgedruckt sich findet, versichert, daß man in den Gegenden dieses Ortes Ueberbleibsel von Mammuth finde, die besser als alle bisher Gefundene erhalten seyen. Die Indianer dieses Landes behaupten, eines dieser Thiere, dessen Geschlecht man seit der Sündfluth erlöscht glaubt, lebendig gesehen zu haben; es hatte einige Aehnlichkeit mit dem Schwein, seine Haut war dunkelbraun; es hatte kleine Augen, hangende Ohren, gespaltene Klauen, sie sahen es nie liegen, sondern immer an Bäumen angelehnt; es fraß zartes Holz und war nicht fleischfressend.

Blüthen.

Einmal erwachte Leidenschaften zu zügeln, ist weit schwerer, als das Aufbrausen derselben, wenn sie noch nicht Sitz und Stimme in unserm Herzen haben, zu unterdrücken. Leichter ist es, sich den Genuß des noch nie gekosteten Weins zu versagen; aber schwerer dann, wenn seine Lieblichkeit schon einmal unsere Zunge bezaubert hat. Das neugeborne Laster liegt nicht lange an der Mutterbrust, sondern wächst in einem Tage schon zu einem Riesen empor, dessen Schatten immer dunkler und ausgedehnter sich endlich über unser ganzes Herz ausbreitet; und immer tiefer senkt sich die Vernunft, bis sie endlich ganz verschwindet, wie die Sonne am Abend.

Sterben heißt nichts weiter, als geboren werden, und die Geburt ist nichts weiter, als ein früherer Tod. Denn es tritt, wir mögen ins Leben oder aus dem Leben gehen, ein höheres Sein aus der Dunkelheit hervor, der Hülle sich entwindend, welche uns umfangen und gefesselt hielt.

Die Phantasie berührt mit ihren Fittichen jene Pforten schon, welche zu der heiligen, innern Welt des Menschen führen, und bildet gleichsam den Vorhof jenes ehrwürdigen, in uns thronenden Tempels, in den hinab Engel sich senken von ihren sonnigen Höhen und wo Geister wundervoll leben und walten. Hier breiten sich die wunderbaren Traumgefilde aus! Zuweilen tönt ein Glockenhall aus dem Allerheiligsten hinüber in den Vorhof, und es horcht die Phantasie auf diesen Hall und fühlt sich begeistert und spricht: Götter haben mit uns geredet! Aber alles, was die Phantasie zu leisten vermag, ist nur ein Nachhall, und ihre Gestalten, die sie schafft — wir sehen sie nur in einem Dämmerlichte!

Große Antwort eines Königs.

Als der französische Minister Valory bei dem König von Preußen, Friedrich dem Einzigen, seine Abschiedsaudienz hatte, fragte er, wodurch der König, sein Herr, Sr. Königl. Majestät seine Aufmerksamkeit bezeugen könne? Durch eine nochmalige Widerrufung des Edikts von Nantes, antwortete Friederich.

Herzens Uebermaß.

So viel Lust und so viel Schmerz
Kann dies übervolle Herz,
Himmel! nicht erfassen!

Ach es schreibt die göttliche Natur,
Schreibt die Liebe zu dem Herrn der Welten
In dies Herz der Sehnsucht tiefe Spur.
Doch den Schmerz und all die Lust zugleich
Treibt des Lebens feindliches Erkälten
In des armen Herzens enges Reich!
Und es strömt verlangend aus der Brust
Inn'rer tiefverstandner Weltenspiegel,
Luft zu machen sich mit Schmerz und Lust,
Aber ach, es leiht kein günstig Wort,
Den Gefühlen zu enteilen, Flügel,
Und das Herz schlägt unbefriedigt fort.

Ach, ich fühle die unendliche Gewalt
Unablässig lastend auf mir Armen,
Ohne Lösung, ohne sprechende Gestalt.
Immer drängender wird das Gewühl,
Himmel und Natur, ach, habt Erbarmen,
Gebt mir Worte, oder nehmt Gefühl!

So viel Lust und so viel Schmerz
Kann dieß übervolle Herz,
Himmel, nicht erfassen!

* An einen Schauspieler.

Warum verzerrst Du krampfhaft Deine Miene,
Wenn Deine Rolle auf der Bühne
Nur deutet auf ein leidend Angesicht?
Wozu so wild in Deinen Haaren wühlen?
Sieht so ein Kenner einstudirt Dich spielen
Traut' er der Weihe ja, Apollo's nicht!

Neue Sprichwörter.

(Fortsezung.)

Suchst du den Frieden,
Suche ihn nicht hienieden!

Das Ei ist gewöhnlich verloren,
Welches früher, als das Nest, ward geboren.

Sterben heißt erwerben.

Blind mag sie gerne seyn, die Gerechtigkeit, aber hinken muß sie nicht.

Auflösung der Charade in Nro. 73.

Die Jungfrau.

N: 75.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag, den 17. September 1818.

* Stoicismus.

Kannst Du lächeln wenn die Blüthe
Aller Hoffnungen, Dir fällt?
Wenn Dein liebendes Gemüthe,
Mißversteht die ganze Welt?

Soll ich ob bekannten zagen?
Kann die Welt, warum ich fragen?

Kannst Du lächeln wenn dem Schlechten,
Alles Du gelingen siehst;
Indeß strebend nach dem Rechten,
Ewig Du umsonst Dich mühst?

Ich nur Mensch — kann dann nicht lachen,
Doch mich mehr und mehr bewachen. —

Lächelst Du, wenn Deine Hülle,
Jeder leise West versehrt?
Strotzend von Gesundheitsfülle,
Sich der Lüstling selbst verheert?

Wenn ohne Schuld ich kränklich lebe,
So Gnade Gott dem Sünder gebe!

Kannst Du lächeln wenn man keine Krone,
Dem bescheidenen Verdienste reicht?
Wenn der Reiche oft mit bittrem Hohne,
Dummstolz ihm vorüberschleicht?

Wenn er schleicht — wie mögt' ich ihn beneiden?
Er entbehrt des freien Blickes Freuden.

Lächelst Du, will nicht Dein Herz verbluten,
Wenn Verläumdung tückisch Dich verletzt?
In der Achtung, Liebe — manches Guten,
Dich ein Bösewicht, heruntersetzt?

Mein Bedauern nur dem bösen Wicht;
Wenn mein innrer Richter frei mich spricht. —

Kannst Du lächeln wenn Du sonder Ende,
Nur mit Noth und Mangel kämpfst?
Wenn Du unermüdlich, mit dem Fleiß der Hände,
Unentbehrliche Bedürfnisse kaum dämpfst?

Würd' ich nutzlos meine Zeit verweinen,
Möchte ein Ernährer mir erscheinen?! —

Lächelst noch Du, wenn der sanften Taube
Endliche Vernichtung nun der Geier droht?
Stoiker! besteht Dein kühner Glaube,
Auch den letzten Widersacher: Tod? —

Groß bleibt ja der Ewige, und wunderbar;
Wandeln kann die Taube er, zum — Aar!

v. e. Br.....n.

Das Schlachtschwert.

(Fortsetzung.)

12.

Der Ballstatt.

So unerfahren Rosalba in der Liebe war; so las sie doch bald deutlich in dem gegenseitigen Betragen zwischen dem Grafen und Clementinen, daß ein unsichtbares Band sie enger an einander zog.

Seit jener vertraulichen Eröffnung war der Oberste, der früher gefürchtet hatte, der Graf möchte der niedlichen Clementine, durch Schmeicheleien und Courmacherei, den Kopf verdrehen, gegen das Verhältniß zwischen beiden weniger streng, und dadurch, dieses selbst ungebundener, herzlicher geworden. Der alte Mann freute sich über die beiden jungen Leute, wenn sie mit einander stundenlang kos'ten, tändelten und scherzten, und dankte, wenn er zuweilen beide doch wohl in etwas zu traulichen Augenblicken überraschte, heimlich nickend dem Grafen, als dieser ihm die etwa aufsteigenden Besorglichkeiten zu beschwichtigen, durch eine Seitenbemerkung zu verstehen gab, daß er sich jetzt alle Mühe gebe, Clementinen näher kennen zu lernen, um beim Herrn Sohne dann desto wirksamer für sie sprechen zu können.

Clementinen war der Oberste unbegreiflich; sonst ewige Predigten über die jammervolle junge Männerwelt der heutigen Zeit; über die eingerissene Vorlautigkeit, Unsittlichkeit, Verworfenheit der jungen Männer im Allgemeinen; beständige Warnungen gegen allen nähern Umgang mit ihnen; und beiläufige Empfehlungen möglichster Vorsicht im Umgange mit dem jungen Grafen selbst; und jetzt — es gab nach des Alten Versicherung, keinen rechtlichern, angenehmern, bravern, jungen Mann, als den Grafen Law. Sonst hatte sie sich nicht gewagt, mit ihm nur ein Wort zu wechseln; und jetzt — der Alte hatte sie so halb und halb in des Grafen Armen getroffen; sie wußte platterdings selbst nicht, wie sie da hineingekommen war, sie hatte vor Schrecken bald den blassen Tod gehabt, aber der alte Oberste hatte kein Wort dazu gesagt — er hatte dazu freundlich gelächelt! Natürlich mußte Clementinen, die den ihr im Geheimen bestimmten Hauptmann kaum dem Namen nach kannte, glauben, der Alte, den sie wie ihren Vater verehrte, begünstige die Absichten des Grafen, die sie vor wenigen Tagen noch gar nicht geahnt hatte, und an die sie jetzt, trotz der beseeligendsten Betheuerungen des Grafen, in ihrer demüthigen Bescheidenheit immer noch nicht glauben konnte, und ward so, ohne es zu wollen und zu wissen, immer hingebender und zärtlicher gegen den Grafen, der im Uebermaße seines Entzückens, diesem Engel nicht gleichgültig zu seyn, für das jungfräuliche Verlangen der Rosalba, gar keinen Sinn, für ihren stillen Liebesblick, kein Auge, für die feinen Schmeicheleien ihrer süßen Lippen, kein Ohr, und von der zarten Hinneigung ihres Herzens, keine Ahnung hatte.

Rosalba sah offenbar, daß der Graf nur Clementinen gehörte, und der Satan der Eifersucht machte das sonst edle Mädchen gegen Clementinen ungerecht. Sie begegnete ihr auffallend kalt, und benutzte jede Gelegenheit, sie ihren Haß fühlen zu lassen. Clementine trug das kränkende Betragen der Liebekranken mit himmlischer Demuth. Hätte sie gewußt, daß der Graf die erste Ursache aller der kleinen Wehthaten war, womit Rosalba ihr jeden Tag verbitterte, sie hätte noch freudiger geduldet.

Rosalba trat aus ihrem Charakter heraus; es thut mir wehe, dieses schöne, wahrhaft lie-

benswerthe Mädchen in den Schatten stellen zu müssen. Wenn aber nur eine meiner Leserinnen, die sich mit Rosalba vielleicht in gleichem Verhältnisse befindet, dadurch bestimmt wird, gegen die, welche sie zwischen sich und dem Geliebten gestellt glaubt, billiger, schonender, gerechter zu seyn, so bedaure ich nicht mehr, das Wohlwollen, das Rosalba sich vielleicht bei manchem Leser erworben hat, der Wahrheit der Geschichte aufgeopfert zu haben.

Rosalba flisterte, mit heimlicher Berechnung der Folgen, die ihre Mittheilung haben müßte, einigen Freundinnen ihres Kreises in das Ohr, daß Clementine vor wenigen Monaten noch Kammermädchen bei einer Landstreicherin gewesen, daß sie blos von der Gnade des Obersten lebe, und daß dieser sie einzig und allein zu einem adelichen Fräulein erhoben, um sie auf diese Weise, in alle Gesellschaften einführen zu können, weil er ihre Pflege zu jeder Tageszeit nöthig habe.

Mehr bedurfte es nicht, um zwischen ihr und der ganzen Damenwelt eine unübersteigliche Kluft zu ziehen. Sie wendeten sich alle von ihr; sie saß überall allein, und da die jungen Herren, die mit Clementinens Verhältnissen unbekannt, von ihrem äußern Liebreiz angezogen, auf den öffentlichen Bällen sie zum Tanz aufgefordert hatten, von den jungen Gräfinnen und adelichen Fräuleins geneckt wurden, daß sie mit einem Kammermädchen getanzt hätten, so blieb sie, wenn der Graf zufällig nicht da war, vom Anfang bis zum Ende des Balls, sitzen, ungeachtet sie schöner, anmuthiger und regelrechter tanzte, als alle, selbst Rosalba nicht ausgenommen.

Den Grafen, der, wegen eines kleinen Ausflugs in die Umgegend, nicht selbst Augenzeuge von diesem Allen gewesen war, und der den Obersten einigemale erzählen hörte, daß seine Clementine auf dem gestrigen Balle wieder gar nicht getanzt habe, freute das, weil er den abscheulichen Beweggrund nicht kannte. Andere junge Männer, meinte er bei sich im Stillen, brauchten sich gar nicht um seine süße Tina zu bekümmern; ihm war es recht lieb, wenn sie nicht mit ihr tanzten. Der Oberste aber ärgerte sich darüber. Er sah in Clementinen seine künftige Schwiegertochter, und wollte, daß sie glänzen, daß sie Alle durch ihr Aeußeres überstrahlen solle, wie sie an Tugenden und holder Anmuth alle übertreffe. Er meinte in seiner Gutheit, das läge an den Kleidern; sie ziehe sich immer so einfach an, und darum werde sie übersehen und für nichts geachtet. Mit goldgefüllten Händen hinkte er jetzt selbst zum Putzhändler und Juwelier, und brachte so geschmackvolle und reiche Gewänder und Schmucksachen zurück, daß keine Fürstin sich deren hätte schämen dürfen. Clementine war von der Pracht der wunderniedlichen Mode-Herrlichkeiten überrascht; sie sträubte sich aber lange, davon Gebrauch zu machen, und erklärte laut, daß dieses Alles über die Schranken ihrer Lage hinaus gehe, und darum für sie eine Thorheit sey; aber der Graf warf den Wunsch, sie nur ein einzigesmal in voller Galla zu sehen, nur so oberflächlich hin, und sie schwieg und freute sich heimlich, ihm ein wohlgefälliges Lächeln abzugewinnen.

In Kurzem sollte der Geburtstag des Monarchen gefeiert werden; sämmtliche Badegäste hatten sich auf diesen Tag zu einem großen Balle unterzeichnet; auf diesem sollte, so wünschte es der Oberste, Clementine in ihrem neuen Staate zum erstenmale erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*

* Für Gemälde-Liebhaber.

Unter dieser Rubrik denken wir dann und wann einige Nachrichten von den neuesten Fortschritten der Kunst, vorzugsweise den Freunden dieses Faches gewidmet, in diesen Blättern zu ertheilen, besonders aber Nachrichten von dem Zustande der zeichnenden und bildenden vaterländischen Kunst, jedoch nicht ohne Rücksicht auf das Ausland, so daß man das Neueste und Wichtigste, was in diesem Betreff vorgeht, hier, so viel es möglich ist, vereinigt fände. Es muß auffallend seyn, daß, während man über andre Kunstfächer, namentlich über Schauspielkunst und Musik, in unseren öffentlichen Zeitblättern so vieles lieset, dennoch so viele andre Künste und besonders diejenigen, welche man doch gewöhnlich schlechthin Kunst nennt (Malerei und Bildhauerei — wer es noch nicht weiß) nur selten berührt werden, da doch so manches Erwähnungswerthe hierin geschieht und so manches Treffliche geleistet wird. Beiträge jeder Art und gelegentliche Mittheilungen über solche Fächer der Kunst werden daher wie man hofft, nicht unwillkommen seyn, und ist auch der Ausdruck „Gemälde" in vorstehender Ueberschrift nicht immer buchstäblich anwendbar, so braucht man sich nur zu erinnern, daß es ja im Grunde bei jeder Kunst auf ein Gemälde, auf den Genuß eines Bildes abgesehen ist, sey es von welcher Art es wolle, und daß selbst die Musik nichts als ein „Tongemälde, ein Gemälde unserer Leidenschaften" darbietet. —

Ueber die deutschen Künstler in Italien lesen wir zuvörderst folgende Nachrichten in einem

Schreiben aus Rom vom 16. Mai 1818.

Lieber Freund.

Hier sind alle Künstler in großer Thätigkeit, und Sie sollen von ihren Landsleuten und Freunden Einiges erfahren, was Ihnen Freude machen wird. Cornelius und Overbeck haben, wie Sie schon wissen werden, vom Marchese Massimi bedeutende Aufträge erhalten, der eine aus Torquato Tasso's befreitem Jerusalem, der andere aus Dante's göttlicher Komödie Frescobilder zu malen. Beide haben schon viele Cartons gemacht und das Ganze componirt — alles vortrefflich und grandios! Overbeck, bekanntlich der Sohn des beliebten Dichters Overbeck (jetzigen Bürgermeisters in Lübeck, Verfassers mehrerer Gesellschaftslieder *) — wird seine Arbeit auch durchführen, aber Cornelius hat sie aufgegeben, weil ihm eine ehrenvolle Bestimmung nach Deutschland zurückruft, wo Sie ihn vielleicht bald wiedersehn werden. Er ist nämlich vom Kronprinzen von Baiern eingeladen, nach München zu kommen, um daselbst in der neuerbauten Glyptothek (dem Antikenmuseum) die Wände und Decken der verschiedenen Säle mit Frescobildern zu schmücken, wofür ihm eine bedeutende Summe zugesichert ist. Auch unser Ruscheweih, als Kupferstecher bekannt, bezeigt viele Lust, nach Deutschland zurückzukehren. Beide hatten sich zu den schönen Umrissen zu Göthens Faust vereinigt, die bekanntlich von P. Cornelius gezeichnet und von F. Ruscheweih in Rom gestochen sind (herausgegeben von J. Fr Wenner in Frankfurt a. M., in 8 Foliblättern) Eben so schön sind die Umrisse zum

*) Z. B. des bekannten: Es waren mir selige Tage u. s. w. Schon früher gab es einen Maler und Kupferstecher dieses Namens, Bonaventura van Overbeck, geb. 1660 zu Amsterdam, gest. 1706, genannt Romulus, weil er die Alterthümer Roms, in 3 Foliobänden mit eigenem Text herausgegeben, kunstgemäß, aber nicht naturgetreu in Kupfer stach, unter dem Titel: Reliquiae antiquae urbis Romae. (ital. von Amiconi, mit 146 Kupfern) Er war ein Schüler von Gerhard Lairesse, und machte drei Reisen nach Rom.

Niebelungen-Liede von Cornelius, welche in Berlin bei Reimer herauskommen und worüber der unbegreifliche Prozeß mit der dortigen Censur (wir wissen nicht, aus welchem Anlaß) entstanden ist, weshalb sie noch nicht so allgemein bekannt seyn mögen. (Wenn wir nicht irren, ist Cornelius aus Frankfurt a. M. und Ruscheweih aus Wien gebürtig) — Ihr Freund und Reisegefährte auf der Reise nach Rom, Philipp Veit, macht große Fortschritte und ist ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mensch. Johannes Veit malt eine Madonna mit dem Christuskinde und den anbetenden Hirten, welche Arbeit zu seinen besten gehört und ihm viele Ehre machen wird. Beide Brüder (Johannes ist der ältere), ausgezeichnet durch Talent und Charakter, sind Stiefsöhne des bisherigen kaiserl. östreichischen Legationsrath Friedrich von Schlegel.

(Die Fortsezung folgt.)

Johanne von Arc oder das Mädchen von Orleans.

Als dies berühmte Frauenzimmer ihr achtzehntes Jahr erreicht hatte, war ihr Charakter schon vollkommen ausgebildet. Mit einer edlen und gütigen Gesichtsbildung und einer schlanken und wohlgebildeten Gestalt verband sie so viel Verstand und Klugheit, als man selten in reifern Jahren antrifft. Sie war um das Jahr 1410 zu Domremi in Lothringen geboren, wo ihr Vater ein Bauer war. Die steten Niederlagen, welche die französischen Heere erlitten, entflammten ihren Muth und entwickelten die ganze Stärke ihres Charakters. Sie entzündete jeden Funken von Unwillen, welcher in ihrem Herzen gegen die Engländer glühte und hob sich auf den Gipfel von Begeisterung, auf dem sie sich als die vom Himmel ausgewählte Retterin ihres Vaterlandes betrachtete.

Durch diese Eingebung aufgemuntert, welche sie erhalten zu haben glaubte, eilte sie zum Gouverneur von Vaucouleurs und erklärte ihm, sie komme als eine Abgesandte der Gottheit, um Orleans Beistand zu leisten und die Krönung des Königs zu Rheims zu bewerkstelligen. Der Gouverneur hielt sie anfänglich für wahnsinnig, allein er änderte gar bald seine Meinung. Er befahl dem kriegerischen Mädchen, Mannskleider anzuziehen, gab ihr Waffen und ein Pferd und schickte sie unter gehöriger Bedekkung zu dem Könige Karl VII., der sich damals zu Chinon befand. Dies geschah 1429.

Vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnet, erschien Johanna in Gegenwart des ganzen Hofs, regierte ihre Waffen mit Anmuth und Leichtigkeit, verband mit dem äußern Reitzen ihres Geschlechts die Stärke und Geschicklichkeit eines erfahrnen Kriegers und sprach von Lagern und Heldenthaten, als ob der Krieg von jeher ihre einzige Beschäftigung gewesen wäre.

Kaum hatte sie ein Kommando unter dem Marschall von Rieux und unter dem Bastard von Orleans erhalten, so schrieb sie an die Engländer, als ob sie ein Abgesandter des Himmels sey, daß sie das Reich seinem rechtmäßigen Erben wiedergeben möchten und wenn sie dies nicht wollten, so sollten sie mit Waffen in der Hand daraus vertrieben werden. Der Herold, den sie schickte, wurde ins Gefängniß geworfen und man fällte das Urtheil, er solle als der Mitgehülfe einer Zauberin verbrannt werden.

Der Erfolg rechtfertigte die Kühnheit von Johannas Drohung. Nachdem sie die Stadt Orleans mit Lebensmitteln versorgt hatte, rückte sie daselbst im Triumpfe ein. Sie warf al-

ses vor sich her nieder und jagte alles in die Flucht; ihre Landsleute, von ihrem heldenmüthigen Benehmen beseelt, verrichteten Wunder der Tapferkeit. Die Engländer ergriff ein panischer Schrecken; sie warfen die Waffen weg und Johannas erste Prophezeihung war erfüllt — sie hatte Orleans befreiet. — Bald darauf verfügte sie sich nach Chinon zum Könige Karl VII. der sie mit allen Beweisen von Dankbarkeit und Bewunderung empfing.

Allein ihre glänzende Laufbahn war noch nicht zu Ende. Johanna hatte sich verbindlich gemacht, ihren Monarchen zu Rheims krönen zu lassen. Sie brachte es dahin, daß man in einem Staatsrathe den Entschluß faßte, alle Kräfte aufzubieten, um diesen wichtigen Zweck zu erreichen, ob sich schon alle umliegenden Städte im Besitze der Engländer befanden.

Der Sieg unterstützte den ganzen angebornen Enthusiasmus von Johanna's Charakter; Veteranen in der Kriegskunst theilten ihren Eifer und ließen sich von ihr, welche gegen sie ein bloßes Kind war, vorwärts führen. Sie überwanden jedes Hinderniß und der König wurde wirklich den 17. Juli 1429 zu Rheims gekrönt. Sobald diese Feierlichkeit vorbei war, warf sich Johanna dem Monarchen zu Füßen, umfaßte seine Knie und sagte: „die Befehle des Allerhöchsten sind vollzogen; es war sein Wille, daß Ihr nach Rheims ziehen solltet, um mit dem heiligen Oele gesalbt zu werden, um der Welt zu zeigen, daß Ihr der rechtmäßige Oberherr seyd, dem dies Reich allein gehört."

Ob die Erfüllung des theuersten Wunsches ihres Herzens erreicht oder ob sie fand, daß das Glück gegen sie ungetreu worden war, genug sie fühlte, daß ihre kriegerische Laufbahn zu Ende sey, aber getreu ihrem muthigen Charakter suchte sie jetzt nur die Art von Tod, der für sie am glorreichsten und für ihr Vaterland am nützlichsten war. An der Spitze eines Ausfalls wurde sie von einem Edelmann aus der Picardie gefangen genommen, der sie an Johann von Luxemburg verkaufte und dieser verhandelte sie an die Engländer.

Der schändliche Bischof von Beauvais war jedoch ein größerer Feind Johanna's als selbst die Engländer. Er verlangte, als sein Recht, sie zu richten und die Heldin wurde mit Ketten belastet ins Gefängniß geworfen, von wo man sie vierzehn Mal vor ihre Richter führte, die sie mit Schmähungen überhäuften. Johanna bewieß hier durch ihre ruhigen Antworten die Würde ihres Geistes und die Erhabenheit ihres Charakters.

Nach diesen Verhören wurde sie zu ewiger Gefangenschaft bei Wasser und Brod verurtheilt; auch sollte sie auf immer ihre männliche Tracht ablegen. Die Universität von Paris bestätigte dies ungerechte Urtheil. Man bot alle Kunstgriffe auf, um Johanna in das Netz zu locken, das man ihr gestellt hatte. Da sie weder lesen noch schreiben konnte, so mußte sie ihr Zeichen auf ein Blatt Papier machen, wodurch sie sich für eine Ketzerin, Hexe und mehrerer anderer Verbrechen für schuldig erklärte. Man beschloß ihren Tod und ihre Richter, welche die Engländer bestürmten, verurtheilten sie zu der Strafe des Lebendigverbrennens und ob man sie schon der Ketzerei angeklagt hatte, so reichte man ihr doch das heilige Abendmahl. Den 30. Mai 1431 führte man sie zum Richtplatze; ihre Augen standen voll Thränen; ihr Herz war ganz zermalmt und sie rief: „o Rouen, o Rouen! ist dies denn der letzte Auftritt meiner irdischen Wallfahrt?" Als sie im Begriff

stand, ihren Geist aufzugeben, sagte sie den Engländern voraus, daß die Hand des Herrn in kurzem schwer auf ihnen lasten werde. Dies traf auch ein und die Engländer wurden bald aus Frankreich vertrieben.

Blüthen.

(Fortsetzung.)

Je lauter und fröhlicher das Leben, um so früher schwindet es dahin! Die Sanduhren geben uns davon ein passendes Bild. Wie bald rinnet nicht der Sand in einem Viertelstundenglase durch die größere Oeffnung in den untern, leeren Raum! Nicht lange dauert es, und es bildet sich oben schon das bedeutungsvolle Grübchen, welches, wie bei einer schleichenden, unheilbaren Krankheit die eingefallenen Wangen, das nahe Ende verkündiget. Wenn unser Gehör nur scharf genug wäre, so würden wir ein viermal stärkeres Geprassel in einem Viertelstundenglase vernehmen — das laute Leben! — durch die auf einander stürzenden Sandkörner verursacht, als in einem Stundenglase von gleicher Größe.

Die Hoffnung ist ein Morgenroth, in dessen mildem Lichte es sich so angenehm wandelt. Und da immer eine Zukunft uns vorschwebt, wir mögen jung oder alt seyn, da eine Gottheit, so liebevoll gesinnt, diese schafft, wie sollten wir nicht Gutes erwarten und voll Vertrauen im Morgenlichte den Weg wandeln, welchen jene uns führt?

Was die meiste Mühe uns kostet, schafft uns endlich auch, wenn wir nur nicht ermüden, die meiste Freude. Pferde und Stiere, die schwer sich bändigen lassen, und Kinder, deren Bildung unsägliche Mühe kostet, der Acker, der ohne eiserne Eggen und ohne Stachelwalze sich nicht regieren lassen will, belehren endlich hinlänglich die auf sie verwandte Mühe. Eine Sandscholle läßt sich leicht bearbeiten, aber spärlich schießt auch nur ein Halm auf aus ihrem Schooße. Denn nur da, wo wir Widerstand finden, liegt Kraft zum Grunde, und wird diese regelmäßig geleitet, so fehlet nie der Lohn.

Die Fehler, welche man bei der Erziehung der Jugend begeht, werden nicht sogleich in ihren nachtheiligen Folgen wahrgenommen; aber später, wenn es unmöglich ist, das Versehen wieder gut zu machen, zeigen sie sich ganz gewiß. Hat ein Ackersmann seinen Saamen entweder zu dick oder zu dünne oder würfig ausgestreut — wer kann dies früher wissen, als bis er aufgegangen ist? Dann aber erkennt man zwar deutlich, — nur zu spät — daß eine ungeschickte und unerfahrne Hand das Werk leitete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Volkslieder.

2.

Robin Adair.

Wie kommt die Stadt so dumpf mir vor,
Ach, Robin ist nicht hier!
Was wünscht' ich so heiß zu sehn, ich Thor,
Was tönte sonst so lieblich mir?
Wohin ist all die Lust und Freud,
Die die Erde machte zum Himmelreich?
Ach, alles ist entflohn mit dir,
Robin Adair!

Was gab dem Feste Glanz?
Robin Adair.
Was machte so süß den Tanz?
Robin kam her.

Und war das Spiel verrauscht,
Was machte mein Herz berauscht?
War's nicht der Abschied
Von Robin Adair?

Doch nun bist kalt zu mir,
Robin Adair!
Doch nun bist kalt zu mir,
Robin Adair.
Aber dich lieb' ich doch,
Wohnst in meinem Herzen noch,
O nie vergeß ich dich,
Robin Adair!
O nie vergeß ich dich,
Robin Adair!

Englisches Original:

What's this dull town to me!
Robin's not near;
What was't I wish'd to see,
What voice did I hear?
Where's all the joy and mirth,
Made this town a heaven on earth!
:|: Oh they 're all fled with thee,
Robin Adair. :|:

What made th' assembly shine?
Robin Adair.
What made the ball so fine?
Robin was there.
What, when the play was over,
What made my heart so sore?
:|: Oh, 't was the parting
With Robin Adair. :|:

:|: But now thou art cold to me,
Robin Adair. :|:
Yet him I love so well,
Still in my heart shall dwell,
Oh I never can forget
Robin Adair!
Oh I never can forget
Robin Adair.

* Der Zauber des Originals ist unübersetzbar.

* An eine Schauspielerin.

Mag Deine Kunst in mancherlei Gestalten,
Sich treu und wahr dem Kennerblick entfalten,
Doch siegend bleibt die blühende Natur. —
Wie würdest Du Thaliens Tempel schmücken,
Wie Sinn und Herzen aller nicht entzücken;
Glichst einer Ninon Du, de l'Enclos, nur! —

Die neue Glocke und Philax.

Hoch in des Thurmes luftigem Raum
Hat man die Glocke aufgehangen,
Die aus der Form des Meisters kaum
Vollendet ist hervorgegangen.

Man läutet sie. Wie feierlich
Und rührend tönen diese Klänge!
Es freut des sanften Halles sich
Der Kenner wie des Volkes Menge.

Doch, Philax hebt das Haupt empor,
Und heult in schauderhaften Tönen:
„Die Glocke preiset nur der Thor,
„Habt Ihr Begriffe wohl vom Schönen?"

„Was wollt Ihr von dem Klange doch?
„O, hört dagegen nur mein Bellen.
„Das nenn' ich süßen Wohllaut noch;
„Doch jenes: stümperhaftes Gellen!" —

So bellt noch jetzt der Philax laut,
Und heult bei jeglichem Geläute.
Er klaffte einst bei Schillers Braut,
Bei Sappho bellet er noch heute!

Charade.

Das Ganze bezeichnet den köstlichsten Theil,
Den Frühling der weiblichen Jugend.
Das Erste hab' ich gefunden, o Heil!
Mit Schönheit begabt und mit Tugend.
Das Andre zum Herzen der Thoren nur spricht,
Den Weisen und Liebenden kümmert es nicht.

N: 76.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 20. September 1818.

Der alten Deutschen Brautkranz.

Unter unsern Vorfahren herrschte die Sitte, jungen Bräuten, wenn sie an der Hand ihres zukünftigen Gatten nach der Kirche geführt wurden, nicht wie bei uns, einen Kranz mit Blumen oder gar Juwelen sondern mit — Disteln durchflochten, um das Haupt zu winden. Heut zu Tage würde dies freilich belacht werden, allein der Sinn, der dieser Sitte zum Grunde lag, ist desto ernstlicher. Der Kranz ist das Bild der Lieblichkeit, Fröhlichkeit und Einigkeit. Diese drei sollen sich auch in der Ehe finden. Doch das Sprichwort: „der Ehestand ist ein Wehestand" — ich nehme dieß hier allerdings in einer eingeschränkten Bedeutung — war unsern Vorfahren, in ihren strengern und glücklichern Ehen, auch schon bekannt; und konnte es ein vollkommeneres Bild, als jenen Kranz mit Kreutzdisteln, dafür geben, daß der Ehestand zwar ein lieblicher und fröhlicher Stand, aber doch auch mit mancherlei Kreutz und Widerwärtigkeiten durchflochten sey? — Nicht das allgemeine Kreutz, das ein Jeder in diesem Leben zu tragen hat, nein! wohl nur das Ehe- oder Hauskreutz, das nur allein Eheleute angeht, war darunter verstanden und dessen giebt es ja mancherlei Arten.

Endlich das ohne Anfang und Ende Verbunden-seyn und das Zusammenhalten des Kranzes, drückt feste Anhänglichkeit der jungen Leute an einander in den Widerwärtigkeiten der Ehe und — Einigkeit aus, ohne welche eine dauernde Ehe als solche unmöglich ist.

Welche Bedeutung aber haben unsere heutigen, neumodischen Brautkränze?

Das Schlachtschwert.

(Fortsetzung.)

13.

Der Hauptmann.

Den folgenden Morgen traf der Hauptmann ein.

Die Nachricht schlug in den Grafen, wie ein Blitz vom hohen Himmel. So wie Clementine, hatte ihn noch kein Mensch gefesselt. Das nußbraune Ringelhaar, das ihr Madonnenköpf-

chen umlockte; das große seelenvolle Auge; der kleine schwellende Purpurmund; der Perlenschmelz ihrer blendend weißen Zähne; der Rosensammet ihrer Lilienwangen; die Fülle ihres feingerundeten Arms; die Blüthe ihres keuschen Busens; die kleine Hand; die schlanke Gestalt; das niedliche, leicht schwebende Füßchen — das alles waren zufällige Reize, die bis auf Auge, Hand und Fuß, eben so leicht wieder von der Natur zurückgefordert werden konnten, als diese sie dem schönen Mädchen mit verschwenderischer Freigebigkeit geliehen hatte; aber ihr milder, frommer Sinn, ihr klarer Verstand, ihre züchtige Phantasie, ihre Herzensgüte, ihre Wahrheit und Einfachheit, ihre Bescheidenheit, ihre Bildung und Talente, ihr heiliger Wandel — nein, er konnte von dem Mädchen nicht lassen. Clementinen an der Seite eines andern zu wissen, war ihm ein unerträglicher Gedanke. In ängstlicher Hast stürzte er in des Obersten Wohnung, riß die Thüre von Clementinens Zimmer auf, und fand den Hauptmann zu ihren Füßen.

„Der Freund Ihres Herrn Vaters!" sagte Clementine, auf den Grafen weisend, blutroth und unwillig zum Hauptmann, „der Herr Graf Law, der mich vor jeder Unart schützen wird."

„Unart!" stürmte der Graf heraus, und warf einen scharfen Blick auf den Hauptmann, der lächelnd aufstand, und indem er sich die Knie abstäubte, mit leichtem Scherz hinwarf, daß des Fräuleins Küsse in hohem Preise ständen. Er habe zum Willkommen von der schönen Hausgenossin nur um einen einzigen gebeten, und sey so spröde abgewiesen worden, daß er kniend habe abbitten wollen.

Der Bediente, der den Hauptmann zum Obersten abrief, überhob den Grafen aller weitern Erörterung.

Als der Hauptmann den Rücken gewendet, fragte der Graf Clementinen, warum sie ihn als des Obersten Freund und nicht als den ihrigen vorgestellt.

Clementine schwieg und schlug die Augen nieder.

Der Graf schlang seinen Arm um sie, zog die Erglühende näher an sich, und fragte mit inniger, herzlicher Rede: „Halten Sie mich nicht für Ihren Freund?"

Da hob Clementine, als wollte sie seine Zweifel beschwichtigen, den Blick zu ihm auf, und in der blauen Spiegeltiefe ihres ehrlichen krystallklaren Auges lag die stumme Erklärung: „Du bist mir mehr!"

Der Graf verstand die Worte, die ihre reine Seele zu der seinigen lautlos sprach; er umschloß im seligsten Entzücken den heilig geliebten Engel, und Clementine, von der stillen Verkündung ihres Glücks tief ergriffen, legte beide Schwanenarme um den Nacken des Grafen, und zog den Einzigen ihres treuen Herzens an die treue Brust, und Beide besiegelten den Bund ihrer Liebe mit dem ersten Feuerkusse der Verlobung, der dem reinen Herzen mehr gilt, als zweimaliges Kanzel-Aufgebot und klingelndes Traugepränge. Der Graf bat um das bräutliche Du, und Clementine sank mit der Unermeßlichkeit ihrer frischen Reize in die Arme des Ueberseligen.

Jetzt, in diesem traulichen Augenblicke, erzählte Clementine auch von ihrer frühern Lage. Sie war der Polin, auf deren Zureden, gefolgt, um der Verbindung mit dem unausstehlichen Rath Matthes zu entgehen. Auf der Reise erst hatte sie den heillosen Wandel ihrer Gebieterin recht erkennen gelernt; die vermeintliche Gräfin verweilt auf einige Tage in Buchenrode; dort liegt ein feindliches Armeekorps, an dessen Chef

Maruscha die arme Clementine verkauft und weiter reist. Clementine wird kaum von dem schändlichen Handel unterrichtet, als sie sich zur Pfarrfrau flüchtet und sich bei dieser, vor der Verfolgung ihres Käufers, versteckt hält. Zum Glück muß das Corps wenige Stunden darnach aufbrechen, und Clementine ist gerettet; doch ihre wohlwollende Beschützerin ist durch den Krieg zu arm geworden, um Clementinen länger in ihrem Hause behalten zu können, und darum nimmt Letztere den Antrag gern an, den wackern Silberkopf, den alten Obersten, als Pflegerin in das Bad zu begleiten.

Auch des Schwertes gedachte Clementine jetzt, und war tief gerührt, als sie vom Graf hörte, daß dieser es blos erstanden, um es ihr zurückgeben zu wollen, und daß es gegenwärtig noch in seinen Händen sey. „O, nun ich dies wieder mein nennen kann," sagte sie mit festem Glauben, „nun hoffe ich sicher und ohne Wanken auf Gottes Huld und Gnade. Schon in der frühsten Jugend hat es mein guter seliger Vater, wegen beschränkter Vermögensumstände verkaufen müssen, und uns noch auf dem Todtenbette zur Pflicht gemacht, dasselbe, wo irgend möglich, früh oder spät, wieder in die Familie zurückzubringen. Es ist, seit vieler Menschengedenken, in den Händen unserer Altvordern gewesen, und hat sie in alle Schlachten, die sie mit Ehren geschlagen, siegreich begleitet. So lange die alte Waffe in unserm Hause gewesen, hat es groß und glücklich mit uns gestanden; seinem letzten Besitzer hat das Schwert keinen Segen gebracht; er fallirte und seine Habseligkeiten wurden versteigert; mit ihnen unser Talisman. Führte unser guter Engel nicht Dich edlen Menschen her, so —"

Der Graf küßte ihr den Dank von den Granatblüthenen Lippen, und fragte, was sie in jener Auction mit dem mediatisirten Fürsten gewollt. „Nur sein Gesicht sprach mich an," entgegnete Clementine wehmüthig lächelnd, „nicht seine Bänder und Sterne; ich fand in ihm meinen seligen Vater wieder, so freundlich, so gütig und so väterlich sah dieser auch aus. Darum kaufte ich den Kupferstich und machte meiner armen kranken Mutter einen frohen Tag damit."

„Und die Champagnergläser — standen diese auch mit Dir im Bezug?" fragte der Graf, und Clementine sann und konnte sich nicht erinnern.

„Ein dickes Vollmondgesicht erstand sie, und Du schüttetest das Köpfchen," versetzte der Graf.

„Mir fiel mit ihm," erwiederte sie, "die Legion von Mannspersonen ein, die ihrem Leckermaule alles opfern und über ein Dinér, wie über eine Staatsangelegenheit sprechen können, und vom besten Restaurateur mit einer Ausführlichkeit und Wichtigkeit reden, als wäre das der erste Mann im ganzen Lande."

Der Oberste unterbrach das Gespräch; er trat verdrüßlichen Angesichts in das Zimmer, und winkte dem Grafen, ihm zu folgen.

„Freund," hob er ärgerlich an, „ich bin auf dem Punkt über meinen Jungen desperat zu werden; kommt der jetzt von der Landmarschallin, wo er sich hat vorstellen lassen, mit einem Kopf voll Schwärmer und Raketen, daß ich denke, der ganze Mensch fliegt mir vor meinen Augen in die Luft.

„Nun — die ehrliche Landmarschallin hat ihm doch nicht —"

„Ach warum nicht gar, bei der sieht man ja vor lauter Zinnober gar keine Haut mehr, und die blassen Lippen können die falschen Zähne kaum bedecken; nein, aber dort hat er das Fräu-

lein Rosalba kennen gelernt, und — rein verrückt ist er, rein verrückt!"

Der Graf schöpfte freier Athem, versicherte, daß Rosalba ein sehr achtbares Mädchen sey, und —

„Aber Herr," rief der Alte hitzig und stauchte mit seinem Krückstocke auf, „haben Sie denn meinen Plan vergessen? Was hilft mir denn eine solche Schwiegertochter! die schwimmt in Freude und Lust vom Morgen bis zum Abend, bekümmert sich den Guckuck um den alten Mann, und ist wohl im Stande, sich meiner kranken, zusammengeschossenen Beine zu schämen. Denken Sie denn, daß die mich in Gegenwart ihres herzlosen Residenzgelichters, einmal führen würde? — Gott bewahre, die soll mein Junge nun und nimmermehr in sein Haus bringen. Ueberhaupt, der Patron gefällt mir gar nicht; er hat so die neue Weise; raisonnirt über alles, was er nicht versteht; hält alle Mädchen für lustige Nachtvögel; denkt, sie müssen sich in den Narren alle gleich beim ersten Anblick verlieben; spricht von seinen Vorgesetzten wie von seines Gleichen; hat so was brüskes angenommen, was ich vor den Tod nicht leiden kann; zu meiner Zeit waren die Fähndriche so! das war eine grause Sorte Menschenkinder; aber es waren doch wenigstens Fähndriche, junge Milchbärte, auf die man nicht viel hörte, und die der Hauptmann, wenn er verständig war, leicht im Zaume halten konnte — aber —"

„Und Clementine, meinen Sie," fiel der Graf mit scharfem Tone dem Alten in das Wort, „soll hier den Zuchtmeister machen?"

„Ja, Herr! die wird ihn schon in die Schule nehmen. Glauben Sie mir, ich habe ganz andere Bursche gekannt, aber wie wurden die zahm und vernünftig, wie wurden sie anständig und bescheiden, als der liebe Gott ihnen kluge, strengrechtliche Frauen zur Seite gab, die sie mit Sanftmuth und Liebe durch das Leben geleiteten, und sie durch freundliches Wort und Beispiel der Ehre werth machten, ihr Gatte zu seyn."

Jetzt war, wie der Graf wohl sah, nicht der Zeitpunkt, dem hitzigen Alten zu sagen, daß sein Heirathsplan bereits gescheitert sey; er gab ihm daher scheinbar Recht, und als dieser verdrüßlich äußerte, daß der Sohn auch nicht die geringste Aufmerksamkeit für Clementinen zu haben scheine, vertröstete ihn der Graf auf den Balltag, meinte, der Hauptmann lasse sich wahrscheinlich gern vom Aeußern bestimmen, und beschwichtigte den Alten mit der Hoffnung, daß Clementine seinem Sohn wohl gefallen werde, wenn sie recht elegant in der Ballgesellschaft erscheine.

Das nahm sich der Oberste still ad notam, schnippte, als habe er nun ein untrügliches Mittel gefunden, Clementinen unwiderstehlich zu machen, mit den Fingern, und humpelte heimlich zum Juwelier, wo er außer den bereits gekauften Schmucksachen, ein köstliches, höchst geschmackvoll gearbeitetes Diadem kaufte, mit dem er Clementinen am Balltage höchlich überraschte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Das goldene Zeitalter, oder die mageren Pferde.

Als in einer öffentlichen Gesellschaft, viel darüber gesprochen, ob wirklich ein goldenes Zeitalter gewesen, und wenn dieses wahr, wodurch es mogte verlohren gegangen seyn, und man nicht einig darüber werden konnte, nahm ein Fremder, der bis dahin stille zugehört hatte, das Wort, und bewieß das gewesene Da-

seyn der goldenen Zeit aufs bündigste. Ist es gewesen, wodurch ist es verlohren? fragte einer der Anwesenden. Durch die Personensteuer versetzte der Fremde kalt. Durch die Personensteuer! Durch die Personensteuer! rief alles durch einander, und sahe den Fremden mitleidig an. Ja, durch die Personensteuer, wiederholte er. Jetzt bat man ihm um die Erklärung. Er sagte: als ein Finanzmann, auf den Gedanken gerieth eine Personensteuer zu erheben, und damit durchdrang, fand es sich leicht, je mehr Personen vorhanden wären, je mehr Steuer könne man einziehen und da manche Fürsten nicht Geld genug zum vergeuden erhalten konnten, — denn in damaliger Zeit wurde dem Lande keine Rechnung abgelegt — liessen sie es ihre Sorge seyn, den Staat zu bevölkern. Alle Mittel die hiezu auch auf die entferntste Art, dienen konnten wurden nun angewandt, ich nenne nur einige; Ehren wurden befördert, Klöster aufgehoben, Blattern ausgerottet, u. s. w. Merkwürdig dabei ist, daß selbst mehreren Gelehrten, die wahre Ursache der Staatenbevölkerung ein Geheimniß blieb. Alles was nur eine Feder führen konnte, preißte und lobte eine große Bevölkerung, machte Vorschläge, auf welche Art das Menschengeschlecht am geschwindesten vermehrt werden könne, daß aber auf einem bestimmten Fleck Landes nur für eine bestimmte Anzahl Menschen Lebensmittel wachsen könne, daran schien keiner zu denken. Es ging ihnen als meinem Nachbar; dieser hatte ausser vielem wüsten Lande, so viel gutes Land, daß er außer seinem andern Vieh, vier Pferde hielt, die Korn zu fressen vollauf hatten. Er gerieth auf den Gedanken seine Pferdezucht zu vergrößern — um sein wüstes Land urbar zu machen. Statt sonst vier Pferde, hat er jetzt achtzehn, für welche er aber nicht mal Stroh genug hat, sie zu sättigen, denn die Urbarmachung ist ihm mißlungen, das wüste Land bringt ihm die Einsaat nicht wieder.

Hier endigte der Fremde, nahm seinen Hut und ging. Polygones.

Etwas über das Spinnen.

Jeder, der die Natur der Spinne kennt, wird leicht finden — und das Wort spricht ja schon von selbst die Erklärung deutlich aus, — daß der Name Spinnen von diesem fleißigen Thierchen oder vielmehr von seiner Arbeit sich herleitet.

Aus den Erzählungen der Naturkundigen wissen wir, daß nur das Weibchen spinnt und webt und zwar mit einem Fleiße, dem keiner unserer Kunstweber gleichkommt und gleichkommen wird, daß das Männchen aber auf die Jagd geht und Nahrung zur Erhaltung des Weibchens sucht. Diesemnach stellten schon die Alten das Spinnenpaar zum Muster der Häuslichkeit und Haushaltung auf und empfohlen ihre Geschäfte jedem jungen Ehepaare.

Ehe noch die Mode so viele nützliche Frauenzimmerarbeiten verbannte und statt ihrer Whist und L'Hombre lehrte, Bälle und Conzerte einführte, deren Vorbereitungen heut zu Tage, weil man gern in immer wechselnden und möglichst ausgesuchten Trachten erscheint, nicht Tage, oft Wochen kosten, war das Spinnen die allgemeine Frauenzimmerarbeit. Dies bezeugt das Sprichwort:

Eine Nähnadel und Spindel,
Eine Wiege und Kindel,
Ein Rocken und Spinnrad,
Der Ehefrau 'n Hausrath.

Selbst Kaisertöchter schämten sich des Spinnens nicht. Wir lesen vom Kaiser August, daß er seine Töchter fleißig zum Wollespinnen

anhielt, auf daß, wenn sie einst in Armuth fielen, sie sich redlich nähren möchten. Und vom Kaiser Karl dem Großen: nicht nur seine Söhne ließ er in Künsten und Sprachen unterrichten, sondern auch seine Töchter spinnen lehren, nicht zum Zeitvertreib, sondern zum Mittel ihrer Erhaltung, wenn sie verarmten.

Die Erhaltung der Blumen durch warmes Wasser.

Die nachstehenden Thatsachen sind wohl nicht neu, aber doch wenig bekannt, und verdienen theils als merkwürdiger Beitrag zu den bisherigen Kenntnissen über das Pflanzenleben, theils als leichtes Mittel, wodurch die Blumenfreunde sich ihre Genüsse einigermaßen verlängern können, hier mitgetheilt zu werden.

Die meisten Blumen werden matt und welk nach vier und zwanzigstündigem Aufenthalt im Wasser; einige lassen sich durch Erneuerung des frischen Wassers wieder beleben; alle hingegen (mit Ausnahme der zartesten, wie der Mohn und vielleicht noch ein paar andere sind) werden durch warmes Wasser wieder vollkommen frisch. Dazu ist erforderlich, daß die Blumen im heissen Wasser etwa zum Drittheil der Stiele eingetaucht werden. Während das Wasser erkaltet, erholen sich die Blumen und nehmen ihre Frische wieder an; hernach kneipt man den Untertheil der Stengel ab und setzt sie in frisches Wasser.

Hr. Aubert-du-Petit-Thouars gedenkt in seinen Versuchen über das Pflanzenleben (Essais sur la vegetation) einiger im Jahr 1803 bekannt gemachter Thatsachen, die mit dem Vorstehenden nahe verwandt sind. Indem er von den Ablegern oder Steckreisern (boutures) spricht, drückt er sich also aus: „Andere behaupten, durch Anbrennen des in die Erde gesenkten Zweig-Endes sichere man das Gelingen der Ableger. Der Reisebeschreiber Kolbe hat dieß Mittel zuerst angegeben. Er meldet, die neuen Kolonisten am Vorgebirge der guten Hoffnung hätten die Pflanzung der Weinrebe ohne Erfolg versucht, bis ein Deutscher auf den Einfall gerieth, die Weinranken, welche er pflanzen wollte, an ihrem äußersten Rande anzubrennen, worauf ihm dann weiter keine fehlschlug. Mir mißlangen die bisherigen Versuche. Inzwischen thut man etwas Aehnliches, wenn man Blumen, um sie zu erhalten, ins Wasser steckt; man zieht das untere Ende ihres Stengels durch die Flamme eines Lichts, und man kann, wie mir versichert ward, schon verwelkte Blumen dadurch wieder neu beleben."

Neue Erfindung.

— Der Apotheker Joseph Karl Schuster zu Tyrnau in Ungarn hat zum Gebrauche von stark wirkenden Arzneien, als Opium u. dergl., kürzlich Tropfgläser erfunden, die nie mehr als Einen Tropfen auf einmal geben, und die Tropfen gleich groß und schwer machen; daher seine Erfindung bei Aerzten und Apothekern vielen Beifall findet.

Töne.

Der Mensch will immer, im stolzen Weisheitdünkel, der Gottheit Werke verbessern, und verhunzt sie gemeiniglich, wie der Knabe, der Raphaeln die Farbe reibt, seine Madonnen oder Cherube in Popanze umschaffen würde.

Der höchste Schmerz im Leben ist, sich bei seinem vollen, treuen Herzen, mit dem tiefen Gefühle für das Gute und Rechte, von Andern verkannt zu sehen. Das ist Pein, der keine gleich kommt.

Aus Nordamerika.

Die neuesten Berichte von Reisenden in den Nordamerikanischen Freistaaten schildern den beinahe unglaublichen Fortschritt des dortigen Handels und Gewerbfleißes. Nur die Musen und Grazien scheinen in der neuen Welt noch nicht heimisch werden zu wollen. Gelesen werden fast bloß Zeitungen und Flugschriften. Klassische Bildung ist selten, die griechische Sprache fast unbekannt. Den gelehrten Bildungsanstalten (Kollegien, auch wohl Universitäten genannt) fehlt es an Fonds. Die besuchteste zählt 400 Studirende, manche nur zwei oder drei. Dagegen fehlt es auch in Amerika nicht an Schwärmern mancher Gestalt. Besonders treibt zu Jerusalem eine gewisse Jemina Wilkinson ihr Wesen. Sie wollte, erzählt man, vor einiger Zeit ihre göttliche Sendung durch ein Wandeln auf dem Wasser beweisen, und berief ihre Anhänger dazu. Als die Menge beisammen war, fragte sie, ob ihr Jeder zutraue, daß sie es könne. Jeder antwortete mit Ja! „Dann brauche ich es nicht erst zu zeigen!" rief sie, und ließ alle wieder nach Hause gehen.

---

* Ergänzung.

In Nro. 74. des Bürgerfreundes wird in der auf der letzten Seite befindlichen Anekdote von Friedrich dem Einzigen*) erzählt, er habe dem französischen Minister auf die erwähnte Frage geantwortet: durch nochmalige Wiederrufung des Edictes von Nantes. Das wäre wahrlich keine große Antwort gewesen, oder das Wort müßte hier ironisch genommen werden. Heinrich IV. gab 1598 durch das Edict von Nantes seinen protestantischen Unterthanen freie Religionsübung und den Zutritt zu allen Aemtern. Ludwig XIV. widerrief 1685 dieses Edict, welches doch wohl der Erzähler gedachter Anekdote nicht groß wird nennen wollen. Wenn Friedrich der Große von Ludwig XV. oder XVI. also die nochmalige Widerrufung jenes Edictes im Ernste verlangt hätte, so würde das wahrlich keine große Denkart verrathen haben. Es sollte also wohl heissen: durch Widerrufung der Aufhebung des Edictes von Nantes.

*) Welche wortlich aus der Abendzeitung Nro. 200. mitgetheilt worden ist. d. Red.

Das Buch der Zukunft.

Neugierde ist mein Fehler nie gewesen,
Denn — Gott sey Dank! ich bin ja Mann, nicht Weib —
Und doch wollt' ich einst gern — nur so zum Zeitvertreib —
Im Buch der Zukunft lesen.
Drum pocht ich rasch am Thor der Zeiten an
Und — augenblicklich ward es aufgethan.
„Was willst Du hier?"
„„Was seyn wird, als gewesen
Im Buch der Zukunft lesen." "
„Thor! Dein Begehren ist nicht klug" — Ertönt der Spruch. —
„„Nicht klug! aha! nur her das Buch!
Das soll, bin ich es nicht, erst klug mich machen.""
Da legt' der Gott der Zeit, mit fürchterlichem Lachen,
Das Buch der Zukunft offen vor mich hin —
Und ich — ich blätterte mit heißer Sehnsucht drin,
Schlug's hinten bald, bald vorn, bald in der Mitte auf,
Und las und sah in Bild auf Bild der Dinge künft'gen Lauf —
Fragt Ihr mich nun: Was ich gesehn — gelesen? —
Ach! wär' ich doch nie so ein Thor gewesen
Das Buch zu lesen!!!

Ein Bild nur — Eines will ich Euch vertraun —
Daran mögt Ihr des Buches Werth erschaun —

Ihr wißt, daß, von des Lebens weiten Gau'n
Der lustigste, drin Milch und Honig fleußt,
Der Gau der Liebe heißt. —
Ihr wißt, daß ich — 's sind heute 15 Wochen,
Seit Lieb' am Hochaltar den Segen mir gesprochen —
In jenem Ga[illegible] still unter einer Myrthenkrone,
Ach! glücklicher, als säß ich auf dem Throne,
Mit meiner Lida wohne —
Und daß, gleich bunten Schmetterlingen,
Wir Hand in Hand und Herz an Herz,
Auf reiner Liebe goldnen Schwingen,
Uns heben täglich himmelwärts
Und seufzen: Soll'n wir deinen Himmel erben
Laß uns o Gott! laß uns zusammen sterben!!!

Nun hört um Gottes willen an,
Was jenes Buch für Ach und Wehe,
Doch im Kapitel von der Ehe,
Mir armen Teufel kund gethan:

Drei Jährchen nach dem Hochzeitabend
Saß ich, an Lida mich erlabend,
Der Holden einst im Mondenschein,
Sterblich verliebt, so gegenüber,
Laut seufzend: Lida! Lida! mein!
Und Lida sprach, kalt wie der Stein:
Was wird begehrt, mein Lieber?
Drauf schaut' ich ihr mit heißen Thränen
Und, weiß es Gott! so recht mit Sehnen,
Ins himmelsblaue Aeugelein —
Da fing der Engel an zu gähnen
Und sprach so was von: Müde seyn
Und: Laß zufrieden mich mein Lieber! —
Das fuhr mir doch durch Mark und Bein,
Und beide Augen gingen über. —
Auf einmal pocht's — ich rief: Herein!
Der Hausfreund, Leutnant Sturm, trat ein —
Und — augenblicklich — welch ein Wunder!
War meine Lida völlig munter —
Kein Schlaf kam ihr ins Aeugelein,
Und 's Zängelchen — das ging das ging
Als ob's an seidnen Fädchen hing.
Sie sang sogar noch zum Klavier
Und Sturm accompagnirte ihr. —
Indeß kam nun an mich das Gähnen,
Denn auch der schönste Sing und Sang
Wird einem endlich doch zu lang,
Ich thät mich nach dem Bette sehnen.
Und unter Lida's Melodein
Schlief endlich ich im Lehnstuhl ein.
Erst als der Leutnant fort sich schlich
Mein Engel, Lida, weckte mich —

Wie lang' er nun bei ihr gewesen
Das konnt' ich zwar im großen Buch
Der Zukunft deutlich sehn und lesen,
Doch hatt' allein an Sturms Besuch
Als kluger Mann ich schon genug
Und schlug auf immer zu das Buch —
Rath auch als Freund, fiel's je Euch ein,
In dem fatalen Buch zu lesen,
Laßt's doch um Gottes willen seyn
Denn sonst — sonst seyd Ihr froh gewesen.

Charade.

Ich kenne einen Quell, der ist
Der Mutterliebe heilig,
Und alles was geboren ist,
Das schöpft aus ihm so eilig.
Was nun aus diesem Quell Dir rann,
Das zeigt die erste Sylbe an.

Zwei andre laufen fort und fort
Thal ein, Berg auf, Berg nieder.
Der Mensch führt sie von Ort zu Ort,
Dann führen sie ihn wieder;
Er kommt im schnellsten Lauf nicht vor,
Sie ziehn zugleich mit ihm in's Thor.

Nun geh hinaus um Mitternacht
Und suche Dir das Ganze,
Dort grüßt es Dich in seiner Pracht
Und seinem stillen Glanze;
Und weißt Du wie das Ganze heißt,
So bet' ihn an, den großen Geist.

Auflösung der Charade in Nro. 75.

Brautstand.

№ 77.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Donnerstag, den 24. September 1818.

* Frühlingsabend.

Xn G. R.

Hier in diesem Rosengarten,
Wo die Mailuft buhlend weht,
Will ich der Geliebten warten,
Wo ihr Fuß noch leise steht.

Wo der Blüthen volles Quillen
Und der Nachtviole Duft
Zweier Herzen Schmachten stillen
In der warmen Maienluft.

Komme, komme, mir zu leuchten,
Jungfräulicher Stern, so gut,
Sanft bethaue mit dem kühlen
Thränenthau der Herzen Gluth.

Wiege uns in stille Träume,
Heil'ge Liebe, wieg' uns ein,
Diese Blumen, diese Bäume
Sollen unsre Wächter seyn.

Nicht im strahlenhellen Saale,
Im Pallast, im Schlosse nicht
Reicht ein Gott die Zauberschaale,
Unser Glück ist Liebespflicht.

Süßer Mond im Silberfeuer,
Komm, vollende unser Glück,
Sieh herüber, führ' der Liebe
Gluth in kühle Nacht zurück.

Gustav Rüdiger.

* Der Mörder Hussey in Greenwich.

In diesem bekannten Orte unweit London ist vor einiger Zeit eine schauderhafte Mordthat verübt, die zwar kein so allgemeines Interesse hat wie jene berüchtigte Fualdische zu Rhodez, aber doch in einigen Zügen damit verglichen werden kann, nur daß sie mehr ein Charaktergemälde darbietet, während jene vielmehr ein wahrhafter Roman von tragischer Entwicklung genannt werden kann.

Der Mord selbst wurde bereits zu Anfang Februar dieses Jahrs begangen, die Untersuchung aber erst im Juli beendigt und darauf der Angeklagte, Charles Hussey, am 3. August zu Maidstone hingerichtet. Ein sehr reicher Privatmann, Herr Bird, in Greenwich, der seine Papiere, Banknoten, Uhren, Pretiosen u. s. w. immer nachlässig auf seinen Zimmern um sich her liegen hatte, zog dadurch längst die Augen vieler Neider auf sich, unter denen 3 oder 4 Personen endlich ein Herz faßten und seinen Tod beschlossen. Kurz man fand am Morgen des 5. Februars den größten Theil

der Banknoten und Pretlosen entwendet, mehrere Schränke und Thüren gewaltsam erbrochen, und mitten unter dieser Zerstörung die Leichen des Hrn. Bird und seiner Aufwärterin, mit Wunden bedeckt, in ihrem Blute da liegen. Einige nähere Umstände, die man erwarten wird, werden wir aus dem Munde eines der Hauptangeklagten selbst hören, der nach langem standhaften Läugnen endlich ein geheimes Bekenntniß in die Hände seines Priesters niederlegte, welcher sein geistlicher Beistand und Tröster vor der Hinrichtung gewesen ist. Mehrere zusammentreffende Umstände warfen sogleich Verdacht auf diesen Menschen, und die Folge zeigte, daß man sich in der Person des Karl Hussey nicht so ganz geirrt hatte. Endlich erschien der Tag der Verdammung. Dunkle Gerüchte von dem, was er bekannt und nicht bekannt hatte, liefen um, man wußte sogar, daß er am Sonntag Abend und darauf am Montag Morgen (wo die Hinrichtung vor sich gehen sollte) seinem Geistlichen, dem Hrn. James Rudge aus Limehouse, noch kurz vorher etwas Wichtiges eröffnet hatte, woraus aber noch ein Geheimniß gemacht wurde. Die Zeitungen von Kent und von Maidstone nebst andern englischen Blättern enthalten jene Gerüchte ausführlich. Viele Leute hatten den Wunsch geäußert, man solle den Verbrecher unmittelbar vor dem Hause des Hrn. Bird hinrichten, in welchem er die That begangen, um ihn gleichsam mit der Nase drauf zu stoßen. Allein die Obrigkeit nahm aus zureichenden Gründen keine Rücksicht darauf. Der gewöhnliche Richtplatz zu Maidstone, die Penenden-Haide, war auch diesmal gewählt. Der Unglückliche bestand auf seiner Unschuld und setzte ununterbrochen mit anscheinender Aufrichtigkeit die Uebungen der Andacht fort, die er in seinem Gefängnisse zu halten pflegte. Hier erkannte er mit Inbrunst die großen Wahrheiten der Religion an, wornach ihm gelehrt war, daß das Geständniß seines Verbrechens das beste Mittel sey, sich die Begnadigung für seine Schuld zu sichern. Mit dieser Ausnahme war sein Benehmen nicht blos anständig, sondern musterhaft, nicht sowohl hingegeben und voll Resignation, sondern seine Seele sogar beruhigt, seine Andacht nicht nur feurig, sondern selbst voll Ekstase, so daß die Geistlichen, welche um ihn waren, versichert haben, daß ihnen bei aller ihrer Erfahrung nie ein stärkeres Beispiel von resignirter Frömmigkeit und äußerer religiöser Zuversicht vorgekommen sey. Und in der That nach allen seinen äußeren Ausdrücken religiöser Gefühle auf seinen inneren geistigen Zustand zu schließen, sollte man fast glauben, daß die Hoffnung auf eine künftige Glückseligkeit gegründet auf das Bewußtseyn seiner Unschuld, ihn wirklich nicht verließ, und daß es keine Verstellung war, wenn er läugnete. Aber alle diese Kraft und Hoheit der Seele verließ ihn, als ihm am Freitag Morgen sein Todesurtheil angekündigt wurde. Er war entsetzlich bewegt und zeigte Symptome einer ungeheuer überwältigenden Angst. Dieser Zustand verließ ihn während der ganzen folgenden Nacht nicht, er blieb völlig schlaflos und sein Gemüth bis zur Erschlaffung niedergebeugt und zerschlagen. Am Sonnabend Morgen wurde er ruhig und hingegeben; er äußerte mit vieler Fassung ein brennendes Verlangen nach der baldigen Beendigung seines Lebens als dem Anfangspunkte seiner Glückseligkeit, indem er alsdann seinem himmlischen Schöpfer und Vater begegnen würde. Die einzige Unterbrechung in diesem Zustande der Verzückung und religiöser Meditationen, wo er schon wie in die Welt der Engel versetzt schien und man den schwachen irdischen Menschen, den Missethäter an ihm ver-

goß, war der schmerzliche Abschied von seinen Freunden und Verwandten am Sonnabend Nachmittag. Seine Brüder und Schwestern besuchten ihn noch zum letztenmal an diesem Tage, um ihm Lebewohl zu sagen, aber auch um in ihn zu dringen, er möge ihnen doch das beste und einzige Vermächtniß des Trostes, welches er ihnen und der menschlichen Gesellschaft hinterlassen könne, nicht entziehen, den Trost des offnen und redlichen Bekenntnisses seiner Schuld. Die Scene war herzzerreißend und zermalmend. Er fiel auf seine Knie, er fing an zu weinen und die Hände zu ringen, dann umarmte er sie alle und betheuerte vor ihnen und vor dem allmächtigen Himmel seine Unschuld an der Mordthat. Er lag eine ganze Zeit mit dem Kopf auf dem Schooß seiner Schwester in der heftigsten Erschütterung, ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen, er zerfloß in Wehmuth und Liebe, sein Herz schien aufgelöset zu seyn. Die übrigen Glieder seiner Familie beugten sich über ihn und sie hinüber in der wehmüthigsten Stellung und mischten ihre Thränen in die seinigen. In diesem höchst interessanten Moment, wo seine Seele weich geworden war von Liebe und Leid und all den Qualen des Jammers, beschwuren sie ihn bei allen Heiligen, bei allen feierlich sanctionirten Satzungen der Religion, bei aller zärtlichen Liebe durch die Bande der Verwandtschaft, das Bekenntniß abzulegen. Aber nein! er betheuerte bei allem was heilig sey, daß er an dem Morde keinen Theil habe, und fühlte sich vielmehr von größerer Festigkeit gestärkt, indem er den Himmel zum Zeugen anrief. Dies währte so lange, bis seine Freunde gewaltsam von ihm gerissen werden mußten. Er setzte mit Nachdruck hinzu: un wie vieler Verbrechen ich auch schuldig bin — denn ich läugne es ja nicht vor Gott, wie unnatürlich und höchst empörend sie sind — so habe ich doch meine Hände noch niemals mit den gräßlichen Flecken des Bluts besudelt! — Und endlich beim Scheiden von den Geliebten seines Herzens faßte er die Kniee und Hände seiner Brüder, und seiner Schwestern, küßte sie, schmiegte sich an sie, segnete sie, weinte zu ihren Füßen und flog wieder hinauf an ihren Hals, und überströmte sie mit den unauslöschlichsten Zeichen seiner Liebe unter beständigem Ausbruch des lange verhaltenen Schmerzes und der Betheurung seiner Unschuld.

Nach dieser letzten Unterredung mit ihnen blieb er nun ruhig. In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag war er emsig mit religiösen Uebungen beschäftigt. Noch immer wußte man nicht, ob er schuldig oder unschuldig war, oder in wiefern er schuldig oder unschuldig seyn mochte, ein trüber räthselhafter Dämmerschein lag über seinen Sinnen, seiner Seele, man wußte nicht, was man aus ihm machen sollte, man konnte sich nicht überreden, daß er unverdient die Todesstrafe erlitt, und doch schien er bei allen diesen herrlichen Eigenschaften der Seele sie nicht verdient zu haben. Kurz, ein räthselhafteres Wesen war einem noch nicht vorgekommen. Bald rührte er Alle zu Thränen, bald schien er sie wieder alle zum Besten zu haben. Ein solcher Widerspruch wollte sich in keinem gesunden Kopfe lösen, und man sah sich einander gleichsam verwundert an, wo die Sache hinaus wolle, und wenn dieser die That nicht begangen, wer denn wohl der wahrhaft Schuldige sey?

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*

Das Schlachtschwert.

(Fortsetzung.)

14.

Die gespaltete Gesellschaft.

Die alte Prinzessin Ulrike, eine apanagirte Verwandte des Hofes, die sich diesen Sommer im Bade aufhielt, hatte vom Anfang an die Spannung der Stände bemerkt, die, aller Badegleichheit und allem Zeitgeiste entgegen, sich hier mit fast lächerlicher Strenge von einander entfernt hielten — und dadurch allen geselligen Genuß sich selbst verdarben. Mit der ihr eigenen Leutseligkeit hatte sie sich diesen Tag zum Vereinigungsfeste ausersehen, nur in der Wahl ihres Mittels war sie nicht recht glücklich gewesen.

Sie hatte nämlich alle, die sich bei ihr hatten vorstellen lassen, ohne Unterschied des Standes, in ein an den Ballsaal stoßendes Nebenzimmer zum Thee eingeladen; und da darunter mehrere Neuadeliche und Bürgerliche waren, glaubte sie, dadurch ein Beispiel der Herablassung und einen Beweis ihrer Humanität gegeben zu haben.

Allein die Sache machte sich anders; die Eingeladenen brüsteten sich höchlich, und sahen die Nichtgeladenen, die das Recht des Eintritts in den Ballsaal für ihr Geld erkauft hatten, über die Achsel an. Am dicksten bliesen sich die bürgerlichen und adelichen Frischgebackenen auf; unter letztern besonders der Rath Matthes.

Das wurmte die Beachselguckten, die in ihren Reihen sehr achtbare Leute und Mehrere von Range und Geburt zählten, und so waren, noch ehe die Musik einen Strich gethan hatte, zwei Partheien im Saale.

Rosalba, auch im Kreise der Prinzessin, war vom Hauptmann umstellt. Sie hatte jetzt den Grafen vergessen, denn der Hauptmann hatte ihr tausend schöne Dinge gesagt; er hatte sie die Königin des Balles genannt, und ihr mit hundert Eiden seine Liebe und seine Treue zugeschworen. Beide lebten nur sich, und hatten für nichts weiter ein Auge; aber Matthes stellte sich mit mehrern Prinzessingästen in die offene Thüre des Theezimmers, und belorgnirte mit vornehmer Selbstgefälligkeit die schöne Welt des ungebetenen Ballzirkels, der im Saale sein Theewässerchen portionweise genoß, und sich heimlich und laut über den Mangel an Takt äußerte, eine Gesellschaft in eine Gesellschaft zu laden. Der derbste Sprecher war der alte Schäferbaron. „Ein Bad" sagte er, „ist eine Art Schafschwemme; in dieser sind sich die Schafe alle gleich; die afrikanischen Merinos*), wie die Lüneburger Haideschnucken, die Sterpsiceros **) und Texler ***), wie das polnische Schmeervieh. Hier sind wir alle des lieben Wassers wegen beisammen, und an einem Tage, wie heute, sollten wir über die Race keinen Streit machen, denn wir sind alle Unterthanen unsers gnädigsten Monarchen; vor ihm sind wir einer so viel als der andere, und unser aller Bestimmung ist, just wie bei den Schafen, unser ganzes Leben hindurch geschoren zu werden; was aber mein Sohn, der Maulaffe, in der Prinzengesellschaft will, seh' ich am wa-

*) Der baronisirte Schäfer theilt sonach die an sich richtige Meinung, daß die Merinos, die man gewöhnlich in Spanien als heimisch annimmt, eigentlich in Afrika zu Hause sind; sie kamen über das Meer herüber, und hießen darum früher Marinos, später Merinos.

**) Diese sehr feine Race ist ein Creta einheimisch.

***) Die herrliche Texelsche Race brachten die Holländer aus Indien nach Europa.

nigsten ab. Ein l'ours *) wird er doch nicht werden, und den Metis †) sieht man ihm an der Nase an. Der Junge kriegt, hol' mich Dieser und Jener, noch vor purem Hochmuth die Drehe; er hält den Riecher so hoch in die Luft hinaus, als ob er wahrhaftig den Blasenbandwurm im Gehirn hätte, — warte, Matzheschen, ich werde Dich —

Jetzt aber thaten sich die Flügelthüren des Ballsaales auf, und Clementine trat mit dem Obersten ein.

Aller Blicke flogen hin zu dem wunderholden Mädchen, und eine herrliche Polonaise brauste vom Orchester herab.

„Das ist die Königin des Festes," sagte alles, wie mit einem Munde, und die Sittige verneigte sich gegen die huldigende Gesellschaft erröthend; die Schmeicheltöne des zärtlichen Polentanzes aber sprachen freundlich zu ihrem Herzen; und ihr Auge suchte und fand den Geliebten, der, in ihre Himmelsreize verloren, eine ganze Weile im Kreise der entzückten Zuschauer stand, dann ihr entgegen ging und sie mit sichtbarer Wonne empfing.

„Die sticht alle aus," lispelte der Alte dem Grafen in das Ohr; „wenn heute mein Junge nicht anbeißt, so ist der Patron von Bimsstein."

Es war wohl rührend anzusehen, wie die schöngeschmückte, von Juwelenschimmer hell umglänzte Jungfrau den alten Krieger kindlich führte, und nicht zu ahnen schien, welchen Zauber ihre holde Anmuth über sämmtliche Ballgäste goß, sondern wie sie nur für den Heldengreis besorgt war, daß er auf dem getäfelten glatten Boden, in dem sich ihr Füßchen recht behaglich spiegelte, nicht strauchele; die heimlichen Blicke der süßesten Liebe, die sich unter den gesenkten langen Wimpern zuweilen hervorstahlen, gehörten dem Grafen, und schienen ihn mit schelmischer Selbstgefälligkeit zu fragen, ob sie so seinen Geschmack getroffen, ob er heute ihr seinen Beifall nicht versage; als aber das leichtgeschürzte Diamanten-Kind, die sogenannten Dehors vergessend, und nur die Kindespflicht im reinen Herzen, zu dem Wagen zurück eilte, ein weiches Kissen holte und dem Obersten es zu Füßen legte, damit diese weicher und bequemer ruhen könnten, da konnte der in der Nähe stehende Feldmarschall einer fremden Armee, ein gar ehrenwerther Graukopf, sich nicht länger halten; er ging hin zum Obersten, drückte ihm die Hand und meinte: „Ich habe Narben genug, Herr Kamerad, aber um solcher Pflege willen laß' ich mir, bei meiner armen Seele, doch noch eine Wunde hauen." Er küßte das Mädchen auf die Stirn und sagte segnend: „Auf daß Du lange lebest und es Dir wohl gehe auf Erden." Manches Auge im Saale aber stand voll Wasser, und Clementine zog des Helden Hand an ihre Lippen. Nur im Theezimmer spöttelten sie über die Scene, und Matthes meinte, das Kissen hätte jeder Marqueur holen können. Viele der Damen konnten ihren Unmuth nicht bergen; Clementine strahlte wie eine Fürstin; wer sie gesehen hatte, mochte von den übrigen nichts wissen.

„Wenn alle Krankenwärterinnen in unsern Lazarethen so belohnt werden sollten," hob die Gattin des Generalverpflegung-Commissairs an, und rümpfte höhnisch das Näschen, „so müßten wir, statt unserer Thongruben, lauter Awa's und Pegus *) haben."

*) Ein Prachtwidder im Rambouillet gezogen, und dem berühmten Schäfereibesitzer Jvart zu Maison gehörig.

†) Ein veredelter Schafbastard.

*) Die vorzüglichste Hochroth der schönsten Rubine in Ostindien.

„Hm," versetzte die Landmarschallin, und lachte wie eine verschämte Kokette, „für das Krankenwarten giebt man solche Kabinetstücke auch nicht weg; das Mädchen ist recht hübsch, und — Alter schützt vor Thorheit nicht!"

„Wie kann man gleich so lieblos argwöhnen," fiel ihr die vertagte Tochter des Hofjuweliers mit sarkastischem Lächeln in die Rede, „die Sache ist nicht so gefährlich. Die fünf Reihen Perlen, die das Ding um den Hals trägt, sind schottische oder Wiener, da laß' ich mein Leben; die rosenfarbenen Ballasrubinen im Diadem und den Ohrringen und Armbändern — allerliebst sind sie gearbeitet und machen sich recht niedlich; aber das ist bestimmt nichts als Fluß, so eine Komposition; in Böhmen macht man dergleichen zum Täuschen; und das Fähnchen — die Points sind gar nicht übel, und der Schnitt von der neuesten Form; aber man weiß ja, wie die Kammermädchen zu solchen Sachen kommen; die polnische Marusche zog nie zweimal ein Kleid an.

Welcher von den Herren aus diesem Kreise hätte es nach diesem Hochgericht wagen können, Clementinen zum Tanz aufzufordern? Ob sich gleich alle heimlich gestanden, daß keine ihres Theekreises mit ihr nur eine entfernte Vergleichung aushalte. Desto mehr tanzte das liebliche Mädchen mit dem Grafen und mehrern andern der übrigen nicht geladenen Herren, und wo sie schwebte, zogen alle Blicke nach, denn es war, als hielten sie unsichtbare Genien in den Lüften, so leicht flog sie dahin, so wenig berührte ihre kleine Sohle den Boden. Ihr ganzes Wesen war Anmuth; jede Bewegung ihrer schönen Gestalt, Grazie; jeder Blick ihres großen in Freude und Fröhlichkeit schwimmenden Auges, Liebe.

Man trat zu einer Quadrille an; der Graf fragte einen schon angetretenen jungen Baron, der zum prinzlichen Theezirkel gehörte, ob das Quarrée bereits vollzählig sey, und auf dessen Verneinung stellte sich der Graf mit Clementinen ein. Sie kamen dem Hauptmann und Rosalba gegenüber zu stehen.

„Das fehlte noch!" warf Rosalba, über den Zufall empfindlich, halblaut hin, und gab dem Hauptmann, ihrem Tänzer, einen Seitenwink; auf gleichem Wege verständigte sich dieser mit den übrigen Theilnehmern der Quadrille, und alle drei Paare verkrümelten sich, während der Graf mit Clementinen arglos plauderte, und stellten sich, am andern Ende des Saales, mit einem neuen schnell herbeigeholten vierten Paare an.

Der Graf traute seinen Augen kaum, als er sich umsah und sein Quarrée verschwunden war. Das Blut schoß ihm in das Gesicht, und eben sollte die Quadrille angehen, als er mit der Stimme eines schweren Donners zum Orchester hinaufrief: „keinen Strich!" Er stürmte jetzt den langen Saal hinab, in die Mitte seines Quarrés und fragte den jungen Baron, was das zu bedeuten habe, mit einem so dunkelflammenden Blick, daß dieser vor Schreck keine Sylbe über die Lippen bringen konnte. „Mit Ihnen," nahm die Hof-Juwelierspflanze etwas kleinlaut das Wort, „würde es uns eine Ehre gewesen seyn, Herr Graf, aber —"

„Mit Fräulein von Patrick nicht?" fragte der Graf mit vernichtendem Ingrimm, „wer wagt's zu antworten? wer des Mädchens Namen zu beflecken?" —

Lange stille Pause im ganzen Saale.

Wer nur gemuckt hätte, wäre vom wüthenden Grafen auf dem Platze todtgeschlagen worden, das sah jeder, der ihn sah.

Alles schwieg und der Graf sammelte sich, jetzt, seinen Jähzorn zu bändigen. Er fühlte,

daß er der Gesellschaft, in der sich die Prinzessin des Hofes, viele Edle des Landes und andere achtbare Leute befanden, Verständigung schuldig war, er that sich Gewalt an, warf den Unmuth hinter sich, und sagte mit Würde und Anstand: „Fräulein von Patrick ist meine Braut; ich bin der Graf Law."

„Seine Braut," hallte es im Saale wieder, und das kleinlaute Quarrée verneigte sich etwas verblüfft zum Glückwunsche; die Umstehenden aber, von dem die bei weiten größere Mehrzahl, Clementinen huldigte und dem Grafen, ob seines ritterlichen Betragens, gut geworden war, klatschte jauchzend in die Hände.

(Der Beschluß folgt.)

*Anekdoten.

An einem Eckhause eines großen Platzes in London, war im untersten Stockwerke, eine Reihe von vier Fenstern zugemauert worden, um der im Jahre 1784 eingeführten Fenstertaxe zu entgehen.

Auf diese zugemauerten Fenster, schrieb ein Spötter mit Kreide.

„Pitts Werke; Erster Theil, Zweiter Theil, Dritter Theil, Vierter Theil." —

Ein Schauspieler beklagte sich, daß er zurückgesetzt werde, und jetzt nur kleine unbedeutende Rollen, als Bedienten, Gerichtsdiener und dergl. erhalte, da er doch vormals auf andern Theatern, Helden und Könige gespielt habe. Der Direktor antwortete ihm, „Sie wußten damals nicht zu befehlen, darum lernen Sie „jetzt gehorchen." —

Als der Graf Rostopschin, unvergeßlichen Andenkens, wegen des Brandes von Moskwa im Jahre 1812, 1816 in Paris war, sagte er zur Frau von Stael:

„Ich befürchte nichts mehr, als daß während „meines hiesigen Aufenthalts irgendwo „Feuer ausbrechen möchte, man wird es mir „dann gewiß Schuld geben." —

Nehmt nur ja recht gutes massives Holz zum neuen Galgen, schrien die Bauern eines Oertchens, bei Bekanntmachung es solle ein neuer Galgen errichtet werden, denn er ist für uns und unsre Kinder! —

---

*Inschrift bei einer Illumination.

In einer Stadt im H — schen, (vielleicht in mehreren) seufzt die erwerbende Klasse der Bürger, wegen Mangel einer Caserne, noch immer unter der Last der Militair-Einquartirung, hingegen alle, die sich nur irgend eines Amtes oder Dienstes — (vom Nachtwächter bis zum Präsidenten hinauf) rühmen können, sind gänzlich davon befreiet und leisten auch sonst keine Geld-Beiträge dazu; — als nun vor kurzem der Prinz..... durch jene Stadt passirte, wurde ihm zu Ehren unter andern auch illuminirt. An dem Hause eines sehr rechtschaffenen Tuchhändlers, der zwar selbst, vermöge seiner früher bekleideten Aeltermanns-Würde, von jener Last frei war, las man folgende transparente Inschrift:

„Der Lichterschein soll zeigen
„was uns gebricht.
„Wer könnte Heut' wohl schweigen
„Ach! hätt' mein Wort Gewicht."

Exemptionen.

„Bequartirung ohne alles Erbarmen
„Drückte bis jetzt noch die Bürger, die armen! —
„Gutbesoldete sind frei;
„Dies sag' ich ohne Scheu. —

„Es darf unmöglich noch länger so bleiben,
„Es könnte die Liebe für's Vaterland vertreiben.
„Es soll hoch, der General Gouverneur, leben!
„Er wird solche Ungleichheiten wissen zu heben,
„Wird Friede uns geben, und Raum in der Hütte
„Durch eine Caserne auf fußfällige Bitte.

Diese Inschrift erregte Aufsehen, aber leider! entging sie auch eben darum der Aufmerksamkeit der Orts-Behörde nicht, welche sie durch die Polizei sofort wegnehmen ließ, und den ehrlichen Tuch-Händler am andern Tage vor das Gericht der Letzteren fordern ließ.

Der Freund.

Kennst Du die Eiche, die kein Wetter bricht?
Kennst Du die Palme in der Wüste nicht?
Kennst Du der Myrthe zartes Immergrün?
Kennst Du auch wohl den treuen Rosmarin?
Sieh, Eiche, Palme, Myrth' und Todtenkrone,
Das ist der treue Freund dem Erdensohne.

Reinigkeit.

Selig sind die reinen Gemüther, sie haben den Himmel
Schon hienieden und streun himmlische Blüthen schon aus,
Wo sie weilen, da ist's, als ließe der Himmel sich nieder,
Alles Unheilige flieht, scheuend die hohe Gewalt. —
Junge Herzen! o wacht, daß schuldlos die Seele Euch bleibe,
Denn mit der Ruhe der Brust ist auch der Himmel entflohn.

* Unnatürlichkeit des Stolzes und Neides.

Warum o Neidhart! mißgönnst Du dem Nächsten,
sein besseres Loos?
Bist Du nicht glücklicher noch, wenn glücklich Dein
Bruder auch ist?
Schuf nicht Dein Vater auch ihn? — nährte nicht
seine Mutter auch Dich? —
Unter einem Herzen lagt Ihr; — Euch tränkte
ein Busen;
Und nicht entzückter sollte lächeln das Auge des
Einen,
Bei der Wohlfahrt des Andern? — wird zwei gleichen Söhnen,
Zwei gleichen Brüdern, stets ein gleich gesegneter
Wirkungskreis?
Ein gleich zufriednes Leben? — wie verschieden in
seiner Bestimmung
Das Schicksal der Sterblichen! — O kehre Neidhart! kehre zurück! —
Auch Dir scheint die Sonne oft unverdient, mögst
Du verdienter empfinden
Ihren belebenden Strahl, wenn Du mit Liebe umfassest
Sie alle, die nach ihrer Abkunft mit Dir vom Vater
der Liebe
Dir gleichen; die Schwestern — Brüder Dir sind!

v. e. Br.....n.

---

*Logogryph.

Ein Frageräthsel.

Was mag es bedeuten, daß man dem Wirthe die Zeche borgt.

N. N.

Auflösung der Charade in Nro. 76.

Milchstrasse.

Compagnie-Ordre für Feldwebel à 100 — 36 Gr. Rapporte für Unterofficiere à 100 — 36 Gr. und Commandirzettel à 100 — 18 Gr. sind am Dom Nro. 2 zu bekommen.

№ 78.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Drittes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 27. September 1818.

Das Schlachtschwert.

(Beschluß.)

15.

Der Brautreigen.

Clementine hatte sich während der Gewitterscene zu dem Obersten geflüchtet; der Graf flog jetzt zu ihr, schloß die vom freudigen Schreck Ueberraschte in seine Arme, und bat den Alten um seinen Segen und um sein Versprechen, in ihrer Mitte seine Tage zu beschließen. Der Greis lachte und weinte: „Ihr habt mich betrogen Kinder," rief er freudig und drückte die Liebenden an sein ehrliches Herz, „aber Sie sind meines Kindes werth, Herr Graf! Clementine soll mir die Augen zudrücken, wenn der Herr mich in die ewigen Winterquartiere ruft; bis dahin wollen wir friedlich und fröhlich zusammen leben. Gottes Segen über Euch!"

„Amen, Amen," sagte der alte Feldmarschall, und umarmte mit aufrichtiger Theilnahme das Brautpaar und den glücklichen Greis, dann stellte er ersteres der Prinzessin vor, die das schöne, in bräutlicher Verwirrung lieblich erglühende Mädchen, mit wohlgefälliger Huld küßte, dem Grafen über seine Wahl sehr viel Verbindliches sagte und den Umgebungen französisch versicherte, lange kein so allerliebstes Pärchen gesehen zu haben.

Nun war, nach aller Höflinge einstimmigen Versicherung, Clementine eines der allerliebreizendsten Mädchen in der Welt, und des Hofjuweliers Sprößling gab Gott die Ehre, und betheuerte mit Kennermiene, daß die Ballasrubinen in dem herrlichen Diadem und den Ohrringen und Armbändern ächte Brasilianer und von seltenem Werthe seyen; daß jeder, der nur einige Kunde von Perlen habe, diese fünf Reihen gleich für reine Japaneser ansehen müsse, und daß das göttliche Pointkleid ein wahres Meisterstück von Brabanter Kunstfertigkeit sey; auch ergebe der Schnitt beim ersten Blick, daß es vom berühmten Badedamenschneider hier gemacht worden.

Man wollte den unterbrochenen Ball wieder fortsetzen, allein jetzt gebot der Hauptmann mit lustiger Geberde dem Orchester Ruhe, er-

klärte der Gesellschaft, daß, da es einmal, wie er mit vielem Wohlgefallen ersehe, hier Sitte sey, vorfindliche Verlobungen dem werthen Kreise bekannt zu machen, er diesem edlen Beispiele folge, und hiermit sich und Fräulein Rosalba, als feierlich verlobtes Brautpaar, verlautbaren wolle.

Der Saal klaschte wieder, und der Hauptmann eilte mit Rosalba zu deren Mutter, die den Bund schon früher genehmigt hatte, und zum alten Vater, der über des Sohnes Entschluß, und nun, da er seine alten Tage in Clementinens Hause gesichert wußte, über dessen Wahl hoch erfreut war, doch aber in diesem aufgeregten Augenblicke erklärte, daß Clementine von ihm als Kind angenommen und bedacht worden, und daß dieß nur die Bedingung seiner Einwilligung seyn könne.

„Sie ist unsre Schwester!" sagten beide herzlich, und schlossen mit dankbarem Anerkenntniß dessen, was Clementine für den Vater bereits gethan, und noch zu thun übernommen, das liebenswerthe Mädchen und den wackern Grafen in ihre Arme.

Jetzt aber stellte der Hauptmann seinen alten Vater und seine Braut der Prinzessin vor, und diese wünschte dem Paare Glück und sprach mit ungeheuchelter Achtung von den Großthaten des Alten, und von der Dankbarkeit, zu der das Vaterland ihm verpflichtet sey, und freute sich, den Mann von Angesicht zu sehen, der dem Staate Blut und Gesundheit gropfert. Und dem Alten that die Rede der fürstlichen Sprecherin wohl, und sein verkrüppelter Fuß schmerzte ihm in diesem seligen Augenblicke weniger.

„Das Verlobungsfest unsers werthen Doppelbrautpaars zu feiern," sprach Prinzessin Ulrike, sich zum Kreise huldvoll verneigend, „sey mir diesmal vergönnt; Erlauben Sie mir, daß ich heute Ihre Wirthin machen darf, Sie sind alle meine Gäste."

Da klatschte der ganze Saal zum drittenmale, und vernehmlicher als je, und Klein und Groß und Jung und Alt verneigte und bückte sich und kratzte hinten aus, und die Prinzessin Ulrike ward allgemein für die allerbeste Fürstentochter unter der Sonne belobt; der alte Herr Feldmarschall aber commandirte eine Polonaise, und bat sich die Hand der Durchlauchtigen aus, und die beiden Brautpaare folgten ihm, hinterdrein der Oberste, in der Linken die Krücke, in der Rechten die edle Mutter Ministerin, und nun kam die ganze Gesellschaft bunt und fröhlich unter einander.

So ging es zur Tafel, wo alle lustig und guter Dinge waren.

Vor Kurzem begegnete ich auf meinem Lebenswege dem liebenswerthen gräflichen Paare.

Wir erinnerten uns der frühern Geschichte, und ich erhielt die Erlaubniß, sie meinen Lesern mitzutheilen.

Der alte Herr ist noch wohl auf und munter; auch das Schwert mit der Inschrift: Peter Simmelpuß, und auf der andern Seite: Zu uns komme Dein Reich, ist bei der Familie noch in Ehren und Würden, der Graf zeigte es mir; der kleine zweijährige Herrmann, ein liebes Kind, dem die rosenfarbenen Ballasrubinen, welche die schöne Mutter im Brauthaare trug, jetzt auf den Wangen glänzen, that, als ob er auch schon was davon verstände, und tippte altklug mit dem Fingerchen auf die Klinge, brachte aber vom schweren Namen Peter Simmelpuß, aus dem kleinen ungefügigen Mündchen

nichts weiter, als die letzte Sylbe „Puß" heraus, und der Graf lächelte mild zu dem Lallen des Kindes, umschlang sein holdes Weib und sagte, Mutter und Kind in seinen Armen, mit freundlichem Blicke zum Himmel: Nur wer des häuslichen Glückes reine Seligkeit kennt, versteht die große Bitte:

Zu uns komme Dein Reich.

Der weißköpfige Adler.*)

(Falco leucocephalus. White headed or bald Eagle.)

Der Wechsel der Jahreszeiten scheint diesem Adler ungefähr gleichgültig; er mag die größte Kälte ertragen und nährt sich gleichmäßig von See- und Land-Erzeugnissen; im schnellen Flug wetteifert er mit dem Sturme und von den ätherischen Höhen, in die er sich emporschwingt, überschaut er mit einem Blick unermeßliche Weiten und vertauscht in wenig Minuten Sommer und Winter, indem er von den Tiefen der Erde in die höchsten Gegenden des Luftkreises, wo ewige Kälte herrscht, aufsteigt und hinwieder aus den hehren Höhen sich nach Willkühr in die heissen Tropenländer oder gegen die mit ewigem Eis bedeckten Polarlande hinabsenkt.

Sein Geist und Charakter, die zugleich wild und überlegt, gewaltthätig und kühn sind, entwickeln sich am vollkommensten, wenn er auf den Fang, oder vielmehr Raub von Fischen ausgeht, die seine Lieblingsspeise sind. Auf dem abgestorbnen Ast irgend eines Riesenbaums sitzend, von dem er eine ausgedehnte Fernsicht über den Ocean und die benachbarten Küsten genießt, scheint er mit ruhigem Blicke die Bewegungen der gefiederten Stämme zu betrachten, welche tief unter seinem Standort ihren gewohnten Beschäftigungen nachgehen, er sieht die schneeweisse Möwe langsam über dem Wasser flattern, die behende Schnepfe schnell längs dem sandigen Ufer hinschreiten, lange Reihen von Enten über die Wasserfläche hingleiten, die stillen und wachsamen Kraniche ihre Beute geduldig erwarten, oder Flüsse und Sümpfe durchwaten; weder die schreiende Krähe noch einer der zahlreichen Vögel, die im flüssigen Element der großen Vorrathskammer der Natur ihre Nahrung finden, entgehen seiner Beschauung.

Aber hoch über ihnen schwebt ein anderer Vogel, der des Adlers volle Aufmerksamkeit rege macht. An den weiten Kreisen, die er am Himmel beschreibt, und an den plötzlichen Pausen, während welchen er unbewegt in den Lüften zu ruhen scheint, erkennt er den Moosweih (nicht die europäische, sondern eine ihr verwandte Art, Buffon's Falco piscator), der in den Fluthen seine Beute sich ersehen hat; sein Blick strahlt jetzt von Feuer, mit zur Hälfte ausgedehnten Flügeln wiegt er sich auf seinem Ast, wachsam und Acht gebend auf das, was jetzt vorgehen wird. Pfeilschnell stürzt sich der Moosweih in die See und verschwindet; weit umher ertönt sein Flügelschlag, und schäumend zeigt sich die Fluth, da wo er untertauchte. Noch feuriger blitzen nun die Augen des Adlers, sein Hals verlängert sich zum Flug, sobald er den Moosweih mit der sich sträubenden Beute aus den Fluthen hervorkommen und sich unter Freudengeschrei wieder in die Lüfte emporheben sieht. Dieß Geschrei ist für den Adler das Zeichen zum Ausflug; bald hat er seinen Gegner erreicht, und schon sieht er gegen ihn im Vortheil. Jeder strebt mit allen Kräften sich über den andern emporzuschwingen, und ihre Annäherungen sind

*) Aus Alexander Wilson's American Ornithology Vol. IV.

mit den zierlichsten Schwenkungen in dem luftigen Kampfplatze begleitet. Der Adler, mit keiner Last beladen, schießt auf seinen Gegner zum Angriffe los, und dieser hinwieder läßt, mit einem Schrei der Verzweiflung und des gerechten Ingrimms, den Fisch, welchen er umklammert hielt, niederfallen. Jetzt hält der Adler, um sich in's Gleichgewicht zu setzen, einen Augenblick inne, senkt sich wie im Wirbelwind hinab und ergreift den Fisch mit seinen Klauen, ehe er die Wasserfläche erreicht hat; den übel erworbenen Raub trägt er dann dem Wald zu.

Dieser Angriffs- und Vertheidigungs-Krieg zwischen dem Adler und dem Moosweih, ist ein Gegenstand täglicher und oft sehr anziehender Betrachtung für die Bewohner der Seeküste von Georgien bis nach Neu-England.

Leichenbegängniß in Ostindien.

Unter denjenigen Völkern, welche in Ostindien noch ganz in der Wildheit leben, zeichnen sich vorzüglich die Bedas durch ihre besondere Lebensart und Sitten aus. Größtentheils halten sie sich in den dicken Wäldern und an solchen Orten auf, wo ihre Feinde die Malayen, nicht hinkommen. Die Religion der Bedas ist die älteste jener Völker und mit vielen Feierlichkeiten und Gebräuchen verbunden, die bei andern Stämmen längst vergessen sind.

Ganz besonders eigenthümlich sind die Ceremonien bei dem Begraben der Todten. Wenn nämlich ein Bedas aus Altersschwäche oder sonst eines natürlichen Todes stirbt, kommt die ganze Familie desselben zusammen, um den Leichnam noch einmal recht lange zu sehen; drei oder vier der nächsten Anverwandten desselben gehen sodann aus, einen dicken Baum abzuhauen, welcher auf der Stelle gespaltet, ausgehöhlt und daraus der Sarg verfertigt wird.

Da diese Arbeit aber gewöhnlich einige Tage dauert, so nimmt sich jeder der Arbeiter ein junges Schwein, einen Hund oder eine Ziege aus dem Nachlaß des Verstorbenen mit, theils um davon zu leben, theils um den Sarg sowohl inwendig wie auswendig mit Blut anzustreichen. Sobald das Werk vollendet ist, wird jede Hälfte des Baumstammes auf einem besonderen Wege nach der Hütte des Verstorbenen gebracht und dieser, mit einem Stück Matten oder dergleichen umwickelt, hinein gelegt; hierauf bindet man die Kiste fest zu und beschmiert alle Ritzen mit Harz.

Jetzt beginnen die Gastmähler, sie dauern neun Tage, während welcher der Baumstamm mit der Leiche aufrecht gestellt, noch unbegraben bleibt; jeder der Verwandten bringt sich zu jenen entweder einen Büffel, eine Kuh oder sonst ein Thier mit, wovon er so lange zu zehren denkt. Am neunten Tage wird ein Trauergesang angestimmt, während desselben die Kiste geöffnet und der Todte seiner Haare und Zähne beraubt wird, welche in der Familie als Andenken vertheilt werden; dann verschließt man die Kiste wie vorher und tanzt unter Musik und Gesang um dieselbe herum.

Ist dies vorbei, so trägt man die Leiche wieder in die Hütte und den folgenden Tag mit Sonnenaufgang wird der Todte endlich mit vielen Feierlichkeiten und unter einem großen Gefolge zu Grabe getragen. Nachdem das Grab zugeworfen ist, werden all Knochen der während der zehn Tage geschlachteten Thiere auf dasselbe gepackt, dann noch eine gute Mahlzeit gehalten und die ganze Feierlichkeit ist zu Ende.

Hatte sich der Verstorbene hingegen selbst das Leben genommen, so kommt nicht allein die ganze Familie zusammen, sondern es werden auch seine Freunde und Bekannte zu der Feierlichkeit eingeladen, an jedem der zehn Tage hält ein Priester eine Rede, worin der Muth, den der Todte hatte, gepriesen wird; in der Nacht zündet man ihm zu Ehren neben dem Sarge ein Stück Kampher an, und er behält Zähne und Haare, weil man seinen Leichnam für heilig hält.

Dergleichen Selbstmorde sind bei den Bedas aber nur selten, weil sich zu wenig Ursachen dazu finden und ohne Ursachen sich dort Niemand das Leben nimmt.

Bei uns, wo es gar keinen Grund giebt, um dessenwillen Jemand ausscheiden sollte, ist es daher ganz recht, wenn die Leiche eines sich Entleibten verabscheut und ihr nicht ein Platz bei andern gestattet wird. Dank sey es unserer Aufklärung, die uns in der Wahrheit und Richtigkeit der Meinungen so hoch über jene Völker erhebt.

Ueber das Verfahren, Fleisch durch Kohlenpulver frisch zu erhalten.

(Journ. of Science, etc. IV. 367.)

Die Eigenschaft der Kohlen, eine noch nicht weit vorgerückte Fäulniß thierischer Substanzen zu hemmen, ist längst bekannt. Auch sind Versuche, das rohe Fleisch lange Zeit frisch zu erhalten, damit gemacht worden; sie hatten aber den gewünschten Erfolg nicht. Ich wiederholte sie, um mich von dem Grad der Wirksamkeit der Kohlen zu überzeugen, und suchte dabei die gewöhnlichen Ursachen der Fäulniß, die Feuchtigkeit nämlich, die Wärme und den Zutritt der atmosphärischen Luft, bestmöglich zu beseitigen.

Ich nahm Büchsen von Eisenblech und faßte damit den Rauch von Kohlen auf, um die gemeine Luft daraus zu entleeren und kohlensaures Gas an ihre Stelle zu bringen; hierauf füllte ich sie mit rohen Fleischschnitten, die zwischen Schichten von Kohlenpulver gelegt wurden; der Deckel der Büchsen ward verkittet und dieselben mit einer Blase umschlossen. So wurden sie in einen Speisekeller gebracht, wo sie vom Anfang Aprils bis zum Christmonat blieben.

Nach Verfluß dieser Zeit wurden die Büchsen geöffnet und das Fleisch war gesund, fest und von gutem Ansehen, zwei kleine Stücke ausgenommen, welche weich geworden waren. Bei allen übrigen, es waren drei verschiedene Fleischarten, zeigten sich der fette sowohl als der magere Theil gleich gut, und nachdem das Kohlenpulver durch Waschen weggenommen war, sah das rohe Fleisch vollkommen so aus, als käme es eben erst von der Fleischbank. Einige Stücke davon wurden gekocht und ganz wohlschmeckend gefunden. Andere vom Kohlenpulver gereinigte Stücke gingen nach sechs Tagen erst in Fäulniß über.

Das Kohlenpulver hatte einen dem getrockneten Fleisch ähnlichen, aber nicht unangenehmen, Geruch angenommen. Das Fleisch selbst aber war völlig geruchlos.

Historische Anekdoten und Karaktere.

(Aus der neuen Ausgabe der Memoiren des Herzogs von St. Simon.)

(Ein schriftlicher Nachlaß dieser Art hat etwas ergreifend Ernstes. Er ist ein Ehrengericht aus dem Grabe heraus, gegen vertheidigungslose Todte. Er ist gewissermaßen das, was der Herr dem Reichen in der Hölle versag-

te, weil sie Mosen hatten und die Propheten. Und jede Zeit hat solcherlei Nachlaß überkommen, jede Zeit wird ihn erhalten; allein so verblendet ist die lebende Welt, daß am Hofe Tibers und am Hofe des vierzehnten Ludwigs sich vielleicht Keiner dachte, daß Tacitus Annalen und St. Simons Memoiren für die Nachwelt vorhanden wären.)

Herzog von Maine.

Der Herzog von Maine hatte Verstand, ich will nicht sagen: wie ein Engel; allein wie ein Teufel, dem er völlig ähnlich war an Bösartigkeit, Tücke, Verderbniß der Seele, an Schadenfreude gegen Jedermann, an Undienstfertigkeit, an tiefer Hinterhaltigkeit, an ungemessnem Hochmuth, an unerhörter Falschheit, an vollendeter Verschlagenheit, an unermüdeter Hinterlist, und eben so an Annehmlichkeit, an Talent der Gesellschaftlichkeit, an Mitteln zu gefallen, wenn solches sein Zweck war. Er war ein vollkommner Feigling Leibs und der Seele, und war es so durch und durch, daß es ihn gefährlich machte, und ganz dazu eignete, wenn es nur verdeckt geschehen konnte, auch das Abscheulichste zu begehen, sobald er glaubte, dadurch einer drohenden Gefahr vorzubeugen. Zu demselben Zweck entschloß er sich aber auch zu der äußersten Kriecherei und Niederträchtigkeit, bei welcher er eben so wenig ein Verbrechen zu begehen scheute. Dabei war er noch außerdem von einem Weibe angespornt, die ihm ganz ähnlich, und deren Verstand noch obendrein durch Romanenlesen und Theaterliebe völlig verkehrt worden war. Die Herzoginn war muthig bis zur Tollkühnheit; unternehmend, kühn, aufgebracht gegen die Vorsicht ihres Gemals, die sie nur „Elendigkeit und Schwäche" zu nennen pflegte, der vor ihr sich winden und kriechen mußte, den sie wie einen Sclaven behandelte, den sie zum Bettler machte, ohne daß er den Mund öffnen durfte, der wie mit Stockschlägen getrieben die Plane ihres Ehrgeizes mit ausspinnen mußte.

Geheimschreiber.

Unter den letzten Königen von Frankreich bestand ein vertrautes Amt, das der Geist der Zeit nun unstatthaft gemacht hat, welches einer der königl. Geheimschreiber besaß. Es hieß „die Feder." Die Feder des Königs haben, sagt St. Simon, heißt: öffentlicher Aktenverfälscher seyn, und von Amtswegen thun, wofür Andre gehangen werden. Dieses Amt bestand darin, die Hand des Königs so vollkommen nach zu machen, daß sie gar nicht von dieser Nachahmung zu unterscheiden war, und vermöge dieser Geschicklichkeit eine Menge Briefe und andere Dinge zu schreiben, die dem Könige zu viel Mühe machten, und die er doch eigenhändig geschrieben haben wollte; denn er schrieb einer Menge Fürsten, und vornehmen Fremden, auch seinen Unterthanen, Generalen und andern angesehenen Leuten, entweder in geheimen Angelegenheiten, oder um sie auszuzeichnen. St. Simon kannte einen Mann Namens Rose in diesem Amte. Es war nicht möglich, einen Monarchen mit mehr Würde, Anstand, Zierlichkeit schreiben zu lassen, als Rose es that. Doch unterzeichnete der König diese Dinge alle eigenhändig. Eine Menge Geschäfte von der größten Wichtigkeit gingen durch Rose's Hand. Er war fein, geschickt, arglistig, gefährlich; man erzählt sich eine Menge Geschichten von ihm, und St. Simon beschreibt, wie die Hofleute ihm schmeichelten und selbst der große Conde nicht vermeiden mochte, sich vor ihm zu bücken.

(Der Schluß folgt.)

Aus der griechischen Anthologie.

Hingelagert am Fuß von einem alten Gemäuer
Schlief ein Mörder, und träumt': Ein ihm erschienener Gott
Auf ihm zu: Steh' auf! such' eine andere Stelle
Dir zum Schlafen! Geschwind! — Hiervon erwacht' er, und kaum
War er drei Schritte hinweg, so stürzte die Mauer herunter.
Seiner Erhaltung Dank bracht' er in Opfern nur dar,
Denn er bildet sich ein, das Wesen, das ihn im Traume
So wohlthätig gewarnt, habe Gefallen am Mord;
Aber der nämliche Gott erschien in der folgenden Nacht ihm.
„Denkst Du, — sprach er — daß ich sorge für Buben, wie Du?
Ließ ich Dich jetzt nicht sterben, und hab' ich vielmehr Dich gerettet,
Nun, so wisse, gespart bist Du zum Sterben am Kreuz."

Es verfehlte Napoleon zwar die Höllenmaschine,
Doch auf St. Helena büßt länger und schwerer er jetzt.

Neue Sprichwörter.

(Schluß.)

Gott tadelt zwar den Menschen, aber spottet seiner nicht.

Stetes Verlangen bleichet die Wangen.

Blitze schlagen ein, aber erwärmen nicht.

Habe den Doktor zum Freund, den Apotheker zum Vetter, — Du mußt doch sterben.

So lange wir leben, — so lange wir streben!

Willst Du tanzen und genießen: so mußt Du auch pflanzen und begießen.

Ein zu rasches Pferd kommt oft krank zu Hause.

Liederlich macht — widerlich.

Vom Träumen kommt — Versäumen.

Wer spielt — verspielt.

Die Hoffnung sättiget nicht.

Vermischte Nachrichten.

— Paul Matthias Szabo in Wien hat eine neue, sehr vortheilhafte Feuerspritze erfunden, und dafür auf acht Jahre ein Privilegium erhalten. Diese neuerfundene Feuerspritze besteht aus einem Kolben, macht doppelte Wirkung und giebt einen unausgesetzten Wasserstrahl; sie geht nicht nur viel leichter und fast noch einmal so hoch, wie die gewöhnlichen, sondern sie giebt auch in dem nämlichen Zeitraume doppelt so viel Wasser, als diejenigen mit zwei Stiefeln, welche nach der gewöhnlichen Bauart gemacht sind, zu geben pflegen u. s. w.

— Hr. Dr. Ippofen, von dem Könige von Sachsen nach den Cretinenthälern geschickt, hat durch seine Untersuchungen zur hohen Gewißheit gebracht, daß die Cretinen (Menschen mit Kröpfen und Mangel an Verstand) ihren Zustand nur der Nichtentwikkelung ihres Körpers und der Ohnmacht ihrer Kräfte verdanken. Der Cretin entwickelt sich deshalb nicht, weil es ihm an Lebenskraft gebricht, und diese mangelt ihm, weil es 1) der Atmosphäre, in welcher er lebt, an elektrischer Materie fehlt, und 2) dem Wasser an Kohlensäure. Arm an elektrischer Luft ist die Luft in tiefen Thälern oder in sumpfigen, mit Waldungen umgebenen Gegenden, oder da, wo sie mit

mineralischen Dämpfen geschwängert ist. Wasser, die über Granit, Mergel u. s. w. fließen, ermangeln der kohlensauren Luft, oder auch die, welche gefroren waren oder durch Feuer erwärmt worden sind.

— Der Bericht über die von der Regierung veranstaltete Untersuchung der Erzgebirge in Lappland erwähnt, unter andern wenig bekannten Nachrichten von diesem Polarlande, auch eines Wasserfalls im Luleäflusse, der vermuthlich der größte in Europa ist, indem er $\frac{1}{8}$ Meile weit und in der größten Höhe 400 Fuß senkrecht herab stürzt; der Fall heißt in der Landessprache Niaumelsaskas oder der Hasensprung, weil man über die Wolke von Wassertropfen, welche an der heftigsten Stelle im Winter zu einem Gewölbe zusammen friert, Hasen hat hinüber setzen sehen. Das Produktionsvermögen des Bodens ist in diesen Gegenden so groß, daß man in Juckasjärfwi zuweilen das 90. Korn, und gewöhnlich das 20. erhält; auch Kartoffeln gedeihen daselbst gut, doch wird wegen dem kurzen Sommer der Feldbau nie eine Hauptnahrung dort werden können; indessen werden die Nomaden-Lappen immer von Kolonisten verdrängt.

— In dem Garten des Kutschenfabrikant Schäfer in Lahr soll sich ein Weinstock befinden, der 1320 Trauben trägt, wovon keine unter neun Zoll, die größte aber sechzehn Zoll lang und eben so viele breit ist.

— In „Rogge's Vortheilen für Haus- und Landwirthschaften ꝛc.," wird Folgendes gemeldet: Es sind in keiner Gegend die Steinleiden häufiger, als in den Weinländern am Rhein. Man trägt sie als ein vorüber gehendes Uebel, indem man aus Erfahrung weiß, daß sie durch Aepfelwein (Cyder) bekämpft werden können. Sobald sich die Steinschmerzen zeigen, wird ein Faß dieses Aepfelweins eingelegt. Der Leidende nimmt nun kein anderes Getränk zu sich, als aus diesem Faß. Er trinkt täglich wenigstens viermal davon. Bevor ein halber Eimer geleert ist, fängt der Stein schon an abzugehen. Man versicherte mich, daß der Verbrauch zweier Eimer hinreiche, um alte und große Steine auszutreiben. — Je süßer die Aepfelsorte ist, von welcher der Wein gezogen worden, um so schneller hilft er. Um während der Kur die Schmerzen zu lindern, bedient man sich des Trahklov'schen Balsams, als eines sicher helfenden Mittels zur Verminderung der Steinschmerzen."

— In England verfertigt man jetzt Pianoforte mit Resonanzböden von Ochsenhäuten, die wie Pergament zubereitet werden. Sie sollen einen sehr reinen Ton geben und besonders geschickt seyn, ein Akkompagnement mit Pauken anzubringen.

— Die schlechteste Kirche in der ganzen Christenheit ist unstreitig in Silkerode auf dem Eichsfelde, unweit Duderstadt. Sie besteht aus einer alten Scheune, wo jeder Balken und Sparre den Einsturz drohet. Anstatt der Fenster hat sie Lucken. Tag und Nacht ist sie offen und das Vieh geht aus und ein.

---

* Räthsel.

Mein Erstes ist bald klein, bald groß in jeder Stadt,
Doch ist es unbequem, wenns nicht mein zweites hat.
Mein letztes Sylbenpaar, verbunden mit den andern,
Hast Du's vergessen, so mußt Du oft weiter wandern;
Doch hast Du in der Hand das kleine Instrument,
So weißt Du auch gewiß, wie sich das Ganze nennt.

Z.

N: 79.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag, den 1. October 1818.

Der Mörder Hussey in Greenwich.

(Fortsetzung.)

Den ganzen Sonntag brachte der Gefangene wiederum mit heiligen Handlungen und frommen Gebeten hin, er zeigte deutlich eine ekstatische Entzückung der höchsten Andacht und Hoffnung. Sein Gemüth, sagte er mehrmals, sey voll Hoffnung, voll Seelenfrieden und Freude im Glauben. Er schöpfte Trost aus dem Bewußtseyn, daß die Last des Blutes nicht auf seiner Seele laste, wie schuldbewußt sie auch vor den reinen Augen Gottes erscheinen möge. Und dies betheuerte er nicht mit Beklommenheit oder Stottern, sondern mit einem zutraulichen Lächeln. Man behauptete allgemein, er sey der römisch katholischen Kirche zugethan, aber man hatte keinen Grund für diese Sage. Hr. Argles, der Caplan des Gefängnisses, war seit der Verurtheilung immer bei ihm, Hr. Rudge kam auf sein dringendes Begehren am Sonnabend zu ihm. Seit seinem Verhafte las er schon immer die geschätztesten religiösen Schriften, womit ihn Hr. Rudge gern versah, und woraus er Belehrung und Trost einsog. Die zwei letzten Nächte soll er noch einen gesunden Schlaf gehabt haben und mit der gewöhnlichen Gefangenkost gestärkt seyn. Seine Gemüthsruhe und sein hoher Sinn für Religion waren so ungewöhnlich, daß sie die Verwunderung und das Erstaunen der Gefangenwärter erregten. Wenn man in den ernsteren Augenblicken ihm das Geständniß abzulocken suchte, antwortete er immer: „ich habe den Mord nicht begangen, so wahr helfe mir Gott! In Worten und Werken bin ich unschuldig erfunden.“ Dennoch gestand er, daß er für mancherlei Missethaten den Tod verdiene. verdiene! aber dem Himmel danke, daß er nichts mit diesem Morde zu thun habe.

Am Sonntag Abend um 9 Uhr nahmen die Geistlichen Abschied von ihm. Er bat, daß man ihm den andern Morgen um 8 Uhr das heilige Sacrament reichen möge. Es wurde ihm zugestanden. Nun setzte er sich hin und schrieb noch folgende Briefe an die Seinigen.

Am Sonntag den 2. August um 12 Uhr in der Mitternacht.

Meine geliebten theuern Schwestern und Brüder! Ich kann nicht umhin, euch noch einmal zu schreiben, und euch alle innigst zu bitten, euch nicht um mich zu grämen, denn ich gehe ja einem besseren Orte entgegen. Ich baue auf den Allmächtigen. Ich kann euch nicht sagen, wie gefaßt und glücklich ich mich fühle in diesen meinen letzten Augenblicken. Ich habe nur noch kurze Zeit zu leben. Einen gar herrlichen Menschen habe ich bei mir gehabt, Hr. Rudge, der mir allen möglichen Trost zugesprochen hat. Morgen früh werde ich mit ihm das heil. Abendmahl einnehmen. Der Herr wird ihn segnen für alles, was er an mir gethan. Ich werde ihm ein paar kleine Bücher übergeben, die sollen für meine liebe Schwester Godwin seyn, wenn sie sie als ein Andenken von mir annehmen will. Denn das ist das Einzige, was ich habe, mit meinem herzlichsten Segen für sie. — Mein lieber Bruder Thomas! Ich danke dir von ganzer Seele für alle Mühe, die du um meinetwillen gehabt hast. Der liebe Gott wird es euch zehnfach vergelten. Ich habe nun ganz auf die Welt verzichtet. Herr, Herr, dein Wille geschehe! Ich werde glücklich seyn, ich werde zur Ruhe gehen. Bruder, ich kann nicht unterlassen, dir zu sagen, daß es noch Dinge gab, die bei meinem Verhör nicht vorgebracht sind und die mich vielleicht noch hätten retten können — aber nun ist ja alles vorbei; und so will ich nichts mehr darüber sagen. Du kannst die Papiere von Hrn. Price holen; es könnte vielleicht noch Einiges darin stehen, was euch zu wissen lieb wäre, wenn noch jemand verhört werden sollte — das stört noch den Frieden meiner Seele. Ich muß schließen, und wünsche euch allen die Gnade Gottes, und euren Seelen seinen Trost. Lebt wohl! lebt wohl! Ich bleibe Euer beklagenswerther aber doch glücklicher Bruder.

Charles Hussey.

An meine Frau.

Meine theure unglückliche Jane! — Ich schreibe dir mein letztes Lebewohl; aber ich hoffe fest, du wirst auf den Allmächtigen dein Vertrauen setzen, und er wird dein Tröster seyn. Verzehre dich nicht in Schmerzen um meinetwillen, denn ich werde ja bald glücklich seyn. Ich hoffe, liebe Jane, du wirst unsern lieben kleinen Knaben in der Furcht und Liebe zu Gott auferziehen, und Er wird sein Vater seyn. Wie schwer wird es mir zu schreiben; darum kann ich dir nur noch wenig sagen. Leb wohl, meine beste Jane, Gott segne euch beide, für jetzt und für ewig. — Ich vergebe jeglichem von ganzen Herzen — — Ich kann nicht mehr — —

Am Montag Morgen gegen 8 Uhr gingen die beiden Geistlichen wieder zu ihm. Ehe sie ihm das Abendmahl reichten, beteten sie zusammen inbrünstig und Hr. Rudge redete ihn nun also an: — Und nun denn, Hussey, ehe Ihr mit unserem Heiland communicirt, frage ich Euch als einen Sterbenden: habt Ihr diesen schrecklichen Mord begangen oder nicht? oder wenn Ihr ihn nicht begangen habt, wißt Ihr, wer ihn begangen? — Seine Antwort war: So wahr als Gott mein Richter ist und ihr meine Zeugen, diese Hände sind nicht mit dem Blute der beiden Ermordeten befleckt. Ich habe Verdacht — aber — balde — still, still!

Die beiden Priester blieben nun noch bis gegen 11 Uhr bei ihm. Dann gingen sie weg, um den Scheriff in seinem Wagen bis nach dem Richtplatz zu begleiten. Dreiviertel auf elf

sollte der traurige Wagen vor die Gefängnißthür, um den Delinquenten abzuholen. Mehrere Konstables und Landgeschworene folgten dem Wagen zu Pferde, an beiden Seiten ritt ein Hellebardenträger des Scheriffs. Eine zahllose Volksmenge hatte sich in King-Street versammelt, doch herrschte die größte Ordnung. Nun fing die Gefängnißglocke an zu läuten und dem unglücklichen Inquisiten wurde geboten, sich bereit zu halten. Es hatte eben eilf Uhr geschlagen. Das Klirren der Ketten war der einzige Laut, den man hörte. Man schleppte den Inculpaten aus seinem Kerker. Der Kerkermeister setzte sich zu Pferde, einen schwarzen Stab in seiner Hand, er ritt mit den Gerichtsbeamten und Polizeidragonern hinter dem Wagen her. Aller Augen waren auf den bebenden Sünder geheftet. Er selbst schien nichts um sich her zu bemerken. Sein Anzug war fast eben so wie bei dem Verhör: ein langer schwarzer Rock und eine schwarze Weste mit grauen Beinkleidern. Aber seine Züge waren so verändert, daß man ihn kaum für eine und dieselbe Person hätte halten sollen, und anstatt ihn sich gefaßt zu denken, schien er vielmehr wie von einer plötzlichen körperlichen oder Geisteskrankheit durchgeschüttelt zu seyn. Er schritt wankend und bleich hervor, kaum konnte er seine Ketten tragen. Die ausgetrocknete hagere Gestalt schien eine Beute jahrelanger Leiden zu seyn, anstatt die Angst dreier Tage ausgestanden zu haben. Seine eingefallnen Augen sahen wie Glas aus, seine Lippen eingeschrumpft und ohne Röthe, sein Körper eher wie vom Galgen kommend, als zum Galgen gehend. Wahrscheinlich würden noch einige Tage im Kerker seine Leiden geendigt haben ohne den Beistand des Henkers. Seine Arme waren fest geschnürt. Sein Nacken und Hals völlig nackend. Der Strick, womit er gehenkt werden sollte, war ihm um den Leib geschlungen!

Mit Mühe bestieg er den Wagen. Der Henkersknecht setzte sich dicht neben ihn, die beiden Schließer vom Schuldthurm und dem Kriminalgefängniß ihm gegenüber mit geladenen Doppelbüchsen. In seinen Händen hielt er ein aufgeschlagenes Buch, betitelt: The visitation for the prisoners. (Der Besuch im Gefängniß) Er starrte es an, zuweilen machte er die Augen zu, als wenn er über das Gelesene nachdächte. Aber gewiß wollte er damit nur dem irrenden Blick auf die Menge ausweichen, denn er blickte weder rechts noch links. So setzte sich der Zug allmälig in Bewegung. Die Kräfte verließen den Unglücklichen, den Sünder mit bebender Lippe, er verfiel in einen tauben Krampf, er war nicht mehr Hussey, ja man kann sagen, er starb schon vor dem Tode. Eine unbeschreibliche Angst übermannte ihn, dann und wann schlug er noch einmal die Augen auf — murmelte einige Worte vor sich hin. Man hatte nur noch ¾ Stunde bis zum Hochgericht. Plötzlich erscholl eine Stimme aus der Volksmenge, welche 2 oder 3 mal ganz deutlich seinen Namen „Charles" rief. Es war ein Freund von ihm, der ihm noch Lebewohl sagen wollte. Aber Hussey rührte sich nicht; seine Lippen dorrten. Man bot ihm einen Apfel, er schlug ihn aus. Endlich langte die feierliche Procession um ¼ auf 12 auf dem Platz an. Eine Menge Menschen standen um den Galgen herum und auf der weiten Haide. Die beiden Prediger, die schon in dem Wagen des Unterscheriffs, Hrn. Delmar, angekommen waren, bestiegen nun Husseys Wagen und lasen ihm Gebete vor. Auf jedes derselben antwortete er knieend und seufzend: Amen! Der Pred. Argles fragte ihn nun zum letztenmal: weißt du, wer die That gethan?

*

worauf er heftig erwiederte: ich weiß es, ich weiß es. Nach abermaligem Gebet stand er auf, die Prediger stiegen vom Wagen herab, er rief ihnen nach: Gott segne euch! — Nun bestieg er das Schaffot. Als der Galgenstrick zurecht gemacht war und die Leiter eben weggezogen werden sollte und der Klotz niederfallen, schickte der Todescandidat noch einmal zu dem Prediger Rudge, der unterdessen im Scheriffswagen gesessen hatte. Hussey redete ihn an: „betrachtet mich als den einzigen Schuldigen und als den, der allein das verdient hat, was ich nun erdulden soll." Der Prediger antwortete: „ich hoffe, daß Ihr Trost und Erleichterung habt und daß Ihr Euch leicht fühlt in dem letzten Augenblicke." — Ja, ich fühle mich leicht, erwiederte er und schüttelte dem hochwürdigen Priester die Hände, welcher, auf sein Bitten, ihm selbst die Kappe über's Gesicht zog und dann sich abwendend sich die Augen zuhielt, worauf der arme Sünder sogleich ohne Gegensträuben pünktlich mit dem Glockenschlag zwölfe in die Ewigkeit hinaufgerissen wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Das Küssen und sein Ursprung.

Auf die häufig aufgeworfene Frage: wer das Küssen erfunden habe? stellen uns ein Paar alte zuverläßige Geschichtschreiber folgende zwei Muthmaßungen auf:

In Rom hatte ein Gesetz den Frauenzimmern den Wein verboten. Damit man nun erführe, ob sie es auch hielten, machte dasselbe den Männern zur Pflicht, ihren Weibern, den nächsten Anverwandten, ihren Anverwandtinnen, jung und alt, den Mund zu bieten und so zu erforschen, ob ihnen der Athem nach Wein rieche.

Welche von den Schönen nun sich der Reinheit bewußt war, welche sich den Mannspersonen gesetzliebend zeigen und sich bei ihnen beliebt machen wollte, die pflegte fleißig ihr Mündchen hinzuhalten. Nach und nach mochte dieß auf beiden Seiten interessanter werden, der Zweck des Gesetzes fiel weg, und so sey jener Reiz nur allein — und noch bis heute — übrig geblieben.

Nach der andern Meinung soll der Ursprung dieser seyn: nach der Zerstörung der Stadt Troja irrten die übriggebliebenen Trojaner und Trojanerinnen ohne Obdach umher. Man sammelte sich wieder und es wurde beschlossen zu Schiffe zu gehen und ein anderes Land und andere Wohnungen zu suchen. Man kam nach Italien, segelte in die Tiber und landete hier. Während die Männer in das Land hineingingen, um für ihre Colonie einen Platz zu suchen, hielten die Weiber, die der Wasserreise überdrüßig, ihren Männern das Weitersegeln vereiteln wollten, einen Rath: was zu dem Ende anzufangen sey. Man wurde einig, die Schiffe zu verbrennen und noch ehe die Männer einige Stunden weit entfernt waren, standen alle in vollen Flammen. Bestürzt eilten die Trojaner zur Hülfe zurück. Die Weiber, der Männer zornigem Ausbruche vorzubeugen, endschlossen sich einmüthig, ihnen mit offenen Armen entgegen zu laufen, sie zu umfangen und mit ihrem Munde jenen der Männer zu verschließen. Dieser ungewöhnliche, aber nicht unangenehme Empfang und die Freundlichkeit ihrer Weiber vermochte die Männer dazubleiben, das Land einzunehmen und eine Stadt zu bauen, die nachher unter dem Namen des berühmten Roms bekannt geworden ist.

Zum Andenken an die Freundlichkeit der trojanischen Weiber habe sich, sagt der Schrift-

steller, in Rom der Gebrauch des Küssens erhalten und wahrscheinlich ist er mit den übrigen römischen Sitten auch zu uns gekommen.

Ich überlasse es meinen Lesern, welche von beiden Meinungen sie als die wahrscheinlichste annehmen wollen und will nur darauf aufmerksam machen, daß nach Beiden das Küssen doch zuerst durch das schöne Geschlecht in seiner jetzigen Bedeutung eingeführt worden zu seyn scheint, ob es gleich jetzt unter dem Vorwande der Unanständigkeit — aber wohl nur nach den umgekehrten Regeln der Galanterie — die Erfindung gern von sich ablehnen möchte. Am meisten scheint es den Ursprung nach der zweiten Erzählung ableugnen zu wollen.

Heirathsbewerbung an den Ufern des Adour.

(In dem Landstrich les Landes oder Lannes genannt.)

Wenn unter den Landleuten ein junger Bursche um ein Mädchen freien will, begibt er sich mit zweien seiner Freunde, deren jeder einen Krug mit Wein trägt, mitten in der Nacht an das Vaterhaus des beabsichtigten Mädchens, klopft an und fordert Zutritt, der ihm niemals verweigert wird. Die ganze Familie steht auf und versammelt sich um einen Tisch, wo Speckpfannküchelchen aufgetragen werden, dort zu Lande cruchades genannt, die zwei mitgebrachten Krüge werden unter Erzählung von Gespenster-, Meerfeyen- und Hexen-Geschichten ausgeleert, der Absicht des Besuchs aber gar nicht erwähnt. Bei Tages-Anbruch, denn bis dahin zu dauern, muß es berechnet seyn, steht das junge Mädchen auf, um den Nachtisch zu holen, und dieser entscheidet unwiderruflich das Schicksal des Bewerbers. Findet sich unter den aufgetragenen Früchten ein Teller mit Nüssen, so ist der Liebhaber ausgeschlagen und die Thür der Schönen ihm auf immer verschlossen. „Das ist ein Nußfreier," heißt es von Einem, der ein solches Fehlschlagen erfuhr.

So scheint diese sehr empfindliche Weigerung unter vielen Volksstämmen durch ein darstellendes Symbol weniger empfindlich gemacht worden zu seyn. Unser deutsches „Korb geben" ist bekannt. Gelehrte Forscher haben einen Gebrauch unsrer frühern Voreltern vorausgesetzt, dem zu Folge man einen Korb hinter die Thür des Hauses gesetzt hätte, wo man einen unwillkommenen Freier erwartete. In einigen Theilen Niedersachsens, z. B. Dithmarsen, soll man in gleichem Falle sagen: er hat eine Schaufel bekommen; (?) in Liefland setzt man dem unglücklichen Freier als symbolischen Ausspruch seines Schicksals ein Fleischgericht in einer Brühe von Blut und Essig vor. Warum diese Gegenstände diese bestimmte Bedeutung haben, wäre nun das Ziel des Forschers. Bei dem Liefländer sollten sie einer sehr tragischen, so wie bei dem frohen Gascogner einer sehr heitern Deutung fähig seyn. Der deutsche Korb allein bietet uns das Bild des Aufbewahrens und Tragens dar, und steht wohl zu fürchten, das Gascogner Symbol möchte das allgemein passende unsers Zeitalters seyn.

---

* Pope's Versuch über den Menschen.

Verdeutscht von Noeldeke.

Erste Epistel.

Wach' auf, mein Freund Sanct John, laß allen Tand, 1 — 5

Den Ehrsucht sich, den Königs-Stolz erfand;
Laß, da vom Leben mehr nicht zu erwerben,
Als grad' uns umzusehn und dann zu sterben,
Uns frey durchwandern diese Lebensbahn,

Ein großes Labyrinth, nicht ohne Plan,
Ein Land, wo neben Unkraut Blumen blinken!
Ein Garten, wo verbot'ne Früchte winken.
Vereint durchschweifen wir dieß weite Feld,
Zu prüfen da, was Flur, was Wald enthält;
Die Schlangen-Pfade und die Wolken-Höhen
Des Adlers oder Blindwurms zu erspähen;
Zu schaun die Pfade der Natur, im Flug
Die Thorheit treffend, und der Sitten Zug
Im Leben, so wie sie entstehn, erhaschend,
Mit Lachen, wo wir müssen, überraschend,
Da, wo wir können, wahr in Wort und That,
Rechtfertigend vor Menschen Gottes Pfad.

Sag' an, was kann Vernunft von Gott dort oben,
Vom Menschen hier, mehr, als sie weiß, erproben?
Was sieht von diesem mehr, als seinen Stand,
Hienieden sie, dorther- dorthin gewandt?
Wenn Gott auch Welten ohne Zahl verkünden,
Ists Pflicht, in unsrer nur ihn zu ergründen.
Der dringe durch die Unermeßlichkeit,
Seh' Welt an Welt zu einem All gereiht,
Schau, wie ein Ganzes sich an Ganzes füget,
Welch' andrer Stern um andre Sonnen flieget,
Wie Jedem anders tönt des Daseyns Ruf, —
Der sagen will, warum Gott so uns schuf.
Hat aber dieses Weltbau's Pfeiler, Bogen,
Haltfeste, zarte Fugen, angezogen
In richtigen Abstufungen dein Blick
Durchspähet? oder faßt das All ein Stück?
Hängt jene Kette, die des Welt-Alls Mächte
Aufhält, an Gottes oder deiner Rechte?

Vermeß'ner Mensch, weißt du, warum wir sind
So schwach, so klein geschaffen, und so blind?
Erst, kannst Du's, lehr', warum wir Menschenkinder
Nicht schwächer, kleiner wurden und nicht blinder?
Frag' deine Mutter — Erde — wie am Rain
Die Gräser überwölbt der Eiche Hain?
Frag', wie um Zeus in jenen Luft-Gefilden
Sich kleiner als er selbst Trabanten bilden?

Wenn zweifellos mußt' ew'ger Weisheit Wahl
Die möglichbeste aus der Welten Zahl,
Wo voll war oder unzusammenhängend
Das Ganze, abgestuft, was steigt, aufdrängend, —
Erschaffen: — dann ist klar im Geister — Reihn,
Daß auch ein Menschen — Rang da mußte seyn;
Und trotz dem Sträuben, ist der Fragen Quelle:
Ob Gott ihn aufgestellt an rechter Stelle?
Was Unrecht heißet in des Letztern Fall,
Mag — muß Recht seyn mit Blick aufs All.

Im Menschenwerk, was auch für Kunst er übe,
Trifft kaum ein Ziel ein hundertfach Getriebe;
In Gottes reicht ein einziges zum Ziel,
Und hegt für andern Zweck der Gunst noch viel.
So wirkt der Mensch, trotz seiner Herrscher — Weise,
Als Unterthan vielleicht für fremde Kreise,
Berührt ein Rad hier, streift dort ein Gebiet;
Ein Theil nur, nicht das All sein Auge sieht.
Wann erst das stolze Roß weiß, wie ihm zügelt
Den Flammen — Muth der Mensch, wie ihn bestügelt;
Der träge Stier, wie jetzt den Opfer-Tod
Er stirbt, bald Pflugthier, bald Aegyptens Gott:
Dann wird des Menschen Stolz und Blödsinn fassen,
Warum er mußte handeln, lieben, hassen,
Warum im Dulden, Thun gespornt, bedroht,
Ein Sclave bald, bald wiederum ein Gott.

Darum sprich nicht: den Menschen unvollkommen
Schuf Gott; — sprich eh: für seinen Zweck vollkommen;
Ihn, dessen Stand zu seinem Wissen paßt,
Deß Zeit ein Nu, deß Raum ein Punkt umfaßt.
Wird ihm Vollkommenheit in einer Sphäre,
Wer fragt, wann sie sich ihm, und wo gewähre?
Wer heute glücklich ist, ist's völlig so,
Als wer vor tausend Jahren schon war froh.

Das Buch des Schicksals birgt Gott allen Wesen,
Das Blatt der Gegenwart kann jedes lesen.
Des Engels Wissen faßt kein Mensch, — kein Thier
Des Menschen; — wer trüg' sonst sein Daseyn hier?
Das Lamm, das Deine Hand weiht blut'gen Schmerzen,
Liehst Du Vernunft ihm, würd' es hüpfen, scherzen?
Noch freut's zufrieden sich im Blumen-Thal,
Und leckt die Hand am schon gezückten Stahl.
O Blindheit für die Zukunft! Himmels-Wille,
Daß Jeder seines Daseyns Kreis erfülle!
Er sieht mit gleichem Blick — Gott überall —
Des Helden Sturz hier, dort des Sperlings Fall;
Atom' und Welten, wann in Staub zerronnen,
Bald Wasserblasen bersten und bald Sonnen.

Drum hoff' in Demuth, leisen Flugs, bis Tod, 93-124
Dir große Lehrer, winkt, anbetend Gott.
Der hat Dein künft'ges Glück Dir vorbehalten,
Und läßt es jetzt Dir schon im Hoffen walten.
In ew'ger Hoffnung wogt des Menschen Brust,
Strebt stets nach Glück, des Glücks sich nie bewußt.
Unstät sucht und daheim beschränkt die Seele
Ein künft'ges Seyn, wo sie sich Ruhe wähle.
Schau jenen Indier, arm und ungelehrt,
Der Gott in Wolken sieht, in Winden hört;
Ihn konnte stolzes Wissen nicht ergreifen,
Die Sonnen-Bahn, die Licht-Flur zu durchschweifen;
Doch hinter jenes Berges Wolken-Höh'n
Läßt ihn Natur den Saum des Himmels sehn;
Wo eine Welt von sich'rern Hainen lächelt,
Wo nun ein Eiland süß'rer West-Hauch fächelt,
Wo Sclaven wiedersetzn ihr Vaterland,
Kein Feind ihn quält, kein Christ von Gold entbrannt.
Zu seyn faßt alles, was er wünscht, zusammen;
Er heischt nicht Engels Flug, noch Seraphs Flammen,
Kann nur, desselben Himmels sich zu freun,
Sein treuer Hund ihm auch Gefährte seyn.
Geh' weiser Du, wäg' auf des Geistes Wage
Den Himmel hier, dort Deines Wahnes Klage.
Nenn' unvollkommen Deines Hirnes Spiel,
Sprich: hier giebt er zu wenig, dort zu viel.
Zu deiner Lust zerstöre alles Leben,
Von Menschen-Unglück Gott die Schuld zu geben.
Gilt nicht dem Menschen bloß des Himmels Hort,
Allein vollendet hier, unsterblich dort;
Dann eil', ihm Stab und Wage zu entreissen,
Des Richters Richter, Gottes Gott zu heissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Anekdoten und Karaktere.

Graf von Grammont.

Bis ins fünf und achtzigste Jahr genoß dieser Mann, der sich jedes Uebermaaß hatte zu Schulden kommen lassen, der vollkommensten Gesundheit. Er heirathete eine Schottländerinn Miß Hamilton, weil er bei einem flüchtigen Aufenthalt in England eine Intrigue mit ihr angesponnen hatte, die ihn ihre muthigen Brüder zwangen mit einer Heirath zu endigen. Er war ein Mann von vielem Verstande, aber von der Gattung, die einzig in schnellen Antworten besteht, in Scherzreden, in der Freiheit und dem treffenden Talent, das Lächerliche, das Schlechte, die Schwäche eines Jeden zu entdecken, und das wußte er mit ein Paar Worten unauslöschlich zu schildern. Dieses that er mit unerhörter Keckheit, öffentlich, am liebsten vor dem König, ohne daß Verdienst, Größe, Gunst oder Amt, weder Männer noch Frauen, retten konnte. Er war ein wüthender Hund, der alles anfällt. Seine völlige Feigheit schützte ihn vor allen Folgen seiner Schlangen-Zunge. Außerdem war er ein unverschämter Beutelschneider, betrog im Spiel ohne Hehl, und spielte immer sehr hoch. Er nahm, woher er's erlangen konnte und war doch immer zerlumpt, ohne daß die Güte des Königs, von dem er große Summen zog, ihm einigen Wohlstand hätte verschaffen können. Keine Niederträchtigkeit war ihm zu schwer, er hatte weder Treue noch Ehre, so daß er die schändlichsten Geschichten von sich selbst erzählte und durch die Memoiren, welche von ihm dem Publikum bekannt sind, seine eignen Schelmstücke der Nachwelt offenbarte. Sie enthalten mehr Schlechtes von ihm, als seine ärgsten Feinde ihm hätten nachsagen dürfen. Allein ihm war alles erlaubt und er erlaubte sich alles. Man könnte Bände voll schreiben von dem was er that und sagte, die aber werthlos seyn würden, schlösse man seine Unverschämtheit, seine Vorlautigkeit und oft seine Bosheit aus. Ungeachtet aller seiner Laster, die von keiner einzigen Tugend begleitet waren, hielt er den Hof in

Achtung und Scheu. Auch ward sein Tod wie eine allgemeine Erleichterung gefühlt, obschon ihn der König sein Lebelang begünstigte und ihm Auszeichnung erwies.

Herzog von Alba.

Folgenden Zug erzählt St. Simon vom Herzog von Alba, den Umständen, so wie der Zeit nach müßte es der furchtbare Toledo seyn, der 1582 als 74jähriger Greis starb. St. Simon erzählt Anekdoten, er ist aber kein Anekdoten-Erzähler. Bewanderte Geschichtskundige mögen also die folgende berichtigen oder erweisen. Louville, der französische Gesandte, besuchte den Herzog von Alba in Madrid. Er fand ihn ziemlich schmutzig auf der rechten Seite liegend, im Bett. So lag er seit einigen Monaten, ohne seine Stellung verändert zu haben. Er versicherte, sich nicht regen zu können, und befand sich doch wohl. Die Sache verhielt sich wie folgt. Er hatte eine Maitresse, die ihn nicht mehr mochte und davon ging. Er war in Verzweiflung, ließ sie durch ganz Spanien suchen, Messen lesen, Umgänge halten, um sie wiederzufinden — denn so wirkt die Religion bei unaufgeklärten Begriffen. Endlich gelobte er, bis sie sich wieder fände, ohne sich zu rühren, auf der rechten Seite im Bette liegen zu bleiben. Er selbst machte Louville dieses Geständniß und hielt sein Unternehmen für sehr vernünftig. Er empfing den Besuch aller Grossen, ja die beste Gesellschaft des Hofes, und unterhielt sie auf das Beste, und starb ohne seinen Platz verändert zu haben.

Auflösung des Räthsels in Nro. 78.

Hausthürschlüssel.

Tantalus.

Tantalus dürstet zur Strafe nach Wasser in Mitte des Wassers,
Wie er lebend nach Gold schmachtete mitten im Gold.

Charade.

Die ersten zwei Sylben, ein luftiges Chor,
Gleich düsteren Schattengebilden,
Gehn erst mit den Sternen zugleich hervor,
Und walten in nächt'gen Gefilden.

Die letzten zwei Sylben verkünden Dir treu,
Die Wahrheit in Farben und Bildern,
Und können gar vieles und mancherlei
Im spärlichen Raume Dir schildern.

Das Ganze erscheint Dir, als rühmlicher Held
Unsterblich, durch Worte und Thaten,
D'rum wird auch die ganze belesene Welt
Den Mann, den ich meine, errathen!

---

* Auflösung, Antwort, und Deutung des Logogryphs oder Frage-Räthsels in Nro. 77.

a) Den Sinn des todten Buchstaben zu begreifen.

b) Die Seele des lebenden Wortes zu empfinden;

c) Den Gesichtspunkt des Satzes zu umfassen, und zu bewahren.

(Dann ist der Mensch ein Mensch,)

Der Geist das ist der Wirth;
Die Sinne sind die Zecher,
Der Körper ist ein Gast. Deut —

T.....all.

№ 80.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 4. October 1818.

Pope's Versuch über den Menschen.

(Verdeutscht von Roelbeke.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Im Stolz, im Weisheits-Stolz liegt unser Fehl; 125 — 144
Zum Himmel auf stürmt Alles ohne Hehl.
Noch immer trachtet Stolz nach Sternen-Reichen,
Der Mensch will Engeln, Engel Göttern gleichen.
Nach Engel-Rang strebt Menschen-Stolz empor,
Und wer Umsturz dem Hochgesetz ankündigt
Der Ordnung, an dem ew'gen Urgrund sündigt.
Frag', welch ein Endzweck glänzt im Sternen-Plan?
Weß ist die Erde? — mein, ruft stolzer Wahn.
Für mich erwacht Natur — die Schöpferin — milde,
Tränkt jeden Halm, beblümet die Gefilde.
Für mich erneut mit jedem Jahr die Au
Der Traube Saft, der Rose Balsam-Thau;
Für mich dem Schacht viel tausend Schätz' entquellen;
Für mich strömt Heil und Kraft in tausend Wellen;
Mich wiegt das Meer, mich weckt das Licht der Welt.
Die Erd ist Schemel mir, Gewölk mein Zelt.
Doch bleibt Natur getreu so milden Zwecken,
Wann Todes-Pfeil' in Sonnen-Glut uns schrecken?
Wann Stürme rasen, wann der Erdkreis bebt,
Und Städt' und Völker eine Gruft begräbt? 145-169
Gesetzen folgt, nicht einzlen, allgemeinen,
Der Allmacht Urkraft, sprichst Du, wie wir meinen.
Ausnahm' ist wenig; wol tritt Wechsel ein;
Vollkommen kein Geschöpf! — Der Mensch sollt's seyn?
Ist Glück das große Ziel für Erdenkinder,
Dann irrt Natur, es irrt der Mensch nicht minder.
Von Sonnenschein und Regen heischt dies Ziel
So stäten Lauf, als menschlichem Gefühl;
So ew'gen Frühling, wolkenlosen Himmel,
Als ew'ge Weisheit hier im Erdgetümmel.
Stört Euch und Einsturz nicht des Himmels Plan,
Warum ein Borgia, Catilina dann? —
Das weiß nur der, deß Hand den Blitz beflügelt,
Den alten Ocean thürmt, den Sturm entzügelt,
Durch stolze Herrschsucht Caesar's Busen schwellt,
Durch Jüngling Ammon geißelt eine Welt.
Stolz, — Stolz ist unserer Vernunft Beginnen; —
Richten die Sitten-Welt wie Welt der Sinnen!
Was zeihn wir dort, nicht hier des Himmels Hand? -
Ergebung ist da richtiger Verstand.

Für uns zwar besser möcht' es wol erscheinen,
Wollt' Einklang dort, hier Tugend Alles einen;
Daß Winde nicht durchstürmten Luft und Fluth,
Noch auch die Brust der Leidenschaften Wuth. —

Das All lebt durch der Elemente Streben, 170-209
Und Leidenschaft ist Element dem Leben.
Die große Ordnung, seit das All begann,
Hält in Natur und Menschheit ihre Bahn.
Was will der Mensch? — Bald aufwärts will er schweben,
Und, minder kaum, als Engel, mehr erstreben;
Bald abwärts blickend, scheint voll Unmuth er,
Kein Stier zu seyn an Kraft, von Vieß kein Bär.
Wähnt er zu Nutzen ihm, was lebt, geschaffen;
Wozu dann? — hätt' er Aller Kräft' und Waffen?
Natur gab ihnen gütig, doch mit Wahl,
Der Kräft' und Glieder rechtes Maaß und Zahl,
Vergütend jeden Schein von Fehl und Schaden,
Durch Schnellheit hier, dort durch der Stärke Graden;
In richtigem Verhältniß zu dem Ziel
Das Ganze, nicht zu wenig, nicht zu viel.
Gewürm' und Viehe ward sein Glück zugemessen; —
Vom Himmel wär' allein der Mensch vergessen?
Des Menschen Glück ist, — könnte Stolz es finden! —
Gedank' und That an Ziel der Menschheit binden;
Mit Geist- und Körper-Kräften angethan,
Wie sie sein Stand und Wissen tragen kann.
Warum ward ihm nicht ein vergrösernd Auge? —
Daß es als Mensch ihm, nicht als Fliege, tauge. —
Was hülf's ihm, wenn mit fein'rem Blick versehn,
Die Milbe, nicht den Himmel zu durchspähn?
Gefühl? — wozu? — wenn, allbelebt, mit Zittern,
Es Todes-Krämpf' in jeder Por' erschüttern?
Wenn Duft, der pfeilschnell das Gehirn durchdringt?
Im Hauch der Ros' ihm Tod und Balsam bringt?
Ertönte donnernd seinem offnen Ohre
Natur, betäubt' ihn Klang vom Sphären-Chore,
Wie würd' er sehnsuchtsvoll zurückerflehn
Den Murmelbach, des Westwinds säuselnd Wehn.
Wer will nicht wie allweis' und gütig ehren
Die Vorsehung im Weigern und Gewähren?
So weit als das Gebiet der Schöpfung reicht,
Der Sinn- und Geistes-Kräfte Leiter steigt.
Schau, wie sie sich zum Herrscher — Mensch — erhebet
Vom Wurm, deß grüne Schaar den Halm umschwebet.
Welch Sehens — Weisen zwischen den zwei Enden 210 — 250
Des Maulwurfs-Dämmrung und des Luchs-Aug's Blenden;
Des Witterns einer Löwin, reissend kühn;
Und eines Hund's auf blutbetrieftem Grün;
Des Hörens derer, die in Fluthen wallen,
Und derer, die den Frühlings-Hain durchhallen;
Der Spinne Tastsinn fühlt an jedem Ort
Ihr Fädchen zart, und lebt am Seile fort.
Wie lockt mit sinnig sicherem Geschäfte
Das Bienchen aus dem Giftkraut Heilungs-Säfte!
Wie andrer Trieb lebt in der schnöden Sau,
Und — Halbmensch — Elephant — in deinem Bau
Wie zarte Schranken zwischen dem und zwischen
Vernunft, zwar stets sich nah, doch nie sich mischen!
Erinn'rung und Nachdenken wie verwandt!
Wie feine Scheidung trennt Sinn von Verstand!
Wie Mittelwesen zur Vereinigung neigen,
Doch nie die große Linie übersteigen!
Nicht abgestuft so richtig, wären hier
Die jenem unterthan, und Alle Dir?
Die Kräfte Aller unterjocht von Deiner,
Ist nicht Vernunft Dir alle Kräft' in einer?
Schau, wie durch Luft und Erd' und Meer belebt
Ein jeder Grundstoff zu gebären strebt!
Hinauf — wie hoch sich mag das Leben schwingen,
Rundum — wie weit, wie tief nach unten dringen!
Du, große Wesen-Kett' aus Gottes Hand,
Die Erd' und Himmel, Engel, Mensch verband,
Vieh, Vogel, Fisch, Gewürm' erreichbar keinem
Aug' oder Glase, von endlosen Einem
Zu Dir, von Dir zum Nichts! — Drängt höhern Rang
Der unsre, preßt den unsren Nied'rer Drang,
Laß in der vollen Schöpfung eine Lücke,
Brich einen Sproß, das Ganze sinkt in Stücke.
Welch Glied Du reißest aus der Kette Reich,
Das zehnte bricht, das tausendste sie gleich.
Rollt jede Welt in abgestuftem Tanze,
Gleich wesentlich fürs ungeheure Ganze:
Da stürzt Verwirrung, sey sie noch so klein,
Bei einer nur durchaus das Ganze ein.
Den Erdball schleudre fort des Schwerpunkts Mangel,

Reiß Sonn' und Wandelstern aus ihrer Angel,
251 — 289
Stürz' aus dem Kreis den Engel, der ihn hält,
An Wesen scheitre Wesen, Welt an Welt,
Des Himmels Achse mag im Grundbau schüttern,
Natur bis auf zum Throne Gottes zittern,
Der hehre Bau stürz' ein! — für wen? — für Dich?
Du Wurm! — O Wahnsinn! — Stolz! wie lästerlich!
Wie, wenn den Fuß verdröß im Staub zu wandeln,
Die arbeitpflicht'ge Hand, des Hauptes Handeln?
Wie, wenn dem herrschenden Gemüth kein Sold
Von Haupt und Sinnen würde mehr gezollt?
Mit gleichem Unsinn, — wollt' ein Theil beneiden
Den andern, würde stracks das Ganze leiden.
Und gleicher Unsinn — Mühbeklagen — heißt,
Und Pein, verfügt vom großen Welten-Geist.
Nur Theil ist Alles einer mächt'gen Fülle,
Die Seel' in ihr ist Gott, Natur die Hülle.
Er, allgewandelt, überall sich gleich,
Im Erdball groß, wie in des Aethers Reich,
Wärmt in der Sonn', erquickt in kühlen Lüften,
Glüht im Gestirn, und haucht in Blüthen-Düften,
Durchdringet alles Leben; jeden Ort,
Waltt ungetheilt, wirkt unermüdet fort,
Im Hauch der Seele, in der Erden-Hülle,
In Halm und Feder gleich an Größ' und Fülle,
An Größ' und Fülle gleich im Trauer-Sohn,
Und in des Seraphs Andachts-Glut am Thron.
Ihm gilt kein Hohes, Niedres, Großes, Kleines,
Er füllt, begränzt, knüpft, ebnet All und Eines.
Nenn' dann nicht Ordnung Unvollkommenheit,
Da, was wir tadeln, unser Glück uns leiht.
Kenn deinen Standpunkt! Diese nicht'gen Grade
Von Blind- und Schwachheit schenkt Dir Himmels-Gnade.
Harr' aus in dieser oder andrer Bahn,
Getrost, Glück, deß Du fähig, zu empfahn.
Und bist mit einer Ohmacht Du im Bunde,
Heil Deiner ersten, Deiner letzten Stunde!
Natur ist überall nur Kunst, Dir fremd;
Der Zufall Plan, der Deine Sehkraft hemmt;
Mißton ist Einklang, nicht von Dir verstanden;
290 — 265
Als Allgemein-Wohl einzles Weh vorhanden.
Trotz Stolz, trotz irrender Vernunft bleibt schlecht
Und schlicht die Wahrheit klar: Was ist, ist recht.

---

*Die vier Ulmen.

An einen Freund.

Daß Du dich so ästhetisch gewissenhaft an jenen Abend erinnerst, als wir den Mond über den drei großen Ulmen vor unserem Heerdenthore aufgehen sahen, und wie er dann so feierlich und ruhig über dem klaren Wasserspiegel schwebte, freut mich unendlich. Unvergeßlich ist dieser Abend auch mir. Daß du dich ärgerst, in der Nähe dieser herrlichen Stäte das Gebäude der Reitbahn hingesetzt zu sehen, ist deiner Denkungsart zufolge natürlich. Eben so unwillkührlich drang sich jedem Theilnehmer an unsren bremischen öffentlichen Gartenanlagen ein gewisser Unwille über die Entstellung jenes schönen Prospects durch ein Gebäude auf, dessen Kostspieligkeit nur durch seine wesentlich erforderliche Schönheit, als ein Ganzes, entschuldigt gewesen wäre. Als damals den Vorstellungen Einzelner nachgegeben und diesem Privatinteresse zufolge die Reitbahn aufgeführt wurde, fühlte sich gleichwohl ein nicht geringer Theil des gebildeteren Publikums, dem die Sache über den Kopf genommen wurde, gekränkt, weil die Unantastbarkeit dieser dem bremischen Ganzen geweihten Gegenstände auf Treu und Glauben angenommen war, große Häuser und Gewerbs-Anlagen durchaus aber nicht in jenen ästhetischen Plan passen, dessen Zweck Bildung und Erholung für das Publikum seyn soll, wogegen man nun die interessanteste Stelle, deren schattiges Grün dem freiblickenden Auge von allen Seiten

*

wohlthuend entgegentrat, durch einen Steinklumpen verschloß. Denn eigentlich sollte doch diese Seite der Contrescarpe nicht zugebaut werden, weil dann die Anlagen, als solche, gänzlich aus dem Styl fallen, und schon dieser Grund hätte der Voreiligkeit einzelner Privatpersonen Schranken setzen können. Jetzt, da der Bau einmal da steht, könnte, wie du muthmaßest, etwas Schlimmres folgen, es könnte jener Zudringlichkeit weiter glücken, und der unselige Wunsch — die schönen alten Ulmen zu vernichten, in Erfüllung gehen. Ich selbst fürchte es, und wie man für gefangene edle Menschheit, deren Hals der Tyrannei zur Disposition übergeben ist, auf Mittel sinnt, sie zu retten, so denke ich mir noch helfende Umstände, welche jenes Schwerdt oder Beil in der Scheide halten könnten. Man appellire an jedes mit nur etwas Schönheitssinn begabtes Individuum, und höre den einstimmigen Ausspruch über Leben und Tod der vor dem hochnothpeinlichen Halsgericht stehenden alten ehrwürdigen hundertjährigen Bäume. Für ihr Leben wird nur Eine Stimme seyn, die Stimme: daß ein mittelmäßiges Gebäude, wie jenes, tausendmal hingemauert werden könne, so lange aber Bremens jetzige Bewohner leiben und leben, nicht Ein solcher Baum wieder erwachsen könne.

Wenn jenes Gebäude von mancher Seite mangelhaft erscheint (ich provocire auf das Urtheil der Baukundigen), warum will man ihm gerade den größten Vortheil rauben, der in Verbindung mit diesen Bäumen besteht? Diese werfen einen Schimmer von Größe und Würde darauf, den es selbst nicht hat und als einem untergeordneten Zweck dienend, nicht haben kann, den es verliert, wenn der lebendige Porticus nicht mehr dazu führt und der Schatten dieses Gewölbes nicht auf jene Hallen vorbereitet, und die etwanigen Unvollkommenheiten derselben versteckt. Auch ist es eben so sehr gegen den Vortheil der Parkanlagen selbst, wenn man ihnen das Aelteste raubt, wodurch sie erst imposant werden und bei Fremden und Reisenden Achtung erwecken. Das vortheilhafte Local der Bäume, ihre Geschichte — indem sie fast noch allein als Zeugen der Vorzeit an die Periode des Befreiungskrieges erinnern — ist gleichsam der Knoten des Anlage-Romans, der mit Verlust dieses Knotens aber sinnlos und fade wird. Will man keine Rücksicht auf das Urtheil so vieler Sachverständigen, und auf das Gefühl so manchen gebildeten Gemüths nehmen? Wenn die letzteren auch schweigen und nur seufzen, wird man doch nicht gleichgültig gegen die Stimmen und das Recht der öffentlichen Rüge seyn können, die sich schon, wie wir mit Freude bemerken, mehrfach erhoben haben, und nicht leicht den Sinn Einzelner über die Mehrzahl obsiegen lassen dürften.

Sollten die Bäume, die auch wegen ihres hohen Alters das neue Gebäude bei den südwestlichen Herbststürmen gegen plötzlichen Einsturz einigermassen Schutz gewähren, vielleicht etwas mehr Regen auf das Dach schütten, so nehme man diese Zweige weg. Und entstände wirklich ein geringer Nachtheil, was würde er auf der Schaale des Urtheils bringen? Der Genuß des ganzen Publikums steht hier mit dem unmerklichen Schaden einiger Dachpfannen im Gegensatz, und nicht die Unbesonnenheit, sondern ein gebildeter Mann wird hier entscheiden. Ein anderes Argument, daß die Reitschüler sonst nicht zu Gesichte kämen, ist ein schwacher Einwurf; und wenn sie auch alle wie englische Mylords auf das Waagschaalenblatt reiten, so möchte die

Waage sich wol kaum rühren. Denn ein ganzes Publikum ist nicht so leicht wie eine Feder; und vor allen würde doch der so glücklich gewählte, mit einem weißen Stacket eingefaßte Platz mit Familienbänken, wo man so manchen Wanderer im Schatten dieser Ulmen ausruhen sieht, alsdann gänzlich ohne Sinn und Zweck da liegen, und man würde sicherlich kaum wissen, wohin sich der Menschenverstand verirrt hätte, und sich einander fragen, wie man denn d a z u gekommeu sey?

Die Unzulänglichkeit jenes kolossalen Gebäudes, die sich jetzt unter den Schutz der Ulmen glücklich verkriecht, scheint uns besonders in dem ungeheuren, grellrothen, unproportionirten Dache*), in dem etwas zu schmalen und plumpen Porticus, und in den merkwürdigen Fenstern zu liegen, deren hier nicht weniger als 5 bis 6 verschiedene Arten angebracht sind, nämlich halbrunde Stallfenster, Kirchenfenster an der Fronte, links ein Gartenfenster, rechts große und kleine Wohnhausfenster und über den Eingängen wiederum Fenster in einem Halbkreise. Dadurch entsteht etwas Tragikomisches, die Einheit ist verfehlt, man wird zum Theil an ein Grabgewölbe erinnert, und wir gerathen fast in die Versuchung, es ein Mausoleum der Reitkunst zu nennen, wie man wol Verstorbenen ein Gebäude weiht. Es ist zu bedauern, daß der Architekt nicht seinem eignen Geschmacke ausschließlich folgen konnte (denn da würde er gewiß etwas Vorzüglicheres haben aufweisen können).

*) Warum nahm man deswegen nicht lieber schwarze Dachpfannen dazu, wie auf den neuen Häusern am Heerdenthor? zu denen es gleichsam ein Gegenstück bildet. Schwarz verkleinert bekanntlich jede Form für das Organ des Auges.

Man darf also um desto zuversichtlicher hoffen, daß das dunkle Gerücht von dem Umhauen oder auch nur von dem Verstümmeln der Ulmen gänzlich ungegründet ist, und auch für die Zukunft sich nicht wieder drohend erheben wird. Lasse man also diese rüstigen Rüster noch rüstig fortwachsen, damit sie immer rüstiger werden und ihren Namen verdienen mögen, und erinnre man sich nur, daß jene Zeiten doch noch nicht so ganz vorüber sind, von denen unser ehrwürdiger Schiller sagt:

Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.
Jener Lorbeer wand sich einst um Hülse,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrinx' Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelens Schmerz aus diesem Hain.

Die Rache eines Unschuldigen.

Auf einer der westindischen Inseln war in dem Hause eines Pflanzers ein Diebstahl verübt worden, wovon der Verdacht auf einen seiner Negersklaven fiel. Man forderte diesen vor, aber er gestand nichts, und dies aus dem natürlichen Grunde, weil er sich keines Vergehens bewußt war. Um ihn zum Geständnisse zu bringen, ließ ihn der unmenschliche Pflanzer auf dem Hofe vor dem Hause so unbarmherzig peitschen, daß er mit Blut und Wunden bedeckt endlich zu Boden sank. Vielleicht hätte er ihn zu Tode prügeln lassen, wenn ihn der Eigennutz nicht daran verhindert hätte. Er befahl daher, mit den Schlägen einzuhalten, weil er den Neger noch länger zur Arbeit benutzen wollte.

Es dauert nicht lange, so kam der wirkliche Dieb heraus. Man dachte nicht daran, dem Unschuldigleidenden eine Entschädigung zu geben. Man entschuldigte sich nicht und man gewährte ihm keinen Ersatz für seine Leiden. Der Mensch, der sich gekränkt fühlt und den man nicht achtet, sucht sich selbst Recht zu verschaffen. Der gemißhandelte Sklave lag von namenlosen Schmerzen gefoltert auf der Streu und sann auf Rache, wozu sich bald eine Gelegenheit fand. An Einem der nächsten Tage ging der Pflanzer aus und mußte zu einer bestimmten Stunde zurückkommen. Während seiner Abwesenheit hatte der Neger die drei Söhne seines grausamen Herrn unter irgend einem Vorwande auf das Haus zu locken gewußt, das einen Altan hatte. Als der Pflanzer zurückkommt und in den Hof tritt, hört er sich von oben herab rufen. Indem er hinauf blickt, wirft der Sklave seinen ältesten Sohn herab und dieser Unglückliche liegt ihm zerschmettert zu Füßen. Als er die beiden andern Kinder noch bei dem Sklaven gewahr wird, ahnet er sogleich was geschehen werde. Jetzt wird der zweite Sohn herabgeschleudert und dieser hatte dasselbe schreckliche Schicksal, wie sein Bruder. Der Vater fällt vor Bestürzung auf die Knie nieder und flehet den Sklaven an, ihm nur sein letztes Kind am Leben zu erhalten. Mit Hohngelächter nimmt der Sklave den Kleinen in die Arme und stürzt sich mit ihm herab.

So lagen vier Menschen zerschmettert und entseelt zu den Füßen des Vaters, der vorher kein Mitleid gehabt hatte und zwar an der nämlichen Stelle, wo sich der Neger unter den grausamsten Geisselhieben in seinem Blute herumgewunden hatte!

Sitten der Japanesen.

Das weibliche Geschlecht ist dort, wie allerwärts, der Männer Lust und Ziel, und ihr reitzendster Gedanke. Es heirathet zudem ohne alle (dort nicht gebräuchliche) Mitgift, und für eine schöne Braut giebt der Freier noch Geld und Geldeswerth zu, auch darf ein Wildfang, dem sein Ruf im Wege steht, kein Geld schonen, um die Eltern des Mädchens zu gewinnen. Nur eine Gattin ist dem Mann gestattet, doch in der Wahl und Zahl der Hausfreundinnen beschränkt ihn weder die öffentliche Meinung noch das Gesetz. Den Bräuten werden, mit einem beitzenden Mittel, die Zähne für immer geschwärzt, (die Mädchen lassen sich demnach in Japan, sobald sie nur den Mund aufthun, unterscheiden) und das Geschlecht absonderlich in den nicht gemeinen und höhern Ständen, karg gehalten; vornehme Frauen gehen selten, aber unverschleiert aus, besuchen Freundinnen und Verwandte, dürfen jedoch, in Abwesenheit des Gatten mit keinem Manne Worte wechseln. Die Erziehung der Kinder ist sorgfältig, man prägt ihnen — was jetzt in Europa zu empfehlen wäre — vor Allem die Tugenden der Bescheidenheit, Geduld und Höflichkeit ein. Nirgends auf Erden erscheinen die Sitten des Umgangs — diese Blumen der Geselligkeit — feiner, milder, zarter und würdiger. Nie widerspricht man sich geradezu und ein lauter Streit gilt für das Zeichen der Rohheit.

Die Japaner scheeren den Kopf und Bart, jenen mit Ausnahme der Nacken- und Scheitelhaare, deren Lage und Stellung den dortigen Haarkräuslern viel zu thun giebt; die Frauen führen den Kopfputz unserer Großmütter, welche ihn vielleicht von japanischen Tassen und Ta-

geten entlehnten, viel Blumen und Bänder darauf und goldne oder silberne Haarnadeln, in der Gestalt eines Stimmhammers. Beide Geschlechter tragen Gewänder von der Form unserer sonstigen Schlafröcke mit sehr weiten Ermeln, fast in allen Ständen von Seide, fünf bis sechs über einander, um die Hüften von einem Gürtel gehalten. Wem zu warm wird, der schlüpft aus dem obersten oder aus mehrern und läßt dies Obertheil hinten über den Gürtel hinabhängen. Nur der Pöbel trägt Leinwand. Statt der Hemden diene ein Unterkleid von Baumwolle. Die Frauen häufen oft zwanzig Röcke vom feinsten Stoff über einander. Die Beinkleider gleichen den türkischen, mit ihnen wird, wie mit dem Kriegskleid, das selbst bei den Gemeinen ausgezeichnet schön und meist von Seide ist, viel Prunk getrieben. Der Hut endlich ist von lakirtem Holz oder Stroh, bedeckt nur den Haarbusch des Wirbels und wird unter dem Kinn gebunden. Ein bis zwei Fächer schützen den Japaner vor der Sonne. Die Schuhe sind von Stroh, Bast oder Holz; es giebt drei Arten derselben; sie bleiben vor der Thür, denn die Zimmer werden nur in Strümpfen betreten.

Anekdoten.

Als noch Bonaparte seinen despotischen Einfluß auf Deutschland mit aller Strenge übte, kam ein Bürger in B... auf den Gedanken, seinen neugebornen Sohn Napoleon taufen zu lassen.

Er meldete sich daselbst bei dem Geistlichen der Kirche, zu dessen Gemeinde er gehörte; dieser suchte ihn zwar durch liebreiche Vorstellungen von seinem Vorsatze abzubringen, er beharrte aber darauf, und jener konnte sich nicht weigern, nachzugeben, aus Besorgniß, daß diese Weigerung wohl gar zu unangenehmen Mißhelligkeiten Veranlassung geben dürfte. Er äußerte indeß gegen einige Glieder seiner Gemeinde Gesprächsweise, wie ihm die Wahl dieses Vornamens nicht gefalle.

Als die Taufhandlung in der Kirche vor sich gehen sollte, fand sich der Vater mit der Kindfrau und dem Täufling auf dem Arme ein. Der Geistliche und der Küster warteten eine geraume Zeit auf die eingeladenen Taufzeugen, aber keiner kam, denn sie hatten erfahren, welch einen Namen das Kind erhalten sollte.

Der Geistliche stellte nun dem Vater des Kindes vor, daß die Taufhandlung nicht länger aufgeschoben werden könne, und daß doch Zeugen nöthig wären, die man also ohne Wahl nehmen müsse. Es wurde daher der Kirchenknecht und ein vor der Kirche stehender Bettelvogt dazu gerufen, und diese wurden zum großen Verdruß des vom Verehrers Bonaparte, die Taufzeugen seines Söhnleins.

Vor der letzten Flucht Ludwigs XVIII. aus Frankreich hielt man es bei Hofe rathsam, sich die Gunst der Soldaten zu erwerben, die einen wesentlichen Einfluß auf die zu besorgenden großen Ereignisse haben könnten, obschon man sie nicht so nahe glaubte.

Der Herzog von Berri machte daher bekannt, daß er in der Kaserne Popincourt sich einfinden würde, wenn die Soldaten dort ihr Mittagbrod genössen.

Man wartete lange auf ihn, endlich erschien er, und die Soldaten setzten sich zu Tisch, doch geschah dies ziemlich mürrisch, da sich die Speisung durch dieses Warten verzögert hatte.

Der Herzog, um sich recht human zu zeigen, nahm einem Soldaten den hölzernen Löffel

N: 81.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag, den 8. October 1818.

De Pradt's Blick auf die nächsten 6 Monate der Zukunft von Amerika.*)

In einigen Monaten wird Süd-Amerika, den Strich ausgenommen, wo Bolivar und Morillo einander sich bekämpfen, an Ereignissen arm sein. Spanien und Amerika rüsten sich. Die Stille, welche jetzt zwischen ihnen herrscht, ist jene schreckliche grausenvolle, welche den Schlachten vorangehet. Es ist bemerkenswerth, daß, während Buenos-Ayres zur Eroberung von Peru sich rüstet, Spanien seinerseits Buenos-Ayres zu erobern sich anschickt.

Diese Unternehmung gegen Peru wird nicht eher, als im Monat Juni, und auf zwei Punkten statt haben. Die Independenten werden von Chili absegeln, und der General Belgrano wird zu Lande vorrücken, und über einen Theil der Andes aufbrechen. Auf der einen Seite verlangt es Zeit, um die Mittel zu einem Seekriege aufzubringen: auf der andern muß man die Jahreszeit abwarten, welche den Uebergang über diese höchsten Gebirge Amerika's, und vielleicht der Erde, zuläßt.

Der Ausgang dieses Feldzuges wird nicht eher, als im Laufe des Herbstes bekannt werden.

Die Russische Flotte ist endlich zu Cadix angelangt. Eine große Rüstung wird dort veranstaltet. Worin besteht sie? Welche Bestimmung hat sie? Was kann sie ausrichten? Was steht von ihr für Amerika und für Europa zu erwarten?

Ihre Stärke wird, an Ort und Stelle, nicht über zehntausend Streiter betragen. Was will das für Amerika sagen? Auf einem Punkte ist es zu viel. Hunger, Entblößung von tausend, einer so großen Menschenmasse nothwendigen, Dingen harren ihrer dort. Auf mehrern Punkten ist es ganz unbedeutend, ja vielleicht gar nichts. Was sind denn in der That drei oder viertausend Mann gegen Buenos-Ayres, gegen Chili und gegen die Independenten von der Festküste?

*) Uebersetzung des Anhangs zu seinem jüngst erschienenen größeren Werk. „Ansichten von Amerika's nächster Zukunft."

aus der Hand und kostete die Suppe, indem er ein wenig sich die Lippen damit benetzte.

„Gnädigster Herr!" sagte der alte Kriegsknecht: „Sie werden sie schon kalt finden; Sie sind zu spät gekommen."

Vermischte Nachrichten.

— Aus Teschen wird Nachstehendes mitgetheilt: „Ein hiesiges Frauenzimmer hielt mehrere Steck- und Nähnadeln im Munde und verschluckte sie unversehens. Der zum Beistand gerufene Dr. Hartung, Regimentsarzt des k. k. Infanterieregiments Wenzel Colloredo, brachte es durch zweckmäßige Behandlung dahin, daß nach 32 Stunden (vom Verschlucken der Nadeln an gerechnet) zwei Stecknadeln, nach 36 Stunden eine Stecknadel und zwei ganz feine, sehr spitzige Nähnadeln, nach 55 Stunden eine Stecknadel, nach 61 Stunden abermals eine Stecknadel, und endlich nach 67 Stunden die letzte Stecknadel, im Ganzen also zwei feine englische Nähnadeln und sechs Stecknadeln abgeführt wurden, und das Frauenzimmer nun wieder ihre vorige Gesundheit genießt."

— Louis F. Vallet von Walbrook hat ein Patent für die Verfertigung eines neuen Zierrathüberzugs für Metall oder metallische Kompositionen erhalten. Dieser besteht in einer Art Zinnkrystallisation, die mit einer Bürste oder Schwamm aufgetragen wird. Sie besteht aus einem Theil Schwefelsäure und fünf Theilen Wasser — derselben Menge Salpetersäure und Wasser — jede Mischung abgesondert. Von der ersten Zusammensetzung werden zehn Theile mit einem Theil der letztern gemischt und mehrere Male mit einem Pinsel aufgetragen.

— Man schreibt von Toulouse unterm 18. August: Am 14. d. hat ein gräßliches Ereigniß hier allgemeinen Abscheu erregt; eine Schwester hat ihren Bruder auf offner Straße ermordet; sie näherte sich ihm, unter dem Vorwand, ihm etwas im Geheim zu sagen, und stieß ihm in demselben Augenblick ein langes Messer in die Brust. Der Unglückliche verschied fünf Minuten darauf. Man versichert, dieß sey eine wohlüberlegte Handlung der Rache, wegen gemißbrauchten Zutrauens, indem der Bruder seiner Schwester eine ihr schuldige Obligation von 1200 Franken vorenthielt.

*Logogryph.

Wer ich bin? Wirst du es wohl errathen?
Nimmerhin, wenn du mich nicht schon hast;
Denn es ist zu deinem größten Schaden,
Dir alsdann das Forschen eine Last.
Manche Wahrheit half ich schon entdecken
In der Geister- in der Körperwelt;
Daß die Erde eirund, ohne Ecken,
Ward durch mich in helles Licht gestellt.
Nacht und dunkel blieb es in dem Reiche
Der Erkenntniß ewig ohne mich —
Rathe nun mit Eifer! rath' und zeige,
Daß mein mächt'ger Trieb nie von dir wich.
Auf zwölf Stützen steht mein schöner Name,
Trennst du sie, und wirfst sie hin und her;
Liegt zu vierzig Dingen drin der Saame, *)
Sie zu rathen ist fürwahr nicht schwer.

*) Der darin liegende Saame.

1) Wasser, das nicht fließen läßt die Kälte.
2) Der, der dir dein Eigenthum entreißt.
3) Der dem andern giebt von seinem Gelde.
4) Wie ein Mensch von seltner Größe heißt.
5) Wer schleicht dort gebückt an seinem Stabe?
6) Dort in Grönland glänzt ihr weißes Haar.
7) Mensch, du warst, und wirst dereinst im Grabe.
8) Giebst du daß, so wirst du leicht gegläubt.

Dieses ist der Gängelband,
Wer gut räth? dem ists bekannt.

Wenn wird diese Flotte auslaufen? Bei dem Zustande dieser Schiffe, und bei der Spanischen Langsamkeit und Armuth, möchte es viel sagen, wenn sie vor Ende des Augusts unter Segel ginge. Sie wird im Ausgange des Oktobers eintreffen, und noch weit später der Theil derselben, welcher das Cap-Horn umsegeln, und an die Küsten von Peru gelangen muß: und so wird man also erst zu Ende des Jahres von ihr reden hören. Welche Begebenheiten werden aber von jetzt an bis dahin in und außer Amerika sich ereignen? Wie viele Dinge sind nicht noch mit den vereinigten Staaten abzumachen? Wie viele Zeit ist dem Feinde gelassen, zum Empfange der Landenden sich zu rüsten? Schon hört man Leute über diese Ausrüstung in Jubel- und Siegesgeschrei ausbrechen; aber einst erschallte dieß auch, als die unüberwindliche Flotte auslief; oft hat man bei dem Römarsche Freudenlieder angestimmt, und tief bei der Rückkehr geseufzet.

Alles verkündigt Bueno-Ayres als das Ziel dieser Rüstung. Es ist der Hauptsitz der Empörung; seine Streitkräfte sind entfernt; man hofft es zu überraschen, und die Freiheit in ihrem Brennpunkte zu ersticken. Ob dies leicht sey, wird sich ausweisen. Unlängst haben dort zwei Englische, besser als die Spanischen ausgerüstete Flotten, binnen zwei Jahren ihren Untergang gefunden. Schon zeigen die Spanischen Söldlinge auf Buenos-Ayres, als auf das Hauptquartier des königlichen Heeres; sicherer wäre es, wenn sie darauf als ihr Gefängniß wiesen.

Vertheidigt sich Buenos-Ayres, so wird es sich, wie Saragossa, vertheidigen. Sein Untergang wird vollständig seyn, und welchen Gewinn wird Spanien dadurch haben?

Wenn die Stadt geräumt und dem Feinde überlassen ist, woher wird er dann seine Nahrungsmittel ziehen? Eins von beiden indessen wird geschehen. Die Spanier, Herren von einer Stadt, deren Weichbild ihnen nicht zugehören wird, werden darin nicht leben können. Sie werden da, wie die Portugiesen in Monte-Video, leben, welche die Mauern, die zu ihrem Kerker geworden sind, nicht verlassen können. Welch ein lächerliches Spiel zwischen zwei Feinden, von denen der eine nicht hinein, und der andere nicht heraus kann!

Wird den Spaniern die Eroberung einiger festen Plätze, ohne die Eroberung des Landes selbst, etwas nützen? Sie werden da, wie auf den Afrikanischen Küsten, zwei oder drei Städte mitten in einer feindlichen Bevölkerung im Besitze haben.

Welche Vortheile hat denn Morillo in den drei bis vier Jahren, seitdem er Krieg führt, errungen? Er hat Carthagena genommen, und zwei bis drei Städte besetzt, während das Land gänzlich in den Händen des Feindes ist. Wie viele Menschen und Millionen hat dieses glänzende Ergebniß gekostet! Sein Beispiel sollte zur Warnung dienen. In der That, alles dieses trägt den Stempel der Thorheit an sich! Was hofft Spanien? Sich auf einigen Punkten gegen den Angriff des Feindes, den man für schwach und unwissend hält, zu schützen, und da die Wirkung der Heerbewegungen, der Furcht, der Spaltung und der Besinnung abzuwarten. — Man spricht von Spaltungen zwischen den Independenten; gegen sie anrücken, hieße, sie wieder vereinigen. Dieß ist die natürliche Folge jedes Angriffs. Die Spanier irren sich in zwei Hauptpunkten, und suchen in diesen beiden Stücken zu täuschen, als wenn sich oder Andere

täuschen zu Etwas nützte. Sie halten ihre Gegner für schwach; allein bald werden sie deren Stärke kennen lernen. Sie glauben, daß eine Parthei sie erwarte, ihnen sich unterwerfen und als ihren Befreiern entgegen eilen werde. Dieß ist es, was sie verbreiten, was sie glauben machen wollen: nach ihnen sind es einige Rottirer, welche die große Anzahl unterjochen. Der unterbrochene Handel muß sie aller Stärke berauben. Ein anderer Irrthum: während man das Beispiel der Erbitterung vor sich sieht, mit welcher auf der Festküste gekämpft wird, setzt man bei Buenos-Ayres dergleichen voraus. Wie kann man so Etwas sich einbilden? Morillo hat gegen Venezuela nichts ausrichten können; die Einwohner der Insel Margaretha haben ihn geschlagen, und man glaubt, er dürfe vor Buenos-Ayres nur sich zeigen, um da aufgenommen zu werden! — So viel über Spanien, und genug zur summarischen Andeutung; jetzt wollen wir einen Blick auf Europa und die vereinigten Staaten werfen.

Mehrere Europäische Staaten, vorzüglich England, stehen in Amerika in sehr ausgebreiteten Handelsverbindungen, welche an demselben Tage, an welchem die Spanische Flotte in den Silberfluß einlaufen wird, verlohren seyn werden. Man wird dahin eben so wenig Handel treiben, als dies in dem von Morillo eroberten Theile und in Peru der Fall ist. Ueberall hat Spanien, wo es sich zeigt, den Monopolgeist im Gefolge. Sehr unwissend sind die, welche glauben, Spanien werde Amerika wieder für sich erobern, um damit den Europäischen Handel auszustatten! Es wird es für sich selbst nehmen: denn was nützt ihm außerdem Amerika? Alle bereits bestehenden fremden Einrichtungen werden zerstört, beseitigt, oder für die Zukunft verboten, und die Gläubiger der jetzigen Kaufleute zu Grunde gerichtet werden. Für England und die vereinigten Staaten wird dieses ein ungeheurer Verlust seyn. Spanien rüstet sich also eben so wohl gegen Europa und die vereinigten Staaten, als gegen die Independenten. Jedes Schiff, das einen Soldaten von Cadix nach Amerika bringt, führt einen Feind Europens und der vereinigten Staaten, ein Werkzeug gegenwärtiger und künftiger Nachtheile, sowohl für Europa als für Amerika; jede Macht, die an Spanien Fahrzeuge verkauft oder überläßt, verkauft und überläßt sie wider Europa, wider die vereinigten Staaten und wider sich selbst: denn sie sind bestimmt, auf immer die Thore Amerika's ihnen zu verschließen. Dies ist es, was man bei dieser Frage wohl zu unterscheiden wissen muß.

Wer sollte sich nicht bei der Aussicht auf solche bejammernswerthe Folgen berechtigt fühlen, diese Flotte mit schwereren Flüchen zu belegen, als Clytemnestra gegen diejenigen ausstieß, deren Unbeweglichkeit nicht anders als durch das Opfer Iphigeniens überwunden werden konnte! Welcher nachdenkende und berechnende Geist, welches menschlich empfindende Herz sollte nicht die lange Reihe von Leiden ermessen, welche diese der ganzen Welt verderbliche Flotte in ihrem Innern verbirgt, und bei ihrem Anblicke nicht erzittern! — Wie? Immer nur Blut, Verderben, Vertilgung, Gegenrache, wovor die Natur erbebt, wovor die Natur zurückschaudert! Denn das wird das ganze Ergebniß dieser Unternehmung, so wie der des Generals Morillo, seyn.

Spanien kann noch Amerika Uebel zufügen und dessen Civilisation verzögern; aber es kann nicht mehr das persönliche Gut, wonach es durch dieses Uebel selbst strebt, erlangen. Es wird sich

schaden mehr als seinem Feinde: denn es wird das Herz von Amerika auf immer sich entfremden, und die grausamste Gegenrache sich zuziehen. Amerika wird nicht verfehlen, es auf immer mit einem Handelsverbote zu schlagen: darin wird seine eben so gesetzmäßige als grausame Rache bestehen. Wenn in den Amerikanischen Rathsversammlungen erleuchtete Männer und tiefgekränkte Gemüther sich finden — die einen können da so wenig fehlen, als die andern —: so ist Spanien von seinen alten Quellen des Reichthums ausgeschlossen, und diese fließen der ganzen Welt, nur ihm nicht. — Da es keine Rücksichten nahm, als es darauf ankam, Andern Nachtheile zuzufügen: so werden nunmehr diese eben so wenig Rücksichten nehmen, wenn es seinen eignen Leiden gilt.

Spaniens neuer Versuch wird also sein eignes, Amerika's, Europens und der ganzen Welt Verderben zur Folge haben.

Dieß sind die neuen Wohlthaten, welche es bereitet. Es verhält sich damit ungefähr eben so, wie mit seinen Amnestien, von denen jede Clausel einen neuen Stoff zu Beschwerden giebt. Wenn aber während dieser Zeit irgend ein ernster Streit zwischen den vereinigten Staaten und Spanien ausbricht — und wie wäre zu zweifeln, daß nicht die Annäherung und die Wichtigkeit des gegenseitigen Interesses einen Bruch zwischen ihnen beschleunigen? —, wem werden dann endlich die Russischen Schiffe angehören, welche bei Cadix ausgebessert werden? Bei Gelegenheit dieser Fahrzeuge sey es uns erlaubt, als eine bemerkenswerthe Sache anzuführen, daß Spanien Amerika mit Russischen Schiffen und mit dem Gelde, das es noch von dem zwei bis dreijährigen Negerhandel übrig behält, erobern will. Wer spielt hier die schönste Rolle? Das eben so menschliche als vorsichtige England, welches aus seinem Schatze das Lösegeld der den Negern bereiteten Sklaverei bezahlt, oder Spanien, das mitten unter dem allgemeinen Abscheu, den dieser gräuliche Handel einflößt, mit einem unerschütterlichen Stoicismus die Tage zählt, welche ihm noch übrig bleiben, die Küsten Afrika's zu entvölkern? Das Admiralschiff einer um solchen Preis erworbenen Flotte sollte, wie das Feld in der heiligen Schrift: Hakeldama, der Mordacker, heißen.

Endlich werden alle diese Erörterungen über Amerika mit dem Streitpunkte endigen, mit dessen Beseitigung man hätte anfangen sollen, und sie werden denselben in seinem wahren Sinne wiederherstellen. Diese Streitfrage besteht darin: Mit welchem Rechte befaßt sich Europa mit Amerika? Und sie schließt eine andere noch weit wichtigere Frage über die Unabhängigkeit der Nationen und der verschiedenen Erdtheile unter einander in sich. Die Gewalt und nicht das Recht hat die Bande geknüpft: es ist in der Ordnung, daß die Gewalt das, was sie geschaffen hat, auflöse. Diese Frage wird zuerst und in Kurzem von den vereinigten Staaten ausgehen, und von einem Ende Amerika's bis zum andern wiederholt werden. Man wird bald die vereinigten Staaten fragen hören, warum, wenn sie sich nicht in die Vereinigung von Norwegen mit Schweden, von Belgien mit Holland, von Italien mit Oesterreich, von Polen mit Rußland, von so vielen Angriffspunkten mit England mischen, warum, wenn sie Europa alle Congresse, die ihm beliebten, halten lassen, es nicht auch Amerika erlaubt seyn solle, ebenfalls dergleichen zu halten? Was würden diejenigen antworten, welche man aufforderte, die Rechtsgründe nachzuweisen, kraft welcher ein

Erdtheil einem andern unterworfen ist? Welche vernünftige Gründe und annehmbare Thatsachen wird man Männern entgegensetzen, die auf die Behauptung sich beschränken, jeder habe das Recht, daheim seine Angelegenheiten zu leiten, Männern, welche ihren ganzen Ehrgeiz hierauf beschränken? Und doch ist dieß der Punkt, auf den man unfehlbar gelangen wird. In Kurzem wird diese große Frage der Aufmerksamkeit der Welt vorgelegt werden, und die Stimme einiger Eigennützigen wird nicht die der Natur, der Billigkeit und der Menschheit übertäuben.

Jede verlängerte Unterdrückung führt unausbleiblich die Untersuchung des ursprünglichen Rechts als Folge herbei; eine Untersuchung, die stets diejenigen verdammt, welche hartnäckig ihre gemachten Rechte den ursprünglichen, denen der Natur, den Quellen aller übrigen, entgegensetzten. Einige Nachrichten haben einen Aufstand des Militärs gegen Christophe und eine Krankheit Pethions gemeldet. Sogleich glauben Viele an die Wiedereinnahme von St. Domingo! Ehe dieses den Weißen das Thor öffnet, werden viele Neger- oder Mulattenoberhäupter wechseln und begraben werden. Einem schwarzen Haupte wird ein anderes schwarzes Haupt folgen; es wird keine Dynastie der Personen, wohl aber der Farbe statt finden. Aber wenn die Neger sich unter einander selbst aufrieben? — Wieder eine herrliche Auskunft! Wer sollte denn das Land anbauen? Woher würde man andere Werkzeuge der Cultur nehmen? Man muß also nach keinen Unruhen auf St. Domingo streben, sondern nach guter Ruhe, nach Ordnung der Dinge, nach Handelsvertrag, der Folge dieser Ordnung; da hingegen Unordnung mit dem Verderben der Insel, das Versiegen der Quellen aller Vortheile, die man noch von ihr ziehen könnte, herbeiführen wird.

Schlau ersonnene List.

Es kam einst, in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo sehr viele Waaren in Frankreich als Contrebande strenge verpönt waren, ein Frachtwagen in ein Thor von Paris. Der Fuhrmann hatte ganz den Anzug, das Wesen und die Mienen eines gemeinen, fast albernen Bauern. Der Wagen war mit vielen Kisten bepackt, in welchen noch die Schlüssel in den Schlössern sich befanden. Oben lagen einige Matrazen, Betten und anderes Hausgeräth.

An der ersten Barriere wurde der Wagen von den Accisebedienten angehalten und der Fuhrmann befragt, was in den Kisten wäre?

„Ich weiß es nicht," versetzte der Befragte treuherzig: „Sehen Sie selbst zu, was d'rin ist."

Nun öffneten sie die Kisten und fanden darin nichts, als Contrebandewaaren, seltene persische und indische Stoffe.

„Das sind ja lauter verbotene Waaren!" sagte einer der Commis zu dem Fuhrmann.

Ja, das versteh' ich nicht, versetzte dieser gleichgültig. Diese kalte Ruhe verscheuchte bei den Acciseoffizianten jeden Verdacht, daß der Fuhrmann Theil an der beabsichtigten Einschwärzung von verbotenen Waaren habe. Sie fragten ihn daher, um die Contrebandiers auszumitteln: „Wohin wollt Ihr mit dem Wagen fahren?" — Er nannte eine Straße in der Vorstadt St. Germain und den Namen

eines Mannes, der dort wohne, und dem die Sachen gehörter.

„Erst müßt Ihr mit dem Wagen auf den Packhof fahren," sagte einer der Douaniers: „ehe Ihr die Sachen an ihren Herrn abliefern könnt. Dort muß erst dazu die Erlaubniß ertheilt werden."

Meinetwegen, versetzte der Fuhrmann, und nun fuhr er, unter Begleitung von zwei Douaniers weiter.

Als er eine Strecke gefahren war und in eine Seitengasse einlenken mußte, kamen sechs Gardesoldaten dem Wagen entgegen. Sie blieben stehen, traten näher zu den beiden Douaniers, sahen ihnen unter die Augen und schrien dann: „Ei, finden wir Euch endlich, Ihr eidbrüchigen Deserteurs? Wir haben Euch lange gesucht."

Bei diesen Worten zog der eine der Soldaten ein Blatt Papier aus der Tasche, überlas es und sagte: „Alles stimmt genau mit dem Signalement überein. Uns sollt Ihr nicht entwischen."

Die Soldaten ergriffen nun die Douaniers, trotz alles Sträubens und aller Betheurungen, daß man sie verkenne und sie niemals Soldaten gewesen, wohl aber Acciseoffizianten wären. Das Volk hatte sich bei diesem Auftritt zahlreich versammelt, aber keiner zweifelte an dem Vorgeben der Soldaten. Diese führten die Douaniers als ihre Gefangenen ab und überlieferten sie dem Gefangenwärter des Gefängnisses St. Martin, der auch kein Bedenken trug, sie vorläufig in Empfang zu nehmen.

Während dieser Zeit fuhr der Wagen unangefochten nach dem Orte seiner Bestimmung. Es befanden sich darauf für 100000 Franken Contrebandwaaren. Sowohl der Fuhrmann, als die Soldaten, waren verkleidete Contrebandierer gewesen. Die Douaniers drangen auf eine Untersuchung der Identität ihrer Personen; diese erfolgte; darüber vergingen aber mehrere Stunden, ehe sie in Freiheit gesetzt wurden, und die Urheber dieser kecken List sind nie entdeckt worden.

Bevölkerung.

Der Jesuit Pater Peter hat berechnet, daß 19 Menschen in 260 Jahren eine Nachkommenschaft von 268,719,000,000 Personen haben können, mehr als nöthig wäre 5 bis 6 Erden, wie die unsrige zu bevölkern.

Epigramm eines Ungenannten.

Heut Vormittag ward mein Prozeß entschieden,
Und ich verlor ihn ganz und gar,
Und kurz darauf ließ mir mein Gläub'ger keinen Frieden,
Als bis er selbst befriedigt war.
Mein Mädchen überraschr' ich spät in einer Lage,
Daß ich geheilt von dannen konnte gehn.
O wie viel Glück an Einem Tage,
Mit einem Mal mich von der Plage
Der Schulden, der Prozeß' und Liebe frei zu sehn!

Erzählung von Barraton.

Ein Kapuziner machte seinen Bauern
Die Höll' in einer Predigt schrecklich heiß.
Nicht lange pflegt es, wie man weiß,
Bei diesen guten Leuten dann zu dauern,
So geht es an ein Schluchzen und ein Trauern,
Und Alles weint, vom Kinde bis zum Greis.
Ein fremder Bauer nur, der mit in der Kapelle
Zufällig sich befand, stand trocknen Auges da.
Als dies sein frommer Nachbar sah,
Sprach dieser: Landsmann! Glaubt ihr keine Hölle,
Daß ihr nicht weint? Ihr habt ein Herz so hart,
Als wär's gemacht aus Kieselsteinen. —
„I! — sagt der Mann — warum sollt' ich denn weinen?
Bin ich doch hier nicht eingepfarrt."

---

* Eva und Cleopatra.

Millionen verschlang
in einem Trank
Cleopatra —
Und nichts geschah.
Dies soll viel seyn?
Ich sage: Nein!
denn unumstößlich ist gewiß:
daß gegen Eva's Apfelbiß
es war nur Kinderei.

— n.

---

* Grabschrift auf einen Disputirgeist.

Hier liegt in stiller Ruh,
Der Disputack Altist;
Doch gieb mir's denkend zu,
Was hier geschrieben ist,
Du weckst ihn sonst zum Disputiren,
Und er wird nimmer Ruhe haben,
Wenn Er Dich nicht kann überführen,
Du liegest hier, nicht Er begraben.

— n.

Vermischte Nachrichten.

— Zu Ankona lebt ein gewisser Brunner, Ingenieur, Architekt und Theatermaler, welcher öffentlich bekannt gemacht hat, daß er die Kunst erfunden habe, Kirchen, Thürme und Paläste leicht und sicher zu versetzen, und dadurch Symmetrie in den Gassen und Gebäudereihen herzustellen. Der Mann ist wahrscheinlich durch die leichte Versetzung der Theaterhäuser, Paläste, Felsen und Zauberschlösser ein wenig irre geworden.

Nahe bei Dresden hat sich am 13. Juli eine gräßliche Mordthat ereignet. Ein junger liederlicher Mensch hatte schon seit einiger Zeit ein Verhältniß mit einer leichtsinnigen, jedoch verheirath ten Frau gehabt, und dabei nach und nach seinem Vater vieles Geld entwendet. Auf einmal, und als seine Hülfsquellen zu versiegen anfingen, glaubt er mehrfache Untreue an ihr zu bemerken. Dieß, und ihre sichtbare Kälte gegen ihn bringt ihn zu der Idee des Mordes. Länger als acht Tage geht er damit um, borgt sich Pistolen, kauft sich Pulver und Kugeln, und verschafft sich ein großes Messer. So ausgerüstet bietet er ihr eine Spazierfahrt an. Sie bewilligt sie, nimmt noch eine Begleiterinn ihrer Art mit, und so fahren sie zu Drei Nachmittags auf einen Belustigungs-Ort bei Dresden, welcher

der wilde Mann genannt wird. In einem Zimmer trinken sie Kaffee und sind ungemein heiter und lustig, dann bietet der Mörder den Frauenzimmern einen Spaziergang in den nahen Garten an. Sie gehen. In einem Wäldchen dieses Gartens zieht auf einmal jener ein Pistol heraus, ruft seiner ungetreuen Geliebten zu: hieher hab ich dich gewollt! und schießt sie in den Unterleib. Das andre Mädchen, von ihm mit gleichem Schicksal bedroht, entspringt. Die Getroffene ist aber noch nicht todt, sondern richtet sich wieder auf, um ihn Vorwürfe zu machen, da wirft er sie mit Ausdrücken, welche die Feder niederzuschreiben sich weigert, wieder zu Boden, und stößt ihr nun das Messer, das er bei sich hat, 10 bis 12 Mal und so lange in die Brust, bis es endlich abbricht. Ueber die Mauer, welche den Garten umgibt, entspringt er dann, eilt in einen benachbarten Weinberg, ladet das Pistol nochmals und schießt sich damit selbst in den Unterleib; da jedoch diese Wunde ihn nicht tödtet, ladet er von Neuem und setzt das Pistol an die Stirne; weil er jedoch eine Kugel hineinzuthun vergessen hat, streift ihm das Pulver nur die Haut der Stirn, tödtet ihn aber nicht. So will er nochmals laden, als die durch die wiederholten Schüsse herbeigezognen Leute ihn finden, festhalten und den Gerichten übergeben. Seine Wunden sind wieder geheilt, und die Untersuchung ist gegen ihn im Gange, er ist aber sehr ruhig dabei, indem er mehr als einmal geäußert hat, es könne ihm ja nichts geschehen, da er nur eine schlechte Person aus der Welt geschafft habe.

— Eine Ehescheidungsgeschichte macht den muthwilligen Parisern viel Spaß. Eine junge Frau zu Etampes lebte neben ihrem Gatten im Einverständnisse mit einem andern; der Gatte wurde eifersüchtig, und es gelang ihm, ein Einladungsbillet seiner Gattinn an ihren Galan aufzufangen, woraus ihre Untreue hervorging, und womit er auf die Scheidung klagte. Die Frau vertheidigte sich also: „Sie habe einen guten Freund wegen der Eifersucht ihres Mannes um Rath gefragt, indem ihr Umgang mit dem vorgeblichen Galan ganz unschuldig sey und bloß auf Freundschaft beruhe. Man habe ihr nun gerathen, ein Einladungsbillet an denselben zu schreiben; sey er redlich, so werde er über eine so unlautere Einladung aufgebracht werden und solche zurück weisen, womit sie sich dann bei ihrem Gatten rechtfertigen könne. Komme er aber wirklich, dann meine er es nicht redlich, sey ihrer Freundschaft nicht werth, und sie müsse ihn dann von sich entfernt halten. In ihrer Unschuld habe sie diesen Rath befolgt; allein das Billet sey ihrem Gatten in die Hände gefallen, und nun zeuge ihre Handschrift gegen sie, ob sie gleich so unschuldig wie ein Engel sey." Die Richter zu Etampes glaubten ihr und sprachen sie von der Anklage frei. Der Mann, nunmehr in Gefahr, als Verläumder verklagt zu werden, appellirte an den königl. Gerichtshof, und dieser erklärte die Vertheidigung der Frau für ein Mährchen, den Engel für schuldig, und sprach die Scheidung aus.

— In Frankreich ist es Sitte, daß bei Vermählungen nur der Bräutigam der Braut einen Ring giebt. Napoleon äußerte einmal hierüber Hrn. von Pradt: „Wissen Sie, warum die Weiber die Ringe erhalten? Diese Sitte gründet sich auf ein altes römisches Gesetz, das vorschreibt, daß alle Sklaven Ringe tragen sollen, und da die Weiber unsre Sklaven sind, so müssen sie dieß Zeichen der Knechtschaft tragen."

Auflösung des Logogryphs in Nro. 80.

1) Eis.
2) Dieb.
3) Geber.
4) Riese.
5) Greis.
6) Eisberge.
7) Erde.
8) Beweiß.

Wißbegierde.

N: 82.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag, den 11. October 1818.

* Das Grabmal auf Rügen.

An der östlichen Seite des Eilands Rügen, findet der Wandrer, den der Wunsch nach Stille und Abgeschiedenheit, oder der Zufall, in diesen selten besuchten Erdwinkel brachte, — ein Thal, welches den von öden Gegenständen ermatteten Blick, mit diesen nördlichen Regionen versöhnt. Hohe Felsen, an denen die Ostsee seit Jahrtausenden in wilder Brandung sich brach, umgürten den lieblichen Grund; — rauschende Tannenhaine werfen ihre finstern Schatten über die grünende Fläche, die sich im Hintergrunde zu einem mit Birken und Trauerweiden bepflanzten Hügel erhebt.

Die Ruinen eines Landhauses, sind die einzigen Zeugen, daß einst diese Gegend bewohnt war, und ein Grabmal in der Mitte der Hängeweiden, eine trübe Deutung des Schicksals ihrer Bewohner.

Ein trauernder Genius, mit umgekehrter Fackel, lehnt sich weinend über eine Urne von milchweißen Marmor, an deren Fuße eine zerbrochene Kette zwei Herzen vereint.

Auf meinen Wanderungen durch Rügen, fand ich dieß heilige Thal, und das Grabmal in seiner Mitte fesselte meine Aufmerksamkeit; zu wissen wer einst diese Gründe bewohnte; zu wissen, wen diese Steine bedeckten, war ein Wunsch, der lebhaft in meine Seele drang.

Der Prediger in M....., einem Dorfe des Eilands, befriedigte meine Neugierde, indem er mir ein Päckchen Briefe übergab, die die Geschichte jener früheren Thalbewohner enthielten.

Hier sind sie, diese Briefe, — wie ein edler Jüngling sie seinem Jugendfreunde weihte; Mögen sie ein Beleg seyn wie viel Unheil, Ahnenstolz und Vorurtheil über die Menschheit brachte, und wie die Macht der Verhältnisse viele der edelsten Herzen zerknickte.

O, möge die Morgenröthe der Aufklärung und der Lichtstrahl heller Vernunft, doch bald

zum schönen Tage reisen, und die Worte ihrer Weihe über unsere Auren erschallen, unaufhaltsam und ewig, wie das Tosen der Brandung, wie das Rollen des Donners an den Felsen von Rügen.

Arthur an Godwi.

Coblenz, im Mai 1793.

Hier bin ich Godwi, hier, in einer der schönsten Gegenden unseres Vaterlandes, während du und mein Vater mich längst unter den Triumphbögen der Trajane und in den Citronenhainen der Hesperiden wähnen. — Ich lebe hier so glücklich, Godwi, so ganz in der schönen Natur, daß ich deiner — verzeihe mir's — daß ich deiner beinahe vergessen hätte. Doch heute eilt mein Herz zu dir, und umfängt dich mit den tausend Armen der höchsten, innigsten Liebe, und einer unbekannten Freude.

Sieh', da stand ich heute, von den ersten Strahlen der Morgensonne beleuchtet, auf der höchsten Zinne des Ehrenbreitsteins, und schauete hinab, in das herrliche, wunderliebe Thal zu meinen Füßen. Unter mir rollte der Rhein ruhig durch seine Ufer, und empfing mit freundlichem Kosen in seinem Schooße die Silberfluthen der Mosel; leichte Schiffe flogen am blühenden Ufer hin, und aus hunderten von Dörfern, klang das Läuten der Frühmesse zu mir herauf.

O, Godwi, wie manches Bild des Lebens fand ich in diesem Bilde der Natur; wie manches Bild meines Lebens — meiner Kindheit. Und auch dein Bild fand ich, — tief, tief im Innern meines Herzens. Die Erinnerung an die glücklichen Tage meiner frühesten Jugend, regte sich lebhaft in meiner Seele, wie der Nachhall einer langsam verschwimmenden Musik; — und ich fühlte, daß mein Herz noch nicht erstorben war für die edelsten Gefühle des Lebens, für Tugend, Freundschaft und Liebe.

O, der glücklichen Tage meiner Kindheit! — Godwi, wo ich dich fand. Wie ein heller, strahlender Stern, steht dieser Augenblick, in der düstern, gehaltlosen Nacht der Vergangenheit.

Ich bin der Sohn eines Grafen; der Erbe großer, weitläuftiger Güter: aber ich bin zugleich der Sclav' eines Willens, eines despotischen, vorurtheilsvollen Willens; — Ich bin der Sclav' des unbeschränkten Stolzes meines Vaters. Ach, daß der Name Vater mir fremd ist, — daß er sich mir entgegen stellt, wie der Felsen, an dem alle meine billigen Wünsche, alle meine genügsamen Hoffnungen scheitern! — Doch du weißt ja, wie fremd mich mein Vater, wie zurückstoßend er mich seit meiner ersten Kindheit behandelte. Wie oft beneidete der sanfte Knabe, die Kinder seiner künftigen Unterthanen, wenn sie von Vater- von Mutterarm umschlungen, ihm zu sagen schienen: Du bist nicht reicher als wir! Unendlich reicher als er, waren sie — er liebte mit dem ganzen Feuer seiner jugendlichen Seele, und mußte diese Liebe verbergen, wie ein Verbrechen gegen die Würde seines Vaters und gegen die Sitten der Convenienz.

Da fand ich dich, Godwi! unter den Vasallen meines Vaters, und suchte deine Freundschaft, und war gezwungen dich zu lieben. Jener Tag wird mir ewig unvergeßlich seyn; wo du mich mit Gefahr deines Lebens, dem wilden Strudel des Waldstroms entrissest; wo ich, in deinen Armen, das Leben und das Geständniß deiner Freundschaft fand. Jener Tag steht

fest und glänzend, wie der Polarstern, in der gehaltlosen Nacht der Vergangenheit.

Wir waren Jünglinge geworden; aber unsre Freundschaft blieb dieselbe. Da bezogst du die Universität, und ich? — ich trat im Gefolge einer glänzenden Dienerschaft die Reise an — die große Reise, die mir der ehrsüchtige Plan meines Vaters bezeichnete. Ja Godwi, ich kenne diesen Plan, der meinen Willen in drükkende Fesseln, mein Herz in die Waagschaale des Interesses, und meine Zukunft in das Leichentuch häuslichen Unglücks legte.

Doch still davon! — vielleicht, daß meine Befürchtungen übereilt waren; — und sollte auch das Schlimmste kommen, so bin ich frei, frei! und verzichte auf die Reichthümer meines Vaters, die ich entbehren kann!

Lebe wohl.

Derselbe an Denselben.

Straßburg, Juni 1795.

Ich bin glücklich, Godwi, wie unter Tausenden kaum einer. — Ich lebe im Himmel, und habe die Erde vergessen, der ich angehöre, und die Fesseln, die sie mir auflegte. Mensch bin ich geworden, freier unabhängiger Mensch; und habe Herzen gefunden, die mich verstehen, wie ich sie verstehe.

Laß dir's erzählen, Godwi, wie ich es fand, das Glück; das höchste Glück meines Lebens, dessen aufbrechende Knospe meiner Ausdauer eine herrliche Blüthe verspricht, wenn ich sie warte und pflege.

Frohe Tage hatte ich in Coblenz und seinen paradiesischen Umgebungen verlebt; da entschloß ich mich, meine Reise fortzusetzen, und der Entschluß wurde eiligst zur That. Ich schickte meine Equipage und meine Leute nach Straßburg, nur einen behielt ich, meinen Heinrich, — du kennst ihn ja, der mir vor allen ergeben ist:

Mein Wirth hatte mir gesagt, daß eine Gondel noch an demselben Tage, den Rhein hinauf führe, und mir diese Art zu reisen, als eine der angenehmsten geschildert. — Mir gefiel das Neue, und ich eilte, mit meinem Heinrich, an das Ufer des Stromes.

Bald waren wir an Bord, in einem bunten Kreise verschiedener Menschen. Eine Truppe herumziehender Schauspieler, reisende Studenten, vertriebene Abbe's, Juden, die zur Frankfurter Messe zogen; kurz eine Musterchartе des bürgerlichen Lebens, stellte sich meinen Blicken dar.

Ich war bald heimisch unter meiner Reisegesellschaft. — Den Grafentitel, der mir schon so oft das Ungebundene kleiner Erheiterungen raubte, hatte ich abgelegt, und nannte mich Baumann, Gutsbesitzer aus Sachsen.

Das Geräusch auf dem Verdecke des Schiffes, wurde mir zuwider; — ich stieg die Treppe hinab, die mich in den geschmackvoll verzierten Raum führte, wo eine neue Gruppe meine Aufmerksamkeit erregte. Ein hoher, ehrwürdiger Mann, saß an einem der Tische, und las; ihm zur Seite zwei verschleierte Frauenzimmer, Mutter und Tochter, wie mir's schien. Sie erwiederten meinen Gruß, durch eine stumme Verbeugung, und schienen nicht weiter auf mich zu achten.

Ich setzte mich in ihre Nähe, und bereitete mich auf eine Anrede. Oft warf der Alte einen forschenden Blick zu mir her — und fragte, als

ich eben im Begriff war, mich mit dem gefundenen Faden einer Unterredung an ihn zu wenden, die junge Dame, in französischer Sprache, um eine gleichgültige Sache. — O, wie lauschte ich der Antwort, die endlich mit holden, lieblichen Harmonikatönen, durch die neidische Umhüllung des Schleiers drang. Beide sprachen im reinsten Accent jene Sprache, mit einer Geläufigkeit, die mich mit Gewißheit muthmassen ließ, daß diese Familie eine von den unglücklichen sey, welche die Revolution aus ihrem Vaterlande vertrieb.

War es die fremde Sprache, oder die Würde, die auf dieser, gewiß nicht glücklichen Familie ruhete, was mich verhinderte zu reden, oder war es der Eindruck, den die reizende Gestalt, und die schöne Stimme des Mädchens auf mich machte: — ich weiß es nicht.

Die Sonne senkte sich hinter die Berge, die sich an beiden Seiten des Rheins majestätisch erheben, und warf ihre letzten, scheidenden Strahlen, durch ein Seitenfenster auf den Schleier, der das Gesicht des Mädchens neidisch verhüllte: Da sah ich die Umrisse dieses Gesichtes, das schön geringelte Haar, und das glänzende Auge! —

Nach und nach wurde es lebhafter im Raume, denn die Kühle des Abends trieb den größten Theil der Reisenden herab: Wir rückten näher zusammen, und ich wagte es endlich die Fremden nach dem Ziele ihrer Reise zu fragen. Sie wollten nach Straßburg, und von da in die Schweiz.

Sieh, Godwi, so war die Unteredung angeknüpft, die mir im Laufe weniger Abendstunden, unter dem ununterbrochenem Getöse der Schiffsgesellschaft, den gebildeten Geist, und das edle Herz des Mädchens enthüllte. Bald war das Fremde, welches immer mit dem ersten Zusammentreffen unbekannter Menschen verbunden ist, aus unserer Mitte gewichen, und ein zwangloses Vertrauen trat an die Stelle scheuer Entfernung.

Nach und nach wurde es stiller um uns her, und nur das Rauschen des prächtigen Stromes unterbrach unsere Unterhaltung.

Ich verließ die Familie, und warf mich auf mein Lager; aber der Schlaf floh mich, denn mein Geist beschäftigte sich noch einmal mit den Vorfällen dieses Tages, und tausend widersprechende Gefühle bestürmten meine Seele.

Der junge Tag streuete seine Rosen, und weckte mich aus einem schönen hoffnungsreichen Traume. Ich sprang auf, alles lag noch im tiefen Schlafe um mich her.

Mein erster Gang war in's Freie, um die Trugbilder zu verscheuchen, die jener Traum mir vorgaukelte.

Da lag am Vordertheile des Schiffes das Mädchen, in betender Stellung; das Gesicht der aufgehenden Sonne zugewandt. Mein Fußtritt hatte sie gestört, sie wendete sich und begrüßte mich wie einen traulich lieben Freund.

O, Godwi, da sah ich es, dieses Mädchen, das meine rege Phantasie bei weiten nicht so reizend mir gezeigt hatte, wie es mir jetzt zur Seite stand. Ich hatte ihre Hand gefaßt, und wagte nicht sie anzublicken; aber in der düstern Tiefe der bläulichen Wogen, sah ich unser Bild; den leitenden Engel meines Lebens an meiner Seite. Nein, Godwi, ich will die edelsten Gefühle meines Herzens nicht entweihen, indem ich diesen Augenblick in Worte kleiden wollte; aber

wisse, daß dieser Augenblick über mein Leben entschied, und mich alles vergessen machte, die Pläne meines Vaters, und die festesten Vorsätze ruhiger Ueberlegung.

Unter St. Goar legte der Schiffer an; wir stiegen ans Ufer, Marie und ich, und gingen den Rhein hinan, unter dem Laubdache blühender Bäume, das die ersten Töne des Nachtigallenchors belebte.

Wir sprachen in unserer treuen, deutschen Sprache, und sagten uns — nicht wer wir waren; aber daß wir uns verstanden, daß unsre Herzen sich kannten, das sagten wir uns.

So kamen wir hier an, — ich mit einer unversiegbaren Liebe für dieß Mädchen, mit einer kindlichen Achtung für ihre Aeltern; und Marie mit dem Strahlenblick innerer Zufriedenheit.

Wir wohnen in einem Hause, und gelten für eine Familie; meine Dienerschaft hält sich in einem anderem Theile der Stadt auf. Ich bin glücklich Godwi, lebe wohl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Thaddäus Kosciuszko.*)

In Litthauen um das Jahr 1750, von edelichen, aber wenig begüterten Eltern geboren, ward Kosciusko zu Warschau in der für junge Edelleute, welche sich dem Waffendienst widmen, bestimmten Kadettenschule erzogen. Die Familie Czartoryski, welche um die Bildung ausgezeichneter Jünglinge manches Verdienst hat, soll, wie man versichert, vorzusweise für seine Erziehung gesorgt haben. Er hatte sich als einer der besten Zöglinge, hauptsächlich in der Mathematik und im Zeichnen, bewährt, und ward zu Vollendung seiner Studien nach Frankreich gesandt. Der Umstand, daß er damals mit dem berühmten (im Jahr 1796 verstorbenen) Baumeister Perronet, welcher ein eben so edler Mensch als geistvoller Künstler war, genaue Bekanntschaft schloß, ist leider die einzige Nachricht, die von seiner damaligen Reise bis dahin aufgefunden ward.

Beim Austritt aus der Kadettenschule traten die Jünglinge mit Offizierstrang in ein Regiment ein. Kosciuszko war, nach dem Aufenthalt etlicher Jahre in Frankreich, nach Polen zurückgekehrt und erhielt eine Kompagnie. Seine eigentliche Kriegerbahn jedoch begann erst in den Vereinten Staaten von Amerika, wohin ihn entweder Ruhmgier und der Wunsch, sich im Kampfe für die Sache eines freien Volkes auszuzeichnen, oder auch, wie erzählt ward, eine unglückliche Liebe für die Tochter eines Magnaten, deren Hand ihm verweigert blieb, geführt hatten. Kosciusko's empfindsamer Charakter, seine ehrerbietige und ritterliche Artigkeit gegen das schöne Geschlecht, und einige besondere Umstände seines Lebens, machen die letztere Vermuthung nicht unwahrscheinlich. Die Ruhm- und Freiheitsliebe konnte, durch eine andere Liebe angefacht, in seinem edlen Herzen nur höheren Schwung erhalten.

Rußlands politischer Einfluß auf Polen, zumal seit 1764, dem Krönungsjahr von Stanislaus Poniatowski, Katharina's vormaligem Günstling, welcher auf dem Throne vielmehr der Stellvertreter dieser Kaiserinn als

*) Im Auszuge aus der Notice biographique sur le Général polonais Thaddée Kosciuszko, par M. A. Jullien de Paris, Chevalier de la legion d'honneur. Paris, Panckouke, 1818. 8.

der polnischen Nation war; die von ihren natürlichen Bundesgenossen, Frankreich, Sachsen, und Oesterreich, schwach unterstützte oder vielmehr verlassene Confederation; Verfolgungen aller Art und Achtserklärungen gegen entschlossene Männer; eine Ueberzahl niederträchtiger Handlungen und Verrätherein durch ehrsüchtige und verdorbene Menschen verübt, mitten unter einzelnen glanzreichen und rühmlichen Thaten der Vertheidiger der Unabhängigkeit; endlich dann die im Jahr 1772 vollbrachte, und im folgenden Jahr durch des Reichstags erpreßte Zustimmung genehmigte erste Theilung Polens; dieß waren die schwierigen und traurigen Umstände, welche mit dem Knaben- und Jünglingsalter des Helden zusammentrafen. Er verließ das europäische Festland, schiffte sich ein, landete in den vereinten Staaten, und stellte sich dem Feldherrn Washington, ohne irgend eine mitgebrachte Empfehlung vor. Wofür sind Sie hieher gekommen? fragte ihn der General. — Ich kam in der Absicht für Amerika's Unabhängigkeit zu fechten. — Was können Sie leisten? — Prüfen Sie mich, sagte Kosciuszko mit edler Bescheidenheit. — Er ward geprüft, und bald überzeugte man sich von seinen Kenntnissen und seiner Tapferkeit, wie von seinem edlen Charakter; er ward nun als Offizier gebraucht und zeichnete sich in Kurzem aus.

Nachdem er einige Zeit als Freiwilliger bei der amerikanischen Armee gedient hatte, ward er am 18. Wintermonat 1776, vom Kongresse, auf einen Bericht des Kriegsausschusses zum Ingenieur mit Obersten-Rang ernannt, und er war hierauf, als Adjutant des Generals Gates, neben Hrn. Armstrong, dem nachherigen amerikanischen Minister in Frankreich, und später als Ingenieur-Oberst bei der vom General Gates und nachher vom General Green befehligten Südarmee angestellt. Am 13. Weinmonat 1783 erhielt er, auf die Empfehlung des Obergenerals Washington, den Rang eines Oberst-Brigadier, zur Belohnung, wie das Patent sich ausdrückt, für seine langen, treuen und rühmlichen Dienste. Seine Talente, seine Uneigennützigkeit und sein Muth erwarben ihm allgemeine Achtung bei der Armee, bei Washington, Gates und Franklin; die französischen Offiziere zeichneten ihn nicht minder aus, und es ward ihm die Freundschaft des jugendlichen Generals la Fayette zu Theil, welcher bestimmt war, die Sache der Freiheit in Frankreich, fast eben so unglücklich, wie Kosciuszko in Polen, zu vertheidigen. Im Jahr 1783 erst, nachdem England die Erklärung von Amerika's Unabhängigkeit anerkannt hatte, kehrte er nach Europa und in sein Vaterland zurück.

Er hatte hier lange in freiwilliger Zurückgezogenheit sich mit seinen gesammelten Erfahrungen, mit der Geschichte Polens, und mit den Aussichten der Zukunft beschäftigt, als ihn der Reichstag zum General-Major ernannte, und er an dem schwachen und vergeblichen Widerstand, welchen jener von 1788 bis 1791 dem stets zunehmenden fremden Einflusse entgegenzusetzen versuchte, theilzunehmen im Stande war. Der Ruf, den er genoß, gründete sich einzig noch auf seine Thaten im amerikanischen Freiheitskriege, und politischen Kredit besaß er noch keinen.

Als Divisions-General unter den Befehlen eines königlichen Neffen, des jungen Poniatowski, welcher die Truppen anführte, die der zum Umsturz der Verfassung vom 3. Mai 1791 anrückenden russischen Armee gegenüberstanden, hat er sich am 18. Heumonat 1792, in der unfern vom Bugflusse in Volhynien gelieferten Schlacht, ruhmvoll ausgezeichnet. Die Russen

hatten sich von Dubienka bis Opolin ausgedehnt, und griffen gleichzeitig alle polnischen diesseits des Bug befindliche Posten an. Der stärkste Angriff war gegen den nahe bei Dubienka stehenden General Kosciuszko gerichtet. Er hielt den Angriff tapfer und standhaft aus, sah sich jedoch genöthigt der feindlichen Uebermacht zu weichen, entschloß sich zum Rückzug, und bewerkstelligte diesen in bester Ordnung bis nach Chelm, der Hauptstadt der gleichnamigen Wojwodschaft. Der russischen Armee gelang es erst nach einem Verlust von viertausend Mann, über den Fluß zu setzen. Dieser Vorfall erwarb dem General Kosciuszko Auszeichnung und großes Vertrauen unter seinen Waffengefährten. Aber die Schwäche des Königs, der sich bald darauf Rußlands Vorschriften unterzog, lähmte die sich entwickelnde Vaterlandsliebe der Polen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Gedichte.

In Beziehung auf eine Anzeige in der Bremer Zeitung vom 5ten October ersucht die Unterzeichnete ihre geehrten Mitbürger und Mitbürgerinnen auch auf diesem Wege; jenen angekündigten Subscriptionsplan, für die Herausgabe einer Sammlung von Poesieen, gütiger Durchsicht zu würdigen.

Erwähnte Poesieen — welche erst nach Deckung der Kosten zum Druck gefördert werden — bestehend in Gedichten patriotischen, humoristischen und ernsten Sinnes welche den ersten Theil, und „Patriotisch-Dramatische Beiträge welche den zweiten Theil ausmachen: sind beide Theile, 30 Bogen starck, zusammen auf den Subscriptionspreis v. 1 Rthlr. 60 Gr. gesetzt; und werden dafür auf schönem weissen Schreibpapier, mit neuen saubern Lettern gedruckt, geliefert.

Da man bei dem Ganzen (wovon die Dramaturgieen zum Theil noch in gefahrvoller Zeit vom Jahre 1813 an, auf hiesige Bühne zur Darstellung gebracht wurden,) die beiden Hauptelemente jener Geistes-Erzeugnisse, die nur dem Herzen und dem Gefühl, nicht der Gelehrsamkeit ihre Existenz verdanken; da man Moral und Religiösität nicht vermissen wird, so lebt die Unterzeichnete der freundlichen Hoffnung, daß keinem der geehrten Interessenten es gereuen werde, die Herausgabe desselben mit befördert zu haben. —

v. e. Br.....n.

E. Reindahl, geb. Nullmann.

Ein Einfall.

Eine sehr reiche Wittwe hatte oft einen sehr launigen Mann zu Tische, der mehr damit beschäftigt war, Andere zu lachen zu machen, als zu essen; auf seinem Teller ließ er alles kalt werden, was man ihm vorsetzte. Um ihn diesen Fehler abzugewöhnen, gab die Frau ihren Bedienten Befehl, den Teller wegzunehmen, sobald sie einen Leckerbissen darauf erblickten. Der Lustigmacher merkte es und sagte nichts. Den andern Tag kam er wieder und hatte einen großen Nagel und einen Hammer in der Tasche. Beim ersten guten Stückchen, das man ihm vorsetzte, nahm ein Bedienter den Teller weg; er gab ihm einen Schlag auf die Finger. Die Nagelspitze war schon auf dem Teller und mit dem Hammer wollte er bereits zuschlagen, als die Dame schrie: „was wollen Sie denn machen?“ — „Gnädige Frau,“ versetzte er, „Ihre Teller sind zu flüchtig; ich will sie annageln.“

Selbstgefühl.

Niemal verlöschet ein Stern, weil Rohe sein Glanz nicht erfreuet,
Himmlischer Hoffnungen Bild strahlt er in's fühlende Herz.
Kümm're Dich nimmer darum, ob Dich die Gemeinen verstehen:
Nur in ein heilig Gemüth dringet das Heilige ein.

Grabschrift eines Geizigen.

(Nach dem Italiänischen des Francesco Loredano.)

Hier, Wandrer, modert Harpagon!
Das Leben lag ihm nicht am Herzen;
Nur machten, klagt' er sterbend schon,
Die Leichenkosten ihm noch Schmerzen.

---

*Sinngedicht.

Ist ohne Geist dein Sinngedicht,
So gleicht es einem Angesicht
Aus dem die schlaffe Dummheit spricht.

— n.

Miscellen.

Steigt der Luxus in dem Maaße fort, wie seit 20 Jahren, so hinterlassen alle Familien nichts weiter als abgetragene Kleider und unmodische Geräthe.

Jemand behauptete, es gebe nur zwei Uebel im menschlichen Leben: Mangel an Geld und Mangel an Gesundheit.

Charade.

Ein Wort in dem drei Sprachen sich vereinen:
Geboren ist's auf Hella's schöner Flur;
Die ersten Sylben werden Römisch scheinen,
Die dritte aber Gallischer Natur.
Und willst Du nun den Egoismus fragen:
Was liebst Du auf der Welt vor allem hier?
So nennt als Antwort er mit Wohlbehagen
Dann stolz die erste röm'sche Sylbe Dir.
Doch, willst Du zweifelnd die Geliebte fragen:
„Wen liebst Du, Mädchen? sprich, ich bitte Dich?"
Dann wird erröthend sie zur Antwort sagen,
Die zweite röm'sche Sylbe sicherlich.
Die dritte hüllt' mit einem dunkeln Flore
Die weise Mutter, die Natur, in Nacht;
Doch leider war die Büchse der Pandore
Aus jener dritten Sylbe selbst gemacht.
Seit sie der schwache Mensch gesehn, so schlagen
Sich Brüder mit den Brüdern d'rum in Wuth.
Die Gallier werden Dir die Sylbe sagen,
Sie opferten ihr selbst schon manches Blut.
Das ganze Wort von Hellas schönen Fluren,
Das von den letzten zwar die Farbe trägt,
Wird nahe bei den treuen Dioscuren
In heil'ger Werkstatt der Natur geprägt.
Du, Mensch! den der Besitz der letzten immer
So thörig, stolz und aufgeblasen macht,
Sprich doch, was ist denn Deiner Krone Schimmer,
Schaust Du das Ganze an dem Saum' der Nacht?

Auflösung der Charade in Nro. 79.

Eulenspiegel.

N: 83.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 15. October 1818.

Der Liebe Zeitrechnung.

Das Studium der Zeitrechnung
Ist keine Kleinigkeit,
Betreibt man's nicht mit Ernst und Schwung,
Kommt man darin nicht weit.
Ja selbst die größten Chronologen
Wohl schnitzern oft und viel;
Und wie bekannt, ist, recht erwogen,
Die Zeit kein Pappenstiel.

Doch kenn' ich eine Zeitrechnung
Die lernt sich kinderleicht,
Ja, fast von selbst, ohn' Anstrengung
Sie sich ins Köpfchen schleicht.
Was gilt's! Ihr habt sie längst getrieben —
Und zwar mit voller Kraft —
Denn in der schönen Kunst zu lieben,
Liegt meine Wissenschaft.

Nun seht: Sie theilt sich kürzlich ein —
Merkt wohl! in Vor und Nach —
Das will Euch nicht recht deutlich seyn —
Ja, ja! — doch nur gemach!
Laßt mich die Wissenschaft erst lehren,
Die kinderleichte — dann
Sollt Ihr gewiß den Meister ehren,
Der also rechnen kann,

Vor — kaum ein Stündchen währt der Tag —
Nach — wird er doppelt lang —
Vor — tönt zu rasch der Stundenschlag —
Nach — heißt's oft: Gott sey Dank!
Vor — Stunden sind nur Augenblicke,
Drei Monden kaum ein Jahr —
Nach — wird die allerkleinste Lücke
Im Zeitmaaß offenbar.

Vor — nimmt man meist den ersten Kuß,
Als Hauptepoche an —
Nach — oft den ersten Hauptverdruß,
Den ersten Hausorkan —
Vor — rechnet man nach Ewigkeiten —
Nach — zählt man jedes Jahr —
Vor — spürt man kaum der Erde Leiden —
Nach — nimmt man jedes wahr —

Vor — theilt man meist die Zeit nicht ein —
Nach — oft nur zu genau —
Vor — sind die Rechner Engelein —
Nach — sind sie — Mann und Frau —
Habt Ihr nun Vor und Nach verstanden?
Ja, ja, ich denke wohl —
Die Zeitrechnung in allen Landen —
Die gilt von Pol zu Pol.

„Dem bösen Sänger Acht und Bann,
Der solche Lehre lehrt.
Er ist — ruft manches Ehgespann —
Auch nicht drei Groten werth" —
Und manche Liebende ihm schmälen
Laut rufend: „Ah! der Thor,
Mag er sein Vor und Nach nur zählen,
Bei uns bleibt's Nach wie Vor."

So — so — Nun! werden's ja wohl seyn —
Bei sich der Sänger spricht —
So lange Frühlingslüftchen weh'n,
Denkt man des Winters nicht.
Doch streicht er herzlich gern die Segel
Vor manchem Ehgespann,
Und glaubt, daß es in jeder Regel
Ausnahmen geben kann. —

Das Grabmal auf Rügen.

(Fortsetzung.)

Arthur an Godwi.

Schaffhausen, October 1793.

Ich habe mit dem Tode gekämpft, Godwi; — ich stand am Rande des Grabes — doch meine Jugend, und die Sorgfalt der Aerzte, entriß mich seinen Armen — aber dem Schmerze, der in meiner Seele wüthet, und dem Grabe meiner Hoffnungen konnten sie mich nicht entreißen.

Es ist hin, Godwi, das schöne Trugbild, das meine kindische Phantasie mir schuf, und ich hadre nicht mit dem Glücke, dem ich die Blumenkränze abgewinnen wollte, die es mir neidisch vorenthielt.

Sanfter bin ich geworden, sanft wie ein Kind, — und nur noch eine Leidenschaft wohnt in meinem Herzen: — die glühende Liebe für meine verlorene Marie.

Ja, Godwi, ich habe sie verloren, da wo ich sie auf ewig zu besitzen wähnte; und weiß nicht, warum ich sie verlor, und ob ich sie je wiederfinden werde.

Es waren schöne Stunden, die ich mit ihr in Straßburg verlebte. Wir galten für eine Familie; Marie war meine Schwester geworden, und die Mutter hatte mich Sohn genannt.

Ein unglücklicher Zufall gab dem Vater meine Pässe vom Pariser Nationalconvent, worin ich als deutscher Fürst benannt war, in seine Hände. Ich besah während dem die Ufer des Rheins, bestieg den Münster, sah in blauer Ferne die herrliche Kette der Alpen, und das Gebäude meines Glücks schien mir fester zu stehen, als diese Felsen von Granit. Der Abend führte mich zurück: da sagt mir der Wirth, daß die Familie abgereiset sey, und einen Brief für mich zurückgelassen habe.

Mit zitternder Hand erbreche ich diesen Brief, und lese:

Herr Graf!

„Ein Zufall nannte mir Ihren Namen, „und dieser Zufall zwingt mich Sie zu ver„lassen. Ich habe Sie schätzen gelernt — „und liebte Sie als meinen Sohn! — Möchte „mein Herz das einzige seyn, das diese Trennung schmerzlich fühlte.

Leben Sie wohl. B. v. S.

In starrer Gefühllosigkeit las ich diese Zeilen, und las sie wieder, und konnte ihren Sinn nicht fassen, denn nur ein Gedanke — Marie ist fort — tobte in meiner Seele. Da sah ich auf der Rückseite des Briefes mit ungewissen Zügen diese Worte:

„Wir müssen fort! warum weiß ich „nicht. Leben Sie wohl, leben Sie wohl, auf „ewig."

Marie.

Ich rief nach Pferden, und sprengte der Spur nach, die mir der Wirth bezeichnete und die ich nur zu bald verlor.

In Bern und Basel, am Luzerner See und auf der höchsten Spitze des Gotthardts suchte ich sie; und wurde oft belächelt, wenn ich mit ängstlicher Eile nach einer Familie fragte, deren Namen ich nicht kannte.

Sieh, so schwärmte ich seit drei Monaten, mit dem heißen Willen: ich muß sie wieder haben, in den Thälern der Schweiz, und in den himmlischen Gefilden Italiens, deren Reiz keinen Eindruck auf mich machte, umher.

Ich stand auf dem Steine, von wo der sichre Pfeil des Befreiers der Schweiz das Herz des Tyrannen traf, ich huldigte den unter Winkelried gefallenen Manen der Helden; aber mein Herz war kalt bei der Erinnerung jener starken, treuen Heldenherzen. In die Eismassen der Gletscher grub ich den Namen Marie, und der Rhein empfing bei seinem Falle meine Thränen.

Ich sah die dem Schooße der Erde wieder entrissenen Städte Herculanum und Pompeji; durchsuchte die Höhle von Pausilippo, aber mein Herz blieb leer, leer bei den tausend Schönheiten, die die Natur und der menschliche Geist hervorbrachten.

So langte ich hier an mit zerrissenem Geiste und krankhaftem Körper. Meine Kraft unterlag — vierzehn Tage lang kämpfte ich mit dem Tode. —

Unaufhörlich habe ich den Namen Marie genannt, und die theilnehmenden Leute brachten mir das Bild der Heiligen dieses Namens; aber ach! es füllte meine Sehnsucht nicht. — Ich stieß es von mir! — Mein Körper ist genesen; doch mein Geist ist krank, sehr krank. —

Meine Leute schickte ich von Straßburg zu Haus, bis auf meinen treuen Heinrich, der mich in meiner Krankheit keinen Augenblick verließ.

Ich gehe ins südliche Frankreich — um dort unter den Greuelscenen der Zerstörung und den Ausschweifungen einer fanatischen Menge, die Ruhe zu suchen, die mir so nöthig ist.

Ob ich sie finde, Godwi? —

Lebe wohl.

Derselbe an Denselben.

Avignon im December 1793.

Ich habe sie wiedergefunden, meine Marie, und auf ewig hab' ich sie verloren.

Lies Godwi, und beklage mich; — — Von Schaffhausen eilte ich nach Frankreich, in diesen Crater. Ich glaubte Ruhe unter ihren Verheerungen zu finden, doch mein Herz schauderte, und der Schmerz nahm überhand in meinem Busen.

So kam ich nach Vaucluse, nach dieser Pforte des Todes, an deren Felsen selbst die Stürme der Revolution verhallten. Das memento mori der guten Mönche von la Trappe, stimmte mit den Gefühlen meines Innren, und einige stille Tage verflossen mir in ihrer Mitte. Gestern gegen Mittag langte ich in Avignon an. — Ich fand den Marktplatz mit einer zahllosen Menschenmenge angefüllt, über welche ich mit innerm Schauder das Gerüst der Guillottine hervorragen sah. Es sollte eben ein Unglücklicher geopfert werden. Ich war abgestiegen, der Strom der Menge riß mich fort bis an den Fuß der furchtbaren Maschine, unter deren Messern, in dieser Schreckenszeit, schon so mancher Unschuldige sein Leben verblutete.

In demselben Augenblicke brachte man unter dem lauten Jubel des Pöbels das Schlachtopfer, — einen Greis mit silberweißen Haaren, und dieser Greis, war — der Vater meiner Marie. Ein düstrer Nebel umhüllte

meinen Blick; — noch sah ich das Messer fallen, und sank mit einem schrecklichen Angstrufe besinnungslos in die Arme meines Heinrichs, der mir gefolgt war.

Im Innern eines nahgelegenen Gasthofes, erwachte ich aus einer langen Ohnmacht. Ich glaubte schwer geträumt zu haben, bis der Wirth mir sagte, daß jener Unglückliche, der meine Theilnahme so sehr erregt habe, in Verdacht gerathen sey, mit den Feinden der Freiheit in Verbindung zu stehen; und daß dessen Frau und Tochter noch in den Gefängnissen wären, und vielleicht ein gleiches Schicksal erwarteten.

Mit der unüberlegten Eile der Verzweiflung fliege ich zum Bürger-General; meine Pässe verschaffen mir Zutritt; und ich finde, Dank sey es Vorsehung! — einen Menschen in ihm, eine Seltenheit unter diesen menschlichen Tigern. Ich erhielt Freiheit für die Unglücklichen, und einen Arzt für die kranke Mutter.

Wie ich sie fand, Godwi? — ein Bild der Verzweiflung, eine Beute des tödtlichsten Schmerzes. Sinnlos brachte ich sie in meinen Gasthof; sie kannten mich nicht, und nur unarticulirte Töne preßte die furchtbarste Angst von ihren Lippen.

Das Herz der Mutter war gebrochen — sie starb in meinen Armen. O, Godwi, wie könnte ich dir das Bild, das schreckliche Bild dieser Stunden malen, wo sie in meinen Armen verschied, und das ewig theure Mädchen bewegungslos an ihrer Seite lag. Selbst der Arzt weinte, und verwünschte die Greuel der Revolution.

Wir brachten Marien in ein anderes Zimmer, und erst nach einigen Stunden kehrte ihre Besinnung zurück. Sie rief ihrem Vater, sie verlangte nach ihrer Mutter, wild schweiften ihre Blicke umher — da gewahrte sie meiner, und streckte mit einem flehenden Angstgeschrei ihre Arme nach mir aus.

Ich nahm sie an meine Brust, und benetzte ihr Gesicht mit tausend glühenden Thränen. Ich nannte sie bei allen theuern Namen; aber starr sah sie vor sich hin, und ein wilder Fieberbrand tobte durch ihren Körper.

Sieh, Godwi, so liegt es jetzt vor mir, das schöne, unglückliche Mädchen. — Der Tod kämpft mit ihrer Jugend, und bald vielleicht verläßt die reine Seele, die liebliche Hülle der Erde. O, daß ich mit ihr sterben könnte!

Und nun wisse alles! Jetzt an ihrem Sterbelager erfuhr ich ihren Namen. Mariens Vater war der Baron von Stein, — der unversöhnlichste Feind meines Vaters, der diese Reise unternahm, um in den Bädern von Pisa, und in den heilsamen Umgebungen von Barcelone und Montpellier seine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen.

Ein aufgefangener Brief an einen der emigrirten Franzosen machte ihn verdächtig — und zum Tode reif.

Was nun, Godwi? — Ich habe mir geschworen, Marien nicht zu verlassen, im Leben nicht, nicht im Tode.

Und so lebe wohl.

Derselbe an Denselben.

Mainz, Januar 1794.

Da bin ich wieder in den schönen, friedlichen Gefilden meines Jugendlandes, und meine Marie, meine angebetete Marie sitzt mir zur Seite. — Ihr Schmerz ist sanfter geworden. — Ich beweine mit ihr den schrecklichen Tod ihrer Eltern, die ich an einem Tage — ein Opfer der Volkswuth sterben, und in eine Gruft in dem Orangenhaine bei Avignon begraben sah.

An jenem Tage schwor ich mir, das Mädchen nimmer zu verlassen, im Leben nie, und selbst im Tode nicht. Und wäre sie mir weniger theuer gewesen, ich hätte mich der Waise angenommen, die das Schicksal, ein Raub der Verzweiflung — in die Hände jener entmenschten Tiger warf.

Mariens Jugend und ihre Liebe hatten das Grab besiegt — sie genaß in meinen Armen. Der Aufenthalt in Avignon erinnerte sie zu sehr an den Verlust ihrer Eltern, und ich suchte sie zu überreden, mit mir ins Vaterland zurückzukehren. Sie hatte keinen mehr auf dieser Erde, zu dem sie hätte fliehen können, als einen Stiefbruder in Böhmen, den sie nicht liebte. Das sagte sie mir; aber ihre jungfräuliche Zartheit preßte Thränen in ihr Auge, wenn ich sie bat mir zu folgen, um sich nie wieder von mir zu trennen. Ich verschwieg ihr die Hindernisse, die sich unserer Verbindung entgegensetzen würden; sprach nur von einer glücklichen Zukunft, von meiner glühenden Liebe — da sank sie an meine Brust, und lispelte: Arthur, ich folge Dir!

Heute endlich, sagte ich ihr meinen Stand, meinen Namen, — da trat die Blässe des Todes auf ihr Gesicht, starr sah sie mich an, und rief mit den Tönen der Verzweiflung. Nein, Arthur! betrügen wolltest du mich nicht! aber mein seyn kannst du nicht, nie kann ich dein seyn! Vergiß mich! überlaß mich meinem Schicksal, sey du glücklich, aber laß mich! o laß mich!

Da zog ich sie an meine Brust, und wiederholte ihr dem Schwur, sie nie zu verlassen, und die Rache des Himmels strafe den Meineid, wenn ich ihn begehe!

Ich weiß, was du sagen willst! — o, ich sagte es mir ja selbst schon tausendmal! Nie, nie wird mein Vater seine Einwilligung geben — eher wird die Erde ihre Bahn verlassen, als daß er — der stolze Mann, der längst schon meine Hand versagte, um den gesunkenen Glanz seines Hauses zu heben, den die edelsten Gefühle des Herzens fremd sind, wenn dieser Stolz spricht — es zugebe, daß sein Sohn der unbegüterten Tochter seines unversöhnlichsten Feindes, der Tochter des unter den Händen des Henkers gefallenen Mannes — seine Hand gebe.

Ich bin auf alles gefaßt. Einmal will ich glücklich seyn, und um einen glücklichen Augenblick zu erkaufen, ich die Fessel, die mich in das Joch eines langen, gehaltlosen Lebens schmiedet.

Ich will vor ihn hintreten, mit dem sanften Herzen des liebevollen Sohnes, Marien an meiner Hand — will ich mich vor ihm niederwerfen, und rufen:

Vater, segne deine Kinder! Rührt ihn dann nicht der Schmerz des unglücklichen Mädchens; ist ihm sein Stolz theurer als das Glück seines Sohnes, — dann Godwi, dann habe ich keinen Vater mehr; — dann stehen wir allein, Marie und ich, und gehören nur uns, einer dem andern.

Dann fliehe ich zu meinem Paradiese, — du kennst es Godwi — nur du. — Zu meinem Gute auf Rügen, wo wir so oft das Andenken meines edlen Oheims feierten, der es mir schenkte, und mir die unvergeßlich theuren Worte sagte: „Arthur, wenn du nichts mehr zu verlieren hast, oder wenn dir ein einfaches Glück lieber ist, als die drückende Fessel der Convenienz, dann fliehe in diese Stille, und du wirst glücklicher seyn, wie ich es war!“

Und so will ich den Weg antreten, den schwersten meines Lebens. O, daß ich es sagen muß; mit Zittern nahet sich der Sohn dem Herzen seines Vaters. Wie so gerne wollte ich

den Rechten entsagen, die mir der Zufall als Erstgebornen gab, wie gern als einzigen Erben aller Güter, einen jüngern Bruder anerkennen, wenn ich dadurch den Segen meines Vaters erkaufen könnte.

Doch es sey! Wille gegen Wille! —

Lebe wohl.

(Der Schluß folgt.)

Thaddeus Kosciusko.

(Fortsetzung.)

Kosciuszko war einer der Offiziere, welche nach dem schmählichen Friedensschlusse ihren Abschied verlangten. Bald sah er sich nun auch genöthigt sein Vaterland zu verlassen, und die Liebe der Mitbürger begleitete ihn in's Ausland. Während seines Exils ertheilte ihm die französische Nationalversammlung, durch eine feierliche Schlußnahme, das französische Bürgerrecht, gleichzeitig mit mehrern andern um die Menschheit verdienten Männern der alten und neuen Welt. Das Jahr 1793 brachte Kosciuszko großentheils in Dresden und Leipzig zu; allein, seiner Entfernung ungeachtet, waren alle Blicke auf ihn gerichtet, sobald die polnische Nation und Armee, des fremden Joches müde, dasselbe von sich abzuschütteln den Entschluß gefaßt hatten. Nach mehrern in Warschau gehaltenen geheimen Zusammenkünften, beschlossen die Patrioten, welche damals Insurgenten hießen, und die eines Mannes bedurften, dessen Name, Kopf und Herz Zutrauen einflößen konnten, Kosciuszko zum Anführer und Feldherrn zu wählen, und sie sandten daher zwei Abgeordnete an ihn.

Wie unzulänglich immerhin auch die vorhandenen Hülfsmittel waren, begab sich Kosciusko dennoch, in Begleitung eines Polen, an die Grenze. Dieser, welcher jetzt eine hohe Würde in seinem Vaterland bekleidet, setzte die Reise bis nach Warschau fort, um die Stimmung der Gemüther zu erforschen, das Volk vorzubereiten und die Häuptlinge, deren Ungeduld Alles zu überstürzen und dadurch auch Alles zu verderben drohte, zu mäßigen. Seine Rückkehr auf die Grenze hatte die Aufmerksamkeit der in Polen herrschenden Fremdlinge erregt, der Augenblick schien ungünstig und konnte den Erfolg des Unternehmens gefährden; Kosciuszko trat eine Reise nach Italien an, und übertrug einigen Freunden die Sorge der Fortsetzung der geheimen Unterhandlung und die vorbereitenden Maaßnahmen für einen allgemeinen Volksaufstand.

Die Patrioten in Warschau, welche entdeckt zu werden fürchteten, und die Offiziere vorzüglich, die der nahen Auflösung des ganzen polnischen Heeres entgegensahen, drangen auf seine Rückkehr; im Hornung 1794 hatte er sich Polen genähert, und er betrat die Woiwodschaft Krakau im Augenblick, wo die Besatzung dieser Stadt die russischen Truppen vertrieben hatte. Am 24. März 1794 setzten die Bürger von Krakau die Conföderationsakte auf, welche auch sogleich dreihundert Unterschriften erhielt. Sie sprachen darin eine feierliche Protestation gegen die verbündeten Mächte aus, welche das nördliche Europa für eine der Raubgier ihres Despotismus gewidmete Beute betrachteten, die heiligsten Rechte der Freiheit, der Sicherheit und des Eigenthums der Bürger mit Füßen traten, und Polen ihrer barbarischen und unversöhnlichen Rache zum Opfer bringen wollten. Die Werkzeuge der fremden Tyranney, die Glieder des permanenten Rathes, welchen die Unterdrücker aufgestellt hatten, den der Nationalwille gesetzlich aufhob und den jetzt preußische

und russische Bajonette wieder einsetzten, wurden als Verräther bezeichnet. Diese energische Erklärung der Bewohner von Krakau und die Bewaffnung der Polen geschah unter den Augen der fremden Gebieter. Eine freiwillige und einmüthige Zustimmung traf von allen Seiten ein. Kosciusko ward durch diese Urkunde zum Haupt der Nationalmacht, unter dem Namen eines Naczelnik oder Obergenerals, erklärt, und er sollte, Namens der Nation, auch die höchste Leitung der bürgerlichen und Staatsangelegenheiten übernehmen. Die einzige Grenze seiner Gewalt und die alleinige Gewährleistung der Freiheit der Nation lag jetzt nur in seiner Mäßigung und Tugend: Er hat das Vertrauen seiner Mitbürger nicht getäuscht, und Niemand hatte sich über Mißbrauch seiner vorübergehenden Dictatur zu beklagen. Der zwiefache Aufruf, welchen er damals an das polnische Volk und an die Armee erließ, zeichnet sich durch seine Einfachheit wie durch seine Freimüthigkeit und Stärke aus. „Meine Mitbürger, (so drückte er sich in dem aus Krakau am 24. März 1794 erlassenen Aufrufe aus,) ich kann das schändliche Joch der Sklaverei nur dann von uns abwerfen, wenn ihr mich eben so ungesäumt als nachdrücklich unterstützt. Leiht mir alle eure Kräfte und sammelt euch schnell unter die Fahnen des Vaterlands und der Freiheit. Ein gleicher Eifer muß alle Herzen beleben, weil wir alle auch nur ein gemeinsames Interesse haben. Bringt der Nation einen Theil eures Vermögens zum Opfer, das ihr ohnedieß nicht mehr als euer Eigenthum betrachten konntet, seit die Willkühr tyrannischer Söldlinge darüber verfügte. Sendet streitfähige und bewaffnete Männer zur Armee.. Die Verzweiflung läßt uns zum Letztenmal zu den Waffen greifen. Der Tod darf uns eben so wenig schrecken, als die Drohungen der Feinde. Die Hoffnung, ein besseres Schicksal für uns und unsere Kinder zu erringen, belebt unsern Muth. Der entschlossne Wille, frei zu werden, ist der erste Schritt für Abschüttlung des Sklavenjoches, und seine eigene Stärke kennen, ist das erste Erforderniß zum Siege."

Kosciuszko's Stimme wiederhallte in allen Herzen seiner Landsleute, und die polnische Jugend strömte unter seinen Fahnen zusammen.

Ein anderer Aufruf den er gleichzeitig erließ und der nicht geringeren Eindruck hervorbrachte, war an die polnischen Frauen gerichtet. Es verdient derselbe Erwähnung, weil er theils von dem persönlichen Charakter, von den Gefühlen, der Phantasie und dem ritterlichen Geiste Kosciuszko's, theils von dem Nationalcharakter seiner Landsleute zeugen mag, und hinwieder auf das ewige Gesetz der Natur hindeutet, welches die Staatskunst benutzen soll, und wodurch das zarte Geschlecht einen mächtigen, rechtmäßigen und wohlthätigen Einfluß auf die Männer ausübt, während politischer Stürme zumal, in denen edle Gesinnungen und die edle Liebe des Vaterlands sich in seltener Vollendung entwickeln.

„Edle Frauen, die Ihr der Menschheit Zierde und Schmuck seyd (so redete Kosciuszko sie an), auch Euch gebührt zu wissen, was ich zum Wohl und zur Befreiung des gemeinsamen Vaterlandes zu thun entschlossen bin, denn auch Euch ist Polens trauriges Schicksal unter dem stets drückenden Joche seiner Feinde fühlbar geworden. Vernehmet, daß wir Euch von diesem Joche befreien wollen; aber vergönnt mir, edle Mitbürgerinnen, eine Bitte an Euch zu richten; möge sie Eure zärtlichen und gefühlvollen Herzen rühren! Es kann Euch nicht entgehen, daß ein unterdrücktes Volk, welches seine Frei

heit und seine Rechte herstellen will, dieses nicht ohne Opfer zu Stande bringen mag, die jeder Bürger und jede Bürgerinn darbringen müssen. Eure Brüder, Eure Söhne, Eure Gatten waffnen sich zum Kampf; unser Blut soll Euer Glück befestigen. Edle Frauen, wenn unser Blut fließen wird, so tragt alsdann Sorge für Eure Vertheidiger.."

Wenige Tage nach seiner Ernennung zum General Kommando vernahm er das Anrücken der russischen Armee. An der Spitze von 4000 Mann zog er aus Krakau, es waren großentheils Bauern, im Kriege unerfahren, mit Piken und Sicheln bewaffnet, aber entschlossen und muthvoll. Am 4. April 1794 lieferte er dem Feind bei Raslawice eine Schlacht; das Gefecht dauerte von drei Uhr Nachmittags bis acht Uhr Abends. Die Polen trugen den vollständigen Sieg davon, blieben Meister des Schlachtfelds, und erbeuteten eilf Kanonen, nebst Gespann und Munition. Der Feind verlor dreitausend Mann, und warf fliehend Waffen und Patrontaschen von sich. Einige, nur mit Sicheln bewaffnete Bauern bemächtigten sich einer Batterie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Selbstverläugnung.

Die schärfsten Pfeile schleifet traun!
Der Kriticus Herr Spitz,
Die feinsten Herr'n, die feinsten Frau'n
Empfinden seinen Witz,
Doch daß er stets sich selber sticht,
Das fühlt des Satyr's Bosheit nicht.

Auflösung der Charade in Nro. 82.

Meteor.

Anekdote.

Papst Gregor XIII. verdankte seine Erhebung vorzüglich dem Kardinal Borromeo, der ihm nur darum seine Stimme gegeben hatte, weil er ihn für einen uneigennützigen Mann hielt. Kaum aber saß Gregor auf dem päpstlichen Stuhle, als er anfing, seine Verwandten auf Kosten des Staats zu bereichern. Heiliger Vater, sprach der Kardinal einst zu ihm, wenn ich gewußt hätte, daß Sie so handeln würden, so hätten Sie weder meine, noch meiner Freunde Stimme erhalten.

Tischspruch.

Freunde, wollt Ihr glücklich leben,
Müßt Ihr nichts für Medicin
An den Apotheker geben,
Keinen Arzt zu Euch bemühn.
Statt der Pillen, Pulver, Tränke,
Gallenbittre Arzenei'n,
Alle viel zu theuer, schenke
Bacchus Rebensaft Euch ein.
Wenn Euch dann noch Grillen plagen,
Bleibt umdüstert Euer Sinn:
Statt den finstern Arzt zu fragen,
Fragt die muntre Nachbarin.

* Räthsel.

Rathen ist jetzt an der Mode,
Doch Freund das Errathen nicht.
Manches Räthsel löst sich nach dem Tode,
Wozu hier der Witz gebricht.
Doch manch' Räthsel ist gar leicht,
Wie dir gleich das Meine zeigt,
Drum sag' mir du Rathmann mein,
Sag' doch, „was steht ohne Bein?"

Obiges Räthsel ist uns von einem Freunde, als eine bis jetzt noch ungedruckte Reliquie unsers allgemein gefeierten Bürger's zugesandt worden.
d. Red.

№ 84.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 18. October 1818.

Am achtzehnten October.

Lauter wird des Volk's Gedränge,
Auf des Marktes weitem Plan;
Festlich hallen Glockenklänge,
Und geschmückte Krieger nah'n.
Heller Orgelton erschallet
Aus des Domes offnem Thor;
Und durch seine Bogen hallet,
Wechselnd, froher Hymnen Chor.

Warum in der Menge Blicken,
Fragst Du, seh' ich Freude glühn? —
Warum von der Berge Rücken,
Helle Flammensäulen sprühn? —
Fremdling! — laß den Greis Dir's sagen,
Horch, der Knabe stammelt's nach,
Echo wird es zu Dir tragen;
Heute ist der Freiheit Tag!

Die Freiheit gewonnen,
Der Siegesruf tönt!
Die Nebel zerronnen,
Das Schicksal versöhn't.
Die Schmach ist gerochen,
Entschieden die Schlacht;
Die Fessel zerbrochen,
Für Sclaven gemacht!

Hört Ihr noch den Siegsruf frecher Horden,
Seh't Ihr noch die blut'gen Panner weh'n —
Noch der Freiheit Märtyrer ermorden,
Ungerächt zum Blutgerüste geh'n?
Zählt Ihr noch die tausend bittern Thränen,
Seht Ihr noch des Blutstroms schwarze Spur;
Und vernehmt Ihr noch das wilde Dröhnen
Heißer Kämpfe, auf der theuren Flur? —

Wißt Ihr noch, wie jedes Wort, gewogen,
Aengstlich nur, von Euren Lippen drang;
Fühlt Euch noch vom Todeshauch um zogen,
Wenn der Name des Tyrannen klang? —
Denkt Ihr noch der schmerzerfüllten Tage,
Wo den Sohn man Eurem Arm entriß;
Wo der Töchter jammervolle Klage,
Vaterherz und Mutterherz zerriß? —

Ja, Ihr denkt noch jener Schreckensstunden,
Deren Lauf so manchen Frevel trug;
Ungeheilt noch bluten tausend Wunden,
Die des Schicksals Eisenhand Euch schlug.
Frühling wand den blüthenreichen Schleier
Längst um der Gefall'nen kühles Grab:
Pflückt Euch dort zu dieses Tages Feier.
Still die Blume der Erinn'rung ab!

Hehrer Tag! — Du lebst im deutschen Liede,
In der Sage nie verblichnem Kleid',
Und der Enkel staunt die Piramide,
Und gedenkt der großen, kühnen Zeit.
„Hier, „wird er zu seinen Söhnen sagen,"
„Brach der Deutsche das Tyrannenschwert,
„Hier ist eine Herrmannsschlacht geschlagen,
„Seyd des Namens Eurer Väter werth!

„Unbezwungen, fest wie eine Eiche,
„Stand der Deutsche — groß durch eigne Kraft;
„Zwar vertheilt in viele kleine Reiche,
„Waren alle eine Brüderschaft.
„Ach! da warf der unglückschwangre Süden
„Auf dies Volk den Basiliskenblick,
„Und das Band der Treue war geschieden,
„Mit der Eintracht floh des Lebens Glück.

„Aus des Craters blutgesäumten Schlünden,
„Floß Verderben über unsre Flur.
„Freiheit floh aus Deutschlands lieben Gründen,
„Herbe Knechtschaft trat in ihre Spur.
„Und die Sonne zog um diese Schrecken
„Siebenmal die wundervolle Bahn;
„Da sah man aus Nordens öden Strecken,
„Die Verkündiger der Freiheit nah'n.

„Da, da sank des Zaubers Decke nieder
„Und der Löwe schlummerte nicht mehr!
„Drohend streckte er die Riesenglieder,
„Bebend stand der Feinde freches Heer.
„Hier, wo sich die Grabeshügel reihen,
„Brach der Deutsche das Tyrannenschwert;
„Hier sollt Ihr dem Vaterland' Euch weihen;
„Seyd des Namens Eurer Väter werth!

Und so laßt die Hymnen schallen,
Bei geweih'ter Kerzen Glanz,
Laßt die Flammensäulen wallen,
Schmückt Euch mit der Eiche Kranz!
Bürger! einet euch zum Bunde,
Reicht zum heil'gen Schwur die Hand;
Sey die Losung dieser Stunde:
Freiheit, Gott und Vaterland!

A. D..v.s.

Der Mörder Hussey in Greenwich.

(Schluß.)

Der unglückliche Hingerichtete war noch nicht mehr als 25 Jahr alt. Er hatte beim Seewesen gedient und genoß als solcher eine Pension zu Greenwich. Nachdem der Körper eine Stunde gehangen hatte, wurde er herausgeschnitten und nach dem chirurgischen Hospital der Hrn. Day und Watman in Maidstone gebracht, wo er wahrscheinlich anatomirt worden ist.

Andere Nachrichten sagen noch dieses: bald, nachdem Hussey im Kerker früh Morgens die geweihte Hostie empfangen hatte, trat der junge Mstr. Bird, der Sohn des Ermordeten, ins Gefängniß. Er richtete folgende Frage an ihn: Wißt Ihr, Hussey, wer die abscheuliche That gethan? Antwortet mir aufrichtig. — Worauf er erwiederte: „Ich habe meinen Verdacht. Ich weiß um den Diebstahl und habe Theil genommen an dem nächtlichen Einbruch. Ich habe aber die Mörder nicht den Mord vollziehen sehn." — Und dann noch auf dem Rabenstein selbst, wo eine allgemeine feierliche Stille herrschte, nachdem der Prediger auf die Platforme gestiegen war: er sehe sein Urtheil als gerecht an, er sey gleich schuldig dem Gesetze nach, aber nicht der Mörder. — Der Aussage eines Dritten zufolge versprach Hussey im Kerker, er wolle auf die Frage, ob er wisse wer die Mörder seyen, erst auf dem Schaffot mit „Ja" oder „Nein" antworten. Er gestand auch ein, daß die Kamaschen, die man in seinem Kasten gefunden hatte, in jenem Hause gewesen und mit dem Blute jener Schlachtopfer besprützt worden seyen, als er über die Leichen der Ermordeten hinweggeschritten.

Zwei Briefe, welche der Prediger Rutgs an den Gefangenen schrieb und die wir nur im

Auszuge mittheilen, hatten wahrscheinlich auf den Entschluß, das unten folgende Geständniß abzulegen, einigen Einfluß. Hier sind sie:

Limehouse, den 24. Juli. 1818.

„Karl Hussey. — Der Zeitpunkt kommt heran, wo Ihr verhört werden sollt wegen des ermordeten Hrn. Bird und seiner Haushälterin. Ich werde Euch am Montag im Kerker zu Maidstone besuchen. Im Fall ich aber meiner vielen Amtsgeschäfte wegen verhindert werden sollte, so schreibe ich Euch diese Zeilen, um Euch von meinem innigen Antheil zu überzeugen. Ihr erinnert Euch des Umstandes, als ich Euch in einem der Gefängnisse zu London besuchte. Damals freute ich mich über Eure Offenheit und die Versicherung Eurer Unschuld. Ihr sagtet mir, Ihr wolltet keinen Schritt thun, dieselbe durch Beweise zu erhärten. Mein Rath ist aber: thut Euer Möglichstes, um sie zu beweisen. Ihr könnt wol denken, daß der Schein gegen Euch ist, und daß die Personen, die Euch vor Gericht verfolgen, alles vorbringen werden, was gegen Euch zeugt. Erwägt das reiflich in Eurem Gemüth. Gebt Euren Augen keinen Schlaf, und Euren Augenliedern keinen Schlummer, als bis Ihr Euren Frieden mit Gott gemacht habt. Denkt an den Wechsel alles Menschlichen, bedenkt, wenn Ihr mit Einer unbereueten Sünde sterbt, was muß Euer Schicksal nach diesem Leben seyn? Wenn ich in Eurer Stelle wäre, ich legte das Bekenntniß freiwillig ab. Denn gestände ich es nicht, und es wäre nur wahrscheinlich, daß das Leben einer Mit-Creatur noch davon abhinge, wenn ich nicht mehr wäre, so müßte ichs doch für meine Pflicht halten, zu bekennen, oder der Zorn des Himmels würde auf mir ruhen und mir im Grabe keine Ruhe lassen. Bedenkt das und antwortet mir umgehend. Der Herr erbarme sich Euer!" James Rudge.

Limehouse, den 30. Juli 1818.

„Karl Hussey! — Ein Todesfall in meiner Familie hat mich abgehalten, am Montag zu kommen. Ich werde aber gewiß nächsten Sonnabend oder Sonntag zu Euch kommen. Ich ersehe aus Eurer Antwort mit Freuden, daß Ihr Euch ruhig in den Willen Gottes ergeben habt und daß Ihr Eure Unschuld vor der Welt glaubwürdig macht. Aber mein Rath ist: seyd auf das Schlimmste gefaßt. Wenn unschuldig, habt Ihr hinführo von Eurem Gott nichts zu fürchten. Wo aber nicht, so weiht Euch der Gnade des Schöpfers; dann wird es heißen: Tod, wo ist dein Stachel, o Ewigkeit, du Donnerwort, wo sind deine Schauer? Der Ausgang wird dann das Opfer Eures Lebens seyn; aber seyd ein standhafter Christ im Kerker wie auf dem Schaffot, und denkt an den gekreuzigten Jesus, welcher starb für Euer Wohl, und litt um Eurer Sünden willen. Ich werde Euch gern das heil. Abendmahl austheilen, wenn Ihr in der rechten Verfassung seyd. Schreibt mir morgen einige Zeilen über den Ausgang Eures Verhörs. Ich bete zu Gott, daß er so seyn möge als ich es wünsche. Der Allmächtige gebe Euch Zufriedenheit. Der Eurige von Herzen. James Rudge.

N. S. Die Person, wovon Ihr mir sagtet, leidet viel um Eurentwillen und verlangt sehnlichst nach Euch. Laßt mir wissen, ob es möglich ist Euch auf irgend einem Wege zu dienen."

Erst acht Tage nach der Hinrichtung machte indeß endlich der Prediger Rudge einen langen, die ganze Sache aufklärenden Bericht bekannt, welcher folgenden Inhalts ist. — „Da bereits so viele widersprechende Gerüchte

*

über Hussey im Umlauf sind, so will ich in authentischer Form alles was am letzten Morgen über seine Lippen ging in Folgendem bekannt machen. Mein Verhältniß zu ihm war, wie natürlich, von besonderer Delicatesse und Schwierigkeit. Ich bat ihn daher um das Geständniß theils als religiöse Pflicht, theils als einen besondren Gefallen, den er mir persönlich thäte; ich wendete meine ganze Ueberredungskunst an; aber das alles half nichts. Nur Eine merkwürdige Aeußerung entfuhr ihm; „was kann es mir nützen, Euch alles aufzuklären, jetzt, nun ich dafür Strafe leiden soll? Besser, das Geheimniß stirbt mit mir! Ihr dürft nicht, dürft nicht weiter in mich dringen. Unschuldig bleib' ich wie ich bin." — Dies war am Sonntag. am Montag früh sagte er, er habe wenig geschlafen, er habe noch etwas auf dem Herzen, wovor er keine Ruhe habe, es stehe in Verbindung mit dem Begehen des Abendmahls. Nun glaubte ich, sey der rechte Zeitpunkt gekommen. Aber dennoch! Nichts war aus ihm herauszubringen. Das einzige was er, auf den Knieen liegend, mit einem durchdringenden Blick stammelte, war: „Ich weiß es, aber sachte — gleich — gleich —"

Eine schauerliche Stille herrschte in seiner Zelle, wie in der ganzen Natur. Ein leiser Nebel deckte noch die Fluren. Der Thau hatte meine Füße benetzt. Allmälig brach die Sonne hervor, sie warf ihre Strahlen durch das Fenster des Kerkers. Ein dichterer Nebel verdüsterte die Seele des Gefesselten. Hier wollte die Sonne noch nicht durchdringen. Aber der Morgen graute doch schon in seiner Seele. Ich betete mit ihm. Nie ist mir ein Morgengebet heiliger gewesen, für ihn wol nie schauerlicher und fürchterlicher. Den milden Morgenthau der Thränen sah ich in seine Augen treten. Unsre Seelen schienen sich zu berühren. So nahmen wir das Abendmahl ein. Zum Abend seines Lebens wurde ihm der letzte Morgen. Der schönste, heiterste aller Morgen, der Verzeihung auf ihn herabzulächeln schien. Wir sprachen noch mancherlei über den Zustand der Seele nach dem Tode, über den Fall Adams, über die Reue vor Gott und die Versöhnung durch das Blut Jesu Christi. Es folgte die Lehre vom Gnadenbund, von der Abwaschung der Sünden, von der Reinigung, vom Eingehen durch den Tod in das ewige Leben. Aber Hussey gab nicht Achtung. Er horchte auf einmal an der Thür, ob auch jemand lausche. Es schien, als wolle er sich mir nun entdecken. Ich sagte: wie schön ist es, wenn man doch einen treuen Freund hat, in dessen Busen man sich ergießen kann. Ja, erwiederte er, und der Freund seyd Ihr, vor dem ich nichts verschweigen kann. Nie habe ich einen seligern Augenblick genossen, als jetzt. Was Ihr an mir gethan habt, kann ich Euch nie vergelten. — Ja, Hussey, das könnt Ihr, Ihr könnt es mit Etwas vergelten, wenn Ihr es wollt, sagt mir alles heraus was Ihr wißt; heraus damit. — Er sah wieder nach der Thür und horchte; denn wir waren ganz allein zusammen, der andre Prediger war unterweilen hinausgegangen. Jetzt wurde es Ernst. Er begann folgende Erzählung, die ich mit seinen eignen Worten, so viel ich mich deren erinnern kann, hersetzen will. Die Scene war eine von den schmelzenden, erst mußte er ein wenig Brodt zu sich nehmen, so stockte er. Einmal glaubte ich gar, er würde nicht fortfahren können, so quälte er sich, das ungeheuer Schreckliche in Worte zu zwingen:

Hussey's Bekenntniß.

Gleich von Anfang bin ich entschlossen gewesen, das Geheimniß selbst meinen theuersten

Verwandten nicht zu verrathen, sondern es mit mir sterben zu lassen. Ihr neulicher Brief machte mich wankend, doch war ich bald wieder drüber hinweg. Ich bin nicht der Mörder, aber ich habe den ganzen Plan gemacht. Der Allmächtige giebt mir Kraft in dieser Stunde, das zu sagen; zu sagen, daß von dem Morde des Hrn. Bird und seiner Aufwärterin, oder wer sonst noch getödtet ist, meine Hände nicht befleckt sind. Ein Mann, den ich Andreas nennen will, und ein andrer, Baptist, haben es gethan. Wir waren durch Zufall in Greenwich zusammengetroffen, und wurden bald gut Freund mit einander. Wir hörten, daß Hr. Bird sehr reich sey und daß er zuweilen nach London gehe, um dort große Summen einzucassiren. Von ungefähr sitze ich einmal mit Andreas und wir trinken zusammen im Tiger (einem Wirthshaus). Wie wir so durchs Fenster sehen, sitzt gegenüber der alte Hr. Bird in einem seiner unteren Zimmer an einem Tisch, worauf eine Menge Gold liegt und noch Mehreres, was wir für Banknoten hielten. Ich sagte im Spaß, das wäre 'mal ein rechter Fang. Dies führte weiter, wir kamen in's Gespräch, ich schlug die Diebersi vor und sagte, wir müssen diesen Abend zusammenkommen, dann wollen wir sehen, was dabei zu thun ist. Indeß konnte den Abend just nichts versucht werden, es kam was dazwischen, die Sache war noch nicht recht angelegt und wir hatten uns auch nicht verabredet, wie die Rollen bei der Geschichte vertheilt werden sollten. Ungefähr eine Woche nachher kamen wir wieder zusammen, und mein Rath war, wir sollten es denselben Abend noch versuchen, ich hätte schon einen Hammer in Bereitschaft, womit ich an die Thür schlagen wollte. Wir gingen alle drei hin, es mochte wohl schon halb 12 in der Nacht seyn. Da aber auf unser Klopfen keine Antwort erfolgte, und eine Menge Leute hin und her gingen, so verloren wir den Muth und schlichen davon. Nun fiel mir wieder ein, was mir meine Wäscherin gesagt hatte, daß der alte Bird früh zu Bette gehe und bei Zeiten wieder aufstehe. Wir verabredeten uns nun, wir wollten im Park auf einer gewissen Stelle zusammentreffen und von da nach Birds Hause gehen. Dies thaten wir auch gleich, es war zwischen 8 und 9 Uhr den Abend, an welchem der Mord geschah. Der Plan war so: Andreas sollte vorn an der Hauptthür anklopfen, Baptist sollte versuchen in die Seitenthür zu kommen oder sie aufzubrechen, und so hinten herumgehen bis nach dem Hinterfenster. Unterdessen sollte Andreas die Magd im Gespräch zu halten suchen, bis daß er sähe, daß Baptist glücklich in die Seitenthür hineingekommen wäre. Wie ich nachher hörte, so hatte Baptist große Mühe, hineinzukommen, aber endlich kam er doch hinein, worauf Andreas sogleich die Aufwärterin mit einem Faustschlag zu Boden warf und mit einem großen Hammer todtschlug, mit welchem er sich versorgt hatte. In demselben Augenblick drang Baptist durch den Hinterhof und strangulirte den alten Bird, faßte ihn bei der Kehle und gab ihm noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hammer, den ich ihm gegeben hatte. Während dieser ganzen Zeit stand ich dicht neben der Vorderseite des „Tigers," um zu pfeifen, wenn ich sähe, daß jemand kommen sollte. Ich pfiff auch 2 mal, denn es kamen 2 Personen, die vorüber gingen. Da die Nacht aber sehr neblig war und es noch nicht 9 geschlagen hatte, so ging alles gut und die Leute hatten kein arg daraus, daß die Magd noch mit einem Licht in der Thür gestanden hatte. Ich hielt noch über eine viertel Stunde Wache. Endlich fürchtete ich, sie könnten entdeckt werden, ging also queer über die Straße und fühlte mich, im Dunkeln tappend, bis an die Thür. Ich klopfte sachte an.

Niemand antwortete. Ich hörte auch kein Geräusch. Da mir dies seltsam vorkam, so ging ich nach der Seitenthür und versuchte, hier hineinzukommen, aber ich fand sie fest verschlossen. Eben so die Hauptthür, woran ich wieder klopfte und wo ich endlich eingelassen wurde, ich weiß nicht mehr durch welchen von beiden, er sagte aber: wir waren oben im Giebel des Hauses, wo wir überzählten, was wir gefunden hatten, aber Ihr habt uns gestört und einen Schrecken eingejagt. — Es war nur ein Schreckschuß, erwiederte ich, ging hinein, stieg die Treppe hinauf, stolperte aber über den Leichnam der Magd, den wir nun aus dem Wege schleppten. Ich war erschrocken, das Schicksal des alten Bird und seines Mädchens zu vernehmen. Aber Baptist sagte, sie könnten nicht dafür, weil beide sich so resolut widersetzt hätten, besonders der alte Mann. Ich sollte nun sogleich wieder hinausgehen, und nach 10 Minuten wollten sie mir nachkommen. Es war sehr dunkel, so daß uns niemand sehn konnte, zum Glück war kein Schnee gefallen. Wir gingen nun in den Park, wo wir mit Hülfe einer Diebslaterne, die verdeckt werden kann und die Andreas mitgebracht hatte, unseren Raub theilten, den sie in ein Schnupftuch geknüpft hatten. Es waren eine große Menge Sachen, aber das wenigste fiel mir zu. Sie sagten, in dem Büreau hätten sie sehr viele Guineen gefunden, welche sie selbst behalten wollten, ich sollte dagegen die Banknoten und Uhren hinnehmen. Darauf gingen wir auseinander, ich wollte nach Hause und mich geschwind umziehen. Auf dem Wege begegnete ich der hübschen Margrete, die mit ihrer Schwester Fanny und einem neuen Liebhaber, die ich alle recht gut kannte, noch im Park spatzieren ging. Der Mond war eben aufgegangen und ich hatte das gute Gretchen noch kurz vorher am Fenster auf der Laute spielen hören. Sie war mir sonst gut gewesen, nun war sie mir untreu geworden. Auch das kleine bescheidne Glück sollte ich verlieren. Sie kannten mich und ich grüßte sie. Bringt ihr jetzt meinen letzten Gruß, werther Herr, wenn ich nicht mehr lebe. Ich sah mich noch lange nach ihr um, und sie auch, bis sie verschwand. Als ich mich umgezogen hatte, ging ich zu dem Bassin nahe beim Vansittarts-Platz, wo ich die beiden Hammer ins Wasser warf, welche meine Kameraden mich geheten hatten, mitzunehmen. Nur 2 oder 3 mal nachher bin ich Andreas und Baptisten noch begegnet. Dann gingen sie zu Schiff. Gerade um die Zeit der Mordthat lag ihr Schiff segelfertig, um nach Ostindien zu gehen. Als ich mich 4 oder 5 Tage nachher nach ihnen erkundigte, hörte ich, daß das Schiff eben abgesegelt sey. Dies war den 11. oder 12. Februar dieses Jahrs. —

Obiges ist, nach meiner besten Erinnrung und Ueberzeugung, ein durchaus getreuer Bericht.

Limehouse, den 8. Aug. 1818.
(Unterz.) James Rudge.

Gleich nach der Execution schickte Hr. Rudge Abschriften von Husseys Geständniß an Lord Sidmouth und an die übrigen Autoritäten, um Anstalten zu treffen und auszumitteln, in wiefern diese Angabe, wodurch die Schuld auf andere gewälzt wurde, begründet sey, damit man, wenn sie wahr sey, sofort Instructionen abschicke, um die Uebelthäter zu verhaften. Die wahren Namen sind absichtlich nicht genannt, damit ihre zu frühe Bezeichnung nicht etwa die Verhaftung vereitle. Aus demselben Grunde hielt Hr. Rudge auch noch einige Tage die öffentliche Bekanntmachung des Obigen zurück. Viele woll-

ten die innere Aufrichtigkeit von Husseys Aussage noch bezweifeln, weil, wie sie behaupten, manches darin den Umständen sowohl als sich selbst widerspreche. Nach gehaltener Mordschau oder der Coroners Inquest, wobei die Geschwornen sich um die Leiche des Ermordeten zu versammeln und die Tödtlichkeit der Wunden zu untersuchen pflegen, hatte sich damals wenigstens kein Zweifel erhoben. Der Angeklagte, William Hazlitt, ist freigesprochen worden. Eine Magistratsperson zu Greenwich Hr. Smith hat die Mühe übernommen, durch Nachfragen auf den Schiffsdocken und Nachschlagen der verschiedenen Schiffsregister herauszubringen, ob die beiden angegebnen Leute wirklich von England nach Ostindien oder nach einem andern Ort ihre Bestimmung abgesegelt sind. Sobald wir über diesen Umstand aus öffentlichen Zeitschriften nähere Kunde erhalten sollten, werden wir nicht verfehlen, dieselben in diesen Blättern nachträglich mitzutheilen.

Es ist gewiß ein seltner Fall, zwei so verschiedne Seiten, dem Anschein nach unerklärliche, nicht zu vereinigende Eigenschaften des Herzens in Einem Menschen vereinigt zu sehen, die wie schwarze Nacht und wie heller Tag in der Seele wechseln. Doch sind manche Beispiele (unter andern gesammelt von Müchler), wo solche Herzensgüte, aber Schwäche des Charakters, mit Bosheit sich untereinander mischt, dem Beobachter nicht unbekannt. Und so möchte man wohl in dem Sinne eines bekannten Romans auch von diesem räthselhaften Wesen sagen: ein Mörder, ein Mordbrenner, ein Räuber, ein Missethäter, ein Spitzbube — und doch ein göttlicher Mensch!

(Mitgetheilt von — en.)

---

*Am 5ten Jahrestage des großen Freiheitskampfes den 18. Oct. 1818.

Steige auf der Menschheit heiligsten Altären
Opfer höchsten Dankes auf zum Himmelsthron.
Wie dort Cherubim und Seraphim im lichten Sphären,
Eine sich die Welt zu einem Jubelton! —
Ob auch nimmer Feuer lodern auf den Bergen,
Wenn Erinnerung uns nur im Busen glüht;
Daß einst über blut'gen Leichen, über Särgen
Unsrer Brüder, unsre Palm' erblüht.

Sammle in des Ew'gen Hochgeweihten Hallen,
Um die Diener Gottes, jegliche Gemeine sich;
Daß nach heil'ger Andacht Rede möge schallen,
Das Tedeum frommer Menge feierlich.
Ein Tedeum — das aus froher, freier Seele,
Jauchzend auf, von Stern zu Sterne dringt;
In die Nacht des Grabes, in die Todeshöhle,
Der für uns Gefall'nen, dankbar niederklingt.

Ja Herr Gott! der Du so großes uns gewähret,
Ja Dich loben wir, in Deiner Werke Pracht!
Sieh herab! der Staub im Staube Dich verehret,
Dich der Heerschaarn Herr, den Gott der Macht!
Göttlich, liebend hast Du jedem Dich erwiesen,
Den Dein Wink zum Werkzeug auserkohr.
Für die Rettung aller; ewig sey gepriesen,
Leih' uns heute gnädiglich Dein Ohr;

Wie Du jeden Kämpfer der in bangen Stunden,
Für die höchsten Güter dieses Lebens stritt;
Balsam träufeltest in die geschlagnen Wunden,
Mildertest die Schmerzen die er litt.
Wie Du sanft ihn dann zu Dir geleitet,
Wo er die verheißne Krone sich erwarb;
Wo er seine herrlichste Trophäe sich erbeutet,
Als er Held — den Heldentod hier starb!

Jahre schwinden — auf der Zeiten Schwingen,
Sahn vorübergehn wir Lust und Schmerz;
Was dem heut'gen Tag wir sahn gelingen,
Fühlt, wie damals, ewig unser Herz.

Nimmer wird's Vernichtung dort ereilen;
Dieser Tag zog uns aus Nacht und Graus.
Prangen alle Retter Namen nicht auf Marmorsäulen
Löscht in deutscher Brust, sie kein Verhältniß aus.

O Ihr Edlen Alle – die Ihr glorreich überwunden,
Meteore, leuchtend durch des Jammers düstern Flor;
Werden je wir unsers Dankes gegen Euch entkunden?
Wär' der Deutsche nur ein ewig schwankend Rohr!
Nein Ihr Sieger! deutscher Rächer Thaten,
Rissen uns aus bitt'rer Knechtschaft Schmach;
Und vergessen könnten wir der heil'gen Saaten,
Die gereift zum schönsten Erndtetag?!

Ja, gereift auf Fluren die mit Euerm Blute,
Heut' am Tage der Erlösung Ihr gedüngt;
Als im Löwenkampfe, fest im deutschen Muthe,
Ihr ein ganzes Welttheil neu verjüngt.
O umschwebt uns heut' Ihr hehren seel'gen Schatten,
Glänzet uns in Eurer hohen Lichtgestalt;
Eure Glorie, sie strahlt auf freien Matten,
Strahlt auf unsers Daseyns besseren Gehalt.

Schwebt als Zeugen nieder, daß an Euerm Sarkophage
Eure Kampfgenossen reichen sich die Hand;
Wie einst dort an dem Entscheidungstage,
So auf's neue Heut' zum ew'gen Brüderband.
Euer Lorbeer der auf blut'gen Schlachtgefilde,
Sich um Eure heiße Todesstirne wand;
Schlinge mit der Palme sich zum ernsten Bilde,
Ewig — ewig! um das theure Vaterland!

Herr Gott Dich loben wir in Deines Himmels Höhn,
Herr Gott Dir danken wir, in Deinem Sternenzelt!
Erhöre liebend uns! erhör' der Menschheit Flehen,
Und wache ferner gnädig über Deine Welt, —
Gieb Deinen Segen allen! Deutschlands Väter-Throne
Erhalte für des Lebens bluterkauften Werth;
Du aller Könige Herr! Beschütze jede Krone!
Beschütze Fürst und Staat; — beschütze deutschen Heerd!

v. e. Br.....n.

Harpagons Sehnsucht.

Harpagon blickt auf zum Sternenheere,
Sehnsuchtvoll nach Luna's Schimmer hin:
O! — ruft er — daß Alles Silber wäre,
Und ich — ganz allein darin.

* An eine Dichterin.

Wenn Du das beß're Theil erwähltest,
Und uns in prosa was erzähltest,
Wie würd' uns Dein Geschmack erfreun;
Laß Dichten lieber Männern über! —
Bei Schönen wird's leicht Reimsucht-Fieber,
Und muß im Hausstand schädlich seyn.

* Dreysylbige Charade.

Nehmt meinen ersten das letzte Zeichen,
Und wenn ihr die letzte Sylbe wollt streichen,
So werd' ich doch immer das Ganze bedeuten –
Nehmt ihr die letzte allein, stets meinet
Mein Ganzes ihr doch, könnt's nicht widerstreiten.
Die letzte näher bezeichnet, die scheinet
Im Sommer euch schöner im Haine, als ich,
Doch mitten im Winter, geschmückt mit dem Kleide
Der Hoffnung, gewiß, dann wählet mit Freude,
Ein herrliches Fest zu verschönern, Ihr mich.

R. d. . . t.

Auflösung des Räthsels in Nro. 83.

Purzelmännchen.

№ 85.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 22. October 1818.

Das Grabmal auf Rügen.

(Beschluß.)

Arthur an Godwi.

Wolgast, Februar 1794.

Der Würfel ist gefallen! meine Laufbahn auf der glatten Bühne der großen Welt, ist beendet. Ich, der reiche Graf, bin todt für die Hoffnungen meiner Familie und die Pläne meines Vaters. Ich habe nichts gerettet als ein holdes, theures Wesen, das mich glücklich machen wird, — und ein genügsames Herz.

Ich ließ Marie in Cassel, bei meiner Tante, der Schwester meiner seligen Mutter. Schon von Mainz aus bestimmte ich meinem Vater den Tag meiner Ankunft. Es war Abend als ich auf dem Gute anlangte. Die Fenster waren erleuchtet, und eine Schaar reichgekleideter Bedienten empfing mich auf dem Vorplatze.

Mein Vater kam mir entgegen, und grüßte mich — o, daß ich es sagen muß, kalt und streng; aber dennoch sah ich auf seinem Gesicht einige Züge von Wohlwollen, und mein Herz schöpfte Hoffnung; ohnerachtet meiner Einwendungen, daß ich in Reisekleidern sey, mußte ich ihm in den Saal folgen, wo der Adel der umliegenden Gegend versammelt war.

Nachdem die ersten Höflichkeitsbezeugungen vorüber waren, führte mich mein Vater in die Mitte der Gesellschaft, und überreichte mir das Kammerherrn-Diplom. „Mein Sohn," sagte er, „während deiner Abwesenheit arbeitete ich „an deinem Glücke, ich hoffe, du wirst die „Absichten deines Vaters ehren!

Was er weiter sagte weiß ich nicht; drohend trat die Entscheidung der nächsten Stunde vor meinen Blick; aber ruhig blieb ich, und meine Seele erhielt eine Stärke, die mich aller Besorgnisse überhob. — Das Bild Mariens umschwebte mich, und besänftigte den Sturm, der sich in meinen Innern erhob. Ich trat ans Fenster, blickte in die heitre Winternacht und kühlte meine brennende Stirn an den eisigen Scheiben. Meine Schwester trat zu mir und fragte mich mit der sanften Stimme der Theilnahme: Arthur, ist dir nicht wohl? — ich drückte ihre Hand an mein schlagendes Herz und verließ den Saal.

Wie hätte ich die Ewigkeit einer Nacht ohne die Entscheidung meines Schicksals hinbringen können? — Noch spät am Abend ging ich zu meinem Vater. Ich sagte ihm alles, beschwor ihn mein Glück nicht zu hindern, verzichtete auf alle seine Reichthümer und bat ihn nur um seinen Segen: Da trat er lächelnd vor mich hin, und sagte: Mein Sohn, du bist von der Reise erhitzt, geh auf dein Zimmer, einige Stunden Schlaf werden dir wohlthun, und dann, wenn du ruhiger bist, komm zu mir.

Sieh, Godwi, das sagte er so kalt, so ruhig — da, da war das Band zerrissen, das die Natur um uns schlang. Am Grabe meiner edlen, unglücklichen Muttter, im entlegensten Theile des Parks fand ich mich wieder. Die Sterne funkelten ruhig am Firmamente — ein eisiger Fieberschauer zuckte durch meine Glieder.

Ich eilte zu meinem Lager; aber der Schlaf floh mich, denn das Bild meines Vaters — Godwi, das Bild des Vaters stand drohend vor meiner Seele.

Der ersehnte Morgen brach an; noch einmal ging ich zu ihm — sank vor ihm nieder — umfaßte seine Kniee und bat um seinen Segen; — und er — o Gott! mein Vater gab mir seinen Fluch. Noch einmal küßte ich die Hand die mich verstieß, riß mich auf, und sprengte nach einigen Minuten, als sey der Tod auf meinen Fersen, vom Hofe.

Schon am Abend kam ich in Cassel an. Meine Tante suchte mich zu überreden, einen letzten Versuch bei meinem Vater zu wagen. Marie beschwor mich ihr zu entsagen; aber ich umfaßte sie, und rief: Marie, jetzt bist du mein, ewig mein! Ich bin eine Waise wie du, aber dein bin ich, wie du mein bist! Ich hob das Geld, welches mein edler Oheim mir einst schenkte. Es war nicht viel für den Grafen; aber für den einfachen Landmann war es ein unermeßlicher Schatz. Meine Tante segnete uns, und so kamen wir hier an. Morgen führe ich Marie ein in den stillen Wohnsitz unsers künftigen Lebens. Freundlich schimmern mir die Felsen des Eilands aus blauer Ferne entgegen. Wird mir das Glück in ihren Wänden blühen? — Lebe wohl!

Rügen, Juny. 1794.

Sind es die Eumeniden, die mich verfolgen, oder ist es das unerbittliche Schicksal, das meine Seele mit einer Nacht überzieht, die kein Sonnenstrahl erhellt? — Ich sitze an dem Krankenlager meines Weibes, und ihr matter, lächelnder Blick soll mir Hoffnungen geben, die ich nicht zu halten vermag.

Der Schmerz hat seine tödtenden Pfeile zu tief in das sanfte Herz des zarten Wesens geschlagen — ihr Körper unterliegt.

Sie war mein Weib geworden, und eine neue, schöne Morgenröthe ging mir auf; aber ein drohender Sturm wüthet in dem Paradiese meiner Hoffnungen, und die Blüthen sinken entblättert zu meinen Füßen. Ich stehe und ringe die Hände, und blicke mit weinenden Augen in die Wolken; aber kein rettender Engel erscheint, das Grab öffnet seine Pforten und verlangt seine Beute.

Thor, der ich war! — noch vor einigen Tagen trotzte ich dem Schicksale und forderte es auf, zum gefährlichen Kampfe. Der Frühling goß seine ersten Veilchenkränze über unser Eiland — und die Freude zog in unser Thal. Eine sanfte, heilige Ruhe wohnte in Mariens Seele — stiller Frohsinn sprach aus ihren Blicken; — ach, es war das letzte Auflodern der verlöschenden Kerze.

An einem heitern Maimorgen verließen wir Hand in Hand unsere Wohnung und stiegen die Hügel hinan, die unser Thal umgürten. Oben bei den Ueberbleibseln der Herthaburg, am Fuße des Hünengrabes, wo wir so oft als Knaben saßen, setzten wir uns nieder. Die Luft war heiter, — in heller Ferne lag das Ufer des festen Landes vor unsern Blicken. Die Thurmspitze von Wolgast, an der so oft der trunkne Blick des Knaben hing, rief alle Scenen jener frohen Zeit, wo wir bei meinem Oheim waren, in mein Gedächtniß zurück, sie umgaukelten mich, wie die Bilder eines Schattenspieles, und die dunkeln Ahnungen der Kinderwelt, umschwebten mich in einem mystischen Dunkel.

Da umfaßte ich Marien, deren Auge über die weite Spiegelfläche des Meeres flog. — O, rief ich, die Träume des Knaben sind erfüllt, der leitende Engel meines Lebens ruht an meiner Seite! — und nun mag das Schicksal seine Stürme über mich ergießen, meine Ruhe soll es nicht stören!

War es Trug der aufgeregten Phantasie, oder der Zufall? — indem ich diese Worte sagte, hoben sich die Wellen und wälzten sich gegen die Felsen, und zerbrachen mit donnerndem Getöse.

O, Godwi, ich frage mich tausendmal; ist denn der Schmerz stärker als die Liebe? — Stoßt er seine Dolche so tief in das Herz des Menschen, daß die belohnte Tugend, die befriedigte Sehnsucht, und die glühende Liebe diese Wunden nicht sollten heilen können? —

Der Schmerz ist durch mein Leben gezogen, wie der Pflüger durch die blühende Aue; — er hat eine tiefe Furche gezogen, in die alles versinkt, was mir theuer war; und jetzt kehrt er wieder, deckt die Furche und deckt auch mich mit der verhüllenden Erde des Grabes. Heute traf ich Marie betend vor dem Bilde des Erlösers. So sah ich sie zuerst auf dem Vordertheil des Schiffes. Dasselbe Gewand, welches damals die schönen Glieder umschloß, der Schleier, die leisen Laute ihrer Stimme, alles, alles riß mich gewaltsam zu jenem schönen Frühlingsmorgen, der über mein Leben entschied.

Damals sah ich sie neben mir, tief in dem blauen Spiegel der Fluthen — den leitenden Engel meines Lebens, an meiner Seite. O wie schlecht verstand ich damals die Deutung dieses Bildes: Dort erst, in der stillen endlosen Tiefe; dort, unter dem ewigen Treiben dieses stürmenden Daseyns, sollte ich sie finden. Es war ein treuer Spiegel meiner Zukunft. Lebe wohl! o lebe wohl!

Rügen, August 1794.

Gestern begrub man sie — und mit ihr alle meine Hoffnungen, alle meine Forderungen an dies Leben. — Ich stehe einsam, wie ein kinderloser Greis in der Mitte einer neuen Generation steht. — Keiner versteht ihn, die Gefährten seiner Jugend, alle die Theuren, die die Vorsehung ihm gab, starben neben ihm weg; und er steht allein, fremd, andern und sich selbst zur Last — und seine Blicke wenden sich zu Boden, nach dem stillen Hafen des Friedens, wo die Jugendwelt seiner harret — wo die Heimath ihn umfängt.

Noch einmal stieg ich heute den Hügel hinan, und warf meine Blicke in die blaue, endlose Ferne. Die grünen Ufer von Jasmund, die Sandhügel von Bergen, die wilde Brandung an dem Fuße des Felsens, alles lag heiter wie sonst um mich her. Auch der alte Fischer, der uns so oft mit seinem Mährchen unterhielt, saß ruhig mit der Angel am Hange der Bucht. Er mußte mir's noch einmal erzählen, wie dort,

wo jetzt das Meer seine Wogen wälzt, eine stolze Stadt, — das blühende Vineta stand. Sie versank, wie alles versinkt, und der Ostseeschiffer sieht bei stillem Wetter noch die Thürme, und hört das Geläute der Glocken, o Godwi, — auch ich hörte es, und es war mir als läuteten sie mich zu Grabe. — Sieh, da sang der alte Fischer das Lied, was uns schon so oft als Knaben rührte:

Gern schau' ich hinab in die wogende Flut,
Und sehe das Fischlein dort spielen;
Zum Herzen strömt schmerzlich das brausende Blut,
Es treibt mich, die nimmerverlöschende Glut
In den brausenden Wellen zu kühlen.

Es wechseln die Tage, es wechselt die Nacht,
Den stillen Bewohnern der Wogen;
Nie hat sie, des Schicksals unbeugsame Macht,
Um harmlose Freuden des Daseyns gebracht,
Die Hoffnung hat nie sie betrogen.

Die Wogen des Lebens — wie treulos, wie grauß,
Sie schlagen wildheulend zusammen,
Und strömen hinab in das düstere Haus,
Und geben die Beute nie wieder heraus;
Der Schmerz zehrt mit ewigen Flammen.

Und alles ist nichtig und alles ist Traum,
Ist Schatten auf schwarzem Gewande;
Dort locket die Blume am felsigen Saum,
Du nahest — die Blume zerrinnet zu Schaum,
Du selbst stehst auf treulosem Sande.

So wogt es im Leben, hinauf und hinab
Wie Wellen im nächtlichen Scheine;
Ein Friedensthor öffnet das kühlende Grab,
Der Müde steigt gern in die Tiefe hinab
Dort winken des Palmenthals Haine!

Ja Godwi, dort winken des Palmenthals Haine! O, wie oft stand ich auf diesem Hügel, und schaute hinein in die endlose Weite, und schuf mir ein Paradies, worin ich alles vereinte, was das Leben Großes und Schönes hat: — da wohnte ich im Schooße der Treue und flog von einer Blume zur andern; alles was ich liebte, war um mich versammelt, war glücklich wie ich; — ach, dieß Paradies lebte nur in den Träumen des Knaben! — der Jüngling wollte es suchen, doch das Schicksal trat auf seine Bahn; — seine Hoffnungen scheiterten an den Felsen der Unmöglichkeit und das kalte Meer der Wirklichkeit schlug über den Palmenthälern seines Paradieses zusammen, und begrub es — wie das blühende Vineta, — in seine tiefsten Tiefen.

So weit die Briefe.

Arthur überlebte seine Marie, nur ein halbes Jahr. Er ruht an ihrer Seite, in dem Thale, das Zeuge der treuesten Liebe, des höchsten Glückes und des glühendsten Schmerzes war. Trauerweiden umgeben das Grabmal, welches sein Vater, der zu spät seine Härte bereuete, dem Andenken seiner Kinder errichtete. Das monotone Rauschen der Tannen, die den Grund umgürten, und das ferne Donnern der Brandung unterbrechen die heilige Stille.

Kein Wanderer wird diesen Ort ohne tiefen Schauer betreten. — Möge nie ein Treuloser, oder der Fuß des Lasters diese Stelle entweihen!

A. D..v.s.

Ueber Brasilien.

Europa ist veraltet. Es leistete Jahrhunderte hindurch nur, was der menschliche Fleiß ihm abzwang. Die Entdeckung von Amerika öffnete ein Wunderland voll Fülle und Ueppigkeit des Bodens, dessen Uebergewicht das durch Spaltung zerrissene Europa einst erliegen muß. Dort leistet die unerschöpfliche Natur freiwillig, was sie bei uns in kargen Gaben gezwungen spendet. Jede Kunde aus jenem herrlichen Welttheile erregt deshalb bei allen Denkenden das höchste Interesse, und wir halten es für Pflicht, unsere Leser mit den neuesten Notizen aus jenem feenhaft scheinendem Lande bekannt zu machen. Brasilien zieht uns, nächst den nordamerikanischen Freistaaten,

deren Riesenschritte nur einem blöden Auge verborgen bleiben können, ganz vorzüglich an, und die Verbindungen, in welche dieses herrliche Land durch die Vermählung seines Königs-Sohnes mit einer deutschen Fürstin mit uns getreten ist, machen es für uns zwiefach interessant. — Der Engländer Heinrich Koster, welcher vom Jahre 1809 bis 1815 sich in Brasilien aufhielt, und dieses merkwürdige Land in verschiedenen Richtungen durchkreuzte, hat uns die neueste Beschreibung des Gesehenen geliefert. Da sie noch nicht ins Deutsche übersetzt ist, so werden wir unsern geehrten Lesern einige interessante Notizen aus derselben mittheilen. Beginnen wir dieselben mit den Sinnbildern des menschlichen Gewerbfleißes, mit den

Brasilianischen Ameisen,

welche mit dem Organ der Industrie auch das der Raubsucht in einem hohen Grade vereinigen. Wie alle Natur-Erzeugnisse Brasiliens riesenhaft erscheinen: so auch die Ameisen. Sie sind rothbraun und man findet sie von einem Drittel-Zoll an bis zur Länge eines ganzen Zolles. Ihr Biß ist sehr schmerzhaft. und sie haken sich mit ihren Fühlhörnern oft so tief in das Fleisch ein, daß die Spitzen derselben in der Wunde stecken bleiben. Diese rothen Ameisen nähren sich bloß von Vegetabilien.

„Während der Regenzeit" — erzählt Herr Koster, den wir nun selbst seine Abentheuer berichten lassen wollen — „haben diese abscheulichen Geschöpfe mich gehörig gequält. Oft bahnten sie sich zwischen den Backsteinen, mit denen mein Haus gepflastert war, einen Weg, und plünderten die Maiskörner oder das Mehl, das hingestellt worden war. Einstmals waren zwei gleich volle Säcke mit Mais bei Anbruch der Nacht in mein Zimmer gesetzt worden, und am Morgen fand ich den einen weniger voll, als den andern. Ich konnte die Ursache nicht errathen, als ich plötzlich eine rothe Ameise aus einem kleinen Loche hervorkriechen sah, das sich an der Seite des Sacks befand. Sie trug ihre Last auf dem Rücken; eine zweite folgte ihr, und so zog eine ganze Schaar, die Eine hart hinter der Andern, schnurgerade aus dem Loche heraus. Ich legte die Hand auf den Sack und der Mais fiel zusammen, woraus ich schließen konnte, daß sich eine Höhlung in demselben befand, die entweder durch Zufall entstanden, oder wahrscheinlicher von diesen merkwürdigen Insekten gemacht worden war.

„Ein anderes Mal kam ein solcher Schwarm in mein Zimmer gezogen, so daß er einen Theil des Fußbodens ganz bedeckte. Auf der Stelle ließ ich eine Parthie trockener Cocosblätter holen, diese anzünden und verbrannte die ganze Gesellschaft.

„Hinter meinem Hause hatte ich einige Granatbäume gepflanzt, die ich auf das sorgfältigste abwartete. Eines Abends hatte ich mich mit besonderem Vergnügen an ihren rothen Blüthen ergötzt; am andern Morgen fand ich diese zwar noch auf den Stämmen, aber beinahe kein einziges Blatt mehr. Sie lagen alle zerstreut auf dem Boden. Bald sah ich an den Zweigen einige von diesen verwüstenden Insekten sitzen, welche die Blätter abrissen, und am Boden andere, welche die Beute fortschleppten. Ich konnte mich nicht enthalten, einige Minuten lang die Gewandtheit und Ordnung zu bewundern, mit der sie zu Werke gingen; aber der Aerger über die angerichtete Verwüstung behielt doch die Oberhand, und ich beschloß, mich an meinen unversöhnlichen Feinden zu rächen. Etwas tiefer, als meine Wohnung, befand sich ein mit rother Erde bedeckter Hügel, welcher

mir diesen Ameisen zum Schlupfwinkel zu dienen schien. Ich ließ einen Neger diese Festung schleifen und nun begann der Krieg; denn so konnte man den Kampf wirklich nennen, als die Nester geöffnet waren. Die Ameisen kamen zu Tausenden hervor; aber ich hatte sorgfältig im Umkreise ein großes Feuer anzünden lassen, und mit diesen Waffen hatten wir den Vortheil über sie. Das Innere des Ameisenhaufens enthielt eine große Anzahl runder Löcher, welche ungefähr sechs Zoll im Durchmesser hatten, regellos hier und da angelegt und zuweilen durch unterirdische Gänge mit einander verbunden waren. Jede Höhle hatte einen Ausgang, öfters aber auch mehrere. Diese Nester enthielten eine graue Substanz, die mit zusammengedrückten Spinnweben einige Aehnlichkeit hatte. Wenn man sie zwischen den Fingern rieb, so bemerkte man einige Feuchtigkeit, that man sie ins Wasser, so schwamm sie oben auf. In manchen Höhlen fanden wir gar keine Ameise, andere waren dagegen überfüllt. Wir vernichteten auf diese Weise eine große Anzahl, und die Hütte, so wie ihre Umgebungen, waren eine Zeitlang von diesen häßlichen Gästen befreit. Aber nach einiger Zeit bemerkte eine Horde aus einer andern Gegend, daß der Hügel unbewohnt war, nahm ihn in Besitz, und wir wurden aufs neue geplagt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Thaddäus Kosciuszko.

(Fortsetzung.)

Am Schlusse des Berichts, welchen Kosciuszko über dieß wichtige Treffen erstattete, drückt er sich also aus: Lernet endlich, Polen! eure Stärke kennen, sie vollständig gebrauchen und den entschlossenen Willen für Freiheit und Unabhängigkeit geltend machen. Durch euren Muth und eure Eintracht werden wir das rühmliche Ziel erreichen. Seyd auf Siege gefaßt und auf Niederlagen. Der Geist der ächten Vaterlandsliebe muß bei den einen wie bei den andern fest und ruhig bleiben. Was mich betrifft, so bleibt mir anders nichts übrig als euren edeln Anstrengungen das verdiente Lob zu ertheilen, und zu wiederholen, daß auch noch mein letzter Blutstropfen eurer Sache gewidmet bleiben wird.

Die in Warschau aufgestellte provisorische Regierung erklärte, daß sie es für ihre erste Pflicht halte, mit dem Helden in Verbindung zu treten, der die Nation zum neuen Daseyn rief und den Geist neu belebte, welcher einem freien Volke ziemt; sie forderte Kosciuszko auf, dem polnischen Volke seine wahre Lage bekannt zu machen, und ihm auch unglückliche Ereignisse, wo solche eintreffen sollten nicht zu verhehlen. Gegen Ende Mai's schlug und zernichtete der polnische Oberbefehlshaber ein russisches Armeekorps, das unter General Denisow am Weichselufer in einem dichten Gehölze verschanzt war. Ein Chorherr in Krakau hatte dem russischen Feldherrn geschrieben, er wolle sich in Kosciuszko's Lager begeben und unter dem Vorwand, er komme, um ihm für seine dem Vaterland geleisteten Dienste zu danken, ihn meuchelmorden. Der Brief ward aufgefangen, und der Verräther empfing den Lohn seiner feigen Missethat. Es erhöhte dieser Vorfall den Enthusiasmus der Polen für ihren tapfern Heerführer, zugleich aber auch ihre Wachsamkeit und Vorsicht gegen die geheimen Werkzeuge der Feinde.

Zu Anfang des Brachmonats wurden die Polen von den vereinten russischen und preußischen Truppen, die mit zahlreicher Artillerie versehen waren, angegriffen; ihr Verlust an Tod-

ten und Verwundeten betrug ungefähr eintausend Mann. Kosciuszko hatte als einsichtsvoller Heerführer und als tapferer Soldat seine Pflicht erfüllt; der Bericht, den er über den Vorfall erstattete, sucht den erlittenen Verlust weder zu verhehlen noch zu verkleinern; aber voll edeln Selbstgefühls, ist er gleich fern von jeder Verzagtheit und Reue.

Kurz nachher erließ der Feldherr unterm 10 Brachmonat 1794 aus seinem Lager bei Kiela eine Kundmachung über den neuen Kriegsplan, den er einschlagen will, um das niedergeschlagne und unter dem Sklavenjoch erdrückte Volk neu zu ermuthigen und den Kampf gegen die Feinde auch auf die früher der Republick gewaltsam entzogenen Provinzen auszudehnen. Er will den Einwohnern, welche in den Genuß der kostbaren Vorrechte ihres Landes wieder eingesetzt zu werden wünschen, überall hülfreiche Hand bieten. Seinen Soldaten empfiehlt er strenge Manneszucht. Als rechtmäßige Beute, sagt er, darf nur, was Eigenthum der feindlichen Regierungen ist, betrachtet werden. Den Anführern der Linientruppen ertheilt er endlich die Weisung, den Krieg sobald möglich über die Grenzen Polens hinaus zu verlegen, „was um so leichter ist, weil durch den Einmarsch des Feindes in unser Land die meisten der ihnen angehörenden Landschaften ohne Vertheidigungsmittel, und bereit sind gegen sie aufzustehen."

Im Heumonat ward Kosciuszko's in der Nähe von Warschau gelagerte Armee durch die Kunde der in Kurland und Semigallien durch die Patrioten erfochtnen Vortheile angefeuert; sie überfiel die Russen und Preußen und vertrieb dieselben aus ihren Verschanzungen. Inzwischen erhielt aber die Armee der Verbündeten neue Verstärkungen, so daß sie sich der Hauptstadt genug näherte, um sowol diese als das verschanzte Lager Kosciuszko's beschießen zu können. Der Anfang der Beschießung erfolgte in den letzten Tagen des Heumonats. Die Polen erwiederten sie durch ein lebhaftes und wohl geregeltes Feuer, das die Belagerer hinderte, ihre Batterien so weit vorzurücken, um mit ihren Kugeln die Mitte der Stadt zu erreichen. Der polnische Feldherr seinerseits behielt eine Stellung, die ihm den freien Verkehr mit den angrenzenden Gegenden für den Unterhalt seiner Truppen sicherte. Eine in Kurland und Semigallien befindliche polnische Division war beauftragt, die russischen Kouriere aufzufangen; bei Wilna in Litthauen ward ein russisches Korps geschlagen, und eine andere polnische Armee erfocht auf der Seite von Preußen bedeutende Vortheile.

Während aber die muthige Nation für ihre Unabhängigkeit kämpfte und durch Tapferkeit die geringere Stärke ersetzte, waren einige verdorbene Menschen, durch strafbare Aussichten auf Geld und Ehrenstellen geleitet, mit schändlichem Verrathe beschäftigt. Der General Wienawski, überwiesen, für dreitausend Dukaten die Uebergabe der Stadt Krakau, deren Gouverneur er war, verheißen zu haben, ward zum Tode verurtheilt, und des Flüchtlings Strafe an seinem Bilde vollzogen. Der Nationalrath beschloß, es sollen die Besitzungen der Verräther eingezogen und an die Vertheidiger der Freiheit vertheilt werden.

Die höchst gefährliche Lage hatte eine verhältnißmäßige Spannung der Gemüther zur Folge; Furcht und Mißtrauen regten wilde Leidenschaften auf; gewaltsame Maaßregeln gingen als nothwendiges Resultat aus dem Kampf der Leidenschaften und dem Widerstand der Partheien hervor. Bei der Nachricht der Einnahme Krakaus durch den Feind gerieth das Volk von Warschau in Wuth. Am 28. Brachmonat wurden auf den öffentlichen Plätzen Galgen errichtet; der Pöbel drang in die Gefängnisse und brachte seiner Rachsucht Unglückliche zum Opfer, die wegen Theilnahme verrätherischer Unternehmungen angeklagt waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Bestimmung.

Weit über unsre Kräfte steigen,
Mit schwärmerischer Lust erfüllt,
Der Wünsche süßer Zauberreigen,
Durch's bunte Phantasien-Bild.

Doch bald entschlüpft der Zauberspiegel
Der täuschenden Ideen-Welt,
Entrückt ist uns der Blumen-Hügel,
Auf dem wir lachend uns gefreut.

Zum Tempel hoher Weisheit wallen,
Spornt uns der Muth so mächtig hin;
Doch ach — schon in des Vorhofs Hallen,
Da stolpert unser hoher Sinn.

Umsonst, umsonst die Kräfte schwanken,
So will's das ewige Geschick,
Ohnmächtig fühlen wir die Schranken,
Umnebelt unsers Geistes Blick.

Des Schicksals Walten ernste Weise
Hemmt unsrer Wünsche süßen Rath,
Sie bildet die Gestalten leise,
Bezeichnet unsern Lebens Pfad.

Doch dreh'n wir uns im ew'gen Kreise,
Beginnen immer neu das Spiel,
Und, werden wir denn nimmer weise
Bis nahet uns'res Lebens Ziel?

O! greift nicht in der Wesen Kette!
Verderbt nicht euer bestes Glück!
Der Liebling eines Gottes, rette
Was zugetheilt ihm sein Geschick!

Unmöglich können wir ergründen
Den unermeßlich reinen Geist;
Das aber kann ein jeder finden
Was inn're Stimme ihm verheißt.

Die größte Weisheit ist hienieden
Sich möglichst seines Lebens freun,
Wenn Stürme toben doch zufrieden
Verehrer der Vorsehung seyn!

Mit Frohsinn jedes Blümchen pflücken,
Was freundlich deinen Weg begrüßt,
Zufrieden dich darein zu schicken
Wenn auch dein Garten Dornen schießt.

Und so des Daseyns Zweck erfüllen,
So der Bestimmung werth zu seyn,
So, alle seine Wünsche stillen,
Mit sich im friedlichen Verein.

Das führet dich zum schönen Ziele!
Sey unbefangen, weise, gut,
Dann lohnen himmlische Gefühle! —
Beim Mißgeschick sinkt nie dein Muth!

Ach! so mit stillen inn'rem Frieden
Sich dankbar seines Lebens freun,
Dann klärt sich's freundlich schon hienieden
Was dorten unser Loos wird seyn! —

L. —

---

* An eine Dichterin.

Den Reim den jüngst ein eiteler Narziß,
(Der wohl nur stets sein eignes Bild bestaunt)
Dir, Du bescheidne Sängerin, so unzart zugeraunt,
Macht Dich nicht irre, — so viel ist gewiß!

Ein Gegengift hast Du für solchen Biß:
Die Toleranz — sie möge nie Dir fehlen
Wenn auch viel Splitterrichter bass sich quälen,
Es gebe nimmer Dir ein Aergerniß! —

O, spende furchtlos Deine Liedes-Gaben;
Dem Tadel ist das Schönste ausgesetzt
Und dennoch bleibt das Schönste unverletzt.

Narzissus ehrt nicht die geistreichen Frauen?
So sey ihm denn zu seinem eignen Frieden
Ein schönes — doch ein hölzern Weib beschieden! —

H — ll —

---

* An einen egoistischen Epigrammisten.

Tappst Du im Finstern alter Knabe?
Wie dauerst Du der Dichterin!
Du keuchst an Deinem Krückenstabe,
Indeß sie leitet freien Sinn.

Laß künftig Du das Reimen bleiben —
Ist ohne Herz doch leer der Reim! —
Giebt sonst ja allerlei zu schreiben;
Den Egoismus sende heim. —

Matt ist Dein Pfeil; eh er am Ziele,
Fiel der Ohnmächt'ge schon im Staub;
Im Herzen ruhn der Dichterin Gefühle,
Sind nimmer blasser Schmähsucht Raub!

v. e. Br.....n.

N: 86.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 25. October 1818.

Thaddäus Kosciusko.

(Fortsetzung.)

Kosciuszko, fern von feiger Schonung und von kleinmüthiger Nachsicht für Verbrechen, welche die große Angelegenheit schändeten, für die er an der Spitze seiner Nation kämpfte, dabei unbekümmert um wandelbare Volksgunst, zögerte nicht, seinen Unwillen und seinen strafenden Ernst kund zu thun. „Die Vorgänge in Warschau, schrieb er, haben mein Gemüth mit Kummer und Schmerz erfüllt. Die Schuldigen sollten gestraft werden; allerdings, — aber warum wurden sie ohne Urtheil gestraft? Warum wurden heilig seyn sollende Gesetze verletzt? Warum ward derjenige, der in ihrem Namen zu euch sprach, beschimpft, verwundet und mißhandelt? Ziemt solches Betragen einem Volke, das die Waffen nur für Freiheit und Gerechtigkeit ergriffen hatte, durch die es auch allein bestehen und siegen mag?.. Glaubet, Bürger, daß es falsche und verkehrte Menschen sind, die mit euren grausamsten Feinden in Verbindung stehen, welche euch mißleiten und aufhetzen weil sie eure Regierung stürzen und Aufruhr gegen Gesetze und Ordnung anzetteln wollen. Seyd auf eurer Huth, um nicht erst, wann es zu spät seyn wird, jene verbrecherischen Umtriebe ihrer bezahlten Werkzeuge, die euch irre führen und eure Stärke mißbrauchen wollen, zu erkennen... Sobald die Beendigung des Krieges mir gestatten wird, auf den Rang zu verzichten, den ihr mir übertragen habt, so werdet ihr mich wieder als einfachen Bürger in euren Reihen sehen. Vielleicht ist der Anblick eines Soldaten, der im Kampfe für seines Landes Freiheit sein Leben vielfachen Gefahren aussetzte, euch alsdann nicht völlig gleichgültig. Auf daß aber dereinst nichts unsere dann zu erwartende Freude stören möge, so betrübet, ich beschwöre euch dessen, eure Vertheidiger nicht durch anärchische Auftritte... Denket bei der Erinnerung an mich, daß eure ungetheilte Sorge auf das gerichtet seyn soll, was den Sieg der Freiheit befördern kann; daß auf der Eintracht allein eure Stärke beruht; daß Gerechtigkeit und nicht Gewaltthätigkeit, unsern Bestand und unsere Würde in den Augen aller Völker gewährleisten kann."

Die Theilnehmer an dem Morde der Gefangnen wurden in Warschau vor Gericht gezogen; die Verhandlungen legten die äußere Einwirkung zu Tage; sieben derselben wurden zum Tode verurtheilt. Nach Vollziehung des Urtheils schrieb Kosciuszko an den Nationalrath: „Ich vernehme, daß auch nach vollzogener Strafe der Haupttheilnehmer an den Unordnungen des 28. Brachmonats weitere Verhaftungen Statt finden. Wenn ich durch meine frühern Schreiben die Beschleunigung des Prozesses empfahl, so war meine Absicht nicht, kurze Verirrungen mit Verbrechen auf eine Reihe zu stellen: diese müssen schnell und streng bestraft, die andern auf immer vergessen werden. Wenn sich aus der Einleitung des Prozesses, ergiebt, daß ein Bürger, der an den Vorgängen des 28. Brachmonats Theil nahm, nicht das Werkzeng von Umtrieben oder von Bestechung gewesen ist, sondern durch blinden Eifer irre geführt ward, so muß dieser Eifer gegen den Feind benutzt und ihm Anlaß verschafft werden, im Blut unserer Bedrücker, die durch den Aufruhr gegen die Gesetze befleckten Hände rein zu waschen. Ich wünsche, daß der Nationalrath dem Strafgericht die Weisung ertheilen möge, denjenigen Verweise zu geben, die mehr als Verirrte denn als Schuldige müssen betrachtet werden; ihnen am Beispiele der Verurtheilten zu zeigen, daß das Gesetz jede an seiner Majestät begangene Verletzung straft; ihnen fühlbar zu machen, daß die Regierung mild und streng zugleich ist, und sie zu der Ueberzeugung zu bringen, daß sie nur in tapferer Bekämpfung des Feindes sich neue Achtung verschaffen und der Nachsicht der Regierung würdig machen können."

Der polnische Feldherr setzte inzwischen den Diversionskrieg auf verschiedenen Punkten mit Nachdruck fort. Seine leichten Truppen hatten sich mehrerer Städte bemächtigt und waren verschiedentlich in Schlesien eingedrungen. Preussens Belagerungsheer vor Warschau litt Mangel, während Kosciuszko's Armee alle Bedürfnisse in Ueberfluß besaß. Goldene Ringe mit der Aufschrift: Das Vaterland seinen Vertheidigern zum Lohne, wurden den Soldaten zu Theil, die sich am rühmlichsten ausgezeichnet hatten.

Polens Unabhängigkeit schien obzusiegen; mit theilnehmenden Wünschen sah Europa diesem Ausgang entgegen, als auf einmal sich die Lorbeern der Vertheidiger der Freiheit in traurige Cypressen verwandelten. Ein einziger Tag entschied das Loos des unglücklichen Polens. Kosciuszko hatte rühmlich gegen die vereinte russische und preußische Armee, welche Warschau belagerten, gekämpft. Der König von Preußen, der sein Heer persönlich anführte, mußte nach zweimonatlichen anhaltenden und blutigen Gefechten und nach einem vergeblich versuchten Sturme, die Belagerung aufheben und nach Großpolen ziehen, wo ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen war. Kosciuszko sandte Verstärkung auf die bedrohten Punkte hin. Er selbst stand im Begriff nach Litthauen abzugehen, als er von einem durch die Russen in dieser Provinz erfochtenen bedeutenden Sieg Kunde erhielt. Darauf kehrte er nach Warschau zurück, um gegen die sich von allen Seiten vermehrenden Gefahren neue angemessene Widerstandsmittel zu Stande zu bringen; eilends verließ er am 29. Herbstmonat die Stadt wieder, entschlossen, eine Hauptschlacht zu wagen. Um die Vereinigung der Armee des Generals Fersen mit Suwarow's Heere zu hindern. Ein von den Russen aufgefangner Befehl, dessen Vollzug den Plan sichern sollte, ward die Schuld seines Miß-

lingens. Kosciuszko, der Hülfe einer Abtheilung von funfzehntausend Mann beraubt, auf die er gezählt hatte, hielt den Angriff der Feinde tapfer aus und schlug sie dreymal zurück. Endlich aber trug die Zahl über die Tapferkeit den Sieg davon. Das polnische Heer ward durchbrochen; Unordnung löste seine Reihen auf. Mehrmals sammelte der General die ihm zunächst befindlichen Truppen wieder und überall befand er sich unter den Streitenden voran. Seit der Krakauer Conföderation trug er meist die polnische Bauernkleidung, um diese verachtete Menschenklasse zu heben und zu ehren, und den Nationals-Enthusiasmus, für den sie in ihrer Erniedrigung wenig empfänglich zu seyn schien, in ihr neu anzufachen; auch am Schlachttage trug er diese Kleidung. Ein Kosack, der ihn nicht kannte, verwundete ihn mit seiner Lanze und warf ihn vom Pferde. Die in der Nähe befindlichen Polen stießen einen Schrei des Entsetzens aus und nannten seinen Namen. Der Feldherr erhob sich vom Falle und ging einige Schritte vorwärts, als ein Offizier ihn durch einen Säbelhieb bewußtlos zu Boden streckte. Ein russischer General, welcher ihm persönlich verpflichtet war, ließ, wie versichert wird, ihn vom Schlachtfelde wegtragen, seine Wunden verbinden und ihm sorgsame Pflege zu Theil werden; er begleitete ihn auch selbst nach St. Petersburg, wohin Catharina ihn zu bringen Befehl ertheilt hatte. Unter Kosciuszko's Unglücksgefährten, die zugleich nach der russischen Hauptstadt gebracht und anfänglich in Gefängnissen, hernach in einem alten Palaste Gregor Orlow's verwahrt wurden, befanden sich Ignaz Potocki, der Präsident des hohen Nationalraths und der junge Dichter Niemcewitz, welcher durch Tapferkeit und Talente gleich ausgezeichnet, Kosciuszko's Freund und ihm zur Seite verwundet und gefangen genommen ward.

Eine zur verabredeten Zeit ausbleibende Division war Schuld der verlornen Schlacht von Maciejowice, in welcher Polens Unabhängigkeit zu Grunde ging. Kosciuszko's Gefangenschaft raubte dem Staate seine letzte Stütze. Das Jahresfest ihres tapfern Vertheidigers aber haben die Bewohner von Warschau, auch während er Gefangner in Rußland war, durch allgemeine Beleuchtung gefeiert.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Für Gemälde Liebhaber.

(Fortsetzung.)

Die beiden Brüder Riepenhausen in Rom, Söhne des bekannten Kupferstechers in Göttingen, sind noch eben so fleißig, wie sonst. Kürzlich haben sie für Frau von Humboldt (die Gemahlin des preuß. Gesandten) ein schönes Marienbildchen gemalt. Ein andres für die Herzogin von Devonshire, nämlich: Christus, der die Kindlein zu sich kommen läßt. Außerdem haben sie mehrere Zeichnungen aus Horaz, und Kopien früherer Arbeiten verfertigt, die Sie schon kennen. Auch erinnern Sie sich noch der Zeichnungen aus dem Leben Karls des Großen, so wie der im vorigen Jahr bei Wenner in in Frankfurt a. M. herausgekommen „Bilder aus dem Leben Raphael Sanzio's von Urbino" in 12 Blättern, gestochen von Barth, Rist und Schulze, und herausgegeben von J. Fr. Wenner. (Royalfolio) Sie verdienen gewiß den schönen Umrissen von Cornelius und Ruscheweih zu Göthens Faust an die Seite gestellt zu werden, unter denen sich die Blätter, die Faust und Gretchen darstellen, so schön auszeichnen, besonders das eine, wo Gretchen ihre Zöpfe

*

flechtet, und ein andres, wo Faust mit dem Teufel an dem Rabenstein vorbeireitet.

Auch Ruscheweih, als Kupferstecher rühmlich bekannt, bezeigt viele Lust, so wie Cornelius, nach Deutschland zurückzukehren. Rohden malt von Zeit zu Zeit eine Landschaft fertig, jede mit Fleiß, aber ohne im Allgemeinen fleissig zu seyn, denn früherhin malte er einmal in einem ganzen Jahre kaum einen Strich. Er hat eine eigne mißfällige Behandlung, indeß ächt italiänisch, und obgleich er in den Bäumen fehlt, ist doch das Ganze tiefgefühlt, charakteristisch und der Künstler strebt zum ernsten Schönen. Er wird allgemein für den besten Kritiker im Landschaftsfach gehalten: sein Urtheil ist eben so fein als richtig. Er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd. Seit einigen Jahren ist er mit der ältesten Tochter des 91jährigen Checco in Tivoli verheirathet und hat zwei Kinder. A. reisete mit ihm von München nach Rom. M. besitzt ein Bild von ihm.

Der Maler Joseph Koch aus Wien ist mit einem Bilde für den Minister von Stein beschäftigt. Es stellt den Einzug des berühmten Tyroler Sandwirths von Passeir, Andreas Hofer in Innsbruck vor — auch eine höchst geniale Composition. Dann hat er auch eine reizende Ansicht der Campagna di Roma geliefert, wo im Vordergrunde von einer Gruppe Landvolk die Sulterella getanzt wird. Einer der vorzüglichsten Landschaftsmaler in Rom ist Verstappen, aus Antwerpen. Man kann ihn eigentlich wol den ersten und besten nennen, weil er alles mit der linken Hand malt, denn er hat keine rechte. Ueberall zeigt sich ein brillanter und lieblicher Pinsel, die immergrünen Eichen sind wunderschön, dabei charakteristisch, oft auch graziös gezeichnet. Die Färbung ist kräftig, angenehm, wahr, der Vorgrund oft zu gelb. Das Ganze ist immer sehr ausgeführt, wie Porzellänmalerei; denn dies thun alle Künstler in Rom. In der Composition ist er nicht ausgezeichnet: die Niederländer lassen selten den Genius über dem Kunstwerk schweben. — Voigt hält ihm die Wage, doch sind seine Bäume nicht so gut. Auf seinem Bilde, welches den Lago di Albano (Albaner See) von der Seite von Castell Gandolfo vorstellt, hat er drei bunte holländische Kühe hingelegt! Dabei eine dunstige Sirocco-Luft — nie habe ich einen beßren wolkigten Himmel auf einer Landschaft gesehen. Die Gebirge von Viterbo umgürten den See in der Ferne u. s. w. Nur malt er oft einen gar zu mineralgrünen Ton, denn er gebraucht viel Malachit, der erst blendet, nachher aber schwarz wird.

Catel ist mit Aufträgen, Ansichten von Rom, Tivoli und Neapel zu malen, gleichsam überladen; aber Sie wissen auch, wie geistreich und brav er dieses Fach zu behandeln weiß. — Der berühmte Reinhart ist noch immer thätig. Er hat nur zu viel radirt und die kecke Bestimmtheit seiner Nadel dem Pinsel einverleibt, welches dem Auge nicht wohlthun will. Seine Farben sind trocken, doch ist der Styl correct. Er malt alles ohne Anlage, welches seine große Sicherheit verkündet. Aber im Prima vista-Malen ist sein Farbenschmelz unerreichbar. Seine letzten radirten Sachen sind nur einzelne Bruchstücke, aber es herrscht eine künstliche überfeine Nadel darin. — Theodor Matwef malte seine Landschaften anfangs sehr rauh, ungeleckt und bizarr. Seit einigen Jahren hat er sich indeß sehr gebessert. So ist z. B. sein Lago maggiore mit der Ferne von Aricia sehr gelungen. Seine Bäume sind charakterlos, alle gleichen der Kastanie, doch malt er die Pinien am besten, nur leider die Stämme derselben

ben wie andre Bäume. Er jagt oft nach Effect, nach Sonnenlicht und Schlagschatten, wie sie Ruisdael und Rembrandt oft so wohl anstehen — aber nicht immer jedem neueren Meister.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aachen

ist unstreitig jetzt das Ziel, wohin Politiker und Nichtpolitiker schauen. Einst eine berühmte Kaiserstadt, hat sie schon bei manchem Rheinpreussen die Idee erweckt, daß es ihrem jetzigen Beherrscher, Friedrich Wilhelm III., gefallen möge, jährlich einige Monate lang in ihren Mauern zu verweilen. In dieser alten Kaiserstadt erwägen jetzt die verbündeten Monarchen die segensreichen Vortheile eines langen Friedens, der Europa und, wo möglich, auch andere Welttheile beglücken soll; und versöhnt wird durch die gegenwärtige Bedeutsamkeit dieser Stadt die ältere und neuere Geschichte, zwischen welchen eine große leere Lücke lag.

Nicht ohne Interesse wird es daher den Lesern des Bürgerfreund's seyn, wenn wir aus einer unlängst erschienen Schrift: „Aachen und seine Umgebungen, von L. Meyer," folgende Bruchstücke mittheilen.

Aachen verdankt sein Entstehen den Römern. Der Thurm zur Linken des Rathhauses führt noch jetzt den Namen: Granusthurm. Hievon und von seinen Heilquellen hat Aachen den Namen: Aquisgranum. Die rohe deutsche Sprache der Vorzeit schuf daraus den Namen: Aachen. — Karls des Großen Vater, Pipin, brachte im Jahr 763 den Winter dort zu; dem Sohne verdankte Aachen seinen Glanz und seine Größe.

Die Stadt hat eine angenehme gesunde Lage, umgeben von den Städten Lüttich, Köln, Mastricht, Düren, Jülich, Limburg u. s. w., und ist 90 Meilen N. O. von Paris entfernt.

Im Jahr 481 plünderte und verbrannte sie der Hunne Attila; sie wurde aber bald wieder aufgebaut. — Karl der Große ließ die Altstadt, welche noch den Namen Karlstadt führt, vergrößern, mit Mauern und Gräben umgeben, gab Aachen den Titel einer Hauptstadt nnd machte es zur Residenz seines Reichs diesseits der Alpen. Er ließ dort einen herrlichen Pallast und im Jahr 785 die Kirche zu U. L. F. bauen, welche Papst Leo III. im Jahr 804 einweihte. — Karl der Große starb im Jahr 814 und wurde in dieser Kirche begraben, wo man noch seine Grabstätte zeigt.

Im November des Jahrs 881 verwüsteten Gottfried und Siegfried, der Normänner Heerführer, welche damals Deutschland verheerten, auch die Stadt Aachen, den kaiserl. Pallast und die oben bemerkte Kirche. Kaiser Otto III. ließ Stadt und Kirche wieder herstellen. Er ward im Jahr 1002 in letzterer begraben. Im Jahr 1146 erlitt Aachen eine große Feuersnoth. Kaiser Friedrich I. vergrößerte die Neustadt, und umgab sie 1171 mit Mauern und Graben. Im Jahr 1236 brannten ein Theil der Kathedrale, das Kaiserbad und mehrere andere Gebäude ab, welche aber kurz nachher wieder aufgebaut wurden. Im J. 1248 wurde Aachen durch Wilhelm von Holland sechs Monate lang belagert, und mußte, nach tapferer Gegenwehr, kapituliren.

Aachen litt im sechszehnten Jahrhundert viel durch innere Spaltungen und Religionszwistigkeiten, bis 1614 die Spanier unter Spinolas die alte Religion handhabten und die Bekenner der neuen Lehre hinaustrieben. Im Jahr 1656 wurde fast die ganze Stadt ein Raub der Flammen.

Aachen besteht aus der Alt- und Neustadt, beide mit Mauern und Graben umgeben. Die Thore der Altstadt sind gegenwärtig ganz, ihre Graben zum Theil verschwunden. Die Graben dienen zu öffentlichen Spaziergängen. Die Stadt ist groß; sie zählte sonst über 100,000 Menschen; jetzt ist ihre Bevölkerung auf ein Drittel eingeschmolzen.

Vor der Vereinigung mit Frankreich, im Jahr 1794, war Aachen eine kaiserl. freie Reichsstadt, mit einem Gebiete von etwa 15 Meilen im Umkreise, einen von den Herzogthümern Jülich und Limburg eingeschlossenen kleinen Freistaat bildend. Auch ist diese Stadt durch den Friedensschluß von 1668 zwischen Spanien und Frankreich, und durch jenen des Jahrs 1748, welche den Erbfolgekrieg des Hauses Oesterreich beendigte, merkwürdig. Es wurden 27 Reichsversammlungen, mehrere Konzilien und Synoden 789, 809, 816, 817, 836, 862 und 1021 daselbst gehalten.

Unter französischer Regierung war Aachen der Hauptort des Ruhr-Departements und der Sitz eines Bischofs. Gegenwärtig ist es der einer Königl. Preuss. Regierung und mehrerer Gerichtshöfe.

Die Kirche zu U. L. F. ist im griechischen Style gebaut; sehr hoch, aber klein, unregelmäßig und dunkel. Sie hatte unter mehrern Merkwürdigkeiten auch 39 antike Säulen, zwei von grünem Porphyr, die andern von Granit, welche das runde Kirchenschiff verzierten, und einen hohlen Marmor, welcher der Sarg des Lombardischen Königs Desiderius gewesen seyn soll, und worauf der Raub der Proserpina in erhabener Arbeit gebildet ist. — Diese Sachen standen im Pariser Museum. Der hohle Marmor ist durch Fürsorge der K. Pr. Regierung wieder nach Aachen zurückgekommen.

Die Kleinodien zur Kaiserkrönung, welche sonst in Nürnberg gewesen, sind nun in Wien; nämlich: die Kaiserkrone, der Reichsapfel, der Szepter, das Schwerdt Karls d. Gr., das Schwerdt St Mauritz, der Chorrock, die Dalmatica, die Alba, die Stola, zwei Gürtel, ein Paar Handschuhe, die Strümpfe und Sandalen. Kaiser Otto III. hatte die Kleidungsstücke, 186 Jahre nach Karls d. Gr. Tode, aus dessen Grabe heraus nehmen lassen. — Außer diesen Gegenständen hat man auch noch im Grabe die Lanze, womit die Seite des Weltheilandes eröffnet worden, ein Stück vom h. Kreuze und einen Zahn vom h. Johannes gefunden.

Nach der goldenen Bulle sollten die deutschen Kaiser zu Aachen gekrönt werden. Ludwig I. empfing dort die Krone aus der Hand seines Vaters, Karls d. Gr., im Jahr 813; Ferdinand I., Bruder Karls V., war der letzte, am 11. Januar 1531 zu Aachen gekrönte Kaiser. Es wurden daselbst 56 Kaiser und mehrere Kaiserinnen gekrönt. Seitdem geschahen die Krönungen zu Frankfurt a. M., Aachen oder Regensburg. Die St. Adelbertskirche ist vom Kaiser Otto III. im Jahr 1000 mit einem Kapitel von 12 Canonichen gestiftet, welche Kaiser Heinrich II. im Jahr 1005 auf 20 vermehrte.

Das Stadthaus auf dem großen Markte ist ein sehr gut erhaltenes, im Jahr 1355 von dem Bürgermeister von Chorus, unter eigner Direktion aufgeführtes, großes Gebäude, auf dessen beiden Seiten zwei hohe Thürme stehen. Granus, von dem der eine desselben noch den Namen trägt, soll ein Bruder Nero's und Agrippa's und römischer Senator gewesen seyn, und im Jahr 70 nach Christi Geburt ein Schloß gebaut haben, für dessen Ueberreste man diesen Granusthurm ausgiebt.

Früherhin war die Façade des Stadthauses mit den Bildsäulen der zu Aachen gekrönten römischen Kaiser ausgeschmückt. In dem großen Saale wurde 1748 der Friedens-Congreß gehalten. (Merkwürdig genug erfolgte dieser Friedensschluß grade an dem, in der Völkergeschichte so merkwürdig gewordenen 18. October.) Man glaubt: das Stadthaus sey an der Stelle des alten Pallastes Karls d. Gr. erbaut, wozu noch die Kirche zu U. L. F., das Kaiserbad und die Hofstraße gehört hatten.

Der Springbrunnen vor dem Stadthause ist ebenfalls 1353 vom Bürgermeister von Chorus erbaut, und, so wie er jetzt ist, 1730 hergestellt worden. Die Statue Karls d. G. von vergoldeter Bronze, auf ihrem Fußgestelle, in einem großen kupfernen Bassin, in der Mitte der Fontaine, ist zu kleinlich, da sie nur sechs Fuß Höhe hat.

In Aachen besitzen mehrere Liebhaber herrliche Kabinette und Sammlungen; vorzüglich verdienen Erwähnung: Die Gemäldesammlungen der Wittwe Bettendorf, der Wittwe Schweling und des Herrn Blumhofer; und die Sammlung von Mineralien, Versteinerungen, Büchern, Handschriften, Kupferstichen, Münzen, Medaillen und Gemälden des Herrn Meyer. Das Kabinett ist um so interessanter, da seine Gegenstände sich größtentheils auf Aachen beziehen.

Auf dem Loys- und Salvadors-Berge findet man animalische und vegetabilische Versteinerungen, Seefische und Seemuscheln, welche andeuten, daß diese Gegenden einst mit Wasser bedeckt gewesen.

Die Haupthandlungszweige Aachens bestehen in eigenen Fabrikaten von Tuch, Casimir, Näh- und Stricknadeln, Messern, Fingerhüten, Färbereien, Kattun, Taback, Strümpfen, Hüten, Leder, Berlinerblau u. s. w.

Aachen hat verschiedene warme Quellen, die ihr Wasser den Badehäusern mittheilen, und sich durch unterirdische Kanäle in den großen Graben zwischen dem Cökner und St. Adelbertsthor, und von da in den kleinen Wurmfluß entladen. Die Quellen haben alle die nämlichen Bestandtheile, und unterscheiden sich nur durch den Grad ihrer Wärme, von 115 bis 143 Grad Fahrenheit; Geschwefeltes Wasserstoffgas, Kohlensaures Gas, Kohlensaures Mineralalkali, Schwefelsaures Natrum, Mineralalkali, Geschwefeltes Sauerstoffgas, Salzsaures Mineralalkali, Stoffsaurer Kalk ꝛc. scheinen die Hauptbestandtheile zu seyn. Man bedient sich des Wassers zum Baden und zum Trinken gegen Hauptübel, Rheumatische und Nerven-Zufälle, Urin-Krankheiten, Folgen der Lustseuche ꝛc.

Die Hauptbäder sind: das Kaiserbad auf dem Büche; das kleine Bad und das Quirins-Bad auf dem Käsemarkt; das Rosen-Bad; das Cornely-Bad, das Karls-Bad ꝛc. Man hat Dampf- oder Schwitz-Bäder und la Douge- oder Tropf-Bäder.

Redouten und Bälle sind auf dem Comphaus-Bade. Dort ist auch die Bank, wo Biribi, Trente ún und Roulette gespielt wird, auch Billards stehen, und Erfrischungen aller Art zu haben sind.

Aachen hat mehrere öffentliche Häuser und zwei Lesekabinetts, wovon das des Herrn La Ruelle das vorzüglichste ist. — Der geschmackvoll angelegte Robensche Garten ist für jeden Fremden sehenswerth.

Der nahe bei Aachen gelegene Flecken Burscheid ist wegen seiner Tuch- und Nadel-Fabriken, so wie wegen seiner Bäder berühmt. Er zählt ungefähr 4000 Einwohner. Unter den Bädern sind die vorzüglichsten: Im Krebs; Rosen-Bad; Verkehrte Welt; Degen-Bad; Johannisbad ꝛc.; sie haben mehrere Bassins, Dampf- und Tropf-Bäder. Man wohnt und speiset in allen, die Verkehrte Welt ausgenommen. An der Stelle des ehemaligen Armen-Bades ist eine, mit einem kleinen Spatziergang umgebene Fontaine angelegt.

Die Gegenden von Aachen und Burscheid verschließen in ihrem Schooße ergiebige Steinkohlen-Flötze, Galmei-Berge, Eisengruben, Stein- und Schieferbrüche ꝛc.

Das Werkchen, von dem hier Auszüge gegeben sind, schließt mit folgendem, auf die Zusammenkunft der Monarchen berechneten, Chronodistichon.

— — — — CVM prinCIpe brenno
aD fontes granos Caesar VterqVe nItent.

Uebertreibungen.

Ein Reisender erzählte, daß er in allen fünf Erdtheilen gewesen und unter den Merkwürdigkeiten, die er gesehen, Eine bemerkt, die noch niemand erwähnt habe. Dies Wunder war, wie er sagte, eine so große und hohe Kohlstaude, daß unter jedem ihrer Blätter hundert bewaffnete Reiter in Schlachtordnung Kriegsübungen anstellen könnten, ohne daß Einer dem Andern im Wege sey. Jemand, der dies hörte, gab sich nicht damit ab, diese Ungereimtheit zu widerlegen, sondern erwiederte ganz kaltblütig, er sey auch gereiset und in Japan gewesen, wo er mehr als dreihundert Arbeiter damit beschäftigt gesehen habe, einen Kessel zu verfertigen; hundert und funfzig polirten ihn inwendig. — Wozu diente aber dieser ungeheuer große Kessel? fragte der Reisende. — Wahrscheinlich wollte man die Kohlstaude darin kochen, wovon Sie erwähnten.

Altes und Neues.

Suchest das Neue Du auf? — In einmal gestilltem Verlangen
Sehn' ich mit trauerndem Sinn mich zu dem Alten zurück,
Wo noch am heimischen Heerd den Menschen die Liebe beglückte,
Frei ihm von Ehrsucht und Gold friedlich das Leben entschwand;
Wo gleich dem heiligsten Schwur das Wort dem Manne gegolten,
Und noch kein eisern Gesetz Treue zur Pflicht ihm verband;
Wo ihr einfach Gewand die Frauen sich selbst gewebet,
Sie nur nach Anmuth gestrebt, meidend den flitternden Prunk,
Und mit bescheidenem Sinn, nicht keck in die Schranken getreten,
Still im häuslichen Kreis liebend den Himmel gebaut.

Der Kriegsrath und der Mäckler in Krähwinkel.

A. Herr Kriegsrath, giebt's auch was in Thran und sonstigen Artikeln?

B. Nein, nein ich mag mich weiter nicht darin verwickeln!

A. Auch nichts in Pulver, Hagel, Blei, zu machen? —

B. Herr! bleiben Sie mit Pulver mir vom Leibe.

Sie wissen, daß ich damit nichts betreibe.

Das führt die Menschen in des Todes Rachen!

A. Und Sie sind Kriegsrath, alter muthiger Degen? —

B. Ja ja, mein Freund — das ist der — Ehre wegen.

Widerspruch und Irrthum.

Vom Narciß spricht dein Freund H — ll —,
Und Unbekannte B....r.. Du,
Hingegen sprichst vom alten Knaben. —
Wie reimt sich dieser Widerspruch?
Das Sprichwort sagt wohl wahr genug:
„Wer schimpft pflegt niemals recht zu haben."

Daß Du als Dicht'rin warst gemeint;
Und Herz — Gefühl — Geschmack — vereint; —
Wo stand ein Wort davon geschrieben?
Mehr Dichterinnen giebt's ja hier! —
Woher nimmst Du ein Vorrecht Dir?
Klug wär's gewesen: „Still geblieben!"

Auflösung der Charade in Nro. 84.

Tannenbaum.

№ 87.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 29. October 1818.

Otfried.

Romantisches Gedicht von Otto Koch.*)

Vierter Gesang.

Inhalt.

Der blaue Ritter, der im Kampf verwundet,
Schwört ew'ge Lieb' Alwinen. — Aber bald
Verläßt er treulos sie, als er gesundet. —
Von Liebe ist des Sängers Brust durchwallt. —
Der bösen Carabosse Sohn erkundet
Des Pyrenäenfräuleins Aufenthalt.
Dann, aus dem hochgewölbten Kaisersaale,
Entführt er sie, beim ritterlichen Mahle.

1.

Es ist ein Volk, von allen wilden Thieren
Das wildeste, und läßt sich doch gar schön
Mit kluger Hand an seid'nen Fäden führen,
Wie wir wohl mehr als allzu oft gesehn.
Nur muß man auch verstehn, es zu regieren;
Zu strafen und zu kosen auch verstehn;
Nie den Regenten von dem Menschen scheiden,
Und Ehrenstellen sinnlos nicht vergeuden.

2.

Denn wo der allerabgefeimt'ste Takel
Sich glücklich in die ersten Stellen drängt,
Von Schuld belastet und von manchem Makel,
Mit Ordensbändern dennoch reich behängt,
Da scheint es mir wahrhaftig kein Mirakel,
Wenn seine Kettenlast der Bürger sprengt.
Mit Ehrfurcht muß es die betrachten können,
Die sich des Staates erste Stütze nennen.

3.

Wie komm' ich darauf? — „Ja ... die Tagsgeschichte ..."
Schweigt, schweigt! Was geht den Dichter die denn an?
Was ich Euch singe, nichts sind's, als Gedichte;
Daß die nicht wahr sind, weiß ja jedermann.
Vielleicht, daß ich Euch manches noch berichte;
Doch sag' ich's ein- für allemal Euch an:
Daß Keiner mir in meinen Versen rühre,
Und — daß ich wundersam oft phantaire.

4.

Dort seh' ich Krieger mit benarbten Köpfen,
(Benarbt im deutschen Krieg! Hört's, Deutsche! Hört!)
Dort gehen sie mit ellenlangen Zöpfen,
Vom alten Korporalstock zugelehrt.
Gott gnade, wenn ein Rostfleck an den Knöpfen,
Wenn falsch geschnallt ein Riem, ein Haar verkehrt!
Die alten Helden werden's büßen müssen,
Daß sie Germanien der Schmach entrissen.

*) Einen solchen Dichter beim Publikum einführen zu können, ist die Freude und der gerechte Stolz des Herausgebers eines öffentlichen Blattes. Er bedarf keiner weitern Empfehlung.

5.

Und Andre seh' ich hier, ohn' Furcht und Tadel,
Die mitgeschlagen manche Siegesschlacht,
Verjagt von ihren Stell'n, wo man dem Adel,
Dem Adel in der Windel, Platz gemacht!
Wär' doch mein Witz so spitz wie eine Nadel,
Und schneidend wie der Nord um Mitternacht,
Daß ich, in ihrer ganzen, schönen Neuheit,
Besänge die errung'ne deutsche Freiheit!

6.

Wer aber sagt: daß ich das wirklich sehe?
Ich sing' Euch mancherlei, und sah's doch nie.
Und — daß ich's Euch nur gleich und frei gestehe —
Das sind so Blasen meiner Phantasie.
Ich setze nun den Fall, ... wenn es geschähe,
— Was kann sich nicht begeben? — und Ihr hie
Und da verglicht, und fändet gar? Was gehen
Mich Eure Augen an, und was die sehen?

7.

Bin ich verbunden, Euch den Staar zu stechen?
Seht wie Ihr wollt, ich weiß: ich sehe gut.
Nur müßt Ihr, warn' ich, nicht mich unterbrechen,
Wenn ich so recht in der Begeist'rung Fluth!
Wollt Ihr mir das mit Hand und Mund versprechen?
An Eurem Lächeln seh' ich, daß Ihr's thut.
Nun wohl, so will ich Euch auch weiter melden,
Was sich begiebt mit unsern Frau'n und Helden.

8.

Versammelt hatte sich aus Ost und Westen
In Aachen Alles zu der Krönung Pracht.
Es wimmelte die Stadt von hohen Gästen;
Und Alles, was den Menschen fröhlich macht,
War hier zu schauen; Feste folgten Festen;
Der laute Jubel dau'rte Tag und Nacht.
Kaum unterscheid' ich hier in dem Gedränge
Die Einzelnen, befluthet von der Menge.

9.

Nur langsam laßt mich das Gewühl durchsehen;
Wir stoßen hier auf manch bekanntes Bild:
Den Ritter seh' ich aus den Pyren en,
Und die blauäug'gte Tochter, blond und mild.
Um Caraboffens Ränken zu entgehen,
Flohn sie der Heimath freundliches Gefild,
Und ließen sich in Deutschland heimisch nieder;
So treffen wir in Aachen, hier sie wieder.

10.

Wer wandelt in den ausgeschmückten Hallen
Mit großen Schritten durch der Ritter Reih'n,
Im hellen Panzer? Herrlich glänzt vor allen
Sein gold'ner Helm im Abendsonnenschein.
Wie aller Damen Blicke auf ihn fallen!
So wahr ich bin! daß muß Graf Herrmann seyn!
Denkst Du die Braut in Aachen zu erfragen?
Wie? Oder reut's Dich schon, ihr nachzujagen?

11.

Wen seh' ich dort am güldenen Gegitter
Der hohen Halle stehn? Fast scheint es mir:
Ein Edelknabe sey es, und kein Ritter;
Doch seinen Blick schmückt ritterliche Zier!
Ja! Ich erkenne Dich an Deiner Zitter!
Willkommen, junger Sänger, ruf' ich Dir!
Willkommen in der festlichen Vereinung,
Du sorglose, Du freundliche Erscheinung!

12.

Noch viele kenn' ich hier von nah' und ferne,
Wenn ihre Namen auch nicht alle klar
Mir im Gedächtniß stehen; doch nicht gerne
Vermiss' ich Otfried hier, den jungen Aar.
Gemach! Was blinkt mir dort, gleich einem Sterne,
Entgegen aus der Ritter dichter Schaar?
Dort, an des Schlosses hoher Fenster-Brüstung?
Er ist's! Er ist's, in seiner Silberrüstung!

13.

Der Tag verrinnt, die müde Sonne badet
Ihr glühend Angesicht im kühlen Meer.
Es naht ein Herold: Zum Turniere ladet
Er alle Ritter ein auf morgen. Wer
Den Preis erkämpft, den ersten, den beadet
Des Kaisers Huld mit einem güld'nen Speer;
Zum zweiten ist ein reiches Schwerdt erkoren;
Der dritte Dank sind ein P ar gold'ne Sporen.

14.

Indeß der Nacht einschläferndes Gefieder
Um's holde Leben freundlich uns betrügt,
Schleich' ich die weiten Gassen auf und nieder,
Ganz Aachen durch, von keinem Schlaf besiegt.
Auf ödem Kirchhof sind' ich erst mich wieder,
Der fast am End' der Stadt so einsam liegt;
Hier ruh' ich aus auf mürben Leichensteinen,
Umringt von Todtenschädeln und Gebeinen.

15.

Und meine Augen starren ernst und trüber.
Es geht vor meinem innersten Gesicht
Der Mensch, vom Kinde bis zum Greis, vorüber.
„An seinem Ziele stehst Du hier!" — So spricht
Der Freigeist. — Darum lebt' ich? rang' ich? Lieber,
Ja lieber wollt ich doch: ich wäre nicht!
Schling' mich hinunter, Erd', in Deinen Magen;
Denn den Gedanken kann ich nicht ertragen!

16.

Vergehen sollt' ich auch gleich jenem Wurme,
Der hier sein Mahl hält? Wißt ..... Horch!
Horch! Was schreckt
Die Raben so in dem bemoosten Thurme?
Sie flattern krächzend auf, vom Schlaf geweckt.
Was rauscht ob meinem Haupt gleich einem Sturme?
Hu! Wie mich schauert! Wie mein Haar sich reckt!
Will Aberglaube mir den Busen engen?
Die Geisterstunde tönt in hohlen Klängen.

17.

Da ruft es in mein Ohr, wie Todtenlieder.
Scheu an den hohen Thurm hinauf blick' ich.
Es kreis't um ihn mit rauschendem Gefieder,
In weiten Kreisen, eine Eule sich,
Und sinkt am Ende langsam an ihm nieder.
Roth glühen ihre Augen, fürchterlich
In dunkler Nacht, wie lodernd Fackelfeuer;
Ihr Reiter ist ein zwerglich Ungeheuer.

18.

Seht nun, welch Wunder da begiebt sich weiter!
Fast irren Sinn's und Blicks schau ich ihm zu:
Es reißt der Zwerg von Boden Gras und Kräuter,
Und murmelt dunkle Worte dumpf dazu;
Die Eule wird zum Roß, zum schwarzen Reiter
Der mißgestalt'te Zwerg in einem Nu!
Hui! Durch die Gräber sprengt er nun von hinnen;
Fort stürz' auch ich, gelähmt von allen Sinnen.

19.

Erst muß ich von dem schau'rlichen Gesichte,
Was meinen Geist noch ganz befangen hält,
Mich traun erholen, eh' ich Euch berichte:
Was sich in Aachen zuträgt; lieber meld'
Indeß ich eine andere Geschichte,
Die volle zwanzig Jahre früher fällt,
Und sich in Frankreich zutrug. Dort regierte
Der Sechste, der den Namen Ludwig führte.

20.

Wohl unter jenes Landes milder Sonne,
Wo ihre Strahlen üppiger gedeihn
Den Fluren, und den Herzen höh're Wonne
Und frohern Muth und leichtern Sinn verleihn,
Als unserm Nord; am Ufer der Garonne,
Stand eine nied're Hütte, eng' und klein,
Die einem armen Fischer zugehörte,
Der spärlich sich von seinem Handwerk nährte.

21.

Jedoch, in dem zufried'nen Herzen mocht' er
So arm nicht seyn, nicht so vergessen ganz.
Bescheert hatt' ihm der Himmel eine Tochter,
Reich prangend in der Schönheit hellstem Glanz.
Wie gütig doch der Himmel ist! So flocht' er
In Jenes Armuth einen reichen Kranz.
Wohl weise theilt er, wahrlich, seine Gabe!
Wer hat nicht, daß er sich an Etwas labe?

22.

Mit welchem Geist, mit welcher Farbe Strahlen
Sollt' ich der Jungfrau engelschönes Bild,
Mit ihrem Wuchs, entwandt dem Idealen,
Mit ihrem Blick, so himmelblau und mild,
Mit ihrem frommen, holden Lächeln, mahlen,
Mit allen ihren Zügen, reizerfüllt,
Mit ihrer Stimme Klang, wie Silberglocken,
Mit ihren dunkelbraunen Ringellocken?

23.

Doch weil des Liedes treue, wahre Töne
Auch nur der Wahrheit stets Tribut gezollt,
Und ich der schlauen Lüge nimmer fröhne,
So glaubt mir, wenn Ihr anders könnt und wollt:
Daß sie so reizend war, wie Magdalene;
So fromm, ergeben, sanft und zart und hold. —
So saß sie einst am Abend, Netze strickend,
Mit heitrer Unschuld in die Ferne blickend.

24.

Da reiten sich gewaltig auf der Haide
Zwei hohe Reiter feindlich an. Sogleich
Fliegt Beider Schwerdt helleuchtend aus der Scheide;
Nun folget Hieb auf Hieb und Streich auf Streich.
Gewappnet waren prächtig alle Beide:
Des Einen Rüstung war wohl schön und reich,
Hellblauer Stahl, verziert mit güldnen Stiften;
Ein schwarzer Helmbusch wankt' hoch in den Lüften

*

25.

Schön prangte auch der Andre; wie ein Spiegel
Strahlt seine Silberrüstung hell und blank.
Sieh, da! Der blaue Ritter wankt im Bügel,
Getroffen schwer; er sinkt. Des Reiters krank,
Stürzt das erschrock'ne Roß mit schlaffem Zügel,
Das weite Blachfeld athemlos entlang.
Der Sieger aber schenkt sein Schwerdt der Scheide,
Und jagt davon, ein Sturmwind durch die Haide.

26.

Wie bebt' Alwine nicht! Auf ihre Bitte
Ward der verwund'te Ritter noch vor Nacht
Mit einer Bahre in des Fischers Hütte
Und auf ein weiches Lager dort gebracht.
Hier pflegte sie, nach edler Frauen Sitte,
Des Kranken, der vom Tod noch nicht erwacht;
Im todten Schlummer lag er. Nach drei Tagen
Begann er erst die Augen aufzuschlagen.

27.

Nun saß sie Nacht und Tag an seinem Bette,
Von Mitleid, Sorg und Hoffnung stets erfüllt:
Ob sie den schwer Getroff'nen wohl errette,
Das Herz so schwer, das Aug' so naß umhüllt,
Ihn pflegend mit dem Vater um die Wette.
Was Wunder, daß des schönen Mägdleins Bild,
Was ihm ein Engel war in Todesschmerzen,
Lebendig und lebend'ger ward im Herzen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Thaddäus Kosciuszko.

(Fortsetzung.)

Kosciuszko's politische Rolle war nun zu Ende, und von nun an beruhte sein Ruhm auf seinem Unglück und auf seiner Tugend. Zwei Jahre blieb er in Kriegs- oder vielmehr in Staatsgefangenschaft, bis die Kaiserin Katharina am 6. Wintermonat 1796 ihr Leben endigte.

Es war eine der ersten Handlungen ihres Thronfolgers, des Kaisers Paul, in Begleitung seiner zwei Söhne, der Großherzöge Alexander und Konstantin, das erlauchte Opfer der edelsten Hingebung in seinem Gefängniß zu besuchen. Der Kaiser bot dem polnischen Helden Freiheit, ansehnliche Geschenke von Grundstücken und Bauern, Ehre, Würden und ein Armeekommando, ar. Kosciuszko lehnte die Anerbietungen ab, und erklärte dem Monarchen, wie er nur allein unter den Fahnen der Unabhängigkeit in Amerika und in Polen gekämpft habe, und einer andern Sache zu dienen sich nicht entschließen könne. Die Geschenke hatte er Anfangs, um durch unbedingten Abschlag den Kaiser nicht zu beleidigen und seine Unglücksgenossen zu gefährden, vielleicht auch um seine Freiheit desto eher zu erhalten, angenommen; er sandte sie nachher aus England in Begleitung eines Schreibens zurück, worin er die Unmöglichkeit ausdrückte, etwas zu behalten, was ihn zur Dankbarkeit gegen einen der Monarchen, die aus der Theilung seines Vaterlands Vortheil zogen, verpflichten würde. Ein Zeugniß der Aerzte über seine Gesundheit hat wahrscheinlich Kosciusko's Freilassung befördert; er benutzte sie, um über Schweden nach England zu reisen, wo ihm ehrenvolle Auszeichnung zu Theil ward, und von wo er sich nach den vereinten Staaten begab.

Im Jahr 1797 traf er in New-York ein. Ein im Tagebuch des Kongresses abgedruckter Beschluß vom 23. Jenner 1798 sprach ihm Kapital und Interessen zu von einem ihm zustehenden fünfjährigen Gehalt der während des Krieges für die Unabhängigkeit von ihm bekleideten Stelle *): diese Summe von ungefähr sechszehntausend Piaster machte um diese Zeit den Hauptbestandtheil seines Vermögens aus.

*) Der amerikanische Kongreß hatte nach beendigtem Krieg den Offizieren einen fünfjährigen Gehalt als Gratifikation zuerkannt. Diese hatte Kosciuszko nicht bezogen, und sie ward ihm jetzt, nebst den Zinsen, bezahlt.

Ein dringendes Bedürfniß, sich seinem Vaterland wieder zu nähern, und eine schwankende Hoffnung, es dürften die politischen Stürme in Europa eine für Polens Herstellung günstige Wendung nehmen, bestimmten ihn bald wieder zur Rückkehr. Nicht über England, sondern auf geradem Wege traf er im Heumonat 1798 in Frankreich ein, wo er mit der seinem Charakter, seiner Tugend und seinem Unglück schuldigen Achtung empfangen ward. Seine Verwendung und persönlichen Verhältnisse zu dem Vollziehungs-Direktorium haben damals zur Annäherung zwischen Frankreich und den vereinten Staaten wesentlich beigetragen.

Gegen Ende 1799 überreichten die bei der italienischen Armee angestellten Polen dem Helden ihres Vaterlands den im Gnadenort Loretto gefundenen Säbel, welchen einst Johann Sobieski geführt hatte.

Kosciuszko wohnte in Paris; seine Verbindungen mit den Gliedern des diplomatischen Korps veranlaßten die Bekanntschaft mit dem damaligen Minister der helvetischen Republik, Hrn. Zeltner, einem einfachen und freisinnigen Manne, dessen Charakter dem seinigen am meisten zusprach. Aus gegenseitigem Gefallen entspann sich die enge Freundschaft, welche bis zu Kosciuszko's Tod zwischen Beiden bestanden hat. Im Jahr 1801 nahm er die Einladung seines achtungswerthen Freundes an, zog in sein Haus und lebte funfzehn Jahre im Schooße seiner Familie; zur Zeit des Wiener Kongresses begab er sich nach Wien und von da in die Schweiz, wo er bei einem andern Hrn. Zeltner, dem Bruder seines Freundes in Paris, und der vormals Regierungsstatthalter in Solothurn gewesen ist, seinen Aufenthalt wählte.

Damals, als Kosciuszko nach Europa zurückkam, befand sich die französische Regierung im Krieg mit den Mächten, welche Polen getheilt hatten, und unter deren Fahnen sich mehrere Tausende gezwungen dienender Polen befanden. Der polnische Feldherr schlug den Mitgliedern des Vollziehungs-Direktoriums vor; aus seinen Mitbürgern, auf die sein Einfluß fortdauernd groß war, ein ansehnliches Hülfskorps zu errichten; von dem Direktorium verlangte er hinwieder die Zusicherung, daß Polen's Unabhängigkeit eine Bedingung der allgemeinen Friedensunterhandlungen seyn solle. Ein bestimmter Vertrag hierüber scheint zwar, so viel man weiß, nicht zu Stande gekommen zu seyn, aber Verheißungen wurden gegeben, und Kosciuszko erfüllte die seinigen; die Polen folgten seinem Rufe nnd sammelten sich in großer Zahl unter den Fahnen Frankreichs. Sattsam bekannt ist hinwieder, wie das Direktorium und nach ihm Bonparte, als Konsul und Kaiser, ihre Zusagen erfüllten, und wie traurig das Schicksal der tapfern polnischen Legionen ward, die für ihr Vaterland zu streiten glaubten, als sie ihr Blut in den Reihen der Franzosen, auf fernen Punkten des Erdballs vergossen. *)

Kosciuszko nährte kein anderes Verlangen als die Herstellung seines Volkes, dessen einzige Stütze und eigentlicher Stellvertreter er war; kein Schatten von persönlichem Interesse mengte sich jenem großen National-Interesse bei, welchem sein Daseyn gewidmet war. Er hat

*) In Italien, in Neapel, in Egypten und in Syrien; auf St. Domingo, in Oesterreich, in Preußen, in Holland, in Spanien, in Portugall, in Rußland, in Polen, in Westphalen, und sogar im Innern Frankreichs, während dem Invasionskrieg von 1814. Man glaubt die Zahl der in den französischen Heeren gefallenen polnischen Krieger auf vierzigtausend berechnen zu können. Noch sollen ungefähr sechshundert Offiziere und zwölftausend Soldaten, als Ueberreste der so grausam mißhandelten polnischen Legionen übrig seyn.

(was auch die Tagblätter darüber irrig melden mochten) weder von Preußen noch vom französischen Direktorium, noch von Bonaparte, irgend einer Pension bezogen. Dieser Letztere, als er den Gipfel seiner Macht erstiegen hatte, stellte sich, als wolle er den Polen die Gelegenheit verschaffen, ihr Vaterland aus seinen Trümmern wieder herzustellen; aber es war ihm damit kein Ernst, denn er fürchtete den unabhängigen Geist und die Entschlossenheit dieses Volkes, dessen er sich in der That nur als Werkzeug bedient hat, um nachher diese tapfern Abkömmlinge der Sarmaten mit eben der (Staatsklugheit genannt) Treulosigkeit zu behandeln, mit der er das schöne und unglückliche Italien getäuscht und unterjocht hatte.

Funfzehn Jahre, wie schon bemerkt ward, verlebte Kosciuszko friedlich und ruhig im Hause seines Freundes, anfangs in Paris und später auf dem Landsitze Berville bei Fontainebleau, wo er, ein neuer Cincinnatus, sich in der Aufsicht landwirthschaftlicher Arbeiten wohl gefiel. Einfach in seiner Kleidung, Sitten und Lebensart, unterredete er sich gerne mit Landleuten, die er mit Rath und That unterstützte. Einige seiner Mußestunden wurden dem Lesen gewidmet; Tacitus und Plutarch waren seine Lieblingsschriftsteller, wie unter den großen Männern des Alterthums, Aristides, Timoleon und Epaminondas seine Lieblinge waren. Für Hannibals festen und unbiegsamen Charakter, für seinen unwandelbaren Haß gegen die Römer, für seinen Muth, sein Kriegertalent und sein Unglück, hegte er eine an Verehrung gränzende Bewunderung. Den Präsidenten Jefferson nannte er bisweilen in freundschaftlichen Briefen, seinen geliebten Aristides. Eine seiner Erholungen war der Unterricht im Zeichnen, den er einer Tochter seines Freundes Zeltner gab. Paris besuchte er selten aus anderm Grund, als um einem Freunde oder Bekannten Dienste zu erweisen. Freisinnigen Grundsätzen huldigend, in seinen Meinungen gemäßigt, hat er die ächte Freiheit, die Gefährtinn von Gesetz und Ordnung, und die Gleichheit politischer Rechte geliebt, und die Ausschweifungen der Anarchie gleichmäßig wie die Ansprüche und Vorrechte stolzer und drückender Aristokratie, oder die Verbrechen des Despotismus gehaßt. Die Todesstrafe verabscheute er, und glaubte in ihr ein Ueberbleibsel barbarischer Zeiten und ein Verhältniß zu finden, das bei vorgerückter Civilisation nicht erduldet werden sollte.

Alljährlich am 28. Oct. feierten eine große Zahl seiner Mitbürger und Freunde, in Paris wie in Polen, das Jahresfest des Helden. In den letzten Jahren von Napoleon's Herrschaft ward dieß patriotische Nationalfest nicht mehr begangen. Als im Jahr 1807, nachdem er Preußen besiegt hatte, Napoleon den Lauf seiner Eroberungen fortsetzen und sich Anhänger in Polen verschaffen wollte, hatte er seinen Minister Fouché beauftragt, bei Kosciuszko, den er gerne für seine Zwecke brauchen wollte, angemessene Schritte zu thun und ihn auszuhorchen. Aber der polnische Held weigerte sich beharrlich, seine Landsleute auf irgend eine Weise zu gefährden, indem der Unterhändler ihm weder Zutrauen einflößte, noch eine Gewährleistung geben wollte. Da erlaubte man sich eines jener häßlichen Mittel, welche der Sittenlehre und einer gesunden Staatsklugheit gleich verwerflich erscheinen müssen, indem unter Kosciuszko's Namen ein Aufruf an die Polen in Umlauf gebracht ward, dessen Unächtheit der angebliche Verfasser später (Moniteur, April 1816) selbst kund gemacht hat.

Fouché drang in ihn, das Kommando der Polen zu übernehmen. Napoleon, seiner Weigerung zürnend, wollte ihn sogar mit Gewalt zur Armee führen lassen. „Was hülfe euch das? (sagte Kosciuszko zu seinem Minister). In Polen eingetroffen, würde ich erklären, daß ich nicht frei bin, und ihr würdet in Warschau ungleich verlegener mit mir seyn, als in Paris. „Einst ward er befragt, ob er eine Stelle im Senat unter Bonaparte anzunehmen geneigt wäre? Er antwortete lächelnd: „was meint Ihr wohl, daß ich darin thun sollte?" Ein andermal, in der Zeit, wo die neuen Adelstitel zum Vorschein kamen, sagte er zu einem der Senatoren: „Wie muß man Sie jetzt nennen; sind Sie Herzog oder Fürst, Excellenz oder Durchlaucht? — „Ich bin, antwortete der Höfling, nur ein schwaches Werkzeug (un faible argile) in der Hand Seiner Majestät." Diese Antwort war dem edlen Helden so anstößig, daß er den, welcher sie gab, seitdem nicht wieder sehen mochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein ungewöhnliches Beispiel von Verstellung.

Ein junger Mann von Noyon in der Piccardie, der zu einer angesehenen Familie gehörte, war nach Paris geschickt worden, um daselbst die Rechte zu studiren und ging während der Zeit bei einem Procurator am Chatelet in die Kost. Nach dem Tode seines Vaters erbte er ein sehr schönes Vermögen, aber dieses brachte er bald durch, indem er sich allen Arten thörigter Ausschweifungen überließ, wegen welcher Paris so berüchtigt ist. Bei dem steten Jagen nach Genuß und der Zerstreuung, der er sich überließ, verschwendete der Wüstling auch das Geld, das er durch den Verkauf seiner Juwelen und seines Hausgeräthes erhalten hatte, so daß er sich nicht mehr in die Gesellschaft seiner lustigen Brüder wagte, sondern mit einigen Thalern in der Tasche ein elendes Kämmerchen in einem abgelegenen Theile der Stadt miethete.

Hier saß er in tiefem Nachdenken versunken, und machte sich wegen seinen vorigen Ausschweifungen Vorwürfe; zugleich sann er auf Mittel, sich aus seiner jetzigen hülflosen Lage zu retten. Wegen seines schlechten Rocks, den er jetzt trug, durfte er sich nicht schmeicheln, eine Hofmeisterstelle in einem angesehenen Hause zu erhalten und einen geringern Posten wollte er nicht annehmen. Nachdem er sich lange vergebens den Kopf zerbrochen hatte, fiel es ihm ein, daß ganz in der Nähe seines Geburtsorts eine berühmte Carthause liege, wo er wenigstens zwölf Monate lang einen Zufluchtsort finden werde, und hoffte, daß unterdessen ihm die Vorsehung eine Gelegenheit verschaffen werde, irgendwo unterzukommen. Sollte dies nicht gelingen, so war er entschlossen, in dem Carthäuserkloster zu Noyon ein Mönch zu werden.

Ehe er aber ins Kloster ging, hielt er es für seine Schuldigkeit, seinen einzigen noch übrigen Anverwandten, einen Onkel, zu besuchen, der nicht weit von der Stadt ein Gut besaß. Der gute Mann hieß seinen Neffen herzlich willkommen und dankte ihm für den Besuch, über den er höchlich erfreuet war, allein man kann sich leicht sein Erstaunen denken, als ihm der junge Mann mit einem heiligen Blicke und einem frommen Tone der Stimme seinen Entschluß mittheilte, die Welt zu verlassen und sich in ein Kloster zu begeben, um da seine Irrthumer und Vergehungen abzubüßen. Der Onkel suchte ihn von seinem Vorhaben abzubringen, aber alles

Zureden war vergebens; hingegen sprach der junge Mensch so eindringlich und verführerisch, daß sich der Onkel selbst entschloß, ein Charthäusermönch zu werden. Beide fingen ihr Noviciat an einem Tage an und bestanden die Probe mit einem Eifer, der die größte Verwunderung erregte.

Zwölf Monate waren nunmehro vorbei; man hatte einen Notarius kommen lassen und das Testament wurde aufgesetzt. Beide vermachten ihr gesammtes Vermögen einander. Alsdann legte zuerst der Onkel sein Gelübde ab, weil er der Aelteste war und diese Feierlichkeit kam den Neffen so erhaben vor, daß er auf einmal fühlte, er sey noch ganz unfähig, in den Mönchsstand zu treten. Er verlangte daher seine weltliche Kleidung wieder und verließ noch an demselben Tage das Kloster, um von dem Vermögen in Besitz zu nehmen, das ihm sein Onkel vermacht hatte.

Unser Erbe war jedoch durch die Erfahrung nicht klüger worden; er brachte das ganze Vermögen seines Onkels eben so schnell durch, als das was er von seinem Vater bekommen hatte und nunmehro blieb ihm kein anderes Hülfsmittel weiter übrig, als gemeiner Soldat bei dem Infanterieregiment der Königin zu werden, das damals zu Lille in Besatzung lag.

Acht lange Jahre mußte er in dieser Lage bleiben, ob er schon derselben höchst überdrüßig war. Endlich fiel es ihm ein, sich verrückt zu stellen, um seinen Abschied zu erhalten. Er beging mehrere tolle Streiche, die man bloß dem Wahnsinne zuschreiben konnte; daher wurde er in die Citadelle eingesperrt. Hier beleidigte er seine Offiziere; man legte ihn daher in Ketten, aber er zerbrach die Handschellen und warf sie den Offizieren an den Kopf. Hierauf band man ihm die Hände auf den Rücken und doch machte er in der folgenden Nacht eine solche Oeffnung in der Mauer, daß ihre Ausbesserung über funfzig Thaler kostete.

Nunmehro that man ihn in das Kloster der Bons-Fils zu Armentieres, drei Stunden von Lille. Hier sperrte man ihn in eine unterirdische Zelle ein, wo er seine Kleider zerriß, sich nackt in den Schmutz legte und ganze Tage und Nächte die lateinischen Hymnen, die er im Kloster gelernt und die obscönen Lieder sang, welche er in den Barracken, den Wachtstuben und in den Schenken gehört hatte. Dieses Benehmen setzte er beinahe anderthalb Jahre fort, als er eine Veränderung in seiner Kost bemerkte und von seinen Mitgefangenen, die nicht alle verrückt waren, hörte, das Regiment habe ihm seinen Abschied geschickt und er werde jetzt auf Kosten der Regierung unterhalten. Sogleich fing er an, sich anders zu benehmen; er verlangte Kleider, schlief des Nachts, sang nicht mehr und zuletzt benahm er sich, wie ein Mann von Verstand und Kenntnissen.

Die Mönche ließen es sich recht eifrig angelegen seyn, die Nachricht zu verbreiten, er habe seine Wiederherstellung ihrer Behandlungsart zu verdanken. Bald wurde dies allgemein bekannt und sie bekamen Geisteskranke aus allen Provinzen Frankreichs, sobald unser verstellter Wahnsinniger wieder in die Welt zurückgekehrt war.

Narcissus.

In eine Blume, wie wir wissen,
Verwandelte einst Zeus Narcissen,
Warum? ist allgemein bekannt.
Wie? wenn Herr Zeus noch jetzt regierte
Und Euch, Ihr süßen Herrchen, spürte,
Die Ihr ihm gleicht, dem armen Fant?
Herr Gott! wir würden bald Narcissen
Wie Unkraut jäten müssen!

Räthsel.

Aus dem Schooße der Erde steig' ich, Menschen und Thieren
Speise zu bringen, und kehre nährend zurück in die Erde.
Sonst vertrat ich im Pallaste die Stelle des Sofa's;
Zierliche Schirme bild' ich gegen die strahlende Sonne.
O wie bin ich dem Müden, wo er mich findet, willkommen!
Nur auf Dächern will man jetzt nimmer mich dulden.

№ 88.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 1. November 1818.

Thaddäus Kosciuszko.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1814, als Frankreich's Boden von den Heeren der vereinten Mächte überzogen ward, lebte Kosciuszko einsam in der Wohnung seines Freundes Zeltner zu Berville bei Fontainebleau. Ein polnisches Truppenkorps besetzte das Dörfchen Cugny in der Nähe bei Berville und ließ sich grobe Ausschweifungen zu Schulden kommen. Der ehrwürdige Greis trat unter die Krieger, in einer Kleidung, die ihn, mehr noch als sein Alter, unkenntlich machte. „Polen — so redete er sie in ihrer Sprache an, bin ich es gewesen, der euch ein solches Beispiel gab? Habt ihr unter meiner Anführung Dörfer verwüsten, ruhige Bürger mißhandeln, Weiber und Kinder umbringen gelernt? Dieses Betragen mag niedrigen Sklaven ziemen, die sich im Kriege für die Sklaverei des Friedens entschädigen: wie aber sollten Menschen, die einst frei waren, sich solches erlauben?" Offiziere und Soldaten erstaunten über die mit Ernst und Rührung gesprochenen Worte. Betroffen von dem Kontrast der Kleidung und Rede des Greises, von der edlen Sprache und der Heiterkeit seines Antlitzes, waren sie eine Weile verstummt, dann aber erwiederten sie: „Sie sind nicht was Sie zu seyn scheinen, Sie kennen uns, Sie reden unsere Sprache; wer sind Sie? wie heißen Sie?" Der Unbekannte schien einige Augenblicke der Antwort ausweichen zu wollen, aber lange vermochte er den dringenden Bitten nicht zu widerstehen und mit weinenden Augen, ging das Wort über seine Lippen: „Ich bin Kosciuszko!" Alsogleich stürzten die Polen vor ihm nieder, umfaßten seine Kniee, baten tausendmal um Verzeihung, vergossen Thränen, und konnten sich an der benarbten Stirne ihres greisen Heerführers nicht satt sehen.

Das kleine Dorf Cugny, das Schloß Berville und die Umgegend blieben aus Achtung für Kosciuszko's Namen von Kriegslasten frei. Der Kosacken-Hettmann Platow sandte bald hernach dem polnischen Helden eine Ehrenwache. Seine Wohnung, seine Person und die Familie seines freundlichen Wirthes, welche er als die seinige ansah, wurden unter

Alexander's besondern Schutz gestellt. Der Kaiser hatte bald, nachdem er in Paris eingetroffen war, den Wunsch geäußert, Kosciusko zu sehen. Er ließ ihn in seinem Wagen abholen, bot ihm die Hand, umarmte ihn herzlich und unterhielt sich geraume Zeit in freundschaftlichem und vertrautem Gespräche mit ihm. Am 9. April 1814 hatte der polnische Held, dem stets nur das Wohl seines Vaterlands und seiner Freunde am Herzen lag, Folgendes an den Kaiser geschrieben:

„Sire, wenn ich es wage, aus meiner stillen Einsamkeit meine Bitten an einen großen Selbstherrscher, einen großen Feldherrn und vor allen an einen erlauchten Freund und Beschützer der Menschheit zu richten, so geschieht es, weil sein Edelmuth und seine Großherzigkeit mir bekannt sind. Ich bitte Sie um eine dreifache Gunst. Zuerst dafür, daß Sie eine allgemeine Amnestie allen Polen, ohne irgend eine Beschränkung ertheilen, und daß die im Ausland zerstreuten Bauern, wenn sie in ihre Heimath zurückkehren, frei seyn mögen; zweitens bitte ich, daß Euer Majestät sich zum König von Polen erklären wollen, mit einer freien, der britischen ähnlichen Verfassung; daß öffentliche Schulen, auf Kosten der Regierung, für den Unterricht der Bauern errichtet; daß die Leibeigenschaft des letztern innerhalb zehn Jahren abgeschafft und ihnen das volle Eigenthumsrecht ihrer Besitzungen eingeräumt werde. Wenn meine Bitten gewährt werden, so will ich, obgleich krank, persönlich erscheinen, um mich Ew. Majestät zu Füßen zu werfen und Ihnen als meinem Souverain die ersten Danksagungen und Huldigungen zu bringen. Könnten meine schwachen Fähigkeiten noch einigermaßen nützlich seyn, so würde ich auch gern ungesäumt zu meinen Landsleuten hineilen, um meinem Vaterland und meinem Souverain mit Ehre und Treue zu dienen. Mein drittes Gesuch Sire, betrifft zwar eine Privatsache, die aber meinem Herzen sehr theuer und angelegen ist. Ich wohne seit vierzehn Jahren in dem achtungswerthen Hause des Hrn. Zeltner, eines Schweizers und vormaligen Gesandten seines Landes in Frankreich; ich habe viele Verpflichtungen gegen ihn, allein wir sind Beide arm und er hat eine zahlreiche Familie. Ich bitte für ihn um eine ehrenhafte Stelle, entweder in der neuen Regierung von Frankreich, oder in Polen. Er ist ein wohl unterrichteter Mann und ich kann seine erprobte Treue verbürgen....“

Kosciuszko theilte mit Locke die Ueberzeugung, daß auf der Verschiedenheit der Erziehung zunächst der große Unterschied beruhe, welcher zwischen den Menschen statt findet, und daß durch Erziehung und Unterricht allein die Verbesserung der menschlichen Gesellschaften und der Staaten möglich sey. Darum war es denn auch sein angelegener Wunsch, große landwirthschaftliche und Industrieschulen, Erziehungs-Anstalten für Landleute und Armenschulen in seinem Vaterlande errichtet zu sehen. Er hat in dieser Absicht, während seines spätern Aufenthalts in der Schweiz, die schönen Landwirthschafts- und Erziehungs-Anstalten des Hrn. von Fellenberg in Hofwyl wiederholt mit theilnehmender Aufmerksamkeit besucht und in den letzten Jahren seines Lebens der beruhigenden und tröstenden Aussicht genossen, durch Kaiser Alexander's großherzigen Edelsinn manche seiner vaterländischen Wünsche für die Restauration seiner Landsleute, der Erfüllung näher gerückt zu sehen.

Zu Anfang des Jahrs 1815 wurde er von mehrern seiner Mitbürger und Freunde ersucht, sich nach Wien zu begeben, um hier unmittelbar

bei den einflußreichsten Männern des Fürstenkongresses die Sache Polens zu verfechten. Er trat in Begleitung eines Sohnes von seinem Freunde Zeltner die Reise an, ward aber durch zufällige Umstände und Hindernisse unterwegs aufgehalten, so daß er eben erst, als der Kongreß sich auflöste, in der österreichischen Hauptstadt eintraf. Zu Braunau begegnete ihm der von Wien zurückkehrende Kaiser Alexander, welcher sich zwei Stunden mit ihm unterhielt. In Wien sah er öfters den Prinzen Adam Czartoryski, einen Landsmann, den er vorzüglich ehrte und liebte, und begnügte sich übrigens einigen noch anwesenden Kongreßmitgliedern eine Note und einige die Verhältnisse Polens betreffende Bemerkungen zu überreichen; er reiste hierauf nach Solothurn in der Schweiz, wo er bei dem Bruder seines Freundes Zeltner, mit dem er hinwieder bald auch selbst vertraute Freundschaft knüpfte, seine Wohnung nahm.

Hier hat der ehrwürdige Mann seine letzten Lebensjahre mit der edelsten Wohlthätigkeit ausgefüllt. Er suchte Unglückliche in ihren Wohnungen auf und brachte ihnen gleichzeitig Trost und Unterstützung. Da er täglich einen Spaziergang zu machen gewohnt war und keinen ohne solche Besuche oder Austheilung reichlicher Almosen vorbeigehen ließ, so ward seine Mildthätigkeit bald in der Umgegend bekannt und das Zuströmen der Bittenden und Hülfesuchenden ward zumal in den letzten Zeiten der Noth, überaus groß. Man hielt ihn für reich, weil er den größten Theil seiner mäßigen Einkünfte, seinen Freunden oder den Armen gab; er selbst lebte höchst einfach, hatte nur wenige Bedürfnisse und beobachtete in seinen persönlichen Ausgaben strenge Sparsamkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Otfried.

Romantisches Gedicht von Otto Koch.

(Fortsetzung.)

28.

Die süße Pflicht der Menschlichkeit zu üben,
Trieb sie! zu lindern des Verwund'ten Schmerz,
Doch, daß ihr Mitleid Mitleid nicht geblieben,
Das fühlte bald Alwinens junges Herz.
Jetzt sah man oft den frohen Blick sich trüben,
Und weinend sah ihr Auge Himmelwärts,
Wenn oft mit ihr an seiner Lagerstäte
Der bald Genes'ne von der Heimath red'te.

29.

Da war's, wo einstmals, mit verschämten Wangen
Sie zitternd Gegenliebe ihm gestand;
Fest drückt' er sie an's Herz, und es verschlangen
Sich ihre Arme in ein liebend Band; —
Wach ward in ihm ein glühendes Verlangen; —
Alwinens guter Genius verschwand,
Die fest auf des Verführers Worte baute,
Und seinen hundert tausend Eiden traute!!

30.

Wohl warn' ich Euch, Ihr Mägdlein all' und Frauen,
Von keinem falschen Herzen noch bethört:
Den Eiden nun und nimmermehr zu trauen,
Die Euch ein Mann im Liebestaumel schwört!
Denn treulos täuscht er oft ein zart Vertrauen;
Verlaßt Euch wenn Ihr endlich ihn erhört!
Mit Euren Thränen, oft mit Eurem Blute,
Bereut Ihr eine einzige Minute! —

31.

Als es am Ende kam zum bittern Scheiden,
Der Jungfrau Wang' noch manche Thrän entfloß.
In Mondesfrist, schwur er mit tausend Eiden,
Sie heimzuführen auf sein stattlich Schloß.
Noch einen Kuß! — Und durch die grünen Haiden
Trug in die Heimath ihn sein fröhlich Roß.
Alwine blieb zurück, von Schmerz beklommen!
Nur tröst'te sie sein endlich Wiederkommen.

*

32.

Denn Felsenfest, und fester noch, vertraute
Sie ihre Hoffnung seinen Schwüren an.
Und täglich, wenn der frühe Morgen graute,
Stieg sie den Hügel hoffnungsvoll hinan,
Des Weges, den er kommen mußte, schaute
Sie sehnsuchtsvoll nach dem geliebten Mann! —
Und Mancher ritt des Weges, auf und nieder,
Doch — der geliebte Ritter kam nicht wieder.

33.

Vergebens, daß sie, matt und matter täglich,
Ihn zu erschaun, hinan den Hügel klomm,
Vergebens, daß gen Himmel sie, beweglich,
Vertrauend fleht', und betete so fromm:
Daß er solch Leiden von ihr wend', unsäglich!
Und: daß der Herzgeliebte wiederkomm'!
Stumm blieb der Himmel; stumm die blaue Ferne,
— Und auf und nieder gingen Mond und Sterne.

34.

Ach! Als sich nun dem zarten Mutterschooße,
In stiller Nacht, ein holder Knab' entwand,
Da weinte bitterlich die Hoffnungslose,
Mit ihrem ganzen Grame nun bekannt!
Sie welkte hin, verging wie eine Rose,
Gedrückt von eines Frevlers frecher Hand. —
Und, — auf der Bahre ward, nach wenig Tagen,
Alwine in ihr letztes Bett getragen!

35.

Wohl warn' ich Euch, Ihr Mägdlein' all' und Frauen,
Ihr, die Ihr nur von treuer Liebe wißt,
Auf eines Mannes Treuschwur nicht zu bauen,
Auf ihn, dem Lieb' nur Rausch der Sinne ist.
Gar schändlich täuscht der Frevler Eu'r Vertrauen,
Wenn er genug geliebelt und geküßt!
O! daß Euch Alle doch Alwinens Bahre
Vor einem gleichen Schicksal warnend wahre!

36.

Als ob er schier dem großen Schmerz erläge,
So folgt der Vater ihrem Leichenzug:
Doch keine Thräne weint' er auf dem Wege.
Vergeltung sann er; nahm den Säugling, trug
Zu einem Freunde ihn in sichre Pflege;
Ergriff den hell geschliff'nen Dolch, und schlug
Den Weg nach Deutschland ein, daß er Alwins,
Und der Betrognen frühen Tod dort sühne. —

37.

Der blaue Ritter hatte Pflicht und Treue
Vergessen, und den tausendfachen Eid.
Er liebelte, und minnte schon auf's Neue;
Gedachte nicht Alwinens schwerem Leid.
Und um ein Fräulein warb, ohn' Schaam und Reue,
Nach kurzen Jahres Frist er, ungescheut,
An Gütern reich, aus adlichem Geschlechte,
Und reichte am Altare ihr die Rechte.

38.

Vergnüglich saß er da, beim Hochzeitmahle,
Und Freude wurde rings, und Jubel laut;
Er floß der Wein in gülbene Pokale.
Auf die Gesundheit galt's der schönen Braut!
Und die Drommeten tönten laut im Saale. —
Da klopft es dreimal an! Dem Ritter graut
So ahnungsvoll; es schlottern ihm die Glieder!
Und .. horch!.. Es klopfet zweimal, dreimal wieder!

39.

Entsetzen weht die Gäste an, und Grausen,
Und mancher Hand entsinket der Pokal!
Wie Sturmwind hört man's vor der Thüre brausen;
Jach springt sie auf! Und durch den dunkeln Saal,
(Die Kerzen loschen aus.) fährt kalt von Außen,
Ein Luftzug, und ein Licht wie Blitzes Strahl.
Die Gäste springen auf, verstörter Miene. —
Verschieden war in diesem Nu Alwine.

40.

— Nach Aachen nun zurück. Trompetenklänge,
Und Pauken kündeten, wie sich's gebührt,
Den Herrn und Damen, und der lauten Menge:
Geendet sey das Spiel, und austurniert.
Und in des Sieges glänzendem Gepränge,
Ward Otfried zu des Kaisers Sitz geführt;
Der ließ ihm, als des Dankes erstes Zeichen,
Die güldne Lanze durch die Tochter reichen.

41.

Dann folgte dem geendeten Turniere
In kaiserlicher Burg ein stattlich Mahl.
Auch, daß man reicher noch die Tafel ziere,
Und man die schönsten Damen allzumal. —
Gelehnt stand traurig, außen vor der Thüre,
Der Zitterspieler, starrte in den Saal:
In bunter Reih' der Ritter und der Frauen,
Mit Liebesblick sein Liebes zu erschauen.

42.

Da stand der Jüngling, tief in sich versunken:
Die schöne Blanka war des Auges Ziel.
Das Fräulein aus den Pyrenäen, trunken,
Und wie berauscht von eigenem Gefühl
Zur Flamme schürte er der Liebe Funken,
Der vom Balkon ins Herz — beim Ritterspiel,
Wo er bescheiden in der Menge Wogen
Anschauend stand, — aus Blankas Aug' geflogen.

43.

Noch tiefer möcht' er gern in sich versinken,
Vor nie gefühlter, nie empfund'ner Pein!
Sieh da gewahrt' er Barbarossa's Winken;
Und zögernd trat er in den Saal hinein.
„Dem Sänger," sprach der Kaiser, „reicht zu trinken
„Von meinem besten, allerbesten Wein!
„Und Du sing' uns ein Lied, wenn's so Dein Wille,
„Beim frohen Mahl, aus Deines Herzens Fülle."

44.

Da fielen aller Augen auf den schönen,
Den stattlichen, den hohen jungen Mann,
Als er im Aug' ein Paar kristallner Thränen,
Was langsam auf den Wangen niederrann,
In unnachahmlich wundersüßen Tönen
Sein Zitterspiel mit weicher Hand begann.
Ihm lauschten hold die Damen und die Ritter,
Und immer trauriger klang seine Zitter.

45.

Dann hub er an zu singen, sanft und leise,
Hoch auf gen Himmel blickend unverwandt:
„Ich komme her von einer weiten Reise,
„Und wandle irrend über See und Land.
„Verlassen bin ich, eine arme Waise,
„Und habe meine Aeltern nie gekannt;
„Und würd' ich auch dem Vater nun begegnen,
„Sollt' ich die Stunde fluchen oder segnen?

46.

„Ach! fluchen könnt' ich nicht dem Vater müssen!
„Der Mutter Mörder segnen dürft' ich nicht.
„Er hat das heil'ge Liebesband zerrissen,
„Was süß den Vater und den Sohn umflicht!
„Sagt, kann sich freundlich das zusammenschließen,
„Was selber des Geschickes Hand zerbricht?
„Das ist kein Werk für schwache Menschenhände,
„D'rum mit Ergebung seh' ich auf das Ende.

47.

„Ein Etwas muß man über sich erkennen;
„Mag man's Verhängniß nun, mag man's Geschick,
„Mag man's des Zufalls blinde Laune nennen,
„Der Dinge Ordnung, Unglück oder Glück;
„Genug, daß wir ihm nicht entweichen können,
„Ihm eigen sind in jedem Augenblick.
„Vergebens ist's, man kann den Kampf nicht siegen,
„Und vor dem Himmel muß der Mensch erliegen.

48.

„Wohl traurig ist's, an nichts, an gar nichts hangen,
„Allein und einsam in dem Weltall seyn!
„Es fühlt der Mensch ein glühendes Verlangen,
„Sich an den Menschen freundlich anzureihn.
„Und kleine Sorgen geben und empfangen,
„Und theilen Schmerz und Freude, Lust und Pein,
„Das ist des Menschen reinstes Glück hienieden!
„Uns aber, leider, war es nie beschieden!

49.

„Die Wolke seh' ich dunkler noch sich schwärzen,
„Die meines Lebens Horizont umgiebt.
„Ich trug ein Ideal in meinem Herzen,
„Und diese Freude blieb mir ungetrübt,
„Nicht Liebespein konnt' ich, nicht Liebesschmerzen,
„So lang' ich nur mein süßes Bild geliebt.
„Jetzt fühl' ich sie, als wie von tausend Wunden,
„Da ich verwirklicht mein Ideal gefunden.

50.

„Sie glänzt so freundlich, gleich dem Liebessterne,
„Vor allen Frauen, mit dem Sonnenblick!
„Zu ihren Füßen wärf' ich mich so gerne,
„Und stürbe in dem sel'gen Augenblick,
„Doch meiner Herrinn Hoheit hält mich ferne,
„Und fern mein unglückseliges Geschick.
„Wie dürft' es wohl der arme Sänger wagen,
„Ein einzig Wort der Liebe ihr zu sagen?" —

51.

Hier schwieg der Sänger, und mit ihm die Zitter,
Allmänniglich gestand bewegt und laut:
Wie des Verlass'nen Schicksal streng' und bitter.
Mit einem Blick, vor dem dem Menschen graut,
Hatt' oder längst den Troubadour, ein Ritter
In schwarzer Rüstung, finster angeschaut:
Und hing des Sängers Blick an Blanka trunken,
So schien's: als früh' sein Auge Feuerfunken.

52.

Und nun erhob er an der Tafel Ende,
Gleich einem bösen Geiste, dräuend sich.
Und klopfte dreimal schallend in die Hände,
Und murmelte drei Worte schauerlich.
Da war's, als öffneten sich alle Wände,
Des Saales feste Marmordecke wich.
Starr saßen Alle, von dem Bann gefangen,
Als sey der Athem ihrer Brust entgangen.

(Der Schluß folgt.)

Sonst und Jetzt.

B —, den 19. Oct. 1818.

Lieber Freund!

In Deinem letzten Briefe machst Du mir eine so gelehrte Beschreibung von Eurer neuerbauten Reitschule, daß ich beinahe glauben möchte, Du hättest bei dem berühmten Wiebeking Vorlesungen über die Baukunst gehört; nur vermisse ich ungern darin die Anzeige: ob der Staat jenes Gebäude hat aufführen lassen, und ob es den Mindestfordernden verdinget worden ist.

Hoffentlich wird dieser Gebrauch sowohl wie jede andere, durch die fremde Herrschaft eingeführte nützliche Einrichtung, in soferne sie keinen Bürger vor dem Andern begünstigte, auch bei Euch beibehalten seyn, und ich wünsche dieses von Herzen, da mir die jetzigen hiesigen Einrichtungen in dieser Hinsicht nicht gefallen.

Wie solche früher waren und wie sie jetzt sind, wirst Du vielleicht noch nicht wissen, und daher wird es Dir hoffentlich nicht unangenehm seyn, solche zu erfahren.

Wenn sonst ein öffentlicher Bau von einiger Bedeutung vorgenommen werden sollte, wurde es zeitig genug angezeigt, damit Jeder sich mit den Bedingungen und was dazu gehört, genau bekannt machen, Zeichnungen und Beschreibungen zur Einsicht erhalten und copiren könnte. Jetzt, wenn ein öffentliches Gebäude aufgeführt und selbst wenn ein sehr großer Bau unternommen werden soll, wird es kaum acht oder vierzehn Tage vorher bekannt gemacht, und die Zeichnung und Beschreibung, ja du lieber Gott! bekömmt man kaum 24 Stunden vor der Verdingung zu Gesicht; dann trifft es sich auch wohl noch, daß Materialien dazu erfordert werden, die bei uns selten gebraucht und erst seewärts verschrieben werden müssen; wer nun nicht das Glück hat solche zufällig zu besitzen, oder wer solche nicht vor der Bekanntmachung hat kommen lassen, kann auch mit den besten Willen solche Arbeit nicht annehmen. Wie wenigen Leuten es aber vergönnt ist einen Blick in die Zukunft zu thun, weißt Du so gut, als ich es Dir sagen kann. Bei jetzigen Zeiten hat man schon genug zu thun, die Gegenwart mit richtigem Blick aufzufassen.

Sonst, wenn die sogenannten „Soumissions" verlesen und vorgezeigt wurden, war es Jedem freigestellt, dabei gegenwärtig zu seyn; ihm war das Recht eingeräumt, herunter zu bieten und den Bau oder die Verbesserungen so niedrig anzunehmen, wie er glaubte, damit auskommen zu können. Jetzt wird man nach Einreichung der Submissionen nichts weiter davon gewahr; jedoch wird keinem Menschen verwehrt zu glauben: daß der Mindestfordernde die ausverdingte Arbeit bekommen habe.

Auch gab es damals eine eigene Bau-Direktion, die aus einem Ober-Ingenieur und einigen Baumeistern bestand, welche die Zeichnungen, Risse und was dazu gehörte, anfertigten. Diese Leute verstanden das Bauwesen aus dem Grunde. Jetzt haben wir freilich auch noch eine Bau-Deputation, aber Männer die das Bauwesen gründlich verstehen, finden

wir nicht unter ihnen, kenn daß dazu doch etwas mehr erfordert wird, als einen Tropfenfall abzuleiten, oder einen Weg zu ebenen, wirst Du wissen; daher kömmt es denn auch, daß man bei uns in den größten Stadtbauten auf Arbeiten trifft, die sich bei Euch gewiß der geringste Bürger, als Bauherr, nicht würde gefallen lassen, und es geschieht auch wohl, daß wenn einer einen Bau übernehmen will, er vorher die Mitbewerber durch eine gewisse Summe abkauft, wodurch die Arbeit dann zu Zeiten vielleicht um ein Drittheil vertheuert wird. Daß dergleichen Vorfälle aber bei einer ordentlichen Bau-Direktion, welche das Fach gründlich versteht, nicht Statt finden können, wirst Du mit mir einverstanden seyn.

Vielleicht können jedoch die jetzigen Einrichtungen auch ihre gute Seite haben, kannst Du solche aus dem Obengesagten auffinden, so theile mir diese nach Deiner Meinung mit, wie ich denn auch gerne Eure dortigen jetzigen Einrichtungen bei öffentlichen Bauverdingen von Dir wissen möchte.

Lebe wohl!

Dein Freund
T. M.

Sophisterey der Leidenschaft.

Ein praktischer Anti-Hufeland, ein leidenschaftlicher Liebhaber des Branntweins und der Liköre, mußte täglich in seinen Geschäften mehrmals vor einem durch ein anlockendes Schild ausgezeichneten Likörladen vorüber gehen. Nie konnte er d. Versuchung widerstehen, dort einzusprechen, und seine Trinklust zu befriedigen.

Er merkte endlich selbst, daß diese häufige Besuche sowol seinem Beutel, als seiner Gesundheit nachtheilig wären und er faßte deshalb den heldenmüthigen Entschluß, sich zu besiegen und vor dem Branntweinladen festen Schrittes vorüber zu schreiten. Doch, trotz dieses guten Vorsatzes, zog ihn der Anblick stets mit magischer Gewalt in den Zauberkreis der Branntwein- und Likör-Fässer und Flaschen.

Um seinen löblichen Entschluß desto sicherer zur Ausführung zu bringen, vermied er nun sorgfältig die Straße, in welcher der verführerische Likörladen war, und machte einen großen Umweg, wenn seine Geschäfte ihn in die Gegend desselben riefen.

Einige Tage waren so verstrichen, und er hatte wirklich, zu seinem eigenen Erstaunen, sich des Genusses seines Lieblingsgetränkes enthalten.

Jetzt, dachte er, wirst du wohl den weiten Umweg ersparen und es ohne Gefahr wagen können, vor dem gefährlichen Laden vorbei zu gehen.

Gedacht, gethan! Mit trotzigen Schritten ging er in die Straße, sah das Schild mit starren Augen an, schüttelte den Kopf, und eilte der gefahrvollen Charibdis vorüber.

An der Ecke blieb er stehen, blickte noch einmal zurück, und sagte dann selbstgefällig:

„Warum geht's denn nun?"

Und nach einer Pause:

„Weil du so standhaft gewesen, so hast du wohl einen „Schluck Uterbee zur Belohnung verdient."

Mit beflügelter Eile kehrte er nach dem Laden zurück und ließ sich ein Glas „Bittersüß" reichen.

Fresko-Anekdote.

(Aus dem Leben gegriffen.)

Ein Kaufmann an der türkischen Gränze schickte einem seiner Freunde in Wien zum Verkaufe eine ganze Ladung kleiner rother türkischer Käppchen, — einem andern Freunde eine Ladung türkischer Pantoffeln. — Diese Waaren

lagen Beiden lange auf dem Lager, ohne daß sie solche verkaufen konnten. — Endlich schrieben beide, einander unbewußt, dem türkischen Freunde, daß es unmöglich sey die Waaren an Mann zu bringen. Dieser antwortete ihnen, sie möchten wenigstens suchen, solche gegen andere Waaren umzutauschen. Bald nachher begegneten sich beide Wiener Kaufleute, vertauschten Käppchen und Pantoffeln gegen einander, und freudig benachrichtigte jeder von ihnen den Eigenthümer von diesem glücklichen Tauschhandel.

Gnomen.

Todt ist, eh' er noch stirbt, wem Achtung die Besser'n versagen.

Mancher wohl preist nur, um Andere herauszufordern zum Lobe.

Zählt nicht auf Freunde der Tafel! Sie lieben euch nur, bis man abdeckt.

Wahn von eignem Verdienst umdunkelt der Andern Verdienste.

Vermischte Nachrichten.

— Bei dem Assisenhofe zu Paris wurden kürzlich zwei Fälle abgeurtheilt, von denen man im Publikum viel sprach. Ein Mädchen gab vor, während der Revolution bei ihrer Geburt nicht getauft worden zu seyn. Sie ging zu einem Pfarrer, genoß Unterricht, Verpflegung, erhielt vermögliche Taufpathen, wurde feierlich getauft und reichlich beschenkt. Bei einem andern Pfarrer machte sie bald darauf den gleichen Versuch mit gleichem Erfolge. Eben so bei einem dritten. Bei dem vierten Versuche wurde die Betrügerin entdeckt, und der Täufling arretirt. — Der andere Fall ereignete sich mit einem gewissen Viktor Pasquier, der auf die Galeere zu Brest für 12 Jahre verurtheilt war. Nach vollbrachter Strafzeit begab er sich zu seinen Verwandten und suchte Unterkunft. Keiner nahm ihn auf. Er drohte ihnen, wenn sie sich seiner nicht annähmen, wieder zu seinem Diebshandwerk zu greifen, und wenn er neuerdings eingesetzt würde, so wolle er alle als seine Mitschuldigen angeben. Gesagt, gethan. Nach mehreren glücklich ausgeführten Diebstählen kam er zur Haft. Er gestand jede Thatsache willig ein, nannte noch überall einen oder mehrere Verwandte, Männer, Weiber und Kinder, als seine Gehülfen. Alle kamen in Untersuchung, und nach sehr vielen Zeugenverhören wiesen sich alle aus, daß sie zur Zeit des ihnen angeschuldigten Verbrechens anderswo waren. Endlich bekannte der Spitzbube das ganze Verhältniß der Sache selbst, nachdem er seine ganze Verwandtschaft vor Gericht gebracht hatte. Das war ein liebenswürdiger Vetter! Das fromme, dreimal getaufte Mädchen wurde auf acht Jahre, und der gute Vetter auf fünfzehn Jahre ins Zuchthaus verurtheilt. Beide wurden öffentlich ausgestellt, und letzterer noch gebrandmarkt.

— Neuere Proben haben dargethan, daß zersprungene Uhrenglocken, mit Silber wieder zusammen gelöthet, ihren vorigen schönen Klang wieder erhalten haben.

Auflösung des Räthsels in Nro. 87.

Stroh.

N: 89.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 5. November 1818.

An Doctor Hampe's Grabe.

Was sagt die Thräne, die Euch im Auge perlt,
In heiliger Stille nieder im Busen fällt?
Er ist nicht mehr — ach unser Hampe! —
Kannst Du es fassen — tragen — Seele?

Des Freundes Seele! — Freund war ihm jeder Mensch;
Wie reich an Liebe war sie die edle Brust,
Und, wie geliebt — und jetzt zu Asche,
Jetzt in der Fülle der Mannes Jahre.

Was wir verlohren, einzeln, ein jeglicher
Da Reich' und Armen Helfer und Trost er war
Verhallt in der gemeinen Klage;
Er ist für All', für die Welt verlohren.

Ihr war sein Leben, war seines Geistes Kraft
So treu gewidmet: Tugend und Wissenschaft,
Was gut und wahr, was schön und edel,
Hat er gefördert in Hülfe und Leben.

Wer ihn gekannt — er nennt ihn den Menschlichen
Das war sein Wähnen, das seiner Weisheit Geist,
Sein Wissen dies, und seine Freude
Menschlich und hülfreich im Leben wirken.

O! Hampe, Hampe, eilte der edle Geist
So schnell zum Höhern, unsrer uneingedenk?
Du dachtest unsrer — Gottes Stimme
Rief — und wir schweigen und blicken aufwärts.

O! welche Hoffnung, Edelster! stirbt in Dir,
Die reiche Erndte die wir erwarteten,
Die reifste Frucht des längsten Lebens;
Aber wir schweigen und blicken aufwärts.

Wer mag die Klage hemmen die uns entströmt?
O Gattinn! — Heilig ist uns Dein stummer Schmerz,
Seine Kinder — ach — wo ist euer Vater
Kinder — wo der geliebte Vater?

Die ihn gebohren, Du in dem Silber-Haar,
Die wohl empfunden was ihr die Erde dankt;
Die Du das Schwerdt im Busen fühlest —
Dein harrt des Wiedersehens ew'ge Freude.

Zurück ihr Thränen — nicht in dem weichen Ton
Sollst Du verschwimmen, heilig dem Edlen, Lied!
Vom ernsten Grab der großen Todten,
Muß man mit männlicher Größe gehn.

Wir aber rüstig, rüstig ins Leben hin,
Sein Bild im Herzen — Freunde! das Leben währt
Auf Erden ja die kurze Spanne —
Lebt sie denn würdig zu ihm hinüber.

Bremen, den 31 Oct. 1818. G.....r.

Thaddäus Kosciuszko.

(Schluß.)

Die Pflichten der Freundschaft erfüllte Kosciuszko in seltener Vollendung und mit ausnehmender Zartheit. Sein Zutrauen und seine Freundschaft schenkte er freilich nur da, wo er eine völlige Uebereinstimmung der Denkungsart und Gefühle des Freundes mit seinem eigenen gefunden hatte; wo dieß dann aber der Fall war, da vereinbarten sich auch das Thun und Lassen, die Neigungen und Interessen des Freundes mit den seinigen vollends. Während seines Aufenthalts in Solothurn wollte er seinen gewohnten Umgangskreis nie über die Familie und die Gesellschafter seines Freundes und Hauswirthes ausdehnen. Er vermied es, die angesehensten Personen der Stadt zu besuchen, als er inne ward, daß ihre Meinungen oder die Zeitumstände eine Scheidewand zwischen ihnen und der kleinen Zahl Männer aufgeführt hatte, die er kennen lernte und seiner Achtung werth hielt. „Ich bin Ihnen zugethan, sagte er zu einem von diesen, nicht nur weil ich Sie als Ehrenmann kenne, der sein Vaterland aufrichtig liebt, sondern auch darum, weil Sie ein Mann von Charakter sind. Ich will Ihren Mitbürgern zeigen, daß auch ich es bin, und daß ich Ihre Gesinnungen theile."

Diesem edlen Stolze schloß sich eine große Bescheidenheit an. Kosciuszko vermied jede Art von Auszeichnung und wich jeder Ehrenbezeugung aus, die ihm sollte zu Theil werden. Den Hochmuth verachtete er, wo er ihn antraf. Seine Ordensdekorationen trug er nie, und lachte der Thoren, die sich durch einen, oft sehr unverdienten, Kreuz- und Bänderschmuck über Andere gehoben glauben. Es kam ihm sehr seltsam und tadelnswerth vor, die Häupter von Freistaaten mit fremden Ordensbändern und fürstlichen Kammerherrnschlüssel behangen zu sehen, und er hielt dafür, wer seine wahre Würde so weit vergesse, der sollte die Ehrenstellen verlieren, an die ihn das Zutrauen seiner Mitbürger gerufen hatte.

Es sey mir vergönnt (sagt Hr. Julien, der Verfasser der hier im Auszug übersetzten biographischen Skizze,) am Schlusse dieser Erinnerungen, eines letzten Besuches zu gedenken, den ich, nicht lange vor seinem Tod, dem polnischen Helden in Solothurn zu erstatten das Glück hatte. Ich ward von ihm, nebst seinem Freunde Zeltner, zu einem Spaziergang nach der unfern von der Stadt gelegenen Einsiedeley geladen. Der eine meiner Söhne und Hr. Morton, ein junger Amerikaner aus Pestalozzi's Erziehungsanstalt, waren meine Begleiter; sie betrachteten mit ehrfurchtsvoller Rührung die Züge des verehrten Mannes. Ein schöner Herbstabend erhob die Reize der einsamen und malerischen Gegend; die romantische Landschaft und die Gegenwart des ruhmwerthen Fremdlings, erinnerten mich an die nachstehenden Verse eines unsrer Dichter (des Hrn. Arnault), den die Schicksale eines unsteten Lebens, eigenes Unglück und das Unglück des Vaterlandes in eine Lage versetzten, die jener, worin sich Kosciuszko befand, einigermaßen, ähnlich gefunden werden mag.

De la tige détachée,
Où vas tu? — Je n'en sais rien.
L'orage a brisé le chêne
Qui seul etait mon soutien; *)
De son inconstante haleine
Le Zéphyr ou l'Aquilon,
Depuis ce jour, me promène
De la forêt à la plaine,
De la montagne au vallon,
Je vais où le vent me mene,
Sans me plaindre et m'effrayer;
Je vais où va toute chose,
Où va la feuille de rose,
Et la feuille de laurier.

*) Das Vaterland.

Den Greis rührten diese Verse, die er alsbald auf sich selbst anwandte, bis zu Thränen; er blieb stehen und verlangte sie sogleich in sein Taschenbuch niederzuschreiben; dann wiederholte er sie selbst mit einem Ausdrucke der Empfindung, welcher alle Umstehenden tief ergriff. Die Schlußzeilen zumal schienen ein Vorgefühl des nahen Todes, auf fremder Erde, fern von dem Geburtslande, das seinen Geist und Herz erfüllte, in ihm zu erregen.. Kurze Zeit nachher ist er dahin gegangen, wo alles Irdische hingeht, wo auch die Rosen und Lorbern hingehen, um hienieden nur noch im Herzen seiner Freunde und in den Erinnerungen der Geschichte zu leben.

Am 15. Weinmonat 1817 starb Kosciuszko in den Armen seines Freundes Zeltner, an einem Nervenfieber und nicht, wie damals öffentliche Blätter meldeten, an den Folgen eines Sturzes vom Pferde: denn von einer leichten Quetschung, die er etliche Monate zuvor beim Absteigen vom Pferde auf einer kleinen Reise nach Vivis am Schenkel erlitt, war er völlig hergestellt und hatte seither auch vollkommen gesund zu Pferde und im Wagen mehrere Ausflüge gemacht. Er war stets unverehlicht geblisben und von seiner Familie ist ein einziger Neffe, der General Estkau, welcher fern von ihm lebte, noch übrig.

Seit seinem Tode haben allgemeine Huldigungen, die seinem Andenken in der Schweiz, in Polen, in Frankreich, in England, in Amerika, sogar auch in Preußen und Rußland auf mannigfaltige Weise dargebracht wurden, seine Verdienste geehrt.

Der feierlichen Todtenmesse, die zu Paris in der Kirche St. Roch am 31. Weinmonat 1817 ihm zu Ehren veranstaltet ward, wohnten, außer seinen in Paris anwesenden Freunden, eine große Zahl Mitbürger und angesehene Ausländer bei. Sein Waffengefährte, der General Lafayette, versäumte diesen Anlaß nicht, seine hohe Achtung für den Verewigten zu Tage zu legen. Eine ähnliche Feier ward am 11. Christmonat in Posen, der Hauptstadt des Großherzogthums Preußen, begangen, und gleichmäßig ward sein Gedächtniß in Krakau, Warschau, Solothurn und in Berville, dem einsamen Aufenthalte unfern Fontainebleau, wo die Erinnerung seiner Wohlthätigkeit lange nicht erlöschen wird, gefeiert.

Hr. Zeltner in Solothurn hatte dem Minister Staatssekretär des Königreichs Polen, Hrn. von Sobolewski, der sich damals in Moskau aufhielt, von dem Ableben des Generals Kosciuszko Kenntniß ertheilt. Der Minister antwortete dem Hrn. Zeltner aus Moskau unterm 14. Christmonat 1817: „... Es haben Se. Majestät der Kaiser und König die Tapferkeit, die edle Hingebung, den Charakter von Größe und Einfachheit, welche den wackern und tugendhaften Vertheidiger Polens auszeichnen, jederzeit mit Vergnügen annerkannt. Se. Majestät nehmen an der allgemeinen Trauer Theil, welche Kosciuszko's Tod in seinem Vaterland verbreitet hat und Sie theilen insbesondere auch den Schmerz, welchen Sie Ihnen durch mich haben ausdrücken lassen."

Nachdem der Vicekönig von Polen, der General Zaionchek, Kosciuszko's alter Waffengefährte und Freund, dem Kaiser den allgemeinen Wunsch vorgetragen hatte, daß die Asche des Helden in seinem Vaterland gesammelt und aufbewahrt bleiben möge, gab der Kaiser dazu nicht nur in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seine Zustimmung, sondern beauftragte auch seinen Geschäftsträger in der Schweiz, für die Uebergabe des Leichnams bei der Regierung

*

in Solothurn anzusuchen und zugleich bezeichnete er einen seiner Kammerherrn, den jungen Fürsten Anton Jablonowski, zur Abholung und Begleitung der Leiche. „Die Antwort aus Moskau ist eingetroffen (schrieb der junge Fürst aus Warschau am 4. Februar) und ich trete nach ein Paar Tagen die Reise an, um in Solothurn Kosciuszko's Körper abzuholen und seine ehrwürdigen Ueberreste nach Krakau zu begleiten, wo dieselben beigesetzt werden sollen. Ich schätze mich glücklich, der Asche des Helden Polens die trauernden Huldigungen unsers Vaterlandes darzubringen." Hr. Zeltner in Berville, nebst seinem Bruder in Solothurn, der Vollzieher der letzten Willensmeinung des Verewigten, hatte sich dem Fürsten Jablonowski zur Begleitung der Leiche, die seither in Krakau eingetroffen ist, beigesellt.

Ely Cox in Epsom und Thomas Osborn.

Eine Mordgeschichte.

Fast zu gleicher Zeit mit der Hinrichtung des Charles Hussey zu Maidstone wurde — kaum scheint es glaublich — wenige Meilen davon eine andre eben so bösartige und scheußliche Mordthat verübt. Ueberhaupt ist die Anzahl der Mordthaten in und um London so unglaublich, daß wir gewiß nicht zu viel sagen, wenn wir, die Selbstmorde noch ungerechnet, auf Einen Tag im Durchschnitt einen oder vielleicht gar mehrere Morde rechnen.

Unsere Leser erinnern sich, daß Hussey am 3. August hingerichtet wurde. Gerade den Tag vorher, an einem Sonntag Morgen, in aller Frühe, fiel dieser neue Mord in der Nähe des Fleckens Epsom vor, welcher nicht weit von Greenwich und der Themse, nahe bei den königlichen Gärten von Kew liegt, wo die kranke Königin bekanntlich diesen Sommer ihren Aufenthalt genommen hat. Obgleich die Gemüther schon durch die neuliche Erzählung zweier Mordthaten, durch drei Mörder verübt, an das Schreckliche gewöhnt und mit dem Blutigen schon vertraut seyn mögen, so muß doch diese neue That noch eben so schaudererregend und empörend seyn.

Bei der Erzählung von Begebenheiten solcher Art und bei Entwerfung solcher blutigen Gemälde, die, man kann wohl sagen, auch mit Blut gemalt sind, steht es, wenn die Darstellung einigermaßen künstlerisch geschehen soll, dem Maler frei, einen doppelten Weg einzuschlagen. Einmal kann er nämlich im historischen Ton malen und ab ovo anfangen, und hier werden ihm in der Darstellung wenige Mittel als Schmuck zu Gebot stehen. Diese Behandlung steht dem Roman am nächsten, zu diesem führt der Weg mit wenigen Umwegen. Dann kann er aber auch einen zweiten Weg wählen, die plastische und durchgreifende Weise, wo er den Zuhörer zu einem Zuschauer macht und ihn gleich in medias res versetzt. *) Diese Behandlung steht dem Drama, dem Schauspiel am nächsten. Welche von beiden Arten vorzuziehen sey, hängt von dem Wesen der Begebenheit ab und ist daher schwer zu entscheiden. Auch wird dies jedesmal wieder erst vom Geschmack des Lesers abhängen, bei dem wir die feinste Empfindung voraussetzen. Indeß mag hier nur noch

*) Heißt: mitten in die Scene versetzen, oder in die Mitte der Begebenheit. Ab ovo: vom Ei anfangen, d. h. von der Wiege an bis zum Grabe, oder von der ersten Ursache. Gegenwärtig kommt freilich nur ein Grab, aber ist ein Grab nicht auch eine Wiege, die uns in Schlaf bringt?

so viel bemerkt werden, daß gar wohl auch beide Arten vermischt werden können, und daß es eben daraus zu erklären ist, daß wir jetzt so viele Romane erscheinen sehen, die völlig dramatisch anfangen, z. B. mit einem Dialog. Man sieht hier die nahe Verwandtschaft beider Dichtungsarten, so sehr sie nachher auch auseinander weichen. Wir halten das für die höchste Kunst, wenn beide Gattungen auf die feinste Weise verschmolzen sind. (Wilhelm Meister kann wohl dafür zum Maaßstab gelten) Man erwarte aber nach diesem Eingange ja nicht etwa einen verwickelten Roman — der moderne Geschmack liebt freilich das recht Verwickelte über die Maaßen. Vielmehr denken wir, da neulich in der Erzählung von Husseys böser Unthat der zweite Weg, der dramatische, befolgt war (indem der Leser absichtlich die Aufklärung erst am Ende erhielt, wo der ganze Hergang des Mordes erzählt wurde) — diesesmal lieber den historischen zu wählen und eine einfache Sache auch einfach zu geben. Man verzeihe uns nur, daß wir unsere Kräfte und die Kunst der Aesthetik an so rohen Stoffen üben, wie jene blutigen Auftritte leider nun einmal sind, die noch dazu des ethischen oder moralischen Reizes, des hohen Adels und der poetischen Würde so sehr ermangeln. Man mag daraus die Lehre ziehen, daß eine Mordgeschichte höchst selten roman- und bühnenfähig ist, weil gewöhnlich ein gemeiner Mörder oder Dieb erscheint, der folglich kein Interesse hat. Darum kann auch die Geschichte der Manson und des Fualdes nie in der Kunst Glück machen, weil die Triebfeder des Mordes, so wie sie vor Augen liegt, gemein war. Wir prophezeihen daher einem etwanigen künftigen Bearbeitungsversuch kein Glück, wenn die That nicht anders motivirt wird. Hussey war freilich kein gewöhnlicher Mensch, allein das Motiv seiner Unthat war eben sowohl unedel und könnte höchstens nur dann einen brauchbaren Kunst-Stoff abgeben, wenn er durch schlechte Mittel einen guten Zweck hätte erreichen wollen. Die folgende Erzählung hat dadurch ein Interesse voraus, daß ein guter Zweck in einem guten Menschen durch seine Unbesonnenheit und somit durch seine Ermordung vereitelt wird. Es verhielt sich damit so.

Ein reicher Gutsbesitzer, James Tessier, der ruhig und zufrieden auf seinem Landgute zu Woodcot-Park in der Nähe der Stadt Epsom lebte, hatte im Juli und August d. J. eine kleine Reise über Land gemacht, um die nahe schöne Gegend zu genießen, und deshalb seinen Förster, Namens Ely oder Elias Cox, als Verwalter und besonders als Aufseher über die weitläuftigen Wild-Gehege, auf seinem Gute zurückgelassen. Dieser stand seinem Amte als Gamekeeper oder Reviervorsteher mit musterhaftem Eifer vor und glaubte noch immer nicht genug Eifer bewiesen zu haben, um die Wildbahnen in Stande zu erhalten und vor den Wildschützen zu bewahren. Die Hirsche und Rehe hatten also den besten Schutzherrn an diesem Schützen, und hier im [illegible]lichen Sinn des Worts. Er war dem gnädigen Herrn von desto größerem Werth, da seither häufige Banden von Wilddieben die Felder durchstreiften und die Gehege besuchten, und dabei oft einen guten Braten mit nach Hause nahmen. Ely Cox pflegte sich daher den ganzen Tag über im Gehölz aufzuhalten, er ließ sich keine Mühe verdrießen, und bei seiner leidenschaftlichen Liebhaberei für die Jagd war es daher nicht zu verwundern, wenn diese nun eine andre Wendung nahm und er endlich anfing statt auf die Thiere nun auch auf die Menschen Jagd zu machen.

An einem schönen Morgen (so pflegen ja die meisten Romane wie mit einem Stoßseufzer anzufangen, warum denn nicht auch diese kleine Erzählung!) ging der kühne Ely schon früh in den Wald, um sein kleines Königreich zu durchstreifen und die stille Frühe des Morgens zu genießen. Es war am Sonntag, den 2. Aug. um 4 Uhr Morgens. Einige Landleute unter den Nachbaren waren schon aufgestanden und zeigten sich an der Thür im Schein der Morgensonne. Nach einer halben Stunde hört man plötzlich in der Nähe einen Knall. Die Landleute haben kein Arg daraus, weil sie hier das Schießen gewohnt sind; die Leute auf dem adlichen Gut hingegen werden aufmerksam, es schießt ihnen in's Gedächtniß, daß das Wild eingehegt ist und so nahe kein Schuß fallen darf. Man erfährt Ely Corens frühes Ausgehen und vernimmt, daß so eben einige Arbeitsleute eine ächzende Stimme aus der Tiefe des Waldes dringen hören, welche ausrief: o Gott, o Gott, Hülfe! — Leute werden ausgesandt, um Ely aufzusuchen. Man erinnert sich, daß er ein Paar geladene Pistolen mit sich genommen habe, um sie gegen die Wilddiebe zu gebrauchen. Mehrere Stunden vergehen, die Angst der Erwartung steigt immer höher — was sieht man? — Eine Leiche mit völlig schwarz gebranntem Gesicht, blutend, entstellt, in einem dichten Gesträuch und halb in den Schlamm gekehrt, um den Hals ein zusammengeschnürtes Tuch, im Nacken mit einem Stock geknebelt, einige Schritte davon zwei lange Messer, noch weiter entfernt der Hut und eine Pistole, die losgeschossen war, am Kopfe blutige Beulen und Quetschungen, der Unterleib stark angeschwollen, der rechte Arm gebrochen, der Daumen und kleine Finger an der linken Hand abgeschnitten und der ganze Körper so übel zugerichtet und unkenntlich, daß man nicht wußte, war es Ely oder ein getödteter Wildschütze?

(Die Fortsetzung folgt.)

* Wahre Anekdoten.

Vor einiger Zeit brannte nicht weit von Dorpat eine Riege (Dresch Tenne oder Scheune) ab. Der Riegen-Kerl ward vermißt, und man fand einige Knochen unter der Asche. Diese wurden in einen Sarg gethan, und mit allen christlichen Ceremonien begraben. Nach einigen Tagen meldete sich der Riegen-Kerl wieder, der in der ersten Angst davon gelaufen war, und man erfuhr nun, daß man einen Wolf begraben hatte, den er Tages vorher geschoßen, und in die Riege gebracht hatte um ihm das Fell abzuziehen. K.

Eine magere Tänzerin, welche sich aber treflich auszupolstern verstand, hatte sich den Beinamen Skelett der Grazien zugezogen. Eines Abends tanzte sie mit C. ihren Anbeter, und D. ihrem Liebling. „Zwei Hunde," rief ein Witzling „die sich um Knochen zanken." .....r.

Patriotismus.

Jeder kann auf den Ruhm eines Patrioten (im reinen Sinne des Worts genommen) Anspruch machen, der alles thut, was sein Alter, Stand, Fähigkeit, Amt, Vermögen und Ansehen zum gemeinen Besten beitragen können, ohne daß er sich dabei schwärmerisch, unüberlegt und unruhig auf irgend eine Weise vordringe. — Derjenige ist am freiesten, der sich durch die Gesetze leiten läßt; derjenige am weisesten, der sich für schwach erkennt; derjenige am glücklichsten, der die Vergnügungen zu entbehren weiß, und derjenige am tapfersten, der seinen Gott fürchtet.

Otfried.

Romantisches Gedicht von Otto Koch.

(Beschluß.)

53.

Sieh da, mit dunkelgräulichem Gefieder,
Und mit zwei Augen, die wie Fackeln sahn,
Ließ eine Eule in den Saal sich nieder;
Zum Zwerge ward der schwarze Rittersmann,
Zum kleinen, mißgestalt'ten Zwerge wieder.
Gar unbeholfen packt' er Blanka an,
Die hingesunken lag an eine Säule,
Und flog mit ihr davon auf seiner Eule!

54.

„Ha!" — rief der Kaiser zornig aus, der mächtig
Erwacht aus der Erstarrung — „wessen Schwerdt
„Rächt mir den Schimpf? Ihr Ritter, nicht verhehl' ich,
„Wie's mich ergrimmt, daß man so frech gestört
„Mein Freudenfest. So wahr ich einstens selig
„Zu werden hoffe, — hört es, Alle, hört —
„Dem, der den Kopf des Zwergs mir bringt, gewähre
„Ich, was er will, bei meiner Kaiserehre.

55.

„Und wenn des Vaters Wünsche mir begegnen,
„So wird er den, der ihm die Tochter bringt,
„Mit meinem Segen, auch zum Eidam segnen,
„Wenn seine Hand noch frei, noch unberingt.
„Ich ruf' euch auf, ihr Muthigen, Verwegnen,
„Die ihr nach Ehr' und Minne kämpft und ringt!
„Wer gern die Maid zur Ehgenossinn hätte,
„Und meinen Dank, erkämpf' sie für sein Bette."

56.

Rings folgte lauter Beifall Friedrichs Worten,
(Denn, was ein Kaiser sagt, ist fein und klug;
Bewundrer aber giebt es aller Orten,
Insonderheit um einen Thron, genug). —
Erschüttert schlich der Sänger durch die Pforten
Der Kaiserburg, vom Schmerze, den er trug,
Zerdrückt, fort aus der Stadt, wohl durch die Gassen,
Sich einsam seinem Gram zu überlassen.

57.

Da warf er trostlos auf das Gras sich nieder,
Worauf der Thräne heiße Welle rann;
„Warum umschließt kein Harnisch meine Glieder?
„Warum bin ich kein Held, kein Rittersmann?"
— So klagt' er nun, und schwieg, und sing dann wieder
Auf's Neue lauter noch zu klagen an:
„Jetzt darf ich nicht um die Geliebte werben,
„Ich darf für sie nicht kämpfen und nicht sterben.

58.

„Ich dürfte dann sie zu befreien ringen,
„Und suchen sie bis an der Welten End'!
„Wer weiß, es könnte mir vielleicht gelingen, —
„O! Wonneaugenblick! — daß ich sie fänd'!
„Gedanken, flieht! Mir will die Brust zerspringen,
„In der das Herz wie glühend Erz mir brennt.
„Der arme Sänger bin ich, bin kein Ritter;
„Kein tapfres Schwerdt ist diese feige Zitter!

59.

„Hätt' ich die Huldinn nimmermehr gesehen,
„Die ich ja doch auf immerdar verlor!" —
So klagt' er fort, und wünschte zu vergehen.
Da plötzlich schaut er, durch der Thränen Flor,
Ein Weib, so wunderreizend, vor sich stehen;
Halb furchtsam, halb bestürzt sah er empor.
Doch lindes, freundliches Gefühl durchzückte
Ihn schnell, als er in's Strahlenaug' ihr blickte.

60.

Ein Diadem durchflocht die schwarzen Locken,
Die auf den Busen niederfielen, wie
Der Schnee so weiß, in frisch gefallnen Flocken;
Ein blauer Silberflor umwallte sie;
Und ihre Stimme klang, wie goldner Glocken
Geordnete kunstvolle Melodie.
Zum Zitterspieler neigte sie sich lächelnd,
Mit Hoffnung und mit Trost ihn lind' umfächelnd:

61.

„Nicht in des Herzens ängstlicher Beengniß,
„Wenn mancher Stern sich auch verloren hat,
„Schilt mit verwegnem Munde das Verhängniß.
„Es wird der Mensch, oft nach des Himmels Rath,
„Durch manchen Schmerz, durch mancherlei Bedrängniß
„Geführt auf dornenvollem Lebenspfad;
„Doch darum darfst Du nimmermehr verzagen;
„Aus Deiner Nacht urplötzlich kann es tagen.

62.

„Meinst Du, daß Schwerdt und Schild allein errette?
„Der treue Muth mehr als der Degen gilt;
„Beharrlichkeit zerbricht iedwede Kette;
„Ein reines Herz, das ist der beste Schild.
„Und wenn ein Fürst Dich auch erzeuget hätte,
„Und einer Kön'ginn Busen Dich gestillt,
„Was wär' es mehr, was weniger der Schmerzen?
„Der beste Adel wohnt im besten Herzen.

63.

„Der Ew'ge macht zum Schwerdte Deine Zitter,
„Wenn's ihm gefällt, zum Helm den leichten Hut;
„Er schenkt Dir Land und Leut', macht Dich zum Ritter,
„Und kann Dich adeln in Dein spätes Blut.
„Darum erliege nicht im Ungewitter,
„Weil's hier kein leerer, bloßer Titel thut.
„Auf! Suche die Geliebte Dir; befreie
„Die Huldinn Dir durch Muth, durch Kraft und Treue.

64.

„Wenn tausend Wetter leuchtend Dich umblitzen,
„Verzweifeln mußt Du nicht, Dich stark und kühn
„Auf Deine reine, fromme Liebe stützen;
„Wenn Dich die Wolken gar zu schwarz umziehn,
„So will ich Di zur Seite stehn, Dich schützen;
„Und jegliche Gefahr wird von Dir fliehn,
„Schlägst Du die süße, lautevolle Zitter
„In Deiner allergrößten Noth zu Splitter."

65.

Eh' noch die letzten Worte ganz verklangen,
War auch die wunderliebliche Gestalt
In duft'gen Blüthennebel schon zergangen,
In bessre Regionen aufgewallt.
In unsers Sängers wunden Busen drangen
Sie ein, wie Gottes Stimme. Alsobald
Erhub er sich, gestärkt an Kraft und Glauben,
Die Beute dem verworf'nen Zwerg zu rauben. —

66.

Wie Feen doch zu räsonniren pflegen?
Da spricht sie nun von Adel her und hin,
Und alles läßt so leicht sich widerlegen,
So wenig ich auch Disputator bin,
So ungern irgend Jemandem entgegen.
Wie? Wer im Busen einen hohen Sinn,
Ein reines Herz verwahre, brav, ohn' Tadel,
Und bieder sey, der sey vom ersten Adel?

67.

Mit der Erfahrung möcht' ich dies bestreiten,
Was ich denn auch mit vollem Rechte kann:
Ich merke unsern ersten Adelsleuten
Nicht immer diesen Feenadel an;
Doch stammt ihr Stammbaum aus den fernsten Zeiten,
Bei ihrem gnäd'gen Wappen! Würde man
Nach dieser Fee verwegnem Grundsatz rechten,
Gehörte mancher Graf zu seinen Knechten.

68.

Im Blinden greift man's wahrlich mit den Händen,
Wie ich von Fürstenmänteln, Band und Stern,
Von all' dergleichen schönen Gnadenspenden
Der übergütigen gekrönten Herrn,
Bewundrer bin; und hülfe mein Verwenden,
Ich gönnte jedem meiner Leser gern
Zwölf Fürstenhüte und ein Dutzend Kronen;
Mich aber müßte man damit verschonen.

69.

Irr' ich mich nicht, so scheint Ihr zu erstaunen;
Kopfschüttelnd seht Ihr mich und zweifelnd an.
Drum das: „Warum?" will ich in's Ohr Euch raunen;
Zum Fürsten stempelt jeglicher Tyrann
Den magern Diener seiner Sultanslaunen.
Das aber ist auch alles, was er kann.
Zum Dichter macht allein die Gunst der Musen,
Ein freies Herz, ein Ideal im Busen.

N: 90.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 8. November 1818.

* Am Grabe des verewigten Herrn Senators Johann Vollmers.

Am 3. Nov. 1818.

Er flieht von uns! — Ein Frommer — Edler — Treuer —
Ein Menschenfreund, — ein Biedermann —
Ein Vollmers starb!! — Ach! Seine Todten-Feier
Gehört dem Staat; gehört uns allen an!

Verkünde nicht Sein Lob zu Seinem Ehren,
Bescheidne Muse! wag' es nicht!
Sieh' um dich her die Wehmuth; Seufzer; Zähren; —
Sie sind Ihm Loblied; Ihm Gedicht.

Du sprichst Sein Lob; Du schwacher Greis am Stabe;
Du klagst dem Fremdling Deine Noth
Und weinest laut an des Wohlthäters Grabe:
„Ach Gott! erbarm'; — ach! ist Er todt?

Du sprichst Sein Lob; Du Wittwe mit den Kindern -
Du rühmst, (mit bleicher Hand empor),
„Er war uns Freund! half unsern Kummer lindern,
„Seit dem ich meinen Mann verlor.

So spricht Dein Lob der Dürft'ge; — der Verschämte
Steht weinend still vor Deiner Thür:
„Hier klagt' ich's Ihm, wenn muthlos ich mich grämte,
„Und Rath, Trost, Helfer ward Er mir."

Du fühltest, Edler! bei der hohen Würde:
„Warum erhob der Herr mich hier?
„Ach! nützlich seyn, ist dieses Standes Zierde
„Dies sey mir Pflicht; — sey Dank dafür."

Noch lange, Theurer! lebt Dein Angedenken
Bei uns und unsern Kindern fort!
Und Glück, das uns erhab'ne Edle schenken,
Erinnert an Dich Seel'gen dort.

J. C. G.

Lebensregeln.

Wünsche nichts, als steten innern Frieden;
Murre nie im widrigen Geschick.
Dankbar nimm, was Gottes Huld beschieden;
Nur im Stillen blüht das wahre Glück.

Schmähe nie der Menschheit hohen Adel,
Wenn der Mensch des eignen Werths vergißt.
Keiner lebt auf Erden ohne Tadel,
Ob er gleich das Bild des Schöpfers ist.

Was Dich freut, das theile gern mit Allen;
Sey vergnügt; nur sey es nie allein.
Denn der Weg, den Menschen zu gefallen,
Ist die Kunst, ein froher Mensch zu seyn.

Aber wenn Dich Leiden niederdrücken,
Hüllt Dein Aug' ein düstrer Trauerflor:
Laß in's Herz Dir nur den Edlen blicken,
Den zum Freund sich Deine Seel' erkohr.

Doch mußt Du Dich von der Welt entfernen,
Weil sie kalt und rauh Dich von sich stieß —
Aufwärts schau! dort über jenen Sternen,
Wohnt der Vater, der Dir Trost verhieß!

Ueber irdische Glückseligkeit.

So verschieden die Wünsche der Menschen im Allgemeinen sind, so verschieden sind auch ihre Begriffe vom irdischen Glück; sie ändern sich mit den Zeiten, wie die Begriffe von einem künftigen Leben, wovon die Geschichte aller Völker die Beweise liefert.

Die irdische Glückseligkeit existirt nicht allein in unserm Herzen und entspringt eben so wenig aus der Fülle unserer Tugenden, denn sonst brauchte man nur tugendhaft zu leben um glücklich zu leben; im Gegentheil findet man, daß ein großer Theil unsers irdischen Glückes von Dingen abhängt, die außer uns auf das Herz wirken, und denen wir unsere Tugend nicht, wie einen elektrischen Funken, durch Annäherung mittheilen können. Wir müssen leiden, wenn unangenehme Vorfälle des Lebens, wenn Schläge des Schicksals uns treffen, wenn Bosheit und Hinterlist uns in ihre Schlingen ziehn, und dieses Leiden ist das beständige Ab- und Zunehmen unserer Glückseligkeit.

Oft wird die Zufriedenheit als ein Universalmittel, stets glücklich zu leben gepriesen, selbst von den alten Weisen geschah dies — allein unser Herz mit so vielen und mannigfachen Empfindungen, Begierden und Leidenschaften fest durchwebt, in tausend Verhältnisse so fest verschlungen, wie der Epheu um die Ulmen; unser Herz, wenn es auch einen Grad von Zufriedenheit mit sich selbst erlangt, wird doch nie den Grad erlangen, mit andern Menschen ganz zufrieden seyn, die, so lange die Welt steht, sich beständig reiben und stoßen.

Eine Ursache, daß wir oft mit unserm jedesmaligen Zustande unzufrieden sind, ist die uns gleichsam angeborne Neigung, die Vergangenheit zu loben, die Gegenwart zu verachten und die Zukunft herbei zu wünschen. „Gestern war ein schöner Tag; heute ist die unangenehmste Witterung, der Regen schlägt an die Fenster und der Sturm in der Natur harmonirt mit dem in meinem Innern; morgen aber, hoffe ich, wird wieder schönes Wetter werden." So wünscht und hofft der Mensch abwechselnd, ohne daß er dadurch sein Erdenloos verbessert, wohl aber verschlimmert, indem er seine Hoffnungen fast immer getäuscht und seine Wünsche nicht in Erfüllung gehen sieht. Man mache sich aber mit diesem Zustande oder gleichsam mit dieser Krankheit der Seele vertraut, und man wird aufhören, sich für nicht glücklich oder gar unglücklich zu halten. Die Verhältnisse, in welche uns die Vorsehung gesetzt hat, müssen geehrt werden; unser Glück hängt mit denselben so genau zusammen, daß wir fast jedesmal unglücklich werden oder machen, wenn wir sie gewaltsam antasten.

Oft geschieht es, daß eine angenehme Aussicht auf die Zukunft unsere ganze Denkkraft so sehr beschäftigt, daß wir die Gegenwart gleichsam nur im Vorbeigehen genießen, weil sie dann nur einen flachen Eindruck auf uns macht; hat man sich aber eine kleine Weile mit großen Vor-

stellungen von der Zukunft dieses Lebens geschmeichelt, und siehet dann plötzlich ein, wie nichtig alle diese Hoffnungen sind und wie sie auf einmal ihren Schein verlieren, dann ist man am besten aufgelegt, sich ganz von der Erde loszureißen und in eine bessere Welt hinüber zu träumen.

Die Nichtigkeit des Lebens ist einer unserer erhabensten Gedanken; wer kann ihn ausdenken? — So bald wir ihm nachhängen, sind wir auch fähig, uns einen Zustand zu denken, der von unserm irdischen Leben vielleicht so verschieden seyn wird, wie das Licht vom Schatten.

Nicht selten ist es auch die Vergangenheit, die uns ganz für sich eingenommen hat, und dann sind wir ebenfalls gestimmt, mit der Gegenwart zu hadern, weil jene, einem magischen Spiegel gleich, mehrentheils nur diejenigen Scenen reflektirt, die wie ein starker blendender Strahl hineinfallen, und dies sind die Glücklichen.

Unwillkührlich drängte sich mir einst der Gedanke auf: wenn eine lange Reihe von Jahren verflossen seyn wird, was bleibt Die dann davon zurück, als Gedanken, dunkle Erinnerungen, die kaum zu einer vollkommenen Erzählung zusammen gereiht werden können; und wenn nun das ganze Leben verflossen ist, was wird dann übrig bleiben, ebenfalls nur eine Erinnerung? Wäre diese also bloß der Zweck meines Daseyns?

Sie ist Mittel und Endzweck zugleich, darum sey man nicht undankbar für die Geschenke des Himmels! Nur die Erinnerung an die vergangenen Augenblicke kann uns das Daseyn des gegenwärtigen fühlbar machen; nur die Erinnerung an das Unvollkommene wird uns dereinst auch den Werth des Vollkommenen kennen lehren. Je schöner und weit umfassender der Gedanke an die Vergangenheit ist, desto größer und herrlicher wird auch die Gegenwart seyn. Darum sammle man sich Erinnerungen edler Thaten auf die ruhigen Tage des Alters. — Schnell fahren wir den Strom des Lebens hinab; an beiden Ufern schwinden Städte, Dörfer, Wiesen und Gärten vor unsern Blicken vorbei, aber die Seele ist vermögend, die reizenden Gegenstände aufzufassen, zusammen zu fügen, und sie am Ziele unserer Laufbahn zu einem schönen Ganzen zu bilden.

Fleurette.

Wahre Anekdote.

Der Prinz von Bearn — später als Heinrich der Vierte der angebetetste König von Frankreich — war noch nicht funfzehn Jahr alt, als Karl der Neunte nach Nerac kam (es war im Jahr 1566), um dem Hofe von Navarra einen Besuch abzustatten. Die vierzehn Tage, die er hier verweilte, wurden durch Feste und Spiele verherrlicht, deren schönster Schmuck der junge Heinrich war.

Karl der Neunte fand viel Vergnügen am Bogenschießen; es wurde ein solches Fest für ihn mit aller Pracht veranstaltet, und wer die Hofleute kennt, wird leicht errathen, daß jeder sich sorgfältig hütete, mehr Geschicklichkeit zu zeigen, als der Monarch. Selbst der Herzog von Guise, der gewandteste Bogenschütze seiner Zeit, schoß an diesem Tage mit wohlberechnetem Ungeschick. Jetzt trat Heinrich hervor, und traf mit seinem Pfeile auf den ersten Schuß die Orange, welche als Ziel aufgesteckt war. Nach den Regeln des Spiels hatte er nun den ersten Schuß, und eben schickte er dazu sich an, als Karl sich mit Heftigkeit und Ingrimm seinem Beginnen widersetzte. Heinrich trat einige Schrit-

*

te zurück, spannte seinen Bogen und zielte nach der Brust seines Gegners. Dieser sprang aber schnell hinter den beleibtesten seiner Hofleute, und befahl, den gefährlichen Groß-Neffen sogleich von seiner Person zu entfernen.

Der Friede ward indeß bald geschlossen und dasselbe Spiel am andern Tage wiederholt. Karl ließ sich jedoch entschuldigen und — erschien nicht. Diesmal traf der Herzog von Guise die Orange und spaltete sie in zwei Theile. Eine andere war nicht sogleich bei der Hand. Da erblickte der junge Prinz am Busen eines schönen Mädchens, das unter den Zuschauern stand, eine frisch aufgeblühte Rose. Hastig entriß er sie dem erröthenden, höchst lieblichen Geschöpfe und steckte sie als Ziel auf. Der Herzog schoß zuerst und fehlte; Heinrich aber, der nach ihm folgte, schoß seinen Pfeil mitten in die Rose und überreichte sie nun dem holden Landmädchen, das in schöner Verwirrung das seltsame Geschenk empfing, ohne den siegreichen Pfeil von der Rose zu lösen, der der Beschenkten gleichsam als Stengel diente.

Jetzt ging die Verwirrung des lieben Mädchens auch auf den Jüngling über, und die seelenvollen Blicke, die sie verstohlen wechselten, waren die ersten Zeichen des neuen Lebens, das in ihren Herzen erwacht war.

Zu schön war die liebe Erscheinung dem feurigen Heinrich gewesen, als daß er sie spurlos hätte verschwinden sehen sollen. Er befragte die Umstehenden nach dem lieblichen Kinde, und hörte, daß sie Fleurette heiße, die Tochter des Schloßgärtners sey und in dem Pavillon wohne, der sich an dem äußersten Flügel der Stallgebäude befinde*). Am andern Morgen schon ward die Gärtnerei für Heinrich ein leidenschaftliches Vergnügen. Er wählte einige Beete in der Nähe der Quelle in dem, bloß für die Herrschaft eingehegten, Theile des Gartens, wohin, wie er wußte, Fleurette des Tages einige Male ging. Er umgab das heitere Plätzchen mit einer Laube, pflanzte, säete, begoß, und arbeitete mit um so mehr Eifer, da Fleurettens Vater ihn unterstützte, und er so wohl zwanzig Mal des Tags Gelegenheit fand unter mancherlei Vorwänden, sie zu sehen.

So war ein Monat verflossen. Heinrich und Fleurette liebten sich mit der ganzen Kraft der ersten, innigsten Liebe, ohne selbst recht zu wissen, was mit ihnen vorgegangen. An einem zauberisch schönen Abend erfuhren sie es an der Quelle. Es war schon spät, als Fleurette sich dahin auf den Weg machte. Die Luft war so klar, so wunderlieblich geröthet durch die letzten Strahlen der scheidenden Sonne. Der Springquell rauschte feierlich durch die Stille; die Nachtigall schlug im duftenden Gebüsch; der Mond warf bald seinen Silberglanz durch die Aeste der im kühlenden Nachtwind rauschenden Mandelbäume — kurz es war einer von jenen gleichsam heiligen Abenden, wo die Natur die Wohllust selbst ist. Und was ereignete sich da in dem umlaubten Gehege zwischen dem jungen funfzehnjährigen Prinzen und dem kleinen vierzehnjährigen Landmädchen? Man kann es leichter errathen, als beschreiben. Alles, was wir wissen, ist: daß die kleine Zauberinn auf dem Rückwege am Arme des Prinzen von Bearn hing und dieser ihren Wasserkrug nach der Landessitte auf dem Kopfe trug. Am Eingange des Parks trennten sie sich. Er kehrte vergnügt nach dem Schlosse, sie weinend nach ihrer dürftigen Wohnung zurück.

Fleurettens Vater bemerkte es nicht, daß seine Tochter von diesem Tage an später, als

*) Anmerkung. Dieser Pavillon existirt noch und dient zur Aufbewahrung der Gärtnergeräthschaften.

sonst, zur Quelle ging; aber der Erzieher des jungen Prinzen, der edle Lagaucherie, beobachtete seinen königlichen Zögling zu genau, als daß es ihm nicht hätte auffallen sollen, daß er in später Abendstunde sich täglich unter mancherlei Vorwand entfernte, und, das Wetter mochte auch noch so schön seyn, stets mit einem nassen Hute zurück kehrte. Diese Bemerkung machte den gereiften Mentor auf diese abendlichen Spaziergänge seines Zöglings aufmerksam; er folgte ihm einstmals von fern, langte fast so schnell als er, an der Quelle an, ohne von ihm bemerkt worden zu seyn, und — war nur gekommen, um sich zu überzeugen, daß er zu spät gekommen. Gleich dem weisen Fenelon hielt auch er schleunige Flucht für das wirksamste Mittel wider die Liebe. Ohne alle Umschweife kündigte er dem jungen Prinzen an, daß sie am andern Morgen nach Pau zurückkehren und von dort aus zu der Bajonner Zusammenkunft*) sich begeben würden.

(Der Beschluß folgt.)

Spruchserklärung,

allen guten Mädchen und Frauen gewidmet.

Alles, was er geschaffen, sah er und sprach: Es ist trefflich!
Als er gebildet das Weib, sah sie der Schöpfer und — schwieg.
Trotz den Spöttern behaupt' ich, der Sinn des Spruches sey dieser:
„Höchste Vollendung, sie lobt sich an dem Weibe von selbst!

---

*) Anmerkung. Hier wurde das Verderben der Protestanten beschlossen.

Die Freunde.

Saed und Mervan waren unter dem Califat des Moavih die angesehensten und mächtigsten Häupter in Medina. Als heimliche Anhänger des Ali hielten sie sich zu einander und lebten in großer Vertraulichkeit. Moavih, von allem was in seinen Staaten vorging, wohl unterrichtet, fürchtete diese innige Vereinigung, und suchte beide Freunde zu trennen. Er hatte dem Saed die Statthalterschaft von Medina ertheilt, und nahm sie wieder, um sie seinem Freunde Mervan zu geben, mit dem Befehle, das Haus seines Vorgängers niederzureißen und sich aller seiner Güter zu bemächtigen. Mervan, in der Nothwendigkeit, dem Befehl seines Gebieters Folge zu leisten, machte dem Saed mit dem Willen des Fürsten bekannt, dem er sich wider seinen Willen werde fügen müssen. — „Euer Entschluß ist also gefaßt?" erwiederte Saed; „ich hätte wahrlich von Euch eine bessere Behandlung erwartet." — „Aber was soll ich thun?" versetzte Mervan. „Ihr kennt ja den herrischen Sinn des Moavih, der keinen Widerspruch duldet. Hätt' er Euch, als ihr in Medina Statthalter wart, wider mich das befohlen, was er mir jetzt wider Euch befiehlt, würdet Ihr wohl Euch geweigert haben zu gehorchen?" — Saed zog hierauf einen Brief hervor, den ihm der Calif während seiner Statthalterschaft geschrieben, und worin er ihm befohlen hatte, das Haus des Mervan niederzureißen und seiner Güter sich zu bemächtigen. „Ihr seht nun," sagte er dann, „nach welchen Grundsätzen ich gehandelt habe." — Mervan war höchlich erstaunt über diese Entdeckung, und konnte Saed's Großmuth nicht genug bewundern. Beide Freunde sahen nun wohl, wie das alles nur ein Versuch des hinterlistigen

Moavih war, sie zu vereinigen: diese Entdeckung aber diente nur dazu, das Band ihrer Freundschaft noch zu verstärken. Der Calif bereute bald, eine seinem Range so wenig angemeßne List sich erlaubt zu haben: er widerrief den ungerechten Befehl, und von der treuen Anhänglichkeit beider Freunde gerührt, suchte er sich bei ihnen so gut als möglich zu entschuldigen.

Schauspiele in Java.

Die Bühne besteht aus einem Schuppen, der von allen Seiten offen ist. Die Zuschauer sitzen rings umher. Der Vorleser oder Einhelfer, mit einem Stabe in der Hand, läßt alle Schauspieler auf seinen Wink Bewegungen machen und liest das Stück ab. Er beginnt mit einer Art Prolog, kündigt die Personen an, die auf die Bühne treten werden, und giebt dann das Zeichen durch einen Schlag mit seinem Stabe. Die Schauspieler treten darauf hinter einem Vorhange hervor, und machen die Geberden zu den Worten der Rolle, welche der Vorleser spricht. Wenn sie fertig sind, erscheinen andere auf das gegebene Zeichen, und so geht's weiter bis zur Entwickelung. Die Schauspieler sind nach der Landessitte reich gekleidet, aber alle haben Masken. Die jungen Männer, welche die Weiberrollen spielen, tragen weiße Masken, wiewohl dies keineswegs die Farbe der Eingebornen ist. Diese Masken sind von Holz und ziemlich gut geschnitzt; die Maske des Harlekins hat ein offenes Maul. Nur in diesem Punkte herrscht Aehnlichkeit mit dem Schauspiele der Alten, die bekanntlich ebenfalls Masken hatten, sonst aber nicht die geringste, wie aus dem Gange eines ihrer Stücke sich ergeben wird. Die Tochter eines Königs von Java hatte einen Prinzen von Bali geheirathet, der sie einige Zeit nachher verstieß, um eines seiner Kebsweiber zu nehmen. Die beleidigte Prinzessin kommt zu ihrem Vater und verlangt Gerechtigkeit. Er giebt ihr Kriegsvölker, seine Tochter stellt sich an ihre Spitze und kommt bei ihrem treulosen Gatten an, in dem Augenblicke wo er mit ihrer Nebenbuhlerin im Bette liegt. Dies geht auf der Bühne vor. Nur die Vorhänge des Bettes sind zugezogen, mehr verlangt der Javanische Anstand nicht; aber der Lustigmacher der Prinzessin, welcher sie überall begleitet, öffnet verstohlen die Vorhänge, und seine Geberden sagen nur zu deutlich, was er sieht. Die Prinzessin fodert den Treulosen auf, ihr wieder ihre Stelle einzuräumen und die Nebenbuhlerin ihr auszuliefern. Der Prinz weigert es, ruft seine Kriegsleute herbei, und während sie mit den Javanern fechten, bringt er seine Geliebte in Sicherheit. Die beiden Gatten stehen an der Spitze ihrer Krieger und treffen sich im Kampfe. Die Prinzessin, die unverwundbar ist, schont das Leben ihres Gemals, aber von der Uebermacht überwältigt, wird sie gefangen nnd in den Pallast ihres Gemahls eingesperrt. Der Treulose besucht sie hier und sucht sie zu erweichen. Er bietet ihr sogar die Hälfte seiner Staaten an, und verlangt nur, daß sie ihn ruhig mit seiner Geliebten leben lasse. Aber der Stolz einer javanischen Prinzessin kann sich nicht vor einer Nebenbuhlerin herabwürdigen. Sie verweigert alles, und da der Prinz sie nicht anders los werden kann, so giebt er sie in einem Boote den Wellen Preis. Die Leute, welche ihr Vater zu ihrem Beistand gesandt hatte, treffen sie hier. Sie kehrt siegreich in das Land ihres Gemahls zurück, bietet ihm noch einmal den Frieden und ihre Hand an; aber der Unbeständige zieht den Tod vor und erdolcht sich. Darauf holt ihn der Teufel, als der gewöhnliche Ver-

walter der poetischen Gerechtigkeit, und macht dem Stücke ein Ende. — Dieses Stück dauerte beinahe eine ganze Nacht. Es schildert übrigens sehr treu die Sitten des Landes, wie es denn unter andern ein herrschendes Vorurtheil ist, daß die Könige und ihre Kinder unverwundbar sind.

Schauspiele dieser Art sind jedoch nur bei Reichen gewöhnlich, welche Schauspieler halten können. Ueberall aber findet man eine Art Schauspiele, Wayan Kulet genannt. Die Gegenstände der Stücke sind wie in den andern, aber man braucht dazu ausgeschnittene Figuren, welche man vor einem Lichte sich bewegen läßt, wie in dem Schattenspiele an der Wand. Diese, wiewohl ziemlich langen Stücke werden so oft wiederholt, daß selbst Kinder sie zum Theil auswendig wissen. Eine rauschende Musik begleitet stets dieses Schauspiel in den Zwischenakten nnd während der oft vorkommenden Gefechte. Diese Musik wird größtentheils mit Instrumenten gemacht, die dem Psalterion gleichen; aber statt der Saiten haben sie Metallstückchen von verschiedener Größe, die mit einem Hammer geschlagen werden; außerdem haben sie eine Art von Geige oder Baß mit zwei Saiten, und eine Trommel, worauf sie den Tackt schlagen. Man hört diese ohrenzerreißende Musik auf eine halbe Stunde weit.

Außer diesen Arten von Schauspielen hat man auch Possenspiele, Topong genannt, welche von wandernden Schauspielern aufgeführt werden, die vom Orte zu Orte ziehen, um Geld zu verdienen. Jede Gesellschaft besteht aus einer Frau und zwei Männern. Sie sprechen, singen und tanzen abwechselnd. Sie spielen, nach den Umständen, aus dem Stegreife and sagen oft sehr lustige Dinge. Wenn sie spielen, haben sie gleichfalls Masken und die Weiber auch noch ungeheure Perücken von schwarzer Wolle, die mit Flittergold geziert sind. Es giebt Ballette von verschiedener Art; das einfachste heißt Tendack. Ein in der Eile aufgeschlagenes, von Lampen erleuchtetes Zelt, schirmt die Tänzer und einen Theil der Zuschauer. Zwei bis drei halb nackte Weiber, das Haupt mit Blumen geschmückt, tanzen bei dem Schalle der Musik und singen dazu. Der Tanz besteht in einer Bewegung aller Theile des Körpers nach einander; Arme, Beine, Hände, Kopf, Augen, alles ist in Thätigkeit. Durch die Stimmen der Syrenen angezogen, erscheinen die Männer. Der Tanz wird lebendiger; die Tänzerin verdoppelt ihre Anstrengungen; der Tänzer will es ihr gleich thun, muß aber bald eine so heftige Bewegung aufgeben und kehrt unter die Zuschauer zurück, nachdem er vorher die Tänzerin umarmt hat. Der Sultan hat eine andere Art von Tänzerinnen in seinen Diensten, Bedois genannt; sie tanzen mit mehr Anmuth, führen regelmäßige Ballette auf, und gleichen den indischen Bajaderen.

Historische Anekdote.

Ein seines Glaubens wegen nach Holland geflüchteter Franzose meldete der Herzoginn von Orleans, Wittwe des Herzogs Philipp I., von Orleans, interessante Neuigkeiten über die politischen Absichten des Prinzen von Oranien.

Sie glaubte Ludwig XV. einen Dienst zu leisten, wenn sie ihm ihre Nachrichten mittheilte. Er nahm sie gut auf und sagte ihr dafür seinen Dank. Aber noch an dem nämlichen Tage äußerte er sich Abends gegen sie mit Lachen:

„Meine Minister behaupten, daß Sie falsch berichtet sind, und daß man Ihnen nicht ein wahres Wort geschrieben hat.“

Die Herzoginn versetzte:

„Die Zeit wird es lehren, wer am besten unterrichtet gewesen ist. Ew. Majestät Minister oder mein Korrespondent. Meine Absicht ist wenigstens gut gewesen, Sire!"

Bald darauf wurde es in Paris allgemein bekannt, daß der König Wilhelm sich in England befände. Der Minister de Torci kam darauf eiligst zur Herzoginn, als sie bei dem König war, und bat sie um Mittheilung alles dessen, was man ihr über diesen Gegenstand geschrieben hätte. Sie antwortete ihm aber kurz:

„Ich habe nach der Zeit nichts weiter erfahren, denn Sie haben dem Könige versichert, daß ich nichts als falsche Nachrichten erhielte. Deshalb hab' ich verboten, mir ferner etwas zu melden, denn ich lieb' es nicht, falsche Nachrichten zu verbreiten."

Er lächelte und sagte: „Ihre Nachrichten sind doch sehr gut gewesen."

Die Prinzessinn erwiederte darauf:

„Ein großer und geschickter Minister muß allerdings zuverlässigere haben als ich, und ich weiß es mir selbst wenig Dank, daß ich meine Nachrichten dem Könige mitgetheilt; ich hätte hübsch bedenken sollen, daß seine klugen Minister Alles wissen."

Ludwig XV. sagte darauf zur Herzoginn:

„Sie halten sich wohl über meine Minister auf?"

„Ich bezahle sie nur mit gleicher Münze," gab sie zur Antwort.

Der Jüngling und der Mann.

Rastlos fliehend sich selbst und gespornt von Hoffnung und Liebe,
Strebt in die lernende Welt immer der Jüngling hinaus:
Doch den bedachtsamen Mann, den bittre Erfahrungen übten,
Stößt die täuschende Welt bald in sich selber zurück.

Dreysylbige Charade.

Die beiden Ersten.

Der Kunstfleiß ließ in des Tyrannen Zeiten,
Aus uns ein Surrogat bereiten
Das Leckermäulern unentbehrlich war;
Frei ist das Meer und offen neue Welten!
Drum können wir jetzt nur als Speise gelten,
Wozu die Erde uns erschuf.

Die Dritte.

Zeig' Harpax ich die Menge Louisd'or
Mit vieren an, gleich wünscht der Thor:
Daß ich sie ihm mit fünfen schreibe;
Es fehlet nicht an sein Bemühen
Uns alle zehn in Dienst zu ziehen
Damit sein Schatz noch größer sey.

Das Ganze.

Es hauset in der Riesenberge Gründen,
Dort sucht's, Ihr werd't es doch nicht finden,
So lang Ihr's immer suchen mögt.
„Ist's denn nur Phantasie?" hör ich euch fragen,
Dies Leser kann ich Dir nicht sagen,
Befrage Du den Bergmann selbst.

....th.

№ 91.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 12. November 1818.

Londner Sittengemählde.

(Aus dem Englischen übersetzt.)

Wie ich um die Ecke der St. James Straße bog, ward ich von Sir Mortimer M., der in einem sehr zierlichen Curikle von zwei glänzenden Reitknechten als Vorreutern begleitet, daher flog, eingeholt. Neben ihm saß ein Roßkamm, oder ein Pächter, mit so einem mürrischen, tückischen Gesicht, wie ich mein Lebetag keins gesehen habe. Wie geht es, M.? rief ich. Er dankte und hielt an, doch ohne mir seinen Begleiter zu nennen. Ich bemerkte gegen ihn, daß er sein Gespann von vier Grauen gegen eben so viele Rappen ausgetauscht hätte; — So ists, antwortete er, und nächstens sollens Braune seyn, damit ein Jeder die Reihe hat. Kommen Sie aber indessen mit mir zu Mittag zu speisen — um sieben Uhr, oder eine halbe Stunde später, wenn es Ihnen gefällt. Damit fuhr er weiter.

Ich stellte mich Dreiviertel auf acht Uhr ein. Alle Gäste waren versammelt, aber Sir Mortimer fehlte noch. Drei-Viertel-Stunden verflossen, und der Baronet ließ sich nicht blicken. W., der ein Witzling und ein Gelehrter ist, zog endlich die Klingel und fragte: ob es auf eine Komödie angesehen sey, oder ob das Mittagessen kommen würde? — Mein Herr kommt diesen Augenblick nach Hause, antwortete der Bediente, und das Essen ist aufgetragen. — Wirklich trat der Baronet sogleich sehr aufgeräumt ein, und begrüßte uns aufs Freundschaftlichste. Die Gesellschaft bestand aus Lord L., Dick W., Jack B., einem Geistlichen, einem unbekannten Advokaten, denn wir hörten ihn nie nennen, Hrn. Trigger, einen Büchsenmacher, — was uns nicht wenig in Erstaunen setzte — und mir.

Zwischen der ersten und zweiten Tracht war eine lange Pause, und wie noch mehr Wein verlangt ward, sagte der Bediente: Joseph habe den Schlüssel verloren; wenn er ihn nicht in fünf Minuten fände, wolle man die Thüre aufsprengen, und sie indeß mit einem Vorlegeschloß verwahren. Jetzt öffnete Lord L. zum Erstenmale den Mund und that den Vorschlag, in der Zwischenzeit zu würfeln. Man ging es ein. Der Baronet verlor zwanzig Gui-

neen an den Lord; die Würfel gingen weiter und nach ein Paar Minuten hatte B. und ich funfzig Guineen verloren; der Büchsenmacher war aber am übelsten daran; der hatte das Doppelte verspielt. Eine Menge Champagnerflaschen in Eis gesetzt, erschienen jetzt und die zweite Tracht unterbrach das Würfeln. „Du verlierst ja die Ohren vom Kopf," rief W. und schlug Trigger vertraulich auf die Schulter. Dieser wollte dabei lachen, es glückte ihm aber nicht. Grade wie die dritte Tracht hereingebracht wurde, rief man den Baronet hinaus; er kam lachend wieder und trieb an, die Gläser noch wackrer zu tummeln. Während dem Nachtisch ward Grad oder Ungrad in Vorschlag gebracht, aber verworfen. Ich nahm auch wahr, daß weder W. noch der Advokat sich in den ersten Zwischenakt eingelassen hatten. Jetzt wurde der Baronet und Trigger zugleich hinaus gerufen; sie kamen in wenig Minuten zurück, der Büchsenmacher sehr ernsthaft, der Andre triumphirend, als hätte er Jemand hinters Licht geführt.

Nach dem Nachtisch trank man ein Paar Stunden lang, während dem brachte der Baronet eine musikalische Tabacksdose hervor, Trigger bewunderte sie sehr und schlug vor, sie auszuspielen. Ein und dreißig war der höchste Wurf, Trigger warf ihn, allein der Baronet ergriff das Horn und warf vier und dreißig. Das hast Du dumm gemacht, alte Plunderbüchse, rief W.; dann setzte er mir ins Ohr sprechend noch hinzu: wie der Mensch sich foppen läßt! ich dächte der müßte schon längst gewitzigt seyn! — Jetzt waren die Herrn ziemlich betrunken und Trigger ward sprachlos aus dem Zimmer geführt.

Nun schlug der Baronet Whist vor, aber W. lehnte es, mir auf die Zehen tretend, ab; damit verhinderten wir das Spiel, gingen fort und liessen den Baronet, den Pair und den betrunkenen Advokaten beim Vingt un. Jack B. war in die Oper gegangen, W. bat mich um einen Platz in meinem Wagen; wir nahmen beim Einsteigen mehrere Leute wahr, die Bahlen und Geräth aus dem Hause trugen, als wollten sie es gänzlich ausräumen.

Auf dem Heimweg bezeigte ich W. mein Erstaunen über diese Auftritte. Er gab mir folgende Erklärung. „Sir Mortimer und ich waren Schulkameraden. Nachher verloren wir einander aus dem Gesicht, bis wir zufällig im Brunnensaale zu Bath wieder zusammen trafen. Ich erfuhr, daß er bei seinem Austritt aus dem College tief in Schulden gesteckt, und nach wenigen Jahren sein ganzes Vermögen verthan hatte. Er war im Begriff eine Erbtochter zu heirathen, als ihn seine Gläubiger in Brighton festsetzten, wodurch seine Lage offenbar wurde, eben so unglücklich war er bei der Parlaments-Wahl; denn wie viel man auch anwendete, für ihn zu bestechen, so bestach sein Gegenpart doch besser und er fiel durch. Endlich hat man alle seine Mobilien verkauft, und er lebt, gleich manchen glänzenden jungen Herrn der Hauptstadt, gänzlich aus dem Stegreif. Wagen und Pferde hat er gemiethet, seine Wohnung ist ein hotel garni, seine Leute zahlt er tagweise, und wenn er zu essen gibt, ist es aus dem Gasthof. Lord L. ist ein falscher Spieler, sie gewinnen zusammen, und wenn Einer an den Andern zu verlieren scheint, so ist es ein Blendwerk.

„Gestern morgen — denn jetzt wars schon eine gute Zeit heute geworden — gestern morgen ward er festgesetzt, und Sie begegneten ihm mit dem Anwald in seinem Currikle; dieser fuhr mit ihm nach Hause und ging ihm nicht von der Seite,

bis der Büchsenmacher die Bürgschaft für ihn unterzeichnete. Wie er sich eine Weile mit dem Baronet entfernt gehabt hatte, sah der alte Trigger sauer aus, weil er die Schuldsumme viel stärker gefunden, als er sie sich gedacht, — welches sicher abermals ein Betrug war, von dem Anwald und dem edeln Baronet veranstaltet. — Wie nach der ersten Tracht der Wein fehlte, war keiner im Hause; aber der Zwischenakt gab die Mittel dergleichen herbei zu schaffen, und das Ausspielen der Tabacksdose, das man nachher veranstaltete, brachte mehr ein, wie unsre ganze glänzende Mahlzeit gekostet hat.

Daß B. in die Oper ging, war ein grosser Strich durch die Rechnung; daß Sie nicht Whist spielen wollten, ein noch größerer. Was mich anbetrifft, so weiß der Baronet, daß ich nie spiele; aber es liegt ihm daran zu sagen, daß ich seine Gesellschaften belebe, und daß er nicht ohne mich seyn könne. Der eigentliche Plan war, Sie und B. nach Tisch in ein hohes Spiel zu verwickeln, nachdem man Sie im Whist durch einen kleinen Gewinn hätte kirre gemacht. Wie Sie sehen, hat Hr. Trigger die Zeche tüchtig bezahlen müssen; und den benebelten Advokaten wird der Baronet und der edle Lord dergestalt bei ihrem vingt un pflücken, daß sie sich bei der Theilung der Beute halb todt lachen werden. Die Leute, welche wir beim Abfahren ausräumen sahen, trugen das geborgte Silbergeschirr, Gläser, Tischzeug u. dergleichen, wieder fort und die Legion geleerter Flaschen.

Hier hielt der Wagen. Ich ging zu Bett, aber nicht zur Ruhe. Ich war gelähmt von Jammer über das, was ich gesehen und beschloß, es jedem wackern Mann meiner Bekanntschaft zu erzählen. Die Veränderung, die in unsern Jugendfreunden nach den Universitätsjahren vorgehen kann, ist so groß, daß wir, wenn wir sie in der Welt wieder finden, gar nicht vorsichtig genug seyn können, um durch die Wahrheit unsers Gefühls nicht in Verhältnisse zu kommen, die unsrer Laufbahn schaden, ohne sie vom Verderben zu erretten.

Fleurette.

(Beschluß.)

Liebe zum Ruhm, die schon mächtig in des Jünglings Brust erwachte, und vielleicht auch der Hang zur Unbeständigkeit, der Heinrich später so ausgezeichnet hat, milderten das Schmerzliche, was in der Entscheidung seines Mentors für ihn liegen mußte. Die Nothwendigkeit dieser Trennung leuchtete ihm ein, und er eilte fort, um Fleuretten darauf vorzubereiten. O wer schildert die Verzweiflung des zarten liebevollen Mädchens? Ihr Herz sagte ihr sogleich alle trüben Ereignisse voraus, welche diese Trennung für sie herbei führen würde. „Sie verlassen mich, mein Heinrich" — sprach sie mit sanfter bebender Stimme, von Thränen fast erstickt — „Sie verlassen mich, Sie werden mich vergessen, und mir wird nichts übrig bleiben, als zu sterben." Heinrich suchte sie zu trösten und leistete den Schwur ewiger Treue in ihre zitternde Hand; nur sie solle von diesem heiligen Eide ihn entbinden können. „Sie sehen diese Quelle hier" — sprach sie weiter, als schon die Glocke auf dem Schlosse den Prinzen dahin rief und schleunige Trennung heischte — „abwesend, gegenwärtig — immer werden sie mich an dieser Quelle finden.... Immer hier" — setzte sie mit einem Ausdruck in den wenigen Worten hinzu, der Heinrichs Gedächtniß stets gegenwärtig blieb.

Die anderthalb Jahre, welche bis zu seiner Rückkehr nach dem Agener Schlosse verstrichen,

*

hatten Ansichten und einen Durst nach Ruhm in seiner Seele erzeugt, welche mit der Unschuld der ersten Liebe nicht wohl vereinbar waren; auch hatten die Hofdamen der Katharina von Medicis die Sorge über sich genommen, das Bild der armen kleinen Fleurette aus seinem Herzen zu verdrängen. Diese war über die mit dem Prinzen vorgegangene Veränderung mehr betrübt, als verwundert. Ihr natürlicher Verstand hatte ihr dies längst voraus gesagt. Sie kämpfte nicht gegen ein Unglück, das sie vorhergesehen, und dachte nur daran, ihm zu entfliehen.

Sie hatte den Prinzen von Bearn häufig in den Gebüschen des Schloßgartens mit einem Fräulein von Ayelle lustwandeln gesehen, und das Verlangen nicht unterdrücken können, ihnen nachzuschleichen und ihm zu begegnen. Schmerz und Blässe hatten Fleurettens Gesicht noch erhöhteren Liebreiz gegeben. Die ehemalige Zärtlichkeit erwachte mit neuer Kraft in seinem Herzen. Am andern Morgen besuchte er sie, traf sie allein und verabredete mit ihr eine Zusammenkunft an der Quelle. „Um acht Uhr werde ich dort seyn" — sprach das liebliche Mädchen, ohne die Augen von ihrer Arbeit aufzuschlagen. Heinrich entfernte sich. Mit der Ungeduld der ersten Liebe, die Fleurettens Anblick in ihm wieder angefacht hatte, harrte er am Abend der bezeichneten Stunde. Sie erschien. Durch eine kleine Thür entschlüpfte er dem Schlosse und eilte auf Umwegen nach der Quelle, aus Furcht, einem spähenden Blicke zu begegnen. Er langte an; Fleurette war nicht da. Er wartete einige Minuten; sie erschien nicht. Beim geringsten Flüstern in den Blättern schlug sein Herz in ungestümen Schlägen. Er geht unentschlossen an der Quelle herum — da ist ein Stäbchen auf den Platz gesteckt, wo er sonst mit Fleuretten so traut, so selig gesessen. Es war sein Pfeil; er erkannte ihn auf den ersten Blick. Die verwelkte Rose war noch an ihm befestigt. An der Spitze hing ein Papier. Er riß es los, und versuchte, es zu lesen. Vergebliche Mühe; es war schon zu dunkel geworden. Mit klopfendem Herzen, unruhig, in banger Verwirrung eilte er nach dem Schlosse, öffnet den Zettel und lieset:

„Ich sagte Ihnen, daß Sie mich an
„der Quelle finden würden; vielleicht sind
„Sie nahe an mir vorüber gegangen, ohne mich zu bemerken. Kehren Sie zurück und suchen Sie besser.... Sie
„lieben mich nicht mehr..... Es mußte
„so seyn.... Mein Gott, verzeihe
„mir!...."

Zusammenschaudernd errieth Heinrich den furchtbaren Sinn dieser Worte. Das Schloß hallte von seinem Wehgeschrei wieder. Alles stürzte herbei. Bediente mit Fackeln folgten ihm nach dem Garten.

Doch — wozu das Gräßliche auskmahlen? Der Leichnam des lieblichen Mädchens ward aus dem Bassin des Springbrunnens herausgezogen, und zwischen zwei Bäumen, die man noch sieht, auf den Rasen gelegt. Heinrichs Schmerz zu schildern, ist unmöglich; er nagte lange an seinem Herzen.

Fleurette war die einzige von Heinrichs Maitressen, die ihn so geliebt hat, wie er es verdiente, die einzige die ihm treu war, was er ohne Erröthen gestehen konnte. Aber sie war nie bei Hofe präsentirt worden, hatte nie hinter dem Sessel der Königinn gestanden, arbeitete nie mit den Ministern und dem Beichtvater, und gab Frankreich weder Bastarde, noch legitime Prinzen. Deshalb thut auch die Geschichte ihrer keine Erwähnung.

Zigarren in Manilla.

In Manilla sind die Mulatten-Frauen dem Rauchen unmäßig großer Zigarren sehr ergeben. Diese Glimmstengel sind 7 bis 8 Zoll lang, und haben 1 bis anderthalb Zoll im Durchmesser. Obgleich diese mächtigen Rollen ihnen den Mund ganz zustopfen, so nehmen sie sie doch selten heraus, und wenn diese nun recht in Gluth stehen, und Wolken von Dampf verbreiten, so gleichen die schönen oder vielmehr dunkelbraunen Räucherinnen herumwandelnden Feueressen.

Die Fabrikation der Zigarren giebt übrigens dort einer Menge eingeborner Weiber Beschäftigung, und dem Fremden ein interessantes Beispiel landesüblicher Gebräuche. Er wird, besieht er eine solche Anstalt, in eine geräumige Gallerie von viereckiger Gestalt geführt. Obenan sitzen 2000 Weiber von allem Alter an niedern Tischen, an denen sie Zigarren machen, indem sie Tabacksblätter in einander rollen. Die größte Sorgfalt wird dabei angewandt, damit sie nicht auflegend eine Art etwas wegstehlen können. Aufseher gehen beständig um den Tisch, und nehmen die Zigarren, so wie sie nur fertig sind, weg, und untersuchen, wenn die Arbeit vorbei ist, die Arbeiter sehr genau, ob sie etwas Entwendetes bei sich haben. So setzen sich dann ferner zwanzig Frauen, meist ziemlich alte, zu denen man besonders Vertrauen hat, außerhalb des Eingangs der Gallerie, rings um einen runden Platz, welcher zu der letztern führt; eine aber bleibt in der Thüre der Gallerie, mit einem indischen Rohrstabe in der Hand, stehen. Diese läßt nun dreißig Mädchen hereintreten, immer eine nach der andern abzählend. Sobald deren dreißig sind, werden sie zu den alten Frauen gesetzt, und müssen ihre langen schwarzen Haare aufbinden, und sie, so lang der Arm reichen kann, in den Händen halten. Dann müssen sie ihre Tücher entfalten, alle anderen Kleidungsstücken lüften und sich von den Frauen anfühlen lassen, ob sie etwa Zigarren, am Körper versteckt, mitnehmen wollen. Ist dies vorbei, so stehen die weiblichen Visitatoren auf, dies ist ein Zeichen, daß die Untersuchten gehen können, und es kommen dann andre dreißig daran.

Ist dies nicht ein schönes Vorbild für europäische Accisen?

(Aus Clarke Abels neuster Reise nach China London 1818.)

Terpodion. (Labesang.)

So benannte der Kunst-liebende und schützende Herzog von Gotha, wohlverdienterweise und sinnvoll ein neu erfundenes musikalisches Instrument, dessen Entstehung die Welt hauptsächlich auch Seiner huldvoll thätigen Unterstützung verdankt, und welches die kunstliebenden Bewohner Dresdens baldigst in einem von dem Erfinder und Verfertiger desselben, Herrn Mechanikus Joh. Dav. Buschmann aus Friedrichsroda bei Gotha, zu gebenden öffentlichen Concerte zu hören das Vergnügen haben werden, nachdem es schon die Zufriedenheit und den Beifall Unseres Allergnädigsten und Kunstkennenden Monarchen und dessen erhabener Familie zu erringen so glücklich war. — Herr Buschmann hat einen 12jährigen Fleiß darauf verwendet, ein Tastatur-Instrument von 5½ Octave im Umfange zu Stande zu bringen, das den Ton aus — durch Reibung in Erzitterung gebrachten und also klingenden oder tönenden Holzstäben erzeugt. Dieß ist ihm auf höchst ausgezeichnete Weise gelungen. Das Wie — vor der Hand noch sein Geheimniß. Die Qualität des Tons nähert sich ver-

möge gleichem Erzeugungs-Princip, der Harmonika. Die Quantität desselben übertrifft letztere aber bei weitem in Umfang, Stärke (vorzüglich der schönen Bässe) Reinheit und Fülle. Der Druck und das Ruhen des Fingers auf der Taste bestimmt Dauer, Schwellen, Vermindern und Kraft des Tons. Einzelne Regionen des Instrumentes ahmen bis zur lebendigsten Täuschung manche Blas-Instrumente, — in diesen naturgemäßen Tongängen gespielt — nach. Dem gebundenen ernstern Style gehört zwar seine Natur zunächst an, aber die wirklich außerordentliche Leichtigkeit des Ansprechens der Töne, bietet zu schnellrollenden Figuren alle Mittel dar, und es hat darin, in seiner bequemen Form, und der fast vollkommenen Unverstimmbarkeit einen bedeutenden Vorzug vor allen bis jetzt mir bekannten Erfindungen dieser Art, selbst das so schöne Harmonichord, unsers wahrlich hochzuschätzenden Mitbürgers, Herrn Kaufmann's, nicht ausgenommen. Dresden, den 28. Aug. 1817.

Carl Maria von Weber.

Obiger Beschreibung des berühmten Kapellmeisters Weber, kann ich nur hinzusetzen, daß ich alles so gefunden und daß ich dies Instrument allen Instrumenten dieser Art vorziehe. Es giebt die Fülle eines Quartets von Saiten oder schöngeblasenen Klarinetten, Hörnern und Fagotten — und doch alles mit einer Zartheit, die der Harmonika eigen ist. Der hier angekommene Künstler wird sich hier in einem Konzerte darauf hören lassen, der Tag wird näher angezeigt werden. Dr. Müller.

Adiaphanon.

Der Uhrmacher Franz Schuster zu Wien hat, nach mehrjährigen Versuchen, ein 6 Oktav-Instrument erfunden, welches den Namen Adiaphonon oder das Unverstimmbare führet. Dieses Instrument — eine ganz neue Schöpfung im Gebiete der Musik — hat übrigens keine Gemeinschaft mit dem Klavier, indem der Ton desselben ein Mittelding zwischen Harmonika- und Orgelton ist, und wird durch einen einfachen Mechanismus in Verbindung mit einer Klarinette gespielt. Das Vorzüglichste dabei ist, daß es in jeder Temperatur die gleiche Stimmung behält; es hat die Form jedes Quer-Fortepiano. Dieses Instrument ist schon von mehrern der erstern Künstler untersucht und mit vieler Zufriedenheit gespielt worden. Der Erfinder ist jetzt mit Verfertigung eines zweiten Instruments dieser Art beschäftiget, welches noch mehr Vollkommenheit erhalten soll, und wird mit seiner Erfindung nächstens öffentlich auftreten.

Neue Brillen.

— Der geschickte Mechanikus, Herr Amuel in Berlin, verfertigt eine neue Art von Brillen, die er periscopische nennt, und welche vielen Beifall finden. Die Berliner Aerzte empfehlen sie allgemein zur Erhaltung des Auges, weil es bei diesen Brillen weniger angegriffen wird, als bei denen, deren man sich bisher bediente, das Auge auch die Gegenstände weit ruhiger und deutlicher auffassen kann. Noch dient es übrigens zur Empfehlung dieser Brillen, daß Herr Amuel die Verfertigung dieser optischen Gläser nicht fabrikmäßig betreibt, sondern jedes einzelne Glas mit möglichster Vorsicht selbst schleift. Die Herren Professoren Erman, Wolff und Dr. Reich haben sich mit Wärme für diese periscopischen Brillen entschieden.

Liebesbrief eines Sprachmeisters.

Nein, es genügt Dir nicht ein Brief im Substantiv!
Verschönern möcht' ich ihn durch manches Adjectiv;
Zu schwach ertönt mein Lied von deinem Nom'nativ,
Denn meine Muse steht, ach! stets im Genitiv,
Und niemals war für mich Apollo ein Dativ.
O, Holde, sey für mich nie ein Accusativ,
Taub blieb der Musengott bei meinem Vocativ,
Und immer steh' ich nur bei ihm im Ablativ.
Nimm meine Huldigung, denn sie ist positiv,
Und meine Zärtlichkeit kennt keinen Comp'rativ;
Bis zu des Lebens Ziel bleibt sie superlativ.
Welch Glück, erschiene sie Dir recht indicativ,
Stell' auf die Probe sie durch den Imperativ,
Sie übertrift gewiß den höchsten Optativ;
In meinem Herzen bleibt die Lieb' infinitiv,
Und hiemit schließt dein Knecht in Demuth seinen Brief.

Correspondenz-Nachricht.

Berlin, den 3. Nov.

Zur Bestätigung meiner Aeußerung über die ruchlosen groben Verbrechen, bemerke ich: daß kürzlich ein Bauwächter hieselbst, wegen Diebstahls an Baumaterialien bei einem öffentlichen Bau mit 25 Peitschenhieben und sechsmonatlicher Zuchthausstrafe, und ein hiesiger Tischlermeister wegen eines ähnlichen Verbrechens mit achtwöchentlicher Strafarbeit belegt worden ist. Der ehemalige Lazareth-Inspektor Schmidt ist, wegen begangenen Meineides, aller Aemter, Würden, bürgerlichen Ehre und Gewerbe, der Tragung der Nationalkokarde für verlustig erklärt, dann öffentlich ausgestellt und auf zwei Jahre ins Zuchthaus abgeliefert worden. Nach dem Wirthschaftsinspektor Kielmann zu Buch hat man geschossen und in einem Dickicht einer Heide im Ruppinschen Kreise einen alten invaliden Husaren des Regiments v. Ziethen, mit Namen Oertel, an einen Baum angeknüpft gefunden, und auf der Art, wie diese Aufknüpfung geschehen, hat sich ergeben, daß dieser hochbejahrte Greis durch fremde Gewalt ums Leben gekommen und seiner wenigen Groschen und Kleidungsstücke beraubt worden. Dieser Husar hatte den siebenjährigen Krieg mitgemacht, war glücklich allen feindlichen Kugeln und Säbelhieben entgangen, um jetzt so elend seine irdische Laufbahn zu beschließen. Bei solchen Schauerscenen aus dem wirklichen Leben fühlt man sich lebhafter ergriffen, als bei allen Gespenster-, Geister- und Räubergeschichten unserer neuesten Literatur. Auffallend ist es, daß ein Dienstknecht, der wegen Diebstahls zu sechsmonatlicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden, und der durch Steckbriefe verfolgt wird, ein Franzose mit Namen Alexander Desalmes ist, der sich Christoph genannt hat. Wie wenig muß sich seine Brodherrschaft, und überhaupt die obrigkeitliche Behörde, früher um seine Herkunft und frühern Verhältnisse bekümmert haben. Nicht minder auffallend ist es, daß von Seite einer Militärbehörde ein Tambour, Simon Touille aus Chambery gebürtig, welcher sich im ehemaligen Jägerbataillon v. Hellwig den Namen Köhler gegeben, im Feldzuge 1813 das eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten, jetzt öffentlich vorgeladen wird, da man ihn im Jahr 1815 in Paris vermißt hat, da das Gesetz, keinen Franzosen in die preußische Armee aufzunehmen, schon sehr alt ist. Wer die Umtriebe der Franzosen, vorzüglich unter Buonaparte kennt, kann wohl auf den Verdacht kommen, daß dieser Touille', genannt Köhler, neben seinem Tambourdienste, einen andern für seine Landsleute verrichtet hat. Wahrscheinlich ist er in Paris 1815 zurückgeblieben, weil er sich vorgetrommelt hat: Où peut-on être mieux, qu'au sein de sa famille.

In der letzten Woche des verflossenen Monats sind hier wieder 45 Personen mehr gestorben, als geboren worden, mithin nimmt die große Sterblichkeit noch nicht ab, und es steht zu besorgen, daß

sie in dem jetzigen Monate, wo die üble Witterung vorzüglich nachtheilig auf manche Krankheiten einwirkt, noch zunehmen wird.

Die Sterblichkeit in großen Städten ist in der Regel, im Verhältniß gegen das platte Land und die kleinern Städte, groß, und die Ursachen davon liegen sehr nahe; die stärkere, eng zusammengepreßte Menschenmasse, die Schwelgerei und Sittenlosigkeiten, und deren nachtheiliger Einfluß auf die Gesundheit u. m. dergl. bringen diese Wirkung hervor; aber früherhin zeichnete sich Berlin vor andern großen Städten dadurch aus, daß in der Regel die Zahl der Gebornen die der Gestorbenen überstieg. Jetzt ist der Fall umgekehrt, und abgesehen von den vielen Selbstmorden, vermehrt sich die Zahl der Gestorbenen gegen die der Gebornen auf eine höchst auffallende Weise. Seit der Mitte Augusts d. J. sind wöchentlich nach officiellen Nachweisungen mehr gestorben:

1	Woche . .	52
2	—	18
3	—	26
4	—	50
5	—	40
		166

und nur in einer Woche dazwischen ist einer mehr geboren worden. Es herrscht jetzt wieder Scharlach- und Nervenfieber, aber, abgesehen davon, daß diese viele Menschen tödten, leidet es wohl keinen Zweifel, daß auch die Noth, Mangel an hinlänglichen und gesunden Lebensmitteln und gehöriger Pflege bei zugestoßenen Krankheiten und physischem Uebel, Gram und Kummer, heftiger Aerger und Schreck, sehr viele hinrafft. Eben diese allgemein verbreitete und drückend gefühlte Noth bringt auch die vielen Selbstmorde hervor, aber der Grund davon liegt auch zugleich in der ungezügelten Macht der Sinnlichkeit, in dem aus einem alle Lebensverhältnisse vergiftend durchdringenden Egoismus entstandenen Mangel an Vertrauen und theilnehmenden Wohlwollen und immer seltner werdenden echten Religiösität und Vertrauen auf Gott; denn die Hinneigung zu einer größern Gottesverehrung ist nur scheinbar, von der einen Seite Heuchelei aus Politik, von der andern Mysticismus und eine von mehreren Schriftstellern erweckte und genährte Schwärmerei für das Wunderbare und Wahnglauben der Vorzeit. Ein aufmerksamer Beobachter der Erscheinungen der Zeit wird gewiß vielfache Belege zu diesen Bemerkungen finden, die keine erfreuliche Zukunft versprechen.

Nachruf am Grabe unsers allverehrten Vollmers.

Selig weilest Du jetzt im blühenden Lande der Heimath,
Edler! aus jeglicher Brust folgt Dir ein klagendes Ach! —
Schmerzlich ist Allen Dein Scheiden! — Du Aller Bedrängten Berather
Bist noch zu früh uns entschwebt zu den vergeltenden Höh'n.
Doch Du starbst uns ja nicht, — Du lebst in der innersten Seele
Jedes Biedern fortan, — verklärt zum Engel des Lichts!
Sanft, vom Himmel hernieder, wo Dich die Palme beschattet
Lächelst den Trauernden Du, die Du im Leben beglückt! —

H — ll —

Auflösung der Charade in Nro. 90.

Rübezahl.

Der Comptoir-Kalender für das Jahr 1819, mit dem jetzigen richtigen Posten-Lauf, hat die Presse verlassen und ist bei allen Herrn Buchbindern zu haben.

№ 92.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 15. November 1818.

Ely Cox in Epsom und Thomas Osborn.

(Fortsetzung.)

Um nicht befürchten zu müssen, daß unsere Erzählung ermüdend werde, wenn wir sie Schritt vor Schritt und abgemessen fortsetzen, lassen wir den historischen Ton, wovon oben die Rede war, hier einen Augenblick fallen, ohne indeß darum der historischen Treue untreu zu werden, und führen unsere Leser sogleich zu der Scene, wo der gefundene Leichnam des Ermordeten bereits vor den Richtern ausgestreckt da liegt und wo nun über ihn die Mordschau gehalten werden soll.

Der Ermordete war kein anderer als Ely, für diesen hatte man ihn auch bald erkannt, nachdem die erste Bestürzung vorüber war und die Besonnenheit die Augen geöffnet hatte. Es waren sogleich Boten nach London an die Union-Hall, den Criminalgerichtshof, gesendet, um Beamte zu holen. In dieser Eigenschaft verfügten sich zwei Inspectoren, die Hrn. May und Hall, nach Epsom, und schon am Dienstag den 4. Aug. nahm die Coroners Inquest ihren Anfang. Der Squire Karl Jemmett, Coroner für Surrey, versammelte sich mit den Zeugen und den beiden Londoner Beamten Vormittags 11 Uhr zu Epsom in dem Gasthofe, zu den „Hasen und Hunden" genannt. Hier wurden die Zeugen in Eid genommen, worauf die Geschwornen oder die Jury, da sie den Eid geleistet, mit ihrem Coroner oder Präsidenten sich nach dem Gute des Squire, James Tessier, begaben und hier die Leiche des Ely Cox unter den gewöhnlichen Ceremonien in Augenschein nahmen. Der Todte war erst 19 bis 20 Jahr alt, aus allem ging hervor, daß er durch gewaltsame Mittel ums Leben gekommen sey und so lautete daher auch das Verdict. Dann wurde aber noch folgendes Verhör der Geschwornen abgehalten, nachdem die Leiche, auf einem Scharlach-Tuch ruhend, mit dem Leichentuch wieder halb verhüllt war.

Geschwornen-Verhör.

Der Coroner erinnerte zuvor einen jeden aus der Jury an seinen Eid und fragte ihn um

seinen Namen, worauf sie vortraten und erwiederten, wie folgt:

John Smith. Ich stehe in Diensten des Hrn. Tessier als Schäfer. Ich hörte Ely am Sonntag Morgen um 4 Uhr aufstehen, denn ich schlafe Wand an Wand mit ihm, meine Kammer ist dicht neben der seinigen; um 5 Uhr hörte ich einen Flinten- oder Pistolenschuß, hatte aber kein Arg daraus, der Schall kam von Crokingham-Corner, dem Grundstück, das Sir Gilbert Heathcote gehört und wo der Todte auch wirklich gefunden ist. Ich war also nur eine halbe engl. Meile (¼ Stunde) von dieser Stelle entfernt. Da ich aber nichts ahndete, so ging ich erst des Nachmittags mit Milson hin, als wir hörten, daß Ely todt gefunden sey.

George Milson. Ich stehe als Stallmeister und Kutscher in Diensten des Hrn. Tessier Esq. Am Sonntag frühstückte ich noch mit den übrigen und ging dann in die Kirche. Als die Kirche aus war, und wir zu Tisch gehen wollten, war Ely noch immer nicht da. Dies machte uns stutzig, und man erwähnte auch den Flintenschuß. Ich erkundigte mich auf dem kleinen Farm, unserem Pachthof, konnte aber nichts von Ely erfahren, und ging deshalb mit dem Hirten Smith aus, um ihn zu suchen. Wir nahmen zwei große Hunde mit, diese halfen uns auf die Spur. Dabei wußten wir, daß er oft nach Crokingham zu gehen pflegte; endlich sahen wir einen alten Zaun, der ganz niedergedrückt war, die beiden Doggen schlugen an, wir sahen hinüber und fanden Ely hinter dem Zaun liegen, wo er wahrscheinlich hinübergeworfen war, nahe bei einem alten Holzhofe. Der Zaun macht die Gränze zwischen Sir Heathcote's und Tessier's Ländereien. Wir holten sogleich Leute, schleppten den Körper nach Hause und schickten nach dem Feldscheer, Hrn. Mayd, der auch bald kam.

John Winslow Mayd. Chirurgus, wohnhaft in Epsom; Ich fand um 3 Uhr Nachmittags den Todten in einem Hause auf dem Gute, wie so eben die Aussage lautete. Ich fand ihn noch, wie er mit seinem eignen Halstuch und einem Stocke strangulirt war, und ich bin daher überzeugt, daß er hieran gestorben ist, und daß davon auch das kohlschwarze Gesicht herrührt, das in solchen Fällen gewöhnlich erst braun und blau ist. Wir brachten ihn ins Waschhaus. Ich fand den Unterleib auf eine schreckliche Weise, wie durch einen heftigen Stoß mit dem Hacken, verletzt, und die Arme und Hände verwundet. Sie können es noch sehen, was ich eben sage (indem er das Tuch von der Leiche aufhebt und die Wunden vorzeigt.)

Sehen Sie hier, der rechte Arm und zwei Rippen sind zerbrochen, der Untertheil des Magens, im buchstäblichen Sinn, in Stücke zerstoßen, der Hinterkopf fast eingestoßen, der Hals so dünne wie mein Handgelenk zusammengeschnürt, ein Finger abgeschnitten und beide Daumen verletzt, über die Hände laufen lange, tiefe Wunden. Ein schrecklicherer Anblick ist gewiß nie einer Jury unter die Augen gekommen. (er deckt die Leiche wieder zu.)

Jakob Finch. Ich bin ein Maurermann, in Diensten des Hrn. Tessier, und trug die Leiche mit nach Hause. Es blieb noch viel Blut an der Stelle zurück, auch fand ich einige 20 Fuß davon ein Messer, was eingeschlagen werden kann. John Smith, der Schäfer, fand auch ein Messer auf der Erde — hier sind sie beide. (die Messer werden vorgezeigt, der Coroner und die Jury untersuchen sie.)

Joseph Abbot. (auch ein Mauermann.) Ich fand in dem Holzhof ungefähr 20 Yards von der Leiche eine Pistole auf der Erde; sie war eben abgeschossen und hatte auf dem Schloß das Zeichen eines wilden Schweins, welches das Wappen von Hrn. Tessier ist. Die Kolbe war zerbrochen. Das Halstuch war noch so fest, daß ich nicht einmal meine Finger zwischen stecken konnte. Der Stock ist über zwei Fuß lang und hat einen Haken. (er wird vorgezeigt.)

Karl Stanners, aus Epsom. Ich bin Gärtner. Am Sonntag früh ging ich über den Platz Chalk-Lane in Epsom, ¼ Meile von dem Holzhof, hörte den Schuß und die Worte: o Gott, o Gott; aber sehr undeutlich.

John Williams, aus Epsom. Ich stehe in Dienst bei Hrn. Felix Ladbroke, Esquire. Ich half den Todten mit ins Haus tragen, nachher sah ich noch einmal zu, wo er gelegen hatte, und fand eine Socken von Filz aus einem Schuh. Das Gras war platt getreten, das Gesträuch lag abgebrochen umher, es mußte eine rechte Balgerei gewesen seyn.

Thomas Page, ein Farmer auch aus Epsom. Ich wohne ungefähr 50 Schritt von Sir Gilberts Landgut und von der Stelle wo Ely gefunden ist. Ich wurde von dem Knall aus dem Schlaf geweckt, meine Frau auch, wir standen auf und traten ans Fenster, konnten aber nichts gewahr werden, bis um 6 Uhr, als ich Thomas Osborn bemerkte (er ist gestern festgesetzt, weil er verdächtig schien). Er wohnt in dem nächsten Hause und stand gerade vor der Thür; er sagte mir, wie viel es an der Zeit wäre, darauf ging er in sein Haus hinein. Erst am Nachmittag hörte ich von Elys Ermordung.

* * *

Hierauf wurden die Zeugen strenge befragt, ob sie wüßten wem die Messer und die Socken gehörten? Einige glaubten, das eine Messer bei Osborn gesehn zu haben, sie könnten aber nicht darauf schwören. Der Coroner redete nun die Jury an und stellte ihnen ihre Pflicht vor. Sie kehrten jetzt nach dem Wirthshause in Epsom „zu den Hasen und Hunden" zurück. Hier wurde die Berathung vorgenommen und am Schluß derselben das Verdict ausgestellt: „Vorsetzlicher Mord, von einer oder einigen Personen, die noch unbekannt sind, verübt."

(Der Schluß folgt.)

---

* Für Gemälde Liebhaber. *)

Ueber Van Dyk's Leben und Werke.

Der allgemeine Beifall, womit die Darstellung des Schauspiels: Van Dyk's Landleben, auf unserem Theater aufgenommen worden ist, läßt erwarten, daß einige Worte über den berühmten Künstler in diesen Blättern nicht unwillkommen seyn werden. Besonders möchten Manche, die das Schauspiel gesehen haben und sich nicht näher unterrichten können, vielleicht in Zweifel seyn, ob jene Begebenheit bloß erfunden, oder ob sie wirklich im Leben des Künstlers vorgekommen sey. Hierauf dient vorläufig zur Antwort, daß sie sich den Hauptumständen nach wirklich ereignet hat, wie auch ein späterer niederländischer Künstler und Schriftsteller, Campo Weyermann, bezeugt, aus dessen holländisch geschriebenem Werke: Lebensbeschreibungen der niederländ. Kunstmaler (in 3 Bänden, Haag 1729, in 4to) wir einige hierher gehörige Stellen in einer deutschen Uebersetzung mitzutheilen

---

*) Fortsetzung und Beschluß des Schreibens aus Rom folgt nächstens.

*

denken. Hören wir zuvörderst, was Fueßli in seinem Künstlerlexicon über Van Dyk sagt:

„Dieser Maler war geboren zu Antwerpen im Jahr 1599 (den 22 März). Er starb in London im Jahr 1641 im 42sten Jahr seines Alters. Er lernte die Anfänge der Kunst bei seinem Vater, einem geschickten Glasmaler aus Herzogenbusch, darnach bei Heinrich van Baelen (berühmten Historienmaler zu Antwerpen) und endlich beim Ritter Peter Paul Rubens. Dieser übergab ihm gleich verschiedene große Werke, Rubens selbst aber verbesserte sie. Van Dyk bekam eine vorzügliche Neigung für die Porträtmalerei, weswegen er auf Rubens Anrathen (— über Brüssel und Savelthein —) nach Italien ging, wo Titian und Paul Verenese seine Muster waren. Dann hielt er sich eine geraume Zeit zu Genua auf. Nach seiner Zurückkunft arbeitete er für verschiedene Fürsten. Hierauf ging er für eine kurze Zeit nach Frankreich und dann nach England. König Karl I. von England (bekanntlich der unglückliche Monarch, der 1649 unter Cromwel enthauptet wurde) behielt Van Dyk durch viele Wohlthaten in seinen Diensten. Carl machte ihn zum Ritter des Bath-Ordens, gab ihm sein mit Diamanten besetztes Bildniß nebst einer goldnen Kette, eine Wohnung und eine bestimmte ansehnliche Summe für seine Gemälde. Van Dyk heirathete die Tochter des Grafen von Gorre, führte eine prächtige Lebensart und machte großen Aufwand, wodurch er genöthigt war, seine Kunst fleißig zu üben. Die große Eile, womit er gegen das Ende seines Lebens malte, machen seine letzten Werke nicht so schätzbar, als die früheren, an die er mehr Zeit und Sorgfalt wendete. Er starb 1641 und ward in der St. Paulskirche zu London begraben."

„Dieser große Schüler Rubens, übertraf seinen Lehrmeister in Porträts. Seine Köpfe sind auch wirklich so bezaubernd und natürlich, daß sie das Auge in eine entzückende Verwirrung setzen. In den Stellungen war er Meister. Sieht man aber seine historischen Compositionen an, so werden Kenner urtheilen, daß er zwar in einigen Gemälden seinem Lehrer gleich gekommen sey, überhaupt aber weniger Genie und Feuer in diesem Fach gehabt habe, als jener. Van Dyk war dazu geboren, der größte Porträtmaler zu seyn. Colorit, Kenntlichkeit, Zeichnung der Köpfe und Hände — alles dies muß an ihm bewundert werden. Viele selbst geätzte Köpfe machen diesem großen Künstler Ehre. Einige sind nach Titian, die meisten aber nach seinen eignen Zeichnungen mit leichter Hand gearbeitet. Alles was nach ihm gestochen worden ist, wird vom Gallerie-Inspector Oesterreich (vormals zu Dresden, dann in Sanssouci) auf 550 Blätter geschätzt. Sein Kupfer-Werk wurde aus Mariette's Sammlung in verschiedenen Artikeln (vereinzelt) zu 2.531 Livres verkauft, worunter die von Bolswert gestochene Dornenkrönung allein mit 323 Livres bezahlt wurde."

(Man sehe auch Descamps vies des peintres flamands, hollandois, et allemands. Paris 1753 4 Bände. 8vo. — im zweiten Theil)

Außer Anton Van Dyk giebt es noch vier andre Maler dieses Namens. Ob sie mit jenem verwandt sind, sagt Fueßli nicht. Es verdiente, untersucht und näher mitgetheilt zu werden, um eine Lücke in der Kunstgeschichte auszufüllen. Sie heißen: Daniel V. D., Porträt-Architektur- und Historienmaler zu Venedig. — Floris V. D., Fruchtstücke- und Historienmaler, aus Harlem. — Philipp V. D., aus Amsterdam, Historien- und Porträtmaler, erst 1753

gestorben. — Abraham V. D., Historienmaler, war nebst Dantel und Floris gleichzeitig mit Anton. Einen Sohn hat Anton V. D. nicht gehabt. Seine einzige Tochter starb schon in der Jugend. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das neue große Theater in München.

Aus einem Schreiben vom 19. October.

Mit fröhlicher Ungeduld sahe man in den ersten Tagen des Octobers der verheißenen Eröffnung des Neuen Hoftheaters entgegen, wozu der 12. Oct. als der Namenstag unsers Königs bestimmt war. Dieses neue und größere Theater war ein schon längst gefühltes Bedürfniß, da bei der vermehrten Volksmenge dieser Hauptstadt das alte Hoftheater an der Residenz oft zu klein gefunden wurde, wenn festliche Veranlassungen oder interessante dramatische Darstellungen die Zahl der Zuschauer vergrößerten. Der Grundstein zu diesem neuen Theater, welches in seinen Seiten-Gebäuden noch Musik- und Tanzsäle erhalten wird, ward schon im Jahr 1811 von Sr. K. H. dem Kronprinzen gelegt. Der Bau schritt zwar anfangs rasch voran, aber in der Folge hinderten die eingetretenen Kriegs-Verhältnisse die Fortsetzung desselben, und es trat sogar ein gänzlicher Stillstand ein, indem der Bau 2½ Jahr liegen blieb. Endlich ward er seit dem Frühling des Jahrs 1817 mit erneuerter Thätigkeit fortgesetzt, wiewol sich auch in jenem Jahr ein störendes Hinderniß ereignete, indem der schon seit zwei Jahren vorbereitete Dachstuhl des Hauses, auf der Zimmerwerkstätte liegend, abbrannte; ein Vorfall, der eben so gefährlich für die benachbarte königliche Residenz hätte werden können, als er aufs Neue verzögernd wirkte. Jedoch wurde der Bau mit großer Anstrengung fort betrieben, und unter der größten öffentlichen Theilnahme vollendet. Eine Menge Menschen sahen täglich dem thätigen Leben zu, welches hier herrschte. Fast tausend Arbeiter waren täglich daran beschäftigt, und endlich nahete der Tag heran, da dieses prachtvolle Gebäude dem öffentlichen Vergnügen sich öffnen sollte — Es fielen die Schranken, die es umgaben, und in edlen Formen zeigte sich seine große Façade, welche in der Folge noch durch eine Vorhalle von acht hohen korinthischen Marmor-Säulen geschmückt werden wird.

Das Neue Hoftheater nimmt die östliche Seite des Max-Josephs-Platzes ein und hat eine Länge von 333 Fuß 8 Zoll. Die Totalbreite ohne Seitenflügel ist 184 Fuß 6 Zoll, mit den Flügeln 425 Fuß 4 Zoll. Vier dorische Säulen tragen das Vestibule, welches 45 Quadrat-Fuß enthält, zu dessen beiden Seiten sich Säle (foyers) für das Publikum befinden, um Erfrischungen zu nehmen, oder sich zu unterhalten. Breite Stiegen führen zu beiden Seiten nach den reichgeschmückten königlichen Gemächern vor der großen königl. Loge.

Das Innere des Hauses gewährt einen Anblick, in welchem Reichthum und guter Geschmack sich vereinigt haben, um zu imponiren und zu gefallen. Das Auditorium im Plafond gemessen, beschreibt eine reine Cirkelform von 80 Fuß im Durchmesser; die Höhe des Auditoriums ist 65 Fuß; die Oeffnung des Proscenimus hat 51 Fuß 10 Zoll. — Die Tiefe der Bühne mit dem hintern Maler-Saal, von den Lampen an gemessen, hat 152 Fuß. Die Breite ist 100 Fuß. — Der Saal enthält 4 Reihen Logen und die Gallerie, welche an der Brüstung mit goldenen Arabesken geschmückt sind. Jede Logenreihe zählt 20 Logen, welches also mit Einschluß der fünf königl. Logen 85 Logen ausmacht. Rechnet man hiezu die obere Mittel-Loge, die 2 Bogen-Logen am Proscenium und die 2 Schauspieler-Logen so befinden sich im ganzen Theater 90 Logen. Vor dem ersten Logen-Range läuft eine Gallerie mit eisernem Geländer versehen. Stühle, welche auf dem Boden auf einem Fuße feststehen, sind rings umher angebracht, und drehen sich nach allen Wendungen des Sitzenden von selbst. — Das Parterre ist mit gut gepolsterten Sitzen versehen, welche auch geschlossen werden können. — Einen glänzenden Anblick gewährt die königl. Mittel-Loge, zu deren beiden Seiten Carvatiden von großer und schöner Form das Hauptgesimse tragen. Ihre Wände sind mit schönen Spiegeln in reichen goldenen Rahmen geziert. Vor der großen königl. Loge ist der königl. Salon von 45 Fuß im Quadrat. Die Seiten-Säle haben 84 Fuß Länge und 32 Fuß Breite. Sie sind von jonischen Säulen getragen. — Gegen Feuers-Gefahr ist dieses große Gebäude durch eine eigene Vorrichtung geschützt. Auf dem obersten Kehlgebälke befindet sich eine Behälter von

1200 Kubikfuß Wasser, das stets durch ein eignes von Hrn. v. Reichenbach ausgeführtes Druckwerk mit Wasser voll erhalten wird. Aus diesem Wasser-Behälter wird das Wasser nach verschiedenen Richtungen in dem Gebäude umhergeführt. Auf der obersten Stelle des Hängwerkes ist eine Vorrichtung angebracht, durch welche, bei etwaiger Entstehung eines Feuers, die ganze Bühne augenblicklich unter den größten Platzregen versetzt werden kann. Außerdem ist alles Holzwerk des Hauses mit einer kürzlich erfundenen Tinktur bestrichen, welche die Entzündbarkeit hindert. Eine angemessene Beheizung erhält übrigens im Winter das Wasser stets flüssig ...

Dieses schöne und große Theater, mit Allem reichlich ausgeschmückt, was zur Annehmlichkeit und zum Vergnügen gereichen kann, ward nun am obengedachten Tage den 12. October eröffnet: Schon längst vor der bestimmten Stunde des Anfangs war das Haus gefüllt. Gegen 3000 Menschen in festlicher Kleidung, aus Münchens ersten und gebildetsten Bewohnern, saßen bequem in dem schönen Halbzirkel, den der Saal bildet, und erwarteten die Ankunft des Königs und der königlichen Familie, um den geliebten Monarchen für dieses schöne Geschenk zu danken. Maximilian Joseph erschien, an Seiner Seite die Königinn und ihre schönen Kinder, Baierns junge Fürstinnen, auf die mit immer neuem Vergnügen die Versammlung blickt. Sie wurden mit dem herzlichsten Jubel empfangen. Eine große Ouvertüre ging dem Festspiel: Die Weihe vorher, Mit dem crescendo der Musik stieg der erste Vorhang in die Höhe, der eine reiche rothe Draperie mit Gold vorstellt, und man sahe nun den zweiten Vorhang: Phöbus Apollon von den Horen umgeben, nach Guido Reni's herrlichem Bilde, welches Raphael Morghen in Kupfer gestochen hat. Ein allgemeiner Freudenruf begrüßte diesen göttlichen Apoll und die blumenbekränzte Aurora. Simon Klotz, ein ausgezeichneter bairischer Künstler, hat diesen Vorhang gemalt, der wahrscheinlich jetzt der schönste in Europa ist. — Nach Endigung der Ouvertüre begann das Festspiel, die Weihe. Dieses stellt den Einzug der Bavaria in ihren Tempel dar. In einem prächtigen Zuge erschien Bavaria (Baieren) auf einem Wagen von Löwen gezogen: ihr folgten Apoll, die Musen mit ihren Attributen, und Alles, was die alte Götterwelt Griechenlands Reizendes darbietet. In dem Tempel wurden die Namen der Dichter gekrönt, welchen die Preise für die eingesandten Schauspiele: Heymeran, und Hiltrude erstres von Erhard in München, letztres von v. Managetta in Berlin, zuerkannt worden waren. Ballet und Gesang und eine Dankrede an den König schloß das Festspiel. Wenn es schwer ist, bei festlichen Gelegenheiten dieser Art etwas Originelles und Angemessenes auf die Bühne zu bringen, so kann man doch nicht anders, als das Sujet dieses Festspiels billigen, indem es dem doppelten Gegenstande der Feier dieses Tages, der Eröffnung der Bühne und dem Namensfeste des Königs entsprach. die Dankrede an den König, von Hrn. Kürzinger gesprochen, wurde mit lange dauerndem Beifall und Freudenruf gehört. Zu entschuldigen war es, daß noch nicht alle Maschinerien bei ihrem ersten Gebrauch mit der gehörigen Ordnung und Leichtigkeit sich bewegten.

Da übrigens keins von den zur Preisbewerbung eingesandten Festspielen den Preis erhalten, so wurde das gegenwärtige eigends zu dieser Eröffnung verfertigt, und da sein Verfasser, wie es scheint, gar keine Ansprüche um eine Preisbewerbung gemacht hatte, so verdiente es um so mehr die gute Aufnahme, die es erhielt, der schönen Sprache und der Gesinnungen werth, die ihr Verfasser darin ausgedrückt hatte.

Der Erbauer dieses sowol in seinen einzelnen Theilen, als im Ganzen vorzüglichen architektonischen Werkes ist der hiesige Baurath und Professor der Baukunst an der Akademie der bildenden Künste, Hr. Carl v. Fischer. Unter einem vortrefflichen Lehrer, Verschaffelt, ehemaligem Architekt in Manheim, und nachher in München, begann er seine Studien. Er begab sich in der Folge nach Wien, wo er bei dem berühmten Theater-Architekten Plazer die Theater-Architektur studierte. Unter des Letztern Leitung entwarf er einen Plan zu einem neuen Opernhause in Wien und einen ähnlichen eines neuen Theaters in München. Diese beiden Plane, womit Fischer nach München zurückkam, gaben die Grundlage zu dem gegenwärtigen neuen Theater-Gebäude, und Fischer erhielt den Auftrag einen neuen Plan auf die Lokalität des Max-Josephs-Platzes passend zu entwerfen. Während seines damaligen hiesigen Aufenthalts baute Hr. Fischer den königl. Pavillon im englischen Garten und trat dann eine Reise nach Frankreich an. Indessen war in

München die neue Akademie der bildenden Künste errichtet worden, und eben als Fischer sich im Jahr 1806 in Paris befand, erhielt er den Ruf als Professor der Baukunst zu gedachter Akademie. Hr. v. Fischer bat um die Erlaubniß, seine wissenschaftliche Reise fortsetzen zu dürfen. Nachdem er solche erhalten und vorher noch ganz Frankreich in Hinsicht auf Baukünste bereiset hatte, begab er sich nach Italien. Nach Verlauf von zwei Jahren kam er nach München zurück und trat seine Professur an.

Im Jahr 1810 ward nun ernstlicher die Rede von Erbauung eines neuen Theaters. Fischer und der verstorbene Ober-Bau-Kommissär Derigoyen erhielten die Aufgabe einen neuen Plan zu entwerfen, und im Allgemeinen die Form des Theaters Odeon in Paris zur Grundlage zu nehmen. Beide Plane erschienen und der von Fischer erhielt im Mai 1811 die Genehmigung, und wurde seit dem Oktober 1811 in Ausführung gebracht, so daß nun diese Hauptstadt in diesem Gebäude eine ihrer schönsten Zierden erhalten hat.

Der König erkannte die Verdienste des Architekten von Fischer, indem Er demselben gleich nach Eröffnung des Theaters durch den Minister der Finanzen, Frhrn. v. Lerchenfeld, eine reiche Tabatiere mit dem Namenszuge des Königs in großen Brillanten zustellen ließ. Der Minister Frhr. v. Lerchenfeld selbst erhöhte dieß Geschenk durch die gütige Weise, womit er es dem Erbauer übergab, so wie dieser alles Große und Schöne gern befördernde Staatsbeamte und der unter ihm arbeitende Ministerialrath von Plank, welcher das Referat in Bausachen hat, Alles anwandten, um diesem großen Gebäude jene Vollendung geben zu lassen, daß es seiner schönen, den Musen geweihten Bestimmung würdig sey.

Mannigfaltigkeiten.

Aus England.

John Gilmore hatte eine Zeitlang mit einem Frauenzimmer, Namens Mary Hinkes, auf einem sehr vertrauten Fuße gelebt. Seiner heftigen und aufbrausenden Gemüthsart wegen verließ sie ihn endlich und wollte nicht mehr mit ihm Umgang haben. Unwillig und untröstlich folgte er ihr nach dem kleinen Orte Sedgley bei Wolverhampton, machte ihr Vorwürfe, drohte und zog endlich eine Pistole heraus, die er mit den Worten: „Ich will um Deinetwillen gehenkt werden" auf sie abschoß. Er wurde ergriffen, man fand Pulver und Blei in seiner Tasche, das Mädchen war nur wenig verwundet, sie erschien nicht vor Gericht, er selbst wurde des Mordes und Todes schuldig erkannt.

William Whitehouse in Harborne hatte mit seiner Frau Namens Jane, ebenfalls in Uneinigkeit gelebt, obgleich sie von sanftem Charakter und sehr schön war.

Sie gingen in ein nahgelegenes Holz, da sie vor ein paar Stunden noch einen Streit gehabt hatten. Er selbst war im Begriff, nach London zu reisen, die Frau sollte auf dem Lande bleiben, sie wollten Abschied von einander nehmen, sie umarmen sich, plötzlich erblickt sie ein Pistol in ihres Mannes Hand, sie windet ihm die Waffe aus der Hand, der Schuß geht los und verwundet sie im Nacken, sie fällt bewußtlos nieder. —

Die Richter entscheiden, er sey nicht schuldig, er sey selbst ein Pistolen- und Büchsenmacher und seine Absicht zu morden könne nicht bewiesen werden, wenn seine Frau sie nicht beweisen werde. Aber die Frau wagte dies nicht, sondern nannte sich selbst als die Ursache wodurch der Schuß losgegangen. Beide umarmten sich, und im Angesicht der Richter schwuren sie sich fortan Versöhnung und ewige Treue.

---

* Ausgebreitete Correspondenz eines Prahlers.

Ein Schwadroneur der bei jeder Gelegenheit in allen Gesellschaften sich seiner großen Bekanntschaft und ungeheuren Correspondenz in alle Länder berühmte, berief sich zur Bestätigung auf einen daneben stehenden vermeintlichen Freund; Ja! erwiederte dieser, seine Correspondenz ist groß, und seine mehrsten Briefe gehen nach Botanybay oder Neusüdwallis woselbst er viele Freunde hat. .....r.

* Der neue Ordensritter.

Was glänzt ihm auf der linken Brust so helle? —
Ein Pflaster für die ungesunde Stelle.

Charade.

Drei Sylbenpaare nenn' ich, eng verbunden:
Das erste zeigt bald oberflächlich nur
Den Stand des Zeigers auf der Lebensuhr,
Bald den allein, wenn längst die letzte Spur
Vom letzten Paar' im Leben ist verschwunden;
Wenn schon der Herbst den Lebensbaum entlaubt,
Dann häuft es Schnee auf das gebeugte Haupt.

Das zweite ist das Lieblichste im Leben;
Schmach sey dem Rohen, der es haßt!
Wen Eins davon mit treuer Huld umfaßt,
Dem ward der Himmel hier gegeben!

Das dritte Paar — ein Jüngling, hehr und hold,
Erfüllend früh'rer Monde Ahnen,
Das Lockenhaar durchflochten mit Cyanen,
Mit Feuermohn und Aehrengold.
Doch, ob er noch so freundlich grüße,
Flieht, zarte Schönen, seine Küsse,
Sonst — sproßt auf Eurer Wang' der Sold!

Wenn's Ganze kommt, ist's schon zu kühl zum Baden;
Das letzte wird nur matt copirt;
Man glaubt zu schwitzen, doch man friert.
Es ist ein zartgewebter Faden,
Den aller Frauennamen höchster ziert,
Worein, zum Tanze eingeladen,
Vom Lilienhals bis zu den netten Waden
Der Elfen leichtes Chor sich schnürt.

Anzeige.

Das Hanseatische Taschenbuch für das Jahr 1819 ist unter der Presse und wird nächstens schön gedruckt und zierlich eingebunden erscheinen.

Ausser den bekannten Notizen wird es mehrere neue nützliche Sachen, auch einen alphabetischen Wegweiser durch die Strassen Bremens enthalten.

Die Probebände dieses Taschenbuchs werde ich meinen resp. Freunden und Gönnern vorzeigen lassen, um sich den Einband nach eigenem Gefallen wählen zu können.

Bremen, am 15. Novbr. 1818. G. Jöntzen am Dom Nr. 2.

Der Comptoir-Kalender für das Jahr 1819, mit dem jetzigen richtigen Posten-Lauf, hat die Presse verlassen und ist bei allen Herrn Buchbindern zu haben.

N: 93.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 19. November 1818.

Das Vergeltungsrecht.

Ferdinand W — aus einer Provinzial Stadt in der Mark Brandenburg, trat im Jahre 1805 in die Reihen der Vertheidiger Collbergs, und hatte das Unglück, nachdem das Wagestück des kühnen Helden, Majors von Schill, mißgelungen war, im Meklenburgischen von den Holländern unter den General Gratien, gefangen zu werden.

Ein Decret des Despoten Napoleon verdammte sämtliche Gefangenen vom Schillschen Corps zu ewiger Galeeren Arbeit. Die Offizieren dieses Corps aber zur Todesstrafe, (wie denn bekanntlich durch diesen Machtspruch auch eilf edle Söhne Deutschlands, in Wesel erschossen wurden. — Unser Jüngling befand sich unter Ersteren, und er wurde mit aller Strenge, und beinahe immerwährend geschlossen, dem Orte seiner Bestimmung (Cherbourg in der Normandie) entgegen geführt.

In Fimet, einer kleinen Stadt in der Champagne, wodurch seine kummervolle Reise ging, wurde er von seinen Peinigern zum Uebernachten in ein Gefängniß geführt, welches schrecklicher als jedes andere, bereits von dem Ufer der Ostsee an durchwanderte, war.

Der Kerkermeister, ein Mensch, welchen die Natur nicht passender zu diesem würdigen Posten gestaltet haben konnte, empfing den Unglücklichen mit einem bon jour Brigand! und verschloß ihn in das finsterste Loch seiner vergitterten Behausung.

Lebensatt in diesem Labyrinthe der rasenden Verzweiflung, warf er einige ihm noch übrig gebliebene Geldstücke hin, und verlangte bessere Speise und Trank um sich noch einmal zu erquicken. — Man nahm begierig das Geld, doch brachte man ihm nicht das Verlangte, sondern ließ ihn — hungern. — Wann das Elend, — wann die Verzweiflung den höchsten Grad erreicht hat, dann bleibt selten der Schutzgeist aus und die Hoffnung kömmt, uns erinnernd an den Wechsel des menschlichen Geschicks. Auch sie kamen als Tröster bei unsern Jüngling, und sich ermannend rief er: Ja ich will es bewahren dies Herz, das jetzt in raschern Pulsen schlägt! Vielleicht gedeiht auch in diesem Lande nicht immer das Schlechte.

Fünf Jahre mußte indeß Ferdinand W — in dem grenzenlosesten Elend zubringen, und erst im Jahre 1814 als der Tyrann gestürzt und die Alliirten in Paris eingerückt waren, erhielt er seine Freiheit wieder.

Die Retourreise nach dem geliebten Vaterlande führte ihn abermals durch Fimet. — Zwar nun frei, aber doch entblößt von allen Hülfsmitteln, wollte er den Billetteur um ein gutes Nachtquartier bitten, und er fand in diesem, jenen ehemaligen schändlichen Kerkermeister, welcher ihm seines letzten Nothpfennigs beraubt hatte.

Der Preuße durfte nicht viel sagen, weil die Militairstraße über Meau ging, und sich weder ein Commandant noch die geringste Besatzung von den Siegern in Fimet befand.

Geben sie mir ein gutes Billet, alter Bekannter, sagte indeß der Preuße (in dem Bewußtseyn mein König ist in Paris) und Alles sey vergessen. — Man kannte ihn, aber man wollte ihn nicht kennen, und führte ihn in die ärmste Hütte des Städtchens, wo er nicht die geringste Nahrung erhielt. — In dem Glauben, als sey hier ein Versehen vorgegangen, ging er zurück nach dem Stadthause; aber da rief der Billetteur ihm entgegen: Herr! auf dem Hofe ihres Wirths steht Gras genug, das ist zur Sättigung einer preußischen C — lle hinreichend. — Du ewiger Tyrann für mich! rief der Preuße, und entfernte sich mit doppelter Wehmuth und Rache im Herzen.

Angelangt in der Heimath durfte er sich einige Zeit ausruhen von den Mühseligkeiten, in dem Cirkel der Seinen. Aber bald ertönte abermals der Ruf zu den Waffen, und wer hatte wohl mehr Ursache ihm schnell zu folgen, als unser so tief gekränkte Jüngling. Alle erduldeten Leiden erschienen lebhafter in seinem Gedächtniß, und er dankte innig seinem Schutzgeist der ihm vor 5 Jahren in jener Nacht in Fimet Kerker, erschienen war.

Ferdinand W — trat als Lieutenant in ein pommersches Landwehr Infanterie Regiment, und wohnte dem Sturm in Ligny und der Schlacht von Belle — alliance bei. Im Verfolgen des Feindes gewahrte er am 26. Juni zum drittenmale das liebe Städtchen Fimet, und da er die Spitze des Regiments führte, so war er, ausser der bereits durchgeeilten Cavallerie unter dem Fürsten Blücher, einer der ersten feindlichen Offiziere, welche den abermaligen Besuch in diesem Orte abstatteten.

Jeder edle Sieger soll nicht auf eine unmenschliche Weise, frühere Beleidigungen ahnden, und Ferdinand W — war nicht für das unmenschliche Handeln geschaffen; als er aber seinen Kerker erblickte, da entfernten sich die zarteren Gefühle. — He! Kameraden (rief er zu seinen Unteroffizieren und 30 Mann) hier in diesem Hause wohnt ein Mann den ich zu sprechen verlange, — holt ihn hierher, aber laßt ihn nicht entwischen.

Der Billetteur erschien voller Demuth. — Aber welche Bläße überzog sein Gesicht, als er den Rächer erblickte.

Sieh da! rief dieser, noch nichts verändert in diesem Gesichte der Gefühlosigkeit und Nichtswürdigkeit; — noch eben so wie vor einem Jahre, als es hieß: das ist zur Sättigung einer preußischen — — —. Nehmt mir doch diesen Kerl in die Mitte Kameraden! und führt ihn dahin, wohin ich euch führen werde, hieß der Befehl, und der Weg ging nach jenem Armenhause, wo auf dem Hofe Gras genug stand.

Der Delinquent glaubte es ginge zum Todeschießen und fiel flehend auf die Kniee nieder. Marsch! H — ertönten die von Kolbenstößen begleiteten pommerschen Stimmen, und

es ging zum Richtplatze. Hier befahl der Offizier seinen Leuten eine Eselsportion auszureissen, und sagte dann: Höre Franzose, fein mit dir zu sprechen, ich meine so wie es wohl ein Herz rühren, und wieder zur Menschlichkeit zurückführen könnte, nützt bei dir nichts, und mich sollten die Worte gereuen, die ich daran wenden würde; — so viel ist gewiß, du bist schlecht und unverbesserlich, und daher friß! — Es half kein Flehen, — kein Bitten um Erbarmen; er mußte so lange Gras kauen, bis die bedeutende Portion verzehrt war.

Ob der Billeteur dabei auch die Klinge geschmeckt hat, erwähnt die Geschichte nicht; — so viel ist gewiß, der so tief beleidigte Preuße, handelte als Sieger und Rächer immer noch menschlich genug. A. G — w.

Ely Cox in Epsom und Thomas Osborn.

(Beschluß.)

Außer Osborn waren noch drei andre Personen, die mit den Einwohnern von Epsom nahe Bekanntschaft haben, festgesetzt, nämlich: Thomas Arnold, sein Bruder James Arnold und John Bridges. Die Bestürzung und Verwirrung in dem Städchen war daher allgemein, und wo möglich noch größer als in Greenwich bei der Ermordung des alten Bird; ein plötzlicher Schrecken hatte sich aller Gemüther bemächtigt.

Noch denselben Dienstag Nachmittag um 2 Uhr versammelte sich die Bench der County-Magistrates im Kaffeehause zu Epsom, dessen Thüren vom Pöbel belagert waren. Sie bestand aus den 4 Richtern: Jacob Trotter, John Whitmore, Joseph Grinstead und Richard Bolton, Esquires. Die Arrestanten wurden hereingeführt von den 2 Officianten, Hall und John May, und von William May, Hegereuter bei Lord Arden, der eine Wildschur um hatte. — John May gab zuvörderst die Gründe an, warum er die 4 Personen festgenommen: Er sey benachrichtigt worden, sagte er, daß sie größtentheils von Wilddieben lebten. Es sey notorisch, daß Thomas Arnold ein Wilddieb sey, er lebe mit seiner Mutter zu Banstead 2 Meilen von Epsom; die Sache stehe in Verbindung mit den bekannten diesjährigen Unruhen der Spinner und Weber zu Manchester, denn Thomas Arnold solle noch am letzten Freitag gesagt haben, der Arbeitslohn der Gesellen sey jetzt überall so niedrig, daß er mehr verdienen könne, wenn er Hasen schösse; er habe die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag weder zu Hause noch in Epsom geschlafen, habe sich selbst als betrunken geschildert, da er doch auf Nachfrage noch um 10 Uhr Abends ganz nüchtern aus Epsom weggegangen sey. Er besäße ferner einen Hund, der eben so aussähe, wie Ely noch kürzlich einen in Tessers Holz gesehen hätte, und zu erschießen gedroht habe. James Arnold sey der beständige Gefährte und Spießgeselle seines Bruders. Bridges habe sich verkrochen, als er hörte, daß die Polizei ihm nachsetze. Osborn sey an jenem Morgen gerade um 6 Uhr zu Hause gekommen, man habe eine geladene Jagdflinte und eine große Menge Wilde-Kaninchen-Felle in seiner Cottage gefunden; er sey ein Gärtner, das blutige Messer sey seines, er habe sogar an seinem Kopfe zwei frische Beulen.

Thomas Arnold. Ich war noch vor kurzem als Schnitter oder Hankemeier in Diensten des Hrn. Hall in Epsom gebraucht. Es ist nicht wahr, was ich vom Hasenschießen gesagt haben soll. Am Sonnabend Abend wollte ich nach Banstead zu meiner Mutter gehen,

um da zu schlafen; ich traf aber einen Bekannten, wir tranken zusammen, ich wurde betrunken und ging über ein Haferfeld, wo ich hinfiel und die ganze Nacht geschlafen habe. Ich weiß nicht was die Glocke war, als ich des Morgens aufwachte, aber die Sonne stand schon sehr hoch am Himmel. Ich ging nach Ep[illegible] zurück, nach dem Hause des Schuhmachers Halliday und frühstückte hier. Das Haferfeld liegt fast eine viertel Stunde von der Stelle entfernt, wo der Mord geschah.

John Halliday, Schuster und Geschworner. Ich wohne in Epsom und kenne Thomas Arnold recht gut. Uebrigens kann ich alles bestätigen, was er eben ausgesagt hat.

May, der Officiant. Ich füge noch hinzu, daß ich das Haus von Arnolds Mutter durchsucht, aber nichts Verdächtiges gefunden habe. Sein Bruder James schlief jene Nacht in dem Hause.

William Tanner, ein Arbeitsmann. Ich wohne in dem Hause von Osborns Vater, und sah den Thomas Osborn am Sonntag Morgen gegen 7 Uhr im Garten.

Georg Saunders, Bedienter bei Hrn. Northey, bei welchem Osborn arbeitet. Ich habe ihn mit einem ähnlichen Gartenmesser noch am Sonnabend Stachelbeeren beschneiden sehen, die Wunden am Kopfe hatte er am Sonnabend noch nicht. Am Montag war er sehr schüchtern und vermied jeden Zeugen um sich her.

Robert Butcher, Messerschmidt in Epsom. Ich erinnere mich, daß ich ein ähnliches Gartenmesser verkauft habe, wie das Osbornsche, das andere Messer ist mir aber unbekannt.

Marie Hoare, Schwägerin von Osborn. Ich habe auch ein ähnliches einschlagendes Messer bei ihm gesehn, die Beulen am Kopf hat er erst seit ein paar Tagen.

Thomas Osborn. Ich kann mich gegen jeden Vorwurf vertheidigen, der gegen mich vorgebracht ist. Ich wurde von dem Schuß aus dem Schlaf geweckt und bin nicht mit einem Fuß aus dem Hause gekommen. Die bei mir gefundene Jagdflinte gehört dem Hrn. Dornty, der mir eine große Quantität Linnen zum Bleichen anvertraut und seine Flinte gegeben hat, um des Nachts auf der Bleiche Wache zu halten und zuweilen einen Schreckschuß zu thun. Was die Beulen betrifft, so habe ich sie bekommen, als ich in meinem eignen Garten von einem Apfelbaum herunter fiel. Hätte ich eine Schlägerei gehabt, so würden sich noch an andren Theilen meines Körpers blaue Stellen zeigen, — aber hier ist mein Körper! (er entkleidet sich, der Chirurgus Mayd untersucht ihn und bestätigt seine Gründe.)

John Bridges gesteht, daß er von Epsom abwesend war, glaube aber, er sey nur arretirt, weil er am Sonntag benebelt gewesen sey.

Die Untersuchung dauerte 5 Stunden, nach langen Debatten wurden sämtliche Gefangene freigesprochen. Das blutige Messer und der Knüppel mit dem Halstuch wurden den Officianten überliefert, welche ihre Nachsuchungen fortsetzten. Die Richter und die Gentry (der Adel) bildeten nun eine Kommittee, um das Weitere zu besprechen. Der Chairman (Präsident) schlug eine Prämie vor, die auch einstimmig auf 200 Pfund Sterling (oder 1.200 Rt.) angesetzt wurde, welche derjenige erhalten sollte, der den Mörder entdeckte. Er schilderte Ely als sehr liebenswürdig und von eben so sanftem als rechtlichen Charakter. Er ließ eine Braut zurück, die bitterlich um seinen Tod weinte und in dem lieben Dörfchen von allen darum beneidet, jetzt nur beklagt wurde. Man vermuthete,

er habe die Wilddiebe unvermerkt in jenem Holzhof halb gelockt, halb getrieben, und als sie nun gesehen, daß sie ihm nicht mehr entwischen konnten, seyen sie wahrscheinlich über ihn selbst hergefallen und hätten sich gegen ihn gewendet. Seinen Hut fand man auf einer Anhöhe weit davon, vermuthlich rissen die überhängenden Baumzweige ihn während seiner Flucht ab, indem er das Pistol auf die Kerls losdrückte. —

May und Hall erfuhren hierauf bald, daß eine ganze Bande von Poachers (oder Wilddieben) sich in der Gegend aufhalte und gewohnt sey, nächtliche Zusammenkünfte bei Banstead, Kingston und auf der Gemein-Weide von Epsom zu halten und dort ihre Plünderungen zu berathen. Einer von ihnen war mit seinen 2 Söhnen gesehen, und er schien im Rücken verwundet zu seyn. Man will wissen, er sey ein Mann von notorischem Charakter, er reise mit einer Karavane im Lande herum, die von einem Donky, einem Zigeuner, angeführt werde und die man noch den Abend vor der Ermordung dort erblickt habe. Den andern Morgen sey er sehr schwach auf den Beinen gewesen und habe geäußert, er würde an seiner Wunde im Rücken noch zu Tode bluten. Er fragte viel nach seiner Frau, die ausgegangen war, um Fourage zu holen. Auch die übrigen lebten zum Theil wie Zigeuner von unerlaubter Beute. Man hatte diesen Kerl sogar wenige Tage vorher auf der Landstraße neben seiner Bagage sitzen sehen, wie er eben ein paar Filz-Socken in seine Schuhe legte.

Ein neues Verhör wurde jetzt am Sonntag den 9 August in Epsom vorgenommen, worin Osborn, obgleich schon freigesprochen, die Hauptperson war und abermals scharf inquirirt wurde. Ein Bäckerjunge in Epsom hatte nämlich seitdem der Polizei angezeigt, daß er eine mit Blut besprützte Schürze in Osborns Wohnung am Tage nach der Ermordung gesehn habe. Nicht weniger behauptete man, daß Osborns Frau bei dem Pistolenknall an jenem Sonntag Morgen ausgerufen habe: „der Himmel gebe, daß es nur nicht mein Mann ist, den der Schuß getroffen hat.“ Thomas läugnete indeß standhaft, so sehr auch die beiden Vorsitzer des Gerichts der General Howorth nnd Hr. Jakob Trotter, in ihn drangen und ihn zu überführen suchten. Da alles vergebens schien, so wurde der Officiant May beauftragt, den Delinquenten nach London in das Gefängniß von Newington abzuführen. Unterwegs kam das Gespräch wieder auf die Socken. May fragte ihn, ob er wol in den Schuhen Socken zu tragen pflege, die aus einem alten Hut gemacht wären? Osborn antwortete: nein. — „Nun, so ziehe einmal deine Schuhe aus, damit ich es sehen kann,“ erwiederte May. Thomas weigerte und entschuldigte sich mit leeren Worten. Endlich mußte er doch gehorchen. Es zeigte sich wirklich, daß er 2 solche Socken trug, wovon die eine viel neuer und frischer aussah, als die andre. Sobald als Thomas und May in London angekommen waren, ergab es sich, daß jene gefundene Socke vollkommen in Osborns Schuh paßte und niemand zweifelte daher mehr, daß dieser Thomas Osborn wirklich der Mörder sey.

Es konnte nicht lange mehr verborgen bleiben, daß noch mehrere Personen, wie man sich leicht denken kann, an diesem Morde Theil genommen und sowol die wilde Jagd als die That selbst unterstützt hatten. Zu diesen gehörten mehrere von der obenerwähnten Bande, und namentlich der Mann mit seinen 2 Söhnen nebst dem Donky, welche bald ebenfalls gefänglich eingezogen wurden, das meiste eingestanden

und nicht lange darauf mit Thomas Osborn, der das schreckliche Waidwerk mit ihnen getrieben hatte, zum Tode verurtheilt wurden.

So mußte sich also der Hauptthäter durch die Verrätherei eines kleinen unschuldigen Werkzeuges kund geben, wie einst in der Geschichte König Arthurs von England und der 12 Ritter von der Tafelrunde das Schwerdt des Lanzelot an der kleinen ausgebrochenen Scharte, worin das aufbewahrte Stück einpaßte, wiedererkannt wurde. Einige ähnliche Begebenheiten, die sich seither in England zugetragen und die oben behauptete Menge der Mordthaten zu bestätigen, dienen können, wird der Leser unter der Ueberschrift: Mannigfaltigkeiten, zu lesen Gelegenheit haben.

Am 6. August wurden die Ueberreste des edlen Ely Cox um 8 Uhr Abends bei Fackelschein in der Kirche zu Epsom begraben.

Eine zahlreiche Versammlung folgte der Leiche dieses unglücklichen Opfers der Wuth und der Barbarei.

---

* Bemerkungen aus Zeitungen.

In dem Hamburger Corespondenten Nr. 177 vom 6. Nov. 1818, wiederholt der Herr von Kotzebue seine Erklärung: daß Karl, der sogenannte große, ein verabscheuungswürdiger Tyrann war; denn er handelte nach Bonapart'schen Maximen.

Wer diesen Karl rühmt — da ist kein Mittelweg — der rühmt auch Bonaparte, der ist im Grunde seines Herzens ein Bonapartianer.

Wenn man nun in demselben Blatt des Corespondenten, die unter der Rubrik: Aachen den 31. October, vorkommende Nachricht — „Wie es heißt, wird der Dichter — (vermuthlich also auch Lobredner) Karls des Großen, „Herr Notar Biergans, den Dienst der Themis verlassen und einen Lehrstuhl bei der neuen „Universität Bonn erhalten" — mit der Kotzebue'schen Erklärung zusammenstellet; so entsteht bei dem denkenden Leser die Frage: warum wird ein Bonapartianer Lehrer der Jugend? —

In demselben Blatt liest man ferner: Paris den 28. October. — Im Journal de Commerce wird angeführt: „der 18. October, „welcher die letzten Jahre her in Deutschland „mit einer Art Fanatismus gefeiert worden, sey „dieses Jahr ohne besonders viel Eclat vorüber gegangen.

Das Journal de Commerce muß also wohl keinen Corespondenten in Bremen besitzen; sonst würde derselbe berichtet haben, daß dieser 18. October wie bisher, mit herzlicherer und innigerer Feier begangen ist, als wie ehedem die Schlacht von Austerlitz gefeiert werden mußte! —

Ganz naiv ist aber die Nachricht in eben diesem Zeitungsblatt: „Aachen den 31. October. „Während hier der 18te October gefeiert wurde, hatten sich mehrere anwesende Franzosen „aufs Land begeben, wo sie Couplets auf die „Räumung ihres Vaterlandes sangen! — — Sie, die Patrioten haben also diesem Tage selbst ein Eclat gegeben und denselben besungen, welches sie nicht gekonnt hätten, wenn dieser wichtige Tag nicht die Besetzung ihres Vaterlands herbei geführt hätte. .....r.

---

* Aufforderung an Bremens Dichterinnen.

Von jeher hat es Personen gegeben, die ihre Nebenmenschen zu verkleinern, verächtlich zu machen, und sie zu verläumden suchten. Ent-

weder aus Neid, Mißgunst, Rachgier oder Ehrsucht, weil sie im letztern Falle glauben, daß sie um desto mehr glänzen werden, jemehr sie sich bestreben das Verdienst ihrer Mitmenschen zu verdunklen. So verabscheuungswürdig nun an sich selbst solche niedrige Handlungen sind, und früh oder spät auf ihre Ausüber zurückwirken, so stiften sie doch in verschiedenen Hinsichten ihr Gutes. Wir wollen nur einiges anführen; sie machen z. B. denjenigen, der verläumdet wird, aufmerksamer auf sich selbst, sie erwecken ihm Freunde und Vertheidiger. Die Welt wird mit seinen Verdiensten bekannt. Er wird eigentlich durch seine Neider, die ihn stürzen wollen, erhoben. Selbst der berühmte Pitt hatte seine Größe größtentheils seinen Neidern zu verdanken. Daher verdienen die Neider, Mißgönner und Ehrsüchtigen, die nur sich selbst lieben, in einiger Hinsicht Lob. Bremens Dichterinnen, welche die Leser dieser Blätter oft mit Gedichten erfreuet haben, würden ihnen eine Freude machen wenn sie auch einmal ein Lobgedicht auf Mißgünstige, Ehrsüchtige und Neider verfertigen, und in diesen Blättern aufnehmen ließen. S.

Mannigfaltigkeiten.

Aus England.

Am ersten Montag des August d. J. ging ein Offizier der Ost-London-Miliz des Nachmittags auf der Chaussee von Stratford spatzieren und fand ein niedlich gekleidetes, schlankes Frauenzimmer, das noch sehr jung zu seyn schien, mit einem seidnen Halstuch an dem Ast eines Baumes aufgeknüpft. Der Baum steht jenseits der Hecke eines anstoßenden Gartens. Er schneidet sie sogleich los und in wenigen Minuten bricht sie in Thränen aus und dankt ihm für die Errettung ihres Lebens, denn erst so eben hatte sie sich mit dem seidnen Tuch den Tod geben wollen. Sie erholt sich bald, erzählt ihm, daß sie die Frau eines Kaufmanns in Hamerton sey und verspricht ihm, in aller Eile wieder zu ihrer Familie zu gehen. Der Offizier erlaubt ihr dies unter jener Bedingung, beobachtet sie aber doch noch heimlich in der Ferne. Sie geht den Fluß Lea entlang, bis sie glaubt, daß sie ihm aus dem Gesicht gekommen sey und sogleich springt sie in den Fluß. Der Offizier eilt herbei, er springt ihr nach, und rettet sie glücklich zum zweitenmal, worauf er sie unter Bitten und Vorstellungen zu ihrer Familie nach Hause bringt. Sie war schon seit mehrern Tagen vermißt. Dem Offizier wird eine Belohnung angeboten, statt deren er sich indeß nur eine Schleife von ihrem Busen erbittet. Schwermuth und Sehnsucht hatten ihr das Leben verkümmert. Die Freude der Ihrigen erfüllte sie wieder mit Kraft und Lebensmuth.

Wer glaubt, daß man in dem gesitteten England überall ruhig und comfortable leben könne, irrt gar sehr. Das Haus des Mr. Teaster, bei einem Pachthofe unweit Woburn, wurde kürzlich von 6 Räubern umzingelt, von denen 2 hineingingen und Small-Bier forderten, mit den Worten: sie wären müde von der Reise. Die Magd giebt es ihnen aus Furcht. Während dessen aber brechen die andern 4 Spitzbuben seitwärts in das Haus, und schlagen die Wohnstubenthür ein, die Hr. Teaster verschlossen hatte. Sie binden ihm Hände und Füße, schleppen die Magd mit sich, plündern den ganzen Meierhof, stehlen 40 Pf. Sterl. in Münze und Banknoten, und was sie sonst noch an silbernen, plättirten und andern Sachen mit fortbringen können.

Einige Studenten in Kopenhagen hatten bekanntlich vor einiger Zeit in einem lateinischen Programm den dänischen Dichter Baggesen aufgefordert, seine Kritiken und Schmähungen gegen den Dichter Adam Oehlenschläger in einer öffentlichen lateinischen Disputation vor den versammelten Professoren zu vertheidigen. In diesem Programm kam folgende Stelle vor: „Prodiit Adamus Oehlenschlaegerus ille noster." (Unser Adam Oehlenschläger ist gegen dich aufgetreten) Baggesen hat sich nicht gestellt und auf jene Herausforderung bloß mit folgendem Anagramm erwiedert, welches dieselben 40 Buchstaben enthält, wie die obige Stelle: prodiit u. s. w. nämlich in folgender Versetzung: „Adsum! Chelian dolens resurget esopore lethali". (Hier bin ich! der trauernde Chelian steht wieder auf aus seinem Todesschlummer) — Welchem er noch hinzufügte: Pro me reponit non sine risu Anagramma (Statt meiner widersetzt sich nicht ohne Lächeln ein Anagramm).

---

* Anfrage.

In der Bevölkerungsliste, welche die Bremer Zeitung am Freitage bekannt machte, finden wir unter andern, daß 1818, neun und achtzig Personen weniger in den frommen Stiftungen zu Bremen unterhalten werden als 1807. Woher kommt dieses? Sind etwa seit 1807 fromme Stiftungen eingegangen, oder befinden sich in Bremen jetzt keine Hülfsbedürftige Personen, mit denen die offenen Stellen zu besetzen?

---

* Vorschlag.

Uns dünkt, es wäre in vielen Hinsichten zweckmässiger und besser, das Todtenansagen, statt mündlich, durch gedruckte Karten, in Gestalt der Visitenkarten verrichten zu lassen, man hörte dann das sonderbare „Ich habe die Ehre das Ableben des und des bekannt zu machen," nicht mehr, und wäre auch gewiß versichert, daß es jederzeit der Hausbesitzer erführe, da bei mündlichen Ansagen die Domestiken es oft vergessen ihrer Herrschaft davon Kenntniß zu geben.

---

* Der Rangstreit.

Der Mann.

Hör' Gretchen! laß das Dichten bleiben;
Ich nur allein darf Verse schreiben. —

Die Frau.

O Narr von Mann, wie du dich trügst:
Auch ich darf lügen, wenn du lügst. —

G.

Auflösung der Charade in Nro. 92.

Alter-Weiber-Sommer, auch Marienfädlein genannt.

Anzeige.

Das Hanseatische Taschenbuch für das Jahr 1819 ist unter der Presse und wird nächstens schön gedruckt und zierlich eingebunden erscheinen.

Ausser den bekannten Notizen wird es mehrere neue nützliche Sachen, auch einen alphabetischen Wegweiser durch die Strassen Bremens enthalten.

Die Probebände dieses Taschenbuchs werde ich meinen resp. Freunden und Gönnern vorzeigen lassen, um sich den Einband nach eigenem Gefallen wählen zu können.

Bremen, am 19. Nov. 1818. G. Jöntzen am Dom Nr. 2.

N: 94.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 22. November 1818.

Oeffentliche Vergnügungen.

In keiner Stadt Europens jagt man öffentlichen Vergnügungen so gierig nach, als zu Paris; ein großer Theil der Einwohner lebt mehr außer dem Hause, als in seiner Familie; rechnet man die Theater, Bälle, Concerte, fremde Schauspiele, Abendunterhaltungen und öffentliche Gärten, so giebt es in Paris 114 Vergnügungsörter, wo man an der Thür Eintrittsgeld bezahlen muß. Außerdem sind in den Vorstädten noch eine Menge öffentlicher Häuser, wo sich die niedern Volksklassen mit Tanzen belustigen, mehrere ländliche Bälle und Dorffestlichkeiten. Auch ist die Anzahl der Kaffeehäuser, Billiarde und Spieltische ungeheuer groß und jeder dieser Orte ist fast immer gedrängt voll Menschen; besonders zahlreich aber ist die Gesellschaft des Sonntags.

Ein einziger Boulevard, jener des Tempels, enthält innerhalb des kleinen Raums von 130 Fuß fünf Theater, vier bis fünf Ausstellungen von Merkwürdigkeiten, einen öffentlichen Garten und ein Dutzend Kaffeehäuser. Einige davon sind mit so viel Spiegeln verziert, als zur Zeit Lndwigs XIV. in dem ganzen Pallaste zu Versailles waren.

Strenge Sittenrichter werden behaupten, daß die zunehmende Menge und der Glanz dieser zahlreichen Zerstreuungsörter ein Beweiß von einem kläglichen Sittenverderbniß in unsern Tagen sey; während mildere Beurtheiler sie als einen deutlichen Beweiß von der zunehmenden Gewerbthätigkeit und der Vermehrung des Reichthums und des Wohlstandes unter den niedern Volksklassen ansehen werden. Wahrscheinlich liegt in der letzten Behauptung etwas Wahres, allein wenn man sie als einen Beweiß von den Fortschritten in den Künsten zu ihrer Vollkommenheit anführt, so ist dies ein Irrthum; denn trotz dieser Menge von Theatern, von jenem in der Straße Transonian an, bis zu dem Theater an der Pforte St. Martin, fühlen doch die Pariser, wie schwer es sey, das französische Theater wieder auf den vorigen Fuß herzustellen. Wie will man Fleury, Saint Prix, Contmont und die Demoiselle Raucourt ersetzen?

Die öffentlichen Vergnügungen haben aber nicht bloß in Frankreich und besonders zu Paris in neuer Zeit außerordentlich zugenommen, sondern auch in Deutschland. In jeder großen und kleinen Stadt, trifft man Clubs, Ressourcen, Harmonien und wie solche Gesellschaften weiter heißen, an. Man stellt Concerte an, hält öffentliche Bälle und ergötzt sich an Schauspielen. In kleinen Städten, wo man noch vor etwa 25 Jahren ganz einfach und häuslich lebte, kommt man jetzt vor öffentlichen Vergnügungen kaum zu sich. Die Männer bringen einen großen Theil ihrer Zeit außer dem Hause und ohne ihre Familie zu und die Frauen folgen diesem Beispiele. So schrecklich die Zeiten auch gewesen sind, die wir erlebt haben, so sollte man doch bei dieser Vergnügungssucht beinahe glauben, der Wohlstand aller Klassen der Einwohner habe sehr zugenommen; allein dies ist keineswegs der Fall. Man darbt zu Hause oder lebt doch höchst einfach, um öffentlich Aufwand zu machen und man versagt sich manchen angenehmen häuslichen Genuß, um nur öffentlich sich mit Glanz zu zeigen. Wird diese Lebensweise für das Glück der Familien, für die Reinheit der Sitten und die Hochherzigkeit und Kraft der Denkart von Vortheil seyn, oder wird das Familienglück, das Wohl des Staats und das Beste der Menschheit darunter leiden?

---

* Für Gemälde Liebhaber.

Ueber Van Dyk's Leben und Werke.

(Fortsetzung.)

Eine der Hauptquellen, woraus der Dichter des Schauspiels ohne Zweifel schöpfte und die er vorzugsweise benutzt zu haben scheint, ist wohl Campo Weyermann. Indem wir die Mühe übernehmen, die betreffenden Stellen aus dessen Werk zu übersetzen, fügen wir hie und da einige der originellsten holländischen Ausdrücke hinzu, um zu hören, wie der Verfasser selbst sich darüber ausdrückt. Der Titel heißt: De Levens Beschryvingen der Nederlandsche Konst-Schilders, u. s. w. Verrykt mit Konterfytsels. In's Gravenhage 1729. — Im 1sten Theil, Seite 296 wird Folgendes erzählt.

„Anthony Van Dyk ist geboren zu Antwerpen 1599 am 22sten des Lenzmonats (Lentemaand, d. h. März), doch andere Schriftsteller sagen 1598. Genug, er ist geboren, und das ist uns hinreichend. Wie Felibien sagt, war er von rechtlichen Eltern geboren (van fatsönlike Ouders), die ihn lesen und schreiben lernen liessen und ihn dann zu Heinrich van Balen in die Lehre gaben, einen sehr guten Künstler, der zu Rom unter den berühmtesten italiänischen Meistern gemalt hat (die te Romen het gepenseelt.) Der junge V. Dyk, der eine unermüdliche Lust zu lernen hatte, verlor keinen Augenblick, um in der Kenntniß und Ausübung der Malerei zuzunehmen, so daß er in kurzem alle seine Mitlehrlinge übertraf. Dieweil nun täglich nichts andres unter den Kunstfreunden gesprochen wurde (wiert gepraat onder de Konstenaaren), als von dem großen Rubens, und da V. Dyk verschiedne Kunstwerke von seiner Hand gesehn hatte, konnte er nicht ruhen noch rasten, bis er sich bei diesem berühmten Meister (dien befaamden Schilder) zum Lehrling angeboten hatte, der ihn auch endlich unter der Zahl seiner Schüler aufnahm. Rubens bemerkte bald die guten Anlagen bei V. Dyk, um ein tüchtiger Künstler zu werden.

Er faßte daher eine besondre Neigung für ihn und gab sich alle Mühe, um ihn gehörig

zu unterweisen. Die guten Fortschritte V. Dyk's in der Malerei (Schilderkonst) gereichten nicht zum Schaden seines Lehrers, welcher mit Bestellungen von Gemälden sehr überhäuft war (de overstulpt was) und sich seines Schülers Pinsels bediente, um viele Stücke anzulegen, zu untermalen und auszuführen, welche denn hie und da von Rubens vorgenommen (angeraakt) und lose übermalt wurden, und dann oft für Schildereien von des Lehrmeisters eignem Pinsel passirten. — Da V. Dyk eine außerordentliche Lust zum Abkonterfeyen bekommen hatte, so schilderte er mehr Porträts als historische Stücke, welche ihm auch alle gut gelangen. Er malte viele Bildnisse (Konterfytsels) in Rubens' Hause. Als er endlich diese Vorschule verließ (de Kweekschool), um die Reise nach Italien anzutreten, bezeugte er seinem Meister für die vielen genossenen Wohlthaten seinen Dank durch ein Geschenk von 3 Gemälden von seiner eignen Hand. Das eine war ein Porträt von Rubens' Frau (Mevrouw Rubens), das zweite ein Ecce Homo und das dritte die Gefangennehmung unseres Heilandes auf dem Oelberg (het Gevangen neemen van den Zaligmaker in den Olyventuyn). Alle Figuren auf dem letzten Stück waren herrlich gezeichnet, kunstgemäß ausgeführt und natürlich beleuchtet durch die Flamme der Fackeln. Rubens, der sehr viel Achtung für dies Bild bezeigte, stellte es über den Kamin seines besten Saales in seinem Hause auf (plaatste het voor de Schoorsteen up) und verehrte seinem Van Dyk, zum Beweis seiner Erkenntlichkeit, eins von seinen schönsten Pferden um sich auf seiner ausheimischen Reise nach Italien desselben zu bedienen.

Man erzählt, daß Van Dyk, als er von Antwerpen nach Brüssel abgereiset war, sich allda in ein artig Bauermädchen verliebte (aldaar verliefde op een aardig Burintje) und daß er den Himmel in den Arm nahm, um zum Genuß der irdischen Güter zu gelangen, das ist auf gut Niederländisch gesagt, daß er für die Pfarrkirche in dem Ort seiner Geliebten (van zyne Beminde) ein paar Altarstücke malte, um sich damit bei ihr einzuschmeicheln und ihre Liebe zu gewinnen (om sick daar langs in te vleyen in haar tederheden). Er schilderte auf dem einen Stück Sant Martin, den Patron dieser Pfarre (Sant Marten, den Patroon van die Parochie kerk) und dieser Heilige war sein eignes Porträt, wie er auf dem Pferde saß, welches ihm Rubens geschenkt hatte. — Auf dem zweiten Oelbilde malte er die heil. Familie der Jungfrau Maria, welche heil. Magd er nach seiner Geliebten, dem Bäuerinchen konterfeite (na sien Liefje de Burintje kontersyte). Die übrigen zwei Personen porträtirte er nach dem alten Bauer, ihrem Vater, und nach ihrer Mutter der alten Bäuerin (de gryse Boerin) — Wir haben die 2 Altarblätter selbst gesehn und müssen mit Herrn Felibien aufrichtig gestehn, daß wenn die kleine Nixe (het Boerennymfje) wirklich so schön gewesen ist, wie der Maler sie auf der Leinwand (op dat Panneel) dargestellt hat, ihre lieblichen Reize die Arbeit und Liebe von Anthony Van Dyk doppelt verdient haben. Rubens witterte gar bald die Flamme dieses verbotenen Feuers (rook aanstonds de Vlam van dat verboden Vuur) worauf er alles stehn und liegen ließ, und Himmel und Erde bewog, um ihn von dieser Verbindung abzuhalten (om hem te degageeren). Dieses glückte ihm auch vollkommen, weil sein Schüler aufs neue Lust bekam, nach Italien zu gehn, und nun mit Gewalt die Fesseln seiner Liebe zerbrach, um der Malerei nachzugehen (en als met gewalt zyn liefde-boeijen verbrak, om de schilderkonst na te

*

jagen). Er zog nun in Gesellschaft des Ritters Nani nach jenem lieblichen Himmelsstrich (na die vermaakelike luchtstreek) und hielt sich eine geraume Zeit in Venedig auf, allwo er nach den Gemälden von Titian und Paul Verenose fleißig studirte (naarstiglik studeerde), viel zeichnete und die besten Bilder der großen Meister kopirte. Vorzüglich gab er sich Mühe in der Darstellung der Köpfe (maar he bevlytigde sick boven all in het schilderen der hoofden), indem er sorgfältig die Manier studirte, deren sich die vortrefflichsten Maler in ihren Porträten bedient hatten. (naauwkeurigliк de wilze waarneemende, dewelke de uytmuntende schilders hadden gebruykt in hun portretten)." —

Eine interessante Anekdote, die Campo Weyermann ebenfalls von Van Dyk, Rubens und dem alten Diener in Rubens' Hause, Daniel Valveken, erzählt, die aber in dem Schauspiele nicht erwähnt ist, wird in einem der folgenden Blätter mitgetheilt werden.

Weyermann schöpfte zwar, wie er selbst sagt, zum Theil aus Felibiens Entretiens sur les vies des peintres (in 6 Bänden), allein Weyermann enthält vieles, was Felibien nicht hat, und so umgekehrt. Felibien lebte nämlich als Gallerie-Inspector in Paris, starb 1695, und sein Werk kam 1725 heraus. Weyermann lebte in Breda, also beinahe an Ort und Stelle, und gab erst 1729 sein Werk heraus; er nennt den Namen Savelsheim nicht, Felibien nennt ihn Sometthem, D'Argensville aber bestimmt Savelthem. Die übrigen Namen, wie Lenchen und Humprecht, findet man nirgends angegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lückenbüsser.

Ein junger Schriftsteller brachte dem Direktor einer stehenden Bühne ein neues Stück von seiner Feder mit der Versicherung: daß seine Tragödie ein wahres Meisterstück sey. „Worin bestehen denn die großen Vorzüge Ihrer Tragödie?" fragte ihn der Direktor. — „Hr. Direktor," erwiederte der junge Dichter: „die Vorzüge bestehen darin, daß ich den Geschmack meiner Nation vollkommen getroffen habe; denn mein Stück ist so tragisch, daß die handelnden Personen schon im dritten Akte alle todt sind." — „Zum Henker!" versetzte der Direktor: „wer sind denn aber die Schauspieler in den beiden letzten Akten?" — „Die Geister derer," versetzte der Dichter, „die ich im dritten Akte ermordet habe."

Eine gelehrt sein wollende Jüdinn in B— rezensirte einen sehr verdienstvollen Schauspieler laut und unanständig während des Schauspiels. Ein Bekannter des letzteren, der diese Beurtheilung mit angehört hatte, hinterbrachte sie seinem Freunde. Einige Tage darauf hatte der Schauspieler etwas an ihr Haus zu zahlen, und bemühte sich, der Dame die Zahlung einzuhändigen. — Sie machte ihm ein Kompliment wegen der schönen geänderten Dukaten. „Ja, Madam," sagte der Schauspieler, „sie sind unbeschnitten, wie das Einzige in Ihrer Familie — die Zunge."

---

* Mannigfaltigkeiten.

Aus England.

Am Sonnabend Abend den 1. August, als Herr Halliday, aus der Mohrenstraße in London, noch im Hyde-Park spazieren ging, stürzte eine Räuberbande von 4 oder 5 Spitzbuben aus dem Gebüsch neben den Gravel-Pits (den Sandgruben) hervor und stießen ihn nieder.

Er schrie und brüllte so laut er konnte um Hülfe; aber der eine setzte ihm die Knie vor die Kehle und hielt ihn in dieser Lage so lange, bis die andern ihn gänzlich ausgeplündert hatten. Er büßte eine Uhr, einige Guineen und andere Effecten ein, und mußte so abziehen. Der Hydepark liegt dicht vor den Thoren von London!

Am 22. Juli gingen 2 Arbeitsleute, die in Diensten des Hrn. Holyday aus Holbeach standen, an den Strand der Themse um eßbare Muscheln von einer Muschelnbank zu holen, als sie auf einmal rund um sich her von der Fluth überrascht wurden und ertrinken mußten. Am andern Morgen fand Hr. Holiday beide auf dem Sande von Krebsen schrecklich zerbissen und verstümmelt. Die Fluth kam auch jetzt wieder und er konnte daher nur einen Leichnam aus dem Wasser retten. Der andre wurde den folgenden Tag am jenseitigen Ufer aufgefischt. Nach der Besichtigung durch den Coroner wurden beide auf dem Kirchhof von Holbeach begraben.

Zwei Fischerböte waren am 16. Juni bei South-Shields auf dem Fluß in Streit wegen ihres Rechtes zum Fischen. Die Mannschaft kam ans Ufer und es gab eine allgemeine Schlägerei. William Smith aus dem einen Boot, ein Haupträdelsführer, nahm einen langen Fischhamen, brach ihn entzwei und schlug mit dem einen Ende einen gewissen Matthias Reid so heftig auf den Kopf, daß er niederstürzte und am 23 starb. Arzt und Chirurgus gaben ihr Visum Repertum ein, welches aussagte, daß die Wunden letal gewesen seyen, und daß der Todte an einer Inflammation gestorben. Das Verdict gegen Smith lautete daher: „Schuldig des Todtschlags."

Karl Vipond, ein Zinngießer und William Barker, ein Glaser, wurden vor einiger Zeit wegen verübter Highway-Robbery oder Straßenraubs festgesetzt. Sie waren in ein Wirthshaus „zum Ritter Sanct Georg und dem Drachen" eingekehrt, wo sie ein Glas Ale und Rum tranken. Bald darauf kam John Baty mit seinem Bedienten, George Wearmouth. Vipond bat ihn, da er gern ein Glas Grog trinken wollte und kein Geld bei sich habe, so möge er doch für ihn bezahlen. Baty schlug es jedoch ab. Jene gingen darauf weg, und bald auch Baty. Kaum waren sie eine viertel Stunde gegangen, so kamen Vipond und Barker hinter ihnen her, mischten sich ins Gespräch und brachen einen Pfahl von einem Thorweg ab, womit sie sie beide zu Boden schlugen, das Geld aus ihren Taschen stahlen und mit dem Tode droheten. Baty rief dem Vipond zu: ich kenne Euch recht gut! — Vipond antwortete zornig: Damn your Eyes! ich kenne Euch auch! — Sie ließen beide für todt liegen und liefen davon. Aber George raffte sich auf und lief zu einem Pächter, der ihm eine Flinte aus dem Fenster reichte und selbst mit einer Mistforke nachfolgte, womit sie jene glücklich in die Flucht schlugen. Baty kam allmälig wieder zur Besinnung, er hatte keinen Haß gegen Vipond, aber wohl Geldsummen gehabt. Die Scene im Wirthshause brauchte Vipond zum Vorwand. Er wurde des Straßenraubs schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt.

Man schreibt unterm 4. August d. J. aus Rotherby in Leicester-Shire in England, daß daselbst eine scheußliche Mordthat verübt worden sey. Wenige Beispiele von überlegter Ermordung eines Sprößlings aus mütterlichem Schooße sind so unerhört grausam und unmenschlich

Eine Frau von 40 Jahren, Catharine Paget, ist diese Schuldige. Sie war schon lange bei den Nachbaren im Verdacht der Schwangerschaft, und es war leicht zu bemerken, daß sie ihren Zustand verheimlichen wollte. Man paßte ihr also auf. Am Sonnabend Abend, den 18. Juli, wurde sie sehr unwohl, sie sagte aber, es sey nichts, sie bekomme häufig einen solchen Anfall. Der Verdacht wurde stärker, als sie sich schnell in ihre Stube zurückzog und sich darin verschloß. Die Nacht und der folgende Sonntag vergingen unter ängstlicher Erwartung, als endlich jemand einen ganz abscheulichen Geruch bemerkte, der aus ihrer Thüre kam.

Die Nachbaren kamen herbei und bestätigten, daß ein solcher widerlicher Geruch ihnen noch nicht vorgekommen sey. Man schickte sogleich zu den Gerichtsbeamten. Sie kamen mit einem Konstabler, brachen die Thür auf, und fanden nach wenigem Suchen verstümmelte Reste eines männlichen Kindes, das in vier Stücke zerschnitten worden war, wovon drei in einer Hauben-Schachtel unter dem Bett versteckt lagen, das vierte war in dem Aschenloch auf einem kleinen Feuerherd zu Asche verbrannt und man fand nur noch die Knochen davon! Was die Empfindung desjenigen seyn müsse, mit dem sich diese Frau in einen Liebeshandel eingelassen, mag leichter zu denken als zu beschreiben seyn. Die Glieder der kleinen Leiche wurden sorgfältig eingepackt und dann der Coroners-Inquest, oder der Mordschau, übergeben. Nach Verhandlung des Prozesses sprach die Jury ihr „Verdict" aus: Catharine Paget wurde eines „vorsätzlichen Mordes" schuldig erkannt. Sie hatte sich zwar entfernt, wurde aber wieder ergriffen und ins Gefängniß nach Leicester gebracht, auf einem Karren, in einem Bette, und begleitet von 2 Frauen und dem Konstabler von Rotherby. Nach wenigen Tagen wurde das Todesurtheil über die Kindesmörderin ausgesprochen und die Hinrichtung vollzogen.

* * *

In den Criminal-Sitzungen zu Knutsford unweit Manchester und Stockport fand eine seltsame Verhandlung andrer Art statt. Man kennt die Unruhen unter den Webern und Baumwollenspinnern zu Manchester. Einer von diesen sogenannten Cottonspinners, Namens John Hunter, der auch keine Einnahme mehr hatte, legte sich aufs Stehlen. Er hatte einem gewissen James Mace die Taschen leer gestohlen, und war deswegen verurtheilt worden, ein halbes Jahr ins Gefängniß zu wandern und einmal gepeitscht zu werden. Als dieser boshafte junge Mensch sein Urtheil anhörte, betheuerte er mit einem Fluch, er hätte lieber wollen gehenkt oder deportirt seyn. Er bückte sich plötzlich in seinem niedrigen Loch, vor welchem die Richter in einiger Entfernung versammelt saßen, zog seinen Schuh aus, der stark mit Eisen beschlagen war, und ehe sie's sich versahen, zielte er mit dem Schuh nach dem Kopf des Ober-Richters, Sir John Thomas Stanley, verfehlte ihn aber, indem der Schuh zwischen Hrn. Stanley und Trafford hindurch flog. Sir John, der sich schnell faßte, obgleich er auf so etwas nicht gefaßt war, berathschlagte sogleich mit seinen Herren Collegen und die Sentenz wurde nun dahin abgeändert:

„Der Inculpat solle sogleich aus seinem Gefängniß geführt und den Augenblick unter den Fenstern des Gerichtshofes abgepeitscht werden. Dann sollte er 2 Jahre sitzen, und während der Zeit 2 mal auf öffentlicher Straße gestrippt werden, einmal in Stockport und das andremal in Middlewich."

Der erste Theil dieses Urtheilspruchs wurde auf der Stelle in Vollzug gesetzt.

* * *

Am Sonnabend den 8. August kam ein junger Mann, Namens John Mills, mit einem Dampf-Packetboot von Gravesend nach London. Er hatte sich auf dem Steam-Packet in ein hübsches Mädchen verliebt, die einen sehr bescheidnen Anstand hatte und ebenfalls ein Passagier war. Nach der Ankunft in London quält er seine Schöne, doch ja mit ihm in ein Wirthshaus zu kommen und eine Erfrischung mit ihm einzunehmen. Sie schlägt es nicht ab und Mills geht mit ihr in ein Haus neben den Barrieren von Lambeth-Marsh. Sie sind müde, er trinkt, sie setzt sich traulich neben ihn, endlich fällt er in Schlaf. Als er wieder aufwacht, ist er nicht wenig verwundert, wie er sieht, daß der Gegenstand seiner Bewunderung entwischt ist und acht Pfund Sterling Papiergeld nebst seiner silbernen Uhr mit sich genommen hat. —

* * *

Gedanken.

So wie vormals für geringe Vergehen der Zutritt in die Kirche versagt wurde, so sollte man heutiges Tages, wo diese Bestrafungsart wenig fruchten möchte, die Exkommunikation auf die Wein-, Bier- und Branntweinhäuser übertragen.

So wie bei den Waaren, so sollte man auch bei den Gedanken das netto und brutto unterscheiden. Die Buchhändler und das Publikum würden dabei gewinnen.

Am bequemsten ist es, nichts zu denken und nichts zu thun; dann kommt, das zu denken und zu thun, was Andere sagen oder gedacht haben; und dann endlich das Handeln nach eigenen freien Gedanken, welches das schwerste ist.

Fresko-Anekdoten.

aus dem Leben gegriffen.

Comment vous-portez-vous? fragte einen in letzten Zügen liegenden französischen Sprachmeister dessen Frau. — Mit schwacher Stimme antwortete er: Je meurs — — ou je me meurs, pargeque on peut dire l'un ou l'autre.

Ein Ungar, welchem man sagte, daß alle Mineralwasser an der Quelle am besten seyen, äußerte den Wunsch, er möchte auch das Kölnerwasser einmal an der Quelle trinken.

---

* In England machte ein angesehener Mann den Schluß: Was ich nicht verloren, habe ich noch im Besitz; nun habe ich keine Million Pfund Sterling verloren, also habe ich noch eine Million im Besitz. Er glaubte fest, er sey eine Million reich, studirte deshalb die Baukunst, um nach seiner eignen Idee ein großes Gebäude aufführen zu lassen. Da aber Niemand an seine Million glauben und seine Risse, deren er unzählige gemacht hatte, ausführen wollte, grämte er sich so sehr, daß er nach Bedlam gebracht werden mußte, wo er noch stets mit Kohlen Bauriße zeichnet.

Verschiedene Gebäude sollen wirklich nach seinen Ideen, die er in Bedlam äußerte aufgeführt worden seyn, welche man daran gleich er-

kennen soll, daß keine Uebereinstimmung, noch viel weniger Geschmack darin herrschet.

---

*Apollo
bei dem Streit von zwei poetischen Disputanten.

Mercur! Zum Henker! Was giebts da?
Hörst doch, wie laut die Herren sprechen?
Sie werden Dichter-Lanzen brechen!
Ein Glück, daß noch kein Blut ich sah. —
Sie streiten rühmlich in Sonnetten;
Der eine will die Männer retten,
Der Andre rühmt der Schönen Ketten;
Der dort will dieses Sclave seyn,
Und Dieser Birken-Reis ihm streun;
Und mehr dergleichen eine Menge,
Wovon ich nicht ein Wort versteh';
Denn von dem hohen Wort-Gepränge,
Thut wahrlich, mir der Kopf schon weh.
Man sollt' doch uns're Ruh' nicht stören,
Und nicht die Dichtkunst so entehren!!
Gewiß, Die gute Unterwelt,
Der solcher Wirwar nicht gefällt,
Wird sich mit Recht deshalb beschweren;
Dies zu ertragen wird mir schwer,
Dergleichen Unfug kränkt mich sehr! —
Drum statuir' ich ein Exempel; —
„Mercur! hol' Deinen Bogen her;
„Und scheuche beide aus dem Tempel!"

Druckfehler.

In Nro. 93. des Bürgerfreundes erste Spalte Z. 20 von unten lese man, anstatt: 1805 — 1809. Z. 16 von unten lese man, anstatt: Gracier — Gratien. Zweite Spalte Z. 16 von unten lese man, anstatt: nahenden — rasenden.

Sylben-Räthsel.

Die erste Sylbe ist ein schnurrig Ding,
Denn täglich muß es sich in tausend Händen
Nach beiden Seiten nolens volens wenden —
Bald rechts, bald links erscheint's — und so gering
Es ist, so dient es doch als Muster sehr. —
Es kann uns die Geduld vor allem lehren —
Man zieht es hin — und zieht es wieder her,
Und keine Klage läßt es von sich hören. —
Noch häufiger ist's nur ein Futterall
Für manches dünn' und dicke Piedestal —
Es wird auf unserm weiten Erdenrunde
An jedem Tag gebraucht — zu jeder Stunde —
Bald ist es schwarz, bald ist es weiß —
Verschied'nen Stoffs — ein Bild vom Fleiß —
Man sieht es — wenn es kalt und heiß —
Es wandert stets im engen Gleis —
Es bringt die Schönen wohl zu Zeiten
Aus mancherlei Verlegenheiten;
Doch ist hierbei noch zu erwägen,
Daß man ein Sylb'chen vor muß legen.
Es scheint dies Ding mir eine schöne Sache,
Man spöttle nun darüber, ja — man lache. —

Die zweite Sylbe ist — wie alle wissen —
Bald kurz, bald lang, bald schmal, bald breit —
Es ist — daß wir nicht lange suchen müssen —
Von Freundschaft, Liebe, Ehe nicht zu weit —
Und will der Himmel uns die dreie schenken,
Wer würde nicht an dieses Zweite denken?

Nun sind die beiden Sylben zu verbinden;
Doch im Versteck ist's Ganze nur zu finden.
Und daß mich jeder aus dem Grund' verstehe:
Das Ganze hält das Erste in die Höhe.

N: 95.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 26. November 1818.

Englische Volkslieder.

3.

Müd' und ängstlich geht der stille Wanderer,
Quält sich kümmerlich, um fortzugehn,
Wandret trauriglich, ihm hilft kein Anderer
Aus dem Irrweg zu des Berges Höhn.

Zitternd, weinend, so den Schritt vereinend,
Hüttchen erscheinen, wie er kommt hinan,
O wie heiter dann, der stille Wanderer,
Irrt und schreitet er getrost bergan.

Ob auch so wehmüthig der Tag verpaßt ist,
War's doch thöricht, dran zu denken noch,
Froh und wonniglich, wer noch gefaßt ist,
Wie er ruhet vor des Schäfers Thür!

Schmausen, zechen, nach der Arbeit lächeln,
Besser halbweg in Frohsinn als zuvor,
O wie selig ist der müde Wanderer
Dann, stillruhend vor des Schäfers Thür.

Englisches Original.

Faint and wearily the way-worn traveller
Plods uncheerily, afraid to stop,
Wandring drearily and sad unraveller
Of the mazes towards the mountains top.

Doubting, fearing, whilst his course he's steering,
Cottages appearing as he's nigh to drop,
O how briskly then the way-worn traveller
Treads the mazes towards the mountains' top.

Though so melancholy the day is past by,
It would be folly now to think of it more,
Blith and jolly he that can hold fast by,
As he's sitting for the goat-herds door.

Eating, quaffing at past labour's laughing,
Better by half in spirits than before;
O how merry then the rested traveller
Seems, while sitting at the goat-herds door.

Es ist wohl eine der schwersten Aufgaben, die liebliche Ruhe, die im vorstehendem Liede herrscht, mit dem nämlichen Versmaaß und noch dazu mit den Reimen in der Mitte der Zeilen, im Deutschen vereinigt wieder zu geben. Man wird wohl kaum näher kommen können, als in der obigen Uebersetzung versucht ist. Man bemerke insbesondere, daß quaffing, laughing und by half in sich reimen sollen (eben so das Deutsche). In den übrigen Strophen findet dasselbe statt. Der angenehme Takt des abwechselnden Metrums scheint uns die Ungleichheit im Gehen des Wandrers gut auszudrücken. Obgleich als Volkslied sehr beliebt und bekannt, soll doch einer der ersten englischen Dichter der Verfasser dieses Liedes seyn, dessen Namen wir indeß nicht anzugeben wissen. Wir sind bloß durch mündliche Ueberlieferung in den Besitz des Liedes gekommen.

Die neulich mitgetheilte alte Ballade vom König Lear und dessen Töchtern steht im englischen Original in einer alten Sammlung, betitelt: the golden garland (der goldne Kranz), worin sie nach der Holinschedschen Chronik copirt seyn soll. Zuerst erschien sie übersetzt in (Bodmers?) altenglischen Balladen. Zürich 1780. (gleich im Anfang) Dann umgearbeitet in Eschenburgs deutschem Shakespear, 14ter Band 1789, am Ende. Völlig verändert aber ist die in diesen Blättern mitgetheilte Ballade. Man hat bewiesen, daß Shakespear den Stoff zu seiner Tragödie daraus geschöpft hat. Die Episode von Glosters Söhnen nahm er aus Sidneys Arkadia. Lears Geschichte kommt auch in Spencers Feenkönigin vor. Die Rolicks von Percy enthalten ebenfalls die mehrerwähnte Ballade. Garrick glänzte in der Rolle des König Lear ganz vorzüglich. —

---

* Beispiel geheimer französischer Justiz unter der Regierung Ludwigs des Funfzehnten.

Aus einem größeren Werke theile ich den Lesern des Bürgerfreundes, die folgende schauderhafte Geschichte in einer für dieses Blatt zweckmässigen Einkleidung mit, und überlasse es dem Nachdenken eines Jeden; ob durch solche, und tausend ähnliche Begebenheiten in Frankreich, nicht endlich eine Revolution mit allen den unsäglichen Greulthaten und Haß gegen die Regierer herbeigeführet werden mußte, wie ein großer Theil des jetzigen Menschengeschlechts solche seit ungefähr 30 Jahren, in Frankreich erlebet hat.

Diese Anekdote, welche in der Periode der allmächtigen Pompadour vorgefallen ist, würde zu anderen Zeiten fabelhaft klingen, nur nicht unter der Regierung eines Königs wie Ludewig der Funfzehnte, der fähig war, mit eigenen hohen Händen den Kaffee vor dem Bette der Gräfin Dubarry zu kochen, indem er zugleich einem Gesandten Audienz gab, der sich sogar in die Zahl ihrer Bedienten unter dem Namen la France aufnehmen ließ, indessen sie Marschallstäbe verschenkte und Minister verbannte.

Doch es ist Zeit die Erzählung selbst folgen zu lassen.

Es war am letzten Tage im Jahr 1754, erzählte ein alter 78jähriger Emigrant, da ich im Palais Royal mit einer munteren Gesellschaft an der Wirthstafel saß, als ein Unbekannter mich von hinten zu auf die Achsel klopfte, und leise ersuchte, ihm auf einen Augenblick zu folgen. Er führte mich in ein Hinterzimmer, wo ich einen der obersten Polizeibeamten antraf. Ich stutzte; ehe ich aber noch eine Frage an denselben richten konnte, wurden in kurzen Zwischenräumen drei andre Gäste,

meine Nachbarn an der Tafel, hereingeführt, mit denen ich übrigens keine genauere Bekanntschaft hatte, als die ein gewöhnliches Zusammentreffen auf einen Kaffeehause zu stiften pflegt. Stumm und bestürzt sahen wir einander an. „Auf Befehl des Herrn Polizei-Lieutenants, „meine Herren, hob jetzt der Kommissair an, „indem er eine von dem Minister unterzeichnete „Ordre vor unsern Augen entfaltete. „Sie werden die Güte haben mir unweigerlich zu folgen, und, da Sie mich ohne Zweifel kennen, so werden Sie meinem Ehrenworte trauen, daß Ihnen keine Gefahr bevorstehe. Aber ich bitte Sie, zu bedenken, daß meine Befehle bestimmt sind. — — Wir zuckten die Achseln, verbeugten uns und folgten.

Wir waren ungefähr funfzig Schritte auf der Straße fortgegangen, als wir auf zwei Kutschen trafen. In jede derselben stieg ein Paar der Unsrigen; zwei Vermummte welche sich darin befanden, verbanden uns die Augen. So fuhren wir länger als eine Viertel Stunde fort, blieben aber immer in Paris, wie ich aus dem Gerassel deutlich wahrnehmen konnte. Der Wagen hielt, man hieß uns aussteigen, und führte uns durch mehrere Gänge immer auf ebner Erde fort. Als uns die Binde von den Augen genommen ward, sahen wir uns in einem hellerleuchteten Saale. An einer der längern Seiten desselben ging ein Mann mit untergeschlagenen Armen auf und ab; er sah uns beim Hereintreten einen Augenblick starr an. „Wollen Sie bei meinen letzten Augenblicken gegenwärtig seyn?" sagte er mit bebender Stimme. — Man denke sich, wie uns hiebei zu Muthe seyn mußte! Oben an saß ein verlarvter, schwarz gekleideter Mann vor einem Tische, und schrieb emsig fort; der Polizeibeamte, welcher uns wieder empfing, hieß uns durch einen Wink an die andere lange Seite des Saales in eine Reihe treten, und entfernte sich. Der uns ganz unbekannte Fremde fuhr unausgesetzt fort, den Saal mit großen Doublirschritten zu messen. Er schien ein Funfziger zu seyn; Gestalt, Miene, Haltung, alles verrieth den Mann von Welt, wäre auch sein ganzer Anzug nicht so reich und gewählt gewesen, als sey er so eben aus einem der glänzendsten Cirkel abgerufen worden. Jetzt schlug die Mitternachtsstunde vom nächsten Thurme, und sogleich öffnete sich die Thür, durch welche ein Franziskanermönch hereintrat. Er ging bis in die Mitte des Saales, und winkte dem Unbekannten. Dieser sank vor ihm nieder auf die Kniee, und faltete die Hände; eine Todten-Blässe überzog sein Gesicht; er schien beten zu wollen, aber seine Lippen und Wangen zuckten krampfhaft. Der Mönch reichte ihm das Kruzifix zum Küssen. — Plötzlich sank der Boden unter den Knieen des Unglücklichen, und ein durchdringendes Geschrei „O mein Gott!" war alles was ich noch vernahm. Mir flimmerte es vor den Augen als wäre ich selbst in den Abgrund, von tausend Dolchen gespickt, hinabgefahren; ich sah nur dunkel, wie der Mönch durch die geöffnete Thür verschwand; als ich wieder zu mir selbst kam war keine Spur dieser Gewaltthat mehr vorhanden. — Jetzt erschien der Polizeibeamte wieder, nahm das Papier aus den Händen des verlarvten Schreibers, und las uns den Inhalt vor, der in einer genauen Aufzeichnung des ganzen Vorganges bestand. „Erkennen Sie die Richtigkeit dieses Protokolls an?" fragte er jeden von uns einzeln. Wir hatten nur ein „Ja" darauf zu erwiedern. „So ersuche ich Sie, Ihre Namen darunter zu setzen." —

„Gut, meine Herren!" fuhr er fort, nachdem er unsre Unterschriften genau betrachtet hat-

te. „Mein Auftrag ist jetzt bis auf Eines vollendet; ich habe Ihnen nur noch das tiefste, unverbrüchlichste Stillschweigen einzuschärfen. Die geringste Verlautbarung von dem, was Sie hier gesehen haben, würde Sie," hier warf er einen bedeutenden Seitenblick auf jene Versenkung „in die größte Gefahr stürzen." Die vier Vermummten traten jetzt herein, verbanden uns die Augen, führten uns zum Wagen, — und als wir ausstiegen, befanden wir uns wieder vor dem Palais Royal."

Daß uns der, während dieser Zeit ohnehin kalt gewordene Braten, wovon wahrscheinlich jener Unglückliche, so wie wir abgerufen waren, nicht mehr munden wollte, können Sie denken; so wie meiner Versicherung glauben, daß ich nie Aufklärung über diese empörende Begebenheit habe erhalten können. — Ausser in den unterirdischen Inquisitions Gemächern von Spanien, finden wir gottlob! auf der Geschichtstafel unsers deutschen Vaterlandes dergleichen empörende Despotenstreiche nirgends aufgezeichnet, daher auch keine solche, der französischen ähnliche, Rache athmende, blutige Revolution.

.....r.

Kriegsscene in Rußland.

(Aus einem nächstens zu erscheinenden Roman.)

Den 14. August 1812 an den Ufern des Dnieper.

Mit siegreichen Fahnen dringen wir in das Herz Rußlands ein.

Seit dem Gefechte bei Witepsk hatten wir manche lebhafte Affaire, und schon schreibe ich Dir an den Gestaden des Dniepers, längs dessen die große Armee lagert. Eine ungeheure Vorposten Linie zieht sich an seinen finstern Gewässern hin, und auch ich liege mit einen Zug in einem Dörfchen, das seine Fluthen bespülen. Das kleine freundliche Thal, durch das mich mein Weg hieher führte, ruhte noch in tiefem Frieden; noch hatte des Krieges ehemer Schritt nicht auf seinen stillen Fluren gewandelt. Ruhig hütete der Hirte seine Heerde, und glaubte das Kriegsgeschrei noch ferne, das jetzt plötzlich in seine Ohren hallte.

Panischer Schrecken ergriff Alles bei dem Anblick feindlicher Krieger; was fliehen konnte, floh, und als ich den Ort meiner Bestimmung erreicht hatte, fand ich nichts als leere Hütten. Aber aus ihrer Mitte ragte wie eine schützende Gottheit, ein herrliches Schloß, und bot mir, rings von hohen Mauern umgeben, einen sichern Aufenthalt dar. Hier hoffte ich noch Menschen zu finden, doch auch hier hoffte ich vergebens. Kein Laut ertönte in den hohen herrlichen Gemächern, als der Schall meines Fußtritts, der lange und feierlich nachhallte, und das Geschrei von zwei Papagayen, welche ängstlich gegen ihre Käfige rannten.

Innres Beben ergriff mich, als trät' ich zu Rom in das Allerheiligste der Peterskirche, als ich durch die Reihe von Zimmern ging, die noch eben von friedlichen, ruhigen Menschen bewohnt waren. Hie und da zeigten sich Spuren von plötzlicher Flucht. Eine Schatulle mit Briefschaften lag umgestürzt, in einer andern waren noch einige Münzen. Kleidungsstücke lagen zerstreut um die geöffnete Kommode, aber von allem war nur in höchster Eile etwas gerettet worden. Jetzt trat ich in ein grünes Gemach; liebliche Dämmerung erhöhte seine Pracht; ein seidenes Ruhebett schwamm in köstlichen Wohlgerüchen, welche aus antiken Vasen dufteten. Eine Frauen-Toilette stund vor einem ungeheuern Spiegel aufgeschlagen; wohlriechende Wasser, balsamische Seifen lagen bereit. Silberne Geräthschaften, kostbare Ringe, alles lag aus-

gebreitet da, und nichts fehlte, — nichts als die Dame, die geschmückt werden sollte. In stiller Wehmuth betrachtete ich dieses weibliche Heiligthum. — Noch vor wenigen Minuten ruhte vielleicht ein glücklicher Gatte am Busen seines geliebten Weibes in diesem Asyl der Liebe, und jetzt — jetzt steht ein feindlicher Krieger einsam in dem verlassenen Paradies! Aber wahrlich nicht fühllos! Die Thränen traten mir bei diesen Betrachtungen in die Augen, und ich verließ das Zimmer mit inniger Rührung. Fest verschloß ich es, und steckte den Schlüssel zu mir, damit wenigstens in meiner Anwesenheit keine rohe Hand dieß Heiligthum berühre. Der große Vorrath an Lebensmitteln aller Art, die mir die offenen Scheunen und Keller darboten, setzte mich in die angenehme Möglichkeit, meine Leute in der größten Ordnung zu erhalten, und nur in dem Erdgeschoß des Schlosses schlug ich mit ihnen mein Nacht-Lager auf. — Es war schon tief in der Nacht und noch war keiner von den armen Flüchtlingen in die verlassene Wohnung zurückgekehrt, da brachten mir meine Reiter einen Mann, der sich durch die Vorposten habe schleichen wollen, und ihnen deßhalb verdächtig scheine. Mit vieler Würde trug er mir aber in geläufiger französischer Sprache vor, wie er sich blos in der Absicht durch die Vorposten zu schleichen bemüht habe, um wo möglich seiner Familie, den Bewohnern dieses Schlosses, welche seit meiner Ankunft in dem Walde sich verborgen halte, einige Lebensmittel zu verschaffen, und in der flehendsten Stellung bat er mich nun, ihn doch dieses Vorhaben ausführen zu lassen.

Je bescheidener seine Bitte war, desto freudiger willfahrte ich ihm nicht nur diese, sondern ich bat ihn auch, seine Familie doch je eher je lieber in ihre Wohnung zurück zu führen.

Er versprach mir dieß mit der dankbarsten Rührung, und ich gab ihm zu seiner Sicherstellung eine kleine Bedeckung mit, der ich den Befehl ertheilte, ihn unter keinem Vorwande von der Seite zu lassen. Ich war in unruhig wartende Stimmung versetzt, und konnte nicht lange schlafen, der herrlich anbrechende Morgen fand mich schon in der prächtigen an das Schloß stoßenden Anlage, und die duftende Morgenkühlung erquickte und erheiterte mein Gemüth, so daß ich die Pracht des Morgens recht mit vieler Wonne genießen konnte. Magisch war die schöne Welt durch das Doppellicht der heranahende Sonne und des erblassenden Mondes erleuchtet, der anfangs nur ängstlich aus den zerrissenen Gewitterwolken hervorgeblickt hatte, welche jetzt die Sonne mit energischer Kraft zerstreute.

Ein weisser Nebel ruhte auf den Wiesen und dem schilf-umgränzten See, wie ein dichter Schleier auf dem schönen Busen eines Mädchens, und wallte sanft an dem klopfendem Pulse der Natur. Neidisch barg er das bunte Farbenspiel der prangenden Wiesen, aber desto sehnsüchtiger harrte ich auf die hervorsteigende Sonne, welche den Schleier von diesen süßen Geheimnissen heben sollte. — Jetzt traf mich ihr erster Strahl und ehrerbietig wichen die Schatten aus den Tiefen. Nur noch auf dem Teich, auf dem sich wilde Enten unruhig jagten, wirbelten leichte Gestaltungen von Nebel, und zerschmolzen nach und nach in die zitternden Lüfte.

Der klare Himmel, an dem nun die Morgenröthe erblaßte, strahlte wieder in der Pracht der Sonne, und die ganze Natur erwachte zu frohem Leben. Jeder Vogel verließ sein Nest, und schüttelte zwitschernd sein lustiges Gefieder,

nur der Uhu zischte fliehend durch die Bäume und verkroch sich in dunklere Schatten. Nie — du weißt es, lieber Wilhelm — nie fühlt der Mensch mehr das Bedürfniß sich mitzutheilen, als wenn er die Brust sich voll geschwelgt hat am Busen der reichen Natur. Forschend blickte ich umher nach einem theilnehmenden Herzen, ach! und ich fand mich so allein! Leicht wird mir's stets, das Elend allein zu ertragen, aber die Wonne zersprengt mir die Brust. Sie will Mittheilung oder sie stirbt. Ach! mir starb sie, und ich schlich langsam zu meinen noch schlafenden Waffengefährten zurück. Schon fing ich an, nicht ohne Unruhe an den angeblichen Baron und seine Eskorte zu denken, als ich Pferde-Hufe über den Schloßhof kommen hörte. Ich eile hin und meine Hoffnung trog mich nicht. Meine Leute, begleitet von einer zahlreichen Familie, waren angekommen. Ein Greis trat mir in Begleitung des mir bekannten Jünglings entgegen; und dankte mir in den rührendsten Ausdrücken für die Großmuth, wie er es nannte, mit der ich ihm und den Seinigen erlaube, in ihr Eigenthum zurück zu kehren. Er stellte mir nun seine Familie vor; sie bestund aus mehrern Töchtern, wovon eine vermählt, ihrem Gemahl, einem jüngern Sohn, und dem jungen Menschen, der sein Neffe war. Ich kann Dir, theurer Freund, die Gefühle nicht beschreiben, die mich bei dem Anblick dieser Menschen durchbebten, denen ich durch einen, und o Gott! so schuldigen Grad von Menschlichkeit, ihre irdische Glückseligkeit erhalten hatte, und die mir nun mit jedem Blick, mit jeder Miene so herzlichen Dank zujauchzten. — Mir fiel das Kabinet ein und ich konnte mir die Freude unmöglich versagen, das schöne Weib selbst in ihr irdisches Himmelreich einzuführen. Du mußt mir diese Schwachheit verzeihen, mein Freund! Wer sendet nicht gerne Dank aus schöner Frauen Munde? und ihr Dank war so rührend, so belohnend!

Ich lebe wie ein Glied der Familie unter diesen guten Menschen, und nur mit Mühe konnte ich mich von ihnen losreißen, um die eine Scene zu schildern, die keine Zeit aus meinem Gedächtniß verlöschen wird.

Skizzen.

Die geistreiche Schriftstellerin Fanny Tarnow, die so manchen wichtigen Aufschluß über weibliches Gemüth und Leben gibt, sagt irgendwo von ihrem Geschlecht: „Man kann für den Geliebten sterben, wenn man sich geliebt fühlt, und das Opfer freiwillig ist, aber wenn der Tod gegen unsern Willen kommt, und der Schmerz unbelohnter oder verrathener Liebe uns ihm zuführt, so heilt seine Annäherung fast immer die Wunden unsers Herzens, und nur zu oft tritt dann an die Stelle der Leidenschaft, die unsere Vernunft und unser Leben bedrohte eine entschiedene Abneigung wider den Gegenstand derselben.“ Daß aber weibliche Liebe überhaupt den Gedanken an den Tod nicht immer mit Ruhe trägt, beweist unter andern folgender historische Zug: Der aus den heiligen Schriften bekannte jüdische König Herodes, auch wohl der Große genannt, ein höchst grausamer und schlechter Fürst, hatte zur Gemahlin die Mariamne, welche der Geschichtschreiber Josephus als die schönste und edelste Frau ihrer Zeit schildert. Herodes liebte sie bis zur Wuth, und als er sich einst unter ziemlich bedenklichen Aussichten zur Verantwortung vor den nachherigen Kaiser Augustus stellen mußte, übergab er sie zur Obhut seinem treuesten Diener, dem Befehlshaber in Alexandria, mit dem geheimen Befehl, sie unwiderruflich sogleich zu tödten, wenn ihn selbst ein Unglück träfe. Zu ihrem

Nachtheile wußte sich Mariamne in den Besitz des Geheimnisses zu setzen. Weit entfernt, darin einen Beweis der unbegränzten Liebe des Herodes zu erblicken, fühlte sie von jetzt eine Abneigung gegen ihn, die sie nicht einmal zu verbergen im Stande war. Ihr Betragen fiel dem Herodes so sehr auf, daß er den immer erneuten Verläumdungen ihrer Feinde endlich Gehör gab. Sie wurde hingerichtet und verleugnete auch im Tode ihren hohen Charakter nicht.

Der Dichter Chapelain hatte ein Jahrgehalt bekommen, um ein Heldengedicht zu Ehren der Jungfrau von Orleans zu schreiben. Er brachte über zwanzig Jahre damit zu, und man beschuldigte ihn, er thue es, um das Geld desto länger zu genießen. Als das Werk endlich erschien, fand es die schlechteste Aufnahme, und unter vielen bittern Satyren auf dasselbe zeichnete sich besonders ein Epigramm aus, des Inhalts, die Jungfrau sey unter langem Zögern zum alten Weibe geworden. Man hat Chapelain überdies auch beschuldigt, er habe, als er sterben wolle, seine Geldbeutel um das Bette stellen lassen. Sein Tod erfolgte den 21. Febr. 1674.

Abbe Galiani.

Dieser Mann, welcher in mehr wie einer Rücksicht unter die vorzüglichen Köpfe des vorigen Jahrhunderts gerechnet wurde, schrieb in Briefen an Frau von Epinay, die als Anhang dieser ihrer Memoiren so eben erst erschienen sind, folgende Bemerkung, die heut zu Tage wohl nicht ohne Widerspruch bleiben würde. „Der Tod Marie Thereſiens ist wie ein Dintenfaß, das über die Charte von Europa gegossen wurde. — Ein anderes Mal: Zu viel Bescheidenheit taugt einem Fürsten nicht. Verstehen wir uns! ein Fürst muß sich selbst gegenüber bescheiden seyn; er soll seinen Kenntnissen mißtraun, soll — meinetwegen — Rath fragen; aber er soll dessen niemals eingeständig seyn, gegen diejenigen welche die Ehre hatten, ihm denselben zu geben, nie davon sprechen, noch schreiben. Er soll sie täuschen, soll ihnen glauben machen, er verstehe die Sache."

Ein anderes Mal schrieb er: „die ganze Welt gleich einem Pendel, die Jahreszeiten, die Reiche, die Regierungen, die Menschen, das Glück, das Unglück, die Tugend, das Laster, — Alles steigt oder fällt, nnd kann sich nie mitten inne erhalten. Hielt es einmal im Mittelpunkt still, so gefiel es sich so gut, daß alle Bewegung stille stehen würde. Das ist Philosophie, und die aller erhabenste."

Galiani hatte einen Affen, den er ganz besonders liebte und sich in seinen Muße-Stunden fast ausschließend mit ihm beschäftigte. Er behauptete, die Seele Pitts, Leibnitzens, oder eines Gesandschafts-Secretärs seyen ihm inwohnend. Eines Tages spielte dieser Affe um eine Treppen Lampe, und zog so lange an dem sie tragenden Seile, daß sie herabfiel und das eiserne Treppengeländer einöhlte. Der neapolitanische Gesandte salbte sich sein ganzes Kleid daran ein, worüber er so zornig ward, daß er den Affen umzubringen befahl. Galiani sagte besänftigend: „das hat mein Affe nicht gethan, sondern die Seele des Philosophen in ihm, welcher das Problem der Pendelbewegung und der lebendigen Kraft lösen will, mit dem die Akademie der Wissenschaften sich so eben beschäftigt."

Diese Züge würden dem Mann wohl schwerlich einen Ruf machen, wenn er ihm nicht schon durch seine Abhandlung über den Getreide-Handel zugesichert wäre.

---

* Die Leckermäuler.

In Brasilien machten ehemals die wilden Einwohner des Landes den Portugiesen das Land Schritt vor Schritt streitig, und wenn sie selbige in ihre Gewalt bekommen konnten, so wurden sie von ihnen gefressen. Eine ganz besondere Lüsternheit hatten sie aber nach den, von den Portugiesen mit ins Land gebrachten, Negern, weil sie solche für eine Art großer Affen hielten; daher sie besondere Jagd auf selbige machten und wenn sie einen davon erwischt hatten, selbigen sogleich zerlegten und nach Art des in einigen Gegenden Deutschlands gewöhnlichen sogenannten Hasenpfeffers zurichteten und mit Heishunger als ganz vorzügliche Leckerbissen verschlangen.

.....r.

---

* Parabel.

Der Sohn. Vater, warum willst du mich züchtigen? ich habe doch nichts strafbares begangen. —

Der Vater. Weil du auf jenem Instrumente gespielt hast.

Der Sohn. Daß ich es nicht dürfte, wußte ich nicht, du hast es mir nie verboten.

Der Vater. Schweig! — Ich habe nicht nöthig, dir zu sagen, was ich will oder nicht will. —

Dieser ungerechte Vater, einem Herzoge von Novigo ähnlich, nahm einen Stock, um seinen Sohn, den er am Arm faßte, zu prügeln; dieser aber machte eine geschickte Wendung, wodurch der Vater sich selbst dergestalt ans Bein schlug, daß ihm die Lust, seinen Sohn zu schlagen, benommen ward. Außer den Schmerzen hatte er noch den Aerger, daß ein Nachbar den Vorfall bemerkt hatte und auf seine Bitten, niemanden davon etwas zu erzählen, nicht achtete. Es wurde bald bekannt und jeder lachte den ungerechten Vater aus. —

---

* Lesefrüchte von .....r.

An eine Dichterin.

Dein Lied hat viel Füße, und gehet doch nicht;
Es strömet von Wasser, und fließet doch nicht;
Sprüht Feuer und Flammen, und wärmet doch nicht;
Ist alles ersonnen, und — doch kein Gedicht.

Klinkicht.

---

* Charade von vier Sylben.

Der König rief, — der Freiheit goldner Funken,
Warf über Deutschland seinen hellen Schein;
Da griff ich nach den Ersten freudetrunken,
Und trat in der freiwill'gen Kämpfer Reih'n.

Wir sah'n den Feind, — in finstrer Nächte Schleier
Hab' ich mich oft an seine Burg gewagt;
Dann dämpft' ich der Gefährten kühnes Feuer,
Mit dem, was euch die dritte Sylbe sagt.

Die vierte ward mir oft auf öder Haide,
Am Rebenhügel, im Citronenhain;
Auch kenn' ich keinen, den ich drum beneide,
Denn nur zu oft ist's Prunk und leerer Schein.

Das Ganze hemm't das Blutgewühl der Schlachten,
Und die Gefall'nen birgt ein weites Grab;
Doch unserm lieben Vaterlande lachten
Aus ihm, der Freiheit Genien herab.

A. Daeves.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nr. 94.

Strumpfband.

N: 96.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 29. November 1818.

* Der Rhein.

Aus des Gotthards dunkelm Schlunde,
Rieselt sanft ein lichter Quell,
Lieblich spiegeln sich am Grunde
Alpenrosen, silberhell,
Veilchen, Rosmarin,
Dunkles Immergrün;
Rings ertönen die Schalmeyen
Zu der Hirten frohen Reihen.

So wie der Quell am Blumenrande,
Rinn't leis die gold'ne Kindheit hin,
Erinnrung aus entlegnem Lande,
Malt still sich in des Knaben Sinn.
Kein Kummer trübt der Unschuld Freuden,
Bescheid'ne Wünsche hegt das Kind,
Ihm blüh't das Glück auf stillen Weiden:
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind!
Und von der Kindheit Blumenauen,
Schweift sehnsuchtsvoll des Knaben Blick;
Vom fernem Berge möcht' er schauen!
Dort träumt er sich ein hohes Glück.
Er sehnt sich aus der Heimath Gründen,
Aus der Gespielen wilden Reih'n;
Dem Ruhm will er den Kranz entwinden,
Der Erdball ist für ihn zu klein.

Wilder schlägt die krause Welle
An des Ufers Blumenhang;
Nicht der Steine schroffe Schwelle
Hemm't der Woge kühnen Drang.
Nichts, daß sie im Lauf verweile,
Rah't sie sich dem schroffen Rand,
Stürzt die wilde Wassersäule,
Von des Felsens steiler Wand.

Der Jüngling an der Kindheit Gränze,
Schwingt wohlgemuth den Wanderstab,
Nimmt Abschied von dem holden Lenze,
Der seiner Wiege Blumen gab.
Er will sich schön're Kränze flechten;
Kein Hinderniß hemm't seinen Lauf:
Er trotzt des Lebens finstern Mächten
Und nimmt des Schicksals Zügel auf.
Der Heimath stille Auen sinken
Und immer öder wird das Land,
Doch purpurfarb'ne Blumen winken,
Ihm an des Felsens schroffen Rand.
Die Blumen möcht' er gern sich pflücken,
Sie sind ihm neu und unbekannt;
Er hascht! — doch starre Dornen drücken,
Sich schmerzlich ihm in Herz und Hand.

Brausend, mit gewalt'gem Schalle,
Stürz't der Strom ins Felsengrab;

Schäumend rinn't er nach dem Falle
In das grüne Thal hinab! —
Durch des Sees öde Weiten
Brach er sich die kühne Bahn;
Blüthen in den Wellen gleiten,
Die den Strom entstehen sah'n.

Der Jüngling will die Blumen pflücken,
Er sucht das goldne Paradieß;
Will mit dem bunten Kranz sich schmücken,
Den ihm der Kindheit Traum verhieß.
Er klimmt hinan, die Hände bluten;
Die Blumen bleiben ewig weit,
Und über ihn schlägt seine Fluthen,
Das kalte Meer der Wirklichkeit,
Ach! möcht' er aus dem wilden Ringen
Der ungebund'nen Jugendzeit,
Sein Herz doch rein und lauter bringen
Ins ernste Land der Männlichkeit!
Der Quell blink't hell' am grünen Hügel,
Wo er den Lauf auf Kressen nimmt;
Doch falb' und trübe wird sein Spiegel,
Wenn er auf sumpf'gem Grunde schwimmt.

Ruhig — prächtig anzuschauen,
Fließt der Rhein durch Thäler hin,
Netz't des Landmanns stille Auen,
Und der Nachen treibt auf ihm.
Burgen schauen auf ihn nieder,
In der Reben Lustgewand:
Kaum kennt ihn der Wandrer wieder,
Der an seiner Quelle stand.

Die Rosenzeit ist hingeschwunden,
Der Jugend bunter Traum zerrann,
Das Leben hat den Geist gebunden:
Gleich ernst und kraftvoll steht der Mann!
Das Luftschloß aus des Jünglings Traume
Versank im Meer der Wirklichkeit,
Es bildet sich im kleinem Raume
Der Tempel froher Häuslichkeit.
Der Ordnung, die mit weisen Banden,
Des Lebens Chaos aufrecht hält,
Hat er sich willig zugestanden,
Dem Weltlauf hat er sich gesell't.
Und auf des Lebens bunten Auen,
Muß er den Zweck des Lebens zieh'n;
Er muß der eignen Kraft vertrauen.
Des Bürgers Pflichten ruh'n auf ihm.

Herrlich — in gewalt'gen Bogen,
Roll't der Strom in seiner Bahn;
Rechts sind seine blauen Wogen
Deutschem Szepter unterthan;
Links taucht sich die fränk'sche Gränze,
In die spiegelglatte Fluth:
Durch der Reben dichte Kränze,
Glänzt der Traube dunkles Blut.

Schön ist das Glück mit seinen Schätzen,
Wenn ein verwandter Sinn sie theilt;
Der Kummer mag das Herz verletzen,
Der Liebe Hand ist's, die es heilt.
D'rum trau'te an des Mannes Rechte,
Die Gattin, liebend, die Natur,
Daß sie ihm Freudenkränze flechte,
Gezeugt auf einer heil'gen Flur:
Wenn falsche Freunde ihn umgeben,
Wenn ihn der Schmeichler Heer umringt;
Wenn selbst des Fleißes rastlos Streben,
Ihm statt der Früchte, Dornen bringt:
Dann eilt' er hin zu ihrem Herzen;
Des Unmuths düst'rer Flor zerfällt, —
Die Welt vergißt er; ihre Schmerzen,
Denn sie, — das Weib — ist seine Welt.

Seht die Berge sinken nieder,
Durch die Fläche wall't die Fluth;
Schiffe ziehen hin und wieder
Und die wilde Woge ruh't.
Aus umgrünten Feldkapellen,
Hall't der Glocke Friedensgruß
Und die stillen, dunkeln Wellen,
Netzen bunter Rinder Fuß.

So ruhig — im erkornen Gleise,
Fließt sanft des Lebens Abend hin,
Die Friedenspalme winkt dem Greise,
Umschattet seinen frommen Sinn.
Er seh't im Kreise seiner Lieben,
Und segnet jedes theure Glied;
Schön ist die Saat emporgetrieben,
Die aus des Kern's Verwesung blüh't. —
Verronnen ist das heit're Leben,
Das sich um seine Seele wand,
Ihm winkt das Grab — und ohne Beben,
Tritt er an seinen finstern Rand.
Er glaubs, daß aus des Körpers Staube
Die ew'ge Seele aufwärts steigt
Zur bessern Welt, — und dieser Glaube,
Macht ihm den Tod so süß, so leicht.

Nun verrinn't die mächt'ge Welle,
In der Küste tiefem Sand:
Keiner, durch die reine Schwelle,
In das ew'ge Wogenland.
Und noch keiner kann ersinnen
Wo die Wassermasse bleibt,
Zu der tausend Ströme rinnen,
Und doch keiner abwärts treibt.

A. Daeves.

Ein Beispiel von dem Geschmack in der Dichtkunst aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts.

(Vom Senator Dr. Deneken.)

Der Bremische Secretair Johann Henrich Eggeling, welcher sowohl wegen der Liebenswürdigkeit seines trefflich gebildeten Charakters, als auch wegen seiner durch viele gelehrte Schriften documentirten gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen in hoher Achtung stand und als 74jähriger Greis im Jahre 1713 in Bremen starb, hatte von seiner frühesten Jugend an, das Bild des gekreuzigten Christus gern vor Augen und war zugleich ein großer Liebhaber von Blumen, vorzüglich von Tulpen. Sein Stiefvater — der Dänische Geheime Rath von Hagen ließ ihn deswegen so malen, daß er in der einen Hand ein Crucifix und in der andren eine Tulpe hielt. Ueber dieses Portrait setzte Eggeling folgende von ihm selbst verfertigte Verse:

Die Blum' und Crucifix war meiner Kindheit Lust,
Drum ließ der Vater sie mir beide malen an,
Zum Vorspiel, daß mir Kreutz nicht seyn wird unbewußt,
Doch auch nicht unversüßt durch meinen
Tulit-[πᾶν pan.] (d. h. Er hat alles geduldet.)

Eggeling hat auch verschiedene lateinische Gedichte verfertigt; unter andren eines in seiner historischen Abhandlung de statuis Rulandinis, worin er den Wunsch äussert, daß die Rolands-Säule auf dem Markt in Bremen so lange stehen möge, bis das Weltmeer von einer Ameise ausgetrunken und die Erde von einer Schnecke umkrochen seyn würde.

Bemerkungen, auf einer Reise von Hildesheim nach dem Brocken.

Im Jahre 1816.

Den 27sten über Hildesheim den Ühner Paß, Wendhausen, Hastenbeck, Gersdorf, Buttjenstädt, Raine, kleinen Elbe, Haberlade, Salzgitter, Liebenburg, kleinen Dören, Weddig, Wöllgerode, Fienenburg, Lahten, Appenrode, Stapelburg und Ilseburg, gelangte ich nach Wernigerode.

In Buttjenstädt hatten sich die jungen Leute, mit vielen Bändern geschmückt, zu einem lustigen Feste versammlet, das am Johannistag seinen Anfang nimmt, und unter dem Namen Hammeljagen mehrere Tage fortgesetzt wird. Sie waren artig genug auch mich einer ihrer Tänzerinnen vorzuführen, und so bescheiden, trotz allem Zureden, uns alleine tanzen zu lassen, leider ließ das schlechte Wetter mich nicht lange bei den fröhlichen Menschen verweilen, denn theils waren die Wege so ausgefahren und verdorben, daß man kaum aus dem Wagen steigen konnte, ohne bis über die Schuhe im Kothe zu gerathen, und theils wünschte ich am Abend in Wernigerode zu seyn. Die fröhlichen Gesichter, der heitere Charakter, die zuvorkommende Freundlichkeit, der herzliche Frohsinn, ist auf dieser Seite Hannover's nicht so selten, wie auf jener nach Bremen.

*

In Salzgitter läßt man sich die chemische Fabrik der Herren von Ungers Erben und von diesen auch die Gradierwerke zeigen. Beides bedarf eine ausführliche Beschreibung (die ich Ihnen mitzutheilen mich vorbehalte.) Die Raths-Schenke mitten im Orte am Markte, beherbergte mich nur einen Augenblick, da nach einigen Monaten ein längerer Aufenthalt mich zwingt, mehrere Tage zu verweilen, um die Sehenswürdigkeiten und nützliche Bemerkungen aufzeichnen zu können. Es kann dies nur in einer zusammenhangenden Reihe jenes große Interesse erregen, welches mit der Technologie, einem so nützlichen und angenehmen Studium, verknüpft ist.

Auf dem Gipfel einer der Höhen des Unterharzes ragt mit seinem Schieferthurme das Kloster Liebenburg hervor und bietet einen magischen Schauplatz dar. Mit stiller Ehrfurcht betrachtet man die neben dem Kloster stehenden alten Ruinen einer Warte, an der der Zahn der Zeit mehrere hundert Jahre schon genagt hat; spärlich siedelt sich in dem Gemäuer die Mauerraute und einige Moosarten an, und sagt uns: daß Zeit und Verderben, menschlicher Arbeit trotze. Mit ernster Bewunderung blickt man nach dem Giganten seiner Nachbarn, dem noch zum Theil mit Schnee bedeckten, in Wolken gehüllten Brocken, dann weidet sich das Auge an dem im Thale weiß blendenden mit Schnee überstreuten Amt Liebenburg, an den Flüssen, wie Silberfäden sich schlängelnd, an dem großen Crystallteich, der still und eben zum Fuße des Berges dem schönsten Spiegel gleicht, an den Thälern und Dörfern, an dem wogenden Fleiß seiner Bewohner, an Myriaden von goldenen Aehren, an jenen pittoresken Bildern des Unterharzes mit Laubholz, an denen des Oberharzes mit immer grünenden Tannen und Fichten, an denen des Vorbrocken, mit nie schmelzenden blendenden Schneemassen.

Dann kömmt man an das Kloster Wöltjerode, (zur Zeit der westphälischen Regierung, Besitz des) in Cassel errichteten jüdischen Sanhedrins, Präsidenten Jacobsen.

Er kaufte es als Domainengut für 160000 Thaler, und wird es gegen 150000 Rt. Abtrittgelder der hannöverischen Regierung wieder abgeben müssen: man sagt er beziehe seine Güter im Schwedischen. Manchen Beweis ausserordentlicher Herzensgüte hört man von ihm hier allenthalben erzählen, er hat sich als Wohlthäter den Armen ein bleibendes Denkmal gestiftet, und nimmt die Thränen der Nothleidenden mit sich. Christi Namen führet ihr.

„Gehet hin und thut desgleichen.„

Wenn man auf den Vorhof des Klosters durch ein einem Thore ähnliches Gewölbe gelangt ist, glaubt man ein Schloß mit prächtigen Nebengebäuden vor sich zu haben. Vor dem Hofe wohnt an der einen Seite der Wirth, auf der andern Seite Häuerleute, die zu dem Land- und Gärtnerwesen des Klosters gebraucht werden. In der Mitte eines runden Rasenplatzes gewahrt man ein allerliebstes Drathhäuschen für Vögel, die im Sommer ihren Aufenthalt in diesem Vogliére haben; hohe Pappeln beschatten es und grausteinene Pfeiler mit Ketten verbunden, beengen den Zugang. Die an solchen Gebäuden reiche Gegend hat keines so prachtvoll wie dieses mit seinen Nebenhäusern aufzuweisen; in den Letzteren wohnt zur Rechten der Verwalter und der Informator, beide sehr humane Braunschweiger; zur Linken, mit dem zur Rechten gleich gebauten, lebt die Dienerschaft. Es ist der Manuscripte und des Klosterarchivs Aufenthalt. Das Ganze ist im neusten Geschmacke gebaut, die Zimmer sind hell, geräumig, zum Theil

schön gemalt, oder mit vortrefflichen Kupferstichen und Oelgemälden behangen, die Ansicht nach dem Harze ist die imponirendste; ein großes Fernrohr versinnlicht die entfernteren, dem Auge entzogenen Gegenstände. Die Kapelle ist hinten heraus nach dem großen Garten zu, ganz der übrigen Bauart anpassend; der mit einer acht Fuß hohen Mauer umzäunte Klostergarten scheint die Aufmerksamkeit des vormaligen Besitzers auf sich gezogen zu haben, denn allenthalben sieht man Verbesserungen und Verschönerungen; eine Flur von Anemonen und Ranunkeln möchte wohl in Deutschland vergebens schöner und passender neben einander gesucht werden; die mannigfaltigsten Nüancirungen der Wechsel der Farben, sind so auf einander folgend, daß die Schattirung immer in die neue Farbe übergeht. Gurken waren im Mai schon groß genug, um gegessen zu werden, eben so Kirschen im Treibhause.

Schade daß von exotischen Gewächsen manches eine Wanderung angetreten hat, ähnlich der des Berggartens in Herrenhausen bei Hannover. So wie manches Schöne und Große durch die fremde Herrschaft, aus seinen Fugen gerissen wurde, so ist auch dies dem Freunde der Natur Angenehme und Schöne zerrüttet und verändert worden.

Auf einem ebenen Wege rollt es fort bis zur Fienenburg, wo man gewöhnlich in dem honetten Wirthshause einer Wittwe einkehrt, sich die ersten Forellen, oder Schmerlinge, geben läßt, und wenn man denn das Bemerkenswerthe in Augenschein genommen hat, nach der verödeten Tabelburg fährt. Schon in der Ferne zieht sie den Blick auf sich. Auf einer Anhöhe ragen die hohlen Fensterhöhlen mit Gestripp und Gebüsch bewachsen, in die Lüfte; wo einst der muntre Ritter mit blitzenden Augen die Ferne seines Gebietes maß, stampfende Rosse stolz den Gebieter nach der heimathlichen Burg trugen, ist nur noch der Name und einige Steine, den Platz der vormaligen Größe zeigend, übrig geblieben. Gräben und Wälle sind zu Gartenanlagen und zum Gemüsebau umgestaltet; der Amtmann, dem dies geschenkt wurde, hat einen schneckenförmigen Weg mit Stauden und Bäumen anlegen lassen. Oben sind einige Lauben und ein Gartenhäuschen, um die Aussicht bequem genießen zu können, angebracht. Neben der Ruine ist ein gleichfalls von ihm erbauter kleiner Backofen, und unter diesem geht von dem alten Gemäuer ein gewölbter Keller, der jedoch durch die Ausbesserung zum Gebrauch für den Winterbedarf von Früchten u. d. gl. recht gut erhalten ist. Das Dorf gleiches Namens ist unten, und in ihm wohnt auch der Amtmann.

Man nähert sich jetzt dem Hinterharze.

Das Brockengebirge ist fast 3 Meilen lang und 2 Meilen breit auf einem Flächeninhalt von 3¾ □ Meilen. Die Grafschaft Wernigerode, in der es liegt, zählt 12000 Einwohner mit 2150 Feuerstellen; die jährlichen Einkünfte rechnet man auf 200,000 Thaler. Der gewöhnliche Aufenthalt des Grafen Christian Friedrich ist das Bergschloß Wernigerode, es liegt fast 400 Fuß über der Stadt gleiches Namens. So wie ein Theil des Berges zu Häuser für die gräfliche Dienerschaft benutzt, ist ein anderer Theil zum Thiergarten, worin zahme Hirsche und Rehe waren, verwendet; man geht neben diesen einen bequemen Weg bis oben hinauf. Jedem Fremden der sich an den Hofkaplan, Herrn Kammerrath Schmidt wendet, steht der Zutritt zur Bibliothek und der schönen Aussicht offen. Erstere enthält ungefähr 30,000 Bände, worunter seltene Bibelsammlungen sind.

Das Gebäude selbst ist von Quader- und

Grausteinen aufgeführt, hat aber die Aussicht auf Wernigerode und den, Wernigerode einschliessenden, Bergen. Das Jennyhaus im Christianenthal, und die Eremitage, beides Lusthäuser der Gräfin, liegen äußerst angenehm, und werden häufig von den Spaziergängern besucht.

Die Stadt Wernigerode besteht aus 860 Häusern, 3 Kirchen, einer lateinischen Schule, dem Rathhause und 4 Krankenhäusern; sie liegt am Fuße des Schlosses.

Haupterwerb ist Bierbrauen, Branntweinbrennen, Holz- und Kornhandel. Die Häuser sind 2 bis 3 Stockwerk und mit vielem Holze erbaut. Die Straßen sind zu beiden Seiten der Häuser, unregelmäßig. Das Wasser fließt mitten durch und ist vor jedem Hause mit Steinen für die Fußgänger belegt.

Driebke oder Drübeck, hat anderthalb hundert Häuser, und ist der Sitz eines Fräuleinstifts, in welchem eine Schwester des Grafen Stollberg Wernigerode Aebtissin ist. Das Stift ist im Jahre 877 erbaut, hat zwei mit Schiefern gedeckte, durch ein Klosterdach verbundene Thürme, ein Amthaus, und einen zum Kloster gehörenden, mit einer ziemlich hohen Mauer umgebenen Garten, dessen Aussicht vorzüglich nach dem Schlosse Wernigerode schön ist. Den Namen soll es dreien, hier zusammenfließenden Flüssen, verdanken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die weißen Indianer.

Man hat neuerlich einige Entdeckungen in verschiedenen Gegenden von Amerika gemacht, aus welchen deutlich hervorgeht, daß vor Colombo's Entdeckung Europäer in jenem Erdtheile angesiedelt waren. Diese merkwürdige Erscheinung stimmt völlig mit den Nachrichten überein, die sowohl in den Liedern der Barden in Wales, als in den Schriften gelehrter Forscher in diesem Theile des brittischen Reiches aufbewahrt werden. Es geht daraus hervor, daß Madoc, der Sohn des Beherrschers von Wales, Llewen Gwynedd gleich nach seines Vaters Tode, wegen eines Streits mit seinen Brüdern, sein Vaterland im J. 1169 verließ, um das westliche Meer zu erforschen, und ein Land entdeckte, das er als sehr angenehm und bewohnbar fand. Nach einer Zeit, die zwar nicht genau bestimmt wird, aber volle zwei Jahre gedauert haben mag, kehrte er nach Walles zurück, wo er sich zehn Schiffe verschaffte. Der vortheilhafte Bericht, den er von dem neuen Lande gab, bewog 323 Männer und Weiber, ihn zu begleiten, um sich in jenen Gegenden von Amerika niederzulassen. Als sie einige Fortschritte in dem Anbau des Landes gemacht hatten, reizte die Neuigkeit von der Ansiedlung der Europäer die Neugierde der Eingebornen wahrscheinlich so sehr, daß sie von allen Seiten herbei strömten, und endlich so mächtig und gefährlich wurden, daß die europäischen Ansiedler sich gezwungen sahen, entferntere Wohnsitze zu suchen, und, wie man aus allen Nachrichten schließen kann, zogen sie an dem Flusse Mysore hinauf. Es ergiebt sich gleichfalls aus einer Nachricht, die sich in Caradoc's und Lancanfan's Geschichte von Wales findet, daß Madoc zum zweiten Male mit zehn Schiffen und einer großen Menge von Menschen aus Wales absegelte. Sie fuhren gerade nach Westen. Unter andern findet sich eine sehr umständliche Nachricht von Madoc's Fahrten in den Werken von Guttinn Lewen, so wie in den Werken des berühmten Barden Growny, die mit der in Hakluyts Reisen gegebenen Nachricht ziemlich einstimmig ist.

Als Colombo im J. 1492 Amerika ent-

deckte, fand er, wie es scheint, eine Art von christlicher Gottesverehrung unter einigen Eingeborenen, die wahrscheinlich durch Madoc und seine Begleiter war eingeführt worden. Auch stammten die Namen verschiedener Dinge aus der Sprache von Walek. — Montezuma sprach, als er Gefangener war: „Verwandte, Freunde, Landsleute! Ihr wißt, ich habe 18 Jahre als König über Euch geherrscht, als rechtmäßiger Abkömmling meiner Vorfahren, die vor mir herrschten. Wir stammen von einem Geschlechte, in fernen Landen, einer kleinen Insel im Norden, wo unsere Sprache und unser Glaube noch jetzt fortdauern. Ich bin Euch ein gütiger Fürst und Vater gewesen, und Ihr war't gegen mich treue Unterthanen und willige Diener. Erinnert Euch stets, daß Ihr von edlem Blute stammt, und Eurer Sippschaft Euch würdig zeiget, weil Ihr ein freies, tapferes Geschlecht seyd." Diese Nachricht fand man 1748 in einer spanischen Handschrift zu Mexico. Morgan Jones, aus Wales, war im J. 1660 unter den Indianern, und in seiner Lebensbeschreibung findet man folgende Nachricht von seinen Abentheuern: „Ich war auf einem der beiden Schiffe, die nach Süd-Carolina geschickt wurden. Als wir acht Monate unter großen Beschwerlichkeiten daselbst zugebracht hatten, reisete ich mit fünf Andern durch die Wildniß, bis wir das Gebiet von Tuscorara erreichten, wo wir als Kundschafter verhaftet, verhört und zum Tode verurtheilt wurden. Als ich dieß erfuhr, rief ich aus: „O Gott! hab' ich darum so viele Gefahren zu Wasser und zu Lande glücklich überstanden, daß ich nun fern von meinem Vaterlande so elend umkommen soll!" Einer der Beamten hatte diese Worte kaum gehört, als er auf mich zueilte, mich umarmte und in der Sprache von Wales sagte: Ihr sollt nicht den Tod erleiden, denn Ihr seyd einer von den Unsrigen. Er ging darauf zu dem Gouverneur und bewirkte unsre Freilassung. Wir wurden dem Gouverneur vorgestellt, und freundlich in den Städten aufgenommen, wo man uns viel Herzlichkeit und Gastfreundschaft bewies. Ich benutzte jede Gelegenheit, meine Muttersprache mit den Eingebornen zu sprechen, und predigte ihnen vier Monate lang wöchentlich dreimal.

Obige Nachricht wird bestätigt durch Benjamin Sutton, der einige Jahre unter jenen Indianern lebte, nachdem Morgan Jones nach Europa zurück gekehrt war, in der Absicht, einige seiner Landsleute zu bewegen, ihn nach Amerika zu begleiten, um die Indianer in dem christlichen Glauben zu unterrichten; aber er starb auf der Heimreise. Viele Andere, die unter jenen Indianern gelebt haben, versichern, daß dieselben das Andenken des Morgan Jones in hohen Ehren halten, und die Ankunft von einigen seiner Landsleute erwartet haben. Herr Binon aus Süd-Wales, der 30 Jahre in Amerika lebte und mit den Indianern Verkehr hatte, erzählt, er sey auf einer seiner Reisen mit fünf bis sechs Begleitern weiter als vorher westlich vom Mississippi gewandert, und habe ein volkreiches Land gefunden, dessen Bewohner die Sprache von Wales geredet. Ihre Wohnungen waren von Stein gebaut, und er fand verschiedene verfallene Schlösser und Kirchen. Ein gewisser Cadben Bowles erzählte dem noch lebenden gelehrten William Owen, er habe jene Gegend sehr wohl gekannt, wo die aus Wales abstammenden Indianer wohnen. Sie heißen Paducraid, d. h. weiße Indianer, sind sehr zahlreich, muthig und tapfer im Kriege. Er erzählte ferner, ein Eingeborner aus Wales, der von den Spaniern in Mexico gefangen und zum Sclaven gemacht worden war, hätte sich durch die Flucht in Freiheit

gesetzt, und durch die Wildniß das Gebiet der Paducaids erreicht, wo er sich unerwartet unter Landsleuten sah, und einige Zeit blieb. Auch Hr. Rankin, ein Geistlicher in Kentucky, ist der Meinung, daß ein solcher Volksstamm einige tausend (englische) Meilen von Kentucky, am Mysore wohne.

Der Verfasser obiger Nachricht, die wir wörtlich aus den neusten englischen Blättern entlehnen, setzt hinzu, daß die römischen Münzen und Bevestigungen, welche man nach neuern Nachrichten im Gebiete der vereinigten Staaten von Nordamerika gefunden habe, Spuren von Madoc's Auswanderung seyen und beweisen, wie er sich gezwungen gesehen habe, von einer Gegend zu der andern zu ziehen.

---

* Vorschlag zu einer besseren Gassenreinigung.

Nichts hört man jetzt häufiger und allgemeiner, als die Klage über den vielen Schmutz in den Strassen, und billig sollten im Frühjahr und Herbst, bei eintretender nasser Witterung, zweckmässigere Anstalten als die bisherigen getroffen werden, um die Strassen unserer Stadt reiner zu halten.

Den Haxsbewohnern kann man keinen Vorwurf machen, daß ihrerseits nicht die so zweckmässigen Anordnungen der Polizei befolgt werden, denn durchgängig ist vor allen Häusern der Straßenkoth vor 8 Uhr Morgens zusammengefegt, aber es fehlt dann gewöhnlich an Karren oder Wagen, um den zusammengehäuften Unrath sogleich fortzuschaffen; ehe diese erscheinen, sind, besonders in den Hauptstraßen, durch die sich mehrenden Fußgänger, Wagen, u. s. w. die Kehrichthaufen wieder zertheilt und können nicht in Original von denen bei vorgerückter Tageszeit erscheinenden Kehrichtfuhrleuten aufgeladen und weggeführt werden; der Schmutz bleibt den ganzen Tag liegen, verursacht den Fußgängern nicht blos Naserümpfen, sondern auch Kleiderbeschmutzen, und endlich am Abend, bei dem eben nicht sehr hellen Brennen der Laternen Manchem, ohnerachtet aller Vorsicht, wenigstens nasse Füße, — der dadurch für die Gesundheit entstehenden anderen nachtheiligen Folgen nicht zu gedenken.

Sehr zweckmäßig würde es daher seyn, wenn im Herbst und Frühjahr mehrere Karren und Wagen wie jetzt bereit gehalten würden, den Unrath wegzuführen; wenn die Führer dieser Karren (bei einer zu erlegenden Geldbusse im Nichtbefolgungsfall) den bestimmten Befehl erhielten, vor 8 Uhr Morgens mit ihren Karren in den Strassen zu erscheinen, um den Strassenkoth, sogleich wenn er zusammengefegt ist, aufzuladen und wegzubringen; und wenn jeder Hausbewohner seinen Hausmägden die Pflicht auferlegte, die Strassen vor seinem Hause, Morgens 7½ Uhr, bei nasser Witterung mit einem schmiegigen Besen zu kehren, um die Strassensteine nicht durch stumpfe Besen noch lockerer zu machen, wie sie jetzt gewöhnlich gepflastert werden.

Mit willigem Herzen würde dann ein Jeder gern zu den Kosten der Gassenreinigung und Erleuchtung beitragen, denn man wüßte, daß man für das zu diesem Behuf zu zahlende Geld auf reinlichen und hellen Gassen wandeln könnte.

---

* Epigramm an —

Willst von der Riesenschlange, der ungeheuren, ein Bild Du?
Blick in den Spiegel! es ist Edler Celte, Dein Selbst —
Sieh Du vereinst zum Bewundern den klugen Kopf mit dem schlechten
Falschen Herzen. — O sey! bist doch ein seltner Mensch. —

---

* Harmonika Koncert.

Mit obrigkeitlicher Genehmigung wird Mitwoch den 2. Oct. Abends 6 Uhr, im Saale der Union der rühmlichst bekannte Virtuose, Herr Hierling jun., auf der vollkommensten Glasglocken-Harmonika, mit Chorälen, Variationen und eigenen Phantasien, die Ehre haben, sich hören zu lassen. Der ungetheilte Beifall, mit welchem er an allen Orten beehrt wurde, läßt ihn auch hier einen zahlreichen Zuspruch hoffen, zumal da in öffentlichen Blättern zu Dresden und Hamburg, seine Geschicklichkeit und Präcision auf diesem vortreflichen Instrumente, und die Neuheit seines Vortrages, auch ohne Umdrehung der Walzen zu spielen, mehrmals gerühmt worden ist.

Entrée Billets sind täglich von Morgens 8 bis Nachmittags 4 Uhr in seiner Wohnung im Hotel Philadelphia Nr. 9 wie auch hernach an der Kasse zu 56 Gr. zu haben.

Auflösung der Charade in Nro. 95.

Waffenstillstand.

N: 97.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 3. December 1818.

* Ermunterung zur Freude.

Die Welt ist so herrlich,
Die Welt ist so schön,
Und ich sollte traurig
Durchs Leben hingehn?
Nein, ich will genießen,
Genießen will ich.
Genußreich verfließen
Die Stunden für mich!

Warum sollt' ich traurig
Auf dieser Welt seyn?
Der Schöpfer erschuf mich
Um mich hier zu freun.
O! komm holde Freude
Sey Freundin mir du,
Treu bleib' mir im Leide
Im Schmerz, bis zur Ruh.

Bleib' stets mir zur Seite,
Entfleuch nimmer mir,
Und führ' im Geleite
Die Tugend mit dir.
Wie selig, wie labend
Folgt ihr mir vereint;
Mein Genius am Abend
Des Lebens nicht weint.

Löscht er meine Fackel
Zufrieden dann aus,
Führt er mich ohn' Makel
Ins himmlische Haus.
So folg' ich ihm willig,
Und folge ihm gern,
Und freu' mich noch innig
Auf schönerem Stern.

Drum bin ich zufrieden,
Mit dem was Gott giebt.
Weiß, daß er hienieden
Als Vater mich liebt.
Hüpf' über die Dornen
Die oft der Weg beut,
Sie sollen mich spornen
Zu haschen die Freud'!

Ich pflück' auf der Reise
Des Lebens die Blum',
Und mach' sie mir weise
Zum Eigenthum.
Die Rose, das Veilchen,
Ich breche sie leid'.
Erfreu' mich ein Veilchen
Wie gestern so heut'.

Ihr Brüder! ihr Schwestern!
Kommt! thut mir's doch nach,
Dahin ist das Gestern,
Drum nützet den Tag
Wer weiß ob wir morgen
Noch froh können seyn.
Drum fliehet ihr Sorgen,
Du Freude! kehr ein.

*) F. L.

* Bemerkungen auf einer Reise von Hildesheim nach dem Brocken.

(Fortsetzung.)

Von Wernigerode bis Ilsenburg rechnet man 3 Stunden, wovon Driebek die Hälfte ausmacht. Der Weg ist bis jetzt ziemlich eben, wird aber bald uneben und holpericht, bis man durch eine Schlucht nach Ilseburg kommt.

Des Abends etwas spät, am Sonnabend, wie die Werkstätten der Arbeiter schon geschlos-

*) Obige eingesandte Reime (welche wir jedoch in verschiedenen Stroppen abgeändert haben,) scheinen die Erstlings-Versuche eines Jünglings zu seyn. Wir beweisen durch deren Aufnahme, daß auch aufkeimende Talente von uns nicht unbeachtet bleiben; bitten aber den Verfasser: die zarte Blüthe der Dichtkunst sorgsam vor dem Mehlthau des Dünkels zu bewahren und, wie ein geschickter Gärtner verher das Unkraut im Garten ausjätet, wenn Blumen-Freunde erscheinen, — bei seinen künftigen poetischen, für den Bürgerfreund bestimmten, Versuchen zu verfahren. d. R

sen waren, stieg ich im Gasthofe zur rothen Forelle ab, um mich einen Wegweiser zur Brokkenreise geben zu lassen.

Die Zeit meines Aufenthalts benutzte ich, das gewöhnlich im Sommer vom Grafen Stollberg Wernigerode, bewohnt werdende Vorwerk „den Marienhof" zu besuchen. Es liegt fast mitten in Ilseburg, neben dem Thiergarten und gräfl. Leininger Hof; beide gehörten zu einem Schloße, welches jetzt theils für die gräfliche Dienerschaft, theils zur Stüterei eingerichtet ist; eben so ist die Salpetersiederei eingegangen, da sie die Kosten nicht aufbrachte. Die Einwohner ernähren sich fast alle von den Eisenhüttenwerken. Neben dem herrschaftlichen Gasthofe ist ein Teich mit Forellen, woraus man das Pfund für 12 gute Groschen haben kann und womit man sich bewirthen läßt, ehe man die Tour nach dem Brocken macht.

Kaum ist man eine halbe Stunde von Ilseburg entfernt, so stößt man auf das größte Felsstück des ganzen Harzes, den Ilsenstein. Der Weg zum Brocken führt rechts vom Ilsenstein zu einem von einigen Granitstücken zusammengesetzten Sitze, von wo aus man den Anblick auf mächtig große Felsschichten genießt. An den abgerissenen Massen des Ilsensteins hangen stiefmütterlich und karg von der Natur unterstützte Tannen, und drohen mit ihrem Fuße herunterzurollen.

Mühsam erreicht man die Spitze, und schaurig blickt man vom Gipfel, der das Zeichen deutschen Gemeinsinns und deutscher Tapferkeit zum Andenken der Befreiung vom feindlichen Joche, das eiserne Kreuz mit den Namen der Gebliebenen, trägt.

Die Magnetnadel dreht sich hier plötzlich durch Osten nach Süden, also völliger Inversionspunkt der Nadel. Ob vielleicht starke Eisenadern diese Wirkung veranlassen? Im Betrachten des schauerlichen und doch schönen Anblicks von oben in das Thal, nach der Ilse, versunken, mahnte unser Führer zum Aufbruch, und erzählte während des Weitertrabens, daß hier die reiche Prinzessin Ilse einst ein Schloß gehabt habe, welches durch Eifersucht einer Fee, zum Fels geworden sey, aus dem die Prinzessin noch alle Jahre einigemale erscheine, und sich in der Ilse wasche; dann weiter wo das Paternoster, der Geberberg, die Kammer und das Karpenthal sey, daß ersteres die Kanzel der Pater; die Kammer, die Mitte von vielen Bergen umschlossen, und Letzteres der Aufenthalt großer, 3 Ellen langer Karpfen, gewesen und noch sey.

Auch zeigte er, wo früher ein Forstmann Spiegel sich zur Brunstzeit aufgehalten hatte, und hierzu ein Häuschen „die Spiegelslust" erbauen ließ, das verschlossen, und in seinen von Tannenästen verfertigten Wänden mit vielen Namen der Brockenbesucher beschnitzt ist.

Der Fußsteig ist von hier aus nur bei anhaltender trockner Witterung zu steigen, man muß daher fast immer den meist mit Quadern und hin und wieder mit Quarz und Holzstämmen überlegten Fahrweg passiren. In der Hitze erleichtert der Schatten der Tannen und Birkenbäume das Steigen außerordentlich.

Hier breitet die Natur einen bunten Teppich zu beiden Seiten des Weges bis an den Tatergang und gelben Brink aus; so üppig und verschwenderisch sich hier dem Botaniker ein reiches Feld öffnet, so karg wird sie auf jener Seite des Brinks; hier den kühlenden Schatten ewig grünender Fichten, Tannen und Birken, dort schneidende Winde und kahle Bergrücken; hier die Blumen der Pyrola, Anemone, Cynoglossum, Inula, Adoxa, Bidens, Arnica, Gnaphalium,

und so mancher andren, dort Schneeklumpen, und verstümmelte Vegetation, die zum Brocken geleiten. Im Jahre 1800 wurde das sonst sehr unbequeme, nur im Sommer bewohnt werdende Wirthshaus, abgebrochen (von dem noch einzelne Theile übrig geblieben sind) und auf der Friederichshöhe erbaut.

Gegen sieben Uhr nach vieler Mühe erreichten wir endlich die Spitze des Harzes, den Brocken, obgleich das Wetter ziemlich helle war, konnten wir doch den Untergang der Sonne nicht ganz in seiner Schönheit genießen, nur ein runder Feuerklumpen verschwand allmälig unsern Augen, um der Sichel des Mondes Platz zu machen. Der heftige, schneidende Wind dringt durch die wärmsten Kleider, und ließ uns nicht lange den Genuß der schönen Ansicht; doppelter Ersatz wurde uns am andern Morgen wie der Wirth um 3¼ Uhr zu jenem prächtigen Schauspiel, das auf dem Brocken der Hochgenuß aller ist, rief. Wie ein ungeheures Feuermeer entstieg es langsam dem Meere, um sich unsern beobachtenden Blicken in ihrer vollen Pracht zu zeigen. Nach und nach fing der Purpurklumpen sich mehr und mehr zu runden an, und entschwand da der Saum den blitzenden Strahlen, als schmaler Gürtel gewichen war. Mit ihrem Strahlenglanze kam sie jetzt zu leuchten euch friedlichen, frohen Bewohnern in den Thälern, und den ewigen Gesetzen der Natur folgend, segenbringend zu scheinen eurer Aussaat, eurer Erndte, eurem Schweiße, euren Hoffnungen, als sie sich vorher in dem Crystalle der Elbe gespiegelt hatte.

Allenthalben erblickt man vom Brockenhause Regsamkeit wo menschliche Hände bis jetzt ihre Betriebsamkeit hingewendet haben, um der Natur durch die Kunst den kargen Bedarf zum Unterhalt abzugewinnen, die Schlotte in Goslar, die Schmelzöfen in Clausthal, die Hochöfen in Andreasberg fangen an zu rauchen. Die Menge der Städte, Burgen, Flecken, die Spitzen der Thürme, die Zäune der Dächer aus entfernteren Gegenden, die Ruinen der Burgen und Schlösser entwickeln sich wie ein schönes Panorama, bis man bei hellem Wetter ohne bewaffneten Augen, die Wilhelmshöhe bei Cassel, den Petersberg bei Halle, das Schloß Ballenstedt — Schloß Mansfeld, das Schloß zu Gotha, die Thürme von Hildesheim, Wolfenbüttel, Helmstädt, Hannover, Erfurth, Braunschweig, das Kloster Drübeck, ꝛc. den Sondershauser Postenthurm, die Gleichen bei Göttingen, den Meißner im Hessischen, die Schneekoppe in Thüringen, sieht. Elbingerode, Hasserode, Wernigerode, Hassefelde und viele andere Oerter liegen nahe vor dem Fuße des Brockens.

Mancher bestieg den Vater der Harzgebirge, besuchte die Thäler und Höhen Hyrciniens, durchirrte die Grotten der Felsen, und schwelgte in den Schönheiten der Natur, aber keiner wird so gefesselt werden, als der vom Wetter begünstigt, den Reiz dieser mannigfaltigen Ansichten genießt. Jeder Deutsche, der Liebe für sein Vaterland hat, wird vom Erstaunen hingerissen werden, und im Bewundern der Schöpfung einen nie verlöschenden Eindruck, mit sich nehmen.

Man wandert nun von Klippe zu Klippe, von Felsblock zu Felsblock, von Stein zu Stein, auf dem obern Rücken der Friedrichshöhe, nach den beiden vom Wirthe angebauten Wiesen, besieht die Kühe des Wirths, geht nach den Mooren, dem Kellbrunnen, dem Waschhaus, dem vormaligen botanischen Garten der Harzpflanzen, dem Stalle, dem Schneeloche, u. d. gl. und findet allenthalben den Fleiß des Wirths verbunden mit dem edlen Bemühen des Grafen. Das Haus ist im Jahr 1800 vom jetzigen Gra-

*

fen Stollberg-Wernigerode erbauet, hat 12 Zimmer, von denen immer zwei und zwei durch einen Ofen geheitzt werden, besteht aus einem Stockwerk von 5 Fuß dicken Mauern, jede Stube hat ihre Art Sopha zum Schlafen, einen Tisch, einen Spiegel und 2 Stühle, und kostet täglich 1 Rt. Es steht 3300 bis 3400 Fuß über der Meeresfläche, ist ganz zur Bequemlichkeit der Reisenden eingerichtet und läßt nichts zu wünschen übrig, da fast täglich Lebensmittel durch Esel herauf gebracht werden. Treflich bekömmt gegen Abend der warme Ofen, und unterhaltend sind die Brockenbücher, in welchen Jeder vor seiner Abreise sich einzeichnet. Man findet da manchmal angenehme Bekanntschaft wieder. Man sieht Witz, Laune, Lob und Tadel, wechseln. Bald ist befriedigter Genuß, zum Lobe des Altvaters; bald unbefriedigter Lohn zum Tadel des grinsenden Eismanns geworden.

Schillers Monolog:

Auf den Bergen ist Freiheit!
Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht herauf in eure Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall
Wo der Mensch nicht hinkömmt, mit seiner Qual.

Und Fr. Guthsmuths Gelegenheitsstanzen,

Ein kalter Nebelschleier
Barg alles unserm Blick,
Und hielt zum Ofenfeuer
Anfänglich uns zurück,
Und nur vergebens suchten
Wir das gepries'ne Glück;
Voll übeln Mißmuths fluchten
Wir unserm Mißgeschick.
Doch es zertheilte leise
Der Wind das Nebelmeer
Und heller ward's im Kreise
Des Aethers rings umher,
Und lächelnd sank die Sonne
Hinab in stolzer Ruh,
Mit nie gefühlter Wonne
Sahn wir dem Schauspiel zu.
Ein himmlisches Entzücken
Belebte jede Brust;
Es strahlt' aus allen Blicken
Die reinste Himmelslust.
Hielt gleich an diesem Morgen
Ein Sturm und Wolkenkrieg
Der Sonne Pracht verborgen
Als sie dem Meer entstieg;
Genossen wir der Freuden
Doch heut auch manche hier
Drum Vater Brocken scheiden
Wir ohne Groll von dir.

sind recht allerliebst: Schade daß neben Fr. Guthsmuth und manchem andern großen Gelehrten, die oft seitenlangen Sudeleien, Zoten und Entstellungen, in demselben Buche geschmiert sind.

Die Namen eines Volkregierers, Friedrich Wilhelms, sind von fremden Gewalthabern herausgerissen, und diese (Westphalens König und andere) wieder von Preußens Söhnen; so ist manche Lücke in den Brockenbüchern entstanden. Der Wirth Gerlach ist ein äußerst gesprächiger und unterhaltender Mann, der einem die Zeit recht gut auf dieser abgesonderten Höhe, zu vertreiben weiß. Krank versichert er mit den Seinigen noch nie hier oben gewesen zu seyn, die blühende Gesundheit der Seinigen spricht ganz für die Wahrheit.

Ehe man weggeht, bringt das Mädchen Jedem einen Brockenstrauß von der Preußelbeere, der Hexenanemone, der Kronsbeere, der Heidelbeere, u. a. in ein Bändchen zusammengebunden, auf einem Teller, wofür man einige Groschen Trinkgeld giebt.

(Der Schluß folgt.)

---

*Wunderdinge.

Nach dem Rückmarsch der Franzosen aus Rußland und bei deren Ankunft in Frankreich, predigte ein Kapuzinerüber die Wunder, welche

man noch täglich in der Welt vor Augen sähe, und sagte: Meine Brüder, ihr erstaunt über so viele Dinge, wo man es grade nicht erwarten sollte, und eine Menge anderer rühren euch nicht, von denen ihr mehr Vortheile zieht. So bewundert ihr zum Beispiel die Sonne, und achtet weit weniger den Mond — und doch leuchtet euch dieser des Nachts, und die Sonne nur am hellen Tage, wo es ohnedies helle genug ist. Hätte euch die Sonne an der Bereszina des Nachts gehörig vorgeleuchtet, es würden Tausende von diesem Gewässer nicht so übermäßig viel getrunken haben und dadurch umgekommen seyn.

.....r.

---

* Reflexionen über einige Zeitungs Artikel.

Der glaubt's nicht!

Im Hamburger Correspondenten vom 24ten November 1818 wird aus Paris vom 14. November folgendes angeführt:

Der Moniteur enthält einen merkwürdigen Artikel aus Commercy über die Freude welche der Abzug des dort gelegenen fremden Regiments unter den Einwohnern verursachet habe, die sich aber bei allen dem mit einer Ruhe betragen hätten, die einer großen Nation würdig sey. „Wenn, heißt es weiter, die fremden Schaaren, „welche unser Land, unsere festen Plätze und unsere „Gränzen besetzt hielten, aufgelöset und besiegt vor „dem Schwerdte unserer Krieger geflohen wären, so „wäre dies eine Sache, an die wir durch den Muth „unserer Heere zu sehr gewöhnt sind, als daß es „sich der Mühe verlohnte, sich darüber zu wundern „oder weiter daran zu denken; aber daß Europa „selbst vor dem friedlichen Frankreich die Waffen „senkt, diese feierliche Huldigung, welche man der „tiefen Weisheit unsers Königs, der Geschicklichkeit „seines Cabinets, dem festen Gang unserer Verfas„sung und der edlen Haltung der Nation dadurch „bringt, ist ein glorwürdiger Triumpf und ein „sicherer Bürge unserer künftigen politischen Stel„lung."

Wenn wir uns den Moniteur wie einen Gasconier — z. E. als Herrn von Kraik im Lügner und sein Sohn — neben einem Deutschen Leser stehend, personificirt gedenken, der sich mit dem Ausruf: — Der glaubt's nicht! — an sein Publikum wendet; so ist dies zwar eine komische, aber doch edle Haltung des Mannes von der großen Nation. Aber, Gasconier! bedenke doch, daß es einem Menschen, der noch vor kurzem im Begriff stand zu ersticken und nun so eben anfängt frische Luft zu schnappen, nicht geziemet eine solche kecke Sprache zu führen wie die so eben vernommene ist!

Was eure künftige politische Stellung anbetrifft, Nun! so wird solche etwas gebückt, mit starrem Blick auf unsere zahllosen Bajonette hinblickend, in guter Haltung seyn. Aber welch' eine Faselei ist es „wenn die Schaaren, wel„che euer Land besetzt hielten, aufgelöset und besieget „vor den Schwertern eurer Krieger geflohen wären; „so wären dies Sachen woran ihr schon lange ge„wöhnet wärt." — Habt ihr diese böse Angewöhnung vielleicht aus Egypten, Moscau, von der Bereszina, Leipzig oder Waterloo mitgebracht? — Ei! Ei! — bedenket aber, daß Gewohnheiten wie z. E. das Lügen, nicht unterbrochen werden dürfen, wenn es Angewohnheiten bleiben sollen.

Die naive Erzählung: „daß sich die Einwohner von Commercy während der Anwesenheit eines fremden Regiments mit einer Ruhe betragen hätten, welche einer großen Nation würdig sey," ist rührend; wenn z. E. ein Verbrecher mit den jetzt so sehr beliebten Daumschrauben und gefesselt vor den Richter geführet w... [illegible]

trägt er sich gewöhnlich mit einer Ruhe, die seiner würdig ist, und man kann dreist ausrufen: das glaubt er! — Aber daß Europa für euch die Waffen senke und euch huldige, kann nur ein Herr von Kraik als Lügner in der Comödie sagen, und was eure tiefe Weisheit, Geschicklichkeit, edle Haltung und glorwürdige Triumpfe betrifft; so erzählt das einmal unserm großen Deutschen Blücher, und ich wette, ihr werdet ausrufen müssen: „Der glaubts nicht! —

Blühe liebes Veilchen.

Gewiß freut sich jeder Blumen-Liebhaber und Liebhaberin recht herzlich, wenn das liebe anspruchlose Veilchen, wie es jetzt sogar im späten Herbste, in einigen Gegenden Frankreichs der Fall seyn soll, zum Vorschein kommt und blühet. Ob man sich aber über das Blühen einer anerkannten Spitzbuben-Kolonie, eben so freuen dürfe, wie es nach einer in der Bremer Zeitung vom 27ten November aus London vom 20ten November datirten Nachricht — welche also lautet:

„Nach Briefen aus Neusüdwallis vom 16ten „Mai wird diese interessante Kolonie immer „blühender. In Port Jakson waren 5 Schiffe „mit Verbrechern wohlbehalten angekommen.„ —

in England der Fall zu seyn scheinet; — muß wohl billig dahin gestellet bleiben, zumal da man aus öffentlichen Blättern von mehreren, an Ort und Stelle gewesenen Botanikern weiß, daß in jenem blühenden Garten die mehrsten aus England ankommenden Pflanzen noch immer garstige Stinkblumen liefern. Vor der Hand wollen wir uns also hier zu Lande immer freuen, wenn das liebe Veilchen blühet, nur nicht über jene ausgejäteten Stinkmichel.

Die Seelenwanderung.

Im Hamburger Correspondenten wird in einem Schreiben aus London erzählt: daß ungefähr 1400 Frauen französischer Abkunft mit 1800 Kindern der Armee gefolgt und nach England gewandert wären. In der Bremer Zeitung vom 27. November wollen nach einer Nachricht aus Paris vom 20. November, die Franzosen eine Auswanderung so vieler liebenswürdigen Französinnen, welche dem rauhen Engländer, der nur mit dem Schwerdt dreinzuschlagen und Plumppudding zu verschlingen verstände, gefolget wären, nicht eingestehen; sondern behaupten: es wären höchstens ein Dutzend Subjekte von schlechter Konduite gewesen.

Daß also doch eine Auswanderung bei dieser Gelegenheit Statt gefunden habe, scheint ausgemacht zu seyn, und die Franzosen können Recht haben, daß es nur bei ihnen einheimische gemeine Palais-Royal-Seelen gewesen wären welche dem Geruche des Plumppuddings nachgezogen.

Die Raubvögel.

Nach einer ebenfalls kürzlich in öffentlichen Blättern mitgetheilten Nachricht, will ein Capitain nahe am Nordpol eine bisher unbekannte Menschenart, Esquimaux genannt, entdeckt haben. Diese unglücklichen, vielleicht auch glücklichen Naturmenschen gaben den Schiffen, welche sie für große Raubvögel hielten, Zeichen, vermuthlich als wenn man Sperlinge von den Kirschbäumen jagen will, daß sie davon fliegen sollten, und fleheten in ihrer Unschuld nachher sogar die Schiffsmannschaft als überirdische Wesen an, wobei sie zugleich den großen Mastbaum, wie wir eine geliebte Person, inbrünstig umarmten. — O, ihr guten Kinder der Natur! ihr hattet so unrecht eben nicht, jene Schiffe für Raubvö-

gel und den Mastbaum für gefühlvoller als manchen Menschen zu halten; denn wenn euch das traurige Schicksal der ebenfalls gutmüthigen Peruaner und ihrer Inkas bekannt wäre, welche von den Spaniern, die unter Cortez, Allmagro Pizorros und fanatischer Mönche Leitung aus ihren Schiffen wie die Raubvögel ans Land kamen, nicht allein zerfleischt, sondern noch durch mitgebrachte, eigends dazu abgerichtete große Hunde, zerrissen und vertilget wurden; — so ist eure Meinung, daß es nur Raubvögel aus dem Monde wären, noch viel zu milde bezeichnend, und das Anflehen solcher civilisirten Metallmenschen unseres Erdtheils, als überirdische Wesen; die aber leider so leicht wie die Spanier in Peru, eingefleischte Teufel und Raubthiere werden können, zeigt eure gutmüthige Unwissenheit auf eine höchst rührende Art. Haltet sie ferner immerhin für Raubvögel und verscheuchet sie von euren friedlichen Hütten so lange ihr könnet: denn wenn sie euch auch nur die bei uns so allgemein beliebten Kuhpocken bringen; immer ists ein Gift, das ihr sonst nicht kanntet, und dahero auch kein Surrogat braucht.

.....r.

---

*Bemerkungen über den Vorschlag, die Straßenreinigung zu verbessern.

Das Fegen der Straßen des Morgens um 7½ Uhr statt 8 Uhr und eine Vermehrung der Kehrichtwagen, dürfte dem Uebel wenig abhelfen, denn es ließe sich schwerlich die Einrichtung treffen, daß die Wagen an allen Orten gleich zum Einladen bereit wären, wenn der Koth zusammen gefeget worden, und derselbe würde an mehrern Stellen, doch auseinandergetreten oder gefahren werden, welches auch das eine halbe Stunde frühere Fegen nicht verhindern würde; zu einer besseren Reinigung würde schon vieles beitragen, wenn jedem Hausbewohner ein gewisser Platz auf der Straße angewiesen würde, wo der Unrath zusammen gefeget werden müsse, damit nicht, wie jetzt, der eine Kothhausen mitten auf der Straße, der andere an der Seite liegt, und die Wagen das Auseinanderfahren desselben vermeiden könnten, welches den Wagenführern sowohl, wie auch dichte Wagen zu haben zur Pflicht gemacht werden könnte.

Recht hat der Verfasser was er über das jetzige schlechte Pflastern der Straßen sagt, denn gewöhnlich werden die Steine nur locker gelegt, und um mit wenig Steinen einen großen Raum zu bedecken, solche — wenn sie glatt sind — glatt gelegt, da sie kantig stehen müssen, wenn das Pflaster dauerhaft seyn soll. Die sogenannten Schnappers müssen zerschlagen oder weggeworfen werden. Durch das Erhöhen der Straßen, sind viele Gassen tiefer geworden als vorhin, weil man die alten Wasserleitungen beibehalten wollte. Die Gassen sind überdem in der Altstadt viereckigt, — in der Neustadt sind sie diesen Herbst sehr verbessert, — eine Form welche sich der Reinigung entgegensetzt. Zweckmäßig dürfte es seyn, wenn ein Sachkundiger die Straße invellirte, (nach der Blei oder Wasserwaage abmessen) und dem zufolge der Wasserablauf bestimmt wurde. Die Gossen brauchten alsdann nur flach gepflastert zu seyn, und könnten wenigstens an der Straßenseite Mollenförmig gemacht werden. Diese Einrichtung würde viel zur bessern Reinigung der Straßen beitragen; denn nicht allein läuft das Wasser besser ab, sondern die Gassen reinigen sich selbst, und können leicht gereiniget werden, welches letztere bei der jetzigen Einrichtung unmöglich ist.

Wie viel eine solche Einrichtung auch zur Erhaltung der Gesundheit beitragen würde, brauchen wir nicht zu erwähnen, da es jedem Hiesigen bekannt ist, welchen unerträglichen Geruch die Gossen, besonders im Sommer, verbreiten, vor allen dann, wenn Versuche zur Reinigung gemacht werden.

---

* Buchstäbliche Copia eines Umlaufschreibens.

Auf Befehl des Herren Landes-Herrn, müssen alle Inträsenten des Redfelds Flet, und staudieck, gegen dem Donnerstag dem 19. November dieses Monats im Guten und un Tadelhaften Stande gemach werden die seumhaften werden bey Militerrische Eccuschon beigetrieben werden. (Unterz.)

Frerk Krop und Johann Denker
als Debentierte.

Von Haus zu Haus.

---

* An das — Epigramm.

— Weißt nicht einmal was Celte ist; doch dein Gedicht,
Sprüht Feuer und Flammen, und wärmet doch nicht;
Ist alles ersonnen, und — doch kein Gedicht.

Klinkicht.

* Charade von drey Sylben.

Wenn das wildbewegte Leben,
Daß du's kaum mehr trägst, dich drückt,
Keine Freuden dich umschweben,
Hoffnung selbst dich nicht beglückt;
Wenn des Unmuths schwarzer Schleier
Sich um deine Schläfe webt
Und der Freude göttlich Feuer,
Deine Brust nicht mehr belebt:
So stehst in der Ersten Stille,
Du die langerwünschte Ruh';
Denn des Leidens bittre Fülle,
Deckt sie sanft und freundlich zu.

Bei dem kreisenden Pokale,
In dem Tempel, auf der Flur,
In der Hütt', im Marmorsaale,
Ueberall in der Natur;
Da, wo lauter Jubel lebet,
Wo die Schwermuth klagend singt;
Wo die Andacht sich erhebet
Und der Geist empor sich schwingt,
Nennen sich die letzten Beiden,
Und erfreuen dir das Herz;
Reichen Balsam deinen Leiden,
Machen sanfter deinen Schmerz.

Und das Ganze? — Eine Klage
Ist's, die dir das Herz zerbricht,
Wenn im engen Sarkophage,
Einer deiner Lieben liegt.

A. Daeves.

Das Hanseatische Taschenbuch für das Jahr 1819 wird in dieser Woche die Presse verlassen, und schmeichle mir den resp. Theilnehmern mit Druck und Papier zu genügen. — Es enthält ausser der richtigen Berechnung des Kalenders, Kalender der Juden, Handelsangelegenheiten, Direction des Fuhrwesens, Vergleichung von Maaßen und Gewicht, Wechselcours zwischen Bremen und Hamburg, Verzeichniß sämtlicher abgehender und ankommender Posten, Oeffnung, Sperre und Schluß der Stadt-Thore, Auf- und Untergang der Sonne, Tageslänge und einen alphabetischen Wegweiser durch alle Straßen von Bremens. Der Einband wird verschieden, in ächt Maroquin, Marmorirten Leder und Maroquin-Papier mit einer Schiefertafel und gutem Bleistift und Tafelstift besteckt, geliefert. Sollten noch einige Freunde die Auswahl des Einbandes und den Namendruck mit goldenen Buchstaben auf dem Umschlag wünschen so bitte ich sich gefälligst in meiner Wohnung am Dom Nro. 2. zu melden.

G. Jöntzen

N: 98.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 6. December 1818.

Bemerkungen auf einer Reise von Hildesheim nach dem Brocken.

(Beschluß.)

Befriedigt unsern Wunsch erreicht zu haben, trabten wir wieder am Abend dem Ufer der Ilse zu. Man kommt zwischen Bergen die ringsum ein leeres Thal umkränzen, das Echo genannt, von welchem der Schall zurück geworfen wird. Zur Linken vom Brocken sind mit Tannen und Nadelholz bewachsene Anhöhen und Felsen, zur Rechten, hinter dem kleinen Brocken, kömmt die Ilse hervor.

Ueber einem mit Steinen belegten Fahrwege, gelangt man an den ersten bedeutenden Fall der Ilse, wo sie sich von ungeheuren Felsenstücken und Steinbrüchen hinabwälzt. An der einen Seite läßt sich bis zum Falle herabsehen, und ein langer, zum Sitzen bequemer Stein ladet den müden Wanderer ein sich hier niederzulassen. Doch hat man nöthig mit Vorsicht hinabzusteigen, weil eine leichte Eisdecke von der außerordentlichen Kälte beständig als Kruste auf den Steinen liegt.

Der Zweite, ein mächtiger Strudel von Millionen Tropfen zu einem Ganzen gebildet, windet sich zwischen kolossallen Granitblöcken zum schäumenden Giesbach. Aus murmelnden Quellchen, aus rieselnden Bächen ist seine Größe erwachsen und die reissende Kraft geworden, welche das Getreide vieler Mühlen, den Erwerb der Thalbewohner unterhält. Den Zuschauer, der sich dem Falle zu sehr nähert, durchnäßt ein feuchter Nebel, der Staub zerschollener Tropfen, der Dunst zerprallter Feuchtigkeit. Mit starkem Getöse drängt sich der Strom durch die großen Steinblöcke, und rauscht immer neben dem Wege als Begleiter; bald zur Rechten, bald zur Linken geht man über Brücken und Stege von Tannenästen, und folgt immer ihrer Bahn bis Ilsenburg, wo sie die Gebläse der Oefen und Kupferhammer in Bewegung setzt.

So todt und still Ilseburgs Poch- und Hammerwerke am Sonnabend Abend gewesen waren, so lebendig und lärmend bewillkommnete schon in der Ferne, heute am Montag Morgen das Feuer der Hochöfen, die Gluth der Frisch-

heerde, das Pochen der Blankhämmer, das Klappern der Drathhütten, das Gerassel der Sägeschneiden und das Getöse der Kupferhämmer. Das regsame Leben eines dieser Drathzüge setzte zwölf Zangen in Thätigkeit.

In dem obern Raume einer Wassermühle, gleichsam auf dem Boden des Gebäudes ziehen diese Zangen den Drath immer durch kleinere Löcher einer Stahlplatte, bis sie die bestimmte Dünne erlangt haben. In dem untern Raume pochen die Hämmer dasjenige gleich und eben, was in dem Obern von den Zangen höckerig ausgedehnt seyn möchte.

In den beiden Hochöfen werden wöchentlich 400 Centner Roh- und Gußeisen ausgeschmolzen. Die Procedur dieses Schmelzens, die Vorrichtung der Oefen, die Bearbeitung des Gußeisens bedürfen einer eignen Abhandlung.

„Hier nähren früh und spät den Brand
Cyclopen mit geschäft'ger Hand,
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält es Felsen zu verglasen.
Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier,
Das Mühlrad von der Fluth gerafft,
Umwälzt sich für und für;
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Tackte pocht der Hammer Schlag
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Bald ist man geschieden, hoch in den Lüften, von dem Getümmel der Erde; bald ist man getrennt, tief in der Erde, von dem Gewühle der Menschen; am stärksten glaubt man dies in der Baumannshöhle am Rübelande zu empfinden.

In dem Wirthshause gleich vorne an, zeigt ein großes Schild den Namen des Führers und die Sehenswürdigkeiten der Höhle. Er begleitet mit Lampen bis zur Oefnung, wo jedem eine derselben, ein schwarzer Kittel und eine Bergmannsmütze zum Ueberziehen gereicht wird. Anfangs scheint die Natur der Kunst nachgeahmt zu haben; auf einigen Säulen ruhet ein Gewölbe von Marmor, Basalt und Granitschichten, (ähnlich dem einer Kirche), bald ist es etwas verengter, bald hat es eine Höhe von 20 bis 30 Fuß, bis es endlich 50 Fuß vom Einsteigen — so niedrig und schmal wird, daß Becker, der Führer, eine bequeme Thür mit einem Schloße anbringen konnte. Von hier aus tritt man in die erste Höhle; das Gewölbe erweitert sich wieder und wird zu 36 Fuß Höhe und eben so viel Breite, manchmal tröpfelt schon Stolnklit herab und erhärtet, doch hat er noch keine regelmäßige Figur in derselben angenommen. Bald in feuchten, bald in trockenen, bald in kleinen, bald in großen Oefnungen und Gängen, kommt man an den zweiten Eingang in der schon vom Cicerone viele Aehnlichkeiten z. B. mit einem Zuckerhut, einem Frosch, dem Orgelwerk, der Hand, der Kanzel, dem Taufstein gefunden sind; auf einer langen schlechten Leiter mit dünnen Sprossen zwängt man sich in die dritte Höhle, wo die Cesonde und die klingende Säule die größte Aufmerksamkeit verdienen, erstere ist rechts an einem hangenden Felsstück, Orgelpfeiffen ähnlich neben und hintereinander angesetzt, letztere ist ein 8 Fuß hoher, unten 4 in der Mitte 5 und oben 3 Zoll im Durchmesser haltender isolirt stehender Cilinder, der beim Anschlagen mit einem Steine oder Hammer, einen einer Glocke ähnelnden dumpfen Ton von sich giebt. Beides sind nach und nach aufgetröpfelte Stalaktiten. Unser Führer erzählte wie er sich vom weil. König von Westphalen Hieronimus erbeten habe nicht zu stark

auszuhohlen, indem sonst die Zierde der Höhle leicht beschädigt und der Klang der Säule vernichtet werden könne. Im 4ten Eingang, zu dem man ebenfalls mit einer beschädigten Leiter fährt, ist ein Becken, in dem beständig reines klares Wasser enthalten ist. So hat die Höhle 6 Eingänge, zusammen 750 Fuß haltend.

Schauer ergreift gewiß Jeden in dieser Einöde, die nur von dem dumpfen Geräusch des herabträufelnden Tropfsteins und vom wiederhallenden Tone des Echo's der Fußtritte unterbrochen wird. Bewundernd staunt man das außerordentliche Geschäft der Natur und in ihm die Allmacht des Schöpfers an. Die Grotte selbst zeugt von einer außerordentlichen Revolution unsers Planeten, aus der die Einzelnheit dem Menschen ernstes Nachsinnen abzwingt.

Ein ähnliches Gefüge ist die Bielshöhle, so wie erstere ihren Namen von einem Bergmann Baumann, der sich zu weit in dieselbe wagte und sein Leben verlor, erhielt, verdankt diese dem Götzen Biel, dem zu Ehren auf derselben Opfer gegeben wurden, wovon noch Stellen übrig zu seyn scheinen, ihren Namen. Sie ist durch den Führer Schienemann so gangbar gemacht, daß man 12 Gänge zusammen 640 Fuß in ihr passiren kann. Die Einbildungskraft malt sich in dieser wie in jener die Formen des Tropfsteins, und wird allenthalben in diesen todtenstillen Grabeskluften Aehnlichkeiten auffinden. Die Hallen und Gewölbe sind aber nicht so schön und letztere nicht so geräumig wie in der Baumannshöhle.

Hat man die Stelle gesehen, wo der Götze Biel gestanden hat, so kehrt man in Beckers Schenke zurück, wo ein frugales Mal auf uns wartet, ich traf es glücklicher Weise daß Forellen und Schmerlinge während unsrer Abwesenheit gefangen waren. Nach einem Gerichte dicker geronnener Schaafmilch mit Brodkrumen, ließ ich mich die erstere bei einem Glase Wein recht gut schmecken, die letztern wurden in Moos verpackt und mitgenommen: dann ging ich der Bode entlang nach dem Neuwerk, eine halbe Stunde vom Rübelande, wo eine Marmormühle, ein Glanzhammer, eine Schneidemühle, und einige Wohnungen für die Arbeiter sind. Der Bruch des roth und schwarzgeaderten Marmors, welcher hier verarbeitet wird, ist zwischen dem Rübelande und Neuwerk auf der andern Seite des Flüßchens, er ist schön geadert und schattirt, manchmal finden sich allerlei Petrefakten in ihm, so wie in seiner Nähe viel Magnetstein ist. So wie auf der einen Seite der Marmor gesägt ist, kommt er auf der andern Seite zur Schleiffe, wird mit Sand und Schmergel abgerieben und dann polirt, die fertigen Stücke werden nach der Blankenburger Faktorei geschickt, und von dort aus die weitere Versendung betrieben. Der Quadratfuß eines Zolles Dicke kostet 18 Sgr. festgesetzte Taxe. Ein Monument welches von einer Amtmännin in Halberstadt bestellt worden, bewieß daß der Bildhauer eben kein großer Künstler sey, aber doch als Solcher bezahlt werden zu müssen glaubte, denn er forderte nicht weniger als 500 Thaler für dasselbe.

Das Kreuzborner Wasser treibt gleichfalls eine Sägemühle und auf Raeinen zu der Marmormühle gebracht, setzt es eine kleine Tabaksdosenmühle in Bewegung, deren Getriebe mit den Schleifgängen in Verbindung steht. Eine solche Dose von Marmor kostet zwei Thaler. In einem Glanzhammer ließ ich mir eine Schaufel machen, und die Verfertigung der Beile zeigen. Es ist kaum begreiflich mit welcher Schnelligkeit das Eisen zu dieser Form gebracht wird, kaum 15 Minuten so war ich durch einen Mann mit beiden befriedigt. Mein Er-

*

staunen erfreute den guten Alten eben so sehr, wie mich die Befriedigung meines Wunsches.

Dann ging ich in dem romantischen Thale wieder nach dem Rübelande zurück, das aus 51 Häuser, zwei Faktoreigebäuden und einigen Hochöfen, in denen viele Oefen gegossen werden, besteht.

Die Häuser sind theils mit Schindeln theils mit eisernen Ziegeln belegt, letzteres ist seit einigen Jahren eingeführt und soll leichter und wohlfeiler seyn. Auf den Höhen klettern Ziegen und Pferde, die von Treibern bewacht werden, in der Bode spielt die Forelle und auf dem heißen Kieselgrund freut sich der Schmerling.

Zwischen dem Rübelande und Wernigerode liegt im Thale Elbingerode mit seinem Amte, dessen Gebäude zum Theil drei Stockwerk hoch sind. Um zehn Uhr Abends war ich wieder in Wernigerode.

....l. F.....r.

---

*Die Kleinodien.

An schönen Frauen und Mädchen werden Kleinodien mancherlei Art, theils äußerlich, theils verborgen und am Herzen bewundert, dahero sind sie auch den Nasch- und Diebereien der Männer mehr ausgesetzt als es umgekehrt der Fall ist. —

Heinrich IV schlug den Herzog von Joyeuse aufs Haupt, der sein Leben selbst in der Schlacht einbüßte. Man überbrachte dem Sieger die Kleinodien, die man diesem, in Ueppigkeit versunkenen General abgenommen hatte; Heinrich wies sie aber zurück, und sagte: „Nur Frauen und Komödianten geziemet es, sich mit Kostbarkeiten zu schmücken.“

Alphonso, König von Arragonien, war mit mehreren seiner Höflinge zu einem Juwelier gegangen, in dessen Laden des Juweliers schöne Frau die Honneurs machte, um Kostbarkeiten zu besehen. Kaum hatte er das Gewölbe wieder verlassen, als der Kaufmann ihm nachgelaufen kam, und sich bitter darüber beklagte, daß so eben seiner Frau ein Kleinod von großem Werthe entwendet sey. Der König kehrte schnell wieder in den Laden zurück, ließ ein Gefäß mit Mandelkleie, womit Kleinodien öfters gewaschen oder gerieben zu werden pflegen, bringen, und befahl, daß jeder von den Höflingen die Hand geschlossen hineinstecken und ganz offen wieder herausziehen solle. Er selbst that dies zuerst. Nachdem dies von Allen geschehen war, hieß er dem Juwelier das Gefäß auf dem Tische umstürzen, und siehe da! — das Kleinod oder der diamantene Ring fand sich.

.....r.

---

*Henkers-Dienste.

Ei zum Henker! Geh' zum Henker! — sind, wiewohl eben nicht ganz feine dennoch Sprich- und Schelkworte die nur noch Gang und gebe sind. Daß man aber Jemand von Amts- und Rechtswegen befehlen könne: werde ein Henker; — ist Gott sey Dank! jetzt nicht mehr Mode. Daß dem aber ehedem also gewesen sey, zeigt die folgende, den Charakter der Vorzeit bezeichnende factisch wahre Geschichte.

Ein Breslauischer Bürger, Namens Johann Rintfleisch, machte im Jahr 1478 eine Reise nach Polen. In der Stadt Plocz wurde ihm eine beträchtliche Summe Geld im Wirthshause gestohlen, aber er war so glücklich oder unglücklich, den Dieb ausfindig zu machen und brachte ihn vor Gericht. Der Rath zu Plocz sprach hierauf folgendes beinahe unglaubliches Urtheil:

„Es ist gewiß, daß wenn Jemand den „andern eines Diebstahls oder sonst eines To„desverbrechens wegen gerichtlich belangt und „der Angeklagte zum Tode verurtheilt wird, „in Ermangelung eines Henkers, der Kläger „selbst die Execution vollziehen muß, wenn er „nicht Gefahr seines eigenen Lebens laufen „und der Strafe der Wiedervergeltung sich „aussetzen will." V. R. W.

Dem zufolge ward dem ehrlichen Johann Rintfleisch aufgegeben, den Dieb selbst zu hängen, weil kein Scharfrichter im Orte sey. Umsonst versuchte der Arme, durch die Zurücknahme des ganzen Processes, durch den Verlust der ganzen Summe, und durch das Versprechen, dieselbe doppelt zu entrichten, der gefährlichen Aufgabe zu entgehen, man bedeutete ihm, daß er sich entweder von dem Diebe, der sich ganz bereitwillig dazu fand, hängen lassen oder ihn selbst hängen müße. Es blieb ihm keine Wahl und er verrichtete die That; aber kaum war er nach Breslau zurückgekehrt, als ihn der Kummer über eine Handlung, die ihn unschuldig mit Schimpf und Schande belastete und von der Gesellschaft der Menschen ausschloß, tödtete. Damit war nun die Sache aber noch lange nicht abgemacht.

Einer der Söhne des Unglücklichen, Christian Rintfleisch, war Beisitzer des Manngerichts auf dem Königlichen Hofe zu Breslau. Seine Collegen dehnten die vermeintliche Schande seines Vaters auch auf ihn aus, erklärten ihn für unehrlich und unfähig sein Amt länger zu verwalten.

Christian beschwerte sich beim König und es kamen mehrere Befehle zu seinem Vortheil. Sie halfen alle nichts, und er würkte sich endlich 1507 einen königlichen Sentenz-Brief aus, worin er für einen ehrlichen Menschen und rechtlichen Beisitzer erklärt, die That seines Vaters als ein Werk der Nothwendigkeit gerechtfertiget und den Breslauern aufs strengste untersagt war, ihn ferner zu kränken. Allein dies nützte so wenig, als ein neuer königlicher Befehl, der die härtesten Strafen, Absetzung, und Verbannung drohte. Das Vorurtheil wirkte stärker und sie wollten den Rintfleisch nicht dulden. 1507 wurde der Stadt Breslau deshalb eine Geldstrafe von 100 Mark Silber aufgelegt, weil sie sich so ungehorsam bezeigte.

Der Herzog von Münsterberg sollte sie eintreiben und da die Breslauer sie nicht freiwillig gaben und den Herzog so wenig achteten, als den König von Böhmen und Ungarn, so entstand zwischen ihm und ihnen eine Fehde, wo eine große Menge Dörfer verheeret, und unter abwechselnden Glücke bis 1515 gefochten wurde. —

Wäre diese Geschichte ungefähr 300 Jahre später vorgefallen, der arme Rintfleisch hätte nicht in solche Verlegenheit kommen können, weil alsdann grade ein Commandant in Ploez anwesend gewesen wäre, der jenen Henkers Dienst nicht allein aus angeborner Liebe mit Freuden übernommen und verrichtet; sondern auch ohne Schwierigkeit die besten Stücke von unserm ehrlichen Johann Rintfleisch als boeuf a la mode verzehret hätte. Jetzt sitzt dieser Wütherich, nach öffentlichen Blättern, leider noch unter den Lebendigen in einem fremden Welttheile hinter wohlvermachten Fenster-Jalousieen und grinset mit Zahnstetschen auf freie Menschen herab, weil er solchen nicht würgen oder arquebusiren lassen kann. — Wer kennt nicht einen ehemaligen Galeerensclaven, den verdammten van Damme?

.....r.

Reflexionen über einige Zeitungs Artikel.

Lumpige Prahlerei.

In den Hannöverischen Anzeigen vom 28sten November 1818 befindet sich wörtlich folgende Anzeige:

„Bei der Sammlung des Armengelbes „in der Katholischen Kirche hat sich am 22. „d. M. ein Paquet mit einem Zweipfennig„stück gefunden.

Fehler.

Wenn die arme Wittwe im Evangelio ein Scherflein darbrachte und es nicht in Papier wickelte, sondern offen darlegte, weil man es gleich wußte, daß es nur ein Scherflein war und wohlgefällig aufgenommen wurde; so wollte sie damit nicht prahlen, sondern es zeigte wirklich ihr zur Mildthätigkeit geneigtes Herz, indem sie gab, was sie konnte. Wenn aber der obige Geber ein Zweipfennigstück, welches nach hiesiger Währung ungefähr zwei und einen halben Schwaren beträgt, sorgfältig in ein Paquet formirte, als wenn es sechs Grote wären, und dadurch zwar die Augen der Menschen, aber nicht die des Allwissenden täuschen konnte; so ist dies entweder ein boshafter, höchst schändlicher Spaß, oder auch eine lumpige Prahlerei gewesen: denn wie der Name des Anzeigers sagt: „Fehler" ist viel zu gelinde bezeichnend.

Klatschen und Zischen.

Daß in Schauspielhäusern von gegenseitigen Partheien, förmlich Vorklatscher und Vorzischer angeworben werden, ist eine längst bekannte Sache. Daß aber Regierungsbehörden zum Beklatschen ihrer Sentenzen die Untergebenen einladen, ist nicht so bekannt, und doch ist dem also. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur das in der Bremer Zeitung vom 3ten December mitgetheilte „Rundschreiben des Ober„amtmanns von Montenach an die Syndiks „und Verwaltungs Räthe seines Amtsbezirks" lesen, worin das Kirchspiel Dombidier zum Beifallklatschen für das so eben aufgeführte neue Stück: „Die Wiedereinführung der Jesuiten" förmlich aufgefordert; von den edlen Repräsentanten dieses Kirchspiels aber, zwar mit rühmlicher Bescheidenheit ohne ein wolverdientes Zischen, indeß doch zur Beschämung der Einlader, zurückgewiesen wird. Das Beifallklatschen und Bravorufen jedes Verständigen, wird den Verwaltungs Rath des Kirchspiels Dombidier dafür stets ehren.

Ostindisches Recept.

Nach dem Hamburger Corespondenten vom 28ten November 1818 ist Saheb-Eralam Muideen, Abgesandter des Nabobs von Betheore, wohlbehalten in Marseille angekommen. Sr. Excellenz sollen unter andern Indianischen Gebräuchen auch den, in Europa beibehalten haben; daß sie — die Excellenz nemlich — nie einschlafen, bevor nicht ein Diener die Excellenten Füße eine Zeitlang gekratzet habe.

Diese Methode könnte nun gewissen Patienten, welche keine Nabobs und Excellenzen sind, vielleicht heilsam seyn, wenn sie in der Woche zweimal, — nemlich in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch und vom Freitag auf Sonnabend, mit der Abänderung davon Gebrauch machten: daß sie, statt an den Füßen, sich selbst eigenhändig eine Zeitlang hinter den Ohren kratzen. —

In einem, an Herrn Reimer Klinkicht hieselbst addressirten Privat Schreiben aus Mar-

seille, wird über diesen Gegenstand noch folgende merkwürdige Nachricht mitgetheilt. Es sey, so sagt der Correspondent, gewiß, das bei uns Europäern das Kratzen hinter den Ohren, ein eben so probates Schlafherbeiführendes Mittel sey, als bei den Indianern das Fußkratzen. Auch habe der berühmte Doctor Gall (bei Erwähnung dieses Namens will der französische Correspondent behaupten, Gall sey ein Franzose oder doch französischer Abkunft, weil es ein Genie sey, da aber diese Erörterung nicht hieher gehöret, so lassen wir die darüber angeführten Beweisgründe bis zu einer andern Gelegenheit unberührt) — das Organ des Schnarchens schon vorlängst hinter die Ohren verwiesen, und Er, der Correspondent, habe jetzt durch stetes Forschen diese Angabe an sich selbst bestätigt gefunden. In seiner Familie sey es nemlich von jeher erblich gewesen lange Ohren zu haben, wie in anderen Familien bekanntlich große häßliche Köpfe erblich wären; da nun des Besagten Ohren ein wenig über das Barret, wie er seine Nachtmütze zu nennen pflegt, hinaus ragten; so habe er beim Schlafenlegen blos die Gipfel derselben sanft gefieselt, und siehe da! es hätte sich darauf ein unwillkührlich gähnendes Ya! und dann bald ein sanfter Schlaf eingestellet.

Er habe dieses merkwürdige Factum bereits einer Societät der Wissenschaften mitgetheilt, und enthalte sich dahero aller weiteren Auseinandersetzungen, weil aus diesem Sitze der Weisheit die Welt bald durch ein ausführliches Programm in Erstaunen gesetzt werden würde.

Man solle übrigens aber, fügt er noch schließlich hinzu, nie vergessen daß dieses neue Licht aus Marseille, der ältesten europäischen Stadt, welche schon unter Tarquinius Priskus erbauet, hervorgegangen sey. Der Referent

.....r.

---

* Prosaisches Panzerhemd gegen ein zu erwartendes Epigramm.

Mein Nachbar Kunz, der beiläufig gesagt, zu denjenigen klüftigen Köpfen gehört, welche über Corpusse der Vaurslägers (Chevaux-legers) mit eben solcher Wohlredenheit sprechen können als über Staats-Angelegenheiten, „per Wir" — kam zu mir, den letzten Bürgerfreund in der Hand haltend, und machte mich auf die Ueberschrift „An das — Epigramm" aufmerksam. Es sey darin, so meinte er, Kunz nämlich, ein offenbarer Unsinn enthalten, wenn nachher von einem Liede des Epigramms die Rede sey. Kunz glaubte, obgleich der Klinkicht noch ein, so eben erst neu etablirter junger Anfänger seyn müße, weil er dessen Namen im Addreßbuch, worin freilich vieles fehle, nicht finden könne; davon er jedoch auch der schlechten Zeiten wegen, alle 3 Jahr ein neues Exemplar acquirire, — könne derselbe deßhalb doch nächstens als ein alter Knabe mit Birkenreisern gezüchtigt und für eine große Schlange mit einem falschen schlechten Herzen, gescholten werden. Bei Erwähnung der leidigen Schlange fiele ihm noch bei, daß man darauf ohnehin nicht gut zu sprechen sey, weil das maliziöse Vieh einstmals einen Apfel, der wurmstichig und giftig gewesen, dargereicht haben soll. Ich machte den Nachbar hinwiederum aufmerksam: daß wenn man etwa bei jenem Aufsatz angenommen haben könne, der Lieferant oder die Lieferantin des Epigramms, sey selbst ein lebendiges Epigramm; so sey die Ueberschrift dennoch richtig; ihm gieng dadurch ein Licht, wovon er ein großer Freund ist — auf, und er freute sich so sehr darüber, daß er sein Lieblingslied, welches er von einen Gesellen, Nürnberger von Geburt, gelernet hat, „Vidralala!" zu trillern anfing, auch bat, die Sache

ein wenig aufs Papier zu bringen, welches er selbst aus wahrem Patriotismus (Patriot und Patriotismus sind sprichwörtliche Angewohnheiten, welche Kunz immer im Munde führt, und welche bei ihm eigentlich so viel gelten als: selbstsüchtiger Planmacher — siehe Convers. Lexicon —) in die Druckerei tragen wolle und zwar in Auftrag von .....r und im Namen von dem armen Wicht

Klinkicht.

Mein Lebens- und Todesspruch.

Voll Glaubenssinn des Lebens Schrecken tragen,
Mit reger Kraft uns müh'n, doch nicht verzagen,
Der ew'gen Gnade hoffnungsvoll vertraun,
Doch nie auf Trug der Menschenlippe baun;
Den Guten treulich stets zur Seite gehen,
Mit festem Blick zum hohen Himmel sehen,
Getrost einst sterben — — das, o das allein
Soll meines Lebens feste Richtschnur seyn!

Mittel gegen die Ansteckung des Typhus.

Dem Herrn Smith hat das englische Parlament 3000 Pfund Sterling (ohngefähr 17000 Thaler) für die Entdeckung eines Präservativs gegen die Ansteckung des Typhus bewilligt. Dieß Mittel besteht darin, sechs Drachmen pulverisirten Salpeter mit eben so viel Drachmen Vitriolöl zu vermengen, und diese Mischung in den Krankenstuben auf eine eiserne erhitzte Platte zu schütten, und mit einer Tobackspfeife von Gips umzurühren.

Das Mädchen an ihre Guitarre.

Du! die manche seel'ge Dämmerstunde
Sanft ertönend mir verherrlicht hat;
Du! mit der am Arm, Gesang im Munde,
Ich das liebe Gärtchen oft betrat.

Du! der tausend süße Melodieen
Theurer Lieder, meine Hand entführt:
Die dem wunden Herzen Trost verliehen
Wenn der Neid die Saiten hart berührt.

Die den Kranz der Hoffnung frisch gewunden —
Den im Weltgewühl oft Angst zerknickt —
Wenn die Sonne, mit dem Tag' verschwunden;
Nur der Sterne Heer auf mich geblickt.

Du! mit der ich oft den Lieblings-Hügel
Wo das Hüttchen und die Laube steht
Froh erstieg; wo dann mit Zephyrflügel
Der Erinnrung Zauber mich umweht',

Du! mit deren Zaubermacht der Töne
Oft der Gram aus meinem Herzen schwand;
Dir weih' ich des Abschieds heiße Thräne;
Dich entreißt das Schicksal meiner Hand! —

Arm an Gütern, arm an eitlem Golde
Blieb mir noch des Liedes-Trost zurück:
Aber dich verliehr' ich, o du Holde!
Und mit dir der Dämmerstunde Glück.

H — ll —

Auflösung der Charade in Nro. 97.

Grabgesang.

№ 99.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 10. December 1818.

* Für Gemälde Liebhaber.

Ueber Van Dyk's Leben und Werke.

(Fortsetzung und Schluß.)

Gegen das Ende der Biographie dieses Künstlers, welche in dem erwähnten Werke nur etwa zehn Quartblätter beträgt, obwohl dies Wenige mit Geist und Leben geschrieben ist, wird uns noch Folgendes erzählt:

„Wir wollen dem Leser noch eine ungemeine Lebensbesonderheit vom Ritter Van Dyk mittheilen, welche uns von dem Maler Ferdinand van Kessel erzählt ist, dem gewesenen Hofmaler des Königs von Polen, Johann Sobiesky, welcher Künstler sie zufällig durch Ueberlieferung von seinem Vater Johann van Kessel erhalten hatte, dem sie von einem Lehrlinge welcher Augenzeuge von der Sache gewesen, erzählt worden war.

„Die Schüler Rubens waren gewohnt, gegen Abend auf ihres Meisters Malerstube zu schleichen, sobald als der alte Hausknecht, Daniel Valveken, welcher dafür jährlich einen spanischen Thaler von jedem Lehrling bekam, ihnen heimlich zugeflüstert hatte (hun kwam waarschouwen), daß Rubens ausgegangen wäre, welche kostbare Augenblicke sie dann wahrnahmen, um seine Art zu malen, wie nämlich das Anlegen, das Untermalen (het doodverwen) und das Ausmalen (het opschildern) zu studiren. Nun hatte Rubens an dem Tage, als sich das Folgende zutrug (dat het gebeurde), eine von den Marien unten am Fuß der berühmten „Abnahme vom Kreuz in der Hauptkirche" gemalt, und derweil die Schüler sich unter einander drängten, stießen und rangelten, um das Bild nahe bei zu begucken, fiel Abraham van Diepenbeck unglücklicherweise gegen den aufgehobenen Arm der einen Maria, den er ganz und gar auswischte (die hy gants en gaar uytveegde), und überdies noch die eine Wange und das Kinn der anderen Maria merklich beschädigte. Alle die Eleven wurden so bleich wie ein Gespenst über dies Unglück, denn sie fürchteten Rubens eben so sehr als sie ihn liebten, und so war denn kein einziger, der etwas zu ersinnen wußte, um das Unglück zu bemänteln (om dat Ongeluk te verbloemen). Sie standen und guckten sich einander an wie

eben so viele versteinerte Bildsäulen, sie verfluchten ihre Ruchlosigkeit mit verbissenem Munde, und entschlossen sich endlich, ohne Ausnahme die Flucht zu nehmen, bis zuletzt Jan van Hoek folgendermaßen das Wort nahm. „Hier ist nichts andres zu thun, liebe Kunstgenossen, sagte er mit lauter Stimme, als unser Glück zu wagen und das je eher je lieber, denn wir haben nur noch ungefähr 3 Stunden Tageslicht (omtrent noch drie uuren licht). Laßt den geschicktesten unter uns die Palette und Pinsel unseres Meisters ergreifen, und einmal probiren, ob es thunlich ist, den Schaden an dem Arm und an dem Gesicht der beiden Marien zu restauriren. Was mich anbelangt, so gebe ich meine Stimme an Anthony Van Dyk, denn niemand von uns ist so weit in der Malerei gekommen, als er." — Alle übrigen Discipeln stimmten dieser Wahl bei, welcher sich Van Dyk eine Zeitlang bescheiden widersetzte. Endlich aber griff er nach dem Pinsel, um sein Glück zu versuchen (doch ten laatsten greep hy het penseel in de vuyst, om zyn geluck te beproeven.)

„Ob es nun so sey oder nicht sey, ob etwas Uebernatürliches in der Palette, Farben und Pinseln des großen Rubens verborgen lag, oder ob der schirmende Engel des Van Dyk seine künstliche Hand und seine Einbildungskraft lenkte — genug, es ist sicher und gewiß, daß er niemals besser gemalt hat, weder vorher noch nachher. Und ehe noch die Abendstunde hereinbrach, war der Arm und das Antlitz der beiden Marien bis auf ein Haar fertig gemalt. (was op en top geschildert.)

Tags darauf kam Ruben wieder auf sein Zimmer, um weiter zu malen. Er beschaute den Arm und das Angesicht der Marien mit ungewöhnlicher Andacht, und wie einer der Mitlehrlinge nachher erzählt hat, nachdem er die Figuren mit dem sicheren Zirkel seines Augenmaaßes gemessen und mit den übrigen Figuren verglichen hatte, rief er hocherfreut aus: „Wahrlich, das ist doch nicht von dem Schlechtesten, was ich gestern Nachmittag gemalt habe!" — (waarlyk dat is geenszins van het minste, dat ik gisteren namiddag heb geschildert.)

---

* Neue Rettungsanstalten.

Für Schiffer.

Der Engländer Trengrouse hat sich durch folgende zwei neue Erfindungen um die Schifffahrt verdient gemacht: 1. Das Rettungstau, und 2. ein neues Schwimmkleid. Er machte am 6. August d. J. in Gegenwart des Herzogs von Susser und einiger andren vornehmen Personen mit beiden Experimente, die glücklich ausfielen. Man hatte sich auf und an dem Serpentine-Fluß (unweit London?) bei dem Hause des General-Einnehmers der „Menschenfreundlichen Gesellschaft" (humane society) Vormittags versammelt. Der Apparat für das Rettungstau ist bestimmt, um eine Communication zwischen dem Schiff und dem Ufer im Fall eines Schiffbruchs zu eröffnen, und um auf diese Weise das Leben der Passagiere und der Mannschaft zu retten. Hr. Trengrouse bewirkt dies dadurch, daß er aus dem Munde einer Muskete eine Art von Rakete abfeuert, sey es nun vom Schiff oder vom Lande aus. An diese Rakete ist ein dünnes Tau befestigt, und als er nach einigen Versuchen glücklich die Rakete über den Fluß hinüber geworfen hatte, ließ er ein Ankertau (a hawser) an jenem dünnen Tau hinüberziehn. Dies Ankertau wird an beiden Seiten des Flusses an einem Baum befestigt, und dann ein Sitz, welchen Hr. Trengrouse eine chaise

volante nennt, an dem Ankertau angehängt und vermittelst Rollen beweglich gemacht. Diese Rollen werden an den beiden Tauen befestigt, auf welchen sie hin und her laufen, so daß eine kleine leichte Person sich in den Sitz hineinsetzen kann und dann vom Schiffe nach dem Ufer gezogen wird. So wurde ein Mann zweimal über den Serpentine-Fluß gezogen.

Dann folgten die Versuche mit dem Lebenrettenden Schwimm-Spencer, aus verschiednen Stücken Kork bestehend, die mit Linnen überzogen und so aneinander gefügt sind daß sie den Armen freie Bewegung lassen. — Eine ganz ähnliche Erfindung hatte früherhin schon ein Franzose de la Chapelle, gemacht, welcher er den Namen Schwimmkleid oder Skaphander gab (scapha — Kahn, ander Mann) Man sehe desselben Werk: „Anweisung, das von ihm erfundene Schwimmkleid oder Skaphander zu verfertigen und zu gebrauchen. A. d. Franz. Mit Kupfern. Warschau und Dresden, 1776." in Octav.

---

*Anzeige.

Die bisher im Bürgerfreunde mit der Bezeichnung: — .....r. erschienenen Aufsätze, werden von heute an, und besonders die Zeitungs-Reflexionen, so lange solche beifällige Aufnahme finden, von demselben Verfasser, unter dessen früherer Bezeichnung: — ..rb.. — fortgesetzt.

---

*Reflexionen über einige Zeitungs Artikel.

Giftige Schwämme und Essenzen.

In Nro. 235. des Freimüthigen; oder dem Unterhaltungsblatte für gebildete, unbefangene Leser — vom 26. November d. J. befindet sich ein sehr witziger sarkastischer Aufsatz vom „Bruder Moritz, dem Sonderlinge, gegen den Herrn von Kotzebue, welcher vollständig nachgelesen zu werden verdienet.

Daß die Leser dieses Blatts, gebildet und unbefangen seyn sollen, ist zwar wünschenswerth, indeß aber doch ein curioses Verlangen, da die darin auftretenden Schriftsteller nichts weniger als unbefangen zu seyn scheinen, wie es der folgende Auszug in der Kürze zeigt.

Herr von Kotzebue — der Todtfeind der Nachdrucker und — der Landstände, soll sich nemlich beschwert haben daß ihm durch den Nachdruck seiner Schriften die Summe von 50,000 sage funfzig tausend wolklingende und gar nicht nach ihrer Erwerbquelle riechende Thaler gestohlen wären, wodurch manche seiner Kinder (allerdings ein etwas zweideutig klingender Ausdruck) deren 13 sind, eine gute Erziehung hätten erhalten können.

Bruder Moritz behauptet nun: daß, da die Kinder des Herrn von Kotzebue keine Prinzen und Prinzessinnen wären, die Summe von 50000 Rt. zu deren Erziehung zu groß sey, und, setzt er, — gleichsam die Dieberei der Nachdrucker vertheidigend — hinzu; da die Kinder der Nachdrucker mit dem Kotzebueschen vor Gott ganz gleiche Rechte hätten; so sey diese angeblich gestohlene Summe für das Erziehungswesen der Kinder dennoch nicht verlohren gegangen, weil die Nachdrucker die ihrigen damit hätten erziehen können.

Herr von Kotzebue, so behauptet nemlich der Bruder Moritz, sey in der Kunst, die Leute an den Pranger zu stellen, einer der ausgelerntesten Meister, und, (vielleicht ist der Moritz selbst ein Nachdrucker) thue dahero wohl den armen Nachdruckern zu viel: denn der Vor

*

wurf, daß diese Diebe den Schriftstellern und Verlegern ihr Brod raubten, sey offenbar ungerecht, weil diese Menschenkinder blos dafür sorgten, daß die Leiber beider — nemlich Verleger und Schriftsteller — zum Schaden ihrer Seele, nicht geil würden, und daß sie, da wir der poetischen Schuster, Leinweber, Bauern ꝛc. ꝛc. mit ihren Frau Meisterinnen, als auserkohrne Schriftsteller und Schriftstellerinnen genug hätten, bloß verhinderten, daß nicht alles was Hände hat, sie bloß den Bücherschreiben widmete.

Bruder Moritz fällt auch gelegentlich in unser Departement, indem er beiläufig behauptet, die dem Herrn von Kotzebue angeblich gestohlenen 50,000 Thaler seyen, um solche wirklich zu erhalten, für denselben eben so wahrscheinlich gewesen als wenn er in zehn Lotterien zugleich, das beste Loos gewonnen. — Ueber diese Wahrscheinlichkeit werden wir nächstens das Nähere berichten, weil wir darüber besser, als über giftige Schwämme, welche jenseits der Paulner Marsch auf Fresenbülten wachsen, Sonnette und Epigramme, sprechen zu können glauben.

Ferner behauptet derselbe, es gebe Schriftstellerische Güter, welche, wenn man sie erlangen wolle, schlechterdings gestohlen werden müßten, und hierin ständen die Kotzebueschen Werke oben an u. s. w.

Nach dem Obigen zu urtheilen, sollte man glauben, der Bruder Moritz habe von dem durch eine aufgelöste Schlange vergifteten Wein aus St. Quentin, wie im Hamburger Correspondenten vom 2. December erzählt wird — erhalten und getrunken, und sey dadurch gereizt worden, diese giftige Essenz wieder auszuspeien.

Einführung der französischen Sprache beim deutschen Lotteriewesen.

Im Hamburger Correspondenten vom 3. Dec. lassen die Herren Gebrüder Heine den Plan zur 22sten Hamburgischen großen Lotterie, wovon Ihnen die Debitirung der Loose einzig und allein übertragen ist, in französischer Sprache abdrucken. Der Zweck hievon ist nicht ganz klar: denn nach einem Verstande, welchen man so gewöhnlich fürs Haus braucht, zu urtheilen, wäre es doch glaublich, daß derjenige, welcher eine deutsche Zeitung hält und lieset, auch einen deutschen Lotterieplan würde lesen können, und das Ding muß dahero einen andern Grund haben. Wir kommen dahero auf die Vermuthung, daß, da bei der Pharobank, wo ein Hauptmann Poser in genuesischen Diensten präsidiret, jedesmal, in soweit es das Spiel selbst betrift, französisch gesprochen wird, dies davon eine Nachahmung sey. Dies wäre also eins. Zweitens aber könnte man dabei über den gewöhnlichen Hausverstand hinaus wohl gedacht haben, durch diesen französischen Plan die Franzosen wieder nach Hamburg zu ziehen um an diesem Spiele Antheil zu nehmen; allein dies wären doch höchst sündliche Wünsche: denn Hamburg hat diese Gäste kennen lernen. Der Hauptmann Poser zog zwar eines Predigers Sohn, der eine Erbschaft in Empfang genommen hatte an seine Bank und — plünderte ihn, allein die Franzosen haben das Erbtheil vieler tausend edler Unglückliche — wovon ein Theil bei Altona begraben liegt — schon in Sicherheit gebracht und gebrauchen es beim Lottospiel und im Palais Royal, zudem aber wäre das Reich der Herren Heine nicht mehr von dieser Welt, sobald jene Gäste zurückkämen: Denn es würde ein Lotto eingeführet und alle beispiellos vortheilhaft

eingerichtete große Lotterien würden verboten. Drittens aber wollen die Herren Heine vielleicht auch gleichsam durch die Blume zu verstehen geben, daß Sie gar wohl wüßten: wie es viele Deutsche gäbe, welche sich der deutschen Sprache schämten und ihr Geld lieber in eine Lotterie mit französischen Plan, als in andere mit deutschen Plan anlegten. Doch dem sey wie ihm wolle; nur der Gedanke sey ferne von uns, als wollten einzig und allein die Herren Gebrüder Heine durch einen französischen Lotterieplan die Franzosen wieder herbei zu ziehen suchen: denn jeder redliche Hamburger, wie jeder Deutsche, wird Davoust und van Damme lieber als ausgestopfte Mumien neben dem, zufolge des Correspondenten vom 5. Dec. bei Hamburg erschienenen 5 Fuß langen Delphine (Davoust hatte 6, und van Damme 5½ Fuß) in dem trefflichen Museo des Herrn Rödings aufgestellet, als lebendig daselbst sehen.

Diese Reflexionen bitten wir die Herren, geneigt aufzunehmen und sich dann nach dem, kürzlich im Bürgerfreund mitgetheilten Ostindischen Recept ein wenig hinter den Ohren zu kratzen, damit eine bessere Ueberlegung h'raus komme.

Spießruthen, Stripse und Zöpfe.

In der Bremer Zeitung vom 6. Dec. wird aus Stuttgard vom 29. Nov. berichtet: daß die militairischen Strafen unter Beobachtung eines richtigen Verhältnisses so genau als möglich, (?) bestimmet worden; demzufolge die Spießruthenstrafe abgeschaft sey. — Wir erinnern uns nun irgendwo gelesen zu haben, daß man in anderen Staaten zwar nicht das nemliche, aber doch ebenfalls etwas in der Sache gethan: nemlich die Spießruthenstrafe, nach einer englischen Patenterfindung in Stripse verwandelt modificirt habe. Auch sind in anderen Orten die längst abgeschaft gewesenen steifen Zöpfe wieder eingeführet, jedoch nicht nach dem Beispiel Chinesischer Soldaten, welche solche bekanntlich wie kleine Jöllenmastbäume aufrechtstehend, oben auf dem Kopfe tragen, sondern nach dem Beispiel der Urväter im — Nacken.

Etwas über den Knecht Malchus.

In derselben Bremer Zeitung vom 6. December 1818, lesen wir die Trauer-Nachricht: daß ein junger Riemenschneider gestorben sey, dahingegen in demselben Blatt eine aus dem Rheinischen Mercur Nr. 147 entlehnte erfreuliche Nachricht: daß ein anderer Mann, welcher durch Riemenschneiden aus anderer Leute Häute, aber auch durch den Hildesheimischen Bauern-Proceß bekannt ist, nicht allein noch lebe, sondern auch ganz munter sey, und sich durch seine immerwährende Geistesthätigkeit nicht allein zum größesten Rechenmeister unter den jetzt lebenden Menschen, — sondern auch über den längst verstorbenen berühmten Necker, der die ungeheuersten Berechnungen im Kopfe augenblicklich richtig zu entscheiden wuste — empor geschwungen hat.

Unser ehrwürdige Peter Koster ist solchemnach gar nichts dagegen gewesen: denn der gute Mann verstand nicht einmal aus Nichts eine Million zu machen wie jener Tausendkünstler — (der Name steht im Rhein. Mercur) es verstehet; sondern er war auch kein Finanzminister, wie es der Letztere ist.

Die Methode dieses großen Rechenmeisters ist ganz einzig und verdient besonders jungen Leuten, welche sich den Kaufmannsstande widmen, empfohlen zu werden. Er weiß nemlich durch seine Rechenkunst eine Million Ueberschuß heraus zu addiren und erhält dewegen, wie bil-

lig, einem Orden; plötzlich aber wird durch die vorlaute Naseweisheit eines Kopisten, der deswegen auch keinen Orden erhalten hat, entdeckt, daß statt einer Million Ueberschuß ein würkliches Deficit vorhanden sey.

Doch dies bringt unsern Rechenmeister nicht im geringsten aus der Contenance, und mit einer Stirne, welche wir an gewissen jütländischen Wesen kennen, weiß er vor der Hand die Sache so zu verstecken und zu drehen, daß vermuthlich erst am Ende des Finanzjahrs, das wahre Facit seiner Berechnung an den Tag kommen wird.

Simon Petrus war nach Johannis am 18. Cap. Vers 10 ebenfalls von dem Dünkel eingenommen: er sey ein großer Rechenmeister und besonders stark im Subtrahiren, weswegen er zur Probe dem armen Knecht Malchus *) das rechte Ohr abhieb, allein auch er wurde in seinen Erwartungen betrogen: denn das Ohr wurde ihm wieder angesetzt.

Unsere Reflexionen über diesen Gegenstand sind übrigens nach den Erzählungen des Artikels aus dem Rheinischen Mercur, und anderen bekannten historischen Thatsachen verarbeitet, welches wir um des willen bemerken, weil es unsere Gewohnheit ist, den Rücken stets frei zu behalten: indem es sonst einmal einem Finanzminister einfallen konnte, zu berechnen, man habe zwei Köpfe wo doch nur einer ist, und eine Operation für nothwendig gehalten würde einen davon wegnehmen zu lassen! Aber mit nichten! wir wissen es besser: daß von einer Einheit sich keine Einheit abnehmen läßt, und brauchen diese Grundwahrheit nicht erst durch Kopisten aufsuchen zu lassen.

*) Wir sind im Besitz einer kleinen Schrift gewesen, die den Titel führt „Westphälische Alterthümer, oder Beweiß: daß diejenigen, welche Christum gekreuzigt und Johannis den Täufer enthauptet haben, Westphälinger waren." Welche uns indessen abhanden gekommen ist, worauf wir jedoch Liebhaber von curiosen Nachrichten aufmerksam machen. d. B.

Die Belehrung.

In der Bremer Zeitung vom 6. December, wird unter den nicht politischen Anzeigen ein Mann gesucht, der gründliche Tobaks-kenntnisse habe.

Wir haben bisher geglaubt, daß ein Mann wohl gründliche Kenntnisse von und über Toback haben könne, und daß der Toback, besonders der Kautoback blos Säfte, aber keine eigene, und noch dazu gründliche Kenntnisse, besitze; allein wir werden durch das Obige eines andern belehret, und da wir den leidigen Schnupftoback gebrauchen, wundert es uns gar nicht mehr, daß wir Reflexionen machen können.

Societät der Wissenschafften und — Verbannte.

In eben der Bremer Zeitung vom 6. December 1818 wird aus Frankreich gemeldet: daß sich die Societät der Wissenschaften rühmlichst mit Suppliciren an den König beschäfftige, damit die Verbannten zurück gerufen würden. — Wann die Reihe an van Damme kommen wird, stehet zwar nicht dabei, da er indeß einen dicken Bauch, folglich Wissenschaften und Talente besitzt; so ists zu erwarten, daß sich die Societät auch seiner annehmen werde, zumal wenn er schon früher ein Mitglied dieser Gesellschafft gewesen wäre.

Da wir nun etwas stark in Vernunftschlüssen sind; so will es uns darnach bedünken, daß die Motive zu dieser Handlungsweise, wohl daraus

hergeleitet worden seyn könnten, weil Frankreich so eben im Zustand der Ruhe; dieser aber nicht mit der liebenswürdigen Lebhaftigkeit eines Franzosen vereinbarlich ist, so sey es nothwendig einige Köpfe herbei zu rufen, welche dem Ganzen wiederum mehr Reibung geben würden, damit die Revolutionssucht nicht ganz und gar bei den Franzosen verschimmele! —

Auch scheint es, als wenn das im Ostindischen Recept des vorigen Bürgerfreundes, erwähnte Schreiben unsers Correspondenten in Marseille, mit dem Factum von wegen der langen Ohren bei dieser Societät noch nicht angelanget, oder auch an eine Andere abgesandt ist.

Da übrigens nach derselben Bremer Zeitung ein Herr Widersprecher hieselbst angekommen ist; so verwechsle man uns nach dem Sinne dieses Namens, nicht damit: denn wir sind schon früher da gewesen, und nichts weniger als Widersprecher, oder Revolutionair sondern blos Reflexionair.

..r5..

Mannigfaltigkeiten.

Die Zeitung von Glocester erzählt von einer ähnlichen fehlgeschlagenen Nordpol-Expedition, wie die bekannte, die von den schwimmenden Eisbergen zurückgehalten ist, über Spitzbergen hinauszukommen.

Am 30. Juli Morgens 9 Uhr kam plötzlich eine Chaise mit 4 Pferden vor dem Gasthofe „Bell Inn" zu Glocester vorgefahren. Es saß darin eine junge hübsche Dame und ein junger Herr aus T — nt — n, in Somersetshire, als Flüchtlinge auf einer Entführung begriffen, und auf dem Wege zu dem berühmten Oberpriester des Gottes Hymen, dem Hufschmidt von Gretna-Green. Nachdem sie ein Frühstück eingenommen und ½ Stunde verweilt hatten, woraus man schloß, daß sie eben keine Furcht vor einer Verfolgung haben mochten, fuhren sie weiter, immer nach Norden zu, in der Richtung nach Schottland. Dreiviertel Stunde nachher kam wieder eine Chaise mit 4 Pferden. In der Chaise saß der Vater des jungen Gentleman, mit 2 Konstablen.

Sie wechselten aber bloß die Pferde und hielten sich nicht auf, sondern fuhren schnell weiter. Hätte der erste Wagen einige Amouretten und Cupidone zu Postknechten gehabt, dann wäre er vielleicht entkommen; aber so waren die muthigen Rosse der Verfolger zu schnell und hochtrabend, um jene entwischen zu lassen. Zwei englische Meilen diesseits Bromsgrove wurde das Pärchen überfallen und mußte seine Rosse wieder heimwärts lenken; doch nicht ohne lange Capitulation. Denn der zärtliche Liebesknoten wollte sich nicht trennen und sich durchaus nicht auf Discretion ergeben, vielmehr wurde bloß gestattet, daß der Herr Vater sich mit in die Kutsche der Liebenden setzte und mit ihnen zurückfuhr. Noch denselben Abend um 10 Uhr kam die ganze Karavane wieder durch die Stadt Glocester, um ihren Rückzug alsdann weiter fortzusetzen.

Der Sommer von 1818 ist für England der heißeste seit dem Sommer 1779 gewesen. Der Winter und Frühling von 1779 waren so mild, daß schon im Mai grüne Erbsen, die Metze zu 1 Schilling verkauft wurden. Das Thermometer stand am 15. April auf 78 Grad, und 3 Tage hernach blühten schon die Hagedorn-Hecken.

---

* Der Vater und die Tochter.

In einem trauten Freundschafts-Kreise
Galt noch die gute alte Weise,
Beim Maal, wenn Wein und Freude winken,
Mit vollen Gläsern anzuklinken
Und auf Gesundheit auszutrinken.
Bei einem solchen frohen Schmaus
In eines guten Freundes Haus,
War Vater Riks mit Tochter Gretchen,
:|: Ein sittsam braves Bürger-Mädchen. :|:
Ihr Herz war gut! — doch konnte sie
Auf Schönheit, Witz und auf Genie,
Und mehr dergleichen schönen Sachen
Auf keine Weise Anspruch machen.
Nur hatte sie Romane lieb;
Und weil sie oftmals Verse schrieb,
Womit sie gern die Welt beehrte,
So glaubte sie im eitlen Sinn,
Sie sey die beste Dichterin,
Der alles Lob allein gehörte.
Ein fremder Herr bei jenem Schmaus
Bracht' artig diesen Trinkspruch aus:
„Den schönen, klugen, lieben Mädchen
„In diesem biedern, guten Städtchen."
Ein jeder nahm sein volles Glas;
Der Vater der beim Fremden saß,
Rief Gretchen leise zu im Spaß,
Die sich im dichten ganz vergaß,
Steh auf mein Kind, man rufet Dich!
Doch, Gretchen dacht' im Ernste sich,
Der Fremde hab' Sie im Gedanken;
Schnell sprang auf eit'le Mamsell Riks,
Und rief mit einem tiefen Kniks:
„Ich hab' die Ehr' mich zu bedanken!
Der Vater schlich beschämt von hinnen;
Doch Gretchen wurde ausgelacht,
Und zum Gered' der Stadt gemacht. —
Ein Bild für eitle Künstlerinnen. —

* An die Entfernte.

In einer der Erinnrung heil'gen Stunde
Träumt' ich von längst verblühter Seligkeit;
O süßer Schmerz! — da brach die alte Wunde;
Auf's neu' empfand ich das geliebte Leid.

Es tönte mir von Deinem theuern Munde
Ein Wort der Liebe nach, aus jener Zeit —
Und wieder lächelte dem schönen Bunde
Wie damals, goldner Wahn von Ewigkeit. —

Dein Bild, von jener Engelsfreundlichkeit
Noch stets umflossen, trat mir vor die Seele
Und blickte mild wie die Zufriedenheit.

Geliebte heilige Vergangenheit!
O, wenn ich deine Glücksminuten zähle
Gewährt Erinnerung mir — Seligkeit.

H — ll —

Charade.

Wo mein Erstes sich zeigt, da wird der Gläubige Heide;
Tollheit der menschliche Sinn; Dinge zerstiebenzu Nichts.
Nicht mein Zweites also! Wohin sich dieses genistet,
Bleibt es, wächst und heckt seelenzernagende Brut.
Zwei so schreckliche Dinge bewahrt unwissend die Jungfrau;
Cypris Göttergewand schmückte sie herrlicher nicht.

Druckfehler in Nr. 98.

Seite 780. Sp. 2. Z. 16 von unten lies heur statt nur.

S. 781. Sp. 2. Z. 4 von unten lies statt solchen, solche.

S. 783. Sp. 2. Z. 20 von unten ist statt alle nur alle zu lesen.

№ 100.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 13. December 1818.

* An das Publikum.

Der patriotische Sinn des Bremischen Publikums ist öffentlich, rühmlichst, anerkannt. — Er hat nicht nur der großen Angelegenheit des Vaterlandes in der Crise von dessen Bedrängtheit schöne, beträchtliche Opfer dargebracht, sondern sich auch sonst durch milde Wohlthätigkeit, nahe und fern, wo es Hülfe bedurfte, und durch sie Gutes gefördert werden konnte, oft bewährt. — Wie viele gemeinnützige, öffentliche Anstalten, und wie viele Privatunternehmungen, die Cultur und Verbesserungen bezwecken, sind nicht durch ihn unterstützt! Wie sehr hat nicht auch Bremen an innerer und äusserer Verschönerung durch ihn gewonnen! —

Es betrifft dies letztere Verhältniß, daß die Aufmerksamkeit dieses achtungswerthen Publikums für einen Vorschlag zu gewinnen gewünscht wird, dessen Ausführung jenen patriotischen Sinn in Anspruch nimmt, um Bremen eine wesentliche Schönheit die es fast ein Säculum entbehrte, wieder zu geben. —

Der Gegenstand davon ist: der Stephani-Thurm.

In der scenographischen Form Bremens, wie sie jetzt ist, erscheinen seine drei größern Thürme in sehr gedrängter Nähe, die einen großen Eindruck, von aussen, zu schwächen geneigt ist. Wer zum ersten Mal Bremen besucht, und die Stadt von der Ost- und Südseite erblickt, wähnt daher nicht, eine Stadt vom ersten Range deutscher Städte vor sich zu sehn. Wird er auch des ferneren Stephanithurms ansichtig, so ist er geneigt von dessen stumpfer Gestalt sich da ein benachbartes Dorf, ungefähr wie Ottensen bei Altona, zu denken. — Aber wie herrlich müßte sich der Anblick Bremens heben, wenn auch nun da, fern von den andern, ein Thurm von schöner Form und stattlicher Höhe beurkundete: er sey noch ein Theil der Stadt! Und wie sehr würde Bremen nicht auch von der Weserseite gewinnen! —

Daß Bremen durch die Wiederherstellung der vorigen Höhe dieses Thurms eine viel imponirendere, höhere Ansicht, der größern Schwesterstadt ähnlich, erhalten würde: — nicht bloß diese Meinung, sondern den ernsten Wunsch der Herstellung selbst, theilen der Vermögenden im

Publikum, zu Viele, als daß nicht mit einiger Zuversicht die Möglichkeit gewärtigt werden könnte: die Kosten des Baues aufzubringen, wenn nur ein paar angesehene Bürger von Einfluß geneigt seyn sollten, den Vorschlag zu unterstützen und Beiträge zu sammeln. Möchten doch einige gute Patrioten sich diesem Geschäfte unterziehen! —

Der diese Aufforderung zu ertheilen wagte, darf sich nicht zu Vermögenden rechnen; auch ist er jetzt ein ferner Fremdling Bremens. Ihm interessirt jedoch jedes Gute, jede Verschönerung des achtbaren, kleinen Freistaates sehr, in dem noch vorzugsweise so viele gute Eigenthümlichkeiten und treue Züge des wahren, gediegenen deutschen Nationalcharakters gefunden werden, und jener Gewinn der Stadt an äusserer Schönheit war lange dessen Lieblingswunsch. — Er bestimmt daher mit Vergnügen fünf Pistolen zum ersten Beitrage, die gleich geliefert werden sollen, sobald ein Schritt zum Zwecke öffentlich geschieht, und ist überzeugt, daß die erforderliche Summe bald ergänzt seyn wird, wenn jeder gute, patriotische Bürger, dem eine große wesentliche Schönheit nicht ganz gleichgültig ist, die Bremen werden kann, nur irgend einen ähnlichen Beitrag von seiner Habe spendet. — Er erlaubt sich noch die Mittheilung einer Idee zum mindest — kostspieligen Bau; jedoch — wie sich von selbst versteht — völlig unmaßgebend.

Sachkundige Baumeister werden beurtheilen können, ob der Grund des Thurms noch eine Erhöhung von Quadern verstattet, oder nicht? Ist sie möglich: dürfte dann nicht durch den Ueberrest vom Wilhadithurm, der weder sonderlichen Nutzen noch Zierde gewährt, diese Erhöhung am besten beschaffen werden können? Und sollte es nicht auch die Kosten beträchtlich vermindern, wenn zu dem Aufsatze von Holz — Spitze oder Kuppel — sowohl die Holzlieferung wie die Verzimmerung selbst, in der oberen, holzreichen Wesergegend, — etwa am Sollinge von einem redlichen Sachverständigen verdungen würde? —

Möchte dieser Vorschlag, — da der Zeitgeist die Neigung zu Verschönerungen und Verbesserungen jetzt mehr wie jemahls rege gemacht hat, und es eben dieser Neigung zu seiner Förderung durchaus bedarf, der gewünschten Aufmerksamkeit nicht unwerth befunden werden! —

---

* Für Gemälde Liebhaber.

(Fortsetzung und Beschluß des Schreibens aus Rom.)

Der Italiäner Camuccini hat endlich die Ermordung des Julius Cäsar fertig gemalt. Er hat dafür 10,000 Scudi erhalten und das Bild in eigner Person nach Neapel begleitet. (1 Scudi ist etwas über einen Thaler, eine Zechine etwas über einen halben Louisdor. Der Preis ist also sehr ansehnlich.) — Catel ist mit Aufträgen, Ansichten von Rom, Tivoli und Neapel zu malen, gleichsam überladen. Aber Sie wissen auch wie geistreich und brav er das Landschafts-Fach zu behandeln weiß. Wir können also über Mangel an Bestellungen nicht klagen, Italien wird sich auch nie den Ruhm und die Ehre nehmen lassen wollen, das Land der Kunst zu heißen. Möchten nur Ihre nördlichen Gegenden darin mit den unsrigen ein wenig wetteifern und nicht fortwährend so im Hintergrunde stehn bleiben; denn hier in Italien wird gehandelt, aber bei Ihnen sehen wir ja nur Statisten, oder vielmehr bei uns ist die Schaubühne, und bei Ihnen sind die gaffenden müssigen Zuschauer. — Boguet, ebenfalls ein Franzose, malt auch noch fleißig. Seine

Ferne ist zwar hart, sein Ton meist schwärzlich violet, und das Licht zerstreut und nicht genug zusammengehalten, aber er ist doch sehr schätzbar und alle seine Bilder zeugen von einem großen Geist. Er stellt grandiose Bäume, edle Felsen und Gebirgsrücken in seine Gemälde, und ein Anfänger kann viel von ihm lernen. Sein Vorgrund ist nach Verhältniß zu reich ausgestattet, worüber das Kenntliche der porträtirten Gegend verloren geht, nach welchem er denn freilich nicht so sehr strebt. Doch sagte er einmal: Jo voleva quasi dipingere tutta l'Italia (Ich möchte gleichsam ganz Italien abzeichnen) Sein großes Bild in der Florentinischen Gallerie schätzen Sie sehr, allein ich kann ihm nicht in jeder Rücksicht Geschmack abgewinnen. — Denis, Ihr Freund, starb in Neapel, gerade als ich in Rom ankam; er war nämlich in Neapel etablirt und ein Freund von Boguet. Wir haben einen vorzüglichen Künstler an ihm verloren Rossi hatte ein Bild von ihm für 200 Louisdor gekauft; bei Heigelin in Neapel sind sehr viele Gemälde von ihm. Indeß sehen ihn beide in mancher Rücksicht auch für gehaltlos an: seine Fernen sind immer voll Nebel und zu Blaugrün, seine Bäume häufig mißlungen, und im Ganzen scheint er mir phantasielos. Als Mensch möchte ich ihn mehr schätzen wie als Künstler; er klimperte und pries an. Sein von Göthe so sehr gepriesener Vorgrund ist mir ein Holländischer Vorgrund. Hierin ist er fast mehr als Berghem und Dujardin. Sein Vieh ist so schön wie Adrian von der Velde's Vieh. Aber auch nur in diesen Einzelheiten scheint er mir Meister zu seyn. Noch ein schönes Bild von ihm ist in St. Cloud, der Golf von Salerno mit untergehender Sonne. — Gmelin bessert sich immermehr. Er ist ein feiner Kopf, geachtet und wohlhabend. Mit ihm, Rhoden, Reinhart, dem Historienmaler Tatel, Thorwaldsen und dem Landschaftsmaler Steinkopf aus Wien hatte ich bisher den meisten Umgang. Reinhart wohnt viel in Aricia. Der alte Frye hauset jetzt immer in Tivoli bei dem alten Checco. — Die Französischen Künstler hausen in der Villa Medicis und werden schon mit 20 bis 25 Jahren hergeschickt. Sie haben meist alle das Fach des Theater- und Tollettenstyls gewählt, nicht Landschaften. Alle sprechen gut Deutsch. — Thorwaldsen ist vom herrlichsten ächt griechischen Genius erfüllt. Seine Heroen sind von höchster Vollkommenheit. Er ist sehr fleißig. Kürzlich hat er für den Fürsten Esterhazy eine schöne Tänzerin gearbeitet, außerdem viele Büsten und Reliefs für den Kronprinzen von Baiern. — Die neuesten Arbeiten Canova's sind Mars und Venus, und eine Statue Wellingtons, die indeß nicht sehr gelobt wird. — Schaller, aus Wien, arbeitete an einem Monumente, worauf ein Genius mit der umgekehrten Fackel steht, auch hat er seinen Amor in Marmor ausgeführt. — Eberhardt, ein Bildhauer aus München, hat eine Gruppe der Diana angefangen, die langsam vorrückt. Besser gelingen ihm Zeichnungen und Malereien, w[illegible]it er sich zuweilen beschäftigt. — Rudolph Schadow, Ihr wackrer Freund und alter Hausgenosse, hat diesen Winter oft gekränkelt, fühlt sich aber jetzt gesund und sehr zufrieden. Die Spinnerin und Sandalenbinderin, die bei Ihnen gewiß noch in gutem Andenken stehen, hat er nochmals wiederholen müssen. Jetzt ist er damit beschäftigt, beiden reizenden Jungfrauen noch eine Dritte zuzugesellen. Sie sind für einen reichen Privatmann in Irland bestimmt, der diesen südlichen Gästen zu Ehren ein eigenes Local bauen läßt. — Von Wilhelm Schadow sind in dieser Zeit mehrere

herrliche Arbeiten fertig geworden, namentlich 3 weibliche Bildnisse in einem Gemälde, und eine heilige Familie für den Kronprinzen von Baiern. Die Ihnen bereits bekannte Zeichnung des guten Hirten, wird er in einem Bilde für die Frau von Humboldt ausmalen. — Als ich die Münchner Gallerie besah, überraschte mich die große Menge der niederländischen Gemälde. Es sind nicht viel italiänische Meister und nur 2 Rafaels da: eine süße heilige Familie und das angebliche Porträt Rafaels (es ist vielmehr sein Freund, der Marchese Altovilli aus Florenz.) Die 4 Claude Lorrains sind nicht vorzüglich... Bei Verona fand ich von der terra verde 2 Pfund, sie findet sich hier häufig. In Florenz besuchte ich meinen Oheim, und ging so über Radicofani nach Rom. Subiaco ist etwas nordisch und wird wenig besucht. Ich war drittehalb Monat in Neapel, von wo aus ich die Insel Ischia besuchte, auf welcher ich den Epomeo bestieg, der den entzückendsten Ueberblick gewährt. Die Insel Capri besuchte ich nicht, weil sie wegen des Krieges gefährlich ist. Ich denke von Rom nach Genf, Lausanne und Paris zu gehen. Die Anwesenheit des Kronprinzen von Baiern in Rom hat in vieler Rücksicht außerordentlich heilsam auf unsere Künstler gewirkt. —

Probe der neuesten dramatischen Dichtkunst.

Karl der Große. Ein dramatisches Gedicht in 5 Aufz., von F. E. M. Biergans. Köln. Rommerskirchen. 1818. gr. 8. 216 S.

Wer sollte auf dieses Werk nicht aufmerksam werden, wenn er S. 25. folgenden Schluß des ersten Akts liest.

Eilfter Auftritt.

Das Innere der St. Servaskirche in Maestricht. Im Hintergrunde zwei Särge, woraus sich die beiden Todten, Gondolf und Monolf erheben.

Genius.

Jahrtausende hat stets das Grab geschwiegen,
Wo ist der Gott, der Leichen wecken kann?
Kein Todter ist wohl je der Gruft entstiegen,
So spricht der Mensch in seinem stolzen Wahn.
Der Herr wird diese Frevel heute rächen,
Die Todten werden nach der Kirchweih gehn.
Das längst verschloßne Grab wird heute sprechen;
Die Heiden werden wie versteinert stehn.
Die Todten, die allhier die Erde deckt,
Die Gottes Finger heut' ins Leben weckt,
Sind längstens schon des morschen Grabes Raub,
Ihr Fleisch ist seit Jahrhunderten schon Staub.

(Er bläst in die Posaune, berührt die Särge.)

Ihr Todten höret! Die Posaune ruft!
Ihr sollt von eurem langen Schlaf erwachen.
Monolf! Gondolf! erhebt euch aus der Gruft,
Der Herr befiehlt, steht auf, und zieht nach Aachen.

(Die Deckel der Särge fallen, die beiden Skelete erheben sich langsam.)

Stimme aus dem Grab.

Wie es der Herr befohlen soll geschehen.
Wir werden ungesäumt nach Aachen gehen.

Ende des ersten Aufzugs.

Verlangt man mehr??!

---

* Reflexionen über einige Zeitungs Artikel.

Der singende Kabeljau.

In der Bremer Zeitung vom 7. December wird unter den vermischten Nachrichten erzählt: daß in Hildesheim eine „singende Geographie" und in Hameln eine „Erdbeschreibung in Versen" erschienen sey. Dieser Neuigkeit können wir nun, vermöge unserer ausgebreiteten Correspondenz zu Wasser und zu Lande, noch eine andere beifügen, welche dem Literarischen Beobachter ebenfalls interessant seyn wird. Unsre Correspondenten auf Wangerog und Helgoland berichten uns nemlich, daß sich daselbst ein „singender Kabeljau" habe sehen lassen, welcher zwar nicht von Strumpffabricken, doch aber über die kürzlich vorgewesene Seeschlacht der Blankeneser wunderbare Dinge abgurgelte, wobei er, seiner Natur gemäß, das Maul gewaltig aufrisse.

Da nun zur nemlichen Zeit bei Hamburg mehreremale Delphine, auch Tümler oder Purzelbaumschläger genannt, erschienen sind, deren die griechischen Dichter sehr oft in ihren Sonetten erwähnen, denselben auch, ausser einem mitleidigen Herzen, eine besondere Neigung zur Musik beilegen; so scheint uns dies alles auf auserkorne Dichter Genie's hinzudeuten; zumal das Purzelbaumschlagen und Wasserausprudeln auch den Letzteren eigen ist. Nehmen wir dazu nun noch, daß wir auch hier in Bremen Augenzeuge von poetischen Treffen gewesen sind: so ist nichts gewisser, als daß große unruhige Bewegungen in der Dichterwelt vorhanden seyn müssen, welche am Ende auf eine totale Revolution hinausdrehen können.

Sollte indeß eine solche singende Revolution ausbrechen, so haben sich nach der Bremer Zeitung vom 9. Dec. in einer Nachricht aus Paris vom 2. Dec. die Offiziere auf halben Sold feierlich dagegen verwahrt, daß sie daran keinen Theil hätten, indem sie durch den Generallieutenant Puthod dem Herzog von Angouleme versichern lassen: daß sie nicht zu denen gehöreten, welche ihre Ergebenheit auf den Straßen absingen und über die Dächer hinausrufen: Es lebe der König! —

Es ist wahr! die Ergebenheit der Franzosen hat sich in früheren Zeiten auf ganz andere Weise kund gethan, und hat man zum Beispiel — nach dem Revolutions Almanach — beim Zerreißen der Prinzessin von Lamballe, bei der Hinrichtung des Königs und anderen Gelegenheiten rufen hören: Vive le Roi! —

Die Menschentreiber.

Vor einiger Zeit wurde in öffentlichen Blättern erzählt, daß der Dey von Algier, welcher zufolge französischen Zeitungsnachrichten als ein höchst liebenswürdiger — — Dey, geschildert wird, jedem alten Knaben, welcher sich noch nicht verheirathet, so lange die Bastonade geben lasse, bis er sich dazu entschlöße. Wir lesen nun jetzt in der Bremer Zeitung vom 8. December aus Cap Henry, ein paßliches Gegenstück dazu, indem der König Heinrich eine Menge weiblicher Mulatten hat herbei treiben lassen, um sie mit seinen Negersoldaten zu verheirathen. Was nun der Lohn solcher Landesväter, als höchst liebenswürdige despotische Menschentreiber, für ihre Sorgfalt sey, wird dadurch anschaulich, daß der Dey von Algier aus guten Gründen eine unüberwindliche Furcht vor seidenen Schnüren und Stricken, ungefähr wie ein Cosackenpferd vor dem Kanntschu, hat; — der König Heinrich aber ebenfalls eine entsetzliche

Furcht haben soll sich öffentlich zu zeigen. In civilisirten Staaten werden solche Subjecte ganz anders behandelt, indem sie sich ohne Furcht auf Felsen zeigen, daselbst Wetterbeobachtungen anstellen, und sich zur Abwechselung täglich mit einer ungeheuren Menge Ratten und Hamster (Zimmermannstaschenbuch der Reisen) herumschlagen dürfen, dabei Geld in Menge zu ihrer Disposition haben. *

In den Hannöverischen Anzeigen von 5. December empfiehlt sich ein Branntweinbrenner mit der Kunst, nach dem Thermometer und der Gradwaage zu brennen. Möchte er doch auch den Dey's die Kunst lehren nach dem Thermometer zu regieren, damit sie begriffen, daß Menschenquälerei und Despotismus nur bis zu einem gewissen Thermometer-Grade getrieben werden kann: dann aber der Helm herabfliegt und die Masse Alles um sich her revolutionirt und verbrennet.

..rb..

---

* Mannigfaltigkeiten.

In den Assisen von Surrey zu Guildford kam im Monat Juli d. J. eine Klage in Betreff gestohlner Leichen vor. Der Todtengräber Blackman an der L. Frauen Kirche zu Sanct Marien und Lambeth hatte schon oft bemerkt, daß ihm Leichen zum Behuf für das Hospital und die Anatomie vom Kirchhof gestohlen waren. Er warf endlich Verdacht auf seine eignen Leute, die er zur Bewachung des Kirchhofs des Nachts ausgestellt hatte und die unter dem Deckmantel ihres Dienstgeschäfts gerade am besten Gelegenheit dazu hatten. Er nahm sich daher vor, folgendes Experiment anzustellen. An einem Tage, als gerade fünf Leichen hier begraben waren, sagte er zu seinen Kirchhof-Wächtern, er habe heute ihre Dienste nicht nöthig, sie möchten nicht aufpassen. Insgeheim aber bestellte er andern Beistand, womit er selbst sich an die Ecke des Kirchhofs hinstellte. (In England hat man noch keine Gottesacker außerhalb der Städte) Um Mitternacht, als eben der Nachtwächter gerufen und nach englischer Sitte mit einer bei sich tragenden Glocke geläutet, wobei auch das Wetter ausgerufen wird, und wie es eben mit eisernem Klange Zwölf gedonnert hatte, hört der Todtengräber, daß die Pforte des Kirchhofs aufgeht, obgleich sie verschlossen war, und daß sogleich die Fußangeln weggenommen werden, als wenn es jemand bekanntes wäre, der davon genau unterrichtet sey: diese pflegte man hier wie gewöhnlich zu legen. Darauf geht mit schauerlichem Krachen die Thüre des Todtenhauses auf, sie wird erbrochen. Man hört 2 Leute zusammen sprechen: sie gehen bei und bohren in die Erde, um Leichname aus den Gräbern zu reißen. Die Schaufeln wühlen in der Erde, eiserne Stangen rasseln und klingen, endlich wird dumpf und hohl an einen Sarg geklopft. Nun war es Zeit. Die Verborgenen springen aus ihrem Winkel hervor und auf die Thäter los, mit den Worten, entweder zu stehen oder erschossen zu werden, denn sie waren sogleich erkannt. Unvermuthet zieht einer von ihnen einen Hirschfänger gegen Blackman und seine Vermummten, einige werden verwundet, es fallen Pistolen- und Flintenschüsse, endlich mit vieler Mühe bemächtigt man sich der Leichendiebe.

Das Gericht erkannte auf schweres Verbrechen und harte Strafe. Die 3 Schuldigen mußten sich 3jährigem Gefängniß unterwerfen, außer dem Verlust ihrer bisherigen Amtstellen.

Am 30. Juli Nachts stand die Frau eines Metzgers in London, Frau Monk, sehr früh auf, um das Frühstück für ihren Mann zu bereiten, der auf den Markt gehn will. Sie schläft um 2 Uhr unvermerkt wieder ein und träumt, daß eins ihrer Kinder aus dem Fenster gestürzt sey. Sie springt aus dem Schlaf auf, nach dem Fenster hin, in der Meinung, es noch zu retten, und stürzt selbst drei Stockwerke hoch in die Straße hinab. Als sie wieder aufstehn wollte — war sie todt.

Mistreß Shaw, eine beliebte engl. Schauspielerin, und ihre Freundin Mrs. Yalon, litten Schiffbruch am 23. März d. J. in dem Schooner Jane, südlich von der Pinien-Insel unweit Havanah, und beide ertranken im Meer. Einige Personen hielten sich 16 Stunden lang im Wasser an den Planken, trieben ans Ufer, retteten sich zum Theil, oder ertranken, oder verhungerten auf der Insel.

Jugend und Alter.

Es breitet sich aus vor den Blicken des Knaben des Lebens blüthenreicher Garten! Die lieblichen Früchte der zartesten Jugend genießend, umgaukeln ihn Freude und Lust in schwindenden Gestalten! Aber in einiger Entfernung, wo reicher die Natur ihre Gaben spendet, sieht er den Jüngling, und wegwendend sein Auge von der Gegenwart, eilet sein Blick in die nahe Zukunft. Weniger beschränkt genießt der Jüngling eines höhern Grades von Freiheit, und so regt sich lebendig der Wunsch im Herzen des Knaben, dieses höheren Glücks endlich doch theilhaftig zu werden! Aber Gewohnheit macht zuletzt den Jüngling gleichgültig gegen den Besitz dessen, wornach er als Knabe so emsig strebte! Es fängt an, die Liebe in seinem Herzen zu walten! Er fühlt sich hingezogen an den balsamischen Busen eines holden, weiblichen Wesens! Gehörte er früher der ganzen Welt an — fließen nun die Strahlen seiner Liebe in einen Brennpunkt zusammen! Hier erblickt er eine verklärte Gestalt, die sein Auge wie sein Herz durch blendende Schönheit bezaubert. Der ungetheilte Besitz dieses holden Wesens ist das im Jünglingsalter unerreichbare Ziel seiner heißesten Wünsche! Vorwärts dringt er durch des Lebens geschlungene Wege dem männlichen Alter entgegen, um die Rechte des Mannes zu erringen. Er erreicht sein Ziel! Er genießt, indem er liebt und wieder geliebt wird, des Lebens höchste Freude! Der Mittag ist da! Gedeckt und besetzt mit den liebreichsten Früchten ist die Tafel:

Kinder blühen nun auf um ihn, wie junge Rosen, lächelnd und freundlich; ihre muntern Spiele umplätschern ihn, wie Silberbäche. Ihr Glück beschäftigt ihn unabläßig; ihre Zukunft erfüllt bald mit süßen Hoffnungen, bald mit schweren Sorgen sein Vaterherz! Aber die Kleinen wachsen heran und, das älterliche Haus verlassend, schauet nun ernsten Blickes der Mann in die nahe Zukunft, wo das blüthenlose Alter vor ihm wie ein öder Garten im tiefsten Norden sich ausbreitet. Endlich reißt vielleicht der Tod von seiner Seite die treue Gefährtinn seines Lebens. Nun steht er allein und verlassen da an den grauen Pforten des Greisenalters, und es regen sich in ihm eben die Gefühle, die er am Abend nach einem genossenen frohen Tage empfand. Verschwunden ist für ihn die Freude des Erdenlebens, und die Zukunft hier bietet ihm keinen Trost weiter dar; denn nicht ferne von ihm warten seiner schon Altersschwäche, Krankheit und Tod. Mit klarem Bewußt-

sein dahin gelangen, nichts zu hoffen, nur zu fürchten haben in diesem Leben, — diese Lage wäre unerträglich, und untröstlich müßte das Herz des Greises sich fühlen! Aber Gott ist gerecht und milde! Der reife Verstand des Greises erblickt in naher Ferne schon die Pforten eines neuen Lebens, und die Religion, seine Stütze und sein Stab, stärkt ihn in diesen süssen Hoffnungen! Wäre dies nicht, so wäre wohl ein Greis das unglücklichste Geschöpf auf Erden. — „Das Vergängliche verlasse ich! Dem Ewigen eile ich entgegen!" spricht er, und es senken sich seine Augenlieder zum süßen Schlummer!

* Merkwürdige Hochzeit.

Diesen Herbst heirathete der Einwohner Thienke im Butjadingerlande, in seinem ein und achtzigsten Jahre eine Wittwe, die fünf und siebenzig Jahr zählte. — Obgleich das Brautpaar sehr rüstig war, zweifelten doch mehrere, daß sie noch Erben erzielen würden, und beide sollen auf die Feier der silbernen Hochzeit Verzicht geleistet haben. —

Gastmal des Geizigen.

Ein steinreicher Harpagon, der sich bloß aus Knauserei fast allen gesellschaftlichen Umgang versagt hatte, erschien endlich einmal wieder an einem öffentlichen Orte, um dort einen Reisenden aufzusuchen, mit dem er über eine Handelsspeculation zu sprechen hatte, wobei er einen ansehnlichen Gewinn hoffte.

Ein Bekannter von ihm redete ihn an, und äußerte seine Verwunderung, ihn dort zu finden:

„Wie, bekommt man Sie auch einmal zu sehen? Wo haben Sie denn so lange gesteckt?"

Ach! versetzte der Gefragte, ich bin lange recht krank gewesen. Ich habe entsetzlich an Zahnschmerzen gelitten und bin nur erst davon befreit worden, als ich mir sechs Blutigel hinter die Ohren setzen ließ.

„Ei, daß ist ja das erste Gastmal, das Sie gegeben haben!"

* Auf dem Brocken.

Im Unermessnen schwebt das Auge trunken,
Ganz Dir, Natur, im Mutterarm gesunken;
Fühlt Deine Tochter sich dem Irdischen enthoben
Erfüllt sie nur der Weltengeist dort oben! —
Ihm wähn' ich näher, innig mich vertraut
Wenn auf die Welt so klein, mein Auge schaut;

Mein ganzes Wesen — seeliges Gefühl —
Erhebt sich über's öde Weltgewühl. —
Hier schwindet eitler, ird'scher Wünsche Streben,
Hier fühlt der Geist sich werth dem höh'ren Leben;
Dem Gotte, den kein Raum umfangen hält,
Glaubt er sich kühn, hier näher zugesellt!

H — ll —

Druckfehler in Nr. 99.

S. 789. Sp. 2. Z. 14 v. oben lies Neger statt Necker.

Auflösung der Charade in Nro. 99.

Unschuld.

N: 101.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 17. December 1818.

Die Milben.

Es wohnten überall auf einem Käse, wie die Menschen auf der Erde, Milben, die, wie es mir schien, ein ganz behagliches Leben führten. Doch zuweilen klagten sie und hielten dafür, daß es nirgends ärger, ungerechter und unbilliger zuginge, als auf ihrem Käse. Die Thoren aber hätten einmal Menschen seyn und auf unserer Erde wohnen sollen!! Wie viel ist nicht unsere Erde größer, als ein Käse? Wie viel höher steigt also wohl nicht die menschliche Thorheit und Ungerechtigkeit!?

„Was sagst Du?" — höre ich eine Milbe fragen: — „Ihr Menschen wollet eben die Klagen führen, welche wir mit Recht führen? — Ihr habt ja doch Verstand! Es soll euch die Gottheit auch ein Gefühl für Recht und Wahrheit tief eingeprägt haben! Es lehrt ja eure Religion euch einen alles ewig vergeltenden Gott! Ihr habt Richter und Obrigkeiten! — So wenigstens lautet der Bericht von reisenden Milben. — Wenn bei uns Mord, Betrug, Verläumdung, Stolz und Hoffahrt überhand nimmt, wenn wir gegen einander ziehen in großen, hellen Haufen, mit tödtlichen Waffen uns angreifen, zu Tausenden uns erschlagen, und keiner weiß, warum dies geschieht, als vielleicht nur die beiden Oberfeldherren; wenn das siegende Heer dann über die unschuldigen Städte- und Dörferbewohner herfällt, ihre Wohnungen plündert und zerstört, ihre Weiber und Töchter schändet, ihre Städte und Dörfer anzündet, ihre hoffnungsreichen Staaten zertritt und verdirbt...." — „O, mein bester, kleiner Freund, das soll offenbar eine Stichelei auf uns Menschen seyn, die ich mir ganz und gar verbitte. Denn gerade so geht es bei uns her! Noch vor kurzer Zeit herrschte fast über ganz Europa ein Mann, Namens Napoleon. — Als die höchste obrigkeitliche Person, hätte er auch der Gerechteste, Weiseste und Menschlichste seyn müssen; aber er selbst war der Schändlichste und Ungerechteste. In drei und achtzig Hauptschlachten führte er selbst den Oberbefehl und opferte mehrere Millionen Menschen auf *). Er

*) In dem „Echo der Säle von Paris" heißt es S. 114 und 115: „Die Zahl der Konskribirten

und seine saubern Helfershelfer, die französischen Marschälle und Kriegskommissarien raubten allein in Italien den dortigen Fürsten 416,760,000 Franken, theils in baarem Gelde, theils an Silber, Gold und Kostbarkeiten, und wenn man hinzu rechnet, was ihre Unterthanen hergeben mußten, so kann man das Ganze, was die Franzosen aus Italien mit ihren langen Fingern holten und in ihr Säcklein strichen, auf 1,000,000,000 Franken gewiß rechnen. Was Deutschland hergeben mußte, steigt viel höher noch und ist vielleicht das Doppelte. Nun erinnere man sich an Spanien, Portugal, Holland, Schweiz, Polen! — kurz, sie haben vielleicht ein Sümmchen von 10,000 Millionen Franken**) den Völkern Europa's abgetrotzt verdient hatte, lassen Sie ihm dort, aus überund abgedonnert; nur in Rußland wurden endlich, von der großen Kälte, ihre geschmeidigen, die Geldbeutel so leicht ausleerenden Finger steif, so daß sie keinen Kopeken mehr festhalten konnten, sondern alles, was sie dort geraubt hatten, mußten sie in den tiefen Schnee fallen lassen. — Wenn ich Dir sage: daß, nach einer genauen Berechnung, bloß in der Schlacht bei Wagram, ohne die 22,000 Franzosen zu rechnen, welche um's Leben kamen, — wie viel Oestreicher fielen, weiß ich nicht — der Verlust derselben an Pferden, Geschütz und Ausrüstung überhaupt, auf 7,800,000 Franken stieg; daß allein in der dreitägigen Leipziger Schlacht die Verbündeten aus 1000 Kanonen 130,000, und die Franzosen aus 600 Kanonen 179,000 Schüsse gethan haben, alle darauf berechnet, Menschenleben zu zerstören: so wirst Du gestehen müssen, daß eure Milbenkriege nichts gegen die Menschenkriege sind, und daß unser Verstand, unser Gefühl für Recht und unsere treffliche Religion uns nicht hindert, wie Tiger, Bären und Wölfe uns einander zu würgen. Endlich, besiegt von Fürsten, die Menschen waren, im schönsten Sinne des Worts, ward der Unmensch Napoleon nach einer entfernten Insel gefangen geführt, und obwohl er zehntausendmal den Tod

---

welche der Senat vom 23. Sept. 1805 bis 1814 (in acht Jahren und drei Monaten) zu Bonaparte's Verfügung stellte, belief sich auf 2,249 000!" Andere aber, die bis auf die Quellen zurückgegangen sind, haben behauptet: „Napoleon habe während den dreizehn Jahren seines letzten politischen Lebens Frankreich täglich (!!) 936 Bürger gekostet." — Und wie viele Engländer, Deutsche, Spanier, Russen, Italiener, Polen, Portugiesen, Schweden, Dänen, Türken und Araber fielen nicht durch seine Schuld!

**) Daß die oben angegebene Summe nicht übertrieben groß sey, erkennt man leicht aus demjenigen, was die Macedoine Revolutionaire von dem erbeuteteten Reichthum einzelner Personen meldet. So hat z. B.

	Mill. Fr.
Talleyrand, ehemals blutarm, ein Vermögen von	8 Mill. Fr.
Davoust ebenfalls ein Vermögen von	8 — —
Massena ließ nach	8 — —
Hortensia	8 — —
v. Chaban, Liquidateur in Hamburg	4 — —
Sieyes	4 — —
Dreißig Polizeikommissairs in den eroberten Ländern, jeder zwei Mill.	60 — —
Garnier des Chenes	1 — —
Rapp	1 — —
Vandamme	2 — —
Dreißig Generaleinnehmer	30 — —
Summa	134 Mill. Fr.

Was hat nun nicht Napoleon an Kriegssteuer aus den eroberten Ländern gezogen? Was nicht jeder General und Offizier, Unteroffizier und Gemeiner? Denn alles, was Franzose hieß, war ja aufs Plündern und Rauben abgerichtet.

wiegender Milde, zu seinem und der Seinigen Unterhalte, allmonatlich verabreichen:

168 Flaschen schwachen Wein,
14 — Kapwein,
28 — Champagner,
42 — Graveswein,
168 — Teneriffawein,
280 — französische Weine und
84 — Porter.

Neun Personen, einige Kinder nicht gerechnet, theilen unter sich diese unverdiente Gabe.

Ein junges Milbenmädchen fragte angelegentlich: „Aber wie gehen die feindlichen Soldaten unter euch mit Unsereinem um?"

„So lange der feindliche Soldat auf der Herberge liegt, ganz artig und fein, und man hat alsdann fast kein Beispiel erlebt, daß ein hübsches Mädchen von ihm umgebracht worden wäre. — —"

„Das wohl nicht! — (Sie bemühete sich roth zu werden.) Aber ich meine, wenn eine Stadt erobert wird — wie machten's da die Franzosen?

„Ja, das ist wahr, bei Eroberung einer Stadt, als z. B. Lübek, Moskau, Saragossa, — da haben sie in unzähliger Menge den hübschen Mädchen und Weibern schändliche Gewalt angethan, und in Moskau und Saragossa solche nach genossener viehischer Lust ermordet, so daß man große Haufen von Leichnamen blühender Weiber auf den Straßen fand."

„Nun da haben wir's! Erst liebt man uns und betet uns an, und dann wirft man uns, wie eine ausgepreßte Zitrone, zum Fenster hinaus. Ich sage darum: die Männer sind's nicht werth, mit uns auf einem Käse zu wohnen."

Aus Allem merkte ich nun, daß die Milben keine bedeutende Fortschritte in der sittlichen Bildung gemacht hatten, als wir Menschen in dem erleuchteten Europa, und daß sie über eben das mit Recht sich beklagen durften, worüber wir mit Recht uns beklagen. Selbst die ärgerlichen Streitigkeiten unter den Gelehrten sind auch bei ihnen, wie ich höre, in vollem Gange; ja ein Gelehrter unter ihnen hat ebenfalls andere Gelehrte, seine Gegner, alle für Esel gescholten. Denn die Herrn können es einmal nicht begreifen, daß sie in der Welt und darum Gelehrte sind, um die Wahrheit zu vertheidigen. Sie vertheidigen aber immer nur ihre Meinung, ohne sich um die Wahrheit zu bekümmern; und je ungewaschener jene ist, um so gröber und tölpischer werden sie in ihren Ausdrücken.

So höre ich auch, daß seit langer Zeit, unter den gelehrten Milben, ein Streit darüber geführt seyn soll; ob alle Milben von einem einzigen Milbenpaare abstammen, oder ob der Allmächtige überall, wo Milben leben können, einzelne Paare durch die Hand der Natur erschaffen ließ? Hätten sie mich gefragt: so hätten sie auch sichere Auskunft von mir erhalten können; denn ich lebte schon und beobachtete, als ihr Weltkörper erst erschaffen, nichts weiter als ein Urgemisch nur war; als noch nichts Lebendiges und Grünendes auf ihm sich fand. Aber nicht lange nach seiner Schöpfung, erhielt der Wohnplatz der Milben ein grünes Kleid von Schimmelpflänzchen, und Schimmelwälder erhoben ihre Gipfel zum Himmel empor! Es schuf also der Allmächtige nicht einen Baum, nicht einen Grashalm, sondern überall gingen aus dem Boden Bäume und Pflanzen hervor. Als ich aber einmal, Morgens, nach einer schönen, anmuthigen Sommernacht, die Oberfläche des Käses wieder beobachtete, da fand ich, zu meiner größten Verwunderung, allenthalben Milben ausgestreut, — wenn zwar nicht in großer Anzahl. Von einem einzigen Paare konnten alle

*

diese Geschöpfe nicht abstammen; denn eine Mutter hätte, in einer einzigen Nacht, so viele Kinder nicht gebähren, auch solche nicht, selbst als Kugel in Kanonen geladen, so weit ausfeuern können. Auch ergab es sich, nach einer genauern Beobachtung, daß die Milben der verschiedenen Himmelsfrüchte, an Farbe, wie an Bau des Körpers, sehr von einander abwichen. Ich schloß daher, daß die waltende Vorsehung allenthalben Geschöpfe habe hervorgehen lassen, die ihrer Natur nach, für den Himmelsstrich, wo sie entstanden, sich besonders eigneten, und daß, durch eine gewisse Gährung des Stoffs, freilich unter Leitung eines höchsten Wesens, — in welchem Zustande ein Käse, während seiner ganzen Dauer, nur einmal sich befindet, — das Geistige von der gröbern Masse, womit es verbunden wär, geschieden ward!

Anekdote.

Ein lustiger Mann wollte einen Einfältigen necken. Er sagte daher einmal zu ihm: Ich habe aus London den Auftrag erhalten, so viele alte Kalender, als ich nur im Stande bin aufzutreiben, zu kaufen. Wollen sie mir hierbei behülflich seyn, so sage ich Ihnen ansehnliche Prozente zu.

„Ich werde Ihnen schon alte Kalender anschaffen!" — versicherte dieser, und durchlief Land und Stadt, um diese aufzukaufen. Es glückte ihm so, daß er nach einigen Tagen viele tausende schon beisammen hatte. Hierauf verfügte er sich zu jenem Freunde, mit der Bitte, ihn zu besuchen, um ihm den schönen Vorrath von alten Kalendern zu zeigen. Mit der Versicherung, daß ihm diese Nachricht sehr angenehm sey, gab er das Versprechen, am folgenden Morgen ihn zu besuchen. Große Ballen von alten Kalendern wurden nun herbei geschleppt, und der Schalk setzte sich nun nieder um den Einkauf näher zu besehen. Aber alle Kalender hatten den Titel: Allerneuester Kalender für das Jahr u. s. w.

„Nein," sagte er, als er sie besehen hatte, „es sollen ja alte und keine allerneuesten Kalender seyn! Wie haben Sie doch mein Freund, sich so betrügen lassen. Diese kann ich nicht nach London schicken."

Alle Mühe und Kosten vergebens verschwendet, ärgerte sich der gute Mann nun nicht wenig.

Die Kolibris.

Wir pflegen — so schreibt jemand unterm 20 May 1816 aus der Insel Marie galante — mein Freund, seine Familie und ich, uns nach dem Mittagessen außer unserm Hause auf einige Augenblicke unter eine Sommerlaube von Barbadinen zu setzen, deren acht Zoll im Durchmesser habende, kunstreich gebildete und ringsum mit einer rosenfarbenen zierlich herabfallenden Franse eingefaßte Blüthen es allen bekannten Blumengattungen an Schönheit zuvor thun. An dieser Stelle empfangen wir aus der ersten Hand den lieblichen Hauch des Gesundheit und Kühlung bringenden Ostwindes. Ein reizender Garten liegt uns allernächst vor den Augen, und zwischen demselben hindurch eröffnet sich die Aussicht auf eine der lachendsten Landschaften, welche die Natur je durch ihren Zauberpinsel verschönert hat. Nicht mehr als sechs Schritte von uns, im Vorgrunde, grünt eine kleine Reihe weißblüthiger Sträuche. Hier haben wir das Vergnügen, die Kolibris zu beobachten, und die Beweglichkeit ihrer Goldfittige, die im Sonnenlichte funkeln, indeß ihre Zunge in minder als einer Sekunde den Honig aus einem Blumenkelche herauspumpt. Mit convulsivischer Lebhaftigkeit schweben diese Vögelchen von einem Kelche zum andern. Nur selten lassen sie sich nieder, und wenn solches geschieht, so ist es nur für einen Augenblick. Fangen kann man sie sehr leicht, sowol mit Vogelleim, als mit der Hand. Um sie auf die letztere Art zu bekommen, darf man nur durch ein Paar Negerjungen ihre Nester aufsuchen lassen, die auf nicht sehr hohen Gebüschen, etwa drey Fuß über der Erde, oftmals auch auf dem Curatari Baum ohne große Mühe zu finden sind. Ist so ein Nest ausgekundschaftet, und nähert man sich demselben in möglichster Stille und im Augenblicke nach Sonnenuntergang, so ist man sicher, des Weibchens habhaft zu werden, das um diese

Zeit im Neste sitzt, und entweder mit dem Ausbrüten seiner Eyer oder mit Warmhalten seiner kürzlich ausgekrochenen Jungen beschäftigt ist. Auch das Männchen ist gewöhnlich unter dem Laubwerke eines nahen Strauches zu finden.

Auf diese Weise habe ich eine große Anzahl dieser niedlichen Vögel, sammt ihren baumwollenen, wunderbar künstlich verfertigten Nestern in meine Gewalt bekommen. Mehr als ein Mal habe ich in einem Neste zwei längliche, weiß und schwarzgetüpfelte Eyer und zwei Junge, von der Größe einer kleinen Erbse vorgefunden.

Auf den Kolibri paßt die Benennung, welche der Pater Outerre dem kleinen Paradiesvogel beilegt, wenn er ihn eine „Blume des Himmels" nennt, und an ihn mahnt es ebenfalls, wenn der Pater Commise von dem Schmetterling sagt:

Florem putares nare per liquidum aethera.

Der Letztere beschreibt das sein Nest bauende Kolibriweibchen also:

„Alle Baumwolle, welche das Männchen herbeiträgt, wird von dem Weibchen, so zu sagen, versponnen, und mit Schnabel und Füßen, Härchen für Härchen auseinander gelesen. Alsdann legt es sein Nest an, welches kaum halb so groß ist, als die Schaale eines Taubeneyes. So wie das kleine Gebäude anfängt, sich höher zu heben, macht die Baumeisterinn tausenderlei kleine Wendungen, und fängt an, die Einfassung des Nestes mit dem Halse und das Inwendige mit ihrem Schweife auszuglätten. Was das sey, welches die Mutter ihren Jungen im Schnabel zuträgt, habe ich nie in Erfahrung bringen können: einzig habe ich bemerkt, daß sie ihnen ihre Zunge darreicht, die, von dem aus den Blumen gezogenen Safte, ohne Zweifel ganz in Honig getaucht seyn muß."

Die herrlichsten Kolibrarten bekommt man auf der Insel Trinidad zu sehen, nämlich die sogenannten Rubin-Topasen und Rubin-Smaragden. Beide scheinen einen Rubin in Form einer Krone auf dem Haupte zu tragen. Der Hals des erstern hat die Farbe und den Schimmer eines Topases; den Hals des letztern färbt ein Grün, so glänzend wie das des schönsten Smaragdes. Ueberhaupt scheint die Natur in der Bildung dieses Vogelgeschlechtes sich selbst übertroffen zu haben. Von den aller kleinsten Kolibris sind einige, zur Vervollständigung ihres Schmuckes, mit einer künstlich umlegten Halskrause versehen, die eine vortreffliche Wirkung thut.

Der Insurgenten-General St. Martin.

— Der berühmte Insurgenten-General St. Martin, wurde in Buenos-Ayres, in einer Gegend, die Missiones genannt, geboren, zählt gegenwärtig 45 Jahr, ist von einnehmender, edler Gesichtsbildung, wohlgewachsen und bescheiden. Seine Erziehung erhielt er in Madrid, in der ersten Militärschule des Königreichs, von wo aus er in die Armee einrückte. Während des ganzen Krieges der Halbinsel ist er unausgesetzt in Diensten geblieben, und hat sich überall durch seine Tapferkeit ausgezeichnet; welches aber vorzüglich bei der Schlacht von Albusera der Fall war, wo er auch zu dem Rang eines Obersten erhoben wurde. Ferdinand benahm sich bei seiner Rückkehr nach Spanien so feindlich gegen diejenigen, welche sich am meisten in seinen Diensten ausgezeichnet hatten, daß Martin, bitter gekränkt, seinen Abschied nahm, und in sein Vaterland zurück kehrte. Hier faßte Martin die Idee, über die Cordilleras zu gehen. Er opferte sein ganzes Privatvermögen dem Vaterlande auf; schuf und disciplinirte eine Armee von 3000 Mann, mit welcher er die ungeheuern Anden, in einer Ausdehnung von 140

deutschen Meilen Weges, überstieg, und langte in den Ebenen von Chacabuco an, ehe der Feind die geringste Ahndung von seiner Gegenwart hatte. Die feindliche Armee war doppelt so stark wie die seinige; demungeachtet entschied er hier mit seiner kleinen Spartanerschaar das Schicksal Chili's. Der Uebergang über die Anden ist zu jeder Zeit gefährlich; es giebt Pässe, die, bei einer Höhe von vielen Tausend Fuß, so schmal sind, daß zwei geladene Maulthiere einander darauf nicht ausweichen können. Der Weg, welchen Martin wählte, war ein ungangbarer Pfad, länger und schwieriger als der gewöhnliche. Er verlor nicht weniger als 12,000 Maulesel während dieses Marsches; die berühmten Uebergänge über die Alpen der alten und neuen Geschichte müssen gegen diesen Uebergang über die Anden zurück stehen, da die Heiden jener Unternehmungen von großen Armeen und von mächtigen Nationen unterstützt wurden. Dieser Mann mußte sich seine kleine Armee selbst schaffen, und hatte zu Besiegung so vieler Schwierigkeiten, die selbst einen Alexander zurück geschreckt haben würden, keine andern Hilfsmittel, als sein Genie.

Blüthen.

An diese Erde gekettet, so lange wir noch einen Körper haben, geht es uns wie den noch ungebornen Kindern, die, vermittelst der Nabelschnur, ihre Nahrung von der Mutter erhalten. Aber nur bis das Kind zur Reife gediehen ist, dauert diese innige Verbindung zwischen Beiden. Dann entwindet es sich, gleichsam volljährig, dem Zwange des älterlichen Hauses, eilend in die große freie Natur! Nun entfesselt, kann es gleichwohl der Mutterbrust noch nicht entbehren. Muß man hieraus nicht schließen, daß vielleicht zwischen unserem jetzigen, so enge beschränkten Zustande und jenem — der höchsten Freiheit, ein Mittelzustand sich noch finde? Daß wir, nach erfolgtem Ableben, noch einige Zeit, wie ein Säugling, an der Brust unserer treuen Mutter liegen und in ihren luftigen Armen getragen werden?

Der Mensch, im freiesten Zustande hier auf Erden, fühlt immer noch die Fesseln, die an seine Mutter — die Erde, die uns alle trägt und nährt und endlich deckt — ihn ketten, und er merkt es, daß, wenn er ganz frei seyn soll, jene Nabelschnur, unser Körper, durch die Hand der wohlthätigen Natur erst zerschnitten seyn muß. Vollendet und zur Reife gediehen, eilt er dann endlich einer reicheren und schöner blühenden Natur entgegen, als hier uns umgiebt!

Aber was denkst Du von den todtgebornen Kindern? Es sind Briefe, die uneröffnet und ungelesen, durch die Hand der Zeit, höheren Welten entgegen eilen!

Ein Mensch, der, ohne Unterbrechung, im Sonnenschimmer des Glücks wandelt, denkt selten an eine Fortdauer nach dem Tode! Aber dem Unglücklichen erscheint in der Nacht, die er durchwandeln muß, der Schimmer freundlicher Sterne, die ihm zurufen, aus der weit entlegenen Ferne: Dulde! Hoffe!

Noch hast Du die Kraft eines sternenreichen Nachthimmels nicht gesehen? Nicht vernommen, was, süßtönend, jene Welten uns zurufen? Dort oben, an dem dunkelen Gewölbe der Nacht stehet eine goldene Schrift, und Trost und süße Hoffnung ruft jede flammende Zeile Dir ins Herz. Wer diese Schrift zu lesen vermag, wie sollte der doch unglücklich seyn?!

Bleich und verwischt die Züge des freundlichen Lebens, — so erscheint uns das Angesicht eines verstorbenen Freundes! — Siehe die, mit dem Trauermantel des Winters bedeckte Erde! — Bleich und verwischt die Züge des freundlichen Lebens, erkennen wir kaum die Gefilde wieder, die wir, mit Lust und Freude, im Frühling durchwandelten!

Wäre nie ein Winter gewesen, wohl würden wir trauern über den Tod der Natur. Aber die tröstende Erfahrung, daß immer dieser Tod in das lachende Bild des Frühlings sich auflöset, — beruhiget uns!

Das Leben des Menschen ist einem Jahre zu vergleichen! Mit dem Lenze der Jugend beginnt es und endet mit dem Winter. Hier nun, wo Erfahrung nicht so deutlich zu uns spricht, fängt der Mensch, vorgerückt bis dahin, wo die Schneeflocken des Alters sein Haupt bedecken, an, zu zagen. Aber grünt nicht die Natur auch unter der Schneedecke? Finden wir nicht Schneeglöckchen schon, wenn kaum der Winter uns verlassen hat? — So erreicht der Pfeil des Todes nicht das tief verborgene Leben und der Mensch wandelt einem neuen Frühling entgegen!

Gedanken und Bemerkungen.

Es giebt noch weit mehr grunddumme, als grundgescheute Menschen, und weit mehr vernünftige, als verständige und kluge Leute.

Man kann den Menschen nicht frühzeitig genug darauf aufmerksam machen, daß Eifer ohne Erkenntniß weder in der Moral, noch in der Wissenschaft, noch in den Geschäften viel Gutes stiften kann.

Hinter goldnen Worten liegt oft ein eisernes Herz.

Unser Stolz bewahrt uns vor mehr Fehlern und Thorheiten, als unsre Vernunft.

Man lobt bisweilen Abwesende bloß um die Tadelsucht der Anderen zu elektrisiren.

Der Generosität mancher Leute muß man wie einer Prellerei ausweichen.

Mannigfaltigkeiten.

Am Montag Nachmittag den 3. August wurde im Borough von Southwark (dem südlichen Theil von London) der Rapport bekannt gemacht, daß ein alter Mann, Namens Sullivan, von seiner Frau, einer gebornen Irländerin, ermordet worden sey. Eine Menge Menschen strömten nach Mint-Square (dem Münz-Platz) Die Polizeiofficianten fanden den alten Mann mit einem Loch in dem Kopf und dem Tode nahe. Das Weib hatte ihn mit einem Hammer auf seinen Schädel geschlagen, sie war in die Wache gebracht. Er ist ein Greis von 60 Jahren, und gleichwohl sagt man, sey die Ursache des Mordes nichts anders als Eifersucht gewesen. Sie betheuerte auch in der Wache, sie wolle ihm künftig so nicht mehr dienen, wenn sich wieder in Freiheit gesetzt werden sollte.

Am Freitag Abend den 31. Juli überfiel eine zahlreiche Räuberbande nach 9 Uhr das Haus des William Marriot, eines reichen Pächters auf Preston Deanery bei Worthington unweit London. Mittelst Einbruch wurde eine Menge Geld, Silbergeräth, seidne Stoffe und

Kleider geplündert. Hr. Marriot bekam einen Hieb über den Kopf, während andere von der Bande riefen: „Schlagt ihn todt, Schlagt ihn todt.“ Nun wurde, als dies bekannt geworden, eine allgemeine Parforcejagd auf diese Räuberbande unternommen, und schon am Sonnabend Nachmittag den 1. August hatte man die ganze Bande erwischt, zusammengebracht und ins Gefängniß nach Northampton geschleppt, unter lauten Verwünschungen des Volks, dem sie längst ein furchtbarer Schrecken gewesen war. Einer von dieser Sippschaft heißt William Minard. Er hatte seinen Hut in Marriots Hause vergessen. Man fand ihn. Der Name, der in dem Hut stand, gab den Schlüssel zur ganzen Entdeckung des Komplotts, auf die nämliche Weise wie Osborn sich verrathen hatte. So geht es um und in London her.

Die Oper: „Lionell und Clarisse oder die Schule für Väter“ wurde am 1. Aug. d. J. im engl. Opernhause zu London wieder mit großen Beifall gegeben. Sie ist eine der besten Compositionen von Bickerhoff und schon seit 50 Jahren auf der Bühne. Schwerlich ist sie in Deutschland bekannt. Hr. Pearman und Miß Carew glänzten in diesen beiden Rollen vorzüglich. —

Gebet.

Ich bitte nicht um Gut und Geld,
Du Herr und Vater meines Lebens!
So oft man's auch des regsten Strebens
Des ew'gen Wunsches würdig hält.
Erhalte mir, das bitt' ich nur,
Die Freunde, die mir lieb und theuer,
Die Lust an Dir und der Natur,
Mein froh Gemüth, und meine Leyer.

* Auf dem Nonnenkirchhofe zu Theistungenburg.

Schaurig säuselt der Wind durch hohe Ulmen und Gräser;
Dumpf ertönet vom Thurm, „eins!“ die Glocke herab. —
Und es weilet der Mond mit bleichem Gesicht auf den Gräbern;
Deren Bewohner so sanft schlummern den ewigen Schlaf. —
Mir aber füllet das Herz ein wehmuthsvoller Gedanke:
Die hier im Grabe schon ruh'n, waren sie jemals beglückt?
Streng aus dem Leben verbannt, wo kaum ihre Kindheit verflossen
Wurden die Armen versenkt ewig in Kloster und Nacht. —
„Ihr Andenken im Seegen, Ihre Seel' in ewiger Ruhe,
Tugend die Wach' ihres Grabes“ — les' ich am moosigen Stein.
Eine Aebtissin ruht hier, vielleicht einst die Krone der Mädchen,
Ihrem Geliebten geraubt, der nun sein Alles verlohr! —
Hier verflossen die Tage in Schmerzen und Klagen der Armen
Bis nun der gütige Tod bald sie dem Leiden entnahm. —
Schlummert nun sanft ihr Gequälten, für Schmerzen auf ewig geborgen;
Lächle mitleidiger Mond sanft auf die Todten herab. —

H — ll —

N: 102.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 20. December 1818.

Die Genien des Lebens.

Das Leben rollt in bunten Ringen,
In einer ewiggleichen Bahn;
Nach einer weisen Ordnung schlingen
Sich holde Wesen an ihm an:
Ihr Vaterland sind Edens Fluren, —
— Ein schönes, luft'ges Elfenchor! —
Sie folgen gern des Menschen Spuren,
Und Heil dem! der sie sich erkor.

Drei Schwestern sind's — mit reichen Kränzen,
Umwinden sie des Lieblings Haupt;
Umgaukeln ihn in heitern Tänzen,
Sind nah', wenn er sie fern auch glaubt.
Sie kennen weder Rang noch Sitte,
Denn Alle sind bei ihnen gleich:
Sie weilen in der kleinsten Hütte,
Und machen oft den Aermsten reich.

Wer sie nicht kennt — wenn auch nur Eine? —
Wem Eine niemals hat gelacht? —
Der had're mit dem Glück, — und weine;
Denn ihm ist Frühling, Winternacht.
Doch nein! es wird sich keiner finden,
Die Schwestern sind ja Jedem nah';
D'rum hasche sie — denn sie entschwinden,
Und Du steh'st einsam trauernd da.

Die Freude — mit dem Rosenkleide,
Umschwebt das Kind, den Mann, den Greis,
Den Armen bettet sie auf Seide,
Und heitert der Gesellschaft Kreis.
Des Unmuths finstre Nebelschleier
Verschwinden schnell, wenn sie sich nah't,
Belebend ist ihr schönes Feuer:
Es schmücken Rosen ihren Pfad.

Die Freundschaft, mit den ernsten Blicken,
Reicht gern dem Jüngling ihre Hand,
Theilt seinen Kummer, sein Entzücken;
Bleibt treu bis an des Grabes Rand.
Sie giebt dem Herzen seine Würde,
Verhehl't der Seele Mängel nicht,
Macht leicht des Lebens schwerste Bürde,
Und wandelt Dämmerung in Licht.

Die Liebe ist die dritte Schwester
Sie macht das Leben sanft und gleich,
Schwebt um der Turteltauben Nester,
Ist ewig über'm Sternenreich!
Sie kann das Schwerste leicht vollbringen,
Sanft — und doch dauernd ist ihr Band,
Und ihre Seraphs-Flügel dringen,
Selbst bis ins düst're Schattenland.

Es sind drei luftige Gestalten,
Oft necken sie den Menschen gern,
Und wenn er glaubt sie festzuhalten,
Entfliehen sie unendlich fern:
Dann folg't die Reue ihren Pfaden,
Quält schonungslos das schwache Herz,
Und der Verzweiflung Schauer laden,
Auf seine Seele herben Schmerz.

Doch in des Herzens tiefsten Gründen,
Liegt unsichtbar ein Talisman,
Der sie mit sanften Ketten binden;
Auf ewig dienstbar machen kann.
Die Tugend! — ihre heil'gen Worte,
Erhalten Dich auf sich'rer Bahn;
Selbst an des Lasters dunkler Pforte
Noch mahnen sie zur Rückkehr an.

Drum, wenn in leichten Elfentänzen,
Die Freude Deinen Pfad umschwebt;
Wenn Dir zu reichgewählten Kränzen,
Die Freundschaft ihre Blumen webt;
Wenn Dich der Liebe Zauber binden;
Dann eine mit der Tugend sie
Zum festen Bund — und es entschwinden
Dir die drei holden Schwestern nie!

A. Daeves.

---

*Blick von den Höhen, nach den Tiefen unserer Stadt.

Daß unser Bremen durch einen schönen hohen Thurm der Stephani-Kirche sehr an äusserer Schönheit gewinnen, und sich in der Ferne in seiner eigentlichen Größe zeigen würde, wird gewiß keinem aufmerksamen Bewohner der Stadt entgangen seyn, und den Wunsch in ihm rege gemacht haben: daß diese Kirche wo nicht ganz, doch einigermassen wie zuvor stattlich ihr Haupt wieder erheben mögte.

Doch genau die Sache betrachtet, was erzielen wir durch einen kostspieligen Thurmbau? — — Nichts anderes als wir flößen den fremden Reisenden in der Ferne eine vortheilhafte Meinung von der Größe der Stadt ein, wovon er sich doch bald in der Stadt selbst überzeugt; folgen wir ihm aber auf seinen Gang nach der Tiefer und lassen ihn da in die Tiefe sehen, (es gilt nemlich die Balge) was muß er da von unsern geschmückten Höhen denken! So lange dieser Pestilenz aushauchende Pfuhl sich noch in unsern Mauern befindet; so lange er noch durch sein Austreten auf die in seiner Nähe liegenden Häuser und ihrer Bewohner so äusserst nachtheilig wirken kann, ist alles Geld für einen Thurmbau weggeworfen. Der Fremde verläßt unzufrieden unsere große Stadt; er findet keine Konsequenz in unserm Baugeist.

Gern lassen wir also das Säculum vollends voll werden, und denken noch besonders an das wirklich Nothwendige: so wird der dankbare Bewohner Bremens um so viel lieber sein Scherflein zum Thurmbau geben, und der Fremde wird die Stadt mit der Ueberzeugung verlassen: daß es nicht allein eine große und schöne, sondern auch eine gesunde und gute Stadt sey, worin es sich wohl hausen lasse.

Möge dies dringende Wort eine willige Aufnahme finden.

Riekchen.

(Erzählung von der Verfasserin von Gustavs Verirrungen, der Honigmonote ꝛc.)

Riekchen war die Tochter des Schulzen und das schönste Mädchen im Dorfe. Viel hatte sie schon vom Kriege und den Mißhandlungen gehört, denen Weiber und Mädchen ausgesetzt waren; aber noch klangen sie ihr wie Geschichten der Vorzeit, denn in ihrem stillen Thale blühte Alles in Frieden. Doch jetzt kam der

Vater mit immer schrecklichern Nachrichten nach Hause, und schon flohen Unglückliche von den nahen Dörfern und jammerten um Obdach.

Einigen konnte geholfen werden, Andere zogen trostlos von dannen. Riekchens Mutter rang die Hände und der Schulze ging finster umher, als ein durchdringendes Geschrei aus der Ferne gehört wurde. Es waren Feinde. Sie plünderten das Dorf, erschlugen den Schulzen und steckten seine Wohnung in Brand. Riekchen und ihre Mutter entkamen; doch wurde die letzte vom Schrecken getödtet und von zwei mitleidigen Bauern, eine halbe Stunde von der Hauptstadt, ohne Sarg in die Erde zur Ruhe gesenkt.

Riekchen saß am Grabe noch im rothen Sonntagsmieder und mit dem verwelkten Blumenstrauß an der Brust. Es wurde Abend. Sie ging in die Stadt, einen Dienst zu suchen; aber niemand brauchte eine Magd, und schon war sie am entgegen gesetzten Thore, als die Wirthinn im rothen Adler ihr winkte.

Das Haus war voll Fremder und die Küchenmagd krank. Riekchen hatte von ihrer Mutter sehr schön nähen und spinnen, von der Pfarrerinn vortrefflich kochen und vom Pfarrer richtig schreiben und sprechen gelernt. Wer sie sah, hielt ihren Anzug für Verkleidung, und doch paßte dieser vollkommen wieder zu ihrer Unschuld und rührenden Einfalt. Nachdem die Wirthinn sie eine Weile schweigend betrachtet hatte, gab sie ihr schon den Küchenschrankschlüssel, und Riekchen trat an den größten Heerd, den sie in ihrem Leben gesehen hatte. Den verwelkten Blumenstrauß warf sie in die Flamme.

Diese loderte hell auf, als ein junger Mann von königlichem Wuchse herein trat. Riekchen stand mit dem Rücken gegen die Thür; aber beim Klirren der Sporen wandte sie den schönen Hals, und ihr holdseliges Gesicht strahlte, von der Flamme geröthet, dem jungen Krieger entgegen. Daß er das war, bezeugte sein Anstand, noch mehr aber eine breite Narbe, die sich queer über seine blendende Stirn zog, und als er den Mantel zurückschlug, sah Riekchen zwei Sterne. Sie schälte Aepfel, die zum Nachtisch bestimmt waren; aber vor Schrecken ließ sie das Messer fallen, und indem sie es ergreifen wollte, rollten alle Aepfel auf den Boden.

In dem Augenblick traten noch mehrere Krieger herein. Riekchen haschte schnell nach den Aepfeln; aber die braunen Männer, nachdem sie eine Weile dem Schauspiele zugesehen hatten, fanden es zu reizend, um es nicht zu verlängern. Kaum bückte sich Riekchen nach einem Apfel, als er auch schon nach der entgegengesetzten Seite hinrollte, und, wollte sie hinter ihm hereilen, sie sich selbst der Gefahr aussetzte, von den Männern erhascht zu werden.

Wie schnell sie ihnen auch entkam, so waren ihrer doch zu viele, als daß es länger gelingen konnte. Erschöpft von dem, was sie seit drei schrecklichern Nächten gelitten hatte, erhitzt von der Flamme, hin und her gejagt wie ein schüchternes Reh, stieg ihre Angst auf das höchste. Aber sie hatte ihr Messer noch und gebrauchte es zu ihrer Vertheidigung, ohne zu wissen, was sie that. Noch mehr gereizt, setzten die Männer noch das grausame Spiel unter schallendem Gelächter fort, als der Fremde, welcher, tief in den Mantel gehüllt, mit finsterm Schweigen ihnen zugesehen hatte, plötzlich Ruhe gebot. Sie schienen ihn nicht bemerkt zu haben und zogen sich jetzt, heftig erschrokken, in das Wirthzimmer zurück.

Der Fremde sah Riekchen wanken und wollte sie unterstützen; aber mit Verzweiflung im Blick hielt sie ihm das Messer entgegen.

„Wie!" — sagte er — „auch!" — und noch hatte er die Worte nicht ausgesprochen, als sie mit todtbleichem Gesichte vor ihm niederstürzte. Die Unglückliche! seit drei Tagen war keine Nahrung über ihre Lippen gekommen, und in dem Augenblick, als sie ins Haus trat, Brod zu verlangen, schien ihr unmöglich.

Auf des Fremden Rufen eilte die Wirthin herbei, und bediente sich, das Mädchen zu erwecken, glücklicher Weise des Weines, den sie in Händen hielt. Nach ein Paar Tropfen, die auf Riekchens Lippen fielen, öffnete sie die Augen und rief leise: „Brod! Ich sterbe." — „Um Gotteswillen schnell!" — sagte der Fremde — „Wo ist mein Zimmer? Ich bringe sie hinein!" Und kaum hatte er sie niedergelegt und ihr etwas stärkende Nahrung eingeflößt, als sie in einen tiefen Schlaf fiel.

Prinz Demetrius W . . . , der Fremde, stand an ihrem Lager und sah, wie die schönen Züge des Mädchens, das zuvor einem Marmorbilde glich, durch den erquickenden Schlaf immer mehr belebt wurden. Ein Gesicht, das die reinste Unschuld unverkennbarer ausdrückte, hatte er noch niemals gesehen; zugleich aber verrieth die Stirne und der wunderschöne Mund eine Festigkeit, die mit der noch beinahe an das Kindische grenzenden Jungfräulichkeit einen wunderbaren Kontrast bildete.

Aber so wie sich die Wangen des Mädchens rötheten, fühlte er auch die Schläge seines Herzens sich verdoppeln, und es dünkte ihn, hier, oder nirgends sey der Lohn für das zu finden, was er, während zweier blutiger Jahre, dem Vaterlande kämpfend geopfert hatte.

Es war viel und fast wäre er dem Kampfe erlegen. Mit einer polnischen Fürstin von hohem Geiste und wunderbarer Schönheit verlobt, trennte er das Band, um dem Vaterlande nicht untreu zu werden. Die Trennung war herzzerreißend, und schon heilte die schöne Wunde auf seiner Stirne, als diese noch blutete. Doch wurde die Wahrheit an ihm bestätigt: daß für einen jungen Mann, so wie für den Menschen überhaupt, nichts wünschenswürdigeres ist, als hoffnungslose Liebe zu einem erhabenen Gegenstande. Wollust, Eitelkeit und Ruhmsucht vermochten nichts über ihn. Der Schmerz hatte ihn durch und durch veredelt. Alles war schön, Alles war groß und wahr an ihm, und er ragte unter den ihn umgebenden, an Leib und Seele entnervten, Elenden wie ein Halbgott hervor.

Solche männliche Würde fühlt kein Wesen tiefer, als ein ächt weibliches, ganz himmelreines. Riekchen hatte sie beim ersten Blicke empfunden, und der Schmerz, daß sie ihm, wie den Uebrigen, das Messer entgegenhielt, zerrüttete sie noch mehr, als es durch Angst, Hunger und Ermüdung geschehen war.

Doch jetzt zauberte der Schlaf tröstende Bilder vor ihre Seele. Zwar däuchte ihr, sie werde von einem Haufen Reuter verfolgt. Schon war ihr der eine ganz nahe und hielt das gezückte Schwerdt über ihren Nacken. Doch plötzlich hob sie der Fremde auf ein weißes Roß und flog mit ihr einen leuchtenden Berg hinan. Oben stand ein wunderschönes, ganz durchsichtiges Haus, aus welchem sie ihre Mutter in einer strahlenden Wolke sehen konnte. „Ach, Mutter, mich hungert!" — rief sie — „kommst du nicht wieder?" Aber diese war verschwunden; der Fremde stand in der Wolke und hielt eine glänzende Traube in der Hand. Sie streckte die Arme nach ihm aus, aber vermochte nicht, ihn zu erreichen. Doch plötzlich war er ihr ganz nah' und zerdrückte die Traube auf ihrer Stirn, so daß die Tropfen in ihren Mund fielen. Be-

gierig sog sie das Labsal ein, als sie von dem Falle eines schweren Körpers erwachte.

Es war Demetrius Helm. Der Fürst hatte die Bewegung ihrer Lippen bemerkt, und eilte, ihr ein Paar Tropfen Wein einzuflößen. Es gelang ihm, ohne sie zu erwecken: aber indem er sich erhob, stieß er den Helm von dem nahe stehenden Tische, und Riekchen schlug die blauen Himmelaugen in unaussprechlicher Verwunderung zu ihm auf.

Schnell blickte sie um sich her, und da sie niemand im Zimmer sah, war sie mit einem Sprunge von ihrem Lager und eilte zur Thür. „Mädchen! wo willst Du hin?" sagte der Fürst — „im ganzen Hause giebt es keinen sicheren Ort für Dich, als hier. Sieh mich an! Kannst Du Mißtrauen gegen mich hegen?„ — Sie sah wirklich mit einem schüchternen Blick an ihm hinauf und schüttelte das Köpfchen. „Nun, siehst Du wohl! Nicht wahr, Du traust mir? — Komm, setz' Dich! Nimm etwas Nahrung zu Dir, und dann erzähle mir, wie Du hierher kamst und ob Du hier bleiben willst. Große Thränen standen jetzt in Riekchens Augen. Mehrmals versuchte sie einige Worte hervorzubringen, aber vergebens. „Fasse Dich, Kind!" — sagte der Fürst — „Jetzt mußt Du nicht sprechen, sondern Dich stärken. Iß, sonst wirst Du krank, und was soll dann aus Dir werden? hier, wo Du ohne alle Hülfe bist.

(Der Beschluß folgt.)

Türkisches Eigenthums-Recht.

— Für die gerühmten Fortschritte der Moralität in der innern Landesregierung Sr. großherrl. Majestät liefert nachstehende, in glaubwürdigen Berichten erhaltene, Notiz von einer noch neuerlich zu Konstantinopel in Anwendung gebrachten sehr bequemen Erwerbsmethode keinen günstigen Beweis. Zwei Brüder, Matos und Manooc, reiche christliche Bankiere, armenischen Ursprunges, hatten im Jahre 1816 einen Theil ihres Ueberflusses auf die Erbauung zweier prachtvoller Landhäuser verwendet. Die Villa des ältesten, Matos, lag unfern des Dorfes Tarapia, an der Küste des schwarzen Meeres, und ward allgemein gepriesen wegen der gesunden Lage in einem reizenden Thale, das eine weite Aussicht auf das Meer und die umliegende Gegend gewährte. Es hatte dem erwerbfleißigen Armenier mehr als hunderttausend Pf. Sterl. gekostet. Eines Tages gewahrte der Beherrscher der Gläubigen, auf einem Spazierritte, das im edelsten Style aufgeführte Prachtgebäude. Neugierig erkundigte er sich bei seinem Gefolge nach dem Besitzer desselben, und äußerte, nachdem man ihn darüber benachrichtigt hatte, große Verwunderung, daß ein Armenier so reich sey, um solchen Aufwand machen zu können. Mit einem kleinen Gefolge fand sich in der folgenden Woche Se. Maj. in Matos Halle, und fragte nach dem Herrn des Hauses. Ehrfurchtsvoll nahte der Armenier, dem Herrscher demuthsvoll die Füße küssend. „Du hast ein schönes Haus, redete ihn wohlgefällig der Sultan an, „es hat meine ganze Bewunderung." — „Es ist Alles Dein Eigenthum, erhabener Gebieter," versetzte der Armenier. — „Wieviel kostet es Dich?" entgegnete der Beherrscher der Gläubigen. Um einen gefürchteten Angriff auf seine Börse so viel möglich zu mindern, versetzte der zitternde Matos: „Es kostet mich dreihundert Beutel (der gewöhnliche Beutel oder Keser zu fünfhundert Plaster gerechnet). Mit anscheinendem Befremden fiel der Großherr ein: „Das kann nicht seyn, es ist zu wohlfeil; doch, da dem einmal so ist, so will ich Dir diese Summe dafür ge-

den, anstatt es Deinem Erbieten gemäß unentgeltlich anzunehmen; nimm diese Anweisung auf meine Schatzkammer." — Manooc's, des jüngern Bruders, Prachtgebäude lag in Pera; keine Kosten waren bei dessen Erbauung und Dekorirung gespart worden; jeder Quaderstein hatte von Galata durch 36 Mann hergebracht werden müssen, und auch diese Prachtwohnung hatte allgemeine Bewunderung auf sich gezogen. Bald fand sich der Kapudan Pascha dort ein, und verlangte mit dem Hausherrn zu reden. Manooc, der Ehre genießend, Bankier der Sultaninn Mutter zu seyn, erschien zwar; doch glaubte er aus einem höhern Tone reden zu dürfen, und bezeigte dem stolzen Pascha nicht jene kriechende Ehrfurcht, die er erwartet hatte. Wüthend hierüber begab sich der Günstling zum Sultan, pries Manoocs Prachtgebäude, und beklagte sich über den Stolz und das hochmüthige Benehmen des christlichen Besitzers gegen einen Muselmann seines Ranges. Vierzehn Tage nachher ward plötzlich von Manooc über einen Theil seiner weitläuftigen Bankiersgeschäfte Rechnung gefordert; man wollte Fehler darin finden, und unverzüglich erfolgte ein Befehl des Großsultans, welcher den Armenier nach Cypern verbannte, und seine Villa, zum Vortheile des Herrschers, konfiszirte.

Lakonischer Briefwechsel.

Unter der Regierung Karls II. von England empfing ein Matrose, mit Namen Skiffton, seinen rückständigen Sold. Er hatte nichts eiligeres zu thun, als sich damit in ein übelberüchtigtes Haus zu Wopping zu begeben. Hier betrank er sich, und in diesem Zustande der Bewußtlosigkeit wurde ihm seine ganze Baarschaft entwendet.

Bei'm Erwachen am folgenden Morgen vermißte er sein Geld und erhob darüber einen großen Lärm. Der Wirth fand sich aber darüber sehr beleidigt, beschuldigte den Matrosen, daß dies nur ein leeres Vorgeben sey, um seine Zeche nicht zu bezahlen, und indem er scheinbar den Großmüthigen machte, erließ er ihm seine Schuld und schob ihn mit Hülfe seines Gesindes zur Thür hinaus, die er verriegelte.

Der so hinterlistig ausgeplünderte Matrose schäumte vor Wuth. Ihm blieb aber nichts übrig, als weiter zu gehen. Dazu entschloß er sich endlich, doch mit dem festen Vorsatze, von dem ersten, der ihm unterwegs aufstoßen würde, und bei dem er Geld vermuthe, sich seinen Schaden ersetzen zu lassen.

Unweit Styrneyfields holte er einen wohlgekleideten Reisenden ein. Er redete ihn an, erzählte ihm sein Unglück und verlangte darauf, daß er ihn schadlos halten möchte.

Der Fremde stellte dem Matrosen das Ungerechte und Strafbare seines Begehrens vor, aber ohne Erfolg. Der Matrose bestand hartnäckig auf seiner Forderung, und da der Reisende überlegte, daß er, wenn es zu einem thätigen Angriffe kommen sollte, unfehlbar dem starken nervigten Matrosen nicht Widerstand zu leisten vermöchte und unterliegen würde, so fand er es für rathsam, zwischen zwei Uebeln das kleinste zu wählen. Er reichte dem Matrosen seine Geldbörse dar.

Dieser ging unbefangen seinen Weg; der Angefallene verfolgte ihn von weitem und ließ ihn nicht aus den Augen. In dem nächsten Dorfe trug er auf die Verhaftung des Matrosen als eines Straßenräubers an; diese erfolgte, er wurde nach London abgeliefert und zu Newgate eingekerkert.

Der Prozeß war bald entschieden. Der Matrose wurde zum Strange verurtheilt. In dieser Noth schrieb er einen Brief an den König, den er durch einen andern Matrosen, der ihn in seinem Gefängniß besuchte, abgeben ließ. Er lautete folgendermaßen:

„König Karl!

„Einer Deiner Unterthanen hat mir vor Kurzem des Nachts vierzig Pfund Sterling gestohlen. Ich habe, um zu meinem Schaden zu kommen, einem Andern dies Geld wieder abgenommen. Dieser letztere hat, auf eine unmenschliche Weise, mich fest machen lassen, und nach Newgate geschickt; er hat geschworen, und ich soll nun gehenkt werden. Deshalb, und um Deinetwillen, bitt' ich, rette mein Leben, denn, Gott verdamme mich! Du verlierst sonst einen der besten Matrosen bei Deiner Flotte. Dein

Jack Skiffton."

Der König antwortete auf diese originelle Bittschrift:

„Jack Skiffton!

„Für diesmal will ich dich vom Galgen retten; aber machst du dich wieder eines ähnlichen Verbrechens schuldig, so sollst du, Gott verdamme mich! gehangen werden, wenn du auch der beste Matrose bei meiner Flotte wärst.

Karl.

Bemerkungen.

Wenn es wahr ist, daß derjenige die meiste Welt hat, der sein Ich am sorgfältigsten zu verbergen weiß, so darf man dem deutschen Volke einen solchen Ruhm nicht absprechen. Aber nach eben diesem Ausspruche haben offenbar die Franzosen die wenigste Welt; denn welches Volk in der Welt hat wohl je mehr von sich geprahlt und gesprochen!

Immer wollen die Männer, wenn sie einmal die Hitze überflügelt, scharf schießen. Aber siehe, da schleicht das gute, sanfte Weib hin und zieht behende die Kugel aus dem Flintenlauf. Indessen giebt es auch Weiber, — doch höchst selten — die ihren Männern die Kugel reichen, ja zuweilen noch eine zweite in den Lauf des Gewehrs werfen, wenn etwa eine das Ziel verfehlen möchte. Solche Weiber könnte man ganz zierlich und artig mit dem Namen: Teufel begrüßen. Durch Anmuth, Zartgefühl und Schönheit ward die Natur des Weibes so hoch verherrlicht! Und hat ein Weib wirklich diese schönen Gaben von oben herab empfangen: so wirkt ihr Herz jenes lieblichen Gewebe, das alle Welt erfreuet, — den holden Frieden.

---

*Mannigfaltigkeiten.

— Der Kaufmann Landurantie zu Bordeaux ist am 29. Oktober gestorben. Als er zum zweiten Mal heirathete, war er schon bei Jahren, gab sich aber, um seiner Braut besser zu gefallen, um zwanzig Jahr jünger aus, als er war. Die junge Frau fand nie Ursache, Zweifel in sein Alter zu setzen, und gab somit das Alter des Verstorbenen auf 84 Jahr an. Allein das Taufregister beurkundete, daß er im Jahre 1714 geboren, also netto 104 Jahre alt sey. Die trauernde Wittwe erschrack, einen so alten Mann gehabt zu haben.

— Vor einem Monat wettete ein Mauthbeamter in der Gegend von Montpellier bei einer Trinkgesellschaft, er wolle ein silbernes 50 Centimesstück verschlucken, und gewann auch die Wette. Ermuthigt durch den Erfolg wollte er auch einen Laubthaler verschlucken, dieser blieb

ihm aber im Halse stecken. Alle ärztliche Hülfe war vergebens. Nur von Fleischbrühe erhielt er sich einen Monat hindurch und starb dann plötzlich am Blutsturz.

— Der Ritter von Nell in Wien, seinem Berufe nach Chemiker in staatswirthschaftlicher Hinsicht, empfiehlt das Einathmen des Dampfes, der sich beim Erhitzen der essigsauern Soda (und überhaupt der essigsauern Neutralsalze) bis zur Zersetzung der Säure entwickelt, gegen Lungenschwindsucht.

— Ein Einwohner Mecklenburgs, Herr Schmidt, hat kürzlich eine Maschine erfunden, die, ohne menschliche Hülfe, den Acker pflügt und egget. Sie wird durch vier große Windmühlenflügel in Bewegung gesetzt. Der Erfinder hat dem Großherzog ein Modell dieser Maschine vorgezeigt, und will sie jetzt der mecklenburgischen landwirthschaftlichen Gesellschaft zur Prüfung vorlegen.

Anekdote.

Ein mit Brillen handelnder Jude bot einem jungen Mann ein solches Augenglas an.

„Aber was sieht man durch die Brillen?"

„Alles, mein Herr, was Sie wollen, sehr klar und deutlich" — antwortete der Jude.

Hierauf nahm der junge Mann eine Brille, setzte solche auf seine Nase und sahe den Brillenhändler und noch einige andere Juden an, die neben ihm standen.

„Das ist ja ein schnurriges Glas," sagte er: man sieht dadurch nur lauter Spitzbuben!"

„Ei, bewahre!" rief der Jude. „Na, so lassen Sie's 'n mal sehen!"

Der Jude setzte die Brille auf, sah den jungen Herrn an und rief aus!

„Nu, wahrhaftig, der Herr hat Recht!"

* An eine junge Künstlerin.

Dem. H..ff d. ält.

Mit Wärme strebst Du aufwärts zu der Kunst.
Dies, holdes Mädchen! schuf Dir aller Gunst.
Bewahre Du den Schleier der Dich schmückt:
Bescheidenheit — daß Wahn Dich nie berückt —
Dann wirst Du einst, wenn ganz Du es errungen
Das hohe Ziel und Dich empor geschwungen;
Ein Stern uns leuchten: (der so selten scheinet),
Bescheidenheit und Kunst in Dir vereinet! —

* Charade von zwei Sylben.

Welches Bild erfüllt mit heißem Sehnen
Und mit Hoffnung sanft des Jünglings Herz? —
Welches Bild entlockt ihm Wonnethränen
Und beseligt ihn in heißem Schmerz?
Sag', wonach treibt eifrig ihn sein Streben;
Welcher Wunsch ist's, der die Brust ihm schwellt;
Wem zu Liebe geb' er gern sein Leben;
Was ist ihm das Theu'rste auf der Welt? —

Meine Erste in der Unschuld Kleide,
Ist des Ringens hoher, süßer Preiß,
Und zum Ganzen windet sich die Zweite,
Am Altar, durch zartes Myrthenreis.

A. Daeves.

Das Hanseatische Taschenbuch ist fertig und wird dieser Tage zu den Herren Subscribenten gebracht werden. Auch sind noch mehrere Exemplare in jedem möglichen Einbande, zu Weihnachts-Geschenken sich vorzüglich eignend, in meiner Wohnung am Dom Nro. 2. zu bekommen.

G. Jöntzen.

N: 103.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Donnerstag den 24. December 1818.

*Wiegenlied.

Schlummre sanft geliebtes Kind!
Draußen tobt der rauhe Wind;
Hier im Stübchen ist's so warm,
Schlummre sanft im Mutterarm.

Horch! wie dort das Fenster schrillt,
An der Mauer pfeift es wild. —
Kindchen schläft so sorgenlos
Sanft und weich im Mutterschoos.

Sorgenlos, ja sorgenlos!
Wachse Liebchen; werde groß;
Gottes milde Vaterhand
Sey Dir schützend zugewandt!

Gott ist über uns im Licht,
Was er schuf verläßt er nicht
Ihm, der's kleinste Würmchen nährt
Ist auch unser Liebling werth.

Schlummre Liebchen sanft und lind,
Draußen tobt der rauhe Wind! —
Kindchen schlummert sonder Harm
Sanft und weich im Mutterarm.

H — ll —

Riekchen.

(Beschluß.)

Erschrocken griff Riekchen zu den Speisen, und der Fürst sah ihr von der Seite aufmerksam zu. Hungrige Männer hatte er oft essen sehen; wie ein hungriges Mädchen essen würde, war ihm ein anziehendes Schauspiel. Ein Mann, welchem er den größten Theil seiner Bildung verdankte, hatte ihm oft gesagt: Die Art, wie ein Mensch esse, sey höchst charakteristisch, und er getraue sich, habe er ihn ein Mal essen gesehen, vielerlei von ihm aufzusagen, ehe er ein Wort mit ihm gesprochen.

Der Hunger hatte das Mädchen dem Tode nahe gebracht; die Erquickung, welche man ihr bisher gewähren konnte, hatte, ihrer großen Schwäche wegen, nur in Tropfen bestanden; wie groß mußte daher ihr Bedürfniß noch seyn! Aber keine Spur thierischer Begierde war an ihr zu bemerken. Sie aß, sie aß schnell; aber sie aß menschlich, und keiner ihrer schönen Züge wurde dadurch entstellt.

Im Gegentheil erschien sie dem Fürsten schöner von Augenblick zu Augenblick, und er konnte sich nicht enthalten, zu fragen, wie sie in das Haus gekommen. Aber die lange verhaltenen Thränen strömten jetzt von des Mädchens Wangen und erstickten die Antwort. „Wo sind denn Deine Aeltern? — Wo ist Dein Vater?" — fragte der Fürst. — „Von den Feinden erschlagen." — „Deine Mutter?" — „Vor Schrecken gestorben." — „Aber in welche Stadt, in welches Dorf gehörst Du?" — „In das nächste, von den Feinden abgebrannte." — „Deine Wohnung mit abgebrannt?" — Riekchen nickte bejahend, ihre Thränen flossen nicht mehr, und das schöne, lebendige Auge starrte jetzt in dumpfer Verzweiflung auf den Boden.

Der junge Held fühlte sich tief erschüttert, doch sagte er gefaßt: „Muth, liebes Mädchen! Nicht wahr? Du hattest keinen Bruder?" — Riekchen schüttelte abermals das Köpfchen. — „Nun sieh! in diesem Augenblick hat Dir das Schicksal einen gegeben. Ich! ich bin Dein Bruder! Ja! ja! ich will es seyn, und wehe dem, der von heute an eine Thräne Dir erpreßt! Aber hier kannst Du nicht bleiben. Ich bin zu Pferde; aber mein Wagen folget mir. Er soll für Dich seyn. Zwar gehen wir dem Kriege entgegen, aber es wird sich noch immer ein Oertchen finden, wo ich Dich in Schutz bringen kann. Komm mit uns, Du bist geborgen."

„Wo ist Ihre Frau?" — fragte Riekchen halb laut. — „Ich habe noch keine." — antwortete lächelnd der Fürst — „Seh' ich denn schon so verheirathet aus?" Riekchen schüttelte wieder das Köpfchen. — „Aber mit, oder ohne Frau! Hab' ich Dir nicht gesagt: ich bin Dein Bruder?" — „Die Leute glauben es nicht," — sagte Riekchen wieder sehr leise. — „Kümmerst Du Dich viel um das, was die Leute glauben?" — Riekchen nickte geschwind sehr bedeutend, und der Fürst schwieg etwas betroffen.

Aber man hörte zum Abmarsch blasen und Demetrius griff nach dem Helme. Sein Schwerdt stand noch hinter Riekchen in einer Ecke, und indem er den einen Arm darnach ausstreckte, faßte er das Mädchen mit dem andern, und versuchte noch ein Mal alles, was es zum Mitgehen bewegen konnte.

Sie weigerte sich ohne Worte, aber mit unerschütterlicher Standhaftigkeit. „So sey denn Gott mit Dir!" — rief der Fürst und schritt heftig zur Thür; doch noch ein Mal wandte er sich um und sah Riekchen leichenblaß in die Knie sinken. Schnell fing er sie auf, und in wenig Augenblicken war er mit ihr aus dem Hause und hob sie in seinen Wagen. Aber von dem wiederholten Schmettern der Trompeten erweckt, rang sie sich mit der Kraft der Verzweiflung aus seinen Armen und lag, wie vom Tode gejagt, auf der offenen Landstraße.

Ach da war kein Baum und kein Strauch, der sie verbergen konnte, und indem der Fürst an ihr vorbeiflog, rief er noch einmal: „Riekchen! mein Riekchen! willst Du nicht mit?" — Sie hatte schon wieder mit dem Köpfchen geschüttelt; da sie aber nichts mehr als den wehenden Mantel von ihm sah, streckte sie beide Arme nach ihm aus. Doch plötzlich däuchte ihr, er kehre wieder, und sie lief nun nach der entgegengesetzten Seite, bis sie athemlos an einer Schäferhütte liegen blieb.

Aber Demetrius ging in die Schlachten, und zu der schönen Narbe auf seiner Stirn kamen mehrere auf seiner Brust. Man behauptete: er suche die Gefahr und seiner Tapferkeit fehle Ruhe und Besonnenheit. Die Anführer

der Heere waren anderer Meinung und die Weiber nannten ihn sogar die schöne Bildsäule. Unbekümmert über diese widersprechenden Urtheile durchschritt er, immer steigend, die verhängnißvollen Jahre und umkränzte sein jugendliches Haupt mit unverwelklichen Lorbeeren.

Jetzt kam er wieder in die Gegend, wo Riekchen verschwunden war. Ach! gerade hier hatte der Krieg am fürchterlichsten gewüthet. Kaum war sie noch zu erkennen. Zwar schlängelte sich der Fluß noch durch die Wiese, jenes Wäldchen umgab noch den Hügel und von oben glänzten noch die Mauern der Felsburg. Aber Flecken, Dörfer waren verschwunden, und nur schattenähnliche Menschen durchwühlten die Trümmer.

Er wollte fragen, Boten ausschicken, und doch zitterte er wieder vor jedem aufklärenden Worte. Ahnungsvoll sank sein schönes Haupt auf die Brust, als ein durchdringendes Geschrei, von schallendem Gelächter unterbrochen, mitten aus der Wiese herüber drang. „Ein Wild! Ein Wild!" — riefen die Krieger und eilten mit vorgestecktem Bajonett zu einem Heuschober. Zwei von ihnen zogen das Gewehr blutig zurück und ein tiefer Seufzer stieg aus Demetrius Brust. „Halt' ein!" rief er mit dumpfer Stimme — „Halt' ein! Was ist's? — Schon todt? — Fort mit den Gewehren!" In dem Augenblick zog man ein blutendes Mädchen hervor und Todesblässe trat auf Demetrius Wangen. Es war Riekchen.

„Fort!" — rief er, die Männer mit fürchterlichem Zorne zurückstoßend — „Keiner wag' es, sie zu berühren! Ich trage sie allein! Fort! Schafft Hülfe! Mein Riekchen! Mein Riekchen! wie find' ich Dich wieder! — O stirb mir nicht! Stirb mir nur nicht!" — Aber ach! die Wunden waren tödtlich. Er sah es an den Blicken der Aerzte. „O noch ein einziges Mal schlage Deine Augen zu mir auf, und sag' mir, warum Du mich flohest." — Sie schlug sie auf, aber sie fingen an zu brechen. „Ich floh, weil ich Dich liebte" stöhnte sie leise und schloß sie auf ewig.

Man fürchtete für sein Leben. Den Leichnam wollte er nicht lassen, und wenn er das Wort: begraben, hörte, schienen sich seine Sinne zu verwirren. Aus wiederholten Gesprächen mit dem Arzte über die Trüglichkeit der Todeskennzeichen konnte man schließen, er nähre noch immer eine verborgene Hoffnung. Auch hatte er gesucht, ihm die Meinung aufzudringen: sie sey eigentlich nicht an den Wunden, sondern an Verblutung gestorben, und der mit ihm trauernde Mann, ob er gleich vom Gegentheil überzeugt war, hatte dieser Meinung wenigstens nicht widersprochen.

So bestand nun der Fürst, da die Heere weiter zogen, darauf: sie könne der Erde nicht vertraut, sondern müsse verbrannt und die Asche für ihn gesammelt werden. Es geschah, und er nahm die irdischen Ueberreste des theuern Mädchens, für jetzt nur von einem irdenen Gefässe umschlossen, mit in sein Vaterland. Aber dort ließ er von dem geschicktesten Künstler eine goldene Urne verfertigen, von welcher er sich nicht mehr trennte. Sein Vater, ein Greis von sechs und siebzig Jahren, bewunderte die Arbeit und hörte die Geschichte mit schmerzlichem Lächeln. Auch der polnischen Fürstinn konnte sie nicht verborgen bleiben. Sie fühlte ihre Liebe wie ihre Eifersucht auf das Höchste entflammt, forderte nicht mehr das Opfer der Vaterlandsliebe des Fürsten, und suchte, nach wiederholten, aber fruchtlosen Angriffen auf sein Herz, wenigstens den Vater auf unmerkliche, aber sichere Weise zu gewinnen.

*

„Deine Wünsche" — sagte der Greis nach langen, zu ihrem Lobe gehaltenen Reden, die der Sohn sehr kurz und wenig genügend beantwortete — „Deine Wünsche sind bei den Todten." — „Ja, mein Vater," — erwiederte der Sohn — „die Fürstinn opferte die Liebe der Politik, Jene aber der Tugend. Ihres Gleichen find' ich nicht wieder." — „Wenn Du nun aber Eine findest," — fuhr der Vater fort — „welche die Tugend der Liebe aufopferte, würdest Du sie höher oder tiefer setzen?" Aber Demetrius schien die Frage nicht zu hören und seufzte leise aus tiefer Brust.

Frühe Geistesentwickelung.

Benjamin West, Präsident der Kunst-Akademie zu London, der berühmteste der lebenden Maler Englands, ist der Sohn eines Quakers in Pensylvanien, wo er 1738 geboren ward. Als er sieben Jahr alt war, besuchte eine seiner Schwestern, welche einige Jahre vorher sich verheirathet hatte, mit ihrem kleinen Mädchen das väterliche Haus. Als das Kind eines Tages in der Wiege schlief nnd Benjamin's Mutter mit seiner Schwester in den Garten gehen wollte, ließ sie den Knaben als Wärter zurück und gab ihm einen Fächer, um die Fliegen von dem schlummernden Kinde abzuwehren. Das Kind lächelte im Schlafe, und die schönen Züge desselben fesselten Benjamins ganze Aufmerksamkeit. Er sah es mit einem nie empfundenen Vergnügen an, und als er eben Papier, nebst Federn, rother und schwarzer Dinte auf dem Tische fand, griff er hastig danach und versuchte ein Bildniß zu zeichnen. Noch hatte er bis dahin weder ein Gemälde, noch nie einen Kupferstich gesehen. Als er Mutter und Schwester kommen hörte, verbarg er seine Arbeit, aber die Mutter, welche seine Verlegenheit bemerkte, forschte nach, und er mußte zeigen, was er gemacht hatte. Sie betrachtete das Bild mit großem Vergnügen, fand es ungemein ähnlich und liebkosete den Knaben. Ermuthigt durch ihren Beifall, sagte er ihr, wenn es ihr Vergnügen mache, wolle er die Blumen abmalen, die sie in der Hand hielt. Sein Genie war erwacht, und er fühlte, daß er die Formen nachzubilden vermochte, die sein Auge reizten. Seitdem ging er immer weiter. Auf der Schule leuchtete er den übrigen Knaben mit seinem Beispiele vor, und zeichnete mit Kreide und Ocker, da Pinsel und bereitete Farben zu jener Zeit in seiner Heimath wenig bekannt gewesen seyn mögen. Während seines spätern Aufenthalts in Philadelphia erhielt das Genie des jungen Künstlers vielfache Anregungen. Er ging von Blumen zu Bildnissen und endlich zur Geschichtmalerei über. Später besuchte er Italien, und ließ sich nach seiner Rückkehr in England, der Heimath seiner Voräitern, nieder.

Der Matapalobaum.

In Peru wächst der Matapalobaum, der wohl der undankbarste Schmarotzer in der ganzen Welt ist. In seiner Jugend scheint er die unbedeutendste Pflanze zu seyn, die ohne fremden Beistand nicht fertig werden kann. Als ein dünnes Reischen anwachsend, an dem Fuße eines starken, mächtigen Baums, schließt er sich an solchen an. Aber so bald der kleine Böse wicht aufgenommen ist, greifen seine Wurzelhäkelchen, so lang er gewachsen ist, in die Rinde seines Beschützers und Ernährers, und so, schwelgend im Ueberflusse, schießt er unglaublich schnell empor. In kurzer Zeit ist er seinem Wohlthäter über den Kopf gewachsen und, über ihn her-

vorragend, treibt er nun eine so blätterreiche und große Krone, daß dadurch dem stärkern Baum das wohlthätige Licht der Sonne ganz entzogen wird. Immerfort ziehen seine unzähligen haarähnlichen Wurzelfäserchen aus der Rinde des großen Baums Nahrung, und dies dauert so lange, bis er seinen Wohlthäter ganz ausgezehrt und zu Grunde gerichtet hat. Dann nimmt er dessen Stelle ein und wird so groß und stark, daß man aus ihm Kähne von der ersten Größe verfertigt.

Die peruanische Chirimoya.

Ehemals war die Ananas die Königinn unter allen Früchten; jetzt aber macht die Chirimoya diesen Ruhm ihr streitig. Sie wächst in Peru. Ihr Saft ist süß, mit einer gelinden Säure vermischt; diese Frucht hat einen so angenehmen Geruch, daß dadurch ihr ambrosischer Geschmack noch um vieles erhöht wird. In Rücksicht ihrer Größe und Gestalt ähnelt sie einem Apfel von mittlerer Größe und läuft oben spitz zusammen. Die Schale ist grün und schuppigt, ihr Fleisch mit einigen feinen Fäserchen durchflochten. Die Blüthe dieses Baums hat einen so angenehmen Geruch, daß damit ein sehr einträglicher Handel getrieben wird, da das Frauenzimmer solche über alles schätzt.

Wer weiß, ob nicht alles, was wir jetzt vorzüglich schön und anziehend finden, im Reiche der Kunst und der Wissenschaften einmal durch eine später bekannt werdende Frucht noch übertroffen wird?!

Bemerkungen.

Fast alle giftigen und schädlichen Pflanzen haben ein widerliches und finsteres Ansehen; der Stechapfel ist sogar mit Stacheln versehen, damit kein thierisches Leben, ohne Gefahr verwundet zu werden, sich ihm nahen möge. Aber in der Menschenwelt ist es nicht also. Wo der böseste Wille wohnt, da ist oft glatt und freundlich das Gesicht.

Man hält den Schatten bloß für einen Mangel des Lichts, oder für etwas Verneinendes; aber der Schatten ist, sollte meine Beobachtung richtig seyn, mehr als das. Denn ich habe es bemerkt, wie ein Schatten den andern anzieht, besonders der größere den kleinern, und zwar so auffallend stark daß der runde Schatten, wenn er einem größern nahe gebracht wird, in die Länge sich ausdehnt *). — So ist das Laster auch mehr, als bloßer Mangel der Tugend, und es ist daher erklärlich, warum Lasterhafte sich mit einander zu vereinigen streben.

Im Winter, und Abends, wo die Sonnenstrahlen unter einem sehr schiefen Winkel auf die Erde fallen, ist die Vereinigung derselben durch ein Brennglas nicht so leicht zu bewirken, als am Mittage. Aber auch wenn der Wind stark wehet, zünden die aufgefaßten Strahlen nicht so leicht, als bei stillem Wetter.

Der Strahl der Wahrheit muß, ohne Umwege zu machen, das Herz des Menschen in gerader Richtung treffen. Zerstreuungen aber machen selbst auch dann, wenn senkrecht derselbe auf das Herz herab sich läßt, solchen unkräftig und stumpf.

Die Bauernmädchen in der Gegend von Rostock nennen ihren blanken Brustlatz: einen Sühdanah (Steh darnach;) ein knappes und enge anschließendes weißes Busentuch, das um

*) Ich habe dies Abends bei Licht, aber auch im Sonnenlichte bemerkt. Man nahe sich langsam und allmählig dem Schatten eines Gebäudes, und man wird meine Bemerkung richtig finden.

ter einem farbigen seidenen hervor schimmert, einen Lockheran. — Wirklich eine sehr passende Benennung! In den höhern Sphären der Menschenwelt, giebt es so viele Siehdarnachs und Lockherans; aber nicht so aufrichtig gab man ihnen dort solche passende Namen! Manches Zierbengelchen will weiter nichts seyn, als ein Siehdarnach, und manche Schöne ist ganz, wie sie leibt und lebt, im Grunde nur ein Lockheran.

Zur Zeit der Franzosenherrschaft wurden in Deutschland viele Munizipalräthe angestellt; der Bauer aber nannte diese Räthe nie anders, als unnütze Pahlräthe; einen Sanitätsrath pflegt' er, in seiner Einfalt, häufig wohl Satansrath zu nennen.

Wenn nicht gutmüthige Einfalt hier obwaltete, so dürfte man leicht in die Versuchung gerathen, unsere Bauern für Erzspötter zu halten.

Das deutsche Volk hätte nicht so viele glänzende Tugenden offenbaren können — Geduld, Bescheidenheit, Tapferkeit und Menschlichkeit gegen Ueberwundene, — hätte es nicht ein böses Volk zum Nachbarn gehabt! Wie manche Tugend würde doch verschwinden von der Erde, wenn es nicht Laster auch in der Welt gäbe!

Biegsam ist das deutsche Volk, stolz und übermüthig der Franzose. Wir wissen vielerlei, und achten die Kenntnisse anderer Völker hoch; der Franzose weiß nur Einerlei, und verachtet darum andere Völker.

Die Welt ist ein Garten im Norden, wo wenig reif wird — sagt man. Ich sage: sie ist ein Garten, in dem endlich Alles reift, nur nicht so schnell als die Ungeduld des Menschen es wünscht; aber langsam und desto sicherer. Vollendet nicht endlich der Stundenzeiger, obwohl wir seine Bewegung nicht in jedem Augenblicke wahrnehmen, dennoch endlich seine Laufbahn? Was ist die Dauer eines Menschenlebens gegen die Lebensdauer eines Volks? Was die Lebensdauer eines Volks gegen die Dauer des Menschengeschlechts?

Nie hat jemand den Hals gebrochen, weil er über den Brocken hinwegschreiten wollte; aber ist es nicht ein kleiner Stein zuweilen, der den größten Mann zum Fall bringt?

Viele Menschen von den vortrefflichsten Talenten und Eigenschaften haben den Fehler und das Schicksal mancher großen Prachtgebäude: sie machen keinen Total-Eindruck.

Daß die Menschen entschiedene Anlagen zu brodlosen und unnützen Künsten haben, beweis't entweder, daß wir diese Künste noch nicht genug zu schätzen wissen, oder daß der Mensch überhaupt noch zu etwas mehr, als zum Brodverdienen bestimmt ist.

---

* Rüge.

Daß der Aufseher unsers schönen Kirchhofes des Ost-Cantons daselbst eine Menagerie wilder Thiere und Geflügel angelegt hat, ist vermuthlich ohne Wissen und Genehmigung seiner Vorgesetzten geschehen, da von gebildeten Männern ein solcher Verstoß gegen das Sittliche und ein solcher Mangel an Zartgefühl, sich nicht erwarten läßt. Mit Recht wird gehoffe und gewünscht daß dieses Unwesen so fort und ohne Aufschub gänzlich und auf immer gehoben wird, indem es dem Fremden zum Spott gereicht

und dem Einheimischen wenn er die Gräber seiner ihm vorangegangenen Freunde und Verwandte besucht, ein Aergerniß ist.

Vermischte Nachrichten.

— In England lebt ein junger Mann, Namens Bidder, der mit zu den ersten Kopfrechnern gehört, und die schwersten Aufgaben in kurzer Zeit auflöst. So wurde ihm neulich folgendes Problem aufgegeben: „Wenn ein Pendul in einer Sekunde 9,3/5 Zoll durchläuft, wie viel Zoll wird er in 7 Jahren, 14 Tagen, 2 Stunden, 1 Minute und 56 Sekunden durchlaufen haben, jedes Jahr zu 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten und 55 Sekunden angenommen?" In weniger als einer Minute antwortete der junge Bidder: 2,165,623,744 3/4 Zoll oder 34178 englische Meilen, 375 Klafter, 2 Fuß und 3/4 Zoll.

— Den 11. 12. und 13. Juli d. J. waren in den vereinigten Staaten, nach Verhältniß des Klima's der einzelnen Staaten der Union, so heiß, daß das Thermometer eine Höhe erreichte, deren man sich in diesem Lande nicht erinnerte. Der 12. Juli hieß deswegen jetzt der heiße Sonntag. In der Stadt Newyork stieg im Schatten das Thermometer den 11. Juli auf 93, den 12. Juli auf 96 Grad Fahrenheit. In Trenton (New-Jersey) stieg es am 12. Juli auf 101 Grad F. In Baltimore Nachmittags um 3 Uhr, den 12. Juli, auf 98 Grad im Schatten, und in der Sonne 144 Grad, am vorhergehenden Tage, um 4 Uhr, auf 102 Grad im Schatten. In Germantown (Pensylvanien) stieg es am 12. Juli, um 3 Uhr Nachmittags, auf 99 Grad. In Philadelphia stieg es den 13. Juli, um 3 Uhr, auf 89 Gr. Am 11. und 12. war die Hitze gleich der in Baltimore. In Hayre de Grace (Maryland) stieg es am 12. und 13. Juli auf 99 Gr. Wir erinnern uns einer Bemerkung, welche Aerzte in Amerika gemacht haben, daß, wenn das Thermometer in den Sommermonaten eine Höhe nahe an 90 Grad erreicht, ein darauf folgender, naßkalter Herbst das böse gelbe Fieber hervorbringt. Diese Bemerkung wurde durch eine Witterungstabelle von einer Reihe von Jahren, verglichen mit der Geschichte der Krankheiten, bestätiget; und es ging daraus hervor: daß, je heißer die Sommer waren, desto größer die Anzahl der Kranken und die Heftigkeit des Fiebers wurde. Diesemnach hätten die Amerikaner von dem vergangenen Sommer viel für ihre Gesundheit zu befürchten, wenn nicht ein schöner, warmer Herbst die nachtheiligen Wirkungen naßkalter Tage nach der Hitze des Sommers vermindert. In den heißen Tagen dieses Sommers sind in allen Gegenden mehrere Menschen todt hingefallen, oder in wenigen Stunden gestorben; bei den mehrsten (in Philadelphia bei 7 Personen) war die Ursache des Todes das Trinken des kalten Wassers in der Hitze. Einige, dem Tode nahe, wurden gerettet, wenn man ihnen gleich Branntwein einflößte, andere durch Laudänum.

— Kürzlich erschien in einer Kirche von Leeds ein junges Paar, in der Absicht, getraut zu werden. Schon hatten die religiösen Zeremonien begonnen, als der Bräutigam, nach einigen Augenblicken anscheinenden Nachsinnens, plötzlich ausrief: „Nein, recht bedacht, will ich dich doch nicht haben," die Kirche schnell verließ, und seine Schöne in nicht geringem Erstaunen und Verlegenheit zurück ließ.

— Wie gefährlich es ist, Katzen des Nachts im Schlafzimmer zu dulden, beweis't folgendes Ereigniß: Die Frau eines Pariser Künstlers bekam vor einigen Monaten, nachdem sie schon sechszehn Jahre verheirathet war, ihr erstes Kind, einen bildschönen Knaben, dessen Ankunft den beiden Eltern eine unbeschreibliche Freude machte. Vor einigen Tagen schlich sich des Abends der große Hauskater in das Schlafzimmer dieser guten Leute, und vermuthlich die Wärme suchend, stieg er unbemerkt auf die Wiege dieses Kindes, legte sich demselben auf den Mund, und es erstickte. Man denke sich das Wehklagen der Eltern, als sie ihren Liebling des Morgens todt fanden.

---

* Der alte Offizier.

Bei meiner bald'gen, letzten Lebens-Reise,
Recognoscir' ich gern nach alter Weise,
Wo ich die alten Freunde wieder find'.
Schon Tausende sind mir voran marschiret,
Seit sechszig Jahr da mich mein Degen zieret,
Die nun in Ruhe-Stand versetzet sind.

Doch, welchen von den glänzenden Planeten,
Darf ich mit Hoffnung von Erfolg betreten,
In ein von Truppen nie besetztes Land?
Giebt's Führer da; Wegweiser und Spione?
Komm' ich in heißer oder kalter Zone?
Dies ist als Reisender mir unbekannt.

Das Klügste ist: Ich lege mich auf's Rathen,
Ich such' im Mars die alten Kriegs-Cam'raden; —
Sie werden dort wie hier versammelt seyn.
Ein jeder hält sich gern zu seines Gleichen,
In Garnison kehrt' meistens ich im Zeichen:
Vom goldnen Helm und Schild des Kriegs-Gott's ein.

In Feindes Land nahm ich beim Einquartiren,
Um mich bei Adlichen nicht zu geniren,
Bei wackern Handels-Leuten mein Quartier.
Wenn zur Abwechslung ich spazieren reite,
Wähl ich Mercur, den Stern für Handels-Leute,
Zu kurzen, freundlichen Besuchen mir.

Ich hatt' in großen und in kleinen Städtchen
Der Freuden viel bei Weibchen und bei Mädchen; —
Ich hoff', sie aufzufinden ist nicht schwer.
Ich werd' es dorten ohn' Bedenken wagen,
Im schönen Stern der Venus anzufragen,
Wer sonst wär ihrer würdiger als er?

Im Stern den unser große Arzt entdeckte,
In Pallas such' ich manche schlau Versteckte; —
Da werden wohl die Neu'sten Schönen seyn.
Find' ich auch da mein liebes Weibchen wieder;
Ist sie noch jetzt wie vormals sanft und bieder,
So ziehn auf immer wir in Pallas ein.

G...l...r.

---

* Charade.

(Die Idee ist von Herrn H.)

Bald groß, bald klein, bald weiß mit bunten Ringen,
An manchem Ort — stellt sich mein Ganzes dar;
Oft sah ich es zum Reisewagen bringen,
Wenn er das Fuhrwerk einer Dame war.

Zwei Sylben sind's: — ein künstlich Spiel die Erste,
Wo man den Bauer mit der Fürstinn traut;
Drei Zeichen nimm — dann ist's der allerschwerste,
Und auch zugleich der allerfrohste Laut.

Verdopple jetzt der Zweiten letztes Zeichen,
Und du erkennst der Freiheit kühnen Sohn:
O, möchten wir dem edlen Helden gleichen,
Wenn Sklavenketten unserm Lande droh'n!

X. Daeves.

Auflösung der Charade in Nro. 102.

Brautkranz.

Das Hanseatische Taschenbuch ist fertig und wird dieser Tage zu den Herren Subscribenten gebracht werden. Auch sind noch mehrere Exemplare in jedem möglichen Einbande, zu Weihnachts-Geschenken sich vorzüglich eignend, in meiner Wohnung am Dom Nr. 2 zu bekommen.

G. Jöntzen.

N: 104.

Der Bürgerfreund

eine

Wochenschrift

zur

Unterhaltung und Belehrung für den Bürger.

Dritter Jahrgang. — Viertes Quartal.

Bremen, Sonntag den 27. December 1818.

Mein Kalender.

Zu unsrer Zeit giebt's mehr Kalender,
Als Tag in einem Jahre sind,
Für alle Klassen alle Stände,
Für Mann und Frau, für Greis und Kind,
Mit allen Namen allen Formen,
Groß, klein, dick, dünn, mit, ohne Zier,
Ich kann von allen keinen loben,
Und mache meinen eig'nen mir.

Die Jahreszeiten werd' ich theilen,
So wie mir's gut dünkt, wie mich's freut,
Den Frauen geb' ich langen Frühling,
Den Männern lange Sommerzeit; —
Für Dichter, die von Blüthen schreiben,
So lang' ihr Kiel sich nur bewegt,
Laß ich den schönsten Herbst erscheinen,
Wo jede Blüthe Früchte trägt.

Für Böse ist es immer Winter,
Im Blute so wie in der Zeit,
Für Gute giebt es keine Kälte,
Wär' auch ihr Kopf schon weiß beschneit,
So ginge Jahr für Jahr vorüber,
Nach einem eigenen Gesetz.
Der Dumme würde immer älter,
Und der Vernünft'ge jünger stets.

Vom Thierkreis will ich gar nichts wissen,
Was ihr von dessen Einfluß sprecht.
Ist Einer in der Waag' geboren,
So ist er d'rum noch nicht gerecht;
Mein Himmel kennet keine Bilder,
Die uns die Zukunft prophezei'n,
Die Jungfrau ist mir viel zu selten,
Der Wassermann viel zu gemein.

Das Wetter unfehlbar verkünden,
Kann Keiner, der Kalender macht,
Doch so viel darf ich prophezeien:
Daß Weisen stets die Sonne lacht,
Daß es bei Dummen finster bleibet,
Daß manche Ehen neblig sind,
Daß unsere Autoren sicher
Viel Trocknes machen und viel Wind.

Nicht jeder Tag bringt einen Heil'gen
In meinem Almanach Euch dar,
Nur Bachus, Phöbus, Komus, Amor,
Die theilen sich in's ganze Jahr,
Die sollt ihr immerfort verehren,
Sollt, was ein jeder nur vermag,
Stets lieben, trinken, scherzen, singen,
Ein Feiertag sey jeder Tag.

Der Mondeszeiger, Sonnenzirkel,
Die Römerzinszahl und sodann
Der Sonntagsbuchstab und die Viertel,
Die geh'n mich einmal gar nichts an;
Nur Finsternisse laß' ich gelten,
Die treten auch ganz sicher ein,
So oft ein Liebespaar sich findet
Und wünschet unbemerkt zu seyn.

Den Tag den Menschen vorzumessen,
Auch dieses sind' ich ganz verkehrt,
Ein Jeder weiß wohl selbst am Besten,
Ob er ihm kurz, ob lange währt. —
Der Tage kürzester ist jener,
Den man im Frohsinn hingebracht,
Und für zwei Gatten, die sich hassen,
Ist jede Nacht die längste Nacht.

Der Festabend.

Richard, der Wechsler, trat in seiner Gattin Zimmer. Er legte eine Geldrolle auf ihren Arbeitstisch nnd sagte —

Morgen Abend wollen wir gute Freunde bei uns sehn; nur dürfen sie nicht wissen, daß mein Geburtstag ist, denn ich gemahne mich, als Gegenstand eines Festes, wie der Götze Fitzliputzli, zu dem ich verdorben bin.

Hundert Thaler? versetzte Caroline, die Aufschrift des Packets erblickend: also ein förmliches Gastmal?

Mit Nichten, Lina! Nur den engen Kreis versammelst Du, sorgst aber für erlesene Spasen. Was übrig bleibt ist Deiner Mühe Lohn!

Sie küßte dankbar des Gatten Hand, er zog die liebliche Vertraute an das Herz, und eilte dann hinab in die Schreibestube.

Caroline ging nun, wegen der Wahl der Gäste, mit sich zu Rathe; denn hat sie Hinzens, so sagten Kunzens ab, die sich vor Kurzem mit jenen entzweit hatten, und sollte Theobald kommen, so mußte er wissen, daß Thone zu finden sey: dann aber erschien sie Kaspars und Melchiors, die sein Verhältniß zu dem Mädchen kannten und mißbilligten, als eine Gelegenheit-Macherin. Die Tante Abigail durfte, leider! nicht fehlen, gleichwohl hatte sich diese, noch vorgestern, lieblos über sie geäußert und in Mailing's Lästerhorn geblasen, die es Carolinen gar nicht vergessen konnte, daß der schöne, reiche, treffliche Richard, die arme Unbedeutende zur glücklichen Frau machte. — Der zusprechende Beichtvater unterbrach diese Betrachtungen und da er das Wort oft für ein Weilchen allein führte, so bestimmte sich während dem Caroline durch Eingebung ihres Genius auf eine Weise, die jeden Verstoß beseitigte und ihren Gatten, wie sie ihn kannte, überraschend erfreuen mußte.

Das Besuchzimmer war am folgenden Abend erleuchtet und durchräuchert, Richard trat ein, die Gäste zu erwarten, er fand sein Weibchen am geöffneten Fenster, ihr gegenüber sang das Schülerchor ein Sterbelied. Der Gatte fragte betroffen: — Ist ein Nachbar gestorben?

Ach, freilich! erwiederte Lina, die Augen trocknend: Milding, der Schreibmeister; er verläßt die junge, blutarme Wittwe mit vier Kindern. Die guten Leutchen lebten so glücklich und hatten ihr Brod, aber die lange Krankheit verkümmerte jenes und was sie besaßen ward nun zugesetzt.

Der Gedanke an das furchtbare Schreckbild der Glücklichen, verdüsterte jetzt ihren Gatten — er dachte sich an Mildings Stelle, dachte sich ergriffen von des Todes Hand, von diesem Blumen-Altar weggerissen — er zog die vielgeliebte Frau mit Bangen an sich und eben sang das Chor, ergreifend und feierlich: —

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!

Und Lina, die bis jetzt den Gesang mit leisen Silbertönen begleitet hatte, zerfloß in Thränen frommer Rührung an seiner Brust.

Eine seltsame Feier meines Geburtstages! sagte Richard im Innersten erschüttert. Heilsam vielleicht, doch unerfreulich!

O, höchst erfreulich! erwiederte Lina, ihr edles Haupt mit den leuchtenden Augen erhebend. Dort drüben, mein geliebter Mann; dort am Sarge des Vollendeten, hinter den geschlossenen Vorhängen, wird Dein Geburtstag jetzt so rührend als in meinem Herzen begangen. Dort heiligt ihn die grambedeckte Leidträgerin mit Segenszähren und betet für Dein Wohl. Die hundert Thaler, die Du mir gabst, sie liegen in der Hand der Verlassenen und der Freudenwein, den ich damit einkaufte, wird Dich noch dann erquicken: „wenn Du ein Mal sollst scheiden!“ Vergieb mir! Sieh, unser Herr Beichtvater kam, um mein Mitleid für die Arme in Anspruch zu nehmen, die Rolle lag vor mir, ich sah über sie hin, in das Nachtstück und zögerte nicht. Wie hätte ich, wie hättest Du, bei dem Bewußtseyn des Jammers und der Bedrängniß dieser hülflosen Thränenwerthen, an der geschmückten, beladenen Tafel auszudauern vermocht? Gewiß, ich handelte in Deinem Geist, Du gutes Herz! und habe keine Gäste gebeten als unsere Emma und Luisen, die Dich mir gönnen und die Du Beide so gern hast.

Eben traten die genannten Freundinnen ein und fanden, überrascht, ein fest umschlungenes Engelpaar, beflügelt von der göttlichen Wehmuth des gelobtesten der Triebe.

Morgenländisches Kleeblatt.

In demselben Zeitpunkt, in dem der, durch viele Dichterweihen ehrwürdige Veteran unsrer Literatur, Göthe, uns mit den herrlichsten Blumen des blüthenreichen Orients zu einem Kranze, wie seine Glycera ihn nimmer band, mit kunstfertiger Hand auf's neue eingeflochten, kurz, mit des unsterblichen Hafiz Diwan beschenkt — es ist unter den selbstständigen, poetischen Erzeugnissen der letzten Herbstflora in unserm Dichtergarten dieser Diwan wohl eine der erfreulichsten; — mag eine andere orientalische Blumenlese, die in kleinerem Raume des Neuen und Schönen fast eben so viel enthält, ohne Undank gegen den freundlichen Geber nicht übersehen werden. Der um jeden Zweig der Kunde des Orients hochverdiente Dichter der Schirin, der Uebersetzer von Hafiz ganzem Diwan (der bei Göthe's Diwan bekanntlich allein zum Grunde liegt), der Herausgeber der Fundgruben des Orients (einer Zeitschrift, die in Europa einzig ist,) und der erst im vorigen Jahre erschienenen Geschichte der schönen Redekünste Persiens, mit einer Blüthenlese von 200 persischen Dichtern, eines Werks, das alle Rosengärten und Palmenhaine des Morgenlandes in einer Fülle aufschließt, die so niemand geahnet hatte, der Kön. K. Hofrath und Hofdolmetsch, Joseph von Hammer, hat uns so eben mit einem morgenländischen Kleeblatt überrascht, das, man mag auf innern Vollgehalt oder auf äußere Wohlgestalt sehen, wohl zu dem anmuthigsten gehört, was unsere, die Dichterblüthen aller Völker und Zeitalter so treu und innig sich aneignende, und eben dadurch das Siegel der vielseitigen Bildung sich selbst aufdrückende Literatur im frischesten Farbenschmelz nur immer darbieten kann. Es kann

hier nur eine Verkündigung, daß so etwas wirklich dem deutschen Boden entsproßte, und ein leiser Fingerzeig gegeben werden. Der Araber sagt:

Bist Du nicht selber der Quell, gieb mir doch Kunde von ihm!

Was Herr von Hammer schon seit mehrern Jahren einzeln im Morgenblatte mittheilte, wird hier zu einem östlichen Kleeblatt in drei Sprachen sinnig geordnet, zur lieblichsten Weihnachts- oder Neujahrsgabe für Freunde und Freundinnen echter Dichtkunst. Man weiß, daß unter den drei Sprachen in Vorderasien vorzugsweise die arabische, persische und türkische, als die ersten drei lebenden morgenländischen Sprachen, verstanden werden. Das Kleeblatt trägt alle drei an Einem Stengel. Denn es vereinigen sich hier persische Hymnen, arabische Elegien und türkische Eklogen in einem Drei in Einem (tria juncta in uno), wundersamer als in jenem Kleeblatt, welches, nach der Volkssage, alle unterirdischen Goldadern aufschließt, und bei weiten untrüglicher*). Wer nur einige Bekanntschaft mit dem Geist und der Geschichte der orientalischen Dichtkunst sich erwarb, kennt die indischen Hymnen, die der hochberühmte erste Präsident der Gesellschaft von Calcutta, Sir William Jones, ganz im Geiste der indischen Mythologie und Poesie dichtete. Mit ihm wetteifert hier v. Hammer in den parsischen Hymnen, welche, Heilige Worte überschrieben, die wahrhaft erhabenen Religionslehren Zoroasters, als sänge sie ein Magus, den Barsam oder heiligen Zweigbündel in der Hand vor der reinen Opferflamme, in sieben Jeschnes oder Weihen enthalten. Man lasse sich durch diese fremden Worte ja nicht abschrekken. Untergesetzte Anmerkungen erklären alles, was uns dunkel seyn könnte, mit fruchtbarer Kürze. Es sind hier die köstlichsten Perlen aus den Sendbüchern, aus den Offenbarungen des Aveста, des lebendigen Worts, gar fein zusammengereiht. Wie jetzt die große Frage über den Ursprung der für geoffenbart gehaltenen Religionen im Orient steht, kann niemand sein Auge dem Lichtquell Ormusd, niemand sein Ohr der Lehre des Send Aveста verschließen. Wir befinden uns also hier auf jenen Gebirgen des alten Mediens, von wo die magische Lehre einst das unermeßliche Perserreich durchdrang, und seine Eroberungskriege gern mit den Umsturz der Vielgötterei verband. Und nun werden wir im zweiten Blatt dieses Trifolium an dem Ufer des Nils, zur Räthselsphinix an der Pyramide versetzt. Sieben arabische Elegien (Almanach, Neujahrsgeschenke genannt) schließen uns alle Wunder dieses Wiegenlandes der griechischen und neueuropäischen Weisheit auf. Der Nil, die Pyramide, die Palme, die Cypresse, der gestirnte Himmel, wie er dort in der großen Himmelshieroglyphe herabblickt, der Beduine erscheinen jedes einzeln in einem eigenen Liede, und der Wanderer hält ein gar kluges Gespräch mit der noch klügern Sphinx. Der sinnreiche Dichter dachte sich bei diesem siebenfachen Anklang immer als einen Vogel des Nillandes, der mit Menschenzungen diese Wundererscheinungen anspreche, und so beginnt er denn die letzte dieser sieben Elegien, die es mit den am Nil herumschweifenden Beduinen zu thun hat, wie folget. Es sey zugleich eine Probe des Vortrags:

Neig' dich zum Menschen, o Lied! was liegt dem elegischen Sänger
Näher als Stoff des Lieds, den der vergängliche Mensch!

*) Morgenländisches Kleeblatt, aufgelesen von Jos. v. Hammer. Mit Kupfern. (Wien, Ant. Doll. 1819. 104 S. in 4.)

Erst zwar hast du als Schwan die Fluthen des Nils durchschiffet,
Dann als Taube geruht auf dem getrockneten Land,
Palmenumlaubt — hob'st dann als Nachtigall dich zu Cypressen,
Welche als Masten der Luft ragen aus grünlicher Fluth;
Folgst als Phönix auf in die Sternen-besäeten Felder,
Zu der Quelle des Lichts, ewiger Herrlichkeit All;
Senktest als Ibis den Flug zu dem Pyramidengewühle,
Sprachest als Wiedhopf klug mit der verwirrenden Sphinx.
Laß nun den Flug, proteisches Kind ägyptischer Fluren,
Und durchrenne als Strauß mit Beduinen den Sand.

Das dritte Blatt dieses ächten Gold- und Steinklees entrückt uns mit neuem Zauber an die Ufer des thrazischen Bosporus, stellt uns vor Stambuls auf hundert Minarets winkende, von Sonnenstrahl vergoldete Halbmonde. Wir schweben über den Cypressenhainen und sieben Thürmen Constantinopels. Ogusname wird die Sammlung von sieben türkischen Eklogen benannt. So heißt eigentlich eine Sammlung uralter türkischer Sittensprüche und Gesänge, welche von einer Art herumziehender Bänkelsänger, deren Usen in den Kaffeehäusern, und wo sonst etwa noch der englische Wundersänger Byron den Stoff vieler seiner Gedichte aufgriff, vorgetragen werden. Jeder dieser Eklogen führt die Aufschrift eines Wochentags. Jede erzählt, dichtet, klagt, dialogirt in eigenen Klängen und Weisen. Der Sonnabend führt alle Blumen im beredtesten Selam redend ein. Der Montag läßt Hirten mit einander Wechsellieder singen. Der Dienstag läßt uns die Unterredung eines Pilgers mit einem Städter vernehmen. Die Krone von allem ist der Traum Osmanns am Donnerstag, eine im Munde der Türken befindliches Legende, tragischer als das Lied von Hero und Leander.

Schon viele haben es früher mit solchem orientalischen Liedersang versucht. Die Engländer sind besonders stark darin. Aus Moores Lalla Rook sind selbst in dieser Zeitschrift einladende Proben mitgetheilt worden. Doch ist da alles nur aus der zweiten, oft auch aus der vierten und fünften Hand. Aber hier athmet alles den wahren Geist, der den Osten erleuchtete und entzündete. Denn Herr von Hammer, in der orientalischen Academie in Wien erzogen, von Johannes v. Müller, seinem väterlichen Freunde, belehrt und begeistert, war zehn Jahr im Orient, besuchte in türkischer Kleidung, die, jedem Christen fast unzugänglichen, Plätze, segelte auf dem Tieger des tapfern Commodore, Sir Sidney Smith, mit nach Aegypten, entdeckte dort Alterthümer und Handschriften, die nur zu oft in fremde Hände geriethen, und umarmte, wie ein blühendes Mädchen in ihrer Heimath, die ihm sich züchtig entschlekernde Dichtkunst des Orients *). Er würde, wenn es

*) Schon im Jahr 1811 gab Hr. v. H. in Wien topographische Ansichten von seinen Reisen in die Levante heraus, worin wir die erste Nachricht von den Tempelruinen von Paphos und Amathus in Cypern erhielten, die er entdeckte. Vor wenigen Monaten erschien von ihm „Umblick auf einer (1804 gemachten) Reise von Constantinopel nach Brussa und auf den Olympos. (Nebst Kupfern und Karten. Pesth, Hartleben. 205 Seit. in 4.), worin wir von drei wichtigen Plätzen in Kleinasien, Brussa, Nicäa und Nikomedien die ersten zuverlässigen Nachrichten erhalten.

gälte, diese Lieder zum Theil in der Ursprache selbst singen können, aus deren reinsten Quellen er hier seine deutschen Nachbildungen schöpfte. Er malt mit glühenden Farben; aber es ist keine Schminke, es sind ächte Lokaltinten. Man kann sich darauf verlassen: so fantasirt, so erglühet der Orient. Auch seine schon vor 20 Jahren gedichtete Schirin, die wegen gewisser äußeren Härten überhaupt viel zu wenig gelesen wurde, hat diesen ächten Farbenschmelz. Allein der Dichter hat indessen auch an Fülle und Gediegenheit im Vortrag für uns Deutsche kräftig zugenommen. Man lieset jetzt ohne Anstoß, und wo die Sache dunkel seyn könnte, da steckt er sogleich in untergesetzten Anmerkungen, die bei aller Kürze einen Schatz neuer Aufschlüsse und Ansichten enthalten, die erwünschte Leuchte auf.

Den innern Gehalt dieser Sammlung erhöht die gefällige und ansprechende äußere Form. Von den drei sauber gestochenen Kupfern, welche, in inniger Beziehung auf die Gedichte selbst stehn, stellt das erste eine Ansicht der Gräber von Persepolis, rechts einen betenden Parser vor, der den Peron vor den Mund gebunden hat; das zweite die Pyramiden, Palmbäume und Cypressen rechts und links, und die dritte eine Ansicht Constantinopels von der asiatischen Seite aus. Dazu gehören drei Schlußvignetten, wovon die erste einen sehr merkwürdigen altpersischen Talisman, die zweite die mit Sonnenstrahlen besaitete Lyra, welche die Harmonie der Sphären leitet, die dritte das Monogramm des regierenden Sultans darstellt. Unter jedem Kupfer steht ein Denkspruch in der Ursprache, die wir besonders mittheilen.

Die Perser und Araber heißen die erste Morgendämmerung, den lügenhaften, die zweite den wahrhaften Morgen. Nur die zweite schimmert im Rosenlichte dieses Liederkreises aus dem Morgenlande. Mögen viele sich dieses seltenen Genusses erfreuen! Die Sammlung ist einer Freundin des Dichters, der auch unter uns durch so viele romantische Dichtungen geschätzten, eben jetzt wieder durch ihren neuesten Roman, Frauenwürde, alle Feinfühlenden erfreuenden Caroline Pichler, mit folgendem Doppeldistichon zugeeignet:

Freundin, Dichterin, Frau, als solche dreimal verehret,
Weil Du glücklich verein'st Sitte mit Geist und Gemüth,
Nimm als Opfer des Freundes dies seltene östliche Dreiblatt
Von saracenischem Klee, medischem, türkischem auch.

Sprüche des Morgenlandes.

Persisch.

Am Hoffnungs-Himmel webe Dir die Sonne
Aus Fäden ew'gen Lichts die reinste Wonne.

Arabisch.

Sey wie Palmen fruchtbar, oder sey
Den Cypressen ähnlich, hoch und frei.

Türkisch.

Thue das Gute, wirf es in's Meer,
Weiß es der Fisch nicht, weiß es der Herr!

Zur Beherzigung.

Bremen hat sich aller Unterdrückung ungeachtet in Ehren erhalten und durch so manche Verbesserung seiner innern Staatswirthschaft

und Verschönerung sich selbst gehoben ist und vom Auslande geachtet, durch so manche kräftige Hülfe, welche es dem allgemeinen Wohl fürs deutsche Vaterland und so manchen andern deutschen leidenden Mitbrüdern in Franken, Schwaben, Sachsen und Norwegen leistete.

Manches Gute aber kann noch geleistet werden! Der Vorschlag zum Thurmbau der St. Stephani Kirche ist wünschenswerth und ich hoffe daß ich dessen Bau so wie die Ausfüllung der Balge noch erleben werde, wozu ich gerne nach Kräften beitragen werde.

Es fehlen aber noch in unserer Stadt nützlichere Verbesserungen, als eine Ersparungscasse, worin die dienende Classe ihr verdientes Lohn mit Sicherheit und Nutzen einlegen kann, wozu ein geschätzter Mitbürger unserer Stadt schon früher Vorschläge gemacht und wozu die Discontocasse nicht ganz genügt, da diese nicht unter 50 Rthlr. nimmt.

Aber noch von weit größerem Werth ist eine Leihbank, wo für augenblickliche Verlegenheiten Jeder Uhren, Mobilien und Sachen von Werth gegen billige Zinsen versetzen kann; denn der Wuchergeist treibt gewaltig unter uns sein Wesen. Nur ein Beispiel.

Ein Familien-Vater von sechs Kindern von guter Familie, war neulich in drückender Verlegenheit um 10 Rt. Er lieh diese unter Versetzung eines modernes Stücks vom dreifachen Werth und soll dafür wöchentlich 10 Gr. Zinsen geben, also über 72 pCt.; Noch mehr. Jemand bedurfte auf 3 Stunden sage drei Stunde eilf Rthlr. und er mußte für diese Anleeihe von 11 Rthlr. auf 3 Stunden unter Verpfändung des dreifachen Werths 36 Gr. bezahlen.

Kann eine unglückliche Familie sich auf diese Weise wieder empor arbeiten?

Mitbürger, Freunde unsrer unglücklichen Mitbürger, helft auch in dieser so nöthigen Sache. Legt ein kleines Capital zusammen und schaft eine Leihbank wodurch ein so empörender Wuchergeist und die gänzliche Verarmung so mancher Familien vorgebeugt werden kann.

Späte Nachkommen werden noch die Asche der Stifter einer so wohlthätigen Anstalt segnen.

D.

Finsterniß und Licht; Leid und Freude.

Ein junges liebendes Paar hatte sich zum ehelichen Bunde zusammengefunden. Die Götter hatten ihnen zum Glück des Lebens keine ihrer Gaben vorenthalten, denn selbst die leichte häusliche Sorge, diese Mitgift aller Ehen, wurde leicht getragen, weil sie für beide eine gemeinschaftliche Bürde war, und vermochte nicht, ihren Schatten auf das Leben zu werfen, weil es das Morgenroth der Liebe erleuchtet hielt. Auch der erste kindliche Wunsch, der in den Seelen Neuverehlichter erwacht, wenn sie die Liebe an den Traualtar geführt hat, der, ihre Liebe durch ein drittes Wesen dauerhaft zu binden, fand bald Gehör und wurde Hoffnung, als das Weib seine Regungen unter ihrem Herzen fühlte. Doch mit dem Wachsen dieser Hoffnung tauchte das Schicksal seinen Dolch in das Gift des Schmerzes und stieß ihn tief in beider Leben ein. Liane (so hieß die Unglückliche) verfiel in eine schwere Krankheit, und die heilende Kunst kämpfte lange mit dem Tode, ehe sie ihr Leben für sich gewinnen konnte. Aber, was für die Kunst Lohn war, war für Lianen nur eine härtere Probe, auf welche sie das Schicksal nehmen wollte. Die Krankheit entschied sich — mit gänzlicher Blindheit.

Wer vermöchte es, den Schmerz zu schildern, als sie zum erstenmal aus einem langen, bewußtlosen Krankenschlaf zum neuen Leben erwachte, die Stimme ihres Gatten vernahm und ihre Augen vergeblich seine Gestalt suchten? Nur der Trost des Arztes, dieses Seelen-Wundkraut und die Hoffnung die er gab, daß mit einer glücklichen Entbindung zugleich das Auge von den Banden der Finsterniß entbunden werden könne, hielt die gebeugte Seele noch etwas aufrecht. Doch als auch diese Hoffnung schwand, als ein neugebornes, gesundes Mädchen, ihr Ebenbild, in ihren Armen lag, und sein erstes Weinen wie Grabes-Stöhnen an ihr Ohr schlug, da entwich auch aus ihrer Seele der letzte Lichtstrahl und sie versank in tiefe Schwermuth. Tage und Nächte seufzte sie: „nur einmal, o Himmel! laß mich dein Geschenk, dieses Kind der Schmerzen, sehen und gerne will ich dann dulden, daß die furchtbare Nacht wieder über mich hereinfalle; nur einmal treffe sein Lächeln dieses Thränen-müde Auge, und dann möge wieder der undurchdringliche Schleier darüber sinken, der mir alle Freuden meines Lebens verkümmert hat."

Ermattet von solchem Gebet sinkt sie einst an die Seite ihres geliebten Kleinods auf das nächtliche Lager hin. Doch kaum hat sie die müden Augenlieder geschlossen, da erweckt sie ein fernes Geräusch, immer näher dringt es zu ihren Ohren; immer vernehmlicher werden Menschenstimmen; die Thurmglocken schlagen an; das Wirbeln der Trommeln wird laut und der Schreckensruf: Feuer! tönt fürchterlich zu ihr heran. Die Furcht giebt der Unglücklichen Kraft. Schnell ergreift sie den neben ihr schlafenden Säugling, drückt ihn mit Inbrunst an das schlagende Herz, und verläßt eilig die Lagerstätte, um dem drohenden Tod durch eilige Flucht zu entgehen.

Da fällt plötzlich der dunkle Schleier von ihren Augen. *) Immer heller und heller wird es vor ihren Blicken. Sie wendet sie auf den Schläfer in ihren Armen, und — der sehnliche Wunsch, um dessen Erfüllung sie so inbrünstig gebeten hatte, ist erfüllt — sie erblickt sein holdes, lächelndes Antlitz!

Doch, o Gott, vor und hinter ihr steigt das fressende Feuer himmelan! Keine Rettung, wohin sie sich auch wende! Alle Ausgänge hält das fürchterliche Element besetzt. Ihren Säugling fest an sich drückend, stürzt sie sich kämpfend in das Feuermeer. Doch alles umsonst! Ihre Kräfte schwinden. Es faßt die Unglücklichen die unerbittliche Flamme und trägt sie empor zu jenem Lichte der Verklärung, wo nichts mehr das irdische Auge trübt.

Die Holde, die ich meine.

Die Holde die ich meine,
Ist eben sechszehn Jahr.
Sanft unter blonden Haar
Da Strahlt mit mildem Scheine
Ein blaues Augenpaar,
So lieblich hat's nur Eine:
Die Holde die ich meine!
Und Wang' und Lippen gar —
Ich wette traun! daß keine
Der Grazien schöner war!
O reichte am Altar
Zu ewigem Vereine
Sie ihre Hand mir dar,
Die Holde die ich meine!

Auflösung der Charade in Nro. 103.

Schachtel.

*) Nach Richter erhielt ein Blinder auf ähnliche Art sein Gesicht dadurch wieder, daß er täglich in die Sonne sah.

Das Hanseatische Taschenbuch ist fertig und wird dieser Tage zu den Herren Subscribenten gebracht werden. Auch sind noch mehrere Exemplare in jedem möglichen Einbande, zu Weihnachts- und Neujahrs-Geschenken sich vorzüglich eignend, in meiner Wohnung am Dom Nr. 2 zu bekommen.

G. Jönßen.